

Der dreissigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf 1632

Onno Klopp

Der dreißigjährige Krieg

bis zum

Tode Gustav Adolfs 1632.

Zweite Ausgabe des Werkes:

Tilly im dreißigjährigen Kriege,

von

Onno Klopp.

Dritter Band. Zweiter Theil.

Die Jahre 1631 bis Ende 1632.

Mit zwei Portraits und Aufriß und Grundriß von Magdeburg.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1896.

Zweigniederlassungen in **Münster, Osnabrück** und **Mainz.**

Inhalt.

Fünfzehntes Buch.

Das Jahr 1631.

6. Der Convent zu Leipzig, im Februar und März.

7. Erfolge Gustav Adolfs an Frankfurt a/O. und Landsberg a/W.

8. Magdeburg in den vier ersten Monaten des Jahres 1631.

Sechszehntes Buch.

Das Jahr 1632.

9. Der Zug des Schwedenkönigs ostwärts bis Nürnberg, im März 1632.

10. Pappenheim in Niedersachsen und Westfalen, März bis Mai.

11. Der Zug Gustav Adolfs auf Donauwörth, im April.

12. Das zweite Generalat Wallensteins definitiv, 13. April.

13. Tilly und Gustav Adolf vom Lech bis Ingolstadt, im April.

14. Gustav Adolf und Johann Georg, im Mai.

25. Die Kämpfe bei Nürnberg, im Anfange September, bis zum Abzuge beider Heere.

26. Die Züge der Hauptarmeen bis Mitte October.

27. Die Züge Pappenheims vom August bis in October.

28. Der Stand der Dinge, im September, in Schlesien, im Elsaß, in Ober-Oesterreich.

Verzeichnis der wiederholt in Band III. 1 und 2 angeführten ungedruckten und gedruckten Quellen und Geschichtswerke.

Acten des dreißigjährigen Krieges im K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive. Im Hauptarchive.

Adlzreitter, annalium Boicae gentis partes tres etc. Francofurti a/M. 1710.

Aitzema, Lieuwe van, historie of verhael van saken van staet en oorlogh enz. In 's Gravenhage 1657. Ich bediene mich der ursprünglichen Quartausgabe in 14 Bänden.

Alemann, J., Vortrab vorhabender außführung, auß waß Grundt, Anfang, Mittel und Ende die gute Stadt Magdeburg zu dem erbärmlichen Untergang veranlasset usw. Hildesheim 1633. Man vgl. damit den Titel der Ausführlichen und wahrhaften Relation.

Apologie, Mecklenburgische, 1629.

Appendix (oder Supplementum) Relationis über des H. Reiches Stadt Augspurg jetzigen Zustand der Religion halber usw. 1632. Vgl. Relation über usw.

Aretin, Frh. v., Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts. Erster Band. Passau 1839.

Aretin, Wallenstein. Beiträge zur näheren Kenntnis seines Charakters usw. München 1845.

Arkiv till upplysning om svenska krigens och krigsinrättningarnes historia. 3 Bde. Stockholm 1854. Norstedt et söner.

Arlanibaeus, Arma Suecica, das ist eigentliche und wahrhaftige Beschreibung usw. 1632.

Aurich, ehemals fürstliches Archiv in.

Avenel, lettres, instructions diplomatiques et papiers d' état du cardinal de Richelieu. Paris 1853 et suiv.

Bandhauer, Z., deutsches Tagebuch der Zerstörung Magdeburgs, herausgegeben v. P. Klimesch 1855.

Barthold, F. W., Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab usw. Stuttgart. Liesching 1842. Zwei Bde.

Bassompierre, mémoires du maréchal de. Cologne 1665.

Bavarica 1631/2. Der betr. Fascikel im K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive.

Bentivoglio, relazioni del C., befinden sich in den opere storiche, volumi 5, Milano 1806.

Berger, Adolf, Eine gemeinsame deutsche Flagge. Im österr. Militär-Kalender für das Jahr 1851. S. 180 uf.

Bericht, ausführlicher und gründlicher, was sich bei vergangener Belägerung und Eroberung der Stadt Magdeburg verlossen. Getruckt im Jahr 1631.

Bericht, gründlicher, so von Gott usw. Getruckt in Prag 1631. Flugschrift aus dem kaiserlichen Hauptquartiere.

Bericht, gründlicher, warhaffter und kurtzer, von der Hänse Stadt Stralsundt, der Haubtstadt in Pommern, wie anno 1627 die Einquartierung usw. Stralsundt. Bey und in Verlegung Augustin Ferbers 1631.

Bericht, Warhafftiger wolgegründeter, welcher gestalt p. p. Gustavi Adolfi etc. K. M. am 22. September 1631 zuerst in Erfurt angelangt usw. usw. Auf sonderbare Anordnung des Rathes 1634.

Bilek, T., Beiträge zur Geschichte Waldsteins. Prag 1886.

Bisaccioni, memorie historiche dalla mossa d' armi di Gustavo Adolfo etc. In Venetia 1642.

Bodmann, F. J., die Schweden zu Mainz. Mainz. (O. J.)

Bougeant S. J., histoire des guerres et négociations qui précédèrent le traité de Westphalie. Paris 1751.

Brachelii, historia sui temporis. Ab anno 1618 usque ad a. 1652. Coloniae 1652.

Brandt, der Dom zu Magdeburg. Historische, architectonische und monumentale Beschreibung der Kathedrale. Magdeburg. Baensch. 1863.

Breyer, Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. München 1812.

Brieven van Cornelis Haga, siehe Haga.

Bühring, Dr. J., Venedig, Gustav Adolf und Rohan. Ein Beitrag usw. Halle. Niemeyer 1885.

Burgus, Mars Sueco-Germanicus sive rerum a G. A. Sueciae rege gestarum libri tres. Coloniae Agr. 1641.

Calenberg, Archiv der Landschaft, in Hannover.

Calvisius, das zerstörte und wieder aufgerichtete Magdeburg usw. Magdeburg 1727.

Capellen, Jonkheer A. v. d., Gedenkschriften. Te Utrecht 1777.

Carafa, Caroli, Episcopi Aversani commentarii de Germania sacra restaurata. Coloniae A. 1639.

Celler Brief-Archiv, Abtheilung des Königlichen Archives in Hannover.

Chemnitz, Kön. schwedischer in Teutschland geführter Krieg. 1. Theil. Alten Stettin im Jahr 1643.

Chlumecky, die Regesten usw. sammt den noch ungedruckten Briefen des Kaisers Ferdinand II., Albrechts von Waldstein und Romboalds Grafen Collalto. Brünn 1856.

Contarini, in den Relazioni etc. dagli Ambasciatori Veneti nel secolo 17mo raccolti ed annotate da Barozzi e Berchet. Serie III. Relazioni di Roma. Vol. 1. Venezia 1877.

Copey, Etlicher vornehmer Catholischer Schreiben, darauß eigentlich zu vernehmen und zu spüren usw. 1629.

Copia Manifesti, samt etlichen beygefügten Schreiben, welche der H. General und Graf v. Tilly bey währender Magdeburgischer Belagerung an B. und R. daselbst usw. abgehen lassen. 1631.

Correspondance de Wallenstein, Tilly, Pappenheim. Im Staatsarchive zu Brüssel.

Correspondenz, große. Im K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive, Filiale am Josephsplatze.

Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen den Gr. Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828.

Cronholm, Gustav II. Adolf in Deutschland. Aus dem Schwedischen von Dr. Helms. Erster Band. Leipzig 1875.

Decken, Fr. v. d., Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Hannover 1833.

Disceptatio seu quaestio, utrum bona ecclesiastica et monasteria maxime, nuper ex haereticorum manibus erepta, etc. etc. Flugschrift ohne O. und J.

Dittmar, Beiträge zur Geschichte der Stadt Magdeburg in den ersten Jahren nach ihrer Zerstörung 1631. Halle. Niemeyer 1885.

Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises. Zwei Bände in F.

Droysen, G., Gustav Adolf. Zwei Bände. Leipzig. Veit u. Co. 1869.

Droysen, G., Schriftstücke von Gustav Adolf, zumeist an evangelische Fürsten Deutschlands. Stockholm, Paris, Leipzig 1877.

Droysen, G., Das Auftreten Pappenheims in Norddeutschland nach der Schlacht von Breitenfeld. Ist zweiter Theil des Aufsatzes: die niedersächsischen Kreisstände usw.

Droysen, J. G., Geschichte der preußischen Politik. Berlin 1855 uf.

Dudik, Correspondenz des Kaisers Ferdinand II. usw. mit M. Becanus und W. Lamormaini. Im Archive für die Kunde österr. G. O. Bd. LIV [2].

Dudik, Waldstein von seiner Enthebung bis zur abermaligen Übernahme des Ober-Commandos. Wien. Nach den Acten des K. K. Kriegsarchives in Wien. Gerold 1858. Wien.

Dudik, Waldsteins Correspondenz. Nachlese zu dem vorgenannten Werke. Im Archiv für die Kunde österr. Geschichtsquellen, so wie besonders abgedruckt.

Dvorský, historické doklady k záměrům Albrechta z Valdštýna a jeho spojenců. V. Praze. Grégra 1867.

Emden, Rathhaus-Archiv der Stadt.

Extracte aus den Acten usw. n. 183. Ein besonderer Fascikel im K. u. K. Haus-Hof- und Staatsarchive. Filiale am Josephsplatze.

Fagniez, G., le Père Joseph et Richelieu (1577—1638). Paris. Hachette et Co. 1894. 2 voll.

Fiedler, Joseph, die Relationen der Botschafter Venedigs über Deutschland und Österreich im siebzehnten J. Wien 1866. 2 Bde.

Firnhaber, Actenstücke zur Aufhellung der ungarischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, im Archive für die Kunde österr. Geschichtsquellen. Band VIII.

Flassan, histoire générale et raisonnée de la diplomatie française. 2de Edition. Paris 1811.

Fock, Otto, Aus den letzten Tagen pommerscher Selbständigkeit. Leipzig. Veit u. Co. 1872.

Förster, Fr., Albrechts von Wallenstein des Herzogs von Friedland und M., ungedruckte, eigenhändige vertrauliche Briefe usw. Drei Theile. Berlin 1828. G. Reimer.

Förster, Fr., Wallenstein Herzog usw. als Feldherr und Landesfürst usw. Potsdam 1834. F. Riegel.

Franck, D., Altes und Neues Mecklenburg. XIII Bändchen in 4to.

Friedensacten, besondere Abtheilung im K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive. Filiale am Josephsplatze.

Gaedeke, Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631 bis 1634. Mit Acten und Urkunden aus dem K. sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden. Frankfurt a/M. 1885.

Geijer, E. G., Geschichte Schwedens. Hamburg 1832. Bei Fr. Perthes.

Geschichte Gustav Adolfs, Königs von Schweden. Aus den Arkenholzischen Handschriften usw. Zwei Bände. Breslau 1775.

Gindely, Anton, die maritimen Pläne der Habsburger und die Antheilnahme Ferdinand II. usw. 1627 bis 1629. In den Denkschriften der K. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band XXXIX Wien 1890.

Gindely, Anton, Waldstein während seines ersten Generalates im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625 bis 1630. Zwei Bände. Prag und Leipzig 1886.

Gindely, Anton, Waldsteins Vertrag mit dem Kaiser bei der Übernahme des zweiten Generalates. Prag 1889.

Gregorovius, F., Urban VIII. im Widerspruche zu Spanien und dem Kaiser. Eine Episode des 30j. Krieges. Stuttgart. J. G. Cotta 1879.

Groen van Prinsterer, archives et correspondance inédite de la Maison d'Orange-Nassau. Deux. Serie. Utrecht 1857.

Grünbaum, Dr. M., über die Publicistik des dreißigj. Krieges, von 1626 bis 1629, Halle. Niemeyer 1880.

Guerike s. Hoffmann und Wittich.

Haga, Cornelis, brieven van. Abgedruckt in Kronyk van het historisch genootschap gevestigd in Utrecht. Jaarg. 1867.

Hallwich, Wallensteins Ende. Ungedruckte Briefe und Acten. Leipzig 1879. 2 Bde.

Hammarstrand, bidrag till historien om Konung Gustav II Adolfs deltagande i trettioåriga kriget. Arsskrift utgiven af Kongl. Vetenskaps-Societeten i Upsala. Upsala 1860.

Hammer-Purgstall, Geschichte des osmanischen Reiches. Zweite A. Pesth 1840. Vier Bände.

Handschriften. Besondere Abtheilung im K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive. Filiale am Josephsplatze.

Harte, Das Leben Gustav Adolfs des Großen, Königs von Schweden. Aus dem Englischen übersetzt von Martini. Leipzig 1760. Zwei Bände.

Hauptvertheidigung, Nochmalige, unvermeidliche und gründliche des H. R. Reiches evang. Churfürsten und Stände usw. usw. Leipzig 1630.

Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Göttingen 1853.

Helbig, Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg 1630 bis 1632. Leipzig 1854.

Helbig, Wallenstein und Arnim 1632 bis 1634. Dresden 1850.

Herchenhahn, Geschichte Albrechts v. Wallenstein. Altenburg 1790.

Heß, Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim. Leipzig 1855.

Heyne, der Kurfürstentag zu Regensburg 1630. Berlin 1866.

Hildebrand, Wallenstein und seine Verbindungen mit den Schweden. Actenstücke aus dem schwedischen Reichsarchive zu Stockholm. Frankfurt a/M. 1885.

Hoe von Hoenegg, Leipzigische Schlußpredigt usw. Leipzig 1631.
Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg 1856. Bd. III.
Hoffmann-Guerike bezeichnet die Chronik Guerikes, wie sie von Hoffmann gemäß dem Magdeburger Mscrpt. herausgegeben ist. Magdeburg 1860.
Hoffmann, Otto v. Guerike, Bürgermeister der Stadt Magdeburg usw., herausgegeben von J. O. Opel. Magdeburg 1874.
Hormayr, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte 1852/3. München. Bei Georg Franz.
Hübsch, G., Das Hochstift Bamberg und seine Politik unmittelbar vor dem ersten Einbruche der Schweden 1631. Bamberg 1895.
Hurter, Fr. v., französische Feindseligkeiten gegen das Haus Österreich usw. Wien 1859.
Hurter, Fr. v., Friedensbestrebungen des Kaisers Ferdinand II. Wien 1860.
Hurter, Fr. v., Geschichte des Kaisers Ferdinand II. und seiner Eltern. Schaffhausen 1850 ff.
Hurter, Fr. v., zur Geschichte Wallensteins. Schaffhausen 1855.
Hurter, Fr. v., Wallensteins vier letzte Lebensjahre. Wien 1862.
Inventarium Sueciae das ist gründliche und warhaffte Beschreibung des Königreiches Schweden usw. usw. durch Joh. Ludwig Gottfried. Frankfurt a/M. 1632.
Irmer, Dr. G., Hans Georg von Arnim. Leipzig. Hirzel 1894.
Irmer, Dr. G., Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser. Erster Theil 1631 und 1632. Leipzig. S. Hirzel 1888.
Jahrbuch für vaterländische Geschichte. Wien 1861.
Jarry, Du, der dreißigjährige Krieg. Schaffhausen. Hurter 1848.
Katona, historia critica regum Hungariae tom. XXXI. Budae 1794.
Keller, die Drangsale des nassauischen Volkes usw. in den Zeiten des 30j. Krieges usw. Gotha 1854.
Khevenhiller, Annales Ferdinandii, oder wahrhafte Beschreibung usw. Leipzig 1721.
Komp, Fürstabt Johann Bernhard Schenk zu Schweinsberg usw. im Hochstifte Fulda 1623 bis 1632. Fulda 1878.
Krause, Denkwürdigkeiten des Gymnasiallehrers und Pfarrers Christophorus, in Magdeburg. Herausgegeben von J. O. Opel in den Neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Band XIX. Halle 1878.
Krause, G., Urkunden, Actenstücke und Briefe zur Geschichte der Anhaltischen Lande und ihrer Fürsten unter dem Drucke des 30j. Krieges. Leipzig. Dykische Buchhandlung 1862.
Kriegsacten. Wie Friedensacten, eine besondere Abtheilung im K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive in Wien, Filiale am Josephsplatze. Es kommen hier in Betracht die Fasc. 79 bis 98.
Kriegsschriften, herausgegeben von bayerischen Officieren. 3 Bände. München 1829.
Kronyk van het historisch genootschap gevestigd te Utrecht. 23 Jaargang 1867. Utrecht. Kemink en zoon 1867.
Lamormaini S. J., Ferdinandi II. Romanorum Imperatoris virtutes. Tyrnaviae 1739.

Laymanni S. J., justa defensio sanctmi Romani Pontificis, Augmi Caesaris, S. R. E. Cardinalium etc. contra quosdam a se ipsis delectos judices. Dilingae 1631.

Leben des gottseligen usw. Diener Gottes Dominici a Jesu Maria. Wien 1678.

Le Bret, J. F., Magazin zum Gebrauche der Staaten- und Kirchengeschichte, vornehmlich usw. Ulm 1771. Stettin. 10 Bde.

Leipzigische Schlußpredigt siehe Hoe von Hoenegg.

Londorp, der R. K. Majestät und des H. R. Reiches geist- und weltlicher Stände, Chur- und Fürsten, Grafen, Herren und Städte, Acta publica usw. Frankfurt a/M. 1668.

Lorenz, O., Wallenstein und der Besitz von Mecklenburg. In der Deutschen Rundschau h. v. Julius Rodenberg. VI. J. Heft 7 April 1880. Berlin.

Lungwitius, Dreifacher Schwedischer Lorberkranz usw. usw. Leipzig 1632.

Lünig, Europäische Staats-Consilia usw. Leipzig 1715.

Mailáth, J. Graf von, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Hamburg 1842. F. Perthes.

Meiern, J. G. v., Acta pacis Westphalicae publica usw. Hannover 1734 uf.

Menzel, Carl Adolf, Neuere Geschichte der Deutschen. Breslau 1854 uf.

Meteren, (genauer) Meterani novi, das ist niederländischer Historien dritter Theil. Von 1620 bis 1630. Amsterdam 1640.

Miller, epistolae quae haberi poterant Cardinalis Petri Pázmány etc. Tomuli I et II. Budae 1822.

Mocenigo. In den Relazioni etc. dagli Ambasciatori Veneti nel secolo 17mo, raccolte etc. da Barozzi e Berchet. Serie 1. Spagna vol. 1.

Monumenta Hungariae historica. Kötet 21. Budapest 1873.

(Moser,) patriotisches Archiv für Deutschland. Frankfurt und Leipzig 1784. Zwölf Bände.

(Moser,) neues patriotisches Archiv. Band I.

Murr, C. G. v., Beyträge zur Geschichte des 30j. Krieges, insonderheit des Zustandes der Reichsstadt Nürnberg usw. Nürnberg 1790.

Nani, historia della republica Veneta. In Venetia 1686.

Neubauer, Wallenstein und die Stadt Magdeburg. 1891.

Neubur, G. P. A., Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Schwerin und Güstrow 1774.

Opel, J. O., der niedersächsisch-dänische Krieg. Bd. III. Von 1627 bis zum Frieden von Lübeck 1629. Magdeburg 1894.

Opel, J. O., Otto von Guerikes Bericht an den Magistrat von Magdeburg über seine Sendung nach Osnabrück und Münster 1646/7. In den neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen usw. Bd. XI S. 23 uf. Halle und Nordhausen 1865.

Opitz, die Schlacht bei Breitenfeld. Leipzig. A. Deichert 1892.

Osnabrück. Das ehemalige Domcapitel-Archiv. Dies Archiv ist besonders wichtig, weil der Fürstbischof Franz Wilhelm, Graf von Wartenberg, nicht bloß ein sehr eifriges Mitglied der Liga war, sondern auch als Vetter der Kurfürsten Ferdinand von Köln und Maximilian von Bayern mit denselben in engeren Beziehungen stand.

Oxenstiernas skrifter och brefvexling, utgifna af kongl. vitterhets-historie-och antiquitets-Akademien. Stockholm. Norstedt et söners förlag. 1888.

Pappus, L., epitome rerum Germanicarum ab anno 1617 ad a. 1641 gestarum. Mit Anmerkungen herausg. von Dr Ludwig Arndts. Wien 1856. Braumüller.

Priorato, Conte Gualdo, historia della vita d'Alberto Valstain etc Lion. 1643.

Protestationen des alten Rathes der Stadt Magdeburg, vom 10. Februar 1630, wiederholt am 13. und 15. Februar 1630, endlich am 19. Januar 1631. Hoffmann III, 75 und 76 erwähnt sie. Ich bediene mich einer Abschrift derselben in der K. Bibliothek zu Hannover.

Protocolla Magdeburgensia. Ein Band Schriftstücke aus den Jahren 1630 uf., im Archive des gräflichen Hauses Asseburg, mir gütigst zur Benutzung verstellt.

Pufendorf, S. de, Commentariorum de rebus Suecicis libri 26 etc. 1707.

Reichard, die maritime Politik der Habsburger im 17. Jahrhunderte. Berlin 1867.

Reichstagsacten von 1630. Fascikel im K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchive. Filiale am Josephsplatze.

Relatio summaria was an unterschiedlichen Orten ratione foederis ad defensionem S. R. Imperii erecti, vom 14. Februar 1632, gehandelt worden. Fascikel im K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive.

Relation, Ausführliche, wahrhafte, samt Beilagen, womit zu beweisen, wodurch und aus was Grund, Anfang, Mittel und Ende die uralte und gute Stadt Magdeburg zu dem erbärmlichen Untergang und Ruin veranlasset usw. — Zuerst abgedruckt bei Calvisius 72 uf., ungleich genauer und sorgfältiger von Opel in den Neuen Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereines Bd. XIII. S. 411 uf. Die ganze Haltung und besonders die an den betr. Stellen wörtliche Übereinstimmung mit den Protestationen (s. oben) thun dar, daß die Schrift einem oder mehreren Mitgliedern des alten Rathes von M. ihren Ursprung verdankt.

Relation, gründliche und warhafftige, wasmaßen die uhralte usw. 1631.

Relation oder Nürnbergische Kriegs-Cronica, und historische Beschreibung der fürnehmsten denkwürdigsten Händel usw. Gedruckt im Jahre Christi 1632.

Relation über des H. Reiches Stadt Augspurg jetzigen erbärmlichen Zustand. In Jahren 1628 und 1629 vorgangen. Getruckt im Jahre Christi 1630.

Riccii, Josephi, de bellis Germanicis libri X. Venetiis 1649.

Richelieu, mémoires du cardinal de. Collection Petitot. Paris 1823 et suiv.

Richelieu, testament politique du cardinal de. Par M. l'abbé de St. Pierre. A la Haye 1749.

Rödl, Quellenbeiträge zur Geschichte der kriegerischen Thätigkeit Pappenheims von der Schlacht bei Breitenfeld bis zur Schlacht bei Lützen. München 1889.

Roe, Sir Thomas, the negotiations of. In his embassy to the Ottoman Porte from the year 1621 to 1628 incl. London 1740.

Roese, Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar. Weimar 1828.

Roma, relazioni etc. dagli ambasciatori Veneti, nel secolo 17mo, raccolte ed annotate da Barozzi e Berchet. Venezia 1877.

Romana 1631 und 1632. Die betr. Fascikel im K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchive.

Rommel, Geschichte von Hessen. Cassel 1837.
Rusdorf, consilia et negotia publica. Accedit epistolarum familiarium etc. collectio. Francofurti et Lipsiae 1727.
Rusdorfii epistolae s. das vorstehende Werk.
Rusdorf, mémoires et négotiations de, rédigées par Cuhn. Leipzic 1789.
Sattler, Dr. C., Reichsfreiherr Dodo zu Innhausen und Knyphausen, K. schwedischer Feldmarschall. Norden. Soltau 1891.
Scharold, Dr. C. G., Geschichte der k. schwedischen und herzoglich s. weimarischen Zwischenregierung im eroberten Fürstbisthume Würzburg, im J. 1631 uf. Würzburg 1844. Nebst Beilagen, für sich paginiert.
Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt. Köln 1887.
Schebek, Dr. E., die Capitulation Wallensteins usw. 1632. Wien. Aus der Ö. U. Revue.
Schebek, Dr. E., die Lösung der Wallensteinfrage. Berlin. Hofmann 1881.
Schebek, Dr. E., Wallensteiniana. Prag 1873.
Schreiber, Maximilian I., Kurfürst von Bayern. München 1868.
Senkenberg, Fortsetzung von Häberlins teutscher Reichsgeschichte, Halle 1786. Bd. XXV, XXVI.
Soden, Fr. Freiherr v., Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland, von 1631 bis 1635. 3 Bde. Erlangen 1865.
Soldat suédois, le. A Genève. Par Pierre Albert. 1633.
Söltl, der Religionskrieg in Deutschland. Hamburg 1840. Band III.
Soranzo in der Sammlung von Barozzi e Berchet. Francia. Vol. II p. 235 etc.
Spanheim s. Soldat suédois.
Spittler, Geschichte des Fürstenthumes Hannover. Göttingen 1786.
(Stumpf,) diplomatische Geschichte der deutschen Liga im 17 Jahrhunderte. Erfurt 1800.
Styffe, konung Gustav II Adolfs skrifter. Stockholm 1861.
Supplementum Relationis über des H. Reichs Stadt Augspurg jetzigen Zustand der Religion halber in Jahren 1628, 1629, 1630 und 1631 vorgangen usw. usw. Gedruckt im Jahr 1632.
Sutner, München während des dreißigjährigen Krieges. München 1796.
Szilágyi, Georg Rákóczy I. Budapest 1883.
Theatrum Europaeum oder ausführliche und wahrhaftige Beschreibung usw. Frankfurt a/M. 1635 uf.
Tillius redivivus sive Magni Tillii Parentalia. Monachii 1678.
Topin, Louis XIII. et Richelieu. Etude historique accompagnée des lettres inédites du roi au c. de Richelieu. Paris 1876.
Tupetz, der Streit um die geistlichen Güter und das Restitutions-Edict. Wien 1883.
Turcica 1631 und 1632. Die betr. Fascikel im K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive.
Villermont, le comte de, Tilly ou la guerre de trente ans. Paris et Tournai. 1860. 2 Bde.
Volkholz, die Zerstörung Magdeburgs 1631. Magdeburg 1892.
Vreede, Inleiding tot eene geschiedenis der Nederlandsche Diplomatie. Utrecht 1856. Twee gedeelten in drie stukken.

Wagenaar, Algemeene geschiedenis der vereenigde Nederlanden enz. 1752.
Weng, die Schlacht bei Nördlingen.
Westenrieder, Beiträge zur vaterländischen Historie. Bd. VIII.
Wiarda, ostfriesische Geschichte. Aurich 1794. Bd. IV.
Wilthemii, Joannis Gaspari, S. J., Itinerarium. Handschrift in Brüssel. Bibl. Royale. Mss. nr. 6393.
Winckelmann, Oldenburgische Friedens- und Kriegshandlungen. Oldenburg 1671.
Wittich, K., Dietrich von Falkenberg, Oberst und Hofmarschall Gustav Adolfs. Magdeburg. Schäfer. 1892.
Wittich, K., Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly. Erster Band, mit archivalischen Beilagen. Berlin 1874. Duncker.
Wittich, Archivalische Beilagen. Gehört zu dem vorgenannten Werke.
Wittich, K., zur Katastrophe des 10/20. Mai 1631. Ein Aufsatz im Bd. 22 und 23 der Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 1887 und 1888.
Wittich-Guericke bezeichnet die Ergänzungen aus der Berliner Handschrift zu Hoffmann-Guericke.
Zinkeisen, J. W., Geschichte des osmanischen Reiches in Europa. Hamburg 1840 uf.
Zober, E. H., Geschichte der Belagerung Stralsunds durch Wallenstein im Jahre 1628. Stralsund 1828.
Zwiedineck-Südenhorst, die Politik der Republik Venedig während des 30j. Krieges. Zwei Bände. Stuttgart. J. G. Cotta. 1882.
Zwiedineck-Südenhorst, Hans Ulrich Fürst von Eggenberg. Wien 1880.

Fünfzehntes Buch.

Das Jahr 1631.

1. Schwedische Erfolge von Greifenhagen und Garz, und Consequenzen.

Vom November an traf Gustav Adolf, wie wir gesehen, Anstalt gegen das kaiserliche Lager in Greifenhagen und Garz angriffsweise vorzugehen. Jener Bericht des Generals Schaumburg, vom 30. November, der in schwedische Hände gerathen war,[1] konnte ihn in seinem Entschlusse nur bestärken. Um die Mitte December sammelte er seine Truppen unfern Stettin bei Damm, wo auch die längst ersehnten Reiter aus Preußen anlangten. Inzwischen gestaltete sich der Zustand im Lager der Kaiserlichen noch ungünstiger für sie.

Am 30. November, bald nach seiner Ankunft, hatte Schaumburg den Befund des Lagers einem Freunde vertraulich mitgetheilt. Es findet sich darin der nach allem, was von Wallensteinischer Seite vorgegangen war, erklärliche Ausdruck, daß „die Herren von der Liga über das zu Grundegehen dieser Truppen in die Faust lachen würden.“ Aber Tilly war nun das Haupt aller Streitkräfte. Auf seine Forderung erstattete Schaumburg ihm Bericht, am 21. December.[2]

Er hat, meldet er, zu Garz dem Namen nach sieben Regimenter gefunden, jedes zu zehn Fähnlein, also nominell 21,000 Mann. Es sind aber in Allem nicht 4000 gesunde Männer vorhanden, mit einem Obersten, zwei Oberstlieutenants, drei Oberstwachtmeistern. — Zur Zeit der Machtfülle Wallensteins hatten die Klagen der Länder namentlich hervorgehoben die Überzahl der höheren Officiere: nun, beim Herannahen der Gefahr, war die Zahl, nach Verhältnis, geringer als der Bedarf. — „Das noch gesunde übrige Fußvolk,“ meldet weiter Schaumburg, „ist also nackt, bloß, verarmt und ausgehungert, daß sie bei dem geringsten Anstoße gleich hinfallen, und sich aus Mangel an Mitteln nicht erretten oder wieder aufzubringen vermögen. Die Reiterei ist an Zahl ziemlich stark, jedoch so abgemattet und an Pferden abgekommen, daß die meisten zu Fuß gehen müssen. Dennoch darf man noch wohl 7000 Pferde rechnen.

[1] Arkiv II, 131. [2] Abschrift im D. C. Archive in Osnabrück.

Allein es fehlt an Nahrung. Im Lande ringsum ist alles so erbärmlich ruiniert, verdorben, verbrannt, öde, im Geringsten nicht angebaut, daß auf sieben oder acht Meilen oder mehr keine lebendige Seele, geschweige denn Mittel zum Unterhalte für Menschen und Pferde zu finden sind. Die Fourage muß acht oder neun Meilen weit her geholt werden. Dabei ist alles in völliger Unordnung und Wirrwarr."

Schaumburg ist darüber sehr bedrückt. „Ich sinne und mühe mich Tag und Nacht ab mit allem Fleiße; dennoch kann ich keine Mittel zur Abhülfe der unzähligen Excesse, welche durch die Gewohnheit hier eingeschlichen sind, erdenken noch erfinden. Ich habe durch verschiedene Couriere dem kaiserlichen Hofe Nachricht gegeben, jedoch bisher eine Antwort nicht erhalten." — Und wieder drängt sich ihm dann die jämmerliche Lage dieses Heeres vor die Seele.

„Es ist dergestalt übel und elendig bei dieser Soldatesca beschaffen," ruft er aus, „als ich es meine Tage niemals gesehen. Es wäre unmöglich Ewr. Excellenz alles zu erzählen. Ich hätte niemals geglaubt, daß Jemand eine Armee in solchem übelen Stande und erbärmlichen Wesen hätte hinterlassen können, als ich es hier vor Augen sehe." Der Bericht geht über seine Kräfte. Er bittet Tilly einen anderen Mann zu schicken, der alles verzeichne und genauen Bericht erstatte, wie er es gefunden. Dennoch gebietet auch ihm seine Pflicht fortzufahren.

„Der Unterhalt besteht nur in Brot, das indessen bereits zu mangeln beginnt. Ich habe mit vielfältigem langem Bitten in Wien endlich erlangt, daß man mir 20,000 Thaler schicken will; allein das Geld ist noch nicht zur Stelle. Ich habe bei meiner Ankunft aus dem Meinigen etwas hergegeben, damit nur die armen Knechte noch einige Tage sich erhalten und über den Hunger hinweg kommen. Wenn das Vorhandene verzehrt ist, so weiß ich weiter kein Mittel. Wenn nicht bald Hülfe kommt, so ist zu besorgen, daß diejenigen, welche bis dahin nicht sterben oder verderben, alle hinweglaufen, oder auch etwas Aergeres anrichten. Denn zu dem Hunger ist nun auch noch die grimmige Kälte gekommen."

Die von den Schweden her drohende Gefahr scheint damals Schaumburg noch nicht völlig erkannt zu haben. Er berichtet, der Schwede habe Stettin und Stargard sehr stark befestigt, habe ganz Hinterpommern inne, und alle Städte belegt bis auf Colberg. „In Brandenburg hat er nur das Städtchen und die Comthurei Schivelbein besetzt. Seine Macht ist nicht so sehr groß. An Reiterei mag er 3000 Pferde zählen. Die eigentlich schwedische Reiterei ist ziemlich

schlecht, und nicht so stark, wie die, welche aus Preußen kommt. Wie viel Fußvolk er an Schweden und Finnen habe, ist mit Sicherheit nicht zu sagen; doch zählt man unter ihm zehn deutsche Regimenter, von denen drei aus Preußen gekommen sind, zwei neu geworben. Die schwedische Macht liegt hauptsächlich zwischen Stargard und Colberg, und ist namentlich gegen diese Stadt gerichtet, durch welche der Paß zwischen Preußen und Pommern gesichert sein würde. Colberg hält sich gut." Schaumburg sinnt und denkt auf den Entsatz; aber das Land ist allzu öde und verheert. Er müßte allen Proviant mitnehmen, und hat in Garz kaum genug von einem Tage zum anderen.

Tilly hat gefragt, ob zu erwarten sei, daß der König von Schweden nach der Hoffnung der Magdeburger dahin Hülfe und Entsatz bringen werde. Schaumburg verneint diese Frage. In dem schwedischen Fußvolk, sagt er, wüthen auf ähnliche Weise, wie bei uns, die Pest und andere Seuchen. Es wäre möglich, daß der König mit der Reiterei dahin durchzubrechen versuchte. „Dann indessen könnten wir von beiden Seiten ihn zwischen uns nehmen und vernichten." Schaumburg glaubt nicht, daß der Schwedenkönig so unbedachtsam und kindisch handeln werde. Eher würde das geschehen können, wenn er durch die Einnahme von Colberg sich ganz gesichert hätte. Aber dies vertheidigt sich noch. Dazu hat Wengersky, Wallensteins Statthalter in Mecklenburg, zu Wismar vier schwer bewaffnete Schiffe. Sie haben neulich sechs schwedische in die Flucht geschlagen. Vielleicht ließe sich für Colberg zu Wasser Hülfe bringen. Indem jedoch Schaumburg diese Möglichkeiten erwägt, fällt ihm dann der Zustand seines Heeres wieder schwer auf die Seele. Er versichert dem Oberfeldherrn abermals, daß das Elend, die Armuth, der Wirrwarr nicht zu beschreiben sei. Er bittet nochmals, daß Tilly einen Abgeordneten schicke, der genauer berichten könne.

Tilly empfing zu Halberstadt die flehenden Klageberichte Schaumburgs von Garz aus. Die Aussichten verdüsterten sich. Hatte Tilly bis dahin geglaubt nur das Erbtheil des Hasses der gequälten Menschen gegen den früheren Oberfeldherrn anzutreten: so ergab sich hier noch ein Anderes. Der Kaiser, die Reichsfürsten, die ganze Welt sahen bis dahin diese Armee der Wallensteiner an als gewaltig, als schreckenerregend. Zwar hatte Mancher auch einen tieferen Blick hineingethan, doch nicht in dieser Weise. Statt eines geordneten Heeres sollte Tilly einen fast regellosen Haufen finden, verwildert, hungrig und krank. Daß er es

nicht also erwartet, sehen wir aus seiner Meldung an den Kurfürsten von Bayern. Die Liga hatte zu Regensburg sich geeinigt, auch drei von ihren Regimentern zu Fuß und 600 Reiter zu entlassen. Es waren die Regimenter, die in Oldenburg und Ostfriesland lagen, dazu das Blankhart'sche. Die Gelder für die Entlöhnung waren bereits bewilligt. Tilly bat nun dringend, mit Bezug auf den beigelegten Bericht Schaumburgs, nichts abzudanken. Er mahnt den Kurfürsten an die Summe von 22,000 fl., die er beim Abschiede in Kelheim zugesagt.[1] „Denn solche Gelder aus den eben jetzt innehabenden Quartieren zu erpressen, ist unmöglich und vergeblich, so gar daß ich von den jetzt belegten und auf den äußersten Grad ausgesogenen und erschöpften protestantischen Ständen über die jetzige Anlage nicht das Geringste weiter zu erheben wüßte." — Er schlägt vor, daß die Contributionen aus einigen Orten, welche die Cavallerie der Liga noch besetzt hatte, den höchst bedürftigen Kaiserlichen in Pommern überwiesen werden. „Denn sonst haben diese nichts zu leben."

Am selben Tage, an welchem Tilly diese Mahnung entsandte, dem 23. December A. St., brach Gustav Adolf mit ganzer Macht von Damm gegen Greifenhagen auf.[2] Nach der Meinung der Schweden würden die Kaiserlichen hervorkommen und für die Behauptung ihrer wichtigen Stellung ein Treffen wagen. Es geschah nicht. Am Christabend rückten die Schweden an die Stadt. Während der Nacht wurden die Batterien bereitet, und am Morgen um fünf Uhr begann statt des Geläutes der Glocken zum Weihnachtsfeste der Donner der Geschütze des schwedischen Eroberers. In der Stadt commandierte ein Italiener, Fernando von Capua. Er hatte bereits am Tage zuvor die Vorbereitungen zum Abzuge getroffen. Um so weniger wollte er einen Sturm abwarten. Die Kaiserlichen eilten davon, nur Fernando selber, verwundet, blieb mit anderen Häuptern gefangen in den Händen der Schweden. Diese drängten nach. Die Kaiserlichen versuchten nicht einmal den Brückenkopf bei Marwitz zu halten. Sie eilten über den Strom und steckten die Brücke hinter sich in Brand. Die Schweden standen am rechten Ufer der Oder. Dennoch sah Schaumburg auch Garz am linken Stromufer als unhaltbar an. Er versenkte die schweren Geschütze, ließ anzünden, was nicht mitzunehmen war, und zog ab mit demjenigen, was ihm verblieb.

[1] A. a. O. Tillys Bericht vom 2. Januar 1631.

[2] Chemnitz 94. Arkiv II, 154.

Der Commandant von Küstrin gewährte den Kaiserlichen, die auf Frankfurt a./O. zogen, freien Paß, und verweigerte ihn den nachsetzenden Schweden. So gelangte dieser Theil des kaiserlichen Heeres in Sicherheit. Der andere, der den Weg auf Landsberg an der Warthe einschlug, erlitt von den nachfolgenden Schweden schwere Verluste.

Von Frankfurt a./O. aus berichtete Schaumburg, aufs neue, am 13. Januar.[1] Der Rückzug von Garz nach Frankfurt unter Hunger und hartem Froste hat die Mannschaft um die Hälfte verringert. Schaumburg hat noch achtzig Cornet Reiter; aber es sind höchstens 4000 Mann. An Fußgängern nur noch 4 bis 5000 gesunde Männer. Der Oberst Cratz in Landsberg a./W. verlangt Hülfe an Geschütz und Pulver. Schaumburg könnte sie schicken; aber es fehlt an Pferden. Welche Schwierigkeiten er gehabt, diejenigen von Garz mitzubringen, wissen Alle. Denn das Land ist öde. Die Bauern haben sämmtlich ihre Pferde an festen Orten untergebracht. Schaumburg fragt an, was er thun solle in dem ringsum ausgeödeten Lande. „Mir ist von Grunde meiner Seele leid,“ klagt er, „daß dieses Unglück durch und über mich ausgeht. Denn ich habe doch, weiß es Gott, nicht die geringste Schuld daran. Ich bitte E. E. um nichts mehr als daß eine Commission niedergesetzt werde, welche diesen jammervollen Zustand der Armee, über den ein Stein sich erbarmen möchte, besichtige und die Ursachen untersuche. Weder Soldat, noch Officier hat Lust, Liebe noch Muth etwas zu thun. Sie sind zu allen Dingen verdrossen und unwillig. Meine Kraft allein reicht nicht aus. Aber ich setze mein Vertrauen auf E. E. Wenn Sie bei diesem Wesen einige Schuld an mir erfinden: so will ich es gern mit Leib und Leben bezahlen. Wenn ich aber unschuldig erfunden werde: so werden E. E. mich in Ihren Schutz nehmen, damit ich, wenn das Unglück über mich hereinbricht, nicht um die wenige Ehre komme, die ich in langer Zeit erlangt. Jetzt erst liegt es am Tage, warum keiner diesen Befehl hat übernehmen wollen, und, um die Wahrheit zu sagen, wenn ich nicht in kaiserlichen Diensten stehend dazu fast gezwungen wäre, hätte auch ich dieser Ehre wohl überhoben bleiben mögen.“ Aber nochmals bittet er dringend um Untersuchung.

Tilly schickte nicht eine Commission: er kam selber. Auf die Nachricht des schwedischen Vorbruches gegen Greifenhagen und Garz meldete[2]

[1] D. C. Archiv in Osnabrück. Vgl. Inventarium S. 274.

[2] Westenrieder VIII, 176.

er von Halberstadt aus dem Kurfürsten von Bayern, am 10. Januar, daß alle Friedenshoffnung vergeblich, daß der Schwede offenbar als Feind vordringe und seinen Anschlag auf Schlesien gerichtet habe. Diese Meinung war damals allgemein, namentlich auch in Wien. Zugleich erging von Tilly an Wallenstein das Ersuchen, die schlesischen Stände zu bewegen, der nothleidenden kaiserlichen Armee Getreide zu liefern.[1]

Bestimmter schrieb[2] Tilly einige Tage später vom Marsche aus, in Saarmund, an den Kurfürsten von Mainz. Nach seiner Ansicht bedroht der Schwede den wichtigen Paß von Landsberg a./W. Tilly ist auf dem Wege dahin, um, nach Vereinigung mit Schaumburgs Streitkräften, dem Feinde entgegen zu treten. Allein dann kommt ihm Bedenken. „So befinde ich doch," fährt er fort, „den Stand der gedachten Armada wegen Abganges der Lebensmittel und wegen anderer Bedürftigkeiten so übel, elendig und armselig beschaffen, daß ich fast zweifele, ob man mit selbigem Volke, zumal es der angeregten Ursachen halber zum Fechten ganz unwillig, ichtwas Fruchtbarliches werde ausrichten können." — Von daher nimmt dann Tilly den Anlaß zu einer Vorstellung für das Gemeinwohl. „Die augenscheinliche Gefahr bedroht nicht mehr bloß das hiesige und die benachbarten Länder, sondern das ganze Römische Reich." — Darum bittet er, der Kurfürst „wolle nicht allein bei der K. M., sondern auch bei den assistierenden Kur-, Fürsten und Ständen wegen der erbetenen Hülfe gebührend erinnern und Ansuchung thun, und selbige dahin disponieren helfen, daß sie bei so beschaffenen Dingen, ubi in causa communi totum Romanum Imperium periclitatur so hoch wie vorhin niemals geschehen, ansehnlich concurrieren und mildiglich subvenieren mögen."

Jene Probe trat damals nicht ein. Auf die Nachricht des Anmarsches von Tilly trat der Schwede nicht ihm entgegen, sondern wandte sich, nach einigem Verweilen in der Neumark, zurück auf Stettin, und beließ dort nur einige tausend Mann unter dem FM. Horn.

Tilly begab sich zunächst nach Frankfurt a./O. Am 21. Januar/1. Februar traf er dort ein,[3] mit drei fast completen Regimentern und den Strozzischen Kürassieren. Es folgte noch mehr Kriegsvolk hernach. Am 24. Januar/4. Februar begab er sich nach Landsberg, und nachdem er dieses Passes Gelegenheit besichtiget, zurück nach Frankfurt. Seine Anwesenheit gereichte den Soldaten sehr zum Troste, weil er Geld

[1] Dudik, Waldstein usw. 34. [3] Osnabrück.
[2] Inventarium S. 278. Vgl. Chemnitz 125.

mitbrachte, welches der kaiserliche Commissar Ossa geschickt. „Dadurch dann,“ sagt ein schwedischer Bericht,[1] „der Mangel guter Maßen wieder ersetzt ward.“ General Tilly musterte darauf das Kriegsvolk, „befand aber in 120 Corneten mehr nicht als etwan 4000 Mann. Denn die Soldaten hatten sich sehr verlaufen. Wie denn kurz zuvor 32 Soldaten, so vor der Stadt Frankfurt Schanzen aufwerfen sollen, auf einmal davon gelaufen. General Tilly aber machte bei seiner Ankunft allerlei gute Anordnung für das kaiserliche Volk, ließ um Berlin viel Korn aufkaufen und aus Mähren, Schlesien, Böhmen viel Vorrath herbei schaffen. Unter dem Volke hielt er gutes Regiment, und mußte selbiges, was es bedürftig, richtig bezahlen.“

Bei den Schweden ging jedoch zugleich auch das Gerücht[2]: „Dem Tilly soll bei der Musterung weder das Kriegsvolk, noch die Officiere, noch die Ordnung und Disciplin gefallen haben: (er) soll gesagt haben: ‚das ist kein Volk die Schweden zu schlagen, mit diesem Volke kann ich meine so lang erhaltene Reputation nicht hasardieren‘. Er soll sehr melancholisch und malcontent sein.“

Die eigenen Berichte Tillys stehen mit diesem Gerüchte, wie wir gesehen haben und ferner sehen werden, nicht im Widerspruche. Zunächst handelt es sich um seine und des Schwedenkönigs Stellung zu dem Kurfürsten von Brandenburg, dessen Land nunmehr den Kriegesschauplatz abgab.

Die Nicht-Gestattung des Passes von Küstrin für die verfolgenden Schweden hatte dem fluchtartigen Rückzuge der kaiserlichen Truppen auf Frankfurt a. O. zur Deckung gedient. Tilly begnügte sich damit nicht. Er verlangte von dem Kurfürsten die Einräumung der Festung für seine Truppen. Die Antwort[3] des Kurfürsten begann mit heftiger Klage, daß er, nachdem sein Land so lange die kaiserliche Armee getragen, nun schutzlos gelassen werde. „Von der schuldigen Treue und Devotion, welche wir der K. Majestät bisher so stattlich in That und Werken bewiesen — wie uns der Herr selbst dessen mit Grund der Wahrheit Zeugnis gibt — und wovon wir weder durch das elende Verderben und zu Grunde Richten unseres armen unschuldigen Landes, noch auch durch den bisher in effectu denegierten und nicht geleisteten kaiserlichen Schutz und Rettung, uns so lang zeithero nicht haben abhalten lassen

[1] A. a. O. [2] Arkiv II, 164.

[3] Kriegsacten F. 91. Vom 16/26. Januar.

— gedenken wir darum auch nochmals nicht abzusetzen, sondern dabei beständiglich, so lange wir das Leben und eigenes Vermögen haben, unausgesetzt zu verharren. Und insonderheit sind wir, weil uns zu einer anderen Leistung nunmehr die Mittel mangeln, dahin resolviert, dennoch unsere Festungen und Residenzen, sofern man uns nur die hierzu gehörigen und etwa noch sparsamlich vorhandenen Mittel nicht vollends entzieht, zu erhalten und zu manutenieren und dieselben Niemandem, wer der auch sei, mit Willen einzuräumen. Zu einer mehreren Abwehrung aber hat man uns die Flügel dermaßen verschnitten, daß wir dieselbe wohl bleiben lassen müssen und zumal Unrecht thäten, wenn wir mit Worten viel auf uns nehmen wollten, was wir doch mit der That nicht leisten könnten."

„Gleichwie aber unser ganzes Land sammt desselben Pässen der kaiserlichen Armee bisher offen gestanden, und man sich der Defension desselben, mit Ausschließung unser, allein angemaßt, so sehr, daß man uns niemals irgend welchen Rathschlag oder Intent, weniger noch wie man dasselbe zu dirigieren und fortzusetzen gedächte, mitgetheilt hat — also zweifeln wir nicht, man werde auch ferner das Werk auszuführen und den feindlichen Einfällen zu begegnen wissen. Was wir denn auch gern geschehen lassen, und, so weit es unseren Residenzen und Festungen keine Gefährde bringt, daran keine Hinderung thun werden."

„In dem Hauptwerke aber ist dem Herrn, als der bei den geführten Consultationen in Regensburg zugegen gewesen, genugsam bekannt, wie wir es jederzeit dafür gehalten haben, daß das H. R. Reich bei diesem schwedischen Kriege auf alle Fälle nichts gewinnen, im unglücklichen Falle aber wohl dabei verlieren werde. Und daß wir demnach treulich dahin gerathen, vielmehr auf Beilegung dieses Krieges durch gütliche Mittel als durch die Waffen zu gedenken. Derselben Meinung bleiben wir auch nochmals. Nachdem auch bei unseren Mitkurfürsten dieselbe in so weit Beifall gefunden, daß Ihre sämmtlichen Liebden uns ersucht, einen Anwurf gütlicher Tractaten bei dem Könige von Schweden zu thun, wir auch dessen allbereits einen Anfang gemacht und kurz verwichener Tage einen Gesandten bei Sr. kön. Würden gehabt, Deroselben Haupt-Erklärung auch in Kurzem zu erwarten: so hat der Herr ferner hochvernünftig zu ermessen, daß wir uns demnach auch in einer solchen Positur erhalten müssen, die diesem Zwecke gemäß, und uns zu einer Friedenshandlung nicht untüchtig machen dürfen. Dies aber würde geschehen durch die Ausübung einer Hostilität, bevorab so lange die Hoffnung

der gütlichen Beilegung noch nicht verloren, und der Krieg noch nicht, dem Herkommen gemäß, von den gesammten Ständen des Reiches pro bello Imperii erklärt worden ist."

Stärker noch als in den Klagen Bogislavs von Pommern klingt in diesen des Kurfürsten der Vorwurf herdurch, daß die rücksichtslose Ausbeutung seines Landes für das kaiserliche jus armorum durch Wallenstein ihn unfähig gemacht habe zur Selbstvertheidigung. Aber er ist, nach seiner Meinung, am Kriege nicht betheiligt. Die Erklärung der Kurfürsten vom 13. August gegen den Schweden zieht in den Augen des Brandenburgers nicht die Verpflichtung nach sich, dem Kaiser in der Vertheidigung des Reiches gegen den Schweden beizustehen. Er will neutral bleiben. Er will behalten was er noch hat. Darum lehnt er ab, kaiserliche Besatzung in Küstrin einzunehmen.

Der Besitz von Küstrin galt aber in Wien für besonders wichtig, namentlich weil dort damals und noch für Wochen lang die Ansicht herrschte: der Schwedenkönig werde seinen Angriff gegen Schlesien richten. Auf die Darlegung des Hofkriegsrathes richtete der Kaiser, am 5. Februar, an Tilly ein Handschreiben, enthaltend den Auftrag sich, wo möglich, persönlich zu dem Kurfürsten zu begeben und um die Einräumung von Küstrin zu bitten.[1]

Im geraden Gegensatze dazu standen die Forderungen des Schwedenkönigs an Georg Wilhelm, so wie seine Hoffnungen auf Johann Georg von Kursachsen. An den letzteren richtete er von Bärwalde in der Neumark aus, am 30. December/9. Januar abermals ein Schreiben,[2] mit der Aufforderung das Beispiel seines Vorfahren Moritz nachzuahmen. Das Schreiben, mit unverkennbarem Geschicke der Redeweise Johann Georgs angepaßt, that dennoch keine Wirkung. Wie Johann Georg auf die früheren Aufforderungen des Schwedenkönigs in dieser Richtung geschwiegen, so enthält auch das nächste Schreiben[3] Gustav Adolfs an ihn, um ein Vierteljahr später, keine Andeutung einer empfangenen Antwort.

Anders stand die Sache für Georg Wilhelm von Brandenburg. Gustav Adolf entsandte an ihn den Obersten Mitzlaff mit der Aufforderung zum Bündnisse, und gleichzeitig der Kurfürst seinen Kanzler Götze zur Entschuldigung wegen der Vorgänge von Küstrin. Dem

---

[1] Kriegsacten F. 91. [2] G. Droysen, Schriftstücke 17. [3] A. a. O. 19.

Mitzlaff gegenüber berief[1] sich Georg Wilhelm für seine Ablehnung darauf, daß „die schwere Pflicht, mit der er dem Kaiser und dem Reiche verwandt, ihm nicht zulasse, sich mit den offenen Feinden des Kaisers zu verbünden und also Partei wider den Kaiser zu machen.“ Es ist sehr merkwürdig, daß dieser Grund der Pflicht, dies Zurückweichen vor dem Verbrechen der Felonie, in späteren geschichtlichen Büchern oft so geringe Anerkennung gefunden hat. Dazu jedoch machte Georg Wilhelm auch eine Reihe von Gründen der Zweckmäßigkeit geltend.

Wichtiger war die Sendung des Kanzlers Götze an Gustav Adolf. Das Ergebnis derselben drängt sich zusammen in die Worte von schwedischer Seite,[2] am 3/13. Januar: „Die Eröffnung des Passes von Küstrin für die flüchtigen Kaiserlichen ist einer offenbaren Feindseligkeit nicht unähnlich. Daher wäre es dem Könige nicht zu verdenken, wenn er dieselbe alsofort mit gleichförmiger Münze bezahlte. In der Hoffnung jedoch, daß die bevorstehende Zusammenkunft der evangelischen Stände eine solche Scharte auswetzen werde, hat der König bis zur Endigung derselben mit offener Feindschaft inne halten wollen, damit, wenn etwas Gutes und gemeiner Wohlfahrt Zuträgliches dort geschlossen wird, Kurfürstliche Dt. sich der Übereilung nicht zu beschweren, und Kön. Majestät den Schaden desto leichter zu verschmerzen hätte.“

Zugleich hatte der Kanzler Götze den Auftrag, im Sinne jener Antwort des Kurfürsten an Tilly den König um Friedensbedingungen zu ersuchen. Es ward ihm die Antwort[3]: „Daß S. M. conditiones vorschlagen sollen, auf welche die Tractaten zu dirigieren, sehen S. M. dessen keine Ursache, weil Ihre Intentionen nunmehr am hellen Weltlichte liegen. Und wenn schon diesfalls ein Mangel erscheinen sollte, so könne derselbe aus dem mit der Krone Frankreich aufgerichteten Bündnisse, dessen Copei anbei, gar leicht ersetzt und die Bedingungen von Jedermann formiert werden.“

Diese Antwort ward gegeben am 3/13. Januar, der formelle Abschluß des Vertrages von Bärwalde erfolgte erst zehn Tage später, am 13/23. Januar.

Wie Gustav Adolf in jener Antwort an den Kanzler Götze sich dem Antrage einer Friedenshandlung mit dem Hinweise auf den Stand der Dinge im Allgemeinen entzieht, so spricht er sich bestimmter darüber

---

[1] Chemnitz 114 b. [2] Kriegsacten F. 91.
[3] A. a. O.

aus in einem Briefe[1] an seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann Casimir, vom 22. Januar A. St. „Ich darf nicht unterlassen, E. L. meinen Zustand zu berichten, damit E. L. sehen mögen, was zu hoffen und zu fürchten steht, besonders aber damit ich E. L. anfeuern möge, wozu Sie ja ohnedies geneigt sind, dem allgemeinen Wesen und besonders unserem Vaterlande zu gute, sich der Sachen dort in Schweden anzunehmen, auf daß wir nicht dergestalt mögen verlassen werden, wie jetzt leider geschieht."

„Was nun zunächst unsere Hoffnungen betrifft, so läßt es sich Gottlob ziemlich an. Denn fürerst haben wir durch Gottes Gnade in diesen Landen einen guten Fuß und Kriegessitz gefaßt, dergestalt beschaffen, daß, menschlichem Urtheile nach, der Feind uns nicht so leicht hinausdrängen soll. Fürs Andere sind die Lande auch nicht so arm, daß sie nicht, wenn alles ordentlich zugeht, einer mäßigen Armee die Lebensmittel darreichen können. Denn von der letzten reichlich gesegneten Ernte ist viel Korn vorhanden, und für die künftige ist alles Gute zu hoffen, weil das Land ziemlich besäet ist. Drittens schicken sich auch die Officiere und Cavaliere in meinem Dienste ziemlich willig und geduldig. Es ist auch gar kein Zweifel, daß wenn die Reiter ein Viertel ihrer Gage und die Knechte ihre Löhnung bekommen möchten, bessere Disciplin gehalten werden und wir unseren Wirthen nicht so formidabel fallen würden, wie jetzt aus Noth geschieht. Viertens ist uns auch eine gewaltige Thür geöffnet, durch das Bündnis der Stadt Magdeburg mit uns viele unterdrückte Christen zu erledigen. Dem Feinde ist dadurch die Zufuhr auf der Elbe gesperrt, so daß er unterhalb der Stadt seinen Unterhalt nicht wohl bekommen kann."

„Dann hat unser Herr Gott das Gemüth des Königs in Frankreich bewegt, endlich das Bündnis zu schließen. Er hat einige Mittel baar geliefert und andere zu liefern zugesagt, auch in Betreff der Venetianer Hoffnung gemacht, daß sie ein Gleiches thun werden. England gestattet dem Hamilton Werbung. Die Generalstaaten haben auch beschlossen etwas zu thun. Das Alles verspricht viel Gutes."

„Ferner sind auch die Gemüther der deutschen Fürsten und Stände dem Kaiser abgewendet und uns geneigt, so daß, wenn unsere Erfolge andauern, wir von ihnen Vorschub zu erwarten haben. Meine Officiere, die ihre Wechselbriefe empfangen haben, versprechen mir, daß sie ihre

[1] Arkiv I, 319. Mit einigen Aenderungen an den schwedischen Reichsrath, a. a. O. 315.

Regimenter complet machen wollen. Wenn dies geschehen kann, so wird nach dem Ausweise der Listen ein mächtiges Heer zu Stande kommen. Dazu ist auch die Mannschaft, die Hamilton wirbt, nicht zu verachten: denn aufs wenigste wird sie dienen den Feind zu distrahieren, und dadurch, will es Gott, uns die Gelegenheit geben etwas Gutes zu verrichten. — Endlich müssen E. L. wissen, daß die kaiserliche Armee sehr geschwächt ist. Ich glaube nicht, daß zur Zeit in ganz Deutschland der Effectivbestand zu Fuß 10,000 Mann beträgt."

„E. L. sehen also, wie unsere Hoffnungen beschaffen sind. Wenn der gütige gnädige Gott solche Mittel segnen und daneben verleihen wollte, daß man an allen Orten mit den zum Kriege verordneten Mitteln treulich umginge, so würden die Sachen leicht in guten Stand gerathen."

„Ich befürchte aber, daß das Verfahren in Schweden alles umstoßen wird. Denn bisher ist man dort so nachlässig gewesen, daß in Folge des Mangels an Zahlung ein guter Theil des Volkes entweder verdorben oder verlaufen ist. Und obschon so ansehnliche Posten, wie die Beilagen ergeben, zum Unterhalte des Heeres bestimmt sind, so geht man doch so wenig genau und so unfleißig damit um, daß ich zum öfteren in Sorgen und Gefahr gerathe. Und obschon die fremde Hülfe etwas austragen kann, so wissen E. L. doch, daß der Wille der Menschen wandelbar, und man darauf keine feste Rechnung bauen darf. Diese Länder hier können ohne ihren Ruin einen so großen Haufen nicht lange erhalten. Wenn also nicht präciser und fleißiger damit umgegangen wird, so wird es — menschlich davon zu schreiben — unmöglich sein auf die Dauer zu bestehen."

Demnach bittet Gustav Adolf den Pfalzgrafen, auf die gesammte Geldverwaltung in Schweden Aufsicht zu haben. Er bittet weiter, die Königin zu ihm nach Deutschland zu senden, und die Tochter, Prinzessin Christine, in seine Obhut zu nehmen.

Wie Gustav Adolf in dieser Darlegung für den Pfalzgrafen seiner früher zu Oxenstierna ausgesprochenen Hoffnung auf einen Einbruch der Türken nicht gedenkt, so auch nicht der Verwendung des Moskoviten für seine Zwecke. Er verlangt damals von dem Kanzler Oxenstierna in Elbing ein Gutachten über drei Vorschläge[1]: den Moskoviten anzureizen zum Kriege gegen Polen, Geld von ihm zu erlangen unter dem Vorwande einer Werbung für ihn in Deutschland, endlich von dem Moskoviten

[1] Arkiv II, 157.

Nutzen zu ziehen für das schwedische Getreide-Monopol. Oxenstierna stimmte zu. „Denn Ewr. M. und Schwedens Sicherheit,“ schreibt er, „besteht nicht wenig darin, daß Polen von der Furcht und Gefahr vor Moskau nicht befreit werde. Und wenn sie wirklich in Krieg geriethen, stünde es um unsere Angelegenheiten wohl, und wir würden umworben werden von beiden Seiten.“ Er berichtet weiter, daß er schon in doppelter Beziehung in diesem Sinne gewirkt habe, nämlich „in Rußland, um es zu einem Kriege gegen Polen anzureizen, in Polen, um die Plane des Kaisers und des Hauses Oesterreich zu brechen, und zu hindern, daß bei Lebzeiten Sigismunds III. eine Königswahl erfolge, auf daß alles bleibe wie es ist, und der Wirrwarr dauere je länger desto besser.“

Diese Antwort Oxenstiernas vermeidet, auf eine Andeutung des eigenen Wunsches von Gustav Adolf nach der polnischen Krone einzugehen. Gustav Adolf wies also abermals darauf hin. „Nun fällt uns,“ erwiederte[1] er von Stettin aus, am 28. Februar, „unsere Regierung wohl so schwer, daß wir nicht große Neigung tragen, eine weitere Bürde auf uns zu nehmen. Aber unsere Meinung war, daß Ihr wohl öffentlich ausbreiten möget, welchen Nutzen die polnische Krone und die Stände davon haben würden, und daß Ihr besonders mit den vornehmsten Herren, die geneigt wären sich zu rühren, öffentlich darüber verhandeln sollet, und eben so in der Stadt Danzig, auf daß, wenn nichts Anderes daraus erfolgte — was wir ja doch nicht besonders erstreben — man auf diese Weise einige Verwirrung in ihre Rathschläge bringen und sie in Factionen spalten würde, was uns zu einem guten Ausgange des Krieges dienlich sein könnte. Wir begehren an Euch, daß Ihr dies wohl erwäget und zusehet, ob Ihr es ins Werk richten könnt.“ — Diese Begehrlichkeit Gustav Adolfs nach der polnischen Krone ist bleibend.

Über den Stand der Dinge und die Aussichten Gustav Adolfs in Deutschland im Beginne des Jahres 1631 drückt sich stärker noch als er selber, sein Secretär Lars Grubbe aus. „Alle unsere Angelegenheiten,“ meldet[2] er, am 18/28. Januar, „sind Gottlob in gutem Stande, und das Glück des Königs blüht nach allen Seiten.“ Er kündigt an, daß der König sich zurück nach Mecklenburg wenden werde. Bestimmter schreibt[3] der König einige Tage später, daß sein Anzug der Stadt Demmin gelte, mit dem Befehle für Knyphausen, seine Mannschaft bei Stralsund zu sammeln.

[1] Oxenstiernas skrifter och brefvexling II², 690.
[2] Arkiv II, 160. [3] Arkiv I, 325.

Die Hoffnung Tillys, in der Neumark dem Schwedenkönige entgegen treten zu können, hatte sich nicht erfüllt. Auf die Nachricht des Marsches der schwedischen Hauptmacht auf Stettin entschloß auch er sich zum Rückmarsche. Bevor er von Frankfurt schied, entsandte er, am 9. Februar, noch einmal eine Mahnung[1] an den Kurfürsten Maximilian für die Liga. „Leider," schreibt er, „ist es in den Quartieren dermaßen beschaffen, daß sich die Herren Bundesstände nicht einbilden mögen, es sei an den Orten, wo die kaiserliche oder des Bundes Soldatesca liegt, das Geringste für die Reiterei oder anderes Bundesvolk zu erheben. So gar ist es mit diesen Quartieren zur Extremität gerathen. Deshalb will ich noch um so viel mehr unterthänigst verhoffen und gebeten haben, die Herren Bundesstände wollen in sich selbst gehen."

Er erörtert dann abermals den „bedrückten und mangelhaften Zustand der kaiserlichen Armada". „Der Kaiser hat bereits einige Mittel geschickt. Weil aber die Noth groß, mag ein Geringes nicht erklecken und muß nothwendig viel und ein Ganzes sein."

Der Marsch Tillys ging zunächst auf Fürstenwalde. Von dort aus meldete[2] er, am 17. Februar: „Ich habe berichtet, daß der Feind nach Stettin aufgebrochen. Aus seinem Übergange über die Oder dort war ich der Meinung, er würde den Kopf nach Mecklenburg strecken. Unterdessen sind mir Avisen eingelangt, daß er gesonnen wäre nach Havelberg zu gehen und dort überzusetzen, um auf Magdeburg zu gehen. Deswegen bin ich auf dem Marsche nach Alt-Brandenburg, um von dort aus ihm entgegen zu treten."

Die erstere Nachricht, die Tilly erhalten hatte, war richtig, nicht, wie sich aus Gustav Adolfs eigenen Worten ergeben wird, die zweite. Die hauptsächliche glückliche Wendung für Gustav Adolf bestand, nach dem Siege von Greifenhagen und Garz, in der Zusicherung des französischen Geldes. Diese also fordert unsere Aufmerksamkeit.

2. Die französische Politik gegenüber dem Friedensvertrage von Regensburg. Der schwedisch-französische Vertrag von Bärwalde, 13/23. Januar 1631.

Der erste Artikel des Friedens von Regensburg legte dem Kaiser wie dem Könige von Frankreich die Verpflichtung auf, die beiderseitigen Feinde nicht zu unterstützen. Hauptsächlich um dieses Artikels willen hatte

[1] Osnabrücker D. E. A. [2] A. a. O.

der Kaiser in den Vertrag gewilligt, dessen Bedingungen in Betreff der Sachlage in Italien für ihn und für Philipp IV. von Spanien minder günstig waren. Gerade dieser erste Artikel aber war für den Minister Richelieu der Stein des Anstoßes. Wir haben gesehen, daß er den jungen König, der am 20. October über die Nachricht des Abschlusses seine Freude kund gegeben, bereits zwei Tage hernach bewog, den Gesandten Charnacé zu dem Versprechen für Gustav Adolf zu ermächtigen, daß er ihm niemals fehlen werde. Einige Tage später, am 26. October, sprach Richelieu dem Marschall Schomberg als dem Commandanten des französischen Heeres in Italien seine Hoffnung aus,[1] daß dieser durch eine That den König Ludwig XIII. zu dem Entschlusse bringen werde, den Friedensvertrag für nichtig zu erklären. Die Neigung oder der Wunsch, daß dies letztere geschehen möge, war also bei dem Cardinal vorhanden. Er selber hat in seinen Denkwürdigkeiten[2] viel und lang darüber geredet, daß durch die Annahme des ersten Artikels in dem Regensburger Vertrage die Gesandten Brulart und der Kapuziner Pater Joseph ihre Vollmachten überschritten hätten. Aus dem Verhalten der französischen Politik gegenüber dem Kaiser und dem Reiche ist dann gleich damals in Frankreich die Meinung erwachsen und auch in viele deutsche Bücher übergegangen, daß von Seiten Frankreichs der Regensburger Vertrag desavouiert worden sei. Es handelt sich darum, diese Angelegenheit geschichtlich klar zu stellen.

Es traf sich, daß um dieselbe Zeit noch einmal der Cardinal Richelieu um seine Stellung bei dem jungen Könige Ludwig XIII. zu fürchten hatte. Die seit langem erwachsene Misstimmung der Königin-Mutter Marie von Medici gegen ihn stieg zu einem so hohen Grade, daß sie, am 10. November, im Palais Luxemburg ihrem Sohne den Entschluß aussprach,[3] den Cardinal fortan nicht mehr sehen zu wollen. Es handelte sich also für den jungen König um die Alternative der Wahl zwischen der Mutter und dem Minister, der, wie Richelieu sich über sich selber ausdrückt,[4] est celui dont Dieu se sert pour donner ses conseils à S. M., auxquels ses ennemis mêmes ne s'osent pas opposer publiquement. — Der König ließ dem Minister entbieten, ihm nach Versailles zu folgen. Am 12. richtete Richelieu an den König seinen Dankesbrief.[5] Damit war die Sache entschieden.

---

[1] Avenel III, 964. [2] Mémoires VII, 361 et suiv.

[3] Mémoires de Richelieu VI, 428. [4] A. a. O. 425. [5] Topin 70.

Die Franzosen haben den Tag der Entscheidung la journée des dupes genannt, in der Regel mit Lob und Ruhm für Richelieu wie für den König. Wie immer man die Sache beurtheilen möge, folgenschwer war der Tag, von welchem an die Herrschaft des Ministers über den König bis an sein Lebensende nicht wieder in Frage kam, nicht bloß für Frankreich, sondern für das gesammte Europa; denn es gab kein Land, welches nicht für lange Jahre die Einwirkung der Politik des Cardinals Richelieu spürte und fühlte, vor allen anderen das unglückliche Deutschland.

Richelieu selber faßte das eben damals Geschehene in seinen späteren Lobeserhebungen für Ludwig XIII. zusammen mit den Worten[1]: „Kurz, Ihr Verfahren war so weise, daß Sie der Königin nichts bewilligten, was nicht dem Wohle Ihres Staates entsprach, und ihr nichts verweigerten, als was Sie ohne Verletzung Ihres Gewissens nicht bewilligen konnten. — Ich dürfte darauf verzichten von dem zu Regensburg zwischen Ewr. M. und dem Hause Oesterreich geschlossenen Friedensvertrage zu reden, weil er durch Ihren Gesandten auf Bedingungen hin vereinbart wurde, zu welchen, wie der Kaiser selber anerkannte (???), jener keine Vollmacht besaß, und weil darum der Vertrag nicht unter Ihre Thaten eingereiht werden darf. Allein wenn man erwägt, daß, obwohl der Fehler Ihres Botschafters nicht Ihnen beigemessen werden kann, es dennoch nicht geringer Gütigkeit bedurfte ihn zu ertragen, so wie eines nicht geringen Geschickes, um ihn einigermaßen wieder gut zu machen, und nicht in einer Zeit, wo Ew. M. mit so vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatten, sich eines für diesen Staat so nothwendigen Friedens zu berauben: — so wird, in Betracht alles dessen, der Vertrag doch als eine der wichtigsten Handlungen angesehen werden müssen, die Sie jemals vollbracht haben, und darf deshalb hier nicht unerwähnt bleiben."

Es kommt hier hauptsächlich auf das, wie Richelieu sagt, nicht geringe Geschick an, den Fehler einigermaßen wieder gut zu machen. Worin bestand dies Geschick?

Noch auf der Heimkehr von Regensburg nach Paris, im Beginne December, empfingen Leon Brulart und der Pater Joseph von Richelieu den Befehl, dem Kaiser nach Wien zu folgen, „zu dem Zwecke", wie Richelieu sagt,[2] „um Ihre so gerechten und so nothwendigen Bemühungen für die völlige Beschwichtigung Italiens fortzusetzen." — Von einem

[1] Testament politique I, 27. [2] Mémoires VI, 378.

Einwände also gegen den ersten Friedensartikel, den der Kaiser als die Basis ansah, den dagegen Richelieu nicht erfüllen wollte, sagt der Auftrag kein Wort. — Der Pater Joseph jedoch kehrte heim, für eine Reihe von Wochen beladen mit dem Zorne seines Meisters Richelieu; Leon Brulart begab sich nach Wien.

Längere Zeit verging, bis er dort einen Schritt that. Inzwischen gab das Verhalten der französischen Commandanten in Mantua und Montferrat gegenüber den Bestimmungen des Regensburger Friedens dem Hofkriegsrathe den Anlaß, am 14. Januar, an den Kaiser eine Vorstellung[1] zu richten. „Wegen der Langsamkeit und Unbeständigkeit," heißt es darin, „welche die französischen Officiere in der Vollziehung der Regensburger Capitulationen beweisen, erfordert es die höchste und unumgängliche Nothdurft, Dero kaiserliche Armee noch länger in Italien zu belassen." Deshalb ersucht der Hofkriegsrath den Kaiser um ein Rundschreiben an die italienischen Fürsten. In diesem Rundschreiben, vom 15. Januar, gibt der Kaiser dem Erstaunen Ausdruck, daß Frankreich die Friedensbedingungen nicht erfülle.

In anderer Weise redete man von französischer Seite zu den Häuptern der Liga. Am 19. Januar meldete[2] der Kurfürst Ferdinand von Köln dem Kaiser: Brulart habe ihm geschrieben, „vom Könige Befehl zu haben, bei der Kaiserlichen Majestät die Sache ferner gebührlich zu befördern, damit, was einmal verglichen, ganz und vollkommen erfüllt werde." Der Kurfürst bittet, daß dies in gleicher Weise auch von Wien aus geschehe.

Am 26. Januar reichte Leon de Brulart in Wien eine Denkschrift[3] ein. Gemäß dem Auftrage des Cardinals Richelieu an Brulart berührte diese Denkschrift mit keinem Worte den ersten und hauptsächlichen Artikel des Friedensschlusses von Regensburg, der, nach den zahlreichen Darlegungen[4] des Cardinals daheim, für ihn der Stein des Anstoßes war, sondern klagte über die Dunkelheit einiger minder wichtigen Artikel des Friedens, und verlangte für die Ausführung derselben bestimmtere Instructionen an die Vertreter des Kaisers in Italien. — Die auffallende Schrift ward in Anwesenheit des Kaisers und seines Sohnes, des Königs, am 28. Januar, im geheimen Rathe erwogen. In dem Gutachten[5] heißt

[1] Friedensacten F. 9 b. [2] A. a. O.

[3] Deutsch bei Khevenhiller XI, 1955. Das Original ist italienisch.

[4] Mémoires VI, 359 et suiv. Avenel III, 940 et suiv.

[5] Friedensacten F. 9 b.

es: „Der Botschafter hat die Artikel 2, 4, 6 des Friedensschlusses, sämmtlich Italien betreffend, bemängelt. Das ist der Anfang, das Ganze umzustoßen. Ew. K. Majestät wollen ihm darauf nicht verhalten, daß Sie niemals einen anderen Sinn noch Meinung gehabt und auch noch nicht haben, als solchen Frieden, wie derselbe von den beiderseits dazu deputierten Commissarien, mit Vorwissen und Rath, auch im Beisein der HH. Kurfürsten, aufrichtig und wohl geschlossen, unterschrieben und genugsam bekräftigt ist, in allem seinem Inhalte gemäß dem klaren Verstande und Buchstaben unverbrüchlich und ohne einige Gefährde ganz treulich zu vollziehen. Und solches um so viel mehr, weil Sie im Geringsten einiges Dunkel bei dem klaren Buchstaben des Friedensschlusses nicht sehen noch verspüren können. Ew. K. M. haben die Befehle zur Vollziehung gegeben, und sind der gänzlichen Zuversicht, daß auf Seiten des Königs von Frankreich kein Mangel erscheinen werde."

In diesem Sinne erfolgte, am 5. Februar, die Antwort des Kaisers auf die Denkschrift des Brulart. Zugleich sprach der Kaiser in dem Berichte[1] des Geschehenen an Maximilian von Bayern die Vermuthung aus: „Es werde Frankreich vielmehr um den ersten Artikel als das vornehmste caput des ganzen Friedensschlusses zu thun sein."

Der erste Versuch war also abgeschlagen. Am 11. Februar machte Brulart einen zweiten Anlauf, der doch abermals den Kern der Sache nicht aussprach. Auf das umhüllende Phrasengewebe erhielt er, am 15., die Antwort[2]: „Der Kaiser hat gern vernommen, daß der König nicht bloß von seinem Entschlusse und Willen, den Friedensschluß seinerseits in bester Treue auszuführen, niemals abgewichen ist oder abweicht, sondern auch niemals beabsichtigt hat noch beabsichtigt, einen neuen Vertrag darüber zu machen. Diese vortreffliche und des allerchristlichsten Königs würdige Erklärung erkennt und nimmt der Kaiser aus ganzer Seele an. Wie er in den König und dessen gute Absicht immer ein festes Vertrauen gesetzt hat und noch setzt, so wird er auch seinerseits in derselben Gesinnung fest bestehen und beharren." — Augenscheinlich bezwecken diese kaiserlichen Worte, den König von Frankreich fest an den Regensburger Frieden zu binden.

Anders dachten Richelieu und der Pater Joseph. Denn, wenn überhaupt die Differenz dieser zwei Personen jemals ernstlich gemeint

[1] A. a. O. [2] A. a. O.

war, so wurde sie eben damals, zu Ende Januar, ausgeglichen durch eine politische Denkschrift des Paters Joseph mit Rathschlägen für die in Deutschland innezuhaltende Politik.[1]

„Man muß dahin trachten," sagt P. Joseph, „daß die Kurfürsten von beiderlei Religion auf den König ihr Vertrauen setzen, und demgemäß sie losmachen von der knechtischen Abhängigkeit, in welcher das Haus Oesterreich seit so langer Zeit sie hält." Nachdem er dies ausführlich erörtert, faßt er zum Schlusse die Sache zusammen mit den Worten: „Es ist gewis, daß nach dem zwölfjährigen Kriege Katholiken und Protestanten in Deutschland beiderseits den Frieden ersehnen. Als das einzige Mittel dazu sehen sie an, dem Kaiser den Vorwand der Waffen zu nehmen, weil auf andere Weise ein Zustand des Rechtes und der Gesetze nicht hergestellt werden kann." Joseph berichtet weiter, daß zu diesem Zwecke von dem Kurfürsten von Brandenburg den katholischen Kurfürsten Eröffnungen gemacht, und von diesen wohl aufgenommen seien. „Wenn also," fährt er fort, „der König nicht sich einmischt und bei beiden Parteien seine Autorität einsetzt, so ist mit Grund anzunehmen, daß sie unter sich den Frieden machen, oder wenigstens, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und die Reichsstände sich auf einige Demonstrationen gegen den Kaiser beschränken, um von ihm zu erlangen, was sie wünschen. Denn sie tragen Bedenken, sich mit dem Schwedenkönige einzulassen, der als zu weit entfernt ihnen nicht helfen kann, und andererseits mögen sie sich auch nicht auf die katholischen Fürsten verlassen, wenn nicht der König (von Frankreich) ihnen für diese Freundschaft Bürge ist. Daraus würde erfolgen, daß durch einen solchen Frieden oder vielmehr solchen Sieg der Kaiser, dem Niemand mehr zu widerstehen wagen würde, beide Parteien unter seiner Hand hätte."

„Der König dagegen, wenn er das Amt eines Vermittlers und Schiedsrichters auf sich nimmt, wenn er die Parteien mit einander ausgleicht, und ihnen für den Fall der Noth seine Hülfe verspricht, kann dadurch die Sache in die Länge ziehen, der Autorität des Kaisers das Gleichgewicht halten und den Frieden in Deutschland hinzögern, bis man die Sicherheit der allgemeinen Ruhe erlangt."

In erster Linie also, sehen wir, steht für diesen Pater Joseph der Gedanke, daß Deutschland zum inneren Frieden nicht anders gelangen dürfe, als nach der Convenienz der französischen Politik.

[1] Die Denkschrift bei Fagniez II, 483. Ein Auszug bei Flassan II, 444.

Wenige Tage später, am 1. Februar, zeichnete ein österreichischer Beobachter in Paris, ohne die Schrift des P. Joseph zu kennen, die drei hauptsächlichen Personen dort mit den folgenden Worten[1]: „Der König hier ist einfältig von Verstand, wenig selbst anhörend, geschwind (im Urtheile), leichtgläubig, einsam, furchtsam, gottesfürchtig, eines guten Gewissens, wider das Haus Oesterreich verhetzt, kalt und melancholischer Complexion."

„Der Cardinal de Richelieu ist arglistig, falsch, furchtsam, übermüthig, rachgierig, geschwind, glückselig, des hochl. Hauses Oesterreich Feind, zorniger und trockener Constitution."

„Das politische Gubernament zu Lande und zu Wasser steht absolute in des Cardinals Richelieu Disposition und Händen. Er übergibt alle Expedition, sonderlich aber der ausländischen Sachen dem Kapuziner Pater Joseph, und dieser theilt die Nothdurft dem Secretär Bouthillier und den anderen drei Staatssecretären zur Ausfertigung aus, also daß, wie der Cardinal diesen König völlig und allein regiert, er, der Cardinal, von dem P. Joseph in omnibus et per omnia einzig guberniert wird, und consequenter das ganze französische Königreich, et in ore horum vel trium stat omne verbum."

Wenn demnach bis dahin zwischen dem P. Joseph und dem Cardinal Richelieu eine vorüber gehende Differenz bestanden, so war sie dem Auge der ferner Stehenden nicht einmal sichtbar geworden. Man sah sie an wie völlig einig und als das dominierende Element in diesem Bunde, wenigstens nach außen hin, den P. Joseph. Seine Denkschrift kennzeichnet sein Streben: das Schüren des Kriegesfeuers in Deutschland zu Gunsten der französischen Politik, in geradem Gegensatze zu dem ersten Artikel des Vertrages von Regensburg, den P. Joseph selber geschlossen hatte. Dabei jedoch fiel für die Rechnung des P. Joseph der Schwedenkönig noch nicht als erster und hauptsächlicher Factor ins Gewicht. Für die Augen des P. Joseph und des Cardinals Richelieu stand der Schwede noch hoch oben im Nordosten. Er konnte nützlich werden, so jedoch daß er als Diener der französischen Politik für das Geld derselben sich leiten ließe nach ihrem Willen.

In denselben Tagen, wo jene Denkschrift des P. Joseph dem Cardinal Richelieu vorlag, handelte sein Gesandter Charnacé bei dem Schweden im Sinne derselben, wider den ersten und hauptsächlichen

[1] Abgedruckt bei Fagniez II, 500.

Artikel des Friedensvertrages von Regensburg. Charnacé war dem Schweden in die Neumark gefolgt. Dort, im Hauptquartiere zu Bärwalde, kam der seit längerer Zeit beredete Subsidien-Vertrag zum Abschlusse, am 13/23. Januar 1631. Überblicken wir hier zuvor die Stellung der Parteien.

Es handelte sich bei dem ganzen Kriege überhaupt niemals um ein directes Interesse des deutschen Volkes. Es war immer nur leidend betheiligt. Seit zwölf Jahren ausgesogen, gequält, gemartert, hatte es keinen anderen Wunsch und keine andere Hoffnung als diejenige des Friedens. Nur von den Häuptern kann die Rede sein. Der Kaiser und die Liga hatten gemeinsam das katholisch-conservative Interesse der Erhaltung des Reiches. Sie waren getrennt, in Folge der Wallensteinischen Ausbeutung des kaiserlichen jus armorum, durch die Besorgnis und Furcht der Reichsfürsten für ihre Selbständigkeit, genährt und geschürt durch die Einflüsterungen des Franzosen Richelieu. Die Liga und die protestantischen Reichsfürsten, insoweit diese nicht, wie z. B. der Landgraf von Hessen-Cassel, geradezu aggressiv, hatten gemeinsam dieses Band der Furcht und Sorge vor Übergriffen des Kaisers oder doch seiner Kriegeshäupter. Sie waren getrennt — man durfte kaum sagen, durch die Religion, denn das Territorial-Kirchenthum kam da, wo es vor 1555 bestanden, für keinen deutschen Reichsfürsten oder das ihm erbeigenthümlich gehörende Reichsland in Frage — sondern sie waren getrennt durch die Forderung der Rückgabe von Gütern, von Land und Besitzthum aus den Händen protestantischer Fürsten an die Vertreter der Kirche.

Der Cardinal Richelieu und der Schwedenkönig hatten mit einander gemein das Interesse des Krieges wider den Kaiser. Über die Mittel zu diesem Zwecke waren sie sehr verschieden gesinnt. Es war die Absicht des Cardinals Richelieu den Kaiser zu isolieren, die Liga von ihm abzuziehen, sie neutral zu machen oder mit Frankreich zu verbinden, den Schwedenkönig auf den Kaiser allein zu hetzen, je nach Umständen auch die protestantischen Reichsfürsten dem Schweden eben so zuzuführen, wie Richelieu die Liga zu Frankreich herüber zu locken bestrebt war. Richelieu wollte das Haus Oesterreich hinabdrücken, wo möglich vernichten, und von dem Reiche zum Vortheile der Krone Frankreich Stücke abreißen. Allein dabei wollte er die katholische Religion nicht offen gefährden.

Ganz anders Gustav Adolf. Wir haben uns zu erinnern an seine

Worte vom Herbste 1629 im Schlosse zu Upsala: „Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen ist ein neues evangelisches Haupt; das vorletzte: eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte.“ Wir sehen, katholische Stände finden in dem von Gustav Adolf geplanten neuen Reiche nicht mehr eine Stelle.

Es ist demnach mit Recht anzunehmen, daß Gustav Adolf des französischen Geldes lieber entbehrt hätte. Er hatte den Krieg unternommen auf eigene Hand, in der Hoffnung bei den Deutschen selber Willigkeit für ihn zu finden. Diese Hoffnung war nicht in der gewünschten Weise in Erfüllung gegangen. Weder die Pommern, noch ihr Herzog, weder die Mecklenburger, noch die Herzöge dort, weder die Brandenburger, noch ihr Kurfürst waren freiwillig ihm zugetreten. Sie konnten sich, weil selber waffenlos und von den Wallensteinern von der Landung des Schweden an durchaus ungenügend vertheidigt, seiner nicht erwehren; aber eine Willigkeit sich ihm zu fügen fand er bei ihnen nur so weit seine Waffen reichten.

Denn, ungeachtet der Erfolge über die verarmten, verwilderten, zuchtlosen ehemaligen Wallensteiner war auch die Haltung der schwedischen Truppen nicht geeignet, dem Könige die Zuneigung der deutschen Bevölkerungen zu gewinnen. „Es kamen,“ meldet der schwedische Historiker Chemnitz,[1] vom Februar 1631, „dem Könige je länger je mehr Klagen vor, daß die Insolenz bei seinen Soldaten, namentlich bei den Reitern, so groß geworden, daß sie das Land mit Rauben, Plündern und allerhand Gewaltthaten ganz erfüllten, daß sie die Salvegarden ohne Scheu verletzten, Kirchen und Schulen öffentlich beraubten und nichts unterließen, was am Feinde als böse war getadelt worden.“ Das heißt: die Soldaten unter der Führung Gustav Adolfs, die wir im Allgemeinen mit dem Namen der Schweden bezeichnen, standen den Wallensteinern ziemlich gleich. Dabei verlautet besonders: „daß viele Ausschweifungen von Officieren verübt würden, namentlich unter dem Vorwande der Schutzwachen. Der König erließ dagegen Befehle und Verordnungen, und bewirkte dadurch, daß, wenn auch die Disciplin nicht hergestellt ward, sie doch auf eine Zeitlang so weit gestützt wurde, daß damals nicht alles bunt übereck und zu Trümmern gegangen ist.“

Bei solchen Worten des officiellen schwedischen Geschichtschreibers

[1] Chemnitz 127.

dürfte es überflüssig sein im Einzelnen die Vorwürfe und Klagen der Pommern zu vernehmen.[1]

Es bedarf nicht des Beweises, daß der Schwedenkönig nicht lieber die Disciplin schärfer angezogen hätte. Nicht an seinem Willen lag es, sondern an dem Mangel an Mitteln. Indem er aber den Krieg fortsetzen wollte, sah er sich daher in die Nothwendigkeit gesetzt, das französische Geld anzunehmen, ohne welches er nicht weiter konnte, zugleich aber damit sich den Bedingungen zu fügen, welche der Cardinal Richelieu daran knüpfen würde. Diese Bedingungen, weil zwischen Gustav Adolf und Charnacé oft erörtert,[2] waren ihm längst bekannt. Die eine war diejenige der Neutralität für die Ligafürsten, die andere diejenige der Nicht-Unterdrückung der katholischen Religion im Reiche. Die eine wie die andere standen in scharfem Gegensatze gegen die Principien, die Gustav Adolf seinen Vertrauten im Herbste 1629 zu Upsala verkündet hatte. Demnach schien für Richelieu thatsächlich das Verhältnis einzutreten, welches er vom Beginne an bezweckt hatte, daß die französische Politik den Schwedenkönig als ihren Diener verwendete.[3] Dagegen fragte es sich für Gustav Adolf darum, wie er, auch mit der Annahme des französischen Geldes, dennoch von den Bedingungen desselben sich loswirken könne.

Der Allianz-Vertrag[4] kam zu Stande zu Bärwalde, am 13/23. Januar 1631. In Betreff des Ranges der zwei Könige ward das Auskunftsmittel getroffen, daß in dem schwedischen Exemplare der Name Gustav Adolfs voran stand und auch nur ihm der Titel der Majestät beigelegt wurde. Das Bündnis, auf fünf Jahre geschlossen, soll bezwecken die Vertheidigung der gemeinsamen Freunde, die Sicherheit des baltischen Meeres und des Oceanes, die Freiheit des Handels, die Schleifung der Festen an der Ost- und der Nordsee und in Bündten, die Herstellung der unterdrückten Stände des Reiches. Weil die feindselige Partei zu allem diesem bisher noch keinen guten Willen zeigt, so soll die Rettung der gemeinsamen Freunde mit bewaffneter Hand erzwungen werden. Zu diesem Zwecke wird der König von Schweden auf seine Kosten 30,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter in Deutschland führen und unterhalten. Der König von Frankreich wird jährlich dazu beitragen

[1] Man vgl. z. B. Georg Behr, ein pommerisches Lebensbild von J. v. Bohlen-Bohlendorf. (Statt Handschrift gedruckt) Stralsund 1850. Anhang I.

[2] Mémoires VI, 404. [3] A. a. O. V, 120.

[4] Das schwedische Exemplar bei Moser VI, 163.

400,000 Rthlr., gleichwerthig einer Million Livres, zahlbar im Mai und November, in Paris oder Amsterdam, wie es dem Könige von Schweden beliebt. Für das abgelaufene Jahr werden 120,000 Rthlr. nachbezahlt.

Es handelt sich um die zwei wichtigen Bedingungen, welche Richelieu forderte, diejenige der Neutralität für die Liga, und diejenige der Sicherheit für die katholische Religion. In Betreff der letzteren lautete der sechste Artikel des Vertrages: „Wenn es dem Allmächtigen gefällt, die Waffen des Schwedenkönigs zu segnen, so soll er in allen eroberten oder übergebenen Orten nicht anders verfahren als nach den Reichsgesetzen und Constitutionen, und dort, wo die Übung der römisch-katholischen Religion sich findet, soll sie verbleiben."

Die Annahme, daß der Cardinal Richelieu an die wörtliche Erfüllung dieser Bedingung geglaubt habe, würde doch ihm eine nicht geringe Unkenntnis oder Leichtgläubigkeit zutrauen. Immerhin mochte Richelieu nicht vorhersehen, wie Gustav Adolf mit den Ländern der Kirchenfürsten für sich und für seine Diener verfahren werde. Daß jedoch der Schwede, im Falle des Sieges, das Restitutions-Edict völlig umstürzen, die bereits zurück gegebenen Kirchen und Klöster wieder nehmen und protestantisch umgestalten werde, war das Wenigste, was von dem Schwedenkönige die protestantischen Fürsten als den Preis ihres Abfalles von Kaiser und Reich erwarteten. Und daß sie dies erwarteten, konnte dem französischen Minister nicht unbekannt sein. Die Thatsachen der Folgezeit beweisen, daß der Cardinal Richelieu über das Nicht-Innehalten dieses sechsten Artikels ein Auge zudrückte, zumal da auf alle Fälle doch derselbe dem Schweden einigen Zaum anlegte. Der W o r t e aber dieses Artikels zu Gunsten der katholischen Religion bedurfte der Cardinal Richelieu. Er bedurfte ihrer zu seiner Rechtfertigung vor dem Papste, vor dem katholischen Frankreich, vor den romanischen Nationen überhaupt, zu dem Beweise, daß der von ihm mit Geld unterstützte Schwede gegen den Kaiser nicht einen Religions-, sondern einen Staatenkrieg führe. — Der Schwede unterzeichnete den Vertrag mit diesem sechsten Artikel.

Es handelt sich ferner um die Bedingung der Neutralität für die Liga. Der betreffende Artikel des Vertrages lautet: „Mit dem Herzoge von Bayern und der katholischen Liga im R. Reiche soll Freundschaft oder wenigstens Neutralität aufrecht gehalten werden, wenn sie auch ihrerseits dieselbe hält." — Unverkennbar ist der Hauptsatz französischen, der Bedingungssatz schwedischen Ursprunges. Richelieu, der von seinem Stand-

puncte aus sich des Schweden als Mauerbrechers gegen den Kaiser zu bedienen meinte, mochte hoffen, daß der Schwede in diesem seinem Sinne arbeiten, daß es dagegen nach allen seinen Bemühungen die Liga von dem Kaiser zu trennen, ihm gelingen werde sie neutral zu erhalten. Anders der Schwede. Sein späterer Eroberungszug beweist, daß er nicht zunächst die Erbländer des Kaisers suchte, sondern die Wahl-Fürstenthümer der Liga. Dahin also war vom Beginne an sein Plan gerichtet. Und für seinen Zweck durfte er erwarten, daß die Liga nicht neutral bleiben werde, und zwar dies namentlich nach dem Schreiben der Kurfürsten vom 13. August 1630. Die vier katholischen Kurfürsten, die eine Armee zur Verfügung hatten, standen anders da, als die bis dahin unbewaffneten zwei protestantischen Kurfürsten. Es war eher anzunehmen, daß die Liga eben so wie zuvor dem Kaiser in der Vertheidigung des Reiches zur Seite stehen würde. Dazu auch konnte es dem Schweden zu Ende 1630 und im Beginne 1631, also bei der Beredung des Vertrages und seiner Einwilligung in jene Bedingung, kaum noch unbekannt sein, daß Tilly beide Armeen commandiere. Endlich hatte Gustav Adolf selber das Mittel in der Hand, der Liga die Neutralität vollends unmöglich zu machen, nämlich diesen Allianz-Vertrag von Bärwalde selbst, durch welchen Richelieu den von der Liga so eifrig befürworteten Regensburger Frieden brach. Es lag nicht im Interesse der Politik des Cardinals Richelieu, daß dieser Vertrag bekannt wurde; aber es lag im Interesse des Schwedenkönigs. Wir haben bereits gesehen, daß er noch bevor der Vertrag formell abgeschlossen war, am 3/13. Januar, dem brandenburgischen Gesandten, Kanzler Götze, eine Abschrift übergab. Er fügte die Weisung hinzu,[1] auch den anderen Kurfürsten Mittheilung zu machen. Die Folgen dessen wurden bald erkennbar.

Die Vortheile also der französischen Politik für Gustav Adolf waren vom Beginne 1631 an doppelter Art. Er empfing französisches Geld, und die Truppen des Kaisers in Italien konnten noch für längere Zeit nicht gegen ihn herangezogen werden. Daß dies nicht geschehen konnte, diente wiederum dem Bestreben des Cardinals Richelieu, die Liga gegen den Kaiser verstimmt zu machen, weil dieser die Last der Abwehr des Schweden allzu sehr auf die Liga abwälze.

In einer besonderen Beziehung jedoch hatte, wie Richelieu erzählt,[2] der Franzose Charnacé den Schweden überlistet. Nach dem Abschlusse

[1] Friedensacten F. 9 b. [2] Mémoires VI, 534.

erfuhr Gustav Adolf von einem Hugenotten in Frankreich, daß Charnacé, mit dem er eine Million Livres jährlich vereinbart, Vollmacht habe zu gehen bis zu 200,000, auch 300,000 Livres mehr. Gustav Adolf ließ den Gesandten holen. Er redete ihm zu, drohend und bittend. Er versprach, so lange der Vertrag dauere, 10,000 Rthlr. Jahresrente, wenn Charnacé seine Vollmacht erschöpfe. Aber der König redete so lange, daß der anfangs eingeschüchterte Gesandte seine Fassung völlig wieder gewann. Er hielt fest an dem beschlossenen Vertrage.

Der Vertrag, abgeschlossen zu Bärwalde am 13/23. Januar, wurde dort am 16/26. von Gustav Adolf ratificiert.[1]

Vernehmen wir endlich noch über diesen Vertrag die Worte der Lobpreisung des Cardinals Richelieu für seinen König.[2] „Der Stillstand," sagt er, „welchen der Baron Charnacé zwischen den Königen von Polen und Schweden vermittelte, gab dem Letzteren den Anlaß, bald nachher es zu unternehmen, gegen die Unterdrückung der Reichsfürsten in Deutschland einzuschreiten. So bald dieser Plan zur Kunde Ewr. M. kam, machten Sie, um jedem Nachtheile zuvorzukommen, den die katholische Religion davon erleiden könnte, mit dem Schwedenkönige einen Vertrag, der ihn verpflichtete, die Übung der katholischen Religion an keinem der von ihm eroberten Orte zu hindern."

„Wohl weiß ich, daß Ihre Feinde, welche die eigenen Handlungen dadurch zu rechtfertigen vermeinen, daß sie die Ihrigen verschreien, nichts was sie gekonnt, unterlassen haben, um diese Übereinkunft gehässig darzustellen; allein dies Bestreben hatte keine andere Wirkung als ihre Bosheit an den Tag zu bringen."

„Die Schuldlosigkeit Ewr. M. ergibt sich um so klarer daraus, daß Ihr Botschafter mit jenem Eroberer nicht eher in einen Vertrag einging, als nachdem er schon sechs Monate auf dem deutschen Boden stand. Dies rechtfertigt augenscheinlich, daß der Vertrag mit jenem Fürsten ein Heilmittel des Übels war, nicht also als die Ursache desselben angesehen werden kann."

3. Weiterer Verlauf dieser Verwickelung mit Frankreich bis zum Vertrage von Chierasco, 19. Juni.

Dem Wunsche Gustav Adolfs gemäß fand die Kunde des Vertrages von Bärwalde von Berlin aus bald ihren Weg. Am 5. Februar hatte

[1] Moser VI, 168. [2] Testament politique I, 30.

der Kaiser dem Gesandten Brulart sein Lob für den jungen König ausgesprochen, welcher den Regensburger Frieden getreulich erfüllen wolle. Am 15. März dagegen richtete er an den Papst Urban VIII. über diesen König eine schmerzliche Klage.[1] Im Namen desselben sei zu ihm der Gesandte Brulart gekommen mit dem Wunsche, daß einige minder wichtige Puncte[2] in Betreff der Herzoge von Savoyen und Guastalla in dem Regensburger Friedensvertrage genauer bestimmt würden. Während der Kaiser darüber berathen lasse, sei ihm die Abschrift eines Vertrages zugekommen, durch welchen die Könige von Schweden und Frankreich die Sache von akatholischen Hochverräthern im R. Reiche auf sich nehmen, über die Alpenpässe in Italien verfügen, und die katholischen Fürsten im Reiche von ihrem Oberhaupte an sich ziehen wollen. Die schwedischen Waffen würden also bezahlt mit französischem Golde. Es bedürfe nicht der Worte, die Unwürdigkeit eines solchen Verfahrens zu schildern. Der Kaiser vertraut dagegen: der Papst werde vermöge seines Amtes Sorge tragen, daß, mit Aufhebung jenes Vertrages, der Regensburger Friede zur Ausführung komme, und daß, eben so wie der Kaiser sich nicht in die Angelegenheiten Frankreichs mische, auch der König aller Billigkeit gemäß in die Rechte des Reiches nicht eingreife.

Dieser letzte Vergleich hatte gerade damals eine besondere Bedeutung. Ludwig XIII. stand vor dem offenen Bruche mit seiner Mutter und seinem Bruder Gaston. Gaston ließ sich vernehmen, daß der König, sein Bruder, ohne es zu erkennen, sei wie ein Gefangener in den Händen des Cardinals Richelieu.

Auf diesen Minister übte die Kunde der schwedischen Mittheilung des Vertrages von Bärwalde an die Kurfürsten eine andere bedeutsame Wirkung. Sie war wie ein Strich durch seine Rechnung. Denn die Verschiedenheit oder gar der Gegensatz zwischen Richelieu und Gustav Adolf tritt hier in seiner vollen Schärfe zu Tage. Der Erstere wollte die Liga neutral erhalten, um sie ganz zu Frankreich herüber zu ziehen. Gustav Adolf wollte die Kirchenfürsten zu Feinden haben, um sich erobernd auf sie zu stürzen. Die Mittheilung des Vertrages von Bärwalde, welcher es den Ligafürsten moralisch unmöglich machte sich von dem Kaiser zu trennen, war daher ein Meisterzug des Schweden. Wir haben also zu sehen, in welcher Weise Richelieu bei der Liga entgegen zu wirken suchte. Zu Ende März traf sein Gesandter Gournay in Mainz ein.

[1] Friedensacten F. 9 b. [2] A. a. O. minuta quaedam.

Gournay war mit einer Reihe von Aufträgen ausgestattet.[1] Er führte Klage über den Kaiser, der die Stadt Moyenvic gegen Frankreich befestigen lasse. Der König habe dagegen gern vernommen, daß in Frankfurt eine gütliche Verhandlung zwischen katholischen und nicht-katholischen Reichsständen statt finden solle. Weiter sei es ihm lieb gewesen zu hören, daß zwischen der Liga und den Generalstaaten eine gewisse Neutralität aufgerichtet werden solle: er erbiete sich dazu mitzuwirken. Die Beendigung der Wirren in Italien hange nur noch davon ab, daß der Kaiser den Herzog von Nevers mit Mantua belehne. Der König fordere die Fürsten der Liga auf, für diese Belehnung bei dem Kaiser zu wirken. — Weiter ließ der König melden: er habe erfahren, daß Wallenstein seine Dienste dem Könige von Spanien angeboten und dessen Zustimmung erhalten habe. Wenn Wallenstein eine solche Macht in Händen habe, so werde er sich an den Kurfürsten zu rächen suchen. Daher würden diese wohl thun sich zu hüten und darum zuvorzukommen.

Dann endlich kam der wichtigste Punct. Es seien, sagte Gournay, über den König allerlei Gerüchte im Gange. Er versichere, daß es ein pur lauteres Gedicht sei, herrührend von den Feinden seiner Krone, die das gute Verständnis zwischen ihm und den katholischen Kurfürsten zerrütten wollten. Er bäte solchen Gerüchten keinen Glauben beizumessen. Der König habe mit keinem Fürsten ein Verständnis oder Bündnis wider die katholische Religion und das Interesse des Reiches, wolle vielmehr den katholischen Fürsten hiermit seine Hülfe und seinen Beistand angeboten haben.

Am weitesten ging in den Versicherungen solcher Art der Kapuziner P. Joseph. Gournay überreichte dem Kurfürsten Anselm Casimir ein Schreiben[2] desselben, welches dienen möge als ein geschichtliches Zeugnis dessen, wie weit ein Mönch gelangen kann, der, seinem Berufe untreu, dennoch mit dem Kleide desselben angethan sich in den Dienst der Politik begibt. Das Schreiben beginnt mit den stärksten Ausdrücken des Dankes für die Bemühungen des Kurfürsten um den allgemeinen Frieden der Christenheit. Daran schließt der Pater seine eigene Betheuerung, die, damit nicht eine Übersetzung sie alteriere, hier im Wortlaute folgt: Numquam vero me poenitebit cum tanta certitudine asseverasse Vestrae Serenitati, Regem Christianissimum atque Eminentissimum D. C. Richelium toto animo amplecti et velle prosequi tranquilli-

[1] Die Berichte in Kriegsacten F. 86 und Friedensacten F. 8 b.

[2] Friedensacten 8 b. Das Schreiben ist datiert vom 17. Februar 1631.

tatem publicam. Non enim potero assequi verbis quod ipsi ea de re mente conceperunt et opere complebunt, Deo favente et praefatis Majestatibus et Ser^{mis} D. Electoribus collaborantibus.

Etwas anders und doch geistig verwandt drückte sich der Cardinal Richelieu später in seinen Denkwürdigkeiten aus.[1] Le roi avait tout son esprit appliqué à la paix et au repos de la Chrétienté, et n'entrait en traité avec le roi de Suède que pour y parvenir.

Auf den Vortrag des Gournay antwortete Anselm Casimir: die königliche Würde von Frankreich würde ein sehr rühmliches Werk thun, wenn sie den Schwedenkönig von dem ungerechten Angriffe auf den Kaiser und die ihm zur Seite stehenden Reichsfürsten abmahnen wolle. Ein gleiches Verdienst würde der König sich erwerben durch eine Ermahnung an die nicht-katholischen Stände, sich innerhalb der Schranken der Reichs-Constitutionen zu halten. Das Gerücht, daß die königliche Würde von Frankreich sich mit dem Könige von Schweden, dem offenen Feinde der Kaiserlichen Majestät und der ihr assistierenden gehorsamen Reichsfürsten, verbunden habe, sei entstanden aus der Abschrift eines Bündnisses, welche der Schwedenkönig selber den Kurfürsten habe mittheilen lassen. Er, der Kurfürst von Mainz, habe das sehr ungern vernommen, weil ein solcher Vertrag dem jüngst zu Regensburg geschlossenen Frieden ganz zuwider laufe. Daß es sich nun damit nicht so verhalte, sei ihm lieb zu hören. Weil aber diese aller Orten sehr verbreitete Meinung sich nicht so leicht hinweg reden lasse: so würde, dem Erachten des Kurfürsten gemäß, der König von Frankreich am besten thun, sich so zu erklären und zu erzeigen, daß die Thatsachen an sich selber das Gegentheil darlegten, nämlich, daß er Willens sei mit der K. Majestät und Dero getreuen Ständen in gutem Verständnisse zu bleiben, auch immer ihnen zu helfen. — Von einem Dienstantrage Wallensteins bei dem Könige von Spanien und dessen Consequenzen wisse der Kurfürst nichts.

Anselm Casimir gab zugleich dem Gesandten drei Handschreiben[2] mit, datiert vom 5. April, an den König, an den Cardinal Richelieu, an den P. Joseph. Das wichtigste ist dasjenige an den Cardinal.

„Wir Kurfürsten," sagt darin Anselm Casimir, „haben zusammen mit dem Kaiser in Regensburg für die Herstellung des Friedens gearbeitet. Auch hatten wir Aussicht auf das Gelingen, wenn nicht der Feind des

[1] Mémoires VI, 542. [2] Sämmtlich in Friedensacten F. 8 b.

Friedens und der Gerechtigkeit alles gestört hätte. Denn Ewr. Lbd. ist wohl bekannt, daß während jener Berathungen der König von Schweden, wider göttliches und menschliches Recht, ohne jedweden Anlaß, unbekümmert um die Abmahnung der Kurfürsten, ohne Zweifel dagegen auf Anstiften derer, welche den Untergang der katholischen Religion und die Zerrüttung des Reiches erstreben, und welche die herrliche, so viele Jahrhunderte hindurch von den Vorfahren ererbte Form desselben in ein neues Modell nach dem Sinne von Nicht-Katholiken und Rebellen umgestalten wollen — daß also der Schwedenkönig mit einem starken Heere in das Reich eingebrochen ist, und zunächst vornehme Städte, dann ganze Fürstenthümer übermeistert hat. Er will nichts hören von einer Erwähnung eines Friedens. Er will seine feindlichen Waffen weiter tragen in das Reich, will unter den im Reiche um der Religion willen zwiespaltigen Ständen sich die Entscheidung anmaßen und die kaiserliche Autorität zu Boden treten. Durch diese maßlose Feindseligkeit des Schweden wird der Kaiser wider die eigene Neigung gezwungen, seine Sorgfalt von dem Werke des Friedens abzuwenden, und darauf zu sinnen, wie er kraft der Treue, die er Gott, dem Reiche und der Kirche schuldet, es vermöge, diesem gefährlichen Feinde des Reiches und der Religion entgegen zu treten, die kaiserliche Autorität aufrecht zu halten und die Entwürfe der Feinde zu brechen. Das ist der Grund, weshalb nicht von einer Entlassung des Heeres, sondern von der Forterhaltung und Vermehrung desselben geredet werden kann. Daraus möge E. L. ersehen, wie völlig frei von der Verschuldung des Kriegesjammers im Reiche der Kaiser ist, und daß er vielmehr nur durch die treulosen Ränke seiner geschworenen Feinde in die Nothwendigkeit des Krieges hinein gezwungen wird. Aus dieser großen Gefahr des Reiches und dem Brande desselben, der Alle betrifft, ergibt sich aber auch, daß die getreuen Fürsten und Stände des Reiches dem Kaiser, als die Glieder ihrem Haupte, wie sie bisher gethan, so auch ferner mit aller Treue und That beistehen, und zur Abwehr des gemeinsamen Feindes mit allen ihren Kräften beitragen werden. Ja wir geben uns der Hoffnung hin, daß auch E. Lbd. in der Anerkennung der Nothwendigkeit dieser Abwehr mit Subsidien uns zu Hülfe kommen werden."

Eine Annahme, daß dies Schreiben des Kurfürsten Anselm Casimir, so wie ein entsprechendes an P. Joseph, ironisch gemeint sein könne, würde, bei der gewichtvoll ernsten Haltung derselben, nicht berechtigt sein. Die Antworten entsprachen den Betheuerungen des Richelieu und des

P. Joseph, als hätten diese aufrichtig und ehrlich geredet. Anselm Casimir mochte zweifeln: eine Gewisheit hatte er nicht. Wie das Lob des Kaisers, vom 5. Februar, für den jungen König durch die Thatsache selber sich in das Gegentheil verkehrte: so zeichneten auch, am 5. April, die Schreiben des Kurfürsten Anselm Casimir an Richelieu und an P. Joseph diesen zwei Individuen nicht absichtlich, sondern thatsächlich, ein Spiegelbild, an dessen Wahrheit die Selbsterkenntnis ihnen keinen Zweifel belassen konnte.

Daß der Kurfürst Anselm Casimir über die Sache zweifelhaft war, ergibt sich aus seinem Berichte an den Kaiser. „Der König von Frankreich," schreibt[1] er am 7. April, „will der Allianz mit dem Schweden nicht geständig sein. Weil aber der Vollzug der Friedenshandlung in Italien sich allein an der noch nicht erfolgten Belehnung des Herzogs von Nevers mit Mantua stößt, so bitte ich, Ew. K. M. wollen zum Bruche mit Frankreich keinen Anlaß geben."

Stärker jedenfalls als auf Anselm Casimir wirkten auf Maximilian von Bayern die französischen Reden ein. Bei der geringen Widerstandskraft, welche die ehemaligen Wallensteiner in Greifenhagen und Garz bewiesen, drang Maximilian von da an nachdrücklich auf die Heranziehung der kaiserlichen Truppen aus Italien.[2] Er wies darauf hin, daß diese Truppen auf des Reiches Kosten geworben und selbst auch in Italien unterhalten, daß demnach sie auch in erster Linie für die Vertheidigung des Reiches zu verwenden seien. Aus seinen Vorstellungen[3] nach Wien hin spricht der Unmuth, daß die Belehnung dem Herzoge von Nevers noch nicht ertheilt sei, und daß die Verzögerung in Italien dem Kaiser zur Last falle. Dazu meldet[4] er bereits am 14. Februar: Gustav Adolf lasse sich öffentlich verlauten: er sehe gern, daß Tilly wider ihn angezogen sei, und sich bei dem kaiserlichen Kriegsvolke befinde; denn damit wisse er, daß auch die Liga sein Feind: demgemäß werde er handeln, und beiden Feinden, dem Kaiser und der Liga, zu schaffen geben. — Des ungeachtet beharrte auch Maximilian für längere Zeit bei der Meinung, daß der Schwede zunächst den Kaiser suche.

Bei der Misstimmung des Kurfürsten Maximilian gegen Wien scheint auch die Kunde des Vertrages von Bärwalde auf ihn geringen Eindruck gemacht zu haben. Noch am 20. März, wo er diese Kunde

[1] Friedensacten F. 9 b. [2] Kriegsacten F. 91.
[3] A. a. O. [4] A. a. O.

längst besaß, berichtet[1] er, „von einer vornehmen Person aus Frankreich zu wissen, daß Ludwig XIII. zur Bestätigung des italienischen Friedens ganz geneigt sei. Ferner sei Ludwig XIII. willig und erbötig, wenn nur der Herzog von Nevers die Investitur erhalte, den Schwedenkönig dahin zu disponieren, daß er mit seiner feindlichen Kriegesmacht wieder von des Reiches Boden abziehe." Mit anderen Worten: der Kurfürst Maximilian hatte sich durch die französische List und Lüge bereden lassen, an den Vertrag von Bärwalde nicht zu glauben.[2]

Dieselbe List und Lüge ließ der Cardinal Richelieu auch in Rom anwenden. Auf jene Beschwerde des Kaisers antwortete[3] der Papst dem Botschafter Savelli: er habe dem französischen Botschafter seine Klage über einen solchen Vertrag ausgesprochen, jedoch die Antwort erhalten, daß die Sache erdichtet sei. Eben dasselbe behaupte ja auch Brulart in Wien. Dennoch werde er, der Papst, nach Frankreich eine Abmahnung schreiben. Der Hauptgrund, sagte er, den die Franzosen gegen die Echtheit des Vertrages geltend machen, sei der, daß darin der Name des Königs von Schweden voranstehe. Dies würden die Franzosen niemals zugeben. Savelli erwiederte: der Kaiser würde nicht den Vertrag eingeschickt, noch sich darüber beklagt haben, wenn er nicht sich der Echtheit sicher gewußt hätte.

Während der Audienz Savellis trat der Cardinal Barberini ein, um den Abschluß des Vertrages von Chierasco zu melden. Der Papst war darüber hoch erfreut. Er entließ dann den Botschafter Savelli mit der Versicherung, daß er allen Fleiß aufwenden werde, den König von Frankreich von einem Vertrage mit dem Schweden abzuwenden — Es handelt sich also zunächst um den Vertrag von Chierasco.[4]

Seit dem Regensburger Friedensschlusse, im October 1630, war ein Monat nach dem anderen verflossen, ohne daß derselbe völlig richtig gemacht wäre. Der Kaiser und die Kurfürsten glaubten an den völkerrechtlichen Bestand dieses Friedens. Die eigenen Worte des Cardinals Richelieu dagegen haben dargethan, daß er dem ersten und principiellen

---

[1] A. a. O. [2] Nach dem Schreiben Maximilians, vom 3. April, an Urban VIII., bei Gregorovius 29 n. 1, scheint er geschwankt zu haben. Leider gibt G. nicht den ganzen Wortlaut.

[3] Friedensacten F. 9 b. Vom 19. April.

[4] Für das Folgende Summarium Actorum in Friedensacten F. 9 b.

Artikel des Regensburger Friedens nicht zustimmte. Aber seine Worte darüber wurden damals nur in Frankreich vernommen. Er wagte weder seine Regensburger Gesandten zu desavouieren, oder auf andere Weise dem Kaiser und den Kurfürsten als den Mitpaciscenten einen principiellen Einwand auszusprechen. Er suchte durch kleine Reibungen hinzuhalten. Er handelte dann dem ersten Artikel des Friedens entgegen durch den Vertrag von Bärwalde. Der Streich, den ihm sein schwedischer Bundesgenosse durch die Mittheilung dieses Vertrages an die Kurfürsten spielte, legte ihm die Nothwendigkeit auf, in Italien zum Ende zu kommen. Am 4. April traf der Gesandte Servient ein. Der General Gallas, der nach Collaltos Tode die Vollmacht erhalten, der Marschall Thoiras, und jener Servient traten zu Chierasco zusammen, und einigten sich am 6. April über einen Vertrag zur Ausführung einiger Puncte des Regensburger Friedens. Die Nachricht dessen rief jene Freude des Papstes Urban VIII. hervor. Allein die Drei hatten einen geheimen Artikel hinzugefügt, dessen Consequenzen den Kaiser von den Graubündtner Pässen ausgeschlossen hätten.

Die Mehrheit der kaiserlichen Minister waren dennoch für die Annahme, unverkennbar mit Rücksicht auf die Kurfürsten von Mainz und Bayern, die jede Verzögerung misbilligen würden. Nicht so dachte der in Graz weilende Fürst Eggenberg. Sein ausführliches Gutachten[1] ging davon aus, daß die feste Richtschnur des Regensburger Friedens durch die Consequenzen dieses geheimen Artikels durchbrochen werde. Er sprach die Ansicht aus, daß Gallas sich durch die päpstlichen Legaten Panzirolo und Mazarini, denen die kaiserliche Autorität in Italien sehr zuwider, und durch den Herzog von Savoyen zu der Zustimmung habe verleiten lassen. Es war klar, daß bei der Nicht-Genehmigung dieses Artikels die kaiserlichen Truppen aus Italien nicht ins Reich abziehen konnten, und daß die Fürsten der Liga dies übel aufnehmen würden. Dennoch rieth, am 20. April, Eggenberg dem Kaiser, diesen Artikel nicht zu genehmigen.

In einer erneuten Berathung der Minister in Wien trug das Gutachten Eggenbergs den Sieg davon. Am 1. Mai that der Kaiser dem General Gallas kund,[2] daß und warum er den geheimen Artikel von Chierasco nicht genehmige, mit dem Auftrage zu neuen Verhandlungen, immer auf Grund des Regensburger Friedens.

[1] Bei Khevenhiller XI, 1975. Dort auch der Verlauf. [2] A. a. O. 1980.

Der Kaiser und der Fürst Eggenberg dachten nicht, daß diese Verzögerung des Abschlusses in Italien erheblich beitrug, den Kurfürsten Maximilian von Bayern für die französischen Bemühungen zugänglicher zu machen. Der Cardinal Richelieu berichtet[1] ausführlich, wie sehr er sich bemüht habe, den Kurfürsten für die Neutralität zu gewinnen. Das sei das rechte Mittel, die katholische Religion in Deutschland sicher zu stellen, für jetzt und für die Zukunft. Die Wahl zum römischen Könige werde ihm von allen Seiten her in Aussicht stehen, von den Nicht-Katholiken aus Haß gegen das Haus Oesterreich, von den Katholiken, weil sie dann nur noch von Bayern zu hoffen hätten. Setze er dagegen die Truppen der Liga der Gefahr gegen Schweden aus, so könne im Falle eines Unglückes Wallenstein wiederkehren und ihn völlig verderben.

„Aber," schließt[2] Richelieu, „alle Erbietungen des Königs waren vergeblich, und seine starken und dringenden Gründe wurden abgewiesen; denn der Herzog von Bayern war mit dem Hause Oesterreich so verknüpft, daß er sich weigerte auf die Neutralität einzugehen."

Richtiger war doch wohl, daß der Cardinal Richelieu etwas anbot, was zu geben nicht in seiner Macht stand. Nicht, wie der Cardinal es sich damals noch denken mochte, benutzte er den Schwedenkönig, sondern der Schwedenkönig benutzte ihn. Maximilian wußte jedenfalls bereits so viel, daß der Schwedenkönig ihm und der Liga eine Neutralität nicht gewähren würde, vielmehr, wie Maximilian dem Kaiser gemeldet, sich hatte verlauten lassen: er freue sich, daß die Liga ihm eben so wohl feind sei wie der Kaiser.

Dennoch suchte Maximilian aus den immer erneuten französischen Erbietungen für sich Nutzen zu ziehen. Die kaiserlichen Truppen im Nordosten bewiesen geringe Widerstandskraft. Die Überkunft derjenigen in Italien verschob sich in unabsehbare Ferne. Der Kampf gegen den Schwedenkönig lag hauptsächlich der Liga ob. Dagegen ist es möglich, daß Maximilian die Wiederberufung Wallensteins fürchtete, die allerdings, wie sich ergeben wird, von den Anhängern desselben damals bei dem Kaiser in Anregung gebracht wurde. Unter diesen Umständen schloß Maximilian, am 8. Mai, mit Frankreich ein Defensiv-Bündnis ab.[3] Frankreich sicherte ihm, im Falle eines Angriffes auf seine Länder eine Hülfe von 9000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern zu, der Kurfürst im umgekehrten Falle 3000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter.

---

[1] Mémoires VI, 544. [2] A. a. O. 547. [3] Friedensacten F. 9 b.

Wie stark man immer jene Motive auffasse: der Schritt Maximilians war nicht loyal gegen Kaiser und Reich. Der einzelne Reichsfürst hatte nicht das Recht der Waffen und der Bündnisse nach außen als mit Vorwissen und Zustimmung des Kaisers. Eben dieser Satz trat damals dem Schweden gegenüber mehr und mehr in den Vordergrund. Die Kaiser Rudolf und Matthias hatten sich in den Bestand der Liga gefügt, weil sie gegen die Union war. Und dennoch hatten sie nur widerstrebend sich gefügt. Ferdinand II. hieß die Liga gut, weil er ihrer Hülfe bedurfte. Aber die Liga war der Defensivbund einer Reihe von Fürsten innerhalb des Reiches. Kraft desselben Rechtes, mit welchem der Kaiser das Bündnis eines Reichsfürsten mit dem Schwedenkönige verwarf, hätte er auch dasjenige des Bayern mit dem französischen Könige verwerfen müssen. Wenn er nämlich davon eine Kunde erhielt. Aber das Bündnis ward im tiefsten Geheim gehalten. Welche Bürgschaft es gewähre, hatte der Kurfürst Maximilian zu seiner Zeit zu erfahren.

Unterdessen ward in Chierasco abermals verhandelt, jedoch nur über den angefochtenen geheimen Artikel des Vertrages vom 6. April. Am wenigsten stand der Regensburger Friede als solcher, oder auch der erste und wichtigste Artikel desselben, in Frage. Nach langen Verhandlungen kam endlich am 19. Juni eine Einigung zu Stande, die für alle Parteien annehmbar erschien. Und darauf setzten sich die kaiserlichen Truppen nach Deutschland in Marsch. Es waren, nach der Meldung[1] des Generals Gallas vom 18. Juni, 18,000 Mann Infanterie und 3000 Reiter. — In Folge des Friedens erhielt bereits am 22. Juni der Bischof von Mantua als Botschafter des Herzogs Carl in Wien die kaiserliche Belehnung[2] mit Mantua und Montferrat.

Nach der Heimkehr von dieser Ceremonie sagte[3] der Kaiser: „Der Herzog von Mantua hat mir nicht trauen, sondern seine Freiheit verfechten wollen. Jetzt sieht er, was er gewonnen hat. Wo er zuvor ein reiches, ansehnliches, herrliches Land in aller Ruhe hätte besitzen können, muß er es jetzt als ein armes, elendes, voll Jammer und Noth hinnehmen. Und, wie ich fürchte, wird seine Freiheit hinfort nicht diejenige eines Reichsfürsten sein, sondern eines bedrängten und unvermögenden Fürsten. Denn Frankreich wird ihm Besatzung in Casale einlegen, und Venedig wird ihm Geld leihen, unter der Bedingung, daß er ihre

[1] A. a. O. [2] Khevenhiller XI, 1999. [3] A. a. O.

Besatzung in Mantua einnehme. Das heißt nicht die Freiheit verfochten, sondern aus der Freiheit sich in Dienstbarkeit gestürzt haben."

Es kam noch schlimmer, aber für alle Betheiligte. Nach dem Abzuge aller Truppen zog aus den Wirren um die mantuanische Erbfolge den Gewinn nur die französische Politik.[1] Die Gier des Herzogs Carl Emmanuel nach Stücken von Montferrat war eine hauptsächliche Ursache der Unruhen gewesen. Das Ende war, daß seinem Sohne die französische Politik die Festung Pinerolo, die Pforte nach Italien, theils abzwang, theils abkaufte. Die Graubündtner, die sich freuten, ihre Pässe und ihre Freiheit wieder gewonnen zu haben, verloren sie dann erst recht an Frankreich, dessen einziger Grund sie zu nehmen die Vorsicht war, daß nicht die Oesterreicher sie wieder besetzten. Der spanische Minister Olivarez hatte den Herzog von Nevers als französischen Unterthan nicht in Mantua leiden wollen. Er mußte nunmehr die Franzosen in Piemont, Montferrat, Mantua und Graubündten leiden.

So der Ausgang der Dinge in Italien. Inzwischen blieb bei der Ableugnung der französischen Politik die Frage des Vertrages von Bärwalde noch dunkel. Gleichzeitig mit dem Abzuge der Truppen aus Italien, im Juni, entsandte der Kaiser den Freiherrn Curtius nach Paris, um Gewisheit darüber zu erlangen.

Wir haben nach der Abschweifung, die der Vertrag von Bärwalde als der französische Bruch des Regensburger Friedens uns auferlegt hat, zurückzukehren zu dem Kriege in Deutschland, im Februar und März.

4. Kriegsereignisse zwischen Tilly und Gustav Adolf im Februar. Wallenstein.

Wir haben Tilly verlassen zu Fürstenwalde am 17. Februar. Von dort aus wendete er sich abermals mit nachdrücklichster Klage an den Kurfürsten Maximilian.[2] „Es ist mir nochmals und endlich lauter unmöglich, mit der Conservierung der Soldatesca fortzukommen, wenn nicht die H.H. Bundesstände mit Ernst dazu thun und mir die wirklichen Mittel handreichen. Denn es ist mit diesen Quartieren also bewandt, daß es nicht möglich den geringsten Unterhalt daraus zu schöpfen, und darum ist keine, auch nicht die wenigste Hoffnung darauf zu machen, weil schon zuvor die kaiserliche Soldatesca hier in so großer Bedürftigkeit, daß sie nichts zu leben hat." Die Bundesarmee erhalte sich von den

[1] A. a. O. 2003. [2] Osnabrücker D. C. A.

Mitteln, die der Kurfürst von Bayern eingeschickt; „denn von den rheinischen Bundesständen ist bisher noch nichts eingekommen, und wiewohl J. K. D. zu Mainz der Einbringung und Zahlung halber Vertröstung gethan, so ist doch bis Dato noch nicht das Geringste von einem oder anderen der Bundesstände erfolgt.“ — „Ich wiederhole mein jetziges und voriges so vielfältiges Erinnern, Anlangen und Bitten, Ew. K. D. geruhen Jhro gnädigst gefallen zu lassen, den H.H. Bundesständen mit beweglichen Vorstellungen, wie es der Sachen Umstände und hohe Nothdurft nicht anders erfordert, vor Augen und an die Hand zu gehen, auch dieselben zu einer neuen Zusammenkunft und persönlichen Conferenz zum Zwecke einer erspießlichen und dem gemeinen Wesen dienlichen heilsamen Resolution zu ermahnen und zu vermögen. Wiewohl zu besorgen, daß die Feindesgefahr so lange nicht warten werde, so könnten sie dadurch bewegt werden, wo sie sich die Plage nicht selber über den Hals und in ihr Land ziehen wollen, die Nothdurft im Werke zu leisten.“

Nach den zuletzt ihm zugekommenen Nachrichten, daß Gustav Adolf von Stettin aus auf Havelberg gehen wolle, um der Stadt Magdeburg Entsatz zu bringen, brach dann Tilly „mit etlichen Regimentern zu Roß und Fuß, so viele ich mit mir nehmen kann, gegen Alt-Brandenburg auf. Was ich aber wider den Feind für Progreß werde thun können, weil ich nur drei Stücklein bei mir habe, ist nicht zu versprechen und stehet bei Gott.“

Die Aussicht Tillys auf den Schweden zu treffen, war nicht begründet. Gustav Adolf hatte nicht, wie Tilly auf Grund der ihm zugetragenen Nachrichten meinte, sich von Stettin aus nach Havelberg gewendet, sondern griff im westlichen Vorpommern um sich. Auf die Nachricht des Marsches von Tilly von Frankfurt aus westwärts schrieb[1] er von Loitz aus an den FM. Horn in der Neumark: „Nun wollen wir wohl glauben, daß unser hierher genommener Marsch den Tilly auf die Gedanken gebracht hat, als wollten wir Magdeburg entsetzen. Nachdem er aber in seiner Meinung betrogen, und doch alle seine Truppen bei sich haben wird, habt Ihr Euch eines Entsatzes von Kolberg nicht zu befahren.“

Eben darum aber, weil, wie Gustav Adolf sich ausdrückt, Tilly sich in seiner Meinung betrogen fand, blickte auch er bereits klarer in

[1] Arkiv I, 337.

den Kriegesplan des Schweden. Nach der Ankunft in Alt-Brandenburg, meldete[1] Tilly, am 22. Februar, dem Kaiser seine Wahrnehmungen und Beobachtungen in folgender Weise.

Der Schwede hat nicht die Absicht es zu einer offenen Feldschlacht kommen zu lassen. Er will hin und herziehen, um dadurch einen doppelten Zweck zu erreichen. Das kaiserliche Heer ist bereits abgemattet: es soll durch die Märsche hin und zurück, hierhin und dahin aufgerieben werden. Dies ist die eine Seite des Planes, den der Schwede verfolgt.

Die Antwort etwa darauf, daß doch auch das schwedische Heer dieselben Märsche zu machen hatte, würde nicht zutreffen. Denn ein Blick auf die Karte zeigt, daß es ein Anderes ist, von Stettin aus nach der Neumark zu marschieren und wieder zurück aus der Neumark über Stettin nach Vorpommern und Mecklenburg, ein Anderes dagegen von der mittleren Elbe aus nach Frankfurt a/O., und wieder zurück nach Alt-Brandenburg, um von da sich wieder nordwärts nach Vorpommern zu wenden. Denn Tilly suchte den Schweden. Er verfolgte hier wie immer den Grundzug seiner Strategik, sich auf den Feind werfen und den Krieg mit Einem mächtigen Schlage enden zu wollen. Gustav Adolf vermied das. Er wich aus. Der Kreis, in welchem er sich bewegte, war verhältnismäßig klein: Tilly, der schlagen wollte, mußte gegen eine kurze Wendung des Schweden, welcher nicht schlagen wollte, einen viel längeren Weg zurücklegen. Daher litt sein Heer mehr als das schwedische. Dies war die eine Seite des Planes von Gustav Adolf.

Zugleich, fährt Tilly fort, beabsichtigt der Schwede es dadurch dahin zu bringen, daß die Einwohner dieser Länder, die nun so lange schon unter dem Drucke der kaiserlichen Einquartierung seufzen, in Folge dieser Märsche zu einem allgemeinen Aufstande gereizt werden. Dieß ist allerdings zu besorgen, weil die Fürsten dieser Gegenden zur Abwehr des Feindes auch nicht das Geringste thun, sondern thatlos dastehen, abwartend was davon kommen werde, um im Falle eines günstigen Ausganges für den Schweden ihm beizufallen. Deshalb, sagt Tilly, bedürfen wir stärkerer Macht, damit ein bedeutender Heerestheil immer bereit stehe dem Schweden unter die Augen zu gehen. Diese Macht läßt sich herbeischaffen durch einheitliches, nachdrückliches Zusammenwirken des Kaisers und der Liga. Tilly wiederholt diese dringende Bitte um Einigkeit; denn man müsse gerüstet sein nach vielen Seiten.

[1] Das Schreiben bei Dudik 28. Auch im Archiv für die Kunde Ö. G. Q. XI, 27.

Wir werden ersehen, daß Tilly in gleicher Weise den Fürsten der Liga seine Meinung darthut. Der Grundton seiner Briefe, so wie derjenigen Pappenheims, der von dort aus gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig von ihm schreibt,[1] ist das Bedürfnis der Hülfe und des Nachschubes. Nicht jedoch waren sie darum in allen Puncten einverstanden. In den Berichten Tillys aus Alt-Brandenburg findet sich keine Äußerung über die trostlose Führung der Kaiserlichen. Die Sache muß zwischen Tilly und Pappenheim zur Sprache gekommen sein. Denn Pappenheim, nachdem er vor dem Kurfürsten einige Fehler der kaiserlichen Obersten aufgezählt, fügt hinzu[2]: „Dennoch sind S. E. so fromm und gut, daß ich sie nicht habe bewegen können, Ihrer K. M. den rechten Grund zu schreiben. Und doch halte ich es für so nöthig, daß dieselben zum Exempel für Andere gestraft werden, während sie jetzt vielleicht in Wien hohe Belohnungen fordern."

Der Unterschied dürfte in Wirklichkeit nur darin bestehen, daß Tilly besonnener verfuhr als der heftige Pappenheim. Denn diesem antwortete[3] später der Kurfürst Max selber, daß über die Führung der höheren Officiere Tilly allerdings das Nothwendige an den Kaiser habe gelangen lassen, und daß man den Erfolg abwarten müsse.

Immerhin kann es sein, daß für die Gütigkeit, welche Pappenheim seinem Oberfeldherrn zum Vorwurfe macht, bei Tilly mitwirkte die Erwägung, daß die Anklagen solcher Art mittelbar zurückfielen auf denjenigen, der die gering befähigten Persönlichkeiten, namentlich die große Zahl der Italiener, in den kaiserlichen Dienst gezogen — auf Wallenstein. Dieser war gestürzt von seiner Höhe: Tilly mochte Bedenken tragen, auch da noch ihn anzuklagen oder anzuklagen scheinen. Und dies führt uns auf das damalige Verhalten Wallensteins.

Gemäß der Forderung der vier katholischen Kurfürsten zu Regensburg hatte der Kaiser den bei allen Reichsfürsten gleich verhaßten und gefürchteten Mann entlassen. Ferdinand II. hatte nur widerstrebend sich in diese Forderung gefügt. Sein Blick durchdrang nicht das Dunkel, in welches Wallenstein mit seltener Meisterschaft die Ziele seines Thuns und

---

[1] Osnabrücker D. C. A. Pappenheim an den Kurfürsten von Bayern, am 26. Februar, dann wieder am 27., Tilly am 28. Sämmtliche Schreiben sehr ausführlich. Vgl. Beilage LXVIII zur ersten Ausgabe. Bd. II, 464.

[2] Beilage LXIX zur ersten Ausgabe. Bd. II, 465.

[3] Wittich, Magdeburg usw. 397 hat die Antwort.

Treibens zu hüllen verstand. Vor allen Dingen kam es dem Kaiser nie zur Klarheit, daß in der Abneigung der Gemüther der Deutschen von ihm und darum der Schädigung seiner kaiserlichen Autorität, er selber die Kosten zu tragen hatte für die Habgier und die Willkür, welche Wallenstein, nicht mit dem Gutheißen, aber unter dem Namen des Kaisers, fünf Jahre lang geübt hatte. Das Vertrauen des Kaisers in Wallenstein, nicht bloß in dessen Können, sondern auch in dessen Wollen, blieb auch nach der Entlassung unerschüttert. Auch waren ja im Rathe des Kaisers die alten Freunde und Anhänger Wallensteins: der Fürst Eggenberg, der Vicekanzler Werdenberg, der Kriegesrath Questenberg, die seit langen Jahren jeglichem Begehren Wallensteins das Wort geredet. Eine Reihe von Obersten gab, direct oder indirect, ihren Wunsch kund, wieder unter Wallenstein zu stehen.[1] Der Kaiser selber betrachtete Wallenstein nicht eigentlich als aus seinem Dienste entlassen. Er blieb fortdauernd mit ihm in Briefwechsel.[2] Er verlangte Gutachten von Wallenstein, z. B. über die Bestallung des Fürsten von Pfalzburg als Feldmarschall, und erinnerte dabei daran, daß Wallenstein versprochen in zweifelhaften Fällen mit Rath und Gutachten ihm zur Hand zu gehen.[3] Die Forderung solcher Gutachten kehrt häufig wieder. Im Januar 1631 soll Wallenstein seine Meinung aussprechen über einen Operationsplan für Tilly nach dem Falle von Greifenhagen und Garz.[4] Wallenstein hebt dabei hervor, daß das Kriegsvolk Noth leide, daß es deshalb entlaufe, seiner Befehlshaber nicht achte. Und weiter fordert der Kaiser von Wallenstein ein Gutachten über einen Bericht Tillys.[5] Die Aufschrift der Briefe des Kaisers an Wallenstein lautet im Februar 1631 wie vor der Entlassung: „Unserem General-Obristen Feldhauptmann, wie auch des oceanischen und baltischen Meeres General“. Demnach kann der Kaiser von dem minder ernsthaften Scheine, der in den Augen der kundigen Generalstaaten oder des Dänenkönigs dem letzteren Titel anhaftete, wohl kaum eine Ahnung gehabt haben.

Es fragt sich also, ob dem Vertrauen des Kaisers in Wallenstein auch ein solches von Seiten Wallensteins in den Kaiser entsprach.

Auf dem Tage in Regensburg war als einer der Gründe gegen die Entlassung Wallensteins geltend gemacht: er werde sich zu rächen suchen. Das Verhalten Wallensteins damals gleich und nach seiner Rückkehr

[1] Dudik 16 uf. Eine Reihe von Briefen. [2] A. a. O. 20 uf.
[3] A. a. O. [4] A. a. O. 23. [5] A. a. O. 26.

in Böhmen schien eine solche Besorgnis nicht zu rechtfertigen. Wallenstein schien nur der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter zu leben. Dennoch hatte er in der Stille Anknüpfungen verschiedener Art. Eine derselben fand statt mit Hans Georg von Arnim. Die Persönlichkeit dieses Mannes fordert also zunächst unsere Aufmerksamkeit.

Hans Georg von Arnim,[1] geboren 1581, trat 1613 in die Dienste des Schweden Gustav Adolf und brachte es bald bis zum Obersten. Im Jahre 1621 finden wir ihn in den Diensten des Königs Sigismund von Polen, dessen Krieg mit Gustav Adolf nur unterbrochen, nie beendet wurde. Dann lockte ihn die Werbefahne Wallensteins. Er ward 1627 die rechte Hand desselben in dem Tückespiel gegen die Herzöge von Mecklenburg. Er belagerte dann 1628 auf Befehl Wallensteins und aus eigener Habgier die Stadt Stralsund. Wir haben gesehen, wie Arnim mit Wallenstein durch diese ungerechte Belagerung dem Schweden den Weg nach Deutschland bahnte. Im Jahre 1629 führte Arnim widerwillig das Wallensteinische Hülfsheer für Polen gegen die Schweden. Er verlangte auf diesem Zuge seinen Abschied. Wallenstein gewährte denselben. Er meldete dem Arnim, daß derselbe keinen besseren Freund habe als ihn,[2] versicherte aber dem Collalto, daß die Widerhaarigkeit und die Anmaßung dieses Menschen endlich seine Geduld erschöpft habe.[3] Längere Zeit war der Verkehr lau. Aber die Beiden paßten zu einander. Sie fanden sich wieder.

Am 14. November 1630 meldete[4] Wallensteins Statthalter in Mecklenburg, Wengersky: „Vor drei Tagen habe Ewr. F. Gn. ich die Schreiben überschickt, so der König von Schweden an den von Arnim richten lassen. Unterdessen hat er, Arnim, mir auch das andere Schreiben geschickt sammt dem Alphabete, durch welches er correspondieren solle, welches Ewr. F. G. ich beiliegend übersende. Der von Arnim wird auch selbst, sobald er Gewisheit hat, daß Ew. F. G. zu Gitschin sein, sich bei Deroselben gestellen.“ — Das Verhältnis des Arnim, der damals in Boitzenburg wohnte, zu dem Schwedenkönige ergibt sich aus der Thatsache, daß er auf seinen Gütern ansehnliche schwedische Salvegarden hatte.[5]

Zu Ende December richtete Arnim an Wallenstein die Bitte, daß er, damit die Correspondenz beschleunigt werde, auf halbem Wege einen Courier bestellen möge.[6] Dem entsprechend erließ Wallenstein von Gitschin aus, am 19. Januar 1631, an seinen Landeshauptmann in Sagan, den

[1] Förster III. Anhang 110. [2] A. a. O. 117. [3] Chlumecky 161.
[4] Dudik 13. [5] A. a. O. 14. [6] A. a. O. 16.

Grafen Kaunitz, den Befehl[1]: „Demnach der von Arnim uns hinfüro zum öfteren zuschreiben und seine Briefe allzeit Euch zuschicken wird, so ist vonnöthen, daß zu schleuniger Überbringung derselben von Euch eine gewisse Anstalt gemacht werde, damit sothane Briefe ohne Verlierung einer Stunde bei Tag und bei Nacht fortgeschickt werden mögen."

Die Thatsache einer solchen Correspondenz steht demnach fest. Der Inhalt ist nicht bekannt.

Im Februar erhielt Tilly eine besondere Meldung.[2] Sie lautet: „Der Herzog von Friedland ist wegen seiner Entlassung mit dem Kaiser sehr unzufrieden, und mißt die Schuld derselben dem Kurfürsten von Bayern bei, gegen den er sehr erbittert ist. In der Erwägung jedoch, daß es nicht die geeignete Zeit für einen solchen Affront Rache zu nehmen, hält er sich still, seiner Gelegenheit harrend. Die Könige von Großbritannien und Schweden, erfreut über diesen Zwiespalt, haben daher Anlaß genommen, dem Friedland einen Cavalier zuzusenden, um ihn durch die Vorstellung des ihm widerfahrenen schweren Unrechtes auf ihre Seite zu ziehen. Sie haben ihn aufgefordert, gegen den Kaiser und den Kurfürsten die Waffen zu ergreifen und Rache an ihnen zu nehmen, unter dem Versprechen ihrerseits ihm bei jeder Gelegenheit zu helfen und ihn, was Gutes oder Böses auch ihm widerfahre, niemals zu verlassen. Nur möge er, sobald eine englische Armee in der Pfalz, der König von Frankreich in Italien mit dem Kaiser verwickelt, der König von Schweden mit Heeresmacht in Deutschland, selber mit einer Armee von nur 10 bis 12,000 Mann auftreten. Dann werde Niemand wagen sich ihm entgegen zu stellen, aus Böhmen her vielmehr viele Freunde sich um ihn schaaren. — Auf diese Vorschläge und Aufforderungen hat der Herzog von Friedland den Königen für die ihm erwiesene Ehre und die Sorgfalt für ihn seinen unterthänigen Dank ausgesprochen. Er werde zur rechten Zeit und am rechten Orte dessen eingedenk sein. Wenn er die englischen Waffen in Deutschland und in der Pfalz erblicke, so werde er nicht schlafen und die Gelegenheit nicht verlieren. — Mit dieser Antwort ist der Cavalier, ein Engländer, Namens Hauptmann Trafoord, nachdem er von Wallenstein eine Kette zum Werthe von 500 Dukaten und dazu 1000 Rthlr. erhalten, zum Könige von Schweden zurückgekehrt." — „Ich habe dies," schließt der Berichterstatter, „vernommen von hohen Persönlichkeiten, die bei beiden Königen in Ansehen stehen."

---

[1] A. a. O. 15. [2] Das Schreiben bei G. Droysen, Gustav Adolf II, 415.

Tilly überschickte die ihm gemachte Mittheilung, von Alt-Brandenburg aus, am 21. Februar, an den Kurfürsten Maximilian und zugleich an Wallenstein. Sein Begleitschreiben[1] an diesen lautet wie folgt.

„Vor wenigen Tagen ist mir die Einlage zugeschickt. Ich zweifele nicht, daß der Inhalt derselben durchaus falsch, von misgünstigen Feinden Ewr. Fürstl. Gnaden erdichtet sei, und messe darum meinerseits demselben auch nicht den geringsten Glauben bei. Noch weniger kann ich mir einbilden, daß Ew. Fürstl. Gnaden wider den Kaiser und Herrn, von welchem Sie so viele hohe kaiserliche Gnade und Wohlthaten empfangen, oder auch wider das Römische Reich sich zu solchen gefährlichen und schädlichen Planen von irgend Jemandem, wer auch immer und unter welcher Einwirkung es auch sei, jemals verleiten lassen sollten. Allein weil diese Dinge von großem Nachdrucke sind, weil sie Ewr. Gnaden fürstliche Person, Glimpf und Reputation betreffen: so habe ich aus treuherzigem Gemüthe nicht umhin können, sie Ewr. Fürstl. Gnaden mitzutheilen, damit Sie Kenntnis davon haben. Dadurch werden Sie im Stande sein, wenn dem Kaiser oder den Kurfürsten demnächst etwas davon vorkommen sollte, zeitig zu begegnen und alle unbillige Gedanken, die daraus erwachsen möchten, gebührend abzuschneiden. Ich lebe der guten Zuversicht, Ew. Fürstl. Gnaden werden dieß von mir, der ich es aufrichtig und von Herzen meine, in Gnaden vermerken und wohl aufnehmen."

Wallenstein antwortet aus Gitschin am 14. März 1631. Wo er sonst eigenhändig schreibt, spricht er von sich im Singular. Ebenso auch that es der Kaiser Ferdinand. An Tilly schreibt Wallenstein eigenhändig im Plural.

„Wir haben Ewr. Excellenz Schreiben vom 21. des verwichenen Monats Februar recht empfangen und dasselbe mit den eingeschlossenen französischen Zeitungen, für deren Mittheilung wir uns freundlich bedanken, gar wohl verstanden. Wir verhalten Ewr. Excellenz zur Antwort darauf nicht, wie es zuerst uns gar nicht Wunder nimmt, daß dergleichen unwahre Nachrichten verbreitet werden, zumal da es jederzeit so der Brauch der Welt gewesen ist. Ferner erklären wir, daß kein Abgesandter von Schweden bei uns gewesen ist; denn sonst würde derselbe vielleicht eine andere Kette von uns zum Geschenke erhalten haben, als die angeregten Zeitungen melden. Noch weniger finden wir uns von dem

[1] Bei Förster II, 149.

Kaiser beleidigt, daß wir deswegen zu dergleichen Extremitäten hätten schreiten sollen. Zumal auch da ohnedieß der Ort hier nicht danach beschaffen ist, daß man dergleichen Händel darin anfangen könnte. Derselbe ist nicht allein offen und wir sind ganz waffenlos darin, als auch liegt derselbe mitten in den kaiserlichen Ländern. Deshalb lassen sich solche Zeitungen zwar wohl anhören, aber mit Lachen beantworten."

Ob diese Antwort den Warner befriedigt und beruhigt hat, muß dahingestellt bleiben. Wallenstein scheint es angenommen zu haben; denn er beeilte sich in gleicher Weise sofort an den Kriegesrath Questenberg und den Obersten San Julian zu schreiben, die beide seiner Partei angehörten und von denen namentlich der erstere für ihn beim Kaiser das Wort zu führen pflegte. Wallenstein theilt ihnen das Schriftstück mit, das Tilly ihm übersandt hat, und was er diesem geantwortet. Er meint, es seien gar zu alberne Possen, besonders von Generalen. Wenn man lose Händel anfangen wolle: so sei der angegebene Weg dazu untauglich. „Ich bin vom Kaiser im wenigsten nicht offendiert. Unser Herr behüte mich auch, daß mir so etwas in die Gedanken kommen sollte. Ich erinnere, daß von anderen Orten solches herrührt, und man es dem Herrn Tilly zugeschickt hat; denn der Dieb meint, daß Alle von seiner Art sind."[1]

Questenberg antwortete, am 17. März[2]: „Was die mitgetheilte französische Nachricht betrifft, so habe ich auch zuvor davon ebenmäßig reden hören. Aber es ist kein Glaube dabei gewesen. Ich werde Gelegenheit suchen mit dem Kaiser selber darüber zu reden." Ob Questenberg dies gethan hat oder nicht, es ist nicht erkennbar, daß der Kaiser irgend welchen Verdacht gegen Wallenstein kund gegeben.

Eher ist nach den Meldungen Questenbergs an Wallenstein zu schließen, daß bei dem Kaiser der Gedanke Wallenstein wieder in seine Dienste zu nehmen, immer stärker aufwuchs. Und zwar dies unter der beständigen Einwirkung des Questenberg, der nach beiden Seiten in dieser Richtung arbeitete.

Am 16. Januar schreibt[3] Questenberg an Wallenstein: »In summa, es ist bei J. K. M. Armee anjetzo kein Respect, dagegen höchste Confusion. Wenn E. F. Gn. uns verlassen, so seind Sie neben uns

[1] Im Original als das spanische Sprichwort: Piensa il ladron que todos son de su condicion.

[2] Dudik 48. [3] Handschriften N. 234. Sammlung Kubitschek.

verloren. Will derowegen von Herzen wünschen, daß E. F. Gn. Dero Gemüth mögen geändert haben."

Questenberg berichtet wiederholt an Wallenstein über das Verhalten des Kaisers bei den Fortschritten des Schweden. „Mich gedünkt," schreibt[1] er am 29. Januar, „daß wir uns mehr auf die Mirakel verlassen, sonst würden wir die militärische Seite der Sache mehr in Acht nehmen." — „Wie es bei der Ankunft des Grafen Tilly in Pommern ablaufen wird, gibt die Zeit. Unsere Dispositionen sind schlecht und gering. Die Evangelien dieses Monates sind mit Mirakeln angefüllt, also müssen wir auch wohl uns auf solche verlassen; denn ich sehe nicht, daß man sich in die Positur zur Abwehr stellen thut." — Und wiederum am 12. Februar[2]: „Was die Mirakel anlangt, müssen wir, wie unsere Dispositionen sonst sind und wir Lust haben zur Sache zu thun, auf dieselben wohl hoffen, sonst schier ohne Hoffnung leben." — Und weiter am 22. Februar[3]: „Wir sind so voll Hoffnung wegen der bevorstehenden Hochzeit (des Königs-Erzherzogs Ferdinand mit der Infantin Maria), daß wir an keine Gefahr gedenken. Ich bekenne, daß ich auch Einer von denen bin, die auf Mirakel hoffen thun; denn ich sehe unsere Dispositionen also bewandt, daß ich ohne Mirakel und Gottes Hülfe unsere Sache für ganz verloren halte." — Ähnlich fast in jedem Briefe. Dazu aber erfolgen Versicherungen solcher Art wie am 12. März[4]: „Ew. F. G. glauben mir und halten sich versichert, daß der größte gusto für mich sein würde, Ewr. F. Gn. gusto zu geben."

Greifen wir, um die Einwirkung Questenbergs zur vollen Klarheit zu bringen, noch in den folgenden Monat hinüber. Der Oberst Fahrensbach, den in Betreff der Habgier Wallenstein früher auf gleiche Stufe mit dem Görzenich gestellt und zum Austritte gezwungen hatte, war von Holland aus um die Wieder-Zulassung eingekommen. Der Kaiser verlangte durch Questenberg von Wallenstein ein Gutachten darüber. Dasselbe lautete dahin, die Entscheidung der Direction Tillys anheim zu stellen. „Als ich," meldet[5] Questenberg, am 2. April, „Ihrer K. M. das Gutachten zu lesen gab, lachten sie sehr und vermeinten, daß E. F. Gn. allen Sachen wohl nachdächten und vernünftig discurrierten. Da wurde mir der Weg gebahnt, auch das Meinige dazu zu sagen, und (wir) kamen unter Anderen so weit, daß J. M. sagten: wenn doch Ew. F. Gn. nicht nach Memmingen gegangen wären, so würde es nicht dahin kommen

[1] A. a. O. [2] A. a. O. [3] A. a. O. [4] A. a. O. [5] Dudik 62.

sein. Ich antwortete: Ew. F. Gn. wären auf Memmingen kommen, um nach Italien zu gehen. — Warum Sie dann nicht dahin gereist wären? — Ich antwortete, daß, als ich zu Memmingen bei Ewr. F. Gn. war, J. M. Deroselben geschrieben hätten, sich bis auf erfolgende kaiserliche Resolution von dannen nicht zu erheben, dem Sie ja hätten müssen nachkommen. — Damit beschloß sich das Colloquium. Ich sprach dabei mich dahin aus, für gewis zu halten, daß, wenn die Veränderung nicht wäre vorgenommen, unsere Sachen jetzt besser stehen und wir nicht so viele Fastidia auf dem Halse haben würden. Die gegenwärtigen Folgen und weit ein Mehreres hätten Ew. F. Gn. vorausgesehen und mir öfters vorhergesagt. Ich sähe jetzt, daß unsere Sachen in sehr gefährlichem Stande und daß es allein der Mangel an einem Haupte wäre, außer welchem nichts Gutes würde gekocht werden. Dabei führte ich an, daß der Graf Tilly siebenzig passiert, nur hergeliehen, von den Kurfürsten dependieren müßte, daß er ein guter Soldat, aber in politischen und ökonomischen Dingen nichts wäre usw. Auch dürfte er wegen hohen Alters, wie mit solchen Leuten öfters zu geschehen pflegt, in Einer Nacht einstmals jählings verfallen. — Darauf fragten J. M., was in solchem Falle meine Meinung wäre, ob nicht Carolus Lbd. (der Herzog von Lothringen) gut sein würde. Ich antwortete: J. M. sollten nur bis auf Neuhäusel (1621) zurückdenken, als Buquoi blieb, wo Tieffenbach, Liechtenstein, Stadion damals Ihrer M. schrieben, daß Sie möchten ein anderes Capo schicken, weil ihnen die Sache zu schwer wäre, und hatten doch nur 8000 Ungarn ihnen zu Feinden: was für ein Unterschied es denn jetzt sei, wo man die ganze Welt zu Feinden hat, und schier ein Atlas sein muß, der alles allein trage usw. — Es ist mir weiter keine Antwort darauf erfolgt, und also bei dem verblieben."

Und weiter schreibt Questenberg, drei Tage später[1]: „Ich verspüre, daß sich unser Handel übel anläßt und kein guter Effect zu erwarten. Wer aber den frommen Kaiser also confortiere, daß er sich nicht wehe dabei sein läßt, ist über meine Fassungskraft. Ich sage: Tu autem, Domine, miserere nostri, und befehle mich in Ewr. F. Gn. beharrliche Gnade."

Es erwächst also hier die Frage, ob Wallenstein auf die Bemühungen Questenbergs um seine Wiederberufung einging. Vernehmen wir zuerst einige Worte von Wallenstein selbst.

[1] Handschriften Nr. 234. Sammlung Kubitschek.

Der Kaiser hatte das vorberührte Schreiben Tillys, vom 22. Februar aus Alt-Brandenburg, am 31. März, an Wallenstein eingeschickt und dessen Gutachten verlangt. „Worauf," schreibt[1] Wallenstein, „Ewr. M. ich unterthänigst nicht verhalte, daß, wie ich allezeit dieser des Grafen Tilly Meinung gewesen bin, auch deswegen vor diesem bei dem geführten Generalate, unangesehen (daß) die Gefahr damals nicht so groß gewesen, im Reiche einen militem auf dem Fuße gehabt, mit welchem ich nicht allein auf alles ein wachsames Auge haben, sondern auch, wo dergleichen motus sich hätten ereignen wollen, ich dieselben bei Zeiten reprimieren, und die daher zu besorgenden Ungelegenheiten verhüten können — also bin ich auch nochmals mit dem Grafen Tilly darin gern einig, und daher Ewr. K. M. gehorsamst rathen thue, sich bei Zeiten in solche Gegenverfassung zu stellen, damit man nicht allein dem Feinde aller Orten, wohin derselbe sich wenden möchte, gewachsen, sondern auch den jetzt obhandenen Machinationen, wovon mir unterschiedene Avis zukommen, entgegen treten könne. Denn sonst, wenn der Feind weiter Fortschritte machen, auch andere Übelgesinnte im Reiche mit ihren Machinationen losbrechen und zur Wehr greifen sollten, würde es zu spät sein und dürften größere Ungelegenheiten, ja wohl gar ein allgemeiner Aufstand im ganzen Reiche, der hernach nicht zu stillen sein möchte, daraus erfolgen."

Wallenstein benutzt also die Gelegenheit seines Gutachtens über die Mahnungen Tillys, welche diesem die wirkliche Noth auspreßte, noch einmal vor dem Kaiser sein früheres System der maßlosen Werbung zu rechtfertigen, welches, damals selber unberechtigt, willkürlich, gewaltthätig, zu einem großen Theile die Schuld an der nunmehrigen Noth trug. Dagegen enthält das Schreiben keine Andeutung eines Wunsches der Rückkehr von Wallenstein.

Und eben dies muß gelten für seine Beziehungen zu Questenberg. Obwohl auf die Meldungen des letzteren an Wallenstein von diesem her keine Antworten vorliegen: so ergibt sich doch aus der Haltung der Briefe Questenbergs selbst, daß er handelt aus sich, nicht nach einer Aufforderung Wallensteins, sondern in der Hoffnung sich diesem Gönner angenehm zu machen. Eben so wenig aber findet sich eine Andeutung einer Abmahnung Wallensteins. Ohne dem Questenberg über seine eigenen Absichten Klarheit zu geben, beließ er dem diensteifrigen Manne freie Hand, um von ihm sichere Nachrichten zu erhalten. Die Absichten Wallen-

[1] A. a. O.

steins werden sich ergeben aus seinen Handlungen, namentlich auch in Betreff Tillys. — Wir haben also zu diesem zurückzukehren in das Lager von Alt-Brandenburg, wo er gegen Ende Februar eine Reihe von Tagen verweilte, um dort Truppen der Liga an sich zu ziehen.

So wenig wohlwollend oder auch nur gerecht für Tilly jene Reden Questenbergs vor dem Kaiser sein mochten, so hatten sie doch auch den wunden Fleck seiner Stellung berührt, die Abhängigkeit. Wie war doch darum die Stellung dieses Feldherrn so ungleich schwieriger als diejenige seines Gegners! Gustav Adolf umfaßte als König alles in seiner Person. Sein Wille im Thun und Lassen, politisch und militärisch, war unabhängig von demjenigen anderer Menschen. Seine Generale und Obersten kannten keinen anderen Willen als den seinigen. Anders Tilly. Es konnte ihm nicht unbekannt bleiben, daß mehr als einer der ehemals Wallensteinischen Generale und Obersten verdrossen und widerwillig ihm gehorchten, über ihn urtheilten in solcher Weise, wie wir sie von Questenberg vernommen haben. Dazu war die Anzahl seiner Kriegsherren so groß. Er hatte auf sie alle Rücksicht zu nehmen, mußte Befehle oder doch Gutachten abwarten und annehmen von Wien, von München, von Mainz. Und auch dabei noch mußte ihm der Gedanke vorschweben, den ein Zeitgenosse[1] in die Worte kleidet: Procul a dominis, qui prospera sibi, adversa illi imputaturi erant.

Tilly selber jedoch trat durch seine Berichte dem Aufwachsen solcher Gedanken möglichst entgegen. Wie er dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern den Sachverhalt mit seinen Mahnungen offen darlegt, so am 27. Februar, von Alt-Brandenburg aus, auch dem Kurfürsten von Mainz. „Wenn es dann," schreibt[2] er, „mit solchem elendigen und bedürftigen Zustande, Noth und Gefahr, je länger je mehr, und augenblicklich zuwächst und überhand nehmen thut, und nichts gewisser als daß, bei längerem Zaudern und Ausbleiben der erforderlichen Geldmittel, die löbliche Bundes-Armada, welche bisher mit so ansehnlichen Kosten verpflegt und unterhalten worden, zu Grunde gehen und verderben müßte, zur unausbleiblichen höchsten Gefahr der Länder der HH. Bundesstände selber: Als habe ich mein voriges unterthänigstes Erinnern und Anlangen abermals anher zu wiederholen und gleicher Gestalt noch einmal zum fleißigsten und inständigsten in Unterthänigkeit zu bitten nicht unterlassen

[1] Pappus 56. [2] Osnabrücker D. C. A.

können, Ew. K. Gn. geruhen gnädigst die Wichtigkeit der Sache reiflich zu erwägen, und bei den saumseligen Bundesständen des rheinischen Districtes die ernste Erinnerung zu thun, auf daß sie mit fördersamster Bethätigung und Einschickung der Gelder, ob morae periculum, sich dergestalt erweisen, damit dadurch zu verspüren und zu ersehen, daß ihnen die Erhaltung der Bundes-Armada und der HH. Stände Länder, sammt des allgemeinen katholischen Wesens angelegen sei. Denn auf der Soldatesca Conservation beruht einzig und allein das ganze Werk."

Dem Principe seiner Kriegführung gemäß beschloß Tilly den Marsch von Alt-Brandenburg aus nordwärts, um den Schwedenkönig aufzusuchen. Vorher begab er sich in das Hauptquartier Pappenheims zu Burg unfern Magdeburg, um von dort einige Truppen der Liga mitzunehmen. „Ob ich zwar," meldet[1] Pappenheim dem Kurfürsten Maximilian, am 26. Februar, „gänzlich in Willens gewesen die Stadt Magdeburg, welche S. Exc. vorgestern in Person von dieser Seite der Elbe aus recognosciert — mit Ernst anzugreifen: so ist doch von Sr. Exc., weil Sie meinen, daß ich mich dazu um 3 oder 4000 Mann zu schwach befinde, Solches mir inhibiert und verboten worden."

Pappenheim knüpft daran noch eine weitere Betrachtung. Nachdem er dem Kurfürsten die Nothwendigkeit im Allgemeinen entwickelt hat, mehr Truppen anzuwerben, fügt er hinzu: „Nun aber Ewr. K. D. den Nutzen der Werbung noch klarer zu beweisen, setze ich, wann ich jetzund noch 5000 Mann, ja nur 4000 Mann vor Magdeburg hätte, so wäre ich gewachsen, die Stadt innerhalb fünf Wochen mit Gottes Hülfe zu bezwingen. Dadurch wäre dem ganzen Universal-Werke geholfen und alle Gefahr dem ganzen Vaterlande abgewehrt, die Elbe versichert, die oberhalb Wohnenden gezähmt, die unterhalb Wohnenden gezwungen, und alle übrige Werbungen und schwere Unkosten, die man anderer Gestalt noch dieses Jahr wird anwenden müssen, erspart. Sintemal mit der Einnehmung dieser Stadt an 3000 Pferde effectiv, und so viel Fußvolk erledigt und anderswohin gewendet werden könnten." Die Worte zeigen, welchen Nutzen das — wie der Schwedenkönig es nannte — Diversionswerk von Magdeburg ihm austrug.

In Betreff Tillys meldet Pappenheim weiter: „Se. E., weil sie allerlei wichtige Bedenken gehabt, mit dem kaiserlichen Volke allein dem

[1] Osnabrücker D. C. A.

Könige von Schweden entgegen zu gehen, sind so lange zu Alt-Brandenburg verblieben, bis der Oberst von Cronenburg mit seinen bei sich habenden Compagnien auch ankommen. Dazu ich dann noch von diesem Blocus 500 Pferde und von Ewr. K. D. hier vor Magdeburg liegendem Volke 1300 Mann Sr. E. habe überlassen müssen."

5. Kriegsereignisse zwischen Tilly und Gustav Adolf im März.

In den letzten Tagen des Monates Februar brachen die Truppen aus der Umgegend von Alt-Brandenburg auf, Tilly selber am 28. Die Kunde, die er damals von dem Kriegsschauplatze im Norden hatte, lautete in Pappenheims Worten: „Der König von Schweden hält sich jetzt annoch in Vorpommern auf. Er hat sich des Ortes Neu-Brandenburg, einer zwar großen, aber unbefestigten Stadt, wie auch der Orte Malchin und Loitz bemächtigt. Er ist von da auf Demmin gezogen, den Herzog von Savelli zu belagern. Diese Stadt hätte er ohne besondere Mühe erobern können, wenn die sehr grimmige Kälte noch eine Zeitlang gewährt hätte. Denn obwohl allen Berichten nach die Stadt auf der einen Seite ziemlicher Maßen verschanzt und wohl versehen ist, so ist sie doch auf der anderen gegen das Wasser und den Morast gar entblößt und nicht befestigt. Demnach nun aber der liebe Gott gelindes Wetter geschickt, verhoffe ich, es werde gemeldeter Herzog Savelli keine Noth leiden und sich gar wohl halten können, bis Se. E. ihm zu Hülfe kommen kann." In dieser Hoffnung also setzte Tilly sich in Marsch.

Unterdessen hatte jedoch dort der Schwedenkönig rasch um sich gegriffen. Die Gegenwehr der kaiserlichen Commandanten war schwach. Marrazan, den Wallenstein hoch gehoben,[1] übergab Neu-Brandenburg am Tage nach der Ankunft der Schweden vor der Stadt, am 2/12. Februar. Ähnlich erging es mit Klempenau und Treptow. Auf dem Schlosse Loitz commandierte abermals ein Spanier, Namens Peralta. Er eröffnete dem schwedischen Officier, durch den Gustav Adolf ihn auffordern ließ, daß er nicht, wie Andere gethan, als ein Cujon handeln, sondern als ein redlicher, dem Kaiser getreuer Officier bis auf den letzten Blutstropfen fechten wolle. Als die schwedische Macht in Sicht der Burg kam, ließ Peralta sich, wie die Schweden erzählten,[2] durch die Bitten der Frauen erweichen. Auf die Ladung des Königs kam Peralta sogar

[1] Chlumecky 117. W. schreibt Maranzani. [2] Chemnitz 118.

hervor, und ließ sich von jenem die Capitulation dictieren. Während dies geschah, ersah ein Schwede, daß der Spanier eine schöne goldene Kette am Halse trug. Er bat den König, diese Kette vor dem Accorde an sich nehmen zu dürfen.[1] „Welches durch des Königs Connivenz auch geschehen, ohne daß der hochmüthige Spanier sich im geringsten dawider gesetzt, oder beim Könige solches verbeten hätte." In den Worten des Berichtes scheint die Anerkennung zu liegen, daß der Act des Nehmens dem Völkerrechte zuwider lief.

Der Marsch Gustav Adolfs ging weiter auf das an der Grenze nach Mecklenburg gelegene feste Demmin. Dort commandierte der römische Herzog Savelli, unter den habgierigen Obersten des einst Wallensteinischen Heeres einer der schlimmsten. Es ward von ihm gesagt,[2] daß er, bei nicht gezahlter Contribution, auch das Ackergeräth und die Pferde des Landmanns mit Beschlag belegt, und die Pferde um einen geringen Preis für die Haut an den Schinder verkauft habe. — Wir haben von Pappenheim die Hoffnung Tillys vernommen, daß Demmin sich halten werde, bis er komme. Dann konnte Gustav Adolf einem Treffen schwerlich ausweichen. Tilly hatte dem Savelli die Forderung zugeschickt, Demmin drei Wochen zu halten. Savelli hielt es nicht drei Tage. Als Pappenheim von Burg aus jene Worte schrieb, hatte Savelli bereits capituliert, am 15/25. Februar.[3]

Beim Abzuge Savellis aus Demmin ließ Gustav Adolf ihn vor sich rufen.[4] „Er tractierte ihn gar höflich und freundlich, mit den Worten, wie sehr er sich freue, daß Savelli seine herrlichen Gelegenheiten zu Rom verlassen, um sich in den deutschen Krieg zu verfügen." Dann bot er ihm die Hand und ließ ihn weiter ziehen. Zu seinen Obersten gewendet, führte der Schwedenkönig eine andere Rede. Er wolle nicht, sagte er, seinen Kopf mit demjenigen des Savelli tauschen. Wenn dieser sein Diener gewesen wäre, so müßte der Kopf springen. Doch dürfte ihm wohl nichts geschehen, weil diese Leute sich gar zu sehr auf des Kaisers Frömmigkeit verließen.

Es war in Vorpommern nur noch Greifswalde als fester Platz übrig. Auch dahin erging die schwedische Aufforderung zur Übergabe.[5] Hier endlich traf man in den Commandanten Perusi einen rechten Sol=

[1] A. a. O. [2] Theatrum E. III, 344. [3] Chemnitz 120.
[4] Khevenhiller XI, 1764. [5] Chemnitz 120.

daten. Er wies die Aufforderung in würdiger Weise zurück, und befliß sich zugleich der erforderlichen Anstalten zur Abwehr.

Tilly erhielt die Nachricht des Falles von Demmin auf dem Marsche dahin, am 2. März. Er fügte seiner Meldung[1] an Pappenheim bei, daß er nunmehr auch für Greifswalde fürchte. Um so mehr drängte es ihn vorwärts. Am 5. März erließ[2] er von Neu-Ruppin aus Befehle an alle Obersten der Liga zum sofortigen Heranzug. Das Gerücht sagte, daß der Schwedenkönig bereits auf Wismar marschiere. Um so sicherer also mochte es Tilly erscheinen, daß er ihm begegnen werde.

Nach Wien berichtete Tilly das Verhalten des Savelli, mit der Bitte, daß an diesem ein Exempel statuiert werden möge.[3] „Als der Herzog von Savelli am kaiserlichen Hofe angekommen, wurde er arretiert und Commissarien ernannt, welche die Übergabe von Demmin examinieren sollten. Er hat sich aber also verantwortet, daß er nach etlichen Monaten des Arrestes entlassen, aller Anklage freigesprochen und noch zu des Kaisers Hof-Kriegsvolk erhoben worden. Dessen sich der Graf Tilly zum höchsten beklagt."

Pappenheim war über den Feldzug nordwärts nicht der Ansicht des Grafen Tilly. Noch bevor die Nachricht vom Falle Demmins in seinen Händen, schrieb[4] er, am 4. März: „So lange Ew. E. also den Bewegungen des Feindes folgen müssen, wird er Sie, mit Hülfe der Brücken von Stettin und Garz, immerdar von einer Seite dahin, oder an die andere ziehen, dadurch die Zeit, die Soldatesca und die Quartiere verderben machen, bis er sich mehr stärke, oder andere Gelegenheit an die Hand bekomme. Dieses umzukehren und den Feind zu zwingen, nach unseren Bewegungen seine Sache anzustellen, ist kein anderes Mittel als daß Ew. E., wofern der König jetzt in Mecklenburg nicht Stand hält, die fünf Örter Wismar, Rostock, Bützow, Demmin und Greifswalde wohl versichert und besetzt lassen, mit der ganzen Armada aber wieder hierwärts kehren, die Elbe längs der Havel und Spree bis gegen Frankfurt besetzen, das Hauptquartier nach Brandenburg legen, und 500 Pferde neben 3000 Mann zu Fuß eilends anhero schicken, um Magdeburg, centrum mali, mit Gewalt anzugreifen."

„Dieses ist eine Impresa von solcher Importanz, daß der König der Zeit keine andere, so dieser zu vergleichen, gegen uns vornehmen

[1] Beilagen LXXI, zur ersten Ausgabe, Bd. II, 466.

[2] Osnabrücker D. C. A. [3] Khevenhiller XI, 1764. Auch für das Folgende.

[4] Osnabrücker D. C. A.

kann, insonderheit, wenn die obgemeldeten Orte recht besetzt sind. Denn zieht er jenseit der Oder auf Landsberg, so findet er es wohl besetzt, mit guten Leuten darin, denen auch von Frankfurt aus genugsamer Calor gegeben werden kann. Geht er diesseits gerade auf Frankfurt, so steht es damit in gleichen terminis, weil es von Ewr. E. zeitig genug entsetzt werden kann. Geht er endlich gerade auf uns, so findet er unsere Macht beisammen, und mit Gottes Hülfe werden wir ihn schlagen. Wollen wir dann nicht schlagen, so deckt uns die Havel."

Tilly dagegen beharrte bei seiner Absicht oder seinem Wunsche, mit dem Schwedenkönige in Pommern zu einem Treffen zu gelangen. Gustav Adolf hatte den GM. Knyphausen mit zwei Regimentern, die doch nur reichlich 2000 Mann betrugen, in Neu-Brandenburg gelegt. Am 26. Februar/8. März meldete[1] Knyphausen, daß Tilly mit 10,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern um Ruppin liege. Zur Antwort[2] erhielt er von Gustav Adolf den Befehl, daß er, da man „nunmehr die Schaufel in die Erde bringen könne, anfangen solle, Neu-Brandenburg und Malchin zu befestigen und eilfertigst so zu versehen, daß sie den Feind so lange aufhalten können, bis wir sie mit Succurs entsetzen mögen." Er berichtet, daß er zu diesem Zwecke den FM. Horn bereits näher heranziehe. „Inmittels," fährt der König fort, „wollet Ihr auch mit den Contribuenten eine Richtigkeit machen, und darob sein, daß die assignierten Gelder richtig ausgeliefert, und mehr (auf) der Soldaten Wohlfart als der Querulanten Klagen attendieret werde."

Bereits der nächste Bericht Knyphausens, vom 27. Februar/9. März, meldet, daß der Anzug Tillys wahrscheinlich ihm gelte.[3] Gustav Adolf bezweifelt,[4] daß Tilly mit der ganzen Armee dahin marschiere. „Wenn es aber richtig, daß er mit der ganzen Armee auf Euch zu marschiert, wollen wir hoffen, er werde Euch in solcher Positur finden, daß er zum wenigsten einen Tag oder vier mit Euch zu thun haben solle. Inmittels sind wir resolviert, Euch mit aller Macht zu entsetzen." Er berichtet, daß er bereits die Vorbereitungen getroffen. „Wir hoffen zu Gott, daß, wenn Ihr Euch, wie wir das ungezweifelte Vertrauen in Euch setzen, nur so lange halten könnt, Tilly an Euch noch Spott erjagen soll." — Auf den abermaligen Bericht Knyphausens erneuert Gustav Adolf diese Versicherung: „Wir sind beständig resolviert, Euch mit aller Macht zu succurrieren, allermaßen wir auch nicht zweifeln, daß Ihr als ein großer

[1] Arkiv I, 359. [2] A. a. O. 359. [3] A. a. O. 362. [4] A. a. O.

Capitän des Feindes mit Verlangen erwartet und bereit sein werdet, ihm zu zeigen, daß Ihr nicht weniger capabel gewesen, in der Welt Reputation zu suchen, als sufficient, dieselbe zu manutenieren."

Am selben, oder nächsten Tage, dem 1/11. März, schreibt[1] Gustav Adolf an Oxenstierna in Elbing: „Nachdem wir nun geringe Hoffnung haben können, etwas Weiteres gegen den Feind zu verrichten, so erachten wir das Kriegsvolk zu schonen und sich auf den Sommer erfrischen zu lassen." — Darin spricht sich augenscheinlich nicht, wie man nach jenem Schreiben an Knyphausen vermuthen sollte, eine Bereitwilligkeit zu einem Treffen aus.

Die Gefahr für Knyphausen in Neu-Brandenburg wurde dringender. Gustav Adolf begab sich von Stettin nach Pasewalk, also etwa ein Drittel des Weges von Stettin nach Neu-Brandenburg. Von dort aus meldete[2] er, am 3/13. März, dem GM. Knyphausen, daß er Horn und Bannier mit ihren Truppen an sich ziehe. „Demnach habt Ihr nicht zu zweifeln, daß wir Euch auf allen Fall königlich entsetzen werden, allermaßen wir auch in unzweifelhafter Zuversicht leben, Ihr werdet Eueres Ortes als ein redlicher Cavalier thun und die in der Welt erlangte Reputation bei dieser Gelegenheit so weit erweitern und erhöhen, daß wir auch Ursache (haben), solche ebenmäßig mit mehreren Gnaden anzusehen und unsere königliche Erkenntlichkeit zu temoignieren."

Am 4/14. März[3] traf Tilly selber vor Neu-Brandenburg ein. Am 6/16. meldet[4] Bannier aus Friedland: „Weil Tilly auf Neu-Brandenburg noch nichts tentieret, (so vermuthe ich), daß er einen sonderbaren Anschlag vorhabe, entweder auf E. Kön. M. selbst, oder auch hierher." Nach der Kriegesweise Tillys gab es für sein Verfahren nur die Erklärung, die wir nachher von Seiten der Schweden selber vernehmen werden, daß er durch sein Anrücken auf Neu-Brandenburg den Schwedenkönig zu einer Schlacht um den Entsatz herausforderte.

Tilly schlug sein Lager vor Neu-Brandenburg an der Stelle auf, wo einst der berühmte altheidnische Ort Rethre gestanden, und damals noch Trümmer desselben übrig waren.[5] Von da aus schickte Tilly an Knyphausen einen Trompeter mit der Aufforderung zur Übergabe, am 7/17. März.

---

[1] A. a. O. 365. [2] A. a. O. 373.

[3] Chemnitz 129 b hat dies Datum. Knyphausen, im Berichte vom 5/15. März im Arkiv II, 192, sagt nichts von der Person Tillys.

[4] Arkiv II, 193. [5] Franck XIII, 109.

Knyphausen erwiederte: er freue sich, daß ein so großer General wie der Graf Tilly zu ihm kommen wolle, und werde sich zeitlebens einer so großen Ehre zu rühmen haben. Die Stadt aufzugeben, habe er von dem Könige keinen Befehl.

Bei dieser Antwort wußte Knyphausen nicht, daß der König inzwischen seine Meinung geändert. Er hatte, wie Horn berichtet,[1] seine Truppen nach Pasewalk zusammen gerufen „in der Absicht, Neu-Brandenburg durch eine Schlacht oder einen anderen Real-Succurs zu entsetzen." „Aber nachdem der König sah und vernahm, daß einige von unseren höheren Officieren unserem Kriegsvolke mistraueten, besonders der Reiterei, und dagegen von Tillys Armee eine hohe Meinung hatten — weil auch alle Schlachten sehr dem Zufalle unterworfen sind: so hielt es der König für rathsam seinen Entschluß zu ändern und anstatt dessen den Feind durch eine Diversion von Neu-Brandenburg abzuziehen. Zu diesem Ende marschierte der König am 8/18. nach Angermünde, verlegte dann die Reiterei nach Prenzlau, rückte jedoch mit dem Fußvolk nach Schwedt, ließ dort eine Schiffbrücke schlagen und sie auf beiden Ufern befestigen, namentlich auf der Seite von Schwedt, so daß der König dort das Herankommen Tillys in Sicherheit hätte abwarten können." — Dieser Bericht enthält schon den Verlauf der nächsten Tage mit. Wir haben also zurückzukehren zum 7/17, wo Gustav Adolf im Lager zu Pasewalk seinen Entschluß änderte, und dann sofort darüber dem GM. Knyphausen Nachricht zu geben suchte.

Das bei der Lage der Dinge merkwürdige Schreiben[2] lautet wie folgt. „Indem wir alle Mittel der Stadt Brandenburg zu succurrieren untersuchen, haben wir — Gott gebe — zu gutem Glücke ein solches gefunden, wodurch wir Euch in wenigen Tagen ohne großen Hazard und Lieferung einer Bataille entsetzen und den Tilly von Euch abziehen können, verhoffend, es sollen ihm hierdurch mehr graue Haare als Vortheil zuwachsen, vornehmlich, da wir uns Eurer Treue und Standhaftigkeit versichert halten. Da aber, da Gott gnädig vor sein wolle, unser Anschlag fehlen und Ihr zur Capitulation gedrungen werden solltet, versehen wir uns, Ihr werdet so capitulieren, daß Ihr und die Soldatesca in

[1] In einem Schreiben an Oxenstierna, vom 29. März, im Arkiv II, 213.

[2] Arkiv, I, 374. Die Datierung dort, wie an vielen Stellen der Publication, unbestimmt. Das vorangeführte Schreiben Horns stellt den 7/17. als Datum fest.

unseren Diensten erhalten und gleich wie die von Demmin tractiert werdet. Wie wir aber nicht hoffen, daß es dazu kommen solle, so habt Ihr unserer Sorgfalt und Untersuchung äußerster Menschenmöglichkeit Euch hinwiederum zu versehen, und des Entsatzes zu erwarten. Und wir befehlen Euch der Gnade Gottes."

Dieses Schreiben schickte der König von Pasewalk aus an den näher bei Neu-Brandenburg in Friedland stehenden FM. Horn. Dieser hatte schon zuvor, gleich nach seiner Ankunft in Friedland, an Knyphausen ein Schreiben abgesandt,[1] des Inhalts, daß der Entsatz so bald nicht geschehen würde. Der Brief wurde aufgefangen, kam also nicht in die Hände Knyphausens, sondern Tillys. — Das Schreiben des Königs vertrauete Horn einem Bürger von Friedland zur Überbringung an.[2] Der Mann kam nicht durch, sondern lieferte das mit Mühe gerettete Schreiben an Horn zurück. Demnach hat das Schreiben für die Entwickelung der Thatsachen damals keinen Werth. Und dennoch hat es geschichtlich seinen hohen Werth als Beitrag zur Charakteristik des Schwedenkönigs. Und darauf hin wird der Leser es zu prüfen haben.

Zur völligen Klarstellung der Sache möge jedoch noch ein übersichtlicher Bericht eines schwedischen Augenzeugen hier folgen, derjenige des königlichen Secretärs Lars Grubbe, aus Vierraden, am 14/24. März.[3] „Am 7/17. hat der Feind begonnen, Neu-Brandenburg stark zu beschießen. Der Ort soll an sich selber sehr schwach sein, auch hat der Feind sofort sich aller Vortheile rundum bemächtigt, so daß der Ort nicht ohne das Wagnis einer schweren Schlacht entsetzt werden konnte. Darum hat der König den FM. Horn mit einigen Truppen in der Nähe bei Friedland verweilen lassen, um zu ersehen, wie es mit Neu-Brandenburg ablaufen würde. Aber der König hat die Stärke der Armee mit sich genommen und ist hierher, die Oder aufwärts gegangen, dem Feinde hinter den Rücken. Dadurch hätte der Feind von dort divertiert werden können. Welches wohl hätte helfen können, wo nicht der Feind mit stärkster Macht Neu-Brandenburg zwei Tage hindurch beschossen und endlich eine solche Bresche gelegt hätte, daß er mit einem ganzen Regimente einmarschieren konnte. Dennoch hat ohne allen Zweifel der GM. Knyphausen sich in die Positur gestellt, daß er gemeint hat, den Platz wohl zu vertheidigen. Deshalb hat er auch keinen Accord eingehen wollen."

---

[1] Arkiv II, 200. [2] A. a. O. [3] Arkiv I, 721.

Da an Knyphausen keine andere Nachricht gelangte, galten für ihn die früheren Schreiben des Königs mit ihrem ganzen Nachdrucke. Demgemäß gab er jene Antwort.

Nach der Wiederkehr des Trompeters ließ Tilly das Feuer eröffnen. In kurzer Zeit ward ein Bruch in die Mauer gelegt. Die Bürger halfen den Soldaten ihn wieder zu füllen. Am 8/18. März begann das Feuer aufs neue und in kurzem lag abermals der Mauerbruch offen. Es erfolgte kein Sturm. Dagegen schickte Tilly abermals einen Trompeter, und bot denselben Accord an, welchen vorher der kaiserliche Oberst Marrazan von dem Könige erhalten. Abermals lehnte Knyphausen ab.

Es konnte dem GM. Knyphausen nicht unbekannt sein, welches Geschick nach dem Kriegsrechte jener Zeit im Falle der Eroberung mit stürmender Hand der Stadt harrte. Als er selber acht Jahre früher vor der mainzischen Stadt Höchst am Maine ankam,[1] drohte er bei der ersten Aufforderung: wenn er die Stadt mit stürmender Hand nehmen müsse, so wolle er auch des Kindes in der Wiege nicht verschonen. In dem Augenblicke wo Knyphausen vor Höchst diese Forderung stellte, war seine Macht noch unzulänglich. Er hatte kein Geschütz. Mithin fehlte seiner Aufforderung bei den Bürgern einer ummauerten Stadt der rechte Nachdruck. Tilly dagegen hatte bei Neu-Brandenburg, bevor er die Aufforderung stellte, seine Macht entfaltet. Denn nach den militärischen Grundsätzen[2] jener Zeit mußte ein Commandant, sobald der Fall seines Platzes unvermeidlich war, capitulieren, oder, im Falle der Gefangennahme, der Hinrichtung gewärtig sein. Gustav Adolf bestimmte einige Monate später dem Commandanten eines solchen unhaltbaren Platzes, der sich dennoch vertheidigt hatte, den Strick, und ließ ihn davon nur los gegen das Versprechen des Verrathes der Seinigen.[3] — Ähnlich heißt es über Bernhard von Weimar[4]: „Wollten sich die Commandanten unhaltbarer Orte lange sträuben, so verfuhr er gegen sie öfters mit Härte: sie wurden, Anderen zur Warnung, aufgeknüpft."

Auch die Bürger von Neu-Brandenburg wußten sehr wohl, welches Loos im Falle der Erstürmung ihnen bevorstand. Der Rath und die Bürgerschaft baten den Commandanten flehend um den Accord. Knyp-

[1] Theatrum E. I, 724.
[2] Le soldat suédois I, 162.
[3] Chemnitz 231. Vgl. auch die vorige Note.
[4] Röse II, 193.

hausen zeigte ihnen das letzt erhaltene Schreiben des Königs vor.[1] Er schickte den Trompeter zurück.

Am 9/19. März ließ Tilly feuern von sechs Uhr Morgens bis Mittag. Dann verstummen die Geschütze. Nicht jedoch wird ein Sturmesruf der Kaiserlichen vernommen. Statt dessen erklingen am Thore zum dritten Male die Trompetenstöße eines Friedensboten. Der kaiserliche Feldherr läßt zum dritten und letzten Male Accord anbieten.[2] Knyphausen vernimmt es, und abermals lautet seine Antwort verneinend: er werde sich wehren bis auf den letzten Mann.[3] — Auf die Wiederkehr des Trompeters schaaren sich die kaiserlichen Regimenter zum Sturme. Von dem letzten Angebote des Accordes bis zum Beginne des Sturmes ist kaum eine Viertelstunde vergangen.

Ungeachtet der Überzahl der Angreifer war der Widerstand der Vertheidiger nachdrücklich. „Der Feind," meldet[4] Tilly an Maximilian, „hat nicht mindere Courage erzeigt und sich also finden lassen, wie es sein soll und die Nothdurft und seines Herrn scharfe Ordinanz erfordert. Denn die schwedische Soldatesca ist verbunden (sich) bis auf den letzten Mann zu defendieren, wenn sie nicht — und was vornehmlich von schwedischen Unterthanen und Eingesessenen und daher fast sein bestes herzhaftest Kriegsvolk ist, gleichsam Sclaven und Leibeigene — ihres Herrn und Königs Ungnad und Leib- und Lebensstrafe erwarten wollen."

Dennoch konnte die Entscheidung nicht lange zweifelhaft sein. In weniger als einer Stunde nach der letzten Verweigerung des angebotenen Accordes ist die Stadt mit Gewalt in den Händen der Kaiserlichen. Es beginnen die in solchen Fällen üblichen Vorgänge. Drei Stunden der Plünderung sind kriegesrechtlich erlaubt. Nicht so lange dauert es, da züngelt auch die Flamme empor.[5] Der Feldherr erblickt es. Die Plünderung kann und darf er nach dem Kriegesrechte den Soldaten nicht wehren: dem Brande will er steuern. Aber die Thore sind von innen mit Mist zugefahren, der Mauerbruch ist für ein Pferd nicht gangbar. Tilly läßt Planken legen über die Mauertrümmer und das zerklüftete Gestein. Zwei Diener fassen sein Pferd am Zügel und führen es über die Bretter. Sofort rasselt Trommelwirbel durch die Straßen von Neu-Brandenburg: Bürger und Soldaten sollen alle Quartier haben: nur mögen sie aus ihren Verstecken hervorkommen, um das Feuer zu löschen.

[1] Franck XIII, 109. [2] Arkiv II, 200. Chemnitz 126 b.
[3] Aus Tillys Bericht bei G. Droysen II, 277. [4] A. a. O.
[5] Franck XIII, 112. Auch für das Folgende.

Einige kommen auf diese Ladung hervor, nicht alle. Tilly treibt seine Soldaten mit an. Nachdem der Brand gelöscht, zieht der General mit allen seinen Truppen wieder aus. Die drei Stunden waren abgelaufen.[1]

In den ersten Tagen hernach gingen übertriebene Gerüchte über das Blutbad von Neu-Brandenburg um. Sie ermäßigten sich bald. Am 16/26. März meldet[2] der Secretär Lars Grubbe: „Diejenigen unserer Soldaten, die auf anderen Posten waren, haben sich meist gerettet; aber an Bürgern und Soldaten sind in Allem 400 niedergehauen, außer den Verwundeten, auch sind einige gefangen. Die Verwundeten hat Tilly bei den übrigen Bürgern belassen, damit sie geheilt werden. Sonst sind auch einige von Knyphausens Regimente anderswo in kleinen Besatzungen gewesen, und sind außer einer Compagnie, die in Felsberg vernichtet wurde, meist erhalten. Es ist also, weil auch der Feind viel mehr Volk eingebüßt, wenig verloren, wenn nur nicht der General gefangen wäre."

Knyphausen war, wie es scheint unversehrt, mit seiner Familie gefangen und nach Möckern abgeführt. Dahin ließ ihm Gustav Adolf, am 13/23. März, durch einen eigenen Trompeter ein Trostschreiben zukommen.[3] Darin finden sich die auffallenden Worte: „Weil es dem Allerhöchsten gefallen, Euch dergestalt auf die Probe der Geduld zu setzen, und uns dabei zu weisen, daß unsere bisher in gleichmäßigen Fällen gegen die Kaiserlichen gebrauchte Clemenz bei ihnen wenig verfangen, müssen wir es allerseits seiner göttlichen Allmacht heimstellen, uns hinfüro danach richten, Ihr aber als ein großer Capitain und Soldat solches Unglück tapfer tragen."

Die Anklage, welche Gustav Adolf in diesem Schreiben gegen die Kaiserlichen, d. h. gegen Tilly erhebt, steht mit den dargelegten Thatsachen von Neu-Brandenburg im Widerspruche. Die Antwort[4] Knyphausens berührt diese Anklage nicht. Er meldet, daß Tilly ihn nicht gegen eine billigmäßige Ranzion entlassen dürfe, sondern weil Knyphausen im Reiche geboren, als General im schwedischen Dienste wider den Kaiser gefangen sei, die Frage zur Entscheidung nach Wien berichtet habe, inzwischen ihn als Cavalier behandele. Tilly gestattete ihm dann sogar gegen Ehrenwort eine Reise in die Heimat Ostfriesland.[5]

[1] A. a. O. [2] Arkiv I, 723.
[3] Das Schreiben bei Sattler 623.
[4] A. a. O. 624. [5] A. a. O. 626.

Gustav Adolf dagegen beharrte bei jener wahrheitswidrigen Anklage gegen Tilly. Der Genfer Professor Spanheim, der im Auftrage des Schwedenkönigs Geschichte schrieb, zunächst für die Franzosen, berichtet die Äußerung des Schweden: er wolle Tilly lehren den Krieg zu führen als Cavalier und nicht als Henker.[1] Das Wort des Quartiers von Neu-Brandenburg diente fortan bei den Schweden zu einem Sporne der Rache und des Blutvergießens.

Das Urtheil des deutschen Hauptquartieres über den Verlauf dieser Dinge drängt sich zusammen in die Worte[2]: „Der General Graf Tilly ist dem Schwedenkönige entgegen gezogen, und hat im Angesichte desselben die Stadt Neu-Brandenburg, ohne daß jener dieselbe, seiner dem Obersten Knyphausen gegebenen oft wiederholten königlichen Parole nach, entsetzen dürfen, mit stürmender Hand glücklich erobert. Darauf hat er den Schwedenkönig hin und wieder gesucht, derselbe aber im Felde keinen Stand halten wollen."

Das Urtheil wird bestätigt durch Gustav Adolfs eigene Worte. Nach dem Falle von Neu-Brandenburg besorgte er, daß nunmehr Tilly auf Anklam und Demmin gehen werde.[3] Er gebot, von Vierraden aus, Mitte März, dem FM. Horn, diese Städte wohl zu versehen. „Und da wir dem Feinde eben nicht eine Battaglia liefern wollen,[4] könnt Ihr wohl mehr Reiter da lassen, und selbige um Demmin genugsam unterhalten." Am 17/27. März dagegen meldet[5] Gustav Adolf aus Angermünde an Horn, daß Tilly in Lychen stehend seinen Truppen einige Ruhe verstatte, „dabei einer günstigen Gelegenheit harrend, uns zu einer Schlacht zu bringen, welche wir, ohne die Gegenwart Eurer Truppen, nicht wohl wagen dürfen." Gustav Adolf befiehlt also dem FM. Horn, sich nach Pasewalk zu ziehen, damit er dem Heere Tillys den Weg über Prenzlau verlege. Der König zog sich in das verschanzte Schwedt.

Von dort aus ergingen an Horn neue Befehle. „Der König," meldet[6] Horn, „annehmend, daß Tillys Absicht war, heranzurücken und ihn zu einer Schlacht zu zwingen, bevor die Werke um Schwedt, so wie die Brücke fertig werden könnten, schickte mir Befehl, daß ich mit meinen Truppen, die ich eben zuvor in bequeme Quartiere zum Aus-

[1] Le soldat suédois I, 49. [2] Ausführlicher und gr. Bericht 5.
[3] Arkiv I, 391. [4] A. a. O. [5] A. a. O. 393.
[6] Arkiv II, 215. Horns Bericht vom 29. März. Vgl. Inventarium S. 287 b.

ruhen gelegt hatte, mich eilig nach Schwedt begeben solle. Dort traf ich ein am 22. März/1. April. Tilly jedoch war schon vorher unvermuthet aufgebrochen, und hatte seinen Marsch nach der Elbe genommen."

Demnach hatte Tilly doch das Lager Gustav Adolfs als zu stark befunden. Dazu kamen für den Rückmarsch andere Beweggründe. Einer der gewichtigsten darunter war der Mangel an Lebensmitteln von Mecklenburg her. Und dies führt uns zu einem eigenthümlichen Verhalten Wallensteins.

Tilly verblieb, wie wir bereits gesehen, fortdauernd mit Wallenstein in regem Briefwechsel. Er betrachtete Mecklenburg als das Eigenthum Wallensteins; denn der Einspruch der Kurfürsten zu Regensburg hatte keine weitere Consequenz gehabt. Wallenstein hatte in Mecklenburg einen Statthalter, Wengersky. Tilly ließ sich das Land Mecklenburg sehr angelegen sein. Vom Beginne des Jahres an schrieb er wiederholt an Wallenstein die Bitte um Proviant für die Armee in Vorpommern. Am 9. Januar schreibt[1] er: „Es geht mit der kaiserlichen Soldatesca in Pommern dergestalt armselig her, daß, wenn mit Proviant und anderer Nothdurft nicht eilfertige Hülfe geschafft wird, es um dieselbe geschehen ist." — Wallenstein antwortet[2] am 19., daß er bei den böhmischen Landofficieren bereits Schritte gethan. Er sei überzeugt, fügt er hinzu, Tilly werde durch sein Feldherrn-Talent den ausgesprochenen Besorgnissen zu begegnen wissen. Tilly erneuert seine Bitten. Er verlangt Verproviantierung der Festungen in Pommern aus Mecklenburg. Wallenstein erwiedert,[3] daß dies bei dem gänzlichen Ruine des Herzogthumes rein unmöglich sei. Der Commandant von Kolberg, Mörs, berichtet[4] an Tilly, am 6. Februar, daß, wenn nicht Wengersky das versprochene Getreide alsbald liefere, er die Stadt nicht halten könne, die letzte in Hinterpommern. Tilly erneuert sein Ansuchen bei Wallenstein, am 17. Februar. Eben so bei dem Kaiser. Dieser schickt das Schreiben an Wallenstein. Es erfolgt die Antwort[5]: „Was den für den Unterhalt des Kriegesvolkes Ewr. K. M. in Mecklenburg begehrten Proviant betrifft, so habe ich allbereits, sobald ich vernommen, daß der Graf Tilly sich in Person der Orten gewendet, nicht allein demselben mein ganzes Land, darin als seinem eigenen zu gebieten und zu verbieten, remittieret, sondern auch

[1] Dudik 43. [2] A. a. O. 44. [3] A. a. O. 45. [4] A. a. O. 44. n. 3.
[5] A. a. O. 27. Vom 24. März. Das Schreiben an Tilly ist vom 10., nach S. 40.

meinem Vetter Berthold von Wallenstein und meinem Statthalter daselbst zugeschrieben und anbefohlen, demselben nicht allein mit Stücken, Munition, Proviant und Allem so viel menschenmöglich an die Hand zu gehen und in Allem zu obedieren." Wallenstein legte eine Abschrift seines Briefes an Tilly bei. Den Worten nach konnte also der Kaiser beruhigt sein über den guten Willen Wallensteins.

Allein Wallenstein hatte längst zuvor seinem Statthalter Wengersky dringend befohlen, das in Mecklenburg vorräthige Getreide auszuführen, zu verkaufen und das Geld dafür ihm nach Böhmen einzusenden.[1] Tilly hatte, im Januar, dem Wengersky aufgetragen, Getreide sogar auf Borg zu nehmen, damit das Heer zu zehren habe.[2] Statt dessen verkaufte Wengersky nach dem Befehle Wallensteins alles was da war.[3] Wengersky selber stellte Wallenstein vor,[4] am 15. Februar: es sei die höchste Zeit, dem General Tilly zu Hülfe zu kommen, weil es dem Lande an Vertheidigungsmitteln gänzlich gebreche.

Dieser Mangel an Lebensmitteln war die Ursache, daß Kolberg in Hinterpommern capitulieren mußte, am 6. März. Er war eine mitwirkende Ursache, daß Tilly selber den Feldzug gegen den Schwedenkönig in Vorpommern nicht fortsetzen konnte. Jenes Schreiben Wallensteins vom 10. März, welches dieser auch dem Kaiser eingesendet, gelangte erst nach Tillys Abzuge von dort in seine Hände. Wir werden daher die Antwort Tillys zweckmäßig erst dann vernehmen, wenn die Verkettung der Dinge uns wieder nach Mecklenburg führen wird.

Tilly wußte nicht um das häßliche Spiel, welches Wallenstein durch Wengersky vermittelst der Ausfuhr und des Verkaufes des Getreides aus Mecklenburg mit ihm und seinem Heere und der Sache von Kaiser und Reich betrieb. Er fürchtete nicht den Feind; denn alle seine Kriegskunst war nur darauf berechnet, mit dem Schweden zum Schlagen zu kommen. Und dennoch fühlte er sich gedrückt. Darüber schreibt Maximilian an Anselm Casimir von Mainz, am 10. März[5]: „Es ist nicht die Macht und Stärke des Feindes, über die Tilly in Sorgen ist; denn diesem wird er, wo man ihm nur die Mittel zum Unterhalte des Volkes gibt, mit Gottes Hülfe wohl zu begegnen wissen, sondern lediglich wegen der Saumsal der Bundesstände, daß sie ihn und seine Armee stecken lassen, als bedürften sie seiner nicht mehr. Gerade jetzt, wo sie seiner in Wahrheit

[1] A. a. O. 36. [2] A. a. O. 40 n. 1. [3] A. a. O. 42 n. 1.
[4] A. a. O. 45. [5] Osnabrücker D. C. A.

mehr bedürfen als je, läßt er einen Kleinmuth und eine Perplexität blicken, wie wir früher nie an ihm verspürt haben." Darum denn auch erneuert Max seine eindringliche Mahnung: die Bundesstände sollen nicht berechnen, was sie schon bezahlt haben, oder was fällig ist, sondern sie haben seinem Beispiele zu folgen, und im Voraus zu zahlen. „Und haben E. L.," schließt er, „bei dem Allen hochvernünftig zu ermessen, daß, wenn wider alle bessere Hoffnung und Zuversicht die vereinigten katholischen Stände ihre Gebühr und Schuldigkeit nicht anders als eine Zeit her und sonderlich anjetzt, wo die Gefahr und Noth noch niemals so weit überhand genommen, prästieren und sowohl uns als dem Grafen Tilly der Nothdurft nach nicht besser unter die Arme greifen — wir zuletzt auch wider unseren Willen verursacht und gedrungen werden, eine andere Resolution zu nehmen, uns der Kriegsdirection zu begeben und das Werk Gott und dem Ausgange zu befehlen, die Verantwortung aber denen zu überlassen, die unseren vielfältigen treuen Ermahnungen keine Statt gegeben."

In der Wirklichkeit war aber damals Anselm Casimir eben so wie Maximilian auf das eifrigste beflissen, die Mahnungen Tillys an die einzelnen Bundesfürsten weiter zu geben.[1] Er hebt besonders hervor, daß Tilly bei seinem Erbieten in Regensburg gehofft, seine Truppen aus den Stiftern Halberstadt und Magdeburg so wie auch Mecklenburg zu erhalten. Nun seien aber diese Länder von dem kaiserlichen Volke dermaßen ausgesogen, verderbt, verödet, daß es unmöglich, die neu anziehenden drei Regimenter des Bundes aus Oldenburg und Ostfriesland so wie 600 Reiter dort zu unterhalten. Dies müsse völlig auf Kosten der Bundescasse geschehen. — Anselm Casimir schrieb zugleich einen Ligatag aus auf den 4. Mai, nach Dinkelsbühl.

Jenes Schreiben des Kurfürsten Maximilian ist vom 10. März. Unterdessen erwog Tilly, noch ohne tröstliche Antwort, ernstlich den Gedanken der Bitte um seine Entlassung. Es ist von Interesse aus seinen eigenen Worten in einem Schreiben vom 22. März zu ersehen, wie dieser Mann, auf dessen Schultern die ganze Last der Vertheidigung des Reiches ruhete, über jenen Gedanken mit sich selber kämpft und wie schwer es ihm wird, zum Aussprechen desselben zu gelangen. „Wenn mir," schreibt er,[2] „eine solche Bürde aufgeladen würde, daß mir dieselbe zu ertragen ganz unmöglich, so würde das verursachen, daß ich in jetziger

[1] A. a. O. [2] A. a. O.

Zeit zur Fassung einer solchen unverhofften, widrigen Resolution gezwungen werden müßte, welche mir sonst, so lange diese Armada auf den Beinen gewesen, niemals zu Gedanken gekommen, und obwohl sich Ew. K. D. in diesem vielleicht alteriert befinden möchten, weil aber die Noth keinem Gesetze unterworfen, so wüßte ich es auch, ich möchte es wie ich immer wollte — es sei denn daß bei Zeiten ins Mittel geschritten würde — in Wahrheit gar nicht zu ändern, und stünde es nämlich an dem, was ich ungern von mir schreibe, daß ich auch, weiß Gott, über meinen Willen gezwungen und gedrungen, da ich mir doch sonsten jederzeit, also auch noch bei dieser Kriegsexpedition Leib, Ehre, Gut und Blut aufzusetzen vorgenommen und entschlossen, das Werk gleichwohl dem lieben Gott zu befehlen, dasselbe ganz zu verlassen und davon zu gehen, mit der unterthänigsten zuversichtlichen Hoffnung, warum ich auch gleichermaßen gebeten haben will, Ew. K. D. werden und wollen mich um solcher höchst nothgemüssigten Erklärung willen, in Ungnaden zu verdenken, nicht veranlaßt werden."

Die Antwort[1] Maximilians, vom 9. April, war begleitet von einer Sendung von 200,000 fl. Er berichtet weiter, was er, am 10. März, an Anselm Casimir geschrieben, daß er selber an seinen Rücktritt gedenke. Er zweifele nicht, die Bundesstände werden es zu Herzen fassen und es nicht dahin kommen lassen, daß es geschehe, noch daß auch Tilly Ursache habe bei seiner Ankündigung zu beharren. „Alle Euere Vorschläge, Erinnerungen, Euere getreue Sorgfalt und guter Eifer sind bekannt. Mögt Ihr Euch keine Gedanken machen oder von Anderen dazu verleiten lassen, als wenn sich Leute fänden, welche ein Anderes davon halten, in dem Wahne, daß Ihr mehr Euer eigenes Interesse bedenken thätet. Es ist weltkundig, daß Euere Actionen je und allezeit ein Anderes demonstriert und bezeugt haben."

Dabei kam es zur Sprache, daß Tilly keineswegs, wie Pappenheim früher gemeint, zu gut und fromm sei, um Beschwerde über höhere kaiserliche Officiere zu erheben. Tilly brachte sie zunächst dem Kurfürsten vor. Dieser rieth ihm, sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden, und bestätigte dort die Ansichten seines Feldherrn über diese Fremden. Er hat gehört, daß sich Italiener und andere Ausländer stark bemühen, bei den vorhandenen neuen Werbungen angestellt und deutschen Obersten vorgezogen zu werden. Unter denselben sei auch Marrazan, der Neubrandenburg so liederlich

[1] Westenrieder VIII, 178.

übergeben. Deshalb habe Tilly um so mehr Anlaß, im Interesse des gemeinen Wesens und des Reiches, dem Kaiser ernstlich vorzuhalten, daß er mit solchen Officieren vor dem Feinde nicht fortzukommen sich getraue, daß vielmehr dafür andere erfahrene und herzhafte Männer erwählt werden müssen, auf die der Feldherr sich verlassen könne. Nur auf solche auch werden die Reiter und Knechte, die doch meistentheils Deutsche, wenigstens keine Italiener seien, ihr Vertrauen setzen und ihnen Respect beweisen. Wenn Officiere und Untergebene recht zusammen halten, also meldet der Kurfürst, so werde Tilly dem Kaiser, dem Reiche und dem gemeinen katholischen Wesen noch fernerhin tapfere und ersprießliche Dienste leisten.

Es ist nicht unwichtig darauf hinzuweisen, daß nach diesen Worten des Kurfürsten an seinen Feldherrn, Max nicht den Gedanken haben konnte, die Sache der Liga von derjenigen des Kaisers und des Reiches zu trennen. Er stellt diese beiden voran.

Die Antwort des Kurfürsten ging von München ab am 9. April. In denselben Tagen hatte bereits Tilly einen Weg eingeschlagen, der nach seiner Überzeugung die abweichenden Ansichten und Plane verbinden zu müssen schien. Max sah ungern ein Haupttreffen. Dagegen wünschte er, daß der Dienstbarkeit der Stadt Magdeburg für das schwedische Interesse zeitig ein Ende gemacht würde.[1] Im Wesentlichen war dieß die Ansicht Pappenheims, der dieselbe schon vor dem Zuge Tillys nach Mecklenburg in Alt-Brandenburg geltend gemacht hatte. Bis dahin lag nur Pappenheim vor Magdeburg. Deshalb brach Tilly, als er bei Schwedt abermals auf die Hoffnung einer Feldschlacht mit Gustav Adolf verzichten mußte, auch selber dahin auf. Er that diesen seinen Entschluß von Neu-Ruppin aus dem Kaiser und dem Kurfürsten, am 29. und am 31. März, kund mit den folgenden Worten[2]: „Inmaßen es daher (nach dem bisherigen Verhalten des Schwedenkönigs) wohl abzunehmen, daß er nicht Willens sich zu präsentieren und zu stehen, indem er bei der neulich mit der Stadt Neu-Brandenburg vorgegangenen Expedition, solchen Platz ihm vor den Augen wegnehmen lassen, und demselben, wie er es hätte gar wohl und leichtsam thun können, nicht succurriert und zu Hülfe gekommen — und nachdem ich also anders nicht wahrnehme, als daß er unser Volk zu travaglieren und abzumatten gemeint: also bin ich bei

[1] Westenrieder VIII, 176.

[2] Wittich, Magdeburg usw. 419. Aus dem Münchener Archive.

solcher Beschaffenheit der Dinge bedacht, das bei mir habende Fußvolk vor Magdeburg zu führen."

Zu Ende März also wandte Tilly sich nach Magdeburg, um die bis dahin nur erst blokierte Stadt mit voller Macht zu belagern und dadurch den Schwedenkönig zum Schlagen heranzuziehen. Wir werden den Verlauf dieser Ereignisse in und um Magdeburg später im Zusammenhange zu überblicken haben.

Während dieses Feldzuges in Pommern, im Februar und März, hatte sich eine neue Verwickelung ergeben in Folge des Tages, den der Kurfürst Johann Georg auf den Beginn des Monates Februar nach Leipzig ausgeschrieben hatte. Dahin also zunächst haben wir unsere Blicke zu richten.

6. Der Convent zu Leipzig, im Februar und März.

Am 19/29. December hatte der Kurfürst Johann Georg die Ladungen zu dem Convente in Leipzig durch das Reich ergehen lassen.[1] Die Ladung stellt als nothwendig hin, daß „ehe und zuvor die Tractaten (mit den katholischen Reichsständen) zu Frankfurt an die Hand genommen werden, die Evangelischen und Protestierenden zusammen treten, und zur Beförderung solcher bevorstehenden gütlichen Tractaten, in friedliebendem Vertrauen sich mit einander unterreden möchten". Demnach enthält die Ladung keine Andeutung irgend einer kriegerischen Absicht.

Einen etwas schärferen Ton schlägt einige Tage später, am 24. December/3. Januar, eine abermalige Verwendung an,[2] die vierte, des Kurfürsten bei dem Kaiser für die nicht-katholische Bürgerschaft von Augsburg. Gewissenshalber, meint der Kurfürst, dürfe er nicht schweigen. Ohne die Entscheidung des Kaisers, daß dem Fürstbischofe dort das Reformationsrecht zukomme, auch nur mit Einem Worte zu berühren, stellt der Kurfürst es als nicht zu verneinen hin, daß Augsburg als unmittelbare Reichsstadt dies Recht habe. Der Kurfürst nennt den Kaiser fons justitiae: eben darum aber soll der Kaiser die Sache ansehen, wie der Kurfürst es verlangt. Und dann folgt der besondere Appell: „Ewr. K. M. gütiges und gerechtes Gemüth ist mir wohl bekannt. Ich halte mich auch dessen nochmals versichert, und bin des unterthänigsten gewissen und großen Vertrauens, dieselben werden in diesen und anderen Religionsbeschwerden, wie dann auch wegen der unaufhörlichen

[1] Londorp IV, 131. [2] Supplementum relationis 278.

Kriegespressuren, wodurch die Kurfürsten und Stände des Reiches ganz verderbet und die teutsche Libertät und Freiheit unerhört bedrückt wird, wirkliche unverlängte Remediierung und Abschaffung allergnädigst geben, und die evangelische Bürgerschaft zu Augsburg allerdings in den vorigen ruhigen Stand setzen usw., und bei dem Religionsfrieden kaiserlich schützen. Inmaßen dann Ew. K. M. ich darum hiermit nochmals höchlich und fleißig, aus getreuem wohlmeinendem Herzen unterthänigst ersuchen und bitten thue."

„Denn da solches nicht geschehen sollte, befahre ich gar sehr: es werde bei dem bevorstehenden Convente der evangelischen Stände, wovon Ewr. K. M. ich in meinem unterthänigsten Schreiben, sub dato Zabeltitz den 24. August jüngsthin, gehorsamste Andeutung gethan, und um dessen Bestimmung bei mir inständig und unaufhörlich angehalten wird, trefflich urgieret, auch dadurch die bevorstehenden gütlichen Tractaten mit den katholischen Ständen nicht befördert, sondern zu des H. R. Reiches nicht geringer Gefahr alles schwerer und schwüriger gemacht werden. Und es können auch Ew. K. M. gleichwohl hierbei allergnädigst erachten, wie es mich selbst schmerzen, und wie tief und sehr mir dieses alles zu Herzen, Sinn, Gemüth und Gedanken gehen müsse."

Abermals tritt in diesem Schreiben des Kurfürsten das Bestreben hervor, den von den Wallensteinern erlittenen Kriegesdruck und die vermeintlichen Religionsbeschwerden in einander zu mengen. Johann Georg deutet auf den Convent hin, den er am 24. August / 3. September in Aussicht gestellt. Aber er unterläßt zu sagen, daß er fünf Tage vor diesem letzten Schreiben, am 19/29. December, die Ladungen zu diesem Convente hat ergehen lassen. Erst um vierzehn Tage später, am 3/13. Januar, entsendet[1] Johann Georg an den Kaiser die Mittheilung der Ladung. Wie der Wortlaut der letzteren nur eine friedliche Vorberathung für den Compositionstag in Frankfurt in Aussicht stellt, eben so auch die Mittheilung nach Wien. In dieser Meinung also, daß in Leipzig nur Friedliches bezweckt werde, ließ der Kaiser geschehen, ohne, was er später zu beklagen hatte, rechtzeitig einen Einspruch zu erheben.[2]

Einen anderen Zweck als denjenigen einer nur gütlichen Berathung haben die Verabredungen zu Annaburg ergeben, aus welchen der Beschluß der Ladung zum Convente in Leipzig gereift war. Der Kern der Reden des

[1] Londorp IV, 130. [2] A. a. O. 153.

brandenburgischen Kanzlers Götze, die dort den Ausschlag gaben, bestand darin, daß man sich der günstigen Gelegenheit der Anwesenheit des Schweden und seiner Waffen bedienen müsse, nicht um ihm sich anzuschließen, sondern um, zur eigenen Erhaltung, von dem Kaiser und der Liga bessere Bedingungen zu erlangen. Der Gedanke leuchtete den Kurfürsten Johann Georg und Georg Wilhelm ein. Sie wollten im Vereine mit den anderen Häuptern des Territorial-Kirchenthumes eine dritte Macht aufstellen, welche, nach beiden Seiten hin neutral, den Ausschlag geben sollte.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß ein solches Bestreben, durch Neutralität zwischen zwei Gegnern eine dritte, Entscheidung gebende Macht bilden zu wollen, so häufig in schwachen, unselbständigen Charakteren sich regt. Gustav Adolf kannte seit langem diese zwei Kurfürsten in ihrer Art. Sein Verhalten gegenüber seinem Schwager von Brandenburg war seit dem Sommer 1626, wo er ihm die Durchfahrt von Pillau genommen, bis zu dem neulichen Vertrage des Schweden mit Bogislav über das Herzogthum Pommern, eine fortlaufende Kette von Mishandlungen. Georg Wilhelm hatte alles eingesteckt. Gustav Adolf durfte daher darauf rechnen, daß sein Schwager auch noch fernerem Zwange sich fügen würde. — Auch über Johann Georg kennen wir bereits das scharfe Urtheil des Schweden zwei Jahre zuvor in Upsala, daß die Seele dieses Kurfürsten etwas Männliches und Kräftiges zu erfassen nicht fähig sei. — Dazu huldigten der eine wie der andere dieser zwei Kurfürsten einer niederen Leidenschaft, die damals an sehr vielen deutschen Fürstenhöfen herrschte, der Trunksucht. Graf Adam von Schwarzenberg, der einmal als Gesandter Georg Wilhelms in Dresden weilte, klagte diesem nachher, daß er bei dem Kurfürsten und dessen Bruder sich wohl zehn Jahre von seinem Leben habe absaufen müssen.[1] In Berlin dagegen rühmte sich später Konrad von Burgsdorf vor Friedrich Wilhelm, bei Einer Tafel Georg Wilhelms achtzehn Maß Wein in sich aufgenommen zu haben.[2] „Da war dann und wann ein Schloß oder Dorf mit Trinken zu gewinnen." — Die Hoffnung solcher Persönlichkeiten, den in aller Beziehung ihnen überlegenen Schwedenkönig für sich benutzen zu können, ohne ihm dienstbar zu werden, war daher von Anfang an in sich selber wenig begründet. Vielmehr durfte er die Berufung des Leipziger Conventes betrachten als einen erheblichen Schritt dieser Kurfürsten näher zu ihm.

[1] Cosmar 128. [2] A. a. O. Beilagen 32.

Vor dem Zusammentritte des Conventes in Leipzig befand sich in Torgau bei dem Kurfürsten Johann Georg sein Schwiegersohn, der Landgraf Georg, den seine Widersacher mit dem in ihren Augen spöttischen, und doch in jener Zeit der List und Gewalt so ehrenvollen Namen des Reichsfriedensboten zierten. Er machte bei Johann Georg sein Verbleiben abhängig von der Bedingung, daß der Convent, mit Ausschluß aller Bündnis- und Rüstungsfragen, nur mit der Vorberathung für den Frankfurter Compositionstag sich beschäftigen dürfe.[1] — So hätte es der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Meldung Johann Georgs an den Kaiser entsprochen. Johann Georg bewilligte nicht. Der Landgraf reiste ab. Die Thatsache seiner Abreise gab nach Wien hin das erste bedenkliche Zeichen, daß in Leipzig mehr geplant werde als angekündigt war.

Im Februar füllten sich die Gasthöfe von Leipzig mit den geladenen Reichsständen oder deren Vertretern. Unter den ersteren befand sich auch der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, der längst mit Gustav Adolf über einen besonderen Anschluß an diesen fremden König in Unterhandlung stand. Es war ein bedeutsames Zeichen der Wandlung der Dinge, daß Johann Georg von der Parteifahne seines besonderen Lutherthumes, von der Concordienformel seines Vorfahren August, sich auch nur so weit entfernen konnte, die Reformierten zu einer gemeinsamen Berathung zuzulassen. Denn erst wenige Monate vorher hatten er und andere Lutheraner zu Regensburg es ausgesprochen, daß neben den Katholiken nur die Anhänger der Concordienformel des Religionsfriedens fähig seien. Nun wollte Johann Georg mit den Reformierten berathen! Und noch mehr: es wurden von beiden Seiten sogar die Hoftheologen mitgebracht, damit auch sie unter sich berathen sollten, ob es nicht für sie eine Möglichkeit des Vertragens oder gar der Einigung gäbe.

Hoe von Hoenegg, der wohl bekannte oberste Theologe des Kurfürsten von Sachsen, hielt am 10. Februar die Eröffnungspredigt. Der Zorneseifer des alten Psalmisten Assaph wider die Feinde des Gottes Israel diente dem lutherischen Hoftheologen für seinen Herrn wider den Kaiser und das Restitutions-Edict. „Gott, schweige doch nicht also,“ begann Hoe seine Predigt, „und sei doch nicht so stille; denn siehe, deine Feinde toben, und die dich hassen, halten den Kopf auf. Sie sprechen:

---

[1] Tupetz 177 n. 1.

wir wollen unsere Gegner ausrotten, daß sie kein Volk mehr seien und des Namens Israel nicht mehr gedacht werde. Dafür thu ihnen, wie den Midianiten, wie Sissera, wie Jabin, die vertilgt wurden zu Endor und zu Roth wurden auf Erden. Gott, mache sie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde." Auf diese und ähnliche Ergüsse der Beredsamkeit Hoes folgte der im besonderen Sinne lutherische Kirchengesang: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, und steur des Papsts und Türken Mord" usw.

Es mochte dem Prediger Hoe und denen, die ihm zustimmten, nicht bekannt sein, daß der Cardinal Richelieu, der den Schwedenkönig mit französischem Gelde zu dem Angriffe auf das Reich ausstattete, damals bei dem Papste Urban VIII. sich eifrigst bemühete, den Krieg des Schweden als nicht feindselig wider die katholische Religion darzustellen. Und eben so geringe Kunde mochte diese Partei davon haben, daß der Schwede für seinen Krieg die Hülfe von Türken und Tartaren nicht bloß hoffte, sondern auch zu erlangen sich bestrebte.

Hoe ward wegen des Lärmrufes seiner Predigt angegriffen. „Es wollten Etliche sagen, es würde aus gemeiner Zusammenlage der Stände dem Dr. Hoe ein stattliches Präsent verehrt werden." [1] Er verantwortete sich. „Wenn die Vermuthung auch zugetroffen hätte, wüßte ich nicht, was es Andere anginge. Meines Theils bin ich begnügt, daß die Kurfürsten und Stände mit der Predigt gnädigst, gnädig und wohl zufrieden gewesen, auch die meisten derselben particulariter und freiwillig milde gratialia mir verehrt haben." Also nicht collectiv.

Die Predigt des Hofpredigers Hoe erklang wie ein Trompetenstoß für die nicht-katholischen Fürsten zum Kriege gegen den Kaiser und die Liga. Dennoch würde es nicht richtig sein, den Kurfürsten selber dafür verantwortlich zu machen. Hoe selber verwahrt sich gegen die Meinung, [2] daß Jemand vorher von seiner Predigt Kenntnis gehabt habe. „Wie die HH. Geheimräthe nicht begehren mir zuzumuthen, daß ich vorher meine Predigt ihnen aufzeigen solle — wie sie auch für sich selbst hochvernünftig ihnen die Rechnung machen können, wenn es gleich begehrt werden sollte, daß ich es doch nicht thun, und ein solches Mistrauen gegen mein Amt, oder dessen Verschränkung von mir nicht eingeräumt werden möchte: also ist es mir auch nicht in den Sinn gekommen usw. Und ist dieser Brauch am kursächsischen Hofe gar nicht hergebracht."

[1] Leipzigische Schlußpredigt usw. 40. [2] A. a. O. 41.

In der That auch entsprach die Proposition,[1] die der Kurfürst Johann Georg, am 10/20. Februar, dem Convente vorlegen ließ, nicht dem Kriegsrufe seines Hofpredigers, sondern eher den Worten seiner Ladung zum Convente. Er stellte die in Regensburg privat- und discursweise beiderseits eingereichten Puncte zur Erwägung, mit der Mahnung, „sich dabei dermaßen zu erzeigen, daß es allenthalben gegen Gott, die R. K. Majestät und die werthe Posterität sicherlich zu verantworten sein werde“.

Die Gerüchte jedoch über den Verlauf der Berathungen in Leipzig eilten den Thatsachen voran. Bereits am 15. Februar meldete[2] der Kaiser dem Kurfürsten vernommen zu haben, daß in Leipzig auf eine Werbung geschlossen sei, entweder um neutral zu bleiben, oder gar zum Anschlusse an den Schweden. Indem der Kaiser kraft seines Amtes eine solche Werbung nicht dulden dürfe, mahne er den Kurfürsten ab, darein zu willigen, fordere ihn vielmehr auf, auch die anderen Fürsten treulich zu warnen. Im anderen Falle müsse der Kaiser dagegen die geeigneten Mittel an die Hand nehmen.

Johann Georg behielt den Courier, der das kaiserliche Schreiben überbracht, bis zum 24. Februar / 6. März. Dann antwortete[3] er, daß ihm „von bereits obhandenen Bestallungen, beschlossenen Werbungen und angedeuteter Verbindung mit dem Könige von Schweden usw. nichts bewußt“ sei. Dagegen erneuerte er seine Klagen, daß „die Drangsale leider viel mehr zu- als abgenommen,“ und betheuerte endlich seine „unterthänigste ungefärbte Treue und Aufrichtigkeit“.

Auch in dieser Schrift hob wieder Johann Georg hervor, daß die evangelische Bürgerschaft von Augsburg bedrückt werde „wider den klaren so hoch und oft betheuerten Religionsfrieden“. Abermals gedachte er mit keinem Worte, daß der oberste Richter im Reiche nicht dem Rathe der Stadt, sondern dem Fürstbischofe das sog. Reformationsrecht in Augsburg zuerkannte. Die Forderung, welche die Stadtpfleger im Namen des Kaisers damals an die Bürgerschaft stellten, ging wesentlich dahin, die katholische Predigt anzuhören. „Dieser anbefohlene Kirchengang sei nicht für ein Glaubensbekenntnis zu halten, sondern als ein Beweis des Gehorsams für den Kaiser.“[4]

Über diese Frage holten die Augsburger, im März und ferner, eine Reihe von Gutachten theologischer Facultäten ein. Diese Gutachten

[1] Londorp IV, 134. [2] A. a. O. 131. [3] A. a. O. 132.
[4] Supplementum relationis 309.

dürfen angesehen werden wie ein Barometer der geistigen Strömung, die in Folge der Anwesenheit des Schwedenkönigs auf deutschem Boden und seiner Erfolge, wie bei den nicht-katholischen Fürsten, so auch bei den Theologen immer schärfer wider die katholische Kirche und wider den Kaiser rann. Zuerst vernehmen wir auch hier wieder die Stimme des Hofpredigers Hoe.[1] Er verneint, am 2. März, die gestellte Frage; denn das Kirchengehen würde eine Vorstufe zur Accommodation sein. „Die verführerischen Predigten der Jesuiten und ihres Gleichen sind eben so wohl ein Greuel vor Gott als das Meßopfer." Den Hofprediger überbietet dann die theologische Facultät zu Wittenberg.[2] „Mit dem Meßopfer und anderem Götzenwerk," heißt es da, „sollst Du nichts zu schaffen haben; denn die Messe ist nicht allein eine pur lautere Menschensatzung und Gaukelwerk, sondern auch eine greuliche Abgötterei, da man auf den Klang des Wandelglöckleins und bei der Elevation auf die Knie niederfällt usw."

Diese lutherischen Professoren in Wittenberg hatten also vergessen, daß Luther selber die Elevation und demgemäß die Adoration des Sacramentes in Wittenberg bis in das Jahr 1542 fortbestehen ließ,[3] und waren statt dessen in bedenklicher Annäherung zu den Ausdrücken des Heidelberger Katechismus, Frage 80 und Antwort. — Es kam die Leipziger Facultät. Das Gutachten[4] derselben begann damit, daß etwas Besseres oder Mehreres als das Gutachten des Hofpredigers Hoe nicht werde gesagt werden können, und fügte dann acht eng gedruckte Quartseiten mit vielen Bibelsprüchen hinzu. — In der Fülle der Citate jedoch ward es überboten durch das Gutachten der Facultät von Jena.[5] „Jeder Liebhaber Christi fleucht sowohl die widrige Lehre, als auch die Versammlung, darin sie getrieben wird, welches Christus haben will, Joh. 10, 8, und David mit seinem Exempel bestätigt Psalm 26, 4 und 5: Ich hasse die Versammlung der Boshaftigen."

Und weiter fügte sich dazu die Facultät von Tübingen, am 25. März.[6] Sie warnte vor den falschen Propheten. Es kam diejenige von Straßburg,[7] die mit ihrem Wortreichthume zweiunddreißig eng gedruckte Quartseiten erfüllte. Indem die Facultät erkannte, daß das jus reformandi, welches der Religionsfriede den Reichsständen zusprach, auch gegen ihre

[1] A. a. O. 326. [2] A. a. O. 341.
[3] De Wette V, 479, 507, 529. Vgl. Corpus Ref. V, 20.
[4] Supplementum rel. 346. [5] A. a. O. 355. [6] A. a. O. 376.
[7] A. a. O. 392.

Partei gewendet werden könne, fand sie eine Lösung dieser bedenklichen Consequenz durch eine neue Definition. „Dem Allen nach," sagt[1] sie, „ist es sehr übel und gefährlich gehandelt, wenn man also crude die Frage anstellt: ob eine Obrigkeit die Unterthanen zu den Glaubensmitteln zwingen könne — und darauf alsobald mit Ja zuplatzt. Denn damit ist dem Jerobeam, dem Achab, dem Antiochus und allen heidnischen Kaisern der Paß geöffnet, pro libidine die abscheulichste Abgötterei den elenden Unterthanen aufzudringen. Also aber soll man fragen: ob eine christliche Obrigkeit, so allein aus H. Göttlicher Schrift die wahre Religion recht gefasset und verstehet, ihre unwissende und falsch-gläubige Unterthanen usw. usw. zwingen und anhalten und endlich usw. mit Ausweisung von Stadt und Land gegen sie verfahren könne. Wenn die Frage also formieret ist, so läßt sich mit gutem Gewissen: Ja — darauf antworten, welches Ja seine unbeweglichen Fundamenta in Göttlicher Schrift hat."

Der Wortschwall ruft die Erinnerung an den kurzen und bündigen Satz wach, mit welchem der Zeitgenosse Pappus[2] derartige Beweisführungen von Fürsten und Theologen gezeichnet hat: In se jus, in aliis licentiam vocant. — Endlich folgte noch das Gutachten der Nürnberger Universität Altorf in gleichem Sinne mit jenen anderen.[3]

Namentlich dem Kaiser gegenüber sind diese Kundgebungen der theologischen Facultäten von einem anderen, minder loyalen Hauche durchweht als diejenigen um zwölf Jahre zuvor in Anlaß der böhmischen Rebellion. Die Gutachten der Facultäten kamen daher denjenigen Fürsten, die sich nach Leipzig begeben hatten, um vorwärts zu treiben, sehr gelegen. Allein mit der festen Absicht einer Auflehnung wider den Kaiser, einer Verbindung mit dem Schwedenkönige, mochten doch nur der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel oder der Herzog Wilhelm von Weimar nach Leipzig gekommen sein. In ihnen Allen dagegen brannte das Gefühl der erlittenen Mishandlung und Erniedrigung, welche fünf Jahre hindurch die herrische Gewalt des kaiserlichen Generals, der doch in den Augen aller dieser Reichsfürsten der böhmische Emporkömmling blieb, ihnen im eigenen Lande aufgezwungen. Dazu kam nun der Anblick der auffallend geringen Leistungen der zuvor scheinbar so gewaltigen Wallensteiner gegenüber dem Schweden. Wir haben die Klage des

[1] A. a. O. 402. [2] Pappus 22. [3] A. a. O. 429.

Pommernherzogs Bogislav vernommen, daß er, auf die eigene Kraft beschränkt, sein Land besser vertheidigt haben würde, als es die zum schweren Schaden ihm aufgedrungene Wallensteinische Armee gethan. Denselben Grundton finden wir wieder in den Klagen des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Nach den Thatsachen muß als das in den protestantischen Fürsten zu Leipzig vorherrschende Gefühl angesehen werden der Verdruß über den erlittenen Kriegesdruck, demgemäß der Wunsch davon befreit zu bleiben, und die Geneigtheit auf Mittel dafür zu gedenken.

Diese Geneigtheit war nicht gleichbedeutend mit einer Bereitwilligkeit, auf französische oder schwedische Lockungen zum Kriege wider den Kaiser einzugehen. Dem französischen Gesandten Melchior de l'Isle erwiederte[1] der Kurfürst Johann Georg sogar: er habe vom Kaiser nur Liebes und Gutes zu erwarten, und hoffe daher noch immer auf eine günstige Entscheidung. — Der Schwedenkönig[2] „hatte im Geheimen seine Confidenten allda, welche die Reichsstände wider den Kaiser animierten, und jeden absonderlich, unter anderen vornehmlich den Kurfürsten zu Sachsen, in ein näheres Verständnis mit dem Könige zu bringen sich bearbeiten thäten.“ Der erste Vorschlag des Königs war der eines offenen Bündnisses mit ihm. Wenn man dagegen zur Zeit noch Bedenken trage, so möge man ihm eine Summe Geldes monatlich zusichern, ihm die Werbung gestatten, sie dem Feinde verwehren. Wenn die schwedischen Agenten nicht mit den Ständen insgesammt etwas vereinbaren könnten, so sollten sie es bei Jedem einzeln versuchen. „Insonderheit weil sich eine vornehme Person“ — es war der je nach Zeit und Umständen in verschiedenen Farben schillernde Hans Georg von Arnim[3] — „sich anerboten, beim Kurfürsten von Sachsen die Bemühung zu thun, damit derselbe, zum Behufe dieser die gemeine Wohlfahrt und die wahre Religion betreffenden Kriegsexpedition, eine starke Post von etlichen Tonnen Goldes vorschießen möchte: Als hat der König den Seinigen die Commission gegeben, mit derselben Person darüber zu handeln.“

Der Kurfürst ließ sich so weit ein anzuhören. „Er wollte jedoch diese Tractaten anfangs dergestalt geheim gehalten haben, daß Niemand auch von den geheimen Räthen, welche, des Kurfürsten eigener Meinung

[1] Tupetz 185 n. 2. Gegen Ende März.

[2] Chemnitz 137. Auch für das Folgende.

[3] Er selber beruft sich darauf ein Jahr später bei Chemnitz 332 b.

nach, dem Kaiser gar zu sehr zugethan, darum wissen sollte, ausgenommen der Oberstallmeister Dieterich von Taube."

Der König ließ seine Agenten zu dem Kurfürsten mehr und mehr offen reden. Für seine eigene Sicherheit habe er durch die Besitzergreifung der Ostseeküste mit ihren Städten genügend gesorgt. „Aber es ginge ihm zu Herzen, daß er Keinen mehr als die Evangelischen seine Freunde drücken thäte, deren Länder dadurch zum Sitze des Krieges gemacht und zu nicht geringem Nachtheile des evangelischen Wesens ruiniert würden. Daher er gern sehen wollte, daß seine Waffen in die römisch-katholischen Länder versetzt und dem evangelischen Wesen zu gute gebraucht werden möchten. Dieses ins Werk zu richten, finde sich kein füglicheres, noch bequemeres Mittel, als wenn die sämmtlichen Protestierenden, bevorab der Kurfürst von Sachsen, die Hand mit ans Werk zu schlagen sich belieben lassen wollten."

Wir erkennen hier in etwas anderer Form denselben Gedanken wieder, den Gustav Adolf drei Jahre zuvor in Upsala als Hauptgrund seines Krieges hingestellt hatte: „Die Intentionen der Katholiken und Evangelischen stehen so scharf wider einander, daß derjenige für thöricht zu halten ist, der nicht unzweifelhaft erkennt und bekennt, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten muß, keinem Mitteldinge aber als einer gütlichen Vergleichung getraut werden darf."

Auf jene Reden der Schweden „rühmte der Kurfürst Johann Georg höchlich die gottselige und wohlmeinende Intention des Königs". „Wenn man aber etwas näher zur Handlung schreiten wollte, war er unentschlossen." Wenn er über etwas von kaiserlicher Seite in Zorn gerieth, so ließ er sich oftmals einer scharfen Resolution verlauten. War der Zorn verraucht, so war auch der Entschluß erloschen. „In Summa, seine Intention ging dahin: wie er den König zwar zum Freunde behalten und, im Falle der Noth, sich seiner Assistenz bedienen, gleichwohl den Kaiser dabei nicht offendieren, noch sich, es wäre denn die äußerste Noth vorhanden, zum Feinde machen möchte. So war auch, was ein Darlehen an Geld betraf, alle angewandte Mühe und Arbeit umsonst und verloren."

Bereits auf dem Tage von Mühlhausen im Herbste 1627 hatte Johann Georg dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß es, um den Kriegesdruck abzuwenden, dahin kommen könne, daß auch er mit seinen Freunden, ähnlich wie die Liga, sich rüste und waffne. Dennoch ging nun in Leipzig

nicht von ihm der Vorschlag aus, sondern von dem brandenburgischen Kanzler Götze.[1] Die Deputierten sämmtlicher Stände in Leipzig einigten sich, dem Kurfürsten Johann Georg ein Gutachten vorzulegen, in welchem „nicht gegen den Kaiser, sondern zur Vertheidigung gegen diejenigen, welche wider die Reichsgesetze mit Kriegspressuren drückten", eine allgemeine Kreis-Wehrverfassung nach dem Beispiele der Liga vorgeschlagen wurde. So am 1/11. März. Man wolle drei Armeen aufstellen, den kaiserlichen aus Italien rückkehrenden Truppen den Durchzug durch die eigenen Gebiete verweigern, und die evangelischen Officiere aus dem Dienste des Kaisers abberufen.

Diesen Vorschlägen, die den Übergang zu Schweden anbahnten, stimmte Johann Georg nicht zu. Denn mehrere Reichsstände seien dort in Leipzig nicht vertreten, die Gesandten Anderer ohne Vollmacht. Er selbst wolle 11,000 Mann werben und seine Mitstände unterstützen. „Wolle[2] man sich unterstehen, die Augsburgische Confession auszurotten, so werde er sie bis zum letzten Athemzuge vertheidigen, aber auch dem Kaiser gehorsam bleiben." — „Dagegen erklärten die übrigen Stände: auf die Ausrottung der Augsburgischen Confession dürfe man nicht warten: wo ein Reichsstand mit Executionen oder sonst bedrängt werde, müsse man sofort ihm Hülfe leisten."

Diese Worte beiderseits sind darum von besonderer Wichtigkeit, weil sie abermals darthun, daß ein Versuch die Augsburgische Confession da in Frage zu stellen, wo sie auf Grund des Religionsfriedens reichsrechtlich bestand, von Seiten des Kaisers oder der Liga niemals gemacht sein kann.

Es wurden unter der Führung des brandenburgischen Kanzlers Götze noch weitere Puncte angeregt. Die Stadt Magdeburg, die dem Convente ein Hülfegesuch eingereicht, müsse wohl ins Auge gefaßt werden. Man müsse mit Frankreich und Schweden in gutem Verständnisse bleiben. Es ward hingedeutet auf ein Bündnis mit Schweden. „Diese Puncte," antwortete[3] Johann Georg, am 18/28. März, „sind überaus schwer, sorglich, gefährlich und weitaussehend. J. K. D. pflegen in ihren Actionen behutsam, mit guter raison und vorsichtig zu verfahren." Er verwies auf die Beschwerdeschrift an den Kaiser, die von ihm und den sämmtlichen Ständen am selben Tage, dem 18/28. März, in Leipzig vollzogen wurde.

[1] Helbig 36. Er beruft sich auf die Acten des Dresdener Archives.

[2] A. a. O. 36. [3] A. a. O. 37.

Diese Schrift[1] beginnt mit Klagen über das Restitutions-Edict. Die Unterzeichner erklären sich bereit zu gütlichen Tractaten mit den katholischen Reichsständen, verlangen aber zuvor die Rücknahme des Edictes und die Herstellung alles dessen, was in Folge desselben geschehen ist. Die Schrift erörtert dann sehr ausführlich den Kriegesdruck, in einer Weise, die nur von der Zeit Wallensteins als richtig angesehen werden kann, nicht mehr für das Jahr 1631. Die Schrift stellt weiter die Bitte: der Kaiser wolle „die evangelischen und protestierenden Kurfürsten und Stände von dieser großen, unerhörten, auch fürder ganz unerträglichen Drangsal gänzlich und beständig befreien." Es folgt die Erklärung, zuerst des Kurfürsten von Sachsen, dann der Anderen, daß sie einen ferneren Kriegesdruck mit Contributionen, Einquartierungen, Durchzügen usw. nicht dulden wollen. Zum Schlusse dagegen „bezeugen wir sämmtlich und sonderlich nochmals, daß wir in Ewr. K. M. und des H. R. Reiches schuldiger unterthänigster Treue und Gehorsam fest und unausgesetzt verharren wollen."

Einige Tage später, am 24. März/3. April, unterzeichneten die protestantischen Stände in Leipzig ein Schreiben[2] an die vier katholischen Kurfürsten. Sie behaupten darin, daß „sonderlich die evangelischen und protestierenden Stände mit den unaufhörlichen viele Jahre herdurch continuierenden Werbungen usw. bedrängt seien". Sie behaupten weiter, daß es nach den Tagen von Mühlhausen und Regensburg damit noch viel härter hergegangen sei. Sie erklären, daß sie diese bekümmerliche, verderbliche Pressuren fortan nicht mehr dulden wollen. Sie bitten die katholischen Kurfürsten: „mit ihrem auf den Beinen habenden Kriegsvolke die evangelischen und protestierenden Stände im Geringsten weiter nicht, weder mit Durchzügen, Einlagerung, Contribution, noch anderen Pressuren, unter keinem Prätexte noch Vorwande zu bedrängen noch zu beschweren", widrigenfalls sie an dem daraus entstehenden Unheile unschuldig sein wollen.

Wie in dem Schreiben an den Kaiser des Schweden keine Erwähnung geschehen war, so auch nicht in diesem an die Kurfürsten. Nur findet sich darin der Satz: „Es möchten auch die auswärtigen Potentaten sich wohl gar zuletzt in das Werk mit einmischen, und dabei ein Stand sowohl als der andere, ohne Unterschied der Religion, das Elend, Verderben und Untergang zu befahren haben." Bei der Wahrheit dieser

[1] Londorp IV, 136. [2] A. a. O. 134.

letzten Worte war es nur zu beklagen, daß nicht die Urheber derselben die Nutzanwendung auf sich selber machten.

Es fehlte nur noch eins, die ausgesprochene Drohung. Auch diese erfolgte. Am 2/12. April einigten sich die Stände in Leipzig zu einer urkundlichen Erklärung.[1] Im Eingange derselben heißt es, daß ein Jeder in seinem Lande und Gebiete ehestens gewisse Bet- und Bußtage ausschreiben, auch fleißig halten solle. Auch in dieser Urkunde geschieht dann des Schweden, der bereits tief im Reiche stand, keine Erwähnung. Dagegen erklären diese Reichsstände, daß sie den bisherigen Kriegesdruck länger nicht dulden, sondern sich dagegen schützen und dies dem Kaiser melden wollen. Es folgt endlich der Beschluß, daß sie zu diesem Zwecke sich in einige Kriegsverfassung stellen wollen.

Und abermals schließt dann dieses bedeutsame Actenstück, welches den Beginn einer völligen Wendung der Dinge, die Gegenstellung dieser Reichsstände wider den Kaiser in sich trägt, mit den Worten: „Zuförderst aber wollen die Stände allerseits in der R. K. Majestät schuldigem gebührendem Gehorsame und unterthänigster treuer Devotion standhaft und unausgesetzt verbleiben."

Der Hofprediger Hoe hielt am Tage Palmarum, dem 3/13. April, eine Schlußpredigt, beginnend mit dem Danke[2] für Gott, der „zu den hochwichtigen Berathschlagungen seine Gnade und heiligen Geist verliehen, daß nunmehr ein solcher einhelliger Schluß gemacht worden, welcher verhoffentlich gereichen wird dem Allmächtigen zu Lob, Ehre und Preis, zur Ausbreitung und Erhaltung seines heiligen und allein seligmachenden göttlichen Wortes, der hochbetrübten Kirche zum Troste und zur Erquickung, und dem allgemeinen lieben Vaterlande teutscher Nation zu beständigem sicherem Frieden und Ruhe."

Etwas anders mochte doch dem Kurfürsten Johann Georg bei der Sache zu Muthe sein. Er fügte am nächsten Tage, dem 4/14. April, der Übersendung der Urkunde an den Kaiser noch ein eigenes Handschreiben[3] bei, in welchem er in ausführlicher Rede sein „aufrecht teutsches Gemüth betheuert", und zum Schlusse den Kaiser bittet, „mein und meines ganzen Hauses allergnädigster Kaiser und Herr zu verbleiben."

Der Kaiser erhielt jenes ausführliche Schreiben der Leipziger Stände, vom 18/28. März, erst am 16. April. Er mahnte[4] sofort am

[1] A. a. O. 144. [2] Leipzigische Schlußpredigt 7.
[3] Londorp IV, 143. [4] A. a. O. 143.

nächsten Tage den Kurfürsten Johann Georg, „die friedfertigen consilia, wie bisher von Ewr. Lbd. zu Ihrem merklichen großen Ruhme geschehen, auch ferner zu continuieren". Der Kaiser werde das Schreiben, dessen schwere und wichtige Puncte die gesammten katholischen Stände mit betreffen, mit diesen erwägen. — Dann traf die urkundliche Erklärung der Stände vom 2/12. April ein, deren Wesen darauf hinauslief, daß die Stände das Recht der Waffen, welches nach den Reichsconstitutionen dem Kaiser, den Reichsständen dagegen nur mit seiner Bewilligung gebührte, ohne diese Bewilligung und daher wider dieselbe ausüben wollten. Indem der Kaiser darauf dem Kurfürsten die Abordnung eines Gesandten ankündigte,[1] schickte er die Mahnung voraus: der Kurfürst möge, „seiner friedfertigen Erklärung nach, alle Werbungen gänzlich einstellen, und nicht zugeben, daß inmittels die Gefährlichkeiten hierdurch zunehmen und wachsen".

Die Gefahren waren zusehends im Wachsen; denn zugleich mit dem Beschlusse des Conventes in Leipzig trafen in Wien Nachrichten ein von neuen Erfolgen des Schwedenkönigs an der Oder.

7. Erfolge Gustav Adolfs an Frankfurt a/O. und an Landsberg.

Nachdem es im Lager Gustav Adolfs bei Schwedt kund geworden, daß Tilly einen Angriff auf dasselbe nicht beabsichtige, sondern von dort westwärts auf die Elbe abmarschiert sei, entschloß auch der König sich zum Aufbruche, nicht westwärts sondern südwärts. Bevor es geschah, richtete er von Schwedt aus an die Stadt Magdeburg ein längeres Schreiben zur Entschuldigung der Verzögerung des Entsatzes. Das Schreiben hier folgen zu lassen, würde weniger am Orte sein, als später im Zusammenhange der Ereignisse von Magdeburg.

Am 27. März/6. April brach er mit dem größeren Theile des Heeres von Schwedt südwärts auf. Für mehrere Tage blieb das Ziel noch ein Geheimnis.[2] Allmählich erst ward es klar, daß Frankfurt a/O. das Ziel sein müsse.

Nachdem der Zug gelungen, berichtete Gustav Adolf selber darüber an Oxenstierna, am 9/19. April, wie folgt.

„Sobald wir Kundschaft bekommen, daß Tilly sich hinweg gewendet auf Magdeburg zu, wir auch daneben vernahmen, daß die evangelischen

---

[1] A. a. O. 146. [2] Arkiv II, 216. Horns Bericht vom 29. März.

Kurfürsten und Reichsstände den Convent in Leipzig noch nicht geendigt, entschlossen wir uns, in eigener Person mit einem Theile der Armee aufwärts nach Frankfurt a/O. zu gehen, so wohl damit wir bei dem bevorstehenden Ausgange des Conventes viel näher sein möchten, als auch um Tilly zu divertieren und ihn in eine Bataille mit uns zu engagieren."

Dieser letzte Grund klingt nach demjenigen, was wir einige Tage zuvor vom FM. Horn über das Lager bei Schwedt vernommen haben, sehr auffällig. Seitdem war Tilly westwärts gezogen, Gustav Adolf erst südwärts, dann ostwärts. Er erstattete seinen Bericht aus Carin in der Neumark. Derselbe fährt fort wie folgt.

„Am 2/12. April kamen wir vor Frankfurt an. Der Feind hatte dessen vorher genugsame Kunde, weil seine Kroaten unterwegs allenthalben von unseren Reitern erschlagen oder gejagt wurden. Als er unser Herannahen an die Stadt wahrnahm, warf er Feuer in die zwei Vorstädte Lebusthor und Gubensthor, und war völlig entschlossen zu fechten. Wir legten uns sogleich in die Weingärten. Nachdem wir recognosciert hatten, ließen wir eine Schaar unserer Musketiere bis nahe an den Stadtwall vorrücken, und befahlen einem Theil, Schanzkörbe anzufertigen. Und obwohl der Feind mit zwei starken Ausfällen versuchte die Unseren zurückzutreiben, richtete er doch damit nichts Anderes aus als daß er einen Obersten, einige Officiere und Gemeine verlor, und die Übrigen Hals über Kopf zurückgejagt wurden. Am anderen Tage, dem 3/13. dieses (am Palmsonntage), ließen wir Batterien aufwerfen und einige Kanonen pflanzen, und am Nachmittage commandierten wir einige Truppen, die unter dem Schutze der Kanonen auf die Außenwerke des Feindes und den Stadtwall, vor beiden Thoren, dem Gubens- und dem Lebusthore, anlaufen, sich der Werke bemächtigen und unter der Mauer sich festsetzen sollten. Dabei dachten wir nicht einmal daran, die Stadt selber noch den Abend zu erlangen. Nach 6 Uhr ließen wir die Kanonen spielen, und die dazu commandierte Mannschaft tapfer anlaufen. Durch Gottes Gnade trieben sie nicht allein sofort den Feind kopfüber aus den Außenwerken und vom Stadtwalle, sondern ein Theil folgte in höchster Furie ihm auf den Hacken bis unter das Stadtthor, und ein anderer, der einige Sturmleitern erlangt, kam, gleich als flöge er über die Stadtmauer, in die Stadt und focht da so lange, bis unsere andere Soldaten von außen die Thore mit Petarden sprengten. Da fanden sie vor sich eine Macht von Feinden unter einigen höheren Officieren, Obersten und Oberstlieutenants, die dort hielten mit einer Armee von Reitern und

Fußvolk, nämlich FM. Tiefenbach, General Montecuculi, Oberstzeugmeister Schaumburg, die Obersten Sparre, Waldt, Virmond, Heduck u. A. Unsere Tapferen schlugen sie in die Flucht, und hieben alle nieder, welche sie erreichen konnten. Etwa tausend, die sich hier oder da versteckt hatten, sind gefangen. Wir haben sie in unseren Dienst genommen, und wollen ein besonderes Regiment daraus bilden. Die Übrigen, welche über die Brücke an der anderen Seite der Oder Zuflucht suchten, dachten dabei nicht einmal an die am Ende der Brücke mit Stücken wohl besetzte Schanze, sondern nahmen ihren Weg nach Groß-Glogau, und hielten nicht eher an, als bis sie eine gute Strecke weit nach Schlesien hinein gekommen waren. Also sind wir, vermittelst des Beistandes Gottes des Allerhöchsten, ohne einiges sonderliche Blutvergießen noch Verlust, nach anderthalbtägiger Belagerung und ungefähr einstündiger Beschießung, einer so volkreichen und wohl besetzten Stadt mächtig geworden, mit aller Munition des Feindes, die sehr beträchtlich, so wie der Geschütze, unter denen sich zwei schöne mit des Kaisers Rudolf II. Namen und Wappen befinden, so wie 20 Fahnen."

„Und obwohl Tilly, nach empfangener Kundschaft von unserem Marsche auf Frankfurt, eiligst mit 10 Compagnien deutscher Reiter, mit 10 Compagnien Kroaten und dem Regimente Liechtenstein sich aufgemacht und auf den Weg nach Frankfurt begeben hat, um selber sich an der Vertheidigung zu betheiligen: so ist er doch nicht weiter gekommen als bis Alt-Brandenburg, wo er, nachdem die Kunde der Eroberung an ihn gelangt, Halt gemacht hat. Weitere Nachrichten über sein Vorhaben sind zu erwarten."

Sofort nach dem Erfolge von Frankfurt that ihn der Schwedenkönig auch den Fürsten des Leipziger Conventes kund.[1] „Wir leben," sagt er, „der gewissen Zuversicht zu dem allmächtigen Gott, (daß,) wie er seiner christlichen Kirche diesen Palmsonntag augenscheinlich zur Revanche der jährlich erlittenen Niederlage und des erfolgten Unglückes erscheinen lassen, also er auch denselben einen Anfang zur Restauration seiner Kirche und Wiederbringung des verlangten Religions- und Profanfriedens sein lassen, und EE. LL. und Euch wie den Heldenmuth, daß Sie von der gemeinen evangelischen Nothdurft mitten unter ihren Auffätzigen deliberieren dürfen, so auch die Stärke, solche christliche Consilia, bei Gebrauch der ereigneten Mittel, ins Werk zu setzen, gnädigst verleihen werde." —

[1] Inventarium S. 299 b.

Der Beginn dieser Rede thut dar, daß der Schwede, wie er seinen Krieg als Religionskrieg geltend macht, so diese Benennung zurücktragen will auch auf den ganzen bisherigen Verlauf der Unruhen im Reiche, also den Grafen Thurn, Mansfeld, den Herzog Christian, den Dänenkönig als seine Gesinnungsgenossen anerkennt.

Jener Bericht des Königs an Oxenstierna faßt die Momente der Einnahme von Frankfurt summarisch zusammen. Andere schwedische Berichte[1] sind ausführlicher. „Als Anfangs die Schweden mit Macht eingebrochen, haben die Kaiserlichen die Trommel zweimal ernstlich gerührt und um Accord gebeten. Aber dem Könige war des Tilly Procedieren gegen seine schwedischen Soldaten noch unentsunken. Und wenn die Kaiserlichen riefen: Quartier, Quartier — antworteten die Schwedischen: Ja Ja, Neu-Brandenburgisch Quartier wollen wir Dir geben, schossen und schlugen inmittels darauf, und metzgeten alles nieder, was ihnen vorkam." „Auf Seiten des Königs sind etwa 300 Mann geblieben, 100 verwundet, doch nur 5 tödtlich. Der König hat den Kaiserlichen, die sich durch die Flucht salviert, durch 3000 Mann nachsetzen lassen. Hierauf hat die schwedische Armee nicht allein alle kaiserliche Bagage-Wagen, sondern auch die auf etliche Stunden preis gegebene Stadt in Grund ausgeplündert, weder des Rathhauses, noch einiger Menschen Wohnung, außer zwei Pfarrhäusern und der Kirche, verschont, Kisten und Kasten erbrochen, die Gewölbe insgesammt aufgeschlagen, und alles an Waaren, worunter viele Hamburger und andere stattliche Güter, herausgenommen, die meisten Leute bis aufs Hemd ausgezogen, und über alle Maßen dergestalt procediert, daß J. Kön. M. und der Oberst Baudissin die Plünderung endlich mit Prügeln ablegen müssen, auch der geschehene Schade mit vielen Tonnen Goldes nicht erstattet, noch von Etlichen überwunden werden kann. Auf den Abend um acht Uhr ist noch zum Überfluß mit äußerstem Schaden ein Feuer aufgegangen, daß dadurch 20 Häuser in die Asche gelegt."

„Nach solcher Eroberung ließ der König, am 4/14. April, für diese Victorie eine allgemeine Danksagung anstellen."

Vernehmen wir dagegen, wie Pappenheim im Lager vor Magdeburg, auf die Kunde des Zuges von Gustav Adolf gegen Frankfurt, in diesen Tagen der Erwartung dessen, was ostwärts geschehen würde, sich

[1] Es folgt hier derjenige des Inventarium S. 306 b. Vgl. Arkiv I, 731.

die Lage der Dinge dachte und dem Kurfürsten von Bayern mit den folgenden Worten meldete.[1]

„Ich wünsche, daß ich Eurer K. D. den jetzigen Stand der Dinge so vor Augen stellen könnte, wie er in Wahrheit ist. Der Schwedenkönig hat sich mit neuer Macht aus Preußen und von Stralsund her so gestärkt, daß er uns weit überlegen ist. Er belagert Frankfurt. Die Protestierenden zu Leipzig haben beschlossen zu werben, und werden in wenigen Tagen ein starkes Heer auf den Beinen haben. Das englische Hülfsheer ist schon unterwegs. Die Generalstaaten ruhen auch nicht. Das ganze Land wartet nur auf einen guten Rückhalt, um sich im allgemeinen Aufstande zu erheben."

„Frankfurt zu entsetzen ist es wahrscheinlich schon zu spät. Das Heer ganz über die Oder zu führen würde den protestantischen Fürsten von Leipzig ihre Werbung und den Entsatz von Magdeburg erleichtern. Das kaiserliche Heer würde dann von der Elbe abgesperrt und vom Reiche abgeschnitten. Wenn wir dagegen Frankfurt unentsetzt lassen, so sieht auch das seltsam aus und es geht ein guter Theil des kaiserlichen Heeres verloren. Dem Feinde wird dadurch der Paß nach Böhmen und Schlesien eröffnet."

„Ziehen die Tillyschen und kaiserlichen Truppen nach in die kaiserlichen Erbländer: so verlassen wir das Reich. Bleiben wir dagegen im Reiche: so sind die Erbländer verloren. Wenn nicht Gott etwas dazu thut, was der Sinn der Menschen nicht ergründen kann: so sind die Sachen ärger als je zuvor, außer damals, als Thurn an der Brücke zu Wien stand." Pappenheim schließt mit der dringenden Bitte: der Kurfürst und die katholischen Bundesstände mögen nicht vom kaiserlichen Hofe ein Hülfsmittel erwarten. In der Liga beruhe der Nerv der Sache sowohl wegen der Mittel, als wegen des Vertrauens der Soldaten. Je länger man warte: desto ärger und gefährlicher werde der Zustand. „Es ist unmöglich diesen Krieg auszuführen, wenn man nicht neben den nothwendigen Besatzungen zwei starke Kriegsheere hat."

Noch ist der Brief nicht beendet, da erhält Pappenheim die Nachricht von dem Falle Frankfurts a/O. Die Schweden sind vor Landsberg gezogen. „Gott wolle denen in Landsberg helfen; denn sie sind von uns abgeschnitten, und wir können sie nicht entsetzen. Zu Frankfurt und Landsberg ist der beste Kern des kaiserlichen Heeres gewesen. Nun

[1] Theatrum E. II, 352.

kann auch die Belagerung von Magdeburg schwerlich fortgesetzt werden; denn wir sind nicht im Stande die Stadt von beiden Seiten der Elbe zu berennen und zugleich dem Heere des Königs uns entgegen zu stellen. Das einzige Mittel besteht in starken Werbungen zu unserer Hülfe."

So Pappenheim in raschem Überblicke, dessen subjective Färbung in die Augen springt.

Vernehmen wir dagegen auch den Bericht des geschlagenen FM. Tiefenbach,[1] aus Groß-Glogau, vom 16. April, gerichtet an den Kriegsrath Questenberg in Wien. „Ich habe zu berichten, daß der König aus Schweden am vergangenen Sonntag uns übel tractiert, indem er die Stadt Frankfurt a/O. mit stürmender Hand erobert hat. Die Butlerischen und Torquatischen Knechte haben als schlimme Kerle gefochten, sich gleich durch das sehr ungestüme Anklopfen der großen Stücke schrecken lassen und zeitlich ihren Posten verlassen. Mit ihnen ist auch der Schwede zugleich in den Zwinger gekommen, und von dort in die Stadt. Andere aber haben auf ihrem Posten ehrlich gefochten. Die Schelme, die Bürger, haben von den Fenstern mit Steinen geworfen und geschossen auf die Unsrigen."

„Nun, dieses ist übel genug vorüber. Herr Tilly muß wissen, warum er dieses Volk also ohne einige Ordinanz, Fürsorge und Hülfe gelassen, und dadurch Ihrer K. M. Königreiche und Länder in große Gefahr gesetzt hat. Man glaube es bei Hofe oder nicht; aber ganz gewis ist es, daß die Sachen sehr gefährlich stehen. Kommt der Schwede in dieses Land, so nimmt ihn männiglich mit tausend Freuden an, von dannen in Böhmen und alsdann in Oesterreich, wie ich denn höre, daß er, der Schwede, bereits seine Austheilung gemacht, daß er in vierzehn Tagen dieses Land inne haben wolle, von hier auf Böhmen zu und auf Pfingsten vor Wien, hoffe aber, Gott werde ihm unterdessen den Hals brechen."

„Unser Volk ist ganz ausgemergelt, matt, verdrossen, von Muth und Herz kommen, und gewis ist die Noth desselben größer als geklagt werden kann, also daß sich auf dasselbe nichts zu verlassen. Dazu sind in allem nicht über 1400 Pferde und, wenn viel, 600 Mann zu Fuß vorhanden, die ich mit mir hierher gebracht habe. Es möchten zwar derselben in allem, wenn zusammen gebracht, bei 1000 Mann sein, aber 400 ohne Waffen. Was ich nun damit gegen den König aus Schweden,

[1] Dudik 65.

der 30,000 Mann hat, effectuieren kann, ist zu erachten. Daher bitte ich, mein Herr wolle bei I. K. M. verhelfen, daß, damit man dem Unheil zeitig vorbaue, Herr G. Tilly von seinem — wenn ich es sagen darf — unzeitigen Vorhaben mit seiner Belagerung Magdeburgs ablasse, dagegen sich mit einer genugsamen Armada ehestens dieser Orten verfüge, und den Schweden wieder über das Meer schmeiße. Werden wir mit ihm fertig, und erhalten unserem frommen Kaiser seine Erblande, so wird alsdann Zeit genug sein, das tolle Magdeburg zu belagern."

Nachdem dann Tiefenbach auf neue Werbungen gedrungen, schließt er: „Ich muß die Wahrheit schreiben, daß ich in der That befinde, daß I. F. Gn. der Herzog von Mecklenburg mehr denn Recht gehabt, daß Sie in den Werbungen Ihnen keine Maß oder Ordnung haben setzen lassen, sondern geworben so viel als Sie vonnöthen gehabt. Und wird dieser Feind nicht überhäuft oder übermannt, so wird arg ärger werden; denn gar gewis ist, daß dieser tapfere und vorsichtige Feind zu schaffen geben wird."

Diesem Schreiben Tiefenbachs finden sich von Questenbergs Hand[1] die Worte beigefügt: „Zu Ihrer K. M. selbsteigenen allerhöchsten Händen."

Die Auffassung Tillys von diesen Vorgängen werden wir später in Anlaß Magdeburgs mit seinen eigenen Worten zu vernehmen haben. Einstweilen that der Bericht Tiefenbachs mit Hülfe Questenbergs bei dem Kaiser seine Wirkung. Am Charsamstag dem 19. April reichte Questenberg ihn ein, am 20. April dem Ostersonntage, und abermals am 22., entsandte der Kaiser je einen Courier an Tilly, mit dem Befehle des Schutzes für die Erblande.[2] Der Kaiser ging so weit zu sagen, daß Tilly lieber die Belagerung von Magdeburg ganz aufheben als den Succurs für die Erblande gegen den schwedischen Einbruch unterlassen solle. — Die Antwort Tillys wird sich später ergeben nach dem Eintreffen dieser Couriere in seinem Lager vor Magdeburg.

Die Meinungen des Kriegsrathes Questenberg stimmten durchaus zu denjenigen des FM. Tiefenbach. Am 23. April berichtet er aus Wien an Wallenstein wie folgt.[3] „In welchem armseligen Stande sich unsere Sache befindet, ist Ewr. F. Gn. leider bewußt und von Ihnen

---

[1] A. a. O. 68.

[2] Wittich, Magdeburg usw. 475. Aus dem Münchener Archive. Nur leider nicht der Wortlaut.

[3] Dudik 71.

lange vorhergesehen. Jetzt heißt es: hilf, hilf — und non est qui exaudiat. Heute früh ist der von Werdenberg in die Steiermark zum Fürsten Eggenberg (gereist). Wir wollen jetzt in den Erblanden überall werben und unser Äußerstes thun. Das Wasser rinnt uns ins Maul. Jetzt glauben wir und erkennen unser Unrecht, und ich glaube, daß es uns reut, daß wir also verleitet sind. J. K. M. sähen gern, da Ew. F. Gn. eine Reise hierher thäten, oder wenigstens in die Nähe kämen, Jemanden zu Deroselben abordnen zu können. Jetzt sieht man, ob Ew. F. Gn. Recht gehabt mit den übermäßigen Werbungen oder nicht, und was wir mit unserer Sparsamkeit in so kurzer Zeit erhalten. Jetzt kann und darf ich mit offenem Munde mit Etlichen reden, bei denen es zuvor nicht wäre angegangen, und habe jetzt in allem Recht. Zu Ewr. F. Gn. Nachricht habe dies Deroselben nicht verhalten wollen, daß man jetzt vermeint: man solle von neuem mit Ihnen verhandeln, das Werk wieder in die Hand zu nehmen. Ich aber habe es bis anher verworfen und gebeten, zu einer solchen Commission mich nicht zu gebrauchen; denn ich nicht dafür halte bei Deroselben so viel zu gelten, daß ich in dieser besonderen Sache etwas würde durchsetzen können. Ich sei oft bei Ewr. F. Gn. gewesen, und habe durchweg alles erhalten. Jetzt möge zu Deroselben ein Anderer ziehen und allein dies durchsetzen: dann werde er mit dem Einen mehr gethan haben als ich mit Vielem."

Questenberg wiederholt dann einige Meinungen Tiefenbachs. „Der Fehler ist groß," sagt er, „daß Tilly nach Magdeburg gezogen ist, und läßt alles in so schlechter Bestellung und übler Disposition, darüber dann Frankfurt so liederlich verloren und wir um unser Volk kommen. Ich weiß nicht, was Ewr. F. Gn. Gelegenheit sein werde. Ich habe es stark in Zweifel gestellt, ob Sie kommen werden, wegen Unlust, Indisposition, Furcht wieder zu dienen angesprochen zu werden, und sonst Ihres mir ziemlich bekannten Humors. Gott der Allmächtige inspiriere Ew. F. Gn. was das Beste und Nutzbarste sein möchte."

In ähnlicher Weise schrieb[1] am selben Tage San Juliano an Wallenstein. „Die Nachricht der Erstürmung von Frankfurt hat das Gemüth Sr. M. und aller Hofleute hier in solcher Weise erregt, wie bisher keine andere unter dieser mühevollen Regierung. Dazu gesellt sich der Beginn des Mistrauens gegen unsere vorgeblichen Freunde. Se. M. erkennt getäuscht worden zu sein, nicht bloß indem sie nicht

[1] A. a. O. 73.

gehalten haben, was sie versprochen, sondern auch indem sie, wie aus aufgefangenen Briefen erhellt, sich selber bei den Feinden unserer Religion und des Erzhauses heimlich sicher gestellt haben, um die ganze Last und Gefahr des Krieges auf die Schultern Sr. M. und der Erblande abzuwälzen. Diese späte Wahrnehmung hat die Dinge hier so sehr verändert, daß der Kaiser gestern einem vertrauten Minister gesagt hat: er erkenne nunmehr getäuscht zu sein, und habe mehr als einmal bereut, Ew. Hoheit entlassen zu haben. Die Minister beginnen offen auszusprechen, daß man einen Fehler begangen, und daß, nach Gott, Niemand uns gegen die andringende Gefahr sichern könne als nur Ew. Hoheit allein."

Die Behauptung San Julianos von einem Mistrauen des Kaisers gegen die Liga kann darauf sich gründen, daß inzwischen die Kunde des Vertrages von Bärwalde, in welchem Richelieu die Liga gegen den Schweden zu sichern meinte, sich verbreitet hatte. Im Übrigen trägt das eine Schreiben wie das andere die sehr starke Färbung der Anhänger Wallensteins, die seine Rückkehr wünschten.

Jedenfalls aber ergibt sich in Folge des Lärms, welchen die Übertreibungen Tiefenbachs in Wien schlugen, als Thatsache eine große Furcht des Kaisers und seiner Umgebung vor einem Einbruche Gustav Adolfs in die Erblande. An den Festungswerken vor dem Burgthore von Wien wurde stark gearbeitet.[1] Es hieß, daß in dem Graben desselben täglich 4 bis 500 Mann thätig waren.

Jedoch ward die Meinung, daß der Schwede in die Erblande vorbrechen werde, im April auch sonst an vielen Orten gehegt. Auch der Kurfürst Maximilian von Bayern war der Ansicht,[2] am 26. April, daß der Zug des Schweden auf Frankfurt und Landsberg wesentlich bezwecke, einen freien Paß in die Erbkönigreiche und Länder zu eröffnen. Ob diese Besorgnis begründet, wird sich bald ergeben.

Mit denen, welche in der Umgebung des Kaisers eine Rückberufung Wallensteins als ein hauptsächliches Heilmittel ansahen, stimmte auch Pappenheim überein. Von dem Feldlager vor Magdeburg aus richtete er, am 22. April, an Wallenstein in diesem Sinne ein Schreiben,[3] lautend wie folgt. „Ewr. F. Gn. hätte ich diese Zeit her gern von unserem guten Zustande berichtet; aber es scheint, daß mit Ewr. F. Gn. Person auch alle gute Successe von uns gewichen sind. Und ob ich

[1] Wittich, Magdeburg usw. 476 n. 2. [2] Kriegsacten F. 91. [3] Dudik 69.

zwar Dero Methode, dem Feinde bei Zeiten übermächtig zu sein, fleißig beobachtet, und demgemäß thunlichst demonstriert habe, in welcher Weise Ew. F. Gn. durch Überbietung der Feinde an Macht das ganze R. Reich bezwungen und im Zaume gehalten haben: so bin ich doch darüber mehr verlacht als glaubwürdig befunden worden. Nun aber, da es zu spät und die Kühe aus dem Stalle, bekennt man, daß es kein besseres, ja kein anderes Remedium gibt, und daß mein Rath mehr unglückselig als unwahrhaftig gewesen sei."

„Wir Beide, die kaiserliche und die ligische Armaden, liegen hier vor Magdeburg vereinigt. Es ist ein schönes Corpus von 7000 Pferden und 23,000 Mann zu Fuß effectiv. Allein es ist auf das wenigste noch ein solches Heer vonnöthen, um diesem listigen Feinde, der sich nur an Päſſen und an Strömen hält, zu widerstehen, und sowohl das Reich als die Erblande zu bedecken."

„Secundariae causae unseres Unheiles sind confidentia und avaritia, und daß wir diejenigen haben verschonen wollen, welche unsere Feinde sind, und uns jetzt den Hals zu brechen sich frei unterstehen werden. Die primaria causa aber ist Ewr. F. Gn. Veränderung, und der jetzige Mangel der Autorität und Resolution, die E. F. Gn. gehabt, bei Zeiten sich zu stärken und die Gegner an Macht zu überbieten. Wenn Ew. F. Gn. in diesem Werke nicht die Hand mit anlegen, so sehe ich Niemanden, der den italienischen Frieden schließen und eine nothwendige Macht aufbringen wolle, wisse oder könne. Gott stehe uns bei, sonst sieht es nach menschlichem Auge ziemlich rauh aus."

Der Eifer Pappenheims, der in diesem Schreiben ihm die Klarheit des Blickes trübte, ward überboten durch denjenigen des Kriegesrathes Questenberg in Wien, der seine Zwecke verfolgte und für dieselben auf den Kaiser wirkte. Am 27. April schreibt[1] Questenberg an Wallenstein: „J. K. M. sind wegen des gegenwärtigen Standes sehr bestürzt und affligieren sich übermäßig, haben seit der am Osterabend (19. April) eingekommenen Nachricht noch keine Nacht ihren rechten Schlaf gehabt, befragen mich gleich jetzt, wie bald ich von Ewr. F. Gn. möchte können eine Antwort bekommen, haben mir dabei befohlen abermals zu schreiben, und befinden sich in der größten Perplexität, daß sie mich recht dauern. Ich möchte wünschen, daß J. K. M. etwas bessere Ergötzlichkeit hätten.

[1] A. a. O. 82.

Eine solche wird gewis erfolgen, wenn sie vernehmen werden, daß Ew. F. Gn. sich werden erklären hierher zu kommen."

Die Meldungen Questenbergs in dieser Art an Wallenstein folgen einander rasch.[1] „J. K. M. sein sehr perplex, forcieren sich selbst sich lustig zu erzeigen: die Traurigkeit schlägt aber vor. Es ist Niemand da, der mit einem beständigen Trost und Consolation sie aufrichten könnte. Die hier, sind timidi et pusillanimes, bald in der Luft, bald im Keller, nie auf der Erden." — „J. M. haben mich gefragt, mit sorgsamer Erzeigung, ob ich von Ewr. F. Gn. noch keine Antwort hätte, ob Sie sich hierher nähern würden."

Von Antworten Wallensteins auf diese Meldungen liegt nur die eine vor, vom 27. April[2]: er habe den jetzigen traurigen Zustand längst vorhergesehen. Da man die vorgeschlagenen Gegenmittel nicht angenommen, seien verschiedene Inconvenienzen zu besorgen.

Der Kaiser ging so weit in einem Handschreiben,[3] vom 5. Mai, an Wallenstein „das gnädige Ersuchen zu stellen, Sie wollen alsobald nach Empfang dieses eine Reise allher oder in die Nähe vornehmen, damit ich Deroselben meine Intention und Gedanken um so viel besser eröffnen, auch in Einem oder Anderem Deroselben räthliches Gutachten desto schleuniger und ohne weitläufigen Briefwechsel vernehmen möge." Seiner Unterschrift fügte der Kaiser eigenhändig die Worte bei: „Ich versehe mich zu Dr. L. ganz gnädigst, Sie werden mir auf einem oder anderen Wege, wie hier oben vermeldet, nicht aus Handen gehen."

Wallenstein begab sich nicht nach Wien oder in die Nähe. Aber die so nachdrücklich angeregte Frage seiner Wiederberufung ruhte fortan nicht mehr, und wird je nach Zeit und Umständen uns entgegen treten. Zunächst bewirkten die Nachrichten von den Erfolgen des Schweden in der Neumark, daß der Kaiser eine große Anzahl von Werbepatenten an höhere Officiere ausgehen ließ,[4] bis zu zehn für einzelne Obersten.

Kehren wir zurück zu den Erfolgen des Schweden in der Neumark. In seinem Berichte[5] von Carin aus an den Kanzler Oxenstierna, am 9/19. April, meldet er weiter: „Um den herrlichen Sieg (von Frankfurt) zu vollenden, haben wir uns mit der gesammten Cavallerie und einigen Musketieren hierher gegen Landsberg begeben, und den Feld-

[1] A. a. O. 85. [2] A. a. O. 83. [3] Förster II, 156.
[4] Dudik 88. [5] Arkiv I, 417.

marschall (Horn) in gleicher Weise an der anderen Seite stromauf gefordert. Da jedoch wegen einer Schanze und wegen der Beschaffenheit des Stromes der Angriff von dieser Seite auf die Stadt unthunlich, so lassen wir einige Brücken schlagen, um heute oder morgen den Strom zu überschreiten, uns mit dem Feldmarschall zu vereinigen, die Belagerung Landsbergs mit einer Furie vorzunehmen und, mit Gottes gnädigem Beistande, einen erwünschten Ausgang zu erwarten."

Unterdessen lief von Banier aus Frankfurt die Meldung[1] ein, daß, wegen der Nähe der Feinde in Fürstenwalde, er mit seinen Truppen noch nicht hinauf marschieren könne. Dies brachte Gustav Adolf ins Schwanken, ob er sein Unternehmen fortsetzen solle. Er theilt seine Erwägungen dem Banier mit, 10/20. April, und schließt[2]: „Demnach sehen wir kein Mittel als daß wir entweder diesen Ort durchaus nehmen, oder nach Frankfurt zurückgehen und mit Tilly schlagen müssen. Wir glauben, daß dies Letztere unsere Reiterei, die in diesen ruinierten Quartieren ihre Pferde sehr stark abgemattet hat, kaum aushalten würde. Da Frankfurt wohl besetzt ist, so daß Tilly dort nicht durchzudringen vermag, so kann er nirgends eher über den Strom setzen als bei Crossen. Dahin können wir, sobald wir vernehmen, daß er dies im Sinne hat, unsere Reiterei senden, um ihn aufzuhalten, und wenn er bis Groß-Glogau hinauf gehen wollte, würde das viele Zeit erfordern. Inzwischen hoffen wir hier an diesen Orten unsere Sache zu unserer Zufriedenheit ausführen zu können."

In der Morgenfrühe des 15/25. April ließ der König eine Schanze vor der Stadt beschießen.[3] Die Besatzung bat um Quartier. Die Schweden drangen gegen die Stadt vor. Der König schickte einen Trompeter hinein. Der Commandant forderte zwei Tage Bedenkzeit. Auf den Abschlag erfolgte die Capitulation auch so. Am 16/26. April zogen aus Landsberg aus 10 Cornet Reiter, alle sehr schwach an Mannschaft, und 3 Regimenter Infanterie mit 25 Fahnen, auch gering an Zahl, das erste derselben nach der Schätzung eines Augenzeugen nur etwa 7 bis 800 Mann. „Dies ist eine außerordentliche Eroberung," sagt ein schwedischer Bericht,[4] „die in besonderer Weise von Gott herrührt, indem es unglaublich war, daß die Stadt von jener Seite genommen werden konnte, und sonst die Truppen in der Stadt stärker waren als diejenigen, mit welchen der König zuerst ankam. Denn Banier traf erst ein nach dem Abschlusse der Capitulation."

[1] Arkiv II, 241. [2] Arkiv I, 420. [3] A. a. O. 734. [4] A. a. O.

In Betreff der ganzen Sachlage ist vor allen Dingen hervorzuheben, daß bei oder nach den Erfolgen Gustav Adolfs in Frankfurt und Landsberg sich in seinen und seiner Generale Correspondenzen keine Andeutung einer damaligen Absicht auf die österreichischen Erblande findet. Die Furcht des Kaisers, seiner Minister, seiner Heerführer, die nach dieser Richtung hin sich in starken Ausdrücken kund gegeben, war in solcher Weise nicht begründet. Die Besorgnis entstammte der Meinung, daß hauptsächlich der Kaiser es sei, den Gustav Adolf suche. Daß die Entwürfe des Schweden noch ungleich weiter hinausgriffen, mochten damals wenige auch nur erst ahnen. Der Nachwelt dagegen liegen in den eigenen Worten des Schweden die Gedanken vor, die sein Thun und Lassen bestimmten. An diese in der Ruhe und Stille vor dem Kriege abgefaßten Worte[1] hat die geschichtliche Betrachtung sich zu halten. Wiederholen wir sie: „Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen ist ein neues evangelisches Haupt; das vorletzte: eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte. Dieselbe besteht in folgenden Mitteln: der allgemeinen Leitung des Krieges; denn wer diese hat, (ist Herr,) wenn er anders die Zeit recht gebraucht" usw. Nicht also allein wollte der Schwede gegen den Kaiser ziehen, sondern die protestantischen Fürsten zu diesem Zwecke mit sich nehmen, vermöge der absoluten Direction des Krieges durch ihn.

Nach den früheren mislungenen Versuchen schien sich nun durch den Leipziger Convent und dessen Beschlüsse eine Brücke zur Einigung zu bieten. Gustav Adolf selber faßt damals in einem Schreiben von Frankfurt aus an Oxenstierna die Lage der Dinge auf wie folgt.[2] „Landsberg ist uns wegen seiner Lage an der Warthe nicht bloß nützlich, die Feinde aus der Neumark und Vor-Pommern zu halten, sondern auch wegen der Nähe der polnischen Grenze, falls es mit Polen wieder zum Bruche kommen sollte, ganz bequem dort den sedes belli anzurichten. — Außerdem haben nun die Kurfürsten (durch den Leipziger Schluß) sich vom Kaiser losgesagt, und wir sind demnach im Werke, mit dem Kurfürsten von Brandenburg eine solche Allianz zu schließen, wie mit dem Herzoge von Pommern. Der Landgraf von Hessen ist auch auf einem guten Wege, und wir sind völlig des Glaubens, daß er sich accommodieren wird. Kursachsen ist auch so weit gekommen, daß er schwerlich vermeiden kann in die Waffen zu treten. Und da nun der Kurfürst von

[1] Söltl III, 275. [2] Arkiv I, 425.

Brandenburg vermittelst der Allianz uns den stärksten Theil seiner Festungen abtreten wird, und wir sowohl deshalb als auch für die Besatzung von Landsberg und die Sicherung des Oderstromes, insbesondere aber für den Entsatz von Magdeburg, mit welchem wir uns jetzt zermartern, vollen Nachschub an Kriegsvolk bedürfen: so sähen wir gnädigst gern, daß Ihr, wofern Ihr irgend ein Mittel wißt, uns damit zu stärken, es anwenden wollet."

So Gustav Adolf von Frankfurt aus, am 24. April A. St., an Oxenstierna. Er sieht also die Lage der Dinge für ihn als günstig an. Aber er erwähnt auch Magdeburg.

Im August des Jahres zuvor hatte er den Bericht Stallmans über den von diesem Agenten in Magdeburg erregten Wirrwar freudig begrüßt. Es sei das „eine herrliche Occasion", schrieb[1] er an Oxenstierna, „der Stadt uns zu versichern und also ein Diversionswerk allda anzurichten". Zu dieser Absicht des Diversionswerkes stimmte nicht der Vertrag, den Stallman im Namen des Königs mit der Stadt abgeschlossen, und nachher Falkenberg als Legat des Königs ratificiert hatte. Vielmehr machte der Vertrag[2] es dem Könige zur Pflicht, „die Stadt in keiner Noth stecken zu lassen, sondern dieselbe auf alle Fälle, wo sie usw. angefochten usw., oder auch wohl gar überzogen und belagert werden sollte, mit aller Macht, so lange die Noth währet, schleunig zu entsetzen, sie vor Gefahr und Noth zu schützen und zu handhaben" usw.

Bis in den April hinein hatte Gustav Adolf seine Absicht der Diversion erreicht. Das starke Corps Pappenheims war durch die Blokierung von Magdeburg festgehalten. Aber nun, nachdem Tilly wiederholt vergeblich versucht, den Schwedenkönig zum Treffen zu bringen, deutete sein Abzug vor dem Lager von Schwedt unverkennbar die Absicht an, der Diversion, welche zu Gunsten des Schwedenkönigs die Stadt Magdeburg ihm bereitete, ein Ende zu machen. Darum also, wie Gustav Adolf an Oxenstierna schreibt, zermarterte er sich mit dem Gedanken des Entsatzes von Magdeburg. Aber acht Tage zuvor, am 17. April A. St., hatte derselbe Schwedenkönig dem Commandanten Falkenberg in Magdeburg, zugleich mit der Nachricht seines Erfolges von Landsberg kund gethan[3]: er hoffe, daß, bei der verringerten Anzahl der Belagerer, Falkenberg die Gelegenheit haben werde, sich selbst in etwas Rath zu schaffen, „bis der Allerhöchste Mittel zum Royal-Entsatze geben möchte, maßen

[1] Arkiv I, 202. [2] Wittich, Archivalische Beilagen 45*. [3] Arkiv I, 421.

wir solchen in ein Paar Monaten bei Ankunft unserer Truppen genugsam zu haben hoffen".

Demnach ist, von Ende April an, Magdeburg das Centrum des Krieges. Zunächst also haben wir zu sehen, wie innerhalb der Stadt in den ersten Monaten des Jahres bis dahin die Dinge sich gestaltet hatten.

8. Magdeburg in den vier ersten Monaten des Jahres 1631.

Gegen das Ende des Jahres 1630 war die Stimmung der schwedischen Partei in Magdeburg tief gedrückt. Stallman meldet,[1] am 20/30. December, heimlich erfahren zu haben, daß man es nicht für rathsam erachte, den König in der Stadt Namen um Succurs anzugehen. Er hält erwägend gegen einander „den Buchstaben der königlichen tröstlichen Briefe auf dem Rathhause, das stetige Betteln der Soldaten vor den Thüren der Bürger, ihre und der ganz wenigen Reiter Blöße und Armuth, die vor Hunger verdorbenen und sehr wenig vorhandenen kraftlosen Pferde, die Zurückhaltung der benachbarten Reichsstände, des Feindes neue Rüstung und drohende Haltung". „Daher ich fürwahr besorge, daß, eben so groß wie die Ungleichheit zwischen Stralsund und Magdeburg, eben so ungleich dürften auch die Resolutionen und der Event fallen, und daß man sich bald zu Tractaten wenden und lieber in einen saueren Apfel beißen, als es auf die eingebildete Gefahr des gänzlichen Erwürgens ankommen lassen wolle."

In diese Stimmung der Magdeburger, wie Stallman sie auffaßt, traf nun beim Beginne des Jahres 1631 jenes gewichtige Schreiben Tillys, vom 29. December aus Halberstadt,[2] seine Mahnung sich dem Kaiser der Pflicht und Schuldigkeit nach zu unterwerfen, „zumal (da) Ihr zu einiger Widersetzlichkeit die geringste Ursache nicht habt".

Ferner legt der Zorn Falkenbergs gegen den Pater Sylvius Zeugnis ab, daß die Äußerung desselben zu einem der Officiere des Markgrafen: der Schwedenkönig werde nicht kommen — vielfach besprochen wurde. Die Drohung, welche Falkenberg dem Könige gegen den Bürgermeister Kühlewein meldete, zeigt, worauf er gefaßt und wozu er demgemäß entschlossen war.

Der Kaiser hatte den Kriegesrath Walmerode zur Vermittelung mit der Stadt beauftragt.[3] Walmerode lehnte ab, mit der Bitte, daß der Kaiser dem geborenen Magdeburger Bürger Johann Alemann, damals

[1] Dittmar 368. [2] Calvisius 167. [3] Kriegsacten F. 91.

Stiftsamtmann in Wolmirstedt, die Vollmacht gebe. Dieser stand, wie seine spätere Vertheidigungsschrift[1] ausweist, zu der Partei des alten Rathes von Magdeburg, war kaiserlich gesinnt, der Augsburgischen Confession fest zugethan,[2] belesen in der Bibel wie im Virgil. In der That war Alemann in der genannten Richtung thätig, bevor noch eine kaiserliche Vollmacht an ihn gelangte. Der Kaiser hatte nämlich, noch im Spätherbste 1630, den zwei Hansestädten Lübeck und Braunschweig die Commission ertheilt, Magdeburg von dem schwedischen Bündnisse abzumahnen und die Unterwerfung zu vermitteln. In der Stadt Magdeburg ward entdeckt, daß die betreffende Verhandlung besonders durch Johann Alemann geführt wurde,[3] vermuthlich also mit seinem Schwager, dem Bürgermeister Kühlewein.

Wie diesem, so trat Falkenberg auch den Bemühungen der zwei Städte entgegen.[4] Diese hatten nicht bloß abgemahnt von dem schwedischen Bündnisse, sondern auch, wie es scheint, geradezu ausgesprochen, daß Magdeburg vergeblich sich auf die Hülfe des Königs verlasse, daß im Gegentheil in Folge des Bündnisses die Reichsacht und die Execution derselben die Stadt unvermeidlich treffen werde. — Falkenberg hielt entgegen: „Das sei eine höchst gefährliche Versuchung, durch welche die christliche evangelische Kirche und das liebe Vaterland leicht auf lange Zeit in die äußerste Noth und Verderbnis gerathen würde." — Es ist kaum anzunehmen, daß dieser schwedische Phrasenschwall auf die Stadtväter von Lübeck oder Braunschweig eine ähnliche Wirkung geübt habe wie auf den großen Haufen in Magdeburg. Stallman dort fürchtete sogar etwas Anderes. Indem er am 20/30. December die Gefahr des Umschlagens in Magdeburg bespricht,[5] fügt er hinzu: „(Dies) vollends wenn etliche der Hansestädte ihre vorgehabte Interposition mit einigen, wenn auch bloß auf Schrecken-Einjagen berechneten feindlichen Thätlichkeiten verbänden." — Die Worte sind besonders merkwürdig, weil sie zeigen, wie fern dem Stallman und den anderen Häuptern der Rebellion von Magdeburg der Gedanke lag, daß eine andere Hansestadt sich zu ihren Gunsten betheiligen werde.

In einer weiteren Erwägung einige Tage später, am 3/13. Januar 1631, meldet[6] Stallman, daß in Betracht der ganzen Sachlage man (in

[1] Vortrab usw. [2] A. a. O. Bogen D III.
[3] Stallmans Bericht vom 3. December bei Dittmar 367.
[4] Wittich, Magdeburg usw. 89. Aus dem Stadtarchive zu Braunschweig.
[5] Dittmar 369. [6] A. a. O.

Magdeburg) es gar nicht für rathsam halte, auf den Succurs des Königs zu warten. „Solchem nach besorge ich fürwahr höchlich, es dürfte allhier, wenn Ewr. Kön. M. Hülfe nicht etwa in einem oder anderthalbem Monate erscheint, übel ausschlagen." Der König möge ja die Stadt des Entsatzes schriftlich versichern.

In der That folgten gerade damals Briefe des Königs einer rasch dem anderen. Vor dem Aufbruche gegen Greifenhagen und Garz hatte Gustav Adolf dem Markgrafen von seiner Absicht Kunde gegeben,[1] am 23. December A. St. Den Erfolg hatte er dann, am 28. December A. St., an Falkenberg mit kurzen Worten gemeldet.[2]

Diese Nachricht that Wirkung. Am 6/16. Januar meldet Falkenberg[3]: „Durch Ewr. M. Successe und der gemeinen Bürgerschaft Treue bei der gemeinen Sache haben sich die Dinge so weit geändert, daß alles bündig und resolut ist, der Macht des Feindes zu widerstehen, wie man es nur immer von einer solchen Stadt und bei der Anwesenheit so vieler dem Feinde wohl Affectionierten erwarten kann. Die Prediger haben auch nach Kräften das Ihrige mitgethan, um Alles tapfer zu erhalten. — Der Feind liegt noch auf beiden Seiten der Stadt in den nächsten Dörfern, doch nicht so stark wie vorher. Seine Soldaten verlaufen viel. Die neu angekommenen Regimenter sind sehr schwach. — Die Bürgerschaft ist nun trefflich resolviert zu arbeiten. Ich hoffe, bei diesem Eifer noch etliche Werke sowohl an der Neustadt als zur Versicherung der Brücke zu verfertigen. Die Stadt nimmt nun 600 Mann von Baniers Regimente ein, zwar im Eide der Stadt; doch bleiben sie unter meinem Commando. Dagegen haben wir, ich und der Fürst, uns beide eidlich gegen die Stadt verpflichtet ihr Bestes zu suchen. Die Officiere bleiben in Ewr. M. Sold, leisten aber der Stadt den Treueid. Die übel Affectionierten sind heftig dagegen aufgetreten, aber durch Mehrheit überstimmt worden. Auch die Neigung zu dem Fürsten ist wieder im Wachsen."

Die eidliche Verpflichtung des Falkenberg, der Stadt Bestes zu suchen, konnte fortan seiner Partei dienen als eine wirksame Waffe zur Abwehr der Zweifel von Seiten der kaiserlich Gesinnten.

Nicht ganz so wie Falkenberg, sah gleichzeitig Stallman die Sache in Magdeburg an. Nachdem er über die Thatsachen ziemlich überein-

[1] Arkiv I, 295. [2] A. a. O. 275.

[3] Bei Dittmar 359. Einige stilistische Änderungen zum besseren Verständnisse nothwendig.

stimmend mit Falkenberg günstig berichtet,[1] fuhr er fort: „Dennoch vermehren sich meine Sorgen, wenn Ewr. K. M. Volkhülfe sich noch ferner in die Harre verziehen sollte. Denn erstens sind die 600 Mann, welche auf den Kopf wöchentlich je drei Reichsort (drei viertel Thaler) erhalten, nicht dem Könige, dem Markgrafen und der Stadt zugleich eidlich verpflichtet worden, obwohl das durch Stimmenmehrheit beschlossen war. Die Wohlgesinnten haben ferner für gewis gehalten, es sollte auf 1000 Köpfe der Schluß gefallen sein. Aber die übel Affectionierten streben danach, daß auch für den Fall rechtzeitiger Hülfe durch den König die Stadt in der Verfassung sei, die Zügel selbst in der Hand zu behalten und für sich allein zu judicieren, vollends aber, um bei Verspätung der Hülfe befugt zu sein, mit Anderen zu accordieren."

In der Schrift, die später von Mitgliedern des alten Rathes ausging, findet sich darüber der folgende Bericht.[2] „In solcher Zeit ließ der schwedische Marschall bei 800 Mann Dragoner durch und in die Stadt bringen, (und) überredete den Rath und die Bürger, daß sie ihnen Servis nur auf sechs Wochen geben sollten. Das ward nolens volens bewilligt; denn obwohl darüber Rücksprache gehalten, solches auch nicht in allen Vierteln wollte beliebt werden — (weil man) absah, daß die Stadt mit ins Spiel kommen würde, und solches wider die Verheißung lief, daß die Stadt mit dem Kriege nichts zu thun haben, auch nichts herschießen sollte, sondern der König und der Administrator die Kosten verschaffen wollten —: so ist es doch per majora von dem gemeinen Manne aus Unverstand beliebt worden, welcher dadurch überredet wurde, daß sie (jene Soldaten) sich sonst zum Feinde schlagen müßten, wo sie doch jetzt uns bei der Religion schützen wollten, welche die Kaiserlichen vorhätten uns zu nehmen."

„Ferner," schreibt Stallman, „habe ich große Besorgnis, daß, wenn der evangelische Convent (in Leipzig) sich nicht zu schleuniger Conjunction mit dem Könige entschließt, dann Magdeburg lieber mit Hülfe der Interposition der evangelischen Stände seinen Weg gehen werde. Endlich besorge ich, Tilly werde, wie man dessen avertiert ist, der Stadt bei dem Kaiser gänzliche Amnestie verschaffen, ihr freie Religionsübung, Schutz ihrer Privilegien und Befreiung von aller Einquartierung versprechen, nur daß sie den Markgrafen und die Schwedischen ausschaffe

[1] A. a. O. 369. In der Datierung vom 19., verglichen mit dem Schreiben Falkenbergs vom 6. scheint ein Irrthum zu liegen.

[2] Relation 440.

und sich an den Kaiser allein halte. Und zwar ist dies Angebot um so mehr jetzt beim Herannahen des Leipziger Conventes zu besorgen, weil man damit den dortigen Ständen Honig ums Maul streichen will." — „Und[1] obgleich die Bürgerschaft das Halten den Papisten nicht zutraut, so werden sie doch auf das Nächstvorgemeldete sehen und sich dahin lieber verlassen, als länger in Wagnis und Gefahr beharren wollen." — Darum möge der König wo möglich noch vor dem 4. Februar vorbrechen und den leicht Schwankenden sein Waffenglück zeigen.

Der König antwortete von Bärwalde in der Neumark aus, im Januar, am ausführlichsten an den Markgrafen.[2] Überbringer der Briefe war ein Capitän Sparenberg.[3] Der König berichtet zunächst dem Markgrafen seine Erfolge. Mit Bezug auf sein Schreiben vom 23. December a. St., das nicht vorliegt, sagt er: „Nun haben wir solche Expedition meistentheils vorgenommen, um Mittel zu suchen, Ewr. L. und der guten Stadt Magdeburg den oft versprochenen Succurs zu bringen, hätten auch bei so beschaffenen Sachen ohne Zweifel genugsame Gelegenheit haben können, unsere Intention, nächst göttlicher Hülfe, ohne sonderbare Difficultäten ins Werk zu stellen. Wir müssen uns aber beklagen, daß wir über alles Verhoffen von unserem Schwager dem Kurfürsten von Brandenburg durch die unzeitige Schließung des Passes Küstrin mitten im Laufe unseres Sieges aufgehalten worden, und also nicht ohne unser sonderbares Leidwesen die so edele Occasion, unsere Mühen, Kosten und Gefahr, die wir, wie E. L. wissen, aus ungefärbter Affection zu Deroselben und gemeiner Wohlfahrt bisher getragen, zu dem erwünschten Ende zu bringen, aus der Hand lassen müssen." Er spricht dann die Hoffnung aus, die verlorene Occasion wieder ersetzen zu können. — Es folgt ein Vorwurf für die Stadt. „Wir müssen aber hierbei Ewr. L. unsere in etwas befremdliche Gedanken eröffnen, daß, nachdem wir in zuverlässiger Hoffnung gestanden, dies unser Vorhaben, welches Ewr. L. und der Stadt Magdeburg — deren Ehre, Leib, Gut und Blut, ja zeitliche und ewige Wohlfahrt hierunter versiert — vornehmlich zu gute angesehen, sollte von derselben, wie billig in etwas secundiert werden, sie jedoch bisher so gar nichts zur Sache thun wollen, daß sie uns auch

[1] Dieser Satz aus dem schwedischen Reichsarchiv hinzugefügt bei Wittich, Falkenberg 111 n. 1. [2] Arkiv I, 295.

[3] Dittmar 371. Der dortige Brief Falkenbergs, d. d. 22. Januar, ist Antwort auf den Brief des Königs in Arkiv I, 300.

nicht das Dach für unsere Soldaten, zu geschweigen einen Musterplatz, in ihrer Stadt vergönnen, oder etwas mehr als um das baare Geld assistieren, sondern lieber die Soldatesca unter ihren Mauern consumieren (lassen) wollen." — Der König stellt daher zu des Markgrafen „bekannter Discretion, wie Sie Ihrer hohen Prudenz und Dexterität nach solchen (widrigen) Affecten begegnen, die Gemüther lenken und zu unserer beiderseits habenden redlichen und gemeinnützigen Intention disponieren wollen."

Er erneuert dann abermals seine Versicherung. „Wir, wie wir bisher, so viel an uns ist, an nichts haben ermangeln lassen, sondern mit Divertierung der feindlichen Macht, welche wir meistentheils auf uns gezogen, Ewr. L. und der Stadt verhoffentlich so viel Luft gegeben, daß sie sich nicht allein in rechtmäßige Verfassung stellen, sondern auch mit den unserem Deputierten zugeordneten Mitteln, wenn sie nur zusammen spannen und cooperieren wollen, sich selbst leichtlich sustinieren möchten — wollen nochmals das Äußerste dabei thun und unserem Versprechen unfehlbar nachkommen."

Geld, schließt der König, könne er dem Markgrafen nicht geben, habe jedoch seinem Hofmarschall eine erkleckliche Summe zugewiesen. Gemäß der Antwort[1] Falkenbergs betrug diese Summe 40,000 Rthlr. Der schwedische Resident Salvius in Hamburg jedoch trug Bedenken dies Geld folgen zu lassen.[2] Eine spätere Nachricht darüber findet sich nicht.

Das Schreiben[3] des Königs an den Rath von Magdeburg faßte sich kürzer. Es begann: „Wir haben Eueren guten Zustand mit herzlicher Freude vernommen, danken dem Allerhöchsten, daß er Euch des vergangenen Jahres Difficultäten gnädigst überwinden lassen, und bei diesem neu eingetretenen mit neuer Kraft aus der Höhe angezogen und Euere bisher gehabte Resolution mit neuem Heldenmuthe erfrischet." — In diesem Sinne geht es weiter ohne ein Wort des Tadels wegen mangelhafter Leistung. Der König bedauert, wie in dem Schreiben an den Markgrafen, daß er „verhindert worden, Euerer Resolution mit unserer Armee zu secundieren, und dem Feinde den Nachdruck derselben dergestalt unter die Augen zu rücken, als wir wohl zu Gott, daß es hätte geschehen sollen, das Vertrauen getragen. Wir verhoffen aber, daß er uns in kurzem damit beseligen solle, und in solcher festen Confidenz empfehlen wir Euch und Euere Stadt seinem mächtigen Schutze."

---

[1] Falkenberg bei Dittmar 360. [2] Arkiv II, 181.
[3] Arkiv I, 300.

Am 10. Januar[1] a. St. traf Sparenberg mit den Briefen des Königs in Magdeburg ein. Er berichtete weiter mündlich über die guten Erfolge des Königs in Pommern. „Besonders in hiesiger Gemeinde," meldet Falkenberg am 22. Januar a. St., „haben des Königs Siege große Freude erweckt, und die wohl sehr anders gesinnten Großen (vornehmeren Bürger) dürfen sich jetzt nicht regen; indessen fürchte ich, sie werden auch nicht ganz still sitzen. Am meisten habe ich Furcht vor Kursachsen. Es wäre doch wohl gut, Einen auf den Leipziger Tag zu schicken. Geschieht es nicht, will ich es excusieren lassen. Die Stadt hat vor ein eigenes Corpus zu formieren. Ich habe gesagt, Ew. M. werde damit zufrieden sein, wenn es nur in guter Intention geschehe. Der Feind liegt noch in den vorigen Quartieren, kann nicht über 4000 Mann stark sein." — „Die[2] innerlichen Feinde betreffend, finde ich die Bürgerschaft also wohl gewogen und resolviert, daß sie auch denjenigen, so etwa wanken wollten, den Hals zerbrechen. So thun auch die Geistlichen ihren Fleiß dergestalt, daß sie ewiges Ruhmes würdig." — Auch Stallman meldet,[3] daß die Sendung Sparenbergs die Stadt sehr erfreut und aufgerichtet habe. Aber, was immer der König bezwecke, Stallman dringt auf das Präveniere.

In dieser gehobenen Stimmung kam der Rath von Magdeburg endlich auch zu dem Entschlusse auf das Schreiben Tillys vom 19/29. December zu antworten. Es geschah am 17/27. Januar. Nach einer Entschuldigung mit dem Weihnachtsfeste für die Verzögerung heißt es da[4]: „Wie aber nun wir und gemeine Stadt uns dessen genugsam versichert, daß in der Kaiserlichen M. allerunterthänigsten und treuen Devotion — — — wir und gemeine Stadt jederzeit beständig und unausgesetzt verharret — — —, wir auch in solcher allerunterthänigsten gehorsamsten Devotion gegen J. K. M. nochmals zu verharren gemeint: also wäre von Herzen zu wünschen, daß dagegen — — — diese gute Stadt mit so vielfältigen, unverschuldeten und zuvor im R. Reich nie erhörten Pressuren, Bedrängnissen und Beängstigungen, Ihrer K. M. gerechtem Willen und Meinung und des H. R. Reiches so heilsamen Satz- und Ordnungen schnurstracks zuwider, aufs alleräußerste nicht verfolgt und betrübt sein möchte." — Der Rath von Magdeburg schließt: „Nachdem

[1] So Falkenberg bei Dittmar 360. Stallman a. a. O. 371 sagt 19. Januar.
[2] Wittich, Falkenberg 102. Aus dem schw. R. Archiv.
[3] Dittmar 371. [4] Calvisius 168.

die Kaiserliche M., aus deren allerunterthänigsten treuen Devotion wir niemals getreten, und solches nochmals zu thun nicht gesinnt sein, ein Schreiben dieser noch währenden Unruhe halber hat an uns ergehen lassen, und wir darauf eine Antwort eingeschickt: Als wollen zu Ewr. E. und Gn. wir uns versehen, Sie wollen uns weiter nicht beschweren, sondern vielmehr bei der K. M. unser hochnothwendiges Einwenden und Deroselben allergnädigste Resolution vernehmen."

Die Verworrenheit eines solchen Schreibens ist erklärlich nur von der immer noch festgehaltenen Fiction aus, daß die Stadt und der Rath von Magdeburg als solche an dem Kriege nicht betheiligt seien.

Der Markgraf Christian Wilhelm zögerte seine Antwort[1] noch ungleich länger hinaus, bis zum 7/17. Februar. Sie ist in ähnlicher Weise ausweichend und nichtssagend, wie diejenige des Rathes.

Das Häuflein der wahren Patrioten von Magdeburg ahnte, wohin es bei dieser Ochlokratie, die ihre Verkörperung in dem willenskräftigen Falkenberg fand, endlich mit ihrer Stadt auslaufen werde. Am 19/29. Januar traten „Bürgermeister, Rathmänner und Innungsmeister des alten Regimentes allhier" noch einmal im Hause des Notars Andreas Rohr[2] am Breiten-Wege zusammen, um gegen die Rathsveränderung, „nicht mutatio, sondern inversio," des Jahres zuvor mit den Consequenzen zu protestieren.[3] „Obwohl wir," sagen sie, „wegen der entstandenen Kriegsungelegenheit, auch (zu) besorgender anderer Weitläufigkeit, was zwar unsere Widerwärtige wenig geachtet und noch achten, bis jetzt mit unserer Befugnis inne und zurück gehalten, auch aus obgesagtem Principe noch ferner damit schweigen würden — indessen aber das Schänden und Lästern kein Ende nimmt und Jedermann gedenket an uns die Schuhe zu wischen, auch (uns) um Ehre und Glimpf, ja Leib und Leben zu bringen — wir aber jetzt leider bei gegenwärtiger Confusion ganz rechtlos, hergegen wegen der Blokierung außerhalb der Stadt keine Hülfe suchen mögen (und doch) gleichwohl unsere Nothdurft erfordert, daß wir uns interim verwahren und also besorgliche Gefahr abwenden müssen: Als haben wir unsere vorigen Protestationen, Reservationen und Befugnis auf geschehenen Vorbehalt extensius repetieren wollen." Es wird dann ausführlich berichtet, wie im Februar 1630 die Rathsveränderung unter dem Drucke der Furcht dem alten Rathe abgezwungen worden. Die

[1] Abgedruckt im Inventarium S. 283.

[2] Rohr wird bei Krause 359 als kaiserlich gesinnt genannt. [3] Protestationen.

Schrift schließt: „Daher auch der Effectus weist, wie es getroffen, und wenn Gott nicht selber hilft, so ist es um die Stadt, ihre Religion, Freiheit und Gerechtigkeit geschehen.“

Der alte Rath vermeinte damals, daß diese Protestation bei einer Wendung der Dinge ihm als Grundlage seiner Ehrenrettung dienen würde. Die Ereignisse rollten darüber hinweg und das Arge ward ärger. Die Protestation ward vergessen. Aber sie blieb auch dann vergessen, als friedliche und ruhige Zeiten wieder kehrten. Neuere Historiker[1] von Magdeburg erwähnen sie, ohne doch sie selber vorzuführen. Der alte Rath von Magdeburg ist in der Geschichtschreibung mundtodt geblieben bis auf den heutigen Tag. Und daher haben so Viele, die über die Stadt Magdeburg der Jahre 1630 und 31 ihre Meinungen vorgebracht, das: audiatur et altera pars — einigermaßen vergessen. Sie haben geredet und geschrieben, als sei das Magdeburg von 1630 und 31 die Stadt Magdeburg schlechthin. Und doch war es in diesen zwei Jahren nur die Faction, welche, durch ihren Terrorismus die besonnenen Elemente niederhaltend, nach außen hin als die Stadt Magdeburg erschien. Nicht der von den Demagogen Stallman und Falkenberg geführte große Haufe, sondern der von dem Vorgänger jener zwei, dem nicht minder arglistigen und gewandten Demagogen Schneidewein und dessen Genossen schon vorher gestürzte alte Rath, mit seinen guten und weniger guten Eigenschaften, repräsentiert bis zum Jahre 1630 das geschichtliche Magdeburg.

Falkenberg benutzte die gehobene Stimmung der Bürger, um, nach dem Eintreten des Thauwetters, vor der Zollschanze am rechten Ufer der Elbe und weiter stromauf an beiden Ufern eine Reihe neuer Werke und Schanzen anlegen zu lassen.[2] Der Zweck war einerseits den Strom möglichst lange für die Zufuhr offen zu halten, andererseits, wie Falkenberg sagte, die Armee des Königs, wenn sie zum Entsatze herankomme, desto besser zu logieren und in die großen Hornwerke zu vertheilen. „Obwohl[3] aber die vielen und weit abgelegenen Schanzen von Etlichen als nicht zweckmäßig angesehen wurden, weil sie, mit Verlust des darin liegenden Volkes und des Pulvers, der Lunten und Geschütze, dem Feinde in die Hände gerathen könnten: so haben doch andere Mitglieder des

[1] J. V. Hoffmann III, 76. n. 1. Ich wiederhole jedoch, daß die Relation Vieles aus der Protestation entnimmt.

[2] Hoffmann-Guerike 50.

[3] A. a. O. Worte Guerikes. Vgl. auch Wittich-Guerike 32*.

Rathes, weil sie dem Herrn Falkenberg als einem Kriegserfahrenen darin mehr getrauet, und (gehofft), daß der König, dem geschehenen Zuschreiben nach, die Feinde wohl zurückhalten würde, sich die Anlage der zahlreichen Schanzen wohl belieben lassen." — Sie bestanden zum Theile aus losem Sande, „kaum für eine Muskete gebaut".[1]

In der Wirklichkeit mochte Falkenberg noch einige andere Zwecke dabei verfolgen. Er hielt die Gemeinde in Thätigkeit für die Vertheidigung der Stadt. Er bewies zugleich, wie ernst er es mit dem Halten des Vertrages meinte, nach welchem, wenn der König komme, nur 500 Mann zu Roß und zu Fuß in die Stadt einquartiert werden durften, jedoch auf des Königs Kosten, das übrige Kriegsvolk auf das Land gelegt werden sollte, entweder in ein Feldlager oder in die Städte und Dörfer. Während also an den Verschanzungen des Feldlagers gearbeitet wurde, stand der Gedanke an die baldige Ankunft des Königs immer lebendig vor Augen.

Demselben Zwecke dienten andere Mittel. „Der Markgraf[2] und der Marschall waren so vorsichtig, daß, wenn etwas Neues begehrt wurde, man allemal am Neuen-Markte in den vornehmsten Höfen und Häusern für des Königs Quartier Anstalt machte, als wenn er in zwei oder drei Tagen mit der Armee folgen würde."

In Wirklichkeit hoffte Falkenberg. Das Gerücht, welches Gustav Adolf gegen Ende Januar ausstreuen ließ, um Tilly irre zu führen, daß er nämlich auf Havelberg marschiere, um für Magdeburg Entsatz zu bringen, gelangte auch an Falkenberg. „Je näher," schreibt[3] er am 10/20. Februar, „Ew. M. mit der Armee anrücken, desto mehr bessert sich der Humor der Leute hier. Ich bedauere nur, daß wir Ewr. M. Annäherung in nichts facilitieren können. Ist Havelberg indessen passiert, so findet sich diesseits keine Hinderung mehr, wenn nicht etwa wegen des eingetretenen Thauwetters die Gewässer zu hoch stehen sollten." — Falkenberg übersandte bereits die Karten der Umgegend, mit den Worten[4]: „Ewr. M. überschicke ich die Contree umhero: die Karte vom Lande wird mehrentheils morgen fertig; soll sie danach schicken, wenn Ew. M. inmittels nicht selbst kommen."

Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Nicht Magdeburg war damals das Ziel Gustav Adolfs, sondern Demmin.

---

[1] So die Fax bei Calvisius 55. [2] Relation 441.

[3] Das Schreiben bei Dittmar 361. [4] Cronholm I, 331. n. 2.

„Als aber unterdessen," berichtet Guerike,[1] „nach den so lange wiederholten Vertröstungen, die gemeine Bürgerschaft zu Magdeburg des Contribuierens, unaufhörlichen Wachens, Schanzgrabens und dergleichen überdrüssig, theils auch wohl am Entsatze zweifelhaft und argwöhnisch werden wollen: so haben Falkenberg, der Markgraf, und der Ambassadeur Stallman, mit Zuziehung des Rathes, einen beglaubigten Mann, den Advokaten Hermann Cummius, mit dem Versprechen eines ansehnlichen Stückes Geldes, dahin vermocht, daß er gewagt, sich zum Könige, wo der auch anzutreffen sein würde, verschicken und abfertigen zu lassen. Dies ist auch also angegangen, daß er hin und her sicher durch das kaiserliche Volk gekommen ist. Nach seiner Wiederkunft hat er dem Rathe, dem Ausschusse und sonst Jedermänniglich, der ihn gefragt, auf Treue und Glauben den nachfolgenden Bericht gegeben, daß nämlich J. M. bei Dero königlichem Wort und Würden vielfältig zu ihm gesprochen und sich erklärt, die Stadt gewis königlich zu entsetzen und über die rechte Zeit nicht auszubleiben. Auch als Cummius der Stadt Bedrängnis, Noth und Gefahr weiter angezogen und um die Beschleunigung des Entsatzes inständig angehalten, hätte der König sich gnädigst herausgelassen, denselben aufs allerlängste bis zum Ausgange des April unfehlbar zu leisten. — Ob aber Cummius dem Herrn Markgrafen, dem Falkenberg und Stallman ein Mehreres und Anderes berichtet hat, steht dahin. Allein nach der Eroberung der Stadt hat er mir und Anderen gegenüber noch dies erwähnt, daß J. K. M. ihm, wie er vor derselben referiert, welchergestalt der Bürgerschaft von des Königs Ankunft und Entsatz viel Anderes eingebildet gewesen, und daß dieselbe allbereits so lange Zeit auf den Succurs gehofft hätte, darauf zur Antwort gegeben: ‚Ja davon haben wir nicht gewußt, daß J. Lbd. der H. Administrator so früh gehen würden.'"

Diese Worte des Schwedenkönigs sind schwer vereinbar sowohl mit den Aufmunterungen vor dem Unternehmen an Christian Wilhelm, als mit seinen Glückwünschen und Zusicherungen für denselben gleich in dem ersten Schreiben,[2] vom 14. August a. St. 1630, nach gelungener That, in welchem er „innerhalb kurzem" seine Assistenz verspricht.

---

[1] Hoffmann-Guerike 52. Dort steht kein Datum. Allein nach Falkenbergs Berichte vom 17. März, im Arkiv II, 203, ist Cummius eine dem Könige bekannte Persönlichkeit. Nach der Relation 439 ist Cummius auch bald nach dem Beginne der Sache, im Jahre 1630, an Gustav Adolf geschickt. Wenn hier nicht in der Relation eine Verwechselung vorliegt, so ist diese Sendung des Cummius die zweite.

[2] Hammarstrand 112.

„Dem Cummius,“ berichtet weiter Guerike, „sind damals bei seiner Abfertigung vom Könige 200 Ducaten geschenkt und verehrt worden. Der Administrator und der von Falkenberg haben ihm auch ein Ansehnliches für diese Reise versprochen gehabt. Wofür er nachmals, als die Stadt von den Schweden aus den Händen der Kaiserlichen wieder erobert worden, etliche tausend Thaler Werth an Kupfer von der abgebrannten Stadt überbliebenem gemeinem Gute ausgebeten und vom Generale Banier erlangt hat.“

Cummius brachte jedoch auch Briefe des Königs mit. In demjenigen an den Rath der Stadt stellte[1] Gustav Adolf vor Allem seine bisherigen Occupationen an der deutschen Ostseeküste als Siege dar, welche „eine große Anzeige und Mittel“ zu ihrer eigenen Befreiung seien. Unterdessen sollten sie sich des lieben Gebetes bedienen, gute Ordre hinsichtlich des Proviantes geben, dem Administrator und Falkenberg, seinem Legaten, dergestalt unter die Arme greifen, daß Mitwelt und Nachwelt bezeugen könnten, wie man zur Erhaltung der allein seligmachenden wahren evangelischen Religion und der hochverehrten deutschen Libertät und Freiheit ritterlich gefochten und weder Gut und Blut noch Heldenmuth gespart habe. „Dagegen wir Euch gnädig und gewis versichern, daß der versprochene Succurs über die rechte gelegene Zeit nicht ausbleiben solle.“ „Daneben,“ schließt er, „Euere Tapferkeit und aufrichtige Liebe zu Gott und seinem Worte also vergolten werden soll, daß darob andere Communen ein feierliches Exempel zu nehmen Ursache gewinnen mögen.“

Das Schreiben[2] des Königs an Stallman enthielt eine Darlegung der Gründe, die bisher ihn vom Entsatze zurückgehalten, so wie, mit dem Ausdrucke des Vertrauens auf Stallmans bisher durch das Werk bezeugte Geschicklichkeit, die Mahnung, daß „er die Bürger zu Magdeburg bei ihrer üblichen Tapferkeit erhalte“.

Es kommt jedoch hauptsächlich auf das Schreiben des Königs an Falkenberg[3] an. Darin heißt es: „Wir hätten zwar bisher Gelegenheit und Mittel genug gehabt, mit unserer Armee dahin zu gehen;“ aber die ratio belli habe es nicht leiden wollen. „So haben wir demnach lieber eine Zeitlang damit zurückhalten, und in Ansehung, daß wir der Stadt Magdeburg, wenn wir nicht mit einer extraordinären Force ankommen,

[1] So der Inhalt bei Wittich, Falkenberg 112, aus dem schw. Reichsarchiv.
[2] A. a. O. 111. [3] Arkiv I, 340.

und aller Orten ungehindert durchdringen können, nur beschwerlich fallen und einen langwierigen Krieg zuziehen würden, inmittels allhier der von Gott eröffneten Gelegenheit gebrauchen, die Zeit menagieren und die Recrue unserer Armee erwarten wollen, welche den künftigen Sommer, ob Gott will, so fourniert sein wird, daß verhoffentlich dergleichen nicht viele gesehen seien."

Die Abweichung dieser schriftlichen Worte von der durch Cummius dem Rathe von Magdeburg überbrachten mündlichen Rede liegt vor Augen. Aber die schriftlichen Worte, der Hinweis auf den künftigen Sommer, waren nur für Falkenberg allein.

Auch Falkenberg erhielt die Weisung zum Beharren zu mahnen, in der besonderen Form: „Inmittels werdet Ihr nicht unterlassen die Leute zur Geduld zu vermahnen, und Eueren Staat so zu fundieren, daß wir nicht auf den Schwindel jedes übel Affectionierten oder Unruhigen der Stadt quitt gehen, wie wir uns Euere bisher (darin) gebrauchte Dexterität besonders gnädigst gefallen lassen, und (hoffen) daß Ihr darin fortfahren und dazu das Ministerium weiter vernünftig employieren und uns dasselbe mit muneribus und promissis obligieren wollet."

Es scheint, daß weder Falkenberg, noch auch der Markgraf es daran haben fehlen lassen. „Der Fürst," berichtet[1] einer der Prediger, „schickte einmal allen sechs Pfarrherren bei uns singulis ein Schwein zur Verehrung." — „Man hat," sagt die Schrift des alten Rathes,[2] den Predigern Butter, Ochsen, Schweine und dergleichen verehrt, auch gar zugesagt, daß sie der Domherren Canonicate und Präbenden haben sollten."

Es kommt also darauf an, wie Falkenberg sich auf diese Kundgebung des Königs verhielt. Bevor noch Cummius mit den Aufträgen des Königs vom 17. Februar a. St. nach Magdeburg zurückgekehrt sein konnte, erwarb Falkenberg für sich persönlich die Ehre, eine Lockung Pappenheims zurückgewiesen zu haben. Er selbst meldet[3] darüber dem Könige, am 20. Februar a. St.: „Pappenheim hat dieser Tage durch einen Trompeter mir eine sehr leichtfertige Zumuthung machen lassen: nämlich, im Falle daß ich die Stadt persuadieren werde, in kaiserliche Devotion zu treten, wolle er neben anderen guten Conditionen vom Kaiser mir 40,000 Rthlr. verschaffen, und der Stadt solle Religions- und andere Freiheit zu Wege gebracht werden. Ehe der Trompeter ausgeredet, habe ich ihm den Strick geboten. — Da ich fürchtete, er und

[1] Krause 361. [2] Relation 440. [3] Das Schreiben bei Dittmar 361.

sein Herr möchten es leugnen, habe ich durch Notar und Zeugen ihn abhören lassen, und er hat seine ganze verrätherische Commission bekannt. Ich habe ihm geantwortet: wolle sein Herr einen Schelm und Verräther haben, so möge er einen solchen nicht bei mir, sondern in seinem eigenen leichtfertigen Busen suchen. Wären nicht so viele Officiere des Markgrafen beim Feinde in Haft, hätte ich den Kerl aufhängen lassen."

Die Thatsache des Versuches wird durch andere Berichte bestätigt, namentlich durch diejenigen des Pappenheimischen Kriegssecretärs Simon Ley.[1] Es ist hier der Ort dieselben kurz zu berühren. Dieser Simon Ley, von Pappenheim wie es scheint niemals durchschaut, erstattete dem Kurfürsten Johann Georg in Dresden fortlaufende Berichte über alles was bei Pappenheim vorging. „Ley[2] selbst bekannte sich dem Kurfürsten gegenüber als geheimen Protestanten: ja seiner Verrätherei suchte er den Mantel lutherischen Eifers umzuhängen. Er betheuerte, seine Angaben nur aus rechter christlicher Liebe für das Vaterland und seine Glaubensgenossen zu machen." — „Er[3] gab sich die erdenklichste Mühe, hetzte und schürte, und ließ nichts unversucht, um den friedfertigsten und dem Kaiser ergebensten Fürsten in Harnisch zu bringen." — Ein unmittelbarer Erfolg bei dem Kurfürsten Johann Georg persönlich liegt nicht vor.

Mit dem Berichte vom 20. Februar a. St. über seine persönliche Haltung gegenüber dem Versuche Pappenheims meldete[4] Falkenberg zugleich auch den Stand der Dinge. „In der Stadt," schreibt er, „steht es schlecht. Einstimmig ist beschlossen worden durch Gesandte (bei dem Convente) zu Leipzig um Beistand zu ersuchen. Man sagt, es geschehe wegen Ausbleibens des Succurses und Mangels an Proviant; aber die Häupter suchen unsere Ruhe zu troublieren: unsere Partisane sind zu schwach, dagegen etwas zu thun. Vornehmen Leuten einzupredigen, ist nun einmal eine schlimme Sache. Kommt der König nicht, so wird Kursachsen mit durchgehen, das, wie ich glaube, niemals vom Kaiser läßt."

Wenige Tage später, am 25. Februar a. St., wird Falkenberg dringender.[5] „An Proviant wird es uns gewis mangeln, und es ist nicht möglich etwas herein zu bekommen. Es wird also der Succurs nothwendig folgen müssen, sind sonst verloren. — Der Feind ist Willens bei Schönebeck eine Brücke zu machen. Wenn das geschehen, sind wir blokiert, können es nicht wohl hindern, weil unmöglich auf vier Tage

[1] Wittich, Magdeburg 331. n. 3. [2] A. a. O. 333. [3] A. a. O. 335.
[4] Das Schreiben bei Dittmar 362. [5] Arkiv II, 181.

Proviant in Vorrath zu schaffen. Will gleichwohl alles was möglich dagegen thun. Mit Pulver geht es übel, kann es hier nicht bekommen. Weil Necessitas drängt, bin ich resolviert bei Schönebeck eine Schanze zu schlagen, um des Feindes Schiffe in Grund zu schießen, auch, wenn möglich, inzwischen von Barby (Proviant) holen zu lassen. Es wird Kursachsen offendieren; denn seine Salvegarde darin, können es aber nicht bessern. Wir sind Gesunde und Kranke zu Fuß 3000 und darüber, von denen unter die Stadt 600 gehören."

Aus diesem Schreiben Falkenbergs ist nicht zu ersehen, ob dasjenige des Königs vom 17. Februar a. St., durch Cummius überbracht, bereits in seinen Händen war. Dennoch ergeben diese zwei Schreiben, dasjenige des Königs vom 17., dasjenige Falkenbergs vom 25., die Standpuncte dieser zwei Persönlichkeiten einander gegenüber. Der König setzt den Entsatz auf den Sommer, wenn er dann genügende Macht haben werde. Falkenberg sagt: „Succurs nothwendig, sind sonst verloren." So zu Ende Februar. Es fragt sich also für die Folgezeit, ob diese Standpuncte dieselben bleiben, oder ob der eine oder der andere eine Modification erleidet. Nur auf die zwei Persönlichkeiten kommt alles an. Wie Gustav Adolf in seinem Lager Niemanden hatte, der vorher wußte, was der König thun würde, so Falkenberg nicht in Magdeburg. Der Eine wie der Andere hielt fest an dem militärischen Principe: eines rechtschaffenen Capitäns Hemd darf nicht wissen, was er im Schilde führt. Nur der Verlauf der Thatsachen selber kann der Nachwelt ihre Entschlüsse enthüllen.

Stallman, der wie auch früher selbständig, nicht von Falkenberg abhangend, seine Meldungen machte, drängte in den König abermals am 28. Februar a. St. „Die Magdeburger," schreibt[1] er, „verzweifeln insgemein schon am Succurs." Man begnüge sich nicht mehr mit den allgemeinen Vertröstungen, sondern erwarte mit großem Verlangen die endliche Vergewisserung, das persönliche Erscheinen des Königs. Stallman ist darauf gefaßt, daß man Tractate anfange. Wenn gleich, meint er dann, dies geschehe, „so geben sie doch so viele Zeit, daß (verhoffentlich) Ew. M. dieselben mit dem Succurs abschneiden können, nur daß Ew. M. sie fest und eigentlich vergewissern, daß sie in kurzer Zeit errettet werden sollen und können."

[1] Wittich, Falkenberg 109, aus dem schw. Reichsarchive.

Es gelang Falkenberg, für die 600 Mann in der Stadt die Verlängerung der Bewilligung des Servisgeldes, die nur auf sechs Wochen hatte sein sollen, bis auf Ostern bei dem Rathe durchzusetzen. Dabei tritt augenfällig die Mitwirkung der Prediger hervor. „Als die sechs Wochen um waren," berichtet[1] einer von ihnen, „mußte er (Falkenberg) bei ihnen (dem Rathe) bittlich darum ersuchen, und wurde von den Kanzeln abgelesen". — Eben so gelang es ihm nach wie vor, von einzelnen reichen Bürgern auf den Credit des Königs Vorschüsse zu erhalten. Daß der Betrag derselben im Ganzen erheblich gewesen sein muß, ergibt sich daraus, daß nach dem großen Brande die Scheine für nahe an 36,000 Thlr. übrig blieben.[2]

Dennoch lauteten die Berichte Falkenbergs an Gustav Adolf nicht günstiger als zuvor. Am 1/11. März meldet[3] er: „Der Hunger wird nicht ausbleiben. Soldaten und Officiere sind fast durch die Bank untüchtig, die Bürgerschaft aber malcontent, daß der Succurs ausbleibt."

Zu einem ausführlicheren Berichte kam es erst wieder am 17/27. März.[4] Der König hatte durch den Hauptmann Sparenberg eine genaue Angabe der Streitkräfte verlangt. Falkenberg meldet, daß die Feinde am linken Elbufer reichlich 4000 Mann haben, am rechten reichlich 2000. „Die Stärke unserer Gesunden ist 2000, ohne die Kranken, und gegen 100 Pferde, habe aber viele Kranke." — „Nun ist zwar die Zahl der Feinde gering; aber weil wir Mangel an Proviant haben, sind sie bastant unsere einzuhalten. Was nun Ew. K. M. für Mittel dagegen (haben), kann ich nicht wissen: bei uns ist wenig Rath, leben in diem." — Er meldet weiter, daß er eine Reihe von Posten besetzt halte, in Allem vierzehn, „woraus Ew. M. ein Judicium fällen wollen, was wir thun können, insonderheit da ich Vielen wenig zutraue, unter welchen Cummius selbst. Ich darf also die Stadt nicht ganz entblößen." — „Pappenheim hat in Wolfenbüttel mir mit Hängen gedroht: ich habe ihm ebenmäßig wieder entboten, soll den großen Herrn sehr verdrießen, kann es aber nicht bessern." Falkenberg schließt: „Die Summe ist dies, daß wir Gottlob sämmtlich resolviert, uns finden zu lassen, wie ehrlichen Leuten gebührt, dessen Ew. K. M. sich gnädigst zu versichern. Gott gebe seinen Segen, in dessen Schutz befehle Ew. K. M. ich unterthänigst, und Dero beharrlichen königlichen Faveur (mich), der ich bis an mein Ende

[1] Krause 358. [2] Wittich, Falkenberg 207.
[3] Das Schreiben bei Dittmar 363. [4] Arkiv II, 202.

bin und bleibe" usw. — Die Schlußworte sind, so weit erkennbar, von Falkenberg früher nicht gebraucht, und überhaupt nicht gewöhnlich.

In denselben Tagen, der zweiten Hälfte März, richtete Gustav Adolf von Schwedt aus, vor seinem Aufbruche nach Frankfurt a/O., an den Rath der Stadt Magdeburg ein Schreiben, das erste in der Reihe derjenigen, die von ihm über die Frage des Entsatzes in den letzten Monaten vor dem Untergange der Stadt uns erhalten sind. Das in mehr als einer Beziehung merkwürdige Schreiben lautet wie folgt.[1]

„Unsere Gnade usw. Ehrenfeste, Hochgelahrte usw. Wir mögen Euch zu gnädigster Nachricht nicht verhalten, daß, gleichwie wir vor diesem, als wir auf Greifenhagen und Garz mit unserer Force gingen, der Meinung gewesen, den Feind in Respect solcher Hauptpässe zum öffentlichen Combat zu nöthigen, danächst, wenn der allmächtige Gott uns die Victoria, beides im Felde und in sothanen Plätzen, gnädigst verliehen hätte, geradezu auf Euere liebe Stadt unseren Marsch fortzusetzen: also sind wir nun abermals im Namen Gottes resolviert — nachdem wir den General von Tilly so eine geraume Zeit von Euch und der evanlischen Partei dergestalt allhier weggerissen und abgehalten, daß er sich jetzo ohne sonderbaren Effect eilfertig retirieren müssen — morgen mit unserer ganzen Macht aufzubrechen und uns (nach) höchster Möglichkeit angelegen sein zu lassen, wie wir mit förderſamster Entsetzung Euerer lieben Stadt durch göttlichen Beistand unsere königliche Parole liberieren mögen. Mittlerweile haben wir zu Euch als discreten und weltweisen Leuten die gnädigste Zuversicht, Ihr werdet solche unsere Parole nach der Möglichkeit und nicht so schlecht aufnehmen und deuten, daß wir wider alle Raison gleichsam hineinplatzen, und damit zugleich uns und Euch auf Einmal im Grunde ruinieren sollten, daneben auch Euch aus Eueren vorigen eigenen, durch die ganze Welt, zu Eueren und Euerer werthen Posterität unsterblichen Ehren hochgerühmten Geschichten christlich und sonst erinnern, daß, was Gott der Allmächtige groß machen will, ein Solches seine Allmacht öfters vorher in nicht geringe Difficultäten — welche gleichwohl allhier zur Zeit noch so schwer nicht sind, daß wir solche, bevorab bei ungezweifelter Concurrenz unserer ansehnlichen Herren Freunde in Teutschland, (bei) Zeiten nicht remediieren könnten — ihre Glorie desto höher zu erheben, zu versenken pflege, es auch eben die gottgefällige Sache sei, warum die Stadt die jetzige Blokierung erduldet, mit

[1] Arkiv I, 399.

derjenigen, für welche sie Anno 1551 und 1552 wider weit größere Macht Carls V. wunderbarlich errettet ist. Daß Ihr aber von uns nicht schon wirklich entsetzt seid, solches habt Ihr menschlicher Weise in keinem einzigen Wege uns, sondern allein den Küstrinischen Officieren, welche uns den Durchmarsch daselbst verweigert, zu imputieren, in Betracht der Feind in plus quam panico terrore et enormi confusione begriffen, und nullo negotio totaliter zu dissipieren, der General Tilly aber viel schwächer marschiert, als (daß) er unseren victorieusen Progreß bis an Euere Stadt, ohne extraordinäre göttliche Strafe, hindern könnte."

Diese Worte Gustav Adolfs an den Rath von Magdeburg über sein Verhalten gegen Tilly sind nicht vereinbar mit den Thatsachen, weder zur Zeit des Angriffes von Tilly auf Neu-Brandenburg, noch auch mit den eigenen Worten Gustav Adolfs nachher an seinen FM. Horn, daß Tilly darauf ausgehe ihn zu einem Treffen zu bringen, welches er nicht wolle. Die Worte an den Rath von Magdeburg sind also berechnet auf Täuschung desselben. Und dennoch liegt indirect darin ausgesprochen, daß Gustav Adolf, ohne ein Treffen mit Tilly, einen Entsatz für Magdeburg nicht bringen könne.

Das Schreiben des Königs an den Rath von Magdeburg schließt mit den Worten: „Dem Allem nach gesinnen wir gnädigst an Euch, Ihr wollet die Euch angestammte und in der That schon erwiesene Courage nicht changieren, sondern Euch und Euere Mitbürger zu christlicher, rühmlicher Beständigkeit disponieren, (dagegen) uns bisanhero unterthänigst entschuldigt halten, und versichert sein, daß wir um Euere Wohlfahrt und Liberation nicht weniger als um unseren eigenen königlichen Staat und Reputation höchster Möglichkeit besorgt und beflissen, Euch auch und gemeiner Stadt mit besonderer königlicher Gnade fürder wohlgewogen sein und verbleiben werden."

Unterdessen trat die Wendung ein, die wir zuvor aus Tillys eigenem Berichte vernommen, und die der Deutsch-Schwede Chemnitz in die Worte kleidet[1]: „Weil Tilly in Erfahrung kam, daß der König bei Schwedt schon in guter Defension stünde, änderte er seine Meinung, entließ die kaiserlichen Truppen von sich nach Frankfurt und der Orten, um den Oderstrom zu behaupten, und wandte sich mit seinem Volke (der Liga) nach der Elbe zu, mit der endlichen und schließlichen Resolution, die Stadt Magdeburg mit aller Macht feindlich anzugreifen. Wodurch (wie

[1] Chemnitz 129 a. Vgl. Inventarium S. 287.

er (meinte), der König von Schweden, dem er an Macht im Felde überlegen zu sein verhoffte, wofern derselbe anders solche Stadt nicht wollte verloren gehen lassen, zu einer Bataille nothwendig obligiert würde."

Am 5. April traf Tilly vor Magdeburg ein. Am 6. recognoscierte er die Stadt und die aufgeworfenen Vorwerke.[1] Er kannte die Reibungen der Eifersucht, die schon wiederholt zwischen Pappenheim und Wolf von Mansfeld statt gefunden. Er überwies die Annäherungs-Arbeiten auf dem rechten Elbufer dem Grafen Pappenheim, diejenigen auf dem linken dem Grafen Wolf von Mansfeld.

Erst die Ankunft der stärkeren Macht Tillys vor Magdeburg brachte der Bürgerschaft die Gewißheit dessen, woran Viele bisher noch gezweifelt hatten, daß es bei der Blokade nicht bleiben, sondern zur Belagerung kommen werde. Die Lage der Dinge in Folge dessen ergibt sich aus der Meldung[2] Falkenbergs, vom 28. März/7. April: „Die Bürgerschaft wird ungeduldig. Wenn Ew. M. nicht bald kommen, sind wir verloren. Proviant mangelt, aber constantia mehr. Ministerium abgefallen. In Summa: bei Mangel des Succurses ist alles verloren und eher als man meint." — In einer folgenden Meldung sagt[3] er: „Tilly ist selbst angekommen und noch zwei Regimenter zu Roß und Fuß. Proviant und bei den Meisten constantia mangelt. Lang über Ostern (d. h. 10/20. April) können wir uns nicht halten; denn nun hat der Feind Mittel uns einzuschließen, wozu er durch seine Schiffbrücke bei Schönebeck bereits den Anfang gemacht hat. Wir können es wegen zu großer Entfernung nicht hindern. Die Munition wird auch knapp. Kursachsen hat mir zweimal Munition arrestieren lassen."

Am 2/12. April klagte der Rath der Stadt dem Könige seine Noth.[4] „Tilly, Pappenheim, Mansfeld sind mit großer Macht und vielem Geschütze vor die Stadt gerückt. Sie haben nunmehr alle vor der Stadt vorhandenen Schanzen mit Stürmen erobert, und oberhalb Magdeburg eine Brücke geschlagen, so daß, zumal da der Proviant gering, die Stadt ohne Gottes und Ewr. M. Hülfe dieser Gewalt nicht widerstehen kann."

Und dennoch schienen noch einmal die Dinge sich zu wenden. In Pechau vor Magdeburg erhielt Tilly die Meldung, daß nach seinem

[1] Ausführlicher und gr. Bericht 6.
[2] Das Schreiben bei Dittmar 358, verglichen mit 363 n. 33.
[3] A. a. O. 363. [4] A. a. O. 374.

Abmarsche von Neu-Ruppin auch Gustav Adolf aus dem Lager bei Schwedt aufgebrochen sei. Das Ziel war noch ungewis. Tilly verlegte sein Hauptquartier nach Möckern. „Worauf ich mich," meldet[1] er dem Kurfürsten Max, am 13. April, „nach Alt-Brandenburg erhoben, um zu vernehmen, was es mit den Bewegungen des Schwedenkönigs für eine eigentliche Beschaffenheit habe." Dort erhielt er einen Bericht Schaumburgs, der damals in Frankfurt a./O. noch das Commando hatte, vom 11., daß der Schwede mit ganzer Macht gegen ihn anrücke. Seine Reiterei sei matt und schwach, sein Fußvolk ebenfalls sehr herabgekommen: er bitte um schleunigsten Succurs. Auf den Empfang dessen meldete[2] Tilly, am 16., dem Kurfürsten: „Daher kann ich nicht vorüber, muß von Magdeburg einstweilen ablassen und sehen, wie der König in Schweden an seiner vorhabenden Impresa selbigen Ortes wo möglich zu divertieren und gar sowohl ihm Abbruch zu thun als diesen Posten und die Soldatesca zu salvieren." — Wir sehen, wie so sehr Tillys Auffassung der Dinge verschieden ist von derjenigen in Wien. Es folgt dann seine Klage,[3] daß man in Wien seine unaufhörlichen Mahnungen, ein besonderes Corps um Frankfurt zu formieren und die Mittel zum Unterhalte desselben zu beschaffen, so wenig beachtet, ihn selber völlig hülflos gelassen habe. „Sonst würde diese Sache zu diesem gegenwärtigen statu nicht ausgeschlagen und gelangt sein. Und obwohl ich mir die Beförderung dieses Succurses zum höchsten angelegen sein lasse: so besorge ich doch höchlich: die Zeit werde mir zu kurz fallen und, bis ich dahin anlange, alles eine geschehene Sache sein."

Es war bereits eine geschehene Sache, als Tilly diese Worte schrieb. Drei Tage vorher, am Palmsonntage, dem 13. April, war Frankfurt gefallen. Aus den damaligen Erwägungen Gustav Adolfs bei seinem Weiterzuge auf Landsberg haben wir gesehen, daß er dennoch den Anmarsch Tillys, die Nöthigung zum Schlagen mit ihm fürchtete.

Anders jedoch Tilly. Er hatte den Aufbruch seines Heeres von Möckern nach Frankfurt auf den 18. April angesetzt. Am selben Tage gelangte an ihn die Nachricht des Falles von Frankfurt.[4] Der Aufbruch unterblieb. Dagegen meldete[5] Tilly dem Kurfürsten: „Nun steht

---

[1] Wittich, Magdeburg usw. 440 n. 3. Diese Forschungen des H. W. im Münchener Archiv sind dankenswerth.

[2] A. a. O. 441. [3] A. a. O. 442.

[4] Wittich, Magdeburg usw. 442. [5] A. a. O. 456 n. 3.

es jetzt auf dem, daß der Feind entweder nach Schlesien vorbrechen oder mich dieser Enden vor Magdeburg besuchen und Entsatz thun wird." Er berief einen Kriegsrath. Die Mehrheit stimmte für die nachdrückliche Fortsetzung der Belagerung von Magdeburg. Tilly war derselben Ansicht. „Wenn ich," schrieb[1] er dem Kurfürsten Max, „mit Volk und Proviantmitteln bestant genug wäre, daß ich den Feind nach Schlesien verfolgen und zugleich mit Magdeburg verfahren könnte, wäre es die beste Gelegenheit. Mit wenigem Volke jedoch ist weder hier noch dort etwas auszurichten. Wollte ich dann die ganze Armee oder doch das meiste Volk, wie es auch die Nothdurft fordern würde, dahin verwenden: so müßte nicht allein Magdeburg bloß gelassen und diese angefangene, so hoch nothwendige Expedition, auf welche aller Widerwärtigen Augen gerichtet sind, sondern auch vornehmlich Ewr. Kurf. D. und der katholischen Stände Länder, auch das ganze Reich in Gefahr gesetzt werden."

Dazu wirkte bei Tilly als Factor für den Entschluß, zunächst die Belagerung von Magdeburg fortzusetzen, die Erwägung der Verpflichtung, welche Gustav Adolf dieser Stadt gegenüber auf sich genommen. Dies war die Ansicht aller derjenigen, welche Tilly befragte. „Denn ich von männiglich," schreibt[2] er dem Kurfürsten Maximilian, „leichtlich präsumieren können, daß der Schwede eher nach Magdeburg, darauf er scharf gesehen und demselben zu succurrieren versprochen, auch seine habende estime bei den Städten zu erhalten und zu vermehren, als etwa nach Schlesien rücken werde, was mit vielen Particularitäten, welche zu lang zu erzählen fallen, klärlich demonstriert werden könnte."

Es kommt hier nur darauf an, die Motive Tillys für sein Handeln klar zu stellen. Daß sie der Sachlage entsprachen, weil Gustav Adolf einen Einbruch in Schlesien nicht vorhatte, haben wir aus dessen Worten vernommen. Den eigenen Gründen gemäß verlegte Tilly, am 22. April, sein Hauptquartier von Möckern zurück über die Elbe zunächst nach Salze, südwärts von Magdeburg. „Und will er nun," schreibt[3] sein General-Adjutant Ruepp, „mit allem Ernst an die Belagerung (gehen), wenn anders der Feind so viele Zeit zulassen wird." Die Worte zeigen

[1] A. a. O. 457. Man vgl. ausführlicher und gr. Bericht. 8.

[2] A. a. O. 459 n. 1.

[3] Wittich, Magdeburg usw. 462. Aus dem Münchener Archive.

an, daß Tilly und Ruepp auf den baldigen Anzug Gustav Adolfs zum Entsatze von Magdeburg gefaßt waren. Es erwächst also die Frage, wie der König zu dieser Erwartung sich verhielt.

Wir haben sein Schreiben an den Rath von Magdeburg vor seinem Aufbruche aus dem Lager von Schwedt vernommen. Am Tage nach der Eroberung von Frankfurt, am 4/14. April, erfolgten abermals Schreiben von ihm an den Rath, wie an Falkenberg.[1] Nach dem Berichte des Sieges an den Rath heißt es weiter: „Wir haben nun so viel weniger Hinderung, die in Consternation nach Schlesien geflüchtete Armee zu verfolgen, die Stadt Landsberg zu attaquieren, und also entweder den Kaiser von allen seinen Mitteln der Orten zu bringen, oder Tilly von Euch abzuziehen. So wollen wir uns getröften, Ihr werdet Euch mit uns über solche große Victorie nicht allein herzlich erfreuen, sondern auch zugeben, daß wir dieselbe Euch und gemeiner Wohlfahrt zum besten verfolgen, und so viele Zeit gönnen, allermaßen wir mit der Hülfe Gottes alles zu Euerer endlichen Eliberation richten, und auch die Frucht desselben in ganz kurzem vorzustellen verhoffen, Euch inmittels mit beharrlichen Gnaden wohl beigethan und gewogen verbleibend."

In der Stadt wuchs unterdessen die Misstimmung. „Kommt kein Succurs, meldet am 9/19. April ein Bericht[2] aus der Stadt, wahrscheinlich von Stallman, so ist Gefahr, daß man den König und den Administrator verlasse." — Bestimmter drückt Falkenberg sich aus. Nachdem er am 8/18. April gemeldet[3]: der Markgraf habe an die Flucht gedacht, „weil ein Geschrei ergangen, man wolle um Ostern (20/30. April), in Mangel von Succurs J. F. Gn. und mich dem Feinde übergeben" — setzt er am nächsten Tage, dem 9/19. April hinzu[4]: der König werde aus seinen verschiedenen Schreiben vernommen haben, „in welchen terminis unsere Sachen stehen, wie nämlich alles ganz perplex, und wohl, wenn der Succurs lange ausbleibt, man etwas Ungereimtes anfangen, id est mit dem Feinde accordieren und den Administrator und uns ausliefern wird. — Das kommt daher, daß die Besseren sind metu pleni, Andere aber malitiosi. — Will alles was möglich thun, Ewr. k. M. zu zeigen, daß ich an mir nichts ermangeln lasse." — Nach diesen

[1] Nicht im Arkiv I, 413, aber dort erwähnt 421. Dasjenige an den Rath findet sich in Kriegsacten F. 91. Abgedruckt bei Hammarstrand 119.

[2] Bei Dittmar 371.

[3] Bei Wittich, Falkenberg 323. [4] A. a. O.

Worten Falkenbergs war also eine Capitulation der Stadt Magdeburg gleichbedeutend mit seiner Auslieferung an Tilly.

Der Rath von Magdeburg klagte[1] dem Könige am 2/12. und wiederum am 10/20. April seine Bedrängnis, und bat um Hülfe. Diese, wie es scheint, nicht aufbewahrten Schreiben gelangten an Gustav Adolf erst, nachdem er über seinen Erfolg von Landsberg der Stadt Nachricht gegeben, am 17/27. April.[2]

Zugleich mit diesem entsandte er ein anderes an Falkenberg.[3] Dies schon früher erwähnte, besonders wichtige Schreiben lautet wie folgt.

„Wir haben Euch den 4. dieses unsere bei Frankfurt erhaltene herrliche Victorie gnädigst zu erkennen gegeben, zweifeln nicht, daß selbige die Gemüther in Magdeburg viel gestärkt und encouragiert haben werde. Und als wir hierdurch, dafür Gott gedankt sei, so viel erhalten, daß Tilly in Person mit fünf Regimentern von Euch abziehen müssen, wollen wir hoffen, (daß) Euere Sachen daher — zumal bei Anhörung unseres abermaligen glücklichen Successes, indem wir gestrigen Tages die Stadt und (den) Paß Landsberg erobert, darin über 4000 Mann zu Roß und Fuß gelegen — in einen viel anderen Stand gesetzt werden, und Ihr nunmehr bei der verringerten Anzahl Eures Feindes, welche sich nicht über 4000 Mann erstrecken soll, die Gelegenheit haben werdet, Euch selbst in etwas Rath zu schaffen, bis der Allerhöchste Mittel zum Royal-Entsatze geben möchte. Maßen wir solche in ein Paar Monaten bei Ankunft unserer Truppen genugsam zu haben und beinebens hoffen wollen, Tilly werde bei der in Leipzig gefaßten Resolution, und Entziehung der Zufuhren und Contribution, wenig Mittel haben, sich gegen Euch und uns lange zu halten, noch (daß) Euch von den Orten her Favor ermangeln könne."

Gustav Adolf hatte bereits am 9/19. April gewußt,[4] daß Tilly ostwärts über Alt-Brandenburg nicht hinausgekommen war. Deshalb war es etwas stark, am 17/27. noch die Fiction vorzubringen, daß das Belagerungsheer vor Magdeburg nur 4000 Mann stark sein solle. Die Fiction sollte dienen als Nothbehelf für die inhaltsschwere Weisung, daß Falkenberg sich selber in etwas Rath schaffen solle, bis der König hoffe, in ein Paar Monaten die Mittel zum Royal-Entsatze zu erlangen.

[1] Erwähnt in dem Schreiben vom 20/30., in Arkiv II, 246.

[2] Erwähnt in dem Schreiben Arkiv I, 424.

[3] A. a. O. 421. [4] A. a. O. 417.

Es war in anderer Form die Wiederholung und darum die Bestätigung der Worte des Königs aus Demmin, im Februar. Damals hatte Falkenberg entgegen gehalten: „Succurs dringend nothwendig, sind sonst verloren", und nachher wiederholt diesen Gedanken nahe gelegt, namentlich am 28. März/7. April, nach der abermaligen Ankunfts Tillys, so wie am 8/18. und 9/19. Die Antwort darauf mit einem abermaligen Hinweise auf Monate hinaus stand gleich mit dem Abschlage des Kommens und des Entsatzes überhaupt. Nach dem Empfange dieses Schreibens vom 17/27. April wußte daher Falkenberg, wie er daran war. Ein Accord der Stadt mit Tilly barg für Falkenberg die Gefahr der Auslieferung in sich. Er traf eine andere Wahl. Gleich als hätte Falkenberg in Magdeburg am selben Tage die Gedanken des Königs in Landsberg errathen, schrieb er nieder[1]: „Ew. M. werden wissen, was zu thun; soll an mir kein Mangel sein, ob Gott will. Ew. M. befehle ich demselben und bleibe bis an mein Ende Ewr. K. M. unterthänigster pflichtschuldigster" usw. Die Worte: „Bis an mein Ende" — hier zum zweiten Male gebraucht, sind inhaltsschwer.

Es liegt kein Anzeichen vor, daß, außer Falkenberg, irgend ein anderer Mensch in Magdeburg von diesem letzten Schreiben des Königs an ihn eine Kunde erlangt habe. Das Geheimnis desselben blieb beschlossen zwischen den zwei Personen, dem Könige und Falkenberg.

9. Magdeburg zu Ende April und Anfang Mai 1631.

Nach der Wiederkehr Tillys vor Magdeburg gingen die Dinge in und um Magdeburg rascher ihren Gang. Es würde zu weit führen, die Wegnahme der zahlreichen, von Falkenberg angelegten Außenwerke einzeln zu behandeln. Am 20/30. April richtete der Rath der Stadt an Gustav Adolf ein dringendes Nothschreiben.[2] „Wir hoffen, Ew. K. M. werde unsere jüngsthin am 2. und 10. April abgegangenen Schreiben empfangen und daraus die Gefahr, so uns betroffen, verstanden haben, indem Graf Tilly und Graf Pappenheim, so wie auch der Graf von Mansfeld eine große Gewalt und etliche tausende zu Roß und Fuß und viele schwere Geschütze vor unserer Stadt, und nunmehr alle vor der Stadt vorhandenen Schanzen mit Stürmen erobert haben. Nach der Eroberung des Rothen-Hornes, so auf dem Marsch gelegen,

[1] Wittich, zur Katastrophe usw. 130. Aus dem schw. Reichsarchive.

[2] Arkiv II, 246. Dies Schreiben stimmt zu einem großen Theile wörtlich überein mit demjenigen a. a. O. 249, vom 30. April/10. Mai. Dennoch müssen sie verschieden sein, weil in dem hier angeführten die Zollschanze nur erst bedroht ist.

haben sie die Zollschanze und die Brücke über die Elbe mit acht halben Carthaunen zu attaquieren und viele Schüsse darauf zu thun sich angemaßt, und sonst große Feindschaft geübt, also daß die Stadt in großer Gefahr, Sorge und Noth steht, und ohne Gottes, und Ewr. K. M. schleunige Hülfe dieser Gewalt nicht widerstehen kann, zudem der Proviant, so wie Kraut und Loth nunmehr sehr abfällt und fast nichts übrig. Derowegen wir nochmals durch Gott und seine Christenheit (um die) zugesagte Entsetzung eilends bitten, sonst es mit uns (in) ganz wenig Tagen einen erbärmlichen Ausgang nehmen möchte."

Es liegt ein Schreiben des Königs an den Rath vor, dem Datum nach später, als das vorstehende. Es ist vom 24. April 4. Mai.[1] Ob es eine Antwort auf jenes, dürfte schwer zu sagen sein. Es ist das letzte, welches mit Sicherheit als von dem Könige an die Stadt gerichtet bezeichnet werden kann. Im Beginne wiederholt es kurz den Inhalt seiner Briefe vom 4/14. und 17/27., und schließt: „Seitdem haben wir Euere beiden Schreiben empfangen — — —,[2] sind darauf gemeint desto mehr zu eilen und — — — — — — — — — — zweifeln nicht, Ihr werdet inmittels in beständiger Resolution verharren und Euch versichern, der höchste Gott, welcher uns diesen wunderbarlichen Sieg verliehen, und im Reiche alles zu einem guten Werke dirigiert, werde Euch unversehens erfreuen. Wollet allein uns nicht übereilen, Euere Vivres wohl menagieren, den Praktikanten wehren, und mit den Unsrigen treulich zusammen setzen, inmaßen wir Euch kein Anderes zutrauen und Euch mit Gnaden wohl gewogen verbleiben." — Dies Schreiben, wie es vorliegt, läßt die Angabe eines Termines nicht erkennen. Von dem schwedischen Historiker Chemnitz wird dagegen der Inhalt des königlichen Schreibens aus Frankfurt an den Rath von Magdeburg angegeben mit den Worten[3]: „daß der König im Werke wäre, seine, wiewohl sehr travaillierte Armee zusammen zu ziehen, (um) in der Hoffnung einer Vereinigung mit Kursachsen seinen Weg gerade auf die Stadt zu nehmen und dieselbe endlich zu entsetzen. Sie möchten derowegen allein nur noch drei Wochen halten, und ihn oder auch sich selbst mit der Accommodation nicht übereilen, so stünde er in der gewissen Hoffnung: dafern nur Andere auch ihre Pflicht thun wollten, es sollte alles glücklich und nach Wunsch ablaufen."

[1] Arkiv I, 424. [2] Diese Lücken sind im Drucke des Originales, wo die betr. Stellen als nicht entziffert angegeben werden. [3] Chemnitz 142.

Es muß dahingestellt bleiben, ob die in dem Originale nicht entzifferten Stellen die angegebenen Gedanken enthalten haben. Wie immer dem sei, ob Gustav Adolf eine Frist von drei Wochen gesetzt, oder ohne Zeitangabe zum Ausharren ermahnt habe — der Vergleich dieses Schreibens des Königs an den Rath von Magdeburg mit dem letzten an Falkenberg, vom 17/27. April, legt das Sachverhältnis dar: in Magdeburg weiß allein Falkenberg, und zwar vom Ende April an, daß der Schwedenkönig „hoffe, in ein Paar Monaten nach Ankunft seiner Truppen genugsame Mittel zum Royal-Entsatze zu haben.“ Es fragt sich also, wie im Besitze dieser Kunde fortan Falkenberg handelte.

Nach der Meldung des Rathes, vom 20. April a. St., war die Zollschanze bedroht. Am rechten Ufer des Stromes gelegen, war sie das wichtigste aller Außenwerke, einestheils durch ihre Stärke an sich, anderntheils weil sie die Verbindung mit dem rechten Elbufer sicherte. Falkenberg hatte dennoch die Stärke nicht für genügend erachtet,[1] sondern durch den Ingenieur Trost rings um die Zollschanze ein neues Regulierwerk von drei ganzen und zwei halben Bollwerken abstecken lassen, und den Rath ersucht, daß die Bürgerschaft dies Werk auszubauen auf sich nehme. Aber dies Werk war nicht vollendet, und nun waren die Kaiserlichen bereits bis in den Graben desselben gelangt.

Falkenberg ließ daher in später Abendstunde den Rath zusammen bitten.[2] Er legte dar, daß, wenn man dies neue Werk verlasse, es dem Gegner eine bequeme Brustwehr und großen Vortheil zur Gewinnung der Hauptschanze geben würde. Darum erachte er für rathsam, nicht allein das neuaufgeworfene Werk, sondern auch die Zollschanze selbst, wie es bei der Belagerung von 1550 geschehen, zu übergeben, und das Kriegsvolk auf andere Posten zu vertheilen. — Etliche wenige Mitglieder des Rathes erhoben Einspruch und wünschten, daß die Zollschanze noch etwas gehalten werde. Die Mehrheit jedoch stellte die Frage der Discretion Falkenbergs anheim.

Noch in derselben Nacht wurden die Truppen aus der Schanze gezogen. „Wie[3] man nun das Volk abgeführt, die Zugbrücke vor dem Zollhause hinter sich aufgezogen und ein Joch von der langen Brücke abgeworfen gehabt, ist bei dieser Retirade die Klappe oder die kleine Zugbrücke, so neben dem Zollhause hergegangen, vergessen, und, weil die

[1] Hoffmann-Guericke 54.

[2] A. a. O. 56. Wörtlich, nur mit einiger stilistischer Änderung. [3] A. a. O.

Kaiserlichen strackes Fußes gefolgt, noch dieselbe Nacht von ihnen — um die Stadt des schwedischen Succurses desto mehr zu entblößen — ein Joch der Brücke abgebrannt worden. — Der General Tilly zwar mag nicht gemeint haben, daß diese Haupt- oder Zollschanze so bald würde verlassen werden, sintemal er noch desselbigen Tages zuvor, durch Verspildung vieles Krautes und Lothes, mit halben Carthaunen, die unterweilen mit Sprengkugeln geladen gewesen, trefflich Bresche geschossen. Weil aber der Wall mehrentheils Thon oder Kleierde, thaten die Kugeln und Granaten wenig Schaden. Wofern nur das zuletzt rund umher angefangene neue Werk nicht Ursache gegeben hätte, diese Schanze, als welche mit Palissaden und Sturmpfählen, auch etwas morastigem Graben ziemlich verwahrt war, dem Gegentheil einzuräumen, (so hätte sie ihm) ohne allen Zweifel noch viele Zeit und Kosten zugezogen."

So der Magdeburger Guerike. Ein anderer Magdeburger, vielleicht der Prediger Gilbert, sagt in seiner späteren heftigen Schrift [1]: „Man hat die Zollschanze, welche der Feind selber für das beste Realwerk gehalten, und welche ihm, wie er besorgte, noch etliche Wochen zu thun geben und viele tausend Mann kosten würde, so liederlich verlassen."

Hören wir darüber von der anderen Seite Pappenheim. [2] „Heute Donnerstags zwo Stunden vor anbrechendem Tag, als wir die Schanze stürmen und die Brücke an etlichen Orten in Brand stecken wollten, haben wir befunden, daß der Feind dieselbe nebst noch einer anderen, so nordwärts an der Elbe gelegen, selbst quittiert hat. Sonst hätten wir sie durch Stürmen ohne Verlust vielen Volkes schwerlich einbekommen. Und obwohl sie (die Feinde) das Zollhaus an vier Orten angesteckt, ist es doch von den Unsrigen alsbald wieder gelöscht worden. Daher wir nunmehr Gottlob alles dessen was diesseit (rechts) der Elbe ist, uns bemächtigt und ihnen hierdurch die Hoffnung zum Succurs benommen, also daß wir diesen Ort jetzt mit wenig Volk besetzt lassen und uns mit gesammter Macht auf die andere Seite begeben können, (und demnach) die Stadt sich in kurzem eines anderen wird resolvieren müssen. Gott gebe seine Gnade dazu!"

Nach der Ansicht Pappenheims war also durch das Verlassen der Zollschanze der Stadt Magdeburg die Hoffnung auf Entsatz überhaupt

[1] Fax Magdeburgica bei Calvisius 55. Vgl. Krause 363.

[2] Förster II, 90. Vom 1. Mai an Wallenstein. Fast wörtlich stimmt damit der ausführliche und gr. Bericht 9.

benommen. Der Bericht[1] des Obersten Ruepp schränkt dies etwas ein, mit den Worten: „so weit, daß es ohne Lieferung einer Feldschlacht nicht geschehen kann.“

Demnach wurden nun bis auf eine geringe Mannschaft die Truppen, die bisher am rechten Ufer gestanden, über eine Schiffbrücke, welche Tilly bei Westerhüsen schlagen ließ, auf das linke Elbufer gezogen. Für Tilly persönlich erwuchs daraus noch der besondere Vortheil, daß er nun die zwei Generale Pappenheim und Wolf von Mansfeld völlig von einander trennen konnte. Der Erstere erhielt seinen Posten im Norden von Magdeburg, vor der Neustadt, der Andere im Süden, vor Sudenburg. Tilly selber nahm sein Hauptquartier weiter südwärts, in Westerhüsen.

Wie man auf Seiten der Kaiserlichen mit diesem Gewinne der Zollschanze sehr wohl zufrieden war, so wurden in der Stadt darüber Viele stutzig.[2] „Sie erörterten, ob nicht durch eine Vermittelung, etwa der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg oder der Hansestädte, bei dem Kaiser ein Stillstand der Waffen und endliche Aufhebung der Belagerung erlangt werden könne. Jedoch wurden auch von neuem wieder viele gute Zeitungen ausgesprengt, insonderheit daß der Capitän Sparenberg, vom Schwedenkönige abgeschickt, einen Boten über die Elbe gesandt und dem von Falkenberg gemeldet habe, daß der König mit der Armee bereits in der Mark im Marsche auf Magdeburg zu begriffen, so wie daß der König ihn, um dies voranzudeuten, abgeordnet, und bei seiner Seele gebeten habe: die Stadt Magdeburg möge sich getrost halten: er wolle sie bald königlich entsetzen. — Dies Gerücht und dergleichen hat die Gemüther der gemeinen Bürgerschaft etwas wieder besänftigt, dagegen die Meinungen derjenigen, die ihre Hoffnung auf eine Vermittelung jener Kurfürsten und der Hansestädte gründen wollten, niedergedrückt und zum Schweigen gebracht.“

Zu diesem Zwecke wirkte mit die Mehrzahl der Prediger. Am 7. April hatte Falkenberg kurz gemeldet: „Ministerium abgefallen“. Dennoch muß er dann Mittel gefunden haben, es wieder zu gewinnen; denn nach dem Aufgeben der Zollschanze stand es wieder ganz auf seiner Seite. „Die Mehrzahl[3] ermahnte fleißig in den Kirchen ihre Gemeinden,

[1] Bei Wittich, Magdeburg usw. 473. Aus dem Münchener Archive.

[2] Hoffmann-Guericke 57. Wörtlich, nur hier und da eine stilistische Änderung. Vgl. Fax M. bei Calvisius 55. [3] A. a. O. 57.

sich solcher Gedanken und Reden, daß man mit den Papisten oder Feinden des Evangeliums wiederum zu tractieren anfangen und in Vereinigung treten wolle, zu entschlagen und abzustehen; sintemal, sagten sie, solche Leute keine Hoffnung noch Vertrauen zu Gott haben könnten, als der sein Wort gewis erhalten und der Stadt in so gerechter Sache wohl beispringen würde, sondern lieber dem Teufel dienen und ihr Vaterland dem abgöttischen Papstthum in den Rachen stecken wollten." — „Daher[1] denn solche Leute unter dem gemeinen Manne mit dem Namen der Accord-Brüder belegt worden sind."

Während noch die Belagerer beschäftigt waren, am 21. April/1. Mai, in die ihnen neu angewiesenen Posten einzurücken, begab sich Falkenberg zu dem Rathe und legte dar,[2] daß es unmöglich fallen werde, einen so schlecht verwahrten Ort wie Sudenburg, die südliche Vorstadt von Magdeburg, zu vertheidigen. In des Markgrafen und zugleich im eigenen Namen stelle er daher den Antrag: die Bürger und Soldaten dort müssen mit dem, was sie hereinzubringen vermögen, in die Stadt aufgenommen, die übrigen noch unabgebrochenen Häuser, damit der Feind desto geringeren Vortheil davon empfange, in Brand gesteckt werden. — Der Rath bat dringend, daß, wenn möglich, dies unterbleibe. Auf Falkenbergs Erwiderung, daß das Interesse der Vertheidigung es erfordere, erwog der Rath und beschloß, daß der kriegserfahrene schwedische Commandant schalten und walten möge nach seiner Discretion. Ein Tag ward zum Ausräumen vergönnt. Am Abend des 21. April/1. Mai loderte diese Vorstadt und der anstoßende Flecken St. Michael empor. Sudenburg hatte eine schöne Kirche, und von den Häusern war kein einziges mit Stroh gedeckt. Von den unglücklichen Bewohnern mochten die bemittelten sonst ein Obdach finden, den Armen und Kranken überließ man den Kreuzgang der St. Nicolaikirche in Magdeburg. Dort durften sie erwarten, was etwa ihnen von frommen Leuten dargeboten wurde.

Am nächsten Tage, dem 22. April/2. Mai, nahm eine Streifpartei der Falkenberger in der Neustadt einen Adjutanten Tillys gefangen.[3] Er sagte aus, daß Pappenheim an dem Angriffe auf die

[1] Wittich-Guerike 33*. [2] Hoffmann-Guerike 58.

[3] A. a. O. 59. Truculenta E. und danach die Fax bei Calvisius 50, beide Schriften Magdeburgischen Ursprunges, berichten, daß man bei dem Adjutanten ein

Neustadt nur noch verhindert werde durch den Mangel an Pulver und Blei. Demgemäß trug Falkenberg dem Rathe vor, daß auch die Neustadt im Norden von Magdeburg, welche Pappenheim eben angreifen wollte, in Asche gelegt werden müsse. Der Rath überließ das abermals der Discretion des kriegserfahrenen schwedischen Obersten.[1] Falkenberg vertröstete die Einwohner, daß bei der Ankunft des Schwedenkönigs er ihnen Wiedererstattung vermitteln wollte. Die Vertröstung reichte für die Unglücklichen nicht hin. Sie ergaben sich nicht gutwillig darein. Sie sträubten sich. Am anderen Tage kam rasch Pappenheim herzu und jagte die Brandstifter fort. Das Werk war noch viel unvollkommener gelungen als in der Sudenburg.[2] Es blieb von den steinernen Häusern, Kirchen und anderen Gebäuden an Wänden, Mauern und anderen Dingen so viel stehen, daß sich die kaiserlichen Soldaten sofort dabei erhalten, sich dahinter verschanzen und Batterien bauen konnten. Dort begann Pappenheim sogleich seine Laufgräben auszuwühlen, nun unmittelbar gegen die Stadt. Die Keller der einstigen Neustadt erleichterten die Arbeit, die bald sich nahe heran bis unter die Kanonen vorwärts schob. In einem Berichte[3] an den Kurfürsten Maximilian bezeichnet Pappenheim das Anzünden der Vorstädte als eine große Thorheit, und meint, daß die Belagerten dergestalt nur ihre eigene Niederlage befördern.

Es ist sehr wohl möglich, daß auch in der Stadt Magdeburg es Persönlichkeiten gab, die über den Verlauf der Dinge ähnlich urtheilten wie Pappenheim. Jedenfalls befand sich dort, außer Falkenberg, noch ein anderer Mann, der, wenn auch nicht im Besitze des Geheimnisses von Falkenberg, dennoch durch seine Welt- und Menschenkunde befähigt gewesen wäre, der Bürgerschaft zu sagen, was das Ende sein würde. Es war der Pater Sylvius im Liebfrauenkloster. Er hatte ein einziges Mal vertraulich und in friedlicher Absicht sich ausgesprochen, daß der Schwedenkönig nicht kommen werde. Falkenberg hatte dafür ihn mit dem Tode bedroht. Der Markgraf hatte damit sich nicht begnügt. Er gab Befehl, die Mönche paarweise an einander zu schließen.[4] Der Profoß,

von Tilly aufgefangenes Schreiben des Königs an die Stadt gefunden, in welchem er versprochen: so wahr als er ein König von Ehren sei: er wolle sie nicht lassen. — Tilly habe dies Schreiben an P. zur Anfeuerung geschickt. — Von einem solchen Schreiben Gustav Adolfs redet Guerike nicht, und eben so wenig findet sich in den schwedischen Publicationen eine Spur. Man muß es also dahin gestellt sein lassen.

[1] Hoffmann-Guerike 59. [2] Fax M. bei Calvisius 56.

[3] Wittich, Magdeburg usw. 480. [4] Bandhauer 266.

milder als sein Herr, schloß sie einzeln. — Das Gerücht dieser Behandlung gelangte nach Brüssel an die Infantin, die den Pater Sylvius kannte und ehrte. Sie schrieb an Tilly: er möge sich aufs äußerste bemühen, daß der P. Sylvius erledigt werde. Demgemäß erging von Tilly an den Markgrafen die Aufforderung, daß man die gefangenen Geistlichen, wenn man sie nicht frei lassen wolle, so halten möge, daß sie nicht zu klagen hätten. — Dies wirkte. Der Oberst Uslar erschien mit dem Profoß im Kloster und ließ zuerst dem P. Sylvius, dann auch den Anderen die Ketten und Bande abnehmen. Aber jedes Wort nach außen hin blieb dem P. Sylvius untersagt.

Zugleich mit den Bewohnern der Vorstädte, die man, wie Falkenberg sagte, im Interesse der Vertheidigung verbrannte, mußten nun auch sämmtliche Soldaten in die Stadt Magdeburg aufgenommen werden.[1] Es waren zu den 600, die im Beginne des Jahres für sechs Wochen aufgenommen waren, noch etwa 1100, und etwa 250 Reiter. Gemäß den Verträgen mit dem Schwedenkönige und dem Markgrafen gab die Stadt Magdeburg nichts dafür her. Auf den Credit Falkenbergs schossen einige vermögende Mitglieder des Rathes etwas Geld vor, so daß jedem Soldaten wöchentlich 21 Ggr. gereicht werden konnten. Dies reichte hin zum Unterhalte. Dazu brachten ihnen die Bürger Lebensmittel. Die Officiere wurden von Falkenberg unterhalten, der auf seinen Credit von den Kaufleuten die Waaren entnahm.

Am schwersten hielt es mit den Reitern. Die Reiter überhaupt pflegten an Untugenden der Söldner die Fußgänger zu überbieten, und diese Schaar hatte das an den Neustädtern bewiesen: daher wollten die Magdeburger sie nicht in die Häuser aufnehmen. Die Reiter lagen zwei Tage und eine Nacht[2] unter freiem Himmel: auch den Officieren wollte man nicht ein Zelt leihen. Dann endlich verschaffte ihnen der Rath Quartier, und Falkenberg ordnete an, daß, wenn es Noth thäte, die Reiter gleich Bürgern und Soldaten zu Walle gehen und fechten sollten.

Die waffenfähige Bürgerschaft[3] wurde damals, mit Einrechnung der Söhne oder Knechte, welche von Witwen gestellt wurden, auf 2000 stark, und die erwachsenen Söhne, Knechte und Handwerksburschen auf 3000 geschätzt. — Falkenberg, mit Zuziehung einiger Mitglieder des Rathes,

[1] Hoffmann-Guerike 59. [2] So Guerike. Die Truculenta E. redet schärfer.
[3] Wittich-Guerike 34*.

vertheilte dann, am 24. April/4. Mai, aufs neue die Besetzung der Posten. Er behielt für sein Regiment das sogenannte Neue-Werk gegen die Neustadt im Norden von Magdeburg. Dieses Neue-Werk war in besonderer Weise gefährdet, weil es sich in unfertigem Zustande befand.

Denn nach dem Plane von 1625 und 26, die Festung zu erweitern, ward gegen die Neustadt ein neues, großes Bollwerk abgesteckt.[1] „Darüber ist die Bürgerschaft, nicht allein wegen der Gefahr, daß man die alten, zu beiden Seiten hoch ausgemauerten Gräben ausgefüllt und eben in der Kriegeszeit dem Feinde gleichsam eine Bahn in die Stadt eröffnet habe, sondern auch des vielen Schanzens und Arbeitens halber sehr überdrüssig und schwierig geworden, daher auch die Werke unvollkommen und die Arbeiten liegen geblieben, vornehmlich an diesem Orte gegenüber der Neustadt, wo der Graben um das Neue-Werk nirgends zu rechter Tiefe gebracht war, so daß man auch vorn auf der Spitze desselben mit Pferden bis auf und in die Faussebraye reiten konnte." Dazu blieben andere Mängel. „Diese Fehler hätten zwar bei diesem Kriegszustande wohl noch verbessert werden können; aber wegen der anderen Schanzen und Außenwerke, in denen ein Theil der schwedischen Armee, wenn sie käme, liegen sollte, hat das müssen unterlassen werden. Dies alles ist nachmals dem Pappenheim zum großen Vortheil und zur sicheren Verfertigung einiger Gallerien und Approchen bis in die Faussebraye dieses Neuen-Werkes gediehen."[2]

Erst dann, als man an diesem Tage, dem 24. April/4. Mai, von der Stadt aus gewahrte, daß die Pappenheimer an vier Stellen zugleich begannen Laufgräben auszuheben, erst dann, erzählt ein Bürger,[3] „haben wir recht vermerket, daß Tilly eine wirkliche Belagerung mit uns vorhatte, und sind in der Stadt vieler Leute Gemüther alterieret und verzagt gemacht worden, dieweil sich keiner, weder unter den Officieren, Rathsverwandten noch Bürgern, vielweniger der Markgraf einer Belagerung damals vermuthet, und deswegen im geringsten nichts weder an Munition, noch an Volk in Bereitschaft gebracht worden, wie es doch zur Vertheidigung einer so weitläufigen irregulären Festung hochnöthig gewesen wäre."

[1] Von hier an Hoffmann-Guericke 70. Vgl. Krause 339.

[2] Guericke erörtert noch weiter im Einzelnen die Vortheile für Pappenheim. Die Angabe der Thatsache hier dürfte genügen.

[3] In der Copey bei Calvisius 33.

Die Worte erscheinen wie eine Ausführung der kurzen Charakteristik der Magdeburger, die einige Wochen zuvor Falkenberg dem Schwedenkönige gemeldet, mit den Worten: „Bei uns ist wenig Rath: wir leben in diem."

Merkwürdiger Weise dagegen mußte gerade damals, wo durch den Gewinn der Zollschanze für das Belagerungsheer die Aussichten sich ungleich günstiger als zuvor gestaltet hatten, im Hauptquartiere die Frage der Fortsetzung zur Erwägung kommen. Die zwei kaiserlichen Couriere mit den Befehlen für Tilly, zunächst Schlesien zu decken, waren eingetroffen. Tilly berief einen Kriegsrath. Die sämmtlichen Mitglieder desselben stimmten ihm bei,[1] daß „Magdeburg der sicherste Weg und rechte Modus sei, den Feind zu divertieren und von den kaiserlichen Erblanden abzuhalten." Demnach dachten sie sich, daß der Schwede für Magdeburg das Äußerste aufbieten werde. Indem Tilly hier einem directen Befehle des Kaisers gegenüber die eigene Ansicht aufrecht hielt, beschwor er, Pflicht und Gewissens halber so handeln zu müssen.[2]

Tilly mochte sogar damals eine baldige und friedliche Lösung hoffen. Nachdem man ihn ohne nachdrücklichen Widerstand so viele und rasche Fortschritte hatte machen lassen, nachdem man die Zollschanze freiwillig geräumt, die Vorstädte nicht zu vertheidigen gewagt hatte — nach solchen Erfahrungen durfte er, zumal bei der Entfaltung seiner Macht,[3] 33000 Mann zu Fuß und 9000 zu Roß, nun unmittelbar an der Stadt, einige Nachgiebigkeit erwarten. Tilly gedachte die Sache gütlich abzumachen, bevor der Schwedenkönig komme. Denn daß dieser kommen wolle, daran zweifelte Tilly nicht, wenigstens nicht in seinen Meldungen an seine Kriegsherren.

Deshalb ließ der Feldherr am 24. April/4. Mai drei mahnende Briefe[4] ergehen: an den Rath der Stadt, an den Markgrafen Christian Wilhelm, an Falkenberg. Er stellt, weniger drohend als warnend, die unausbleiblichen Folgen vor Augen.

„Ihr werdet bereits mehr als Euch lieb sein mag," schreibt er

---

[1] Wittich, Magdeburg usw. 478, aus dem Münchener Archive.

[2] Man vgl. das starke Lob für den Entschluß zur Belagerung im Ausführlichen und gr. Berichte 8.

[3] So Angabe des Feldzeugwarts A. Giebholdt bei Hoffmann-Guericke 68.

[4] Copia Manifesti samt etlichen beigefügten Schreiben usw. Auch bei Calvisius 171 uf. Im Inventarium S. 318. Ferner Theatrum E. II, 362.

an den Rath von Magdeburg, „durch die That erfahren haben, in welch großen Schaden Ihr durch Euere Halsstarrigkeit und Rebellion gegen den Kaiser gerathen seid. Ihr seid fast um alle Euere zeitliche Güter und Wohlfahrt gekommen, und die Sache steht so, daß es in meiner Hand ist, Euch mit allem noch übrigen, mit Weib und Kindern zu verderben. Allein ich zweifle gar nicht daran, daß Ihr schon jetzt herzlich bereut und daß Ihr wünscht zur schuldigen Devotion gegen den Kaiser zurückzukehren. Deshalb erinnere ich Euch aus getreuer Sorgfalt und Wohlmeinung gegen Euch, ermahne und warne Euch in Ernst, daß Ihr Euch die Gnadenthür, die Euch noch offen steht, nicht verschließt. Ich zweifle nicht, Ihr werdet selbst Euer Bestes wissen. Ihr werdet es nicht zum Äußersten kommen lassen, welches für Euch, Euere Weiber, Euere Kinder, für Hab und Güter das höchste Unglück heraufführen würde. Das wäre mir selbst herzlich leid. Ihr habt es ja auch bereits durch die That erfahren, und es ist klar vor Augen, daß diejenigen, welche Euch zu vertheidigen und zu schützen übernommen, gar nicht Willens sind, Eueren und der Eurigen Nutzen zu fördern, sondern nur sinnen auf des ganzen Landes Verderben."

Eben so eindringlich ist die Rede des Feldherrn an den Markgrafen Christian Wilhelm. Er spricht seine Klage aus, daß dieser nicht seiner ersten Mahnung Folge geleistet, sondern sich von der Magdeburger Faction hat weiter führen lassen. Tilly glaubt diese Faction zu kennen. Er meint, daß sie allein Schuld ist an allem dem Jammer, der über Magdeburg kommen kann und bereits vor der Thür steht. „Aber damit," sagt er, „Ew. Fürstl. Gnaden erkennen, daß man auf unserer Seite gar keine Lust, noch Gefallen, sondern vielmehr den höchsten Abscheu vor diesem Unheil trage: so bitte ich nochmals aufrichtig und wohlmeinend, erinnere treulich und mahne, Ew. Fürstl. Gnaden wollen in sich selbst gehen, sich der unverantwortlichen Faction entschlagen und sich nach Pflicht und Recht dem Kaiser unterwerfen. Dadurch werden Ew. Fürstl. Gnaden das bevorstehende Unglück abwenden, sich beim Kaiser die Gnadenthür wieder öffnen, und für Magdeburg eine erträgliche Capitulation bewirken, zu welcher sie nachher vielleicht nicht mehr gelangen könnte. Dieß wird für Ew. Fürstl. Gnaden und die Magdeburger um so nöthiger sein, weil sie selbst sehen und spüren, daß sie von Fremden und Ausländern, auf deren Hülfe und Beistand sie sich so sicher verlassen, auf deren Rath sie sich, wie es scheint, in diese Irrsale gestürzt haben, nur mit Vertröstungen in Worten vergeblich hingehalten werden."

Dieselben Gedanken in etwas anderer Form spricht Tilly gegen Falkenberg aus. „Das Unglück und Verderben von Magdeburg," sagt er, „ist vor der Thür. Weil wir aber an solchem Unglück kein Belieben noch Gefallen tragen, sondern dasselbe durch die schuldige Unterwerfung der Stadt unter den Kaiser viel lieber abgewendet sehen möchten, weil es ferner" — und diese Worte Tillys an Falkenberg wolle man beachten — „nicht christlich, noch billig, viel weniger vor dem Allmächtigen verantwortlich ist, daß so viele unschuldige Menschen mit Verlust Leibes und Gutes, auch aller zeitlichen Wohlfahrt in das äußerste Elend gestürzt, und die Soldaten des Königs nutzlos geopfert werden: so wollen wir den Herrn als einen Reichsunterthan an seine Pflicht gegen den Kaiser erinnern, daß er die Magdeburger in ihrem Unfuge nicht weiter stärke, sondern sie zur schuldigen Unterwerfung ermahne. Um so mehr, da wir nicht dafür halten können, daß der König von Schweden unter solchen Umständen anders handeln würde, oder anders zu handeln befohlen habe. Ein Succurs ist nicht mehr möglich."

Auf diesen letzten Gedanken legt Tilly Nachdruck in allen drei Briefen.

Aber die Stimmung des großen Haufens in der Stadt war für eine bereitwillige Aufnahme dieser Worte, für einen Glauben an dieselben nicht günstig. Denn anders redete Falkenberg und ließ er reden. Schon vorhin ist dessen gedacht worden, daß er und der Markgraf allemal,[1] wenn sie etwas Neues begehrten, in den vornehmsten Höfen und Häusern am Neuen-Markte für des Königs Quartier Anstalt machten, als wenn er in zwei oder drei Tagen mit der Armee folgen würde. Weiter berichtet die Schrift,[2] in welcher später Mitglieder des alten Rathes den Hergang darlegten: „Als die kaiserliche Armee hart an die Stadt gerückt, ist doch von Ankunft des Schweden immerfort starke Vertröstung gethan, und hat der Falkenberg vielmals königliche Schreiben, welche auf der Propstei in der Stadt geschmiedet worden, — — vorgezeigt und unter die Leute ausgesprengt, daß der Succurs vorhanden. Und ist der Markgraf deswegen auf den Domthurm gestiegen, und hat die Ankunft ansehen wollen. Dadurch haben sie die Bürgerschaft sicher gemacht, und ob man schon in Wahrheit befunden, daß alles auf falschem Ungrund beruhte und man betrogen war, so durfte dennoch kein Mensch etwas sagen, oder sich vermerken lassen, einen Accord zu treffen."

[1] Relation 441. [2] A. a. O.

Daß der Markgraf Christian Wilhelm, indem er auf die Domthürme stieg, um selber zuerst die schwedischen Fahnen zu erspähen, dabei in gutem Glauben handelte, ergibt sich aus einem Schreiben,[1] das er am 1. Mai a. St. an den Schwedenkönig richtete. Darin bekennt er zuerst, daß er nach dem Schreiben des Königs aus Demmin, vom 16. Februar, Zweifel gehegt. „Nachdem ich aber anjetzo glaubwürdigen Bericht erlangt, daß sich Ew. M. nunmehr gänzlich resolviert, uns allhier wirklich zu entsetzen, und zum Behuf dessen allbereits in vollem Anzuge sein sollen, als erfreue ich mich daher desto mehr, und wünsche Ewr. M. von Gott dem Allmächtigen viel Heil und Segen, und daß der vielgütige Gott in allen Dero Vornehmen Glück und Sieg geben und verleihen wolle, damit Ew. M. ehesten Tages allhier anlangen mögen, weil periculum summum in mora und es anders nicht wohl ausschlagen dürfte. Dies wollte Ewr. M. ich in Antwort auf Dero Nachricht söhn- und gehorsamlich nicht bergen.“ — Dies Schreiben thut dar, daß der Markgraf von jener Meldung des Königs an Falkenberg, vom 17/27. April, welche sein Kommen auf Monate hinaussetzt, keine Kunde gehabt haben kann, daß vielmehr er anderen, und zwar wie er meinte, glaubwürdigen Bericht empfangen haben muß.

So im Anfange Mai. Wir werden die erstaunliche Thätigkeit Falkenbergs in dieser Richtung der Täuschung auch ferner zu beobachten haben.

Das Schreiben Tillys, vom 24. April/4. Mai, an den Rath wurde mehrere Tage hindurch erwogen.[2] Die Meinungen schwankten hüben und drüben. Unterdessen erfolgte noch ein anderer Versuch der gütlichen Beilegung.[3] Ein vom Rathe aus an den Schwedenkönig abgeschickter, aber von den Kaiserlichen aufgefangener Bote kam in der Nacht zurück an das Ulrichsthor. Er begehrte Einlaß zu einer Meldung an den Bürgermeister. Der gerade versammelte Rath ließ den Boten vor. Dieser meldete, daß Johann Alemann, Patricier von Magdeburg, damals kaiserlicher Stiftsamtmann von Wolmirstädt, ihm aufgetragen dem Bürgermeister zu sagen: die kaiserliche Macht vor Magdeburg sei so groß, daß der Stadt unmöglich ihr zu entgehen. Die Hoffnung auf Entsatz durch den König von Schweden sei vergeblich. Alemann erbiete sich zur Vermittelung.

[1] Arkiv II, 248. [2] Hoffmann-Guerike 66.

[3] Über das Folgende weichen die Relation 443 uf., und Wittich-Guerike 33* in den Nebenumständen von einander ab. Aber Guerike war Mitglied des Rathes, deshalb ist sein Bericht vorzuziehen.

Das Erbieten Alemanns war in aller Beziehung berechtigt, moralisch weil er geborener Magdeburger, treuer Anhänger der Augsburgischen Confession[1] und ein Mann von Ansehen war, formell, weil er dazu die Vollmacht des Kaisers besaß. Allein ihm stand entgegen, daß er wegen seiner nie verhehlten kaiserlichen Gesinnung bei der in der Stadt herrschenden Faction eben so sehr oder vielleicht noch mehr verhaßt war als die Mitglieder des von ihr gestürzten alten Rathes. — Der Rath behielt den Boten in Haft. Bei der Untersuchung am anderen Tage ward ein Brief Alemanns an dessen Schwager, den Bürgermeister Kühlewein, bei ihm gefunden.[2] „Obwohl er dann ein Mehreres auszusagen vom Henker terrieret worden, hat man doch weiter nichts herausgebracht.“ Das Schreiben an Kühlewein ward in dessen Beisein im Rathe erbrochen und verlesen. Es enthielt die Aufforderung: „Kühlewein möge dem Rathe vortragen, daß noch gute und erträgliche Mittel zur Aussöhnung der Stadt mit dem Kaiser vorhanden: allein daß sie vom Könige von Schweden ablasse und sich dem Hause Oesterreich accommodiere; denn im widrigen Falle würde es heißen: Pernicies tua ex te, Israel.“

Das Schreiben blieb nicht ohne Wirkung, sowohl im Rathe, als im Ausschusse, als bei der Bürgerschaft. Denn das Gerücht verbreitete sich. Die Brauerinnung trat zusammen. Im Rathe ließen sich etliche Stimmen vernehmen, daß man hinausschicken möge, um Alemanns Vorschläge zu hören. „Als[3] nun der Herr Administrator, der von Falkenberg und die anderen Anheber dieses Wesens sammt ihren Anhängern dies vernommen, haben sie sich es zu verhindern und zu verwehren, abermals keine Mühe und Arbeit verdrießen lassen, bis es endlich dazu gekommen, daß das ganze Ministerium oder Predigtamt in völliger Anzahl vor den Rath getreten, mit Bericht und Ermahnung, welcher Gestalt sie aus dem gemeinen Gerüchte erfahren, daß solche, wie jetzt gemeldet, Schreiben sollten an den Rath gekommen und daher allerhand ungleiche Reden in der Stadt ausgesprengt seien, die denn zu nichts Anderem als zur Umkehrung des wohlgemeinten evangelischen Wesens und Unterdrückung des reinen Wortes Gottes ausschlagen und gedeihen würden. Derowegen wollten sie als Diener am Worte Gottes nicht allein den Rath christ- und freundlich ersucht und ermahnt haben, sich durch dergleichen Schreiben und Bedrohung nicht rückfällig und kleinmüthig machen

[1] Man vgl. seine Schrift: Vortrab usw. [2] Wittich-Guerike 33*.
[3] Dies wörtlich aus Wittich-Guerike 34*.

zu lassen, sondern auch für ihre Person — nach Empfang von Abschriften — es sich keineswegs zuwider sein lassen, diese Alemannischen Schreiben öffentlich von der Kanzel zu widerlegen und zu refutieren. Wodurch denn also der Herr Administrator, der von Falkenberg und Andere auf schwedischer Seite wiederum Wind empfangen und ihre Autorität desto mehr stabilieret und bekräftigt haben."

Unterdessen war auch die Brauerinnung zusammen getreten, welche die wohlhabendsten und angesehensten Persönlichkeiten der Stadt unter sich zählte.[1] Man wies einander hin auf das klägliche Schauspiel der abgebrannten, in Trümmern liegenden Vorstädte. Niemand wisse, ob nicht dasselbe Schicksal, das über die Vorstädte verhängt sei, auch über Magdeburg kommen werde. Man erwog, was das Kriegsrecht in einer mit stürmender Hand genommenen Stadt den Soldaten gestatte. Man einigte sich, durch eine Deputation den Rath um die Mittheilung des Alemannischen Schreibens zu bitten.

Mit anwesend war jedoch auch Hans Herkel, der als Führer der Plenipotenzer im Jahre zuvor zum Siege der Ochlokratie erheblich beigetragen hatte,[2] namentlich in der Wahl des neuen Rathes. Er ergriff das Wort. Die alten Herren, sagte er, wollten dem neuen Rathe Vorschriften machen. Sie wollten gern wieder auf den rothen Polstern sitzen. Sie hätten den Bürgern ihr Gold und Silber im Beutel belassen und die Kaiserlichen besser angreifen sollen: so säßen sie noch wohl da. Der Vorschlag laufe auf Accordieren hinaus. — Man wußte bereits von ihm, daß er sich geäußert: ehe man accordiere, möchte es lieber über und über gehen — oder: eher solle kein Stein auf dem anderen bleiben, als sie vom Kaiser hören wollten.

Die Brauerinnung kümmerte sich nicht weiter um die Reden des Herkel, gab jedoch der Deputation die Verwahrung mit, daß man im geringsten nicht beabsichtige dem Rathe vorzugreifen. Herkel indessen eilte voraus nach dem Rathhause.[3] Dort fand er einen der Prediger. Er theilte demselben das Vorgefallene mit, und beide ließen sich in der Rathstube anmelden. Sie erhielten sofort Einlaß. Sie berichteten, daß die Brauerinnung beisammen sei, wegen des Schreibens von Alemann berathe und deswegen Anträge an den Rath richten wolle. Sofort wurden zwei Rathsherren mit einem Secretär nach dem Gildehofe der Brauerinnung

[1] Relation 443. [2] A. a. O. 444.
[3] A. a. O. 444. Vgl. den Verhörsauszug bei Mailáth III, 238.

entsendet. Sie erklärten der Innung im Namen des Rathes: derselbe wisse, was die Innung bezwecke. Nun sei aber das Schreiben des Johann Alemann ein Privatbrief, auf welchen der Rath keine Rücksicht zu nehmen habe. Vielmehr erwäge man bereits andere Puncte, und denke auf andere Mittel. Deswegen möge die Innung sich versichert halten, daß der Rath die Mittel habe, durch welche die Stadt aus dem Labyrinthe gebracht werden könne. Die Innung möge sich ruhig verhalten und die Zusammenkünfte abstellen. — Die Mitglieder der Brauergilde fügten sich und kamen nicht wieder zusammen.

Es handelte sich um die Antwort an Tilly auf seine Aufforderungen vom 24. April/4. Mai. Zuerst antwortete[1] der Markgraf, am 27. April/7. Mai. Er behauptete, völlig in seinem Rechte zu sein. Er wolle auch ferner durch Verleihung des h. Geistes seine Handlungen so anstellen, daß sie zur Ehre Gottes, zur Erhaltung seines allein seligmachenden Wortes, zur Wiederkehr des Friedens usw. gereichten. Doch fügte er hinzu, daß er geneigt sei, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg als die Directoren des Leipziger Conventes um guten Rath anzugehen, wenn nur Tilly ihm die Pässe dazu verstatten würde. — Diesen Gedanken, der einen Zeitgewinn in Aussicht zu stellen schien, spann dann der Rath von Magdeburg weiter aus.

Er entsandte, am 30. April/10. Mai, zuerst einen Boten an den Schwedenkönig. Das Schreiben,[2] welches derselbe überbrachte, zum Theile gleichlautend mit dem früheren vom 20., ist doch noch dringender. Es lautet wie folgt.

„Aus Ewr. M. Schreiben d. d. Frankfurt 4. April, welches uns den 30. (sic) ejd. eingehändigt, haben wir Dero erhaltenen Sieg mit Freuden vernommen, und wünschen, daß Gott Ewr. M. christliche Intention ferner segne. Wir stehen wegen unserer Stadt, vor welcher Tilly und Pappenheim so wie der Graf von Mansfeld mit etlichen tausend zu Roß und Fuß und vielem groben Geschütze liegen, in großer Gefahr, Sorge und Noth. Alle vor der Stadt vorhandenen Schanzen sind mit Sturm erobert. Unsere Brücke ist vom Feinde verbrannt. Unsere beiden Vorstädte haben wir den 20. April verlassen und angesteckt. Der Feind hat sich darin logiert und approchiert sich unserer Stadt. Graf Tilly hat uns geschrieben: er wäre unser mächtig, Ew. M. könnten uns so bald keinen Succurs leisten: wir sollten uns zur Gnade

[1] Theatrum E. II, 362. [2] Arkiv II, 249.

des R. Kaisers wenden. Weil wir denn nicht bastant, und ohne Gott und Ewr. K. M. schleunige Hülfe dieser Gewalt nicht widerstehen können, zudem der Proviant sowohl wie Kraut und Loth sehr abfällt und fast nichts übrig: derowegen bitten wir nochmals durch Gott und seine Christenheit eilends um den zugesagten Entsatz: sonst möchte es mit uns in wenigen Tagen einen erbärmlichen Ausgang nehmen."

Dann schrieb der Rath der Stadt, mit Bewilligung des Markgrafen und Falkenbergs,[1] an Tilly, in ähnlicher Weise wie früher. Die Stadt Magdeburg, sagt er, sei sich so wenig einer Rebellion bewußt, daß vielmehr der Kaiser und nicht minder Tilly selbst der Stadt immer das Zeugnis der größten Devotion gegeben. An dem, was gegen sie geschehe, trage die Stadt gar keine Schuld. Damit nun aber doch sie eine Aussicht habe dieser Kriegslast ledig zu werden, sei sie erbötig alles der Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, so wie der Hansestädte anheim zu stellen, und sich den Vorschlägen derselben nach Billigkeit zu bequemen. — Zu diesem Zwecke bat der Rath um Paß und Rückpaß für seine Gesandten, und sprach dazu die Erwartung aus, daß Tilly bis dahin seine Annäherung an die Stadt nicht fortsetzen werde. — Auch Falkenberg schrieb eine Antwort. Sie enthielt nicht viel. Er werde alles thun, meldete er, was ihm sein Gewissen und sein ehrlicher Name gestatte. Wie weit das reiche, war eine Frage, die Niemand beantworten konnte, als Falkenberg selbst.

Tilly entgegnete am 2/12. Mai. Seine Absicht sei lediglich zu bewirken, daß die Stadt Magdeburg sich ihrer Pflicht gemäß dem Kaiser unterwerfe. Da er nun gar nicht zweifele, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ganz derselben Meinung seien wie er, und in gleicher Weise sie ermahnen werden: so habe er kein Bedenken gegen den Vorschlag und übersende daher die gewünschten Päſſe. — Indem er bis dahin willfahrt, schlägt er dann die List dieser Berather von Magdeburg völlig danieder. „Ich besorge jedoch," fügt er hinzu, „daß diese Abordnung und Berathung viele Zeit erfordern wird. Nun sind die Dinge dahin gekommen, daß sie keinen langen Verzug mehr leiden. Deshalb ist es besser für Euch, wenn Ihr sofort einen Entschluß faßt. Ich stelle es Euch anheim; denn es handelt sich um Euer Heil und Eure Wohlfahrt. Die Gefahr, die aus solcher Verzögerung entstehen kann, habt Ihr Niemandem beizumessen, als Euch selbst allein."

[1] Hoffmann-Guerike 66.

Die Pässe lagen dem Schreiben bei. Erst dann, erst nach der Unterzeichnung fiel es Tilly aus sich ein, daß neben den Pässen ein Trompeter noch mehr Sicherheit gewähren würde. Obwohl der Rath von Magdeburg nicht darum, sondern nur um die Pässe gebeten, die er sofort erhielt, fügte Tilly aus sich das Anerbieten hinzu den Abgesandten je nach den drei Orten einen Trompeter mitzugeben. Er verlangte nur darüber Nachricht, wann die Gesandten abreisen sollten. Dann würden die Trompeter zur Verfügung stehen.

Es hing also von dem Rathe ab, zu den übersendeten Pässen auch noch die Begleitung von Trompetern für die Gesandten zu erlangen. Der Rath war damit nicht sehr eilig. Ungeachtet dessen, daß er bereits Gesandte erwählt, that er in den nächsten Tagen für die Abfertigung keinen Schritt. Der eigentliche Zweck, um dessen willen man bei Tilly die Bitte gestellt hatte, war ja der Gewinn an Zeit. Und diesen Plan hatte Tilly durch seine Erklärung mit der Belagerung nicht innehalten zu wollen, im voraus vereitelt. Wozu also noch die Absendung? —

Denn eine günstige Antwort durfte der Rath von Magdeburg weder bei den Kurfürsten, noch bei den Hansestädten erwarten. Sie alle hatten von Anfang an das Thun und Treiben des ochlokratischen Rathes von Magdeburg, namentlich die Aufnahme des Markgrafen Christian Wilhelm in die Stadt, entschieden misbilligt. Sowohl Johann Georg von Sachsen als die Hansestädte hatten von Anfang an den Magdeburgern keinen anderen Rath gegeben als denjenigen der pflichtmäßigen Unterwerfung unter den Kaiser. Als der Convent von Leipzig bevorstand, im Februar, hatte der Rath von Magdeburg in einem ausführlichen Schreiben,[1] die flehende Bitte dargelegt, daß die Fürsten und Stände sich „der bedrängten Glaubensgenossen der christlichen evangelischen Kirche“ annehmen möchten. Der Bote erhielt einen Empfangschein. Nur diejenige Partei, welche den Krieg wollte um jeden Preis, die Partei des Landgrafen von Hessen-Cassel und seiner Gleichgesinnten, hob hervor, daß Magdeburg wohl ins Auge gefaßt werden müsse.[2] Weiter als mit solchen Worten ging auch diese Partei nicht. Eines Zuspruches, einer Unterstützung gar durfte der Rath von Magdeburg bei keinem deutschen Fürsten, keiner Corporation sich getrösten.

---

[1] Abgedruckt bei Calvisius 132.

[2] Helbig 37.

Eben so wenig aber durfte Tilly sich Hoffnung auf Erfolg von einem Schritte machen, den er selber damals bei diesen beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg that. Er hatte schon bei dem Beginne der Belagerung sie aufgefordert ihren Einfluß anzuwenden, daß die Rebellion von Magdeburg zur Ruhe gebracht werde. Er wiederholte am 10. und 15. Mai diese Aufforderungen.[1] Die zweideutige Stellung der beiden Fürsten war keinem bekannter als Tilly selbst; dennoch oder vielmehr eben darum hatte er ein Recht zu seiner Forderung, daß sie ihm die starke Hand böten wider Magdeburg. Noch hatten beide Kurfürsten nicht geradezu einen Schritt gethan gegen die Erklärung ihrer Gesandten zu Regensburg, und nach dieser Erklärung, nach dem einmüthigen Schlusse aller Kurfürsten zu Regensburg, war der Einbruch des Schwedenkönigs in das Reich ungerechtfertigt, mithin auch die Kurfürsten dem Kaiser zur Hülfe gegen diesen fremden Eindringling verpflichtet. Tilly legte nun Gewicht darauf, daß sich die Ochlokratie von Magdeburg nur auf diesen fremden König verlasse. Tilly bittet die Kurfürsten zu erwägen, was die Deutschen von fremden Potentaten und ausländischen Völkern zu erwarten haben. Er weist hin auf die kundbare Erfahrung, auf die täglichen Beispiele, daß die Fremden in Deutschland nichts suchen als eigene Herrschaft und ihr besonderes Interesse, daß sie alles zu behalten trachten, was sie an sich reißen, und daß ihr letztes Ziel immer sei die Zerstückelung des Reiches. — Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch solche Worte die schwachen, des eigenen Willens kaum mächtigen Kurfürsten, von denen noch gar Georg Wilhelm wehrlos in der Hand seines furchtbaren Schwagers war, nicht zu ihrer Pflicht zurück riefen. Sie beharrten in ihrem Schwanken, bis der Drang der Umstände sie zwang Partei zu nehmen gegen das kaiserliche, das deutsche, das eigene Interesse. Aber es ist wichtig hervorzuheben, daß der Feldherr offen und unumwunden also zu ihnen gesprochen, und mit richtigem Blicke der Erfahrung alles andeutet, was nachher unvermeidlich über das gesammte Reich gekommen ist.

Und noch kräftiger, noch klarer spricht der Feldherr in denselben Tagen zu den Städten der Hansa. Wir haben gesehen, wie der Kaiser Ferdinand diesen Städten zugethan war, wie er ungeachtet ihres Schmollens aufbot, was er vermochte, um sie wieder empor zu bringen auch gegen die Feindschaft der Herrscher des europäischen Nordens. Wir

[1] Copia Manifesti.

haben freilich auch sehen müssen, wie und durch wen diese Plane zerrannen, ohne daß der betrogene Kaiser den verderblichen Mann durchschauete. Die Hansestädte waren weder dem Dänen, noch dem Schweden geneigt. Sie hatten den einen zu fürchten, wie den anderen. Aber sie fürchteten auch das Restitutions-Edict. Deshalb nahmen sie Theil an dem Convente zu Leipzig, und traten in Folge dessen unter sich zu Lübeck zusammen. Dahin richtete Tilly am 6. Mai 1631 seine Warnung.

„Man hat ohne Scheu," sagt der Feldherr,[1] „fremde, undeutsche Potentaten ins Reich gelockt. Sie treten auf unter einem glänzenden Vorwande, als wenn sie etwa diesem oder jenem Glaubensgenossen Beistand leisten, die deutsche Freiheit und Libertät zu vertheidigen helfen wollen, und was dergleichen Redensarten mehr sind. Dadurch wissen sie sich mit Glimpf zu insinuieren. Und dennoch suchen sie in der That nichts Anderes als eigene Herrschaft und ihren besonderen Nutzen. Sobald sie festen Fuß gefaßt und ihre Absichten erlangt, werfen sie Fürsten und Herren, namentlich aber Städten und Communen das unleidliche Joch der Knechtschaft über den Hals. Also ist es das Verfahren des Königs von Schweden. Er hat nicht bloß alles, was er occupiert, ohne Rücksicht auf irgend Jemanden, ohne Freundschaft für Jemanden, inne behalten und nennt es sein eigen, sondern hat auch in Pommern und anderen Gegenden sich zunächst der Seestädte bemächtigt."

Wie richtig Tilly den Schwedenkönig beurtheilte, ergibt sich aus dessen Verhalten gegenüber Stralsund. Wiederholt schon hatte sich ergeben, daß die Stadt die besseren Tage ihrer Autonomie nicht vergessen konnte. Am 21. Juni erließ Gustav Adolf von Stettin aus an den General Ako Tott eine Instruction[2] für dessen Verhalten. Darin heißt es: „Mit der Stadt Stralsund soll er sowohl direct als durch den königlichen Legaten dort gute Correspondenz halten. Aber dabei soll er genügend Acht darauf geben, daß sie nicht durch Praktiken oder sonst sich von dem Könige absondere. Besonders soll er, wenn dem Vorschlage gemäß die Besatzung verringert wird, dies dahin ausdeuten, daß es zumeist darum geschehe, weil der König die Stadt von der Last der Einquartierung etwas befreien wolle, und darum sie zu um so viel größerer Devotion gegen den König ermahnen. Dabei hat er in Acht zu nehmen, daß er allezeit den Admiral Blum, den Capitän Berend, Stubbe und Andere, die aus Stralsund gebürtig in königlichem Dienste stehen, an

[1] Theatrum E. II, 393. [2] Arkiv I, 452.

sich ziehe. Durch diese soll er sich befleißen die gemeine Bürgerschaft in der Stadt in Pflicht zu halten. Und sobald er bemerkt, daß irgend welche Erregung vorhanden, muß er sofort die Besatzung wohl verstärken und allem Übel zuvorkommen." — Die Instruction dürfte genügen, daraus einen Rückschluß auf die Gesinnung der Bürgerschaft von Stralsund gegen den Schwedenkönig zu ziehen.

Was Tilly in jenem Schreiben vom 6. Mai 1631 den deutschen Städten warnend voraussagte, das fand in den Ereignissen, in der Entwickelung der nächsten Jahre nur allzu reichlich seine Bestätigung. In den deutschen Städten beruhete zu einem bedeutenden Theile die Kraft des Reiches. Nur Deutschland, nur das eigenthümlich föderative deutsche Wesen kannte solche Städte, nur auf deutschem Boden hatte sich eine solche Selbständigkeit der Corporationen mit allen reichen Blüthen der Freiheit, der Bildung, des Wohlstandes entwickeln können. Der in der Person Wallensteins empor wachsende Militarismus suchte sie zu brechen. „Große Städte sind ohne Citadellen nichts werth", sagte Wallenstein. „Man muß ihnen ein Gebiß ins Maul legen." Aber das täppische Zugreifen des Bramarbas scheuchte die Städte dem nicht minder herrschsüchtigen und arglistigen, dabei jedoch ungleich glatteren und gewandteren Schwedenkönige zu. Dieser kannte in seinem Lande nicht ein autonomes städtisches Leben. Er kannte nur Unterthanen, die willig oder unwillig ihm gehorchten, um mit ihrem Blute und ihrer Armuth ihm zu dienen für seine Kriegeslust. Sein Streben war in Deutschland zu gebieten wie daheim. Darum hätte für die deutschen Städte Sicherheit und Heil nur im engen Anschlusse an den Kaiser gelegen, der, so weit er seinem eigenen Willen Geltung verschaffte, ihre Selbständigkeit unangetastet ließ, und sie dabei schützte. Wenn der Boden, auf welchem die deutschen Städte empor gewachsen und erstarkt waren, nicht mehr deutscher, sondern schwedischer Boden war, so mußte auf diesem fortan schwedischen Boden die Selbständigkeit der Städte verwelken, ihre Freiheit zu Grunde gehen. Sie mußten, ob willig, ob nicht willig, wie Stralsund, dem Schwedenkönige dienen für seine Kriegeslust.

Aber freilich, Magdeburg hatte sich ja gegen solche Möglichkeiten verwahrt. Es hatte, wie die Bürgerschaft nach Stallmans Worten glaubte, einen Vertrag mit dem Schwedenkönige abgeschlossen nach eigenem Willen und darin alle Rechte und Privilegien, seine Autonomie feierlichst gewahrt. So stand es geschrieben wohlverbrieft, ratificiert kraft der

Vollmacht des Schwedenkönigs. Diesem Vertrage gemäß wollte der Schwedenkönig ohne allen Vortheil seinerseits die Stadt bei dieser Autonomie schützen und erhalten. Also hatte er wiederholt und nachdrücklich zu thun versprochen, und selber, durch die mündliche Nachricht des Boten Cummius, die letzte Frist für den Entsatz auf den Ausgang des Aprilmonates gesetzt. Er hatte abermals, wenn der betreffenden Nachricht[1] Glauben zu schenken ist, die Stadt aufgefordert sich nur noch drei Wochen zu halten. Aber bei dem Ausgange des Aprilmonates und darüber hinaus, war es mit Magdeburg noch nicht zu Ende. Der König konnte noch die Hülfe bringen. Die Magdeburger, die keine Kunde hatten von der Weisung des Königs an Falkenberg, vom 17/27. April, konnten das hoffen. Der König selbst hegte für einige Zeit eine andere Hoffnung. Es bot sich ihm die Möglichkeit die Noth und Gefahr von Magdeburg zu benutzen als Drücker auf die Unentschlossenheit der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg.

10. Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, Anfang Mai 1631.

Ungeachtet des Schweigens von Johann Georg im Jahre 1630 hatte Gustav Adolf nicht abgelassen, sich immer aufs neue an diesen Kurfürsten zu wenden. Von Bärwalde aus, am 30. December a. St., hatte er ihm seine Erfolge von Greifenhagen und Garz gemeldet,[2] und ihn aufgefordert, „zu unserem gemeinnützigen Intent zu cooperieren", mit den weiteren üblichen Schlagworten. Es scheint nicht, daß Johann Georg darauf geantwortet habe. Gustav Adolf hatte dann, von Schwedt aus, am 26. März/5. April, den Grafen Philipp Reinhard von Solms und Martin Chemnitz nach Leipzig geschickt.[3] Der Erfolg war gering: Johann Georg beharrte bei seiner vermeintlichen Neutralität. Wiederum meldete[4] Gustav Adolf, am 4/14. April, wie überhaupt den zum Leipziger Tage versammelten Reichsständen, so insbesondere dem Kurfürsten seinen Sieg von Frankfurt. Er zweifele nicht, schrieb er: „die im R. Reiche vorhandenen evangelischen Fürsten und Stände werden nunmehr hierbei die Augen aufthun, die Hand Gottes erkennen und den Willen desselben, welcher sie zu diesem Spiele gleichsam zieht, länger nicht widerstreben, Ew. L. auch ihres Ortes als ein vornehmer Kurfürst und Mitglied sich

[1] Chemnitz 142ᵃ. Man vgl. oben. S. 119.

[2] G. Droysen, Schriftstücke 17. [3] A. O. a. 19. [4] A. a. O. 21.

Ihres Obliegens und angeerbter Tugend erinnern, und dies Tempo, Ihr Vaterland aus den langwierigen Leibes und der Seelen Drangsal zu reißen, nicht aus der Hand lassen." — Er betheuerte dann abermals seinen Uneigennutz. — Johann Georg ließ sich nicht willig finden.

Am 22. April/2. Mai schrieb Gustav Adolf abermals[1]: „Die Kaiserlichen haben sich resolviert ihre Revanche an der Stadt Magdeburg zu suchen, an der nicht das wenigste Stück der Evangelischen Wohlfahrt gelegen, vornehmlich Ewr. Lbd., als die für dies Mal durch dieser Stadt Seiten eigentlich gesucht werden, und selbige mit äußerster Macht anzugreifen. Die Sachen sind auch so weit gerathen, daß, da die gute Stadt nicht eilends entsetzt werden sollte, sie nothwendig in solcher Seelen- und Freiheits-Feinde Hände fallen müßte, was doch ein jeder evangelische Patriot und der es getreu mit der teutschen Freiheit meint, vielmehr aber der interessiert und dem Brande nächst angelegen, nach äußersten Kräften abzuwenden sich bemühen sollte" usw.

Bevor noch diese Mahnung an Johann Georg gelangt war, überbrachte Martin Chemnitz an Gustav Adolf ein höfliches Schreiben des Ersteren. Gustav Adolf antwortete[2] sofort, am 23. April/3. Mai, mit einem abermaligen Appell in noch höherem Tone. „Die Verfolgung der Christen durch die Päpstler," beginnt er, „hat jetzo so große Kraft gewonnen, daß es schier scheint, Gott hätte der Sünde halber uns in ihre Hände gegeben." Er berichtet weiter, daß „die unersättliche Begierde uns Christen zu verfolgen", ihn bewogen, „den gefährlichen Dingen nach äußerster Möglichkeit vorzukommen, und dadurch bin ich in diese Quartiere der Welt gekommen, dahin ich nie gedacht hätte". Er bittet endlich: der Kurfürst „wolle es sich gefallen lassen, sich in dieser gemeinen Sache (des Entsatzes von Magdeburg) mit mir zu conjungieren, und Vorschläge zu machen."

Aber Johann Georg hatte die Sache Christian Wilhelms und der Ochlokratie in Magdeburg niemals als eine gemeinsame anerkannt oder gebilligt. Bei jedem Versuche dieser Art konnte Gustav Adolf im voraus wissen, daß der Kurfürst Johann Georg nicht eingehen würde.

Näher lag ihm der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, der noch nicht gerüstet hatte. Gustav Adolf brach von Frankfurt auf, zunächst nordwärts. Bei Küstrin begegnete ihm der brandenburgische

[1] A. a. O. 22. [2] A. a. O. 24.

Kanzler Götze, von dem Kurfürsten entgegen geschickt, um über den Verlauf und die Beschlüsse des Leipziger Conventes Bericht zu erstatten. „Man vernimmt genugsam, meldet"[1] darüber Horn, „daß alle (Fürsten) nach Freiheit begehren und beschlossen haben, sie vermittelst der Waffen zu erhalten. Zu diesem Zwecke sind sie auch nicht abgeneigt, sich mit dem Könige in Verbindung zu setzen, seiner Armee Proviant und was ihnen sonst möglich zu liefern. Nur die absolute Direction über das gesammte Kriegswesen wollen sie Sr. M. nicht gern in die Hände geben, sondern bei ihren Reichs- und Kreisverfassungen, wie sie das nennen, verbleiben und jedem Kreise den Oberbefehl für sich belassen, so jedoch daß alle mit dem Könige in Beziehung treten und zusammen halten sollen. Allein S. M. kann eine solche Weise der Kriegführung nicht gut heißen, sondern wendet dagegen ein, daß im Kriegswesen der Oberbefehl in verschiedenen Händen immer nachtheilig gewesen ist."

Die Frage der Durchführung des Principes trat also zunächst in Betreff des Kurfürsten von Brandenburg heran. „Der Kurfürst," fährt Horn fort, „hat dem Commandanten in Küstrin Befehl gegeben, der königlichen Armee Paß und Repaß zu verstatten, dem Widerpart dagegen zu versagen. Allein damit will sich S. M. nicht begnügen, sondern verlangt daß, wenn er mit seiner Armee dem evangelischen Wesen ferner zu Nutze sein soll, Küstrin und Spandau völlig ihm eingeräumt werden. Denn, weil der Wille der Menschen wandelbar und gemeiniglich dem Glücke folgt, so könne er nicht, welche Versicherung auch sonst ihm der Kurfürst gebe, einen solchen Paß mit einer anderen Besatzung als seiner eigenen im Rücken belassen. Was weiter daraus wird, hat man zu erwarten."

Am 1/11. Mai stand Gustav Adolf mit seinem Heere in Köpenick,[2] um von da aus seiner Forderung Nachdruck zu geben. Georg Wilhelm erklärte sich bereit, ihm alle anderen Plätze einzuräumen, nur nicht Küstrin und Spandau. So am 2/12. Mai. Es genügte nicht. Am nächsten Tage zog Gustav Adolf mit einigen Truppen auf Berlin. Der Kurfürst kam ihm entgegen, und sie redeten lange mit einander in einem Wäldchen. Dann legte der Kurfürst die schwedischen Forderungen den mitgekommenen Räthen vor. Die Antwort lautete verneinend. Darauf erklärte der König, daß er sich in sein Quartier zurück begeben werde. Auf dieses

[1] Arkiv II, 247. Bericht Horns an Oxenstierna, vom 26. April/6. Mai.
[2] Chemnitz 143

Wort, das wie ein Abbruch erschien, traten die mitgekommenen Frauen mit ein, unter ihnen die Kurfürstin-Witwe von der Pfalz, die Mutter Friedrichs V. Der König ließ sich bewegen, unter dem Geleite seiner Musketiere sich mit ihnen nach Cölln an der Spree hinein zu begeben und dort sein Nachtlager zu nehmen.

Abermals am 4/14. Mai begannen die Verhandlungen und währten den ganzen Tag. Endlich gab der Kurfürst so weit nach, daß er versprach auch Spandau einzuräumen, jedoch gegen die Bedingung, daß, sobald Magdeburg entsetzt sei, und der König eines Platzes zum Rückzuge nicht bedürfe, Spandau ihm wieder eingeräumt werde. Die absolute Direction des Krieges hatte also Gustav Adolf nicht erlangt. Am 5/15. Mai besetzte er Spandau.

Von dort aus entsandte er am 6/16. Mai abermals an Johann Georg eine dringende Aufforderung zur Allianz.[1] Er redete wie zuvor von der „höchsten Noth der evangelischen Kirche" usw. Jedoch tritt dann ein neuer Gedanke mit ein. „Zum wenigsten werden Ew. Lbd. und die ganze ehrbare Welt uns auf allen Fall dies Gezeugnis gern geben, daß wir sowohl mit dienlichen Erinnerungen als auch mit behufigen und erschwinglichen Realitäten unsere äußerste Schuldigkeit erwiesen." So am 6/16. Mai.

Der König rückte weiter nach Potsdam. Von dort aus entsandte er am 7/17. Mai den sächsischen Stallmeister Taube,[2] um dem Kurfürsten seine Rathschläge für den Entsatz von Magdeburg zu eröffnen. Er begnügte sich nicht damit. Noch am selben Tage folgte dem Taube nach Dresden im Auftrage des Königs Hans Georg von Arnim,[3] der von dem Kurfürsten bereits zum Oberanführer seines Heeres ersehen war. Die Instruction[4] für Arnim schlug vor, daß der König mit seiner ganzen Armee auf die Schanze der Dessauer Elbbrücke marschieren, der Kurfürst dagegen zugleich auf die Muldebrücke anrücken solle. Dann werde die Vereinigung erfolgen. „Es ist gewis," heißt es darin weiter, „daß dem Feinde dadurch nicht allein die Gurgel gleichsam abgestochen, sondern ihm auch der Paß in J. Lbd. Fürstenthümer und Länder — denen er, sobald er mit Magdeburg fertig, merklich drohen soll — gänzlich coupiert werden könnte, was nicht leicht zu verhüten wäre, wenn er sich — da Gott für sei — der Stadt Magdeburg bemeistern sollte."

[1] G. Droysen, Schriftstücke 27.

[2] A. a. O. 28. [3] A. a. O. 29. [4] A. a. O. 200.

Bevor wir die Antwort Johann Georgs vernehmen, ist es von Interesse darauf hinzuweisen, wie in der Magdeburgischen Sache die der örtlichen Lage nach zunächst betheiligten Fürsten von Anhalt sich verhielten. Wohin immer ihre Neigung gerichtet sein mochte: sie hielten sich mit Tilly auf gutem Fuße. Am 26. April/6. Mai sprach er ihnen durch ihren Gesandten Pfau seine Anerkennung aus.[1] „E. F. Gn. thäten rühmlich,“ meldet Pfau die Äußerung Tillys, „daß sie nicht wie Andere sich der K. M. widersetzten.“ — Am 5/15. Mai entsandten die Fürsten den Pfau abermals zur Abstattung ihres Dankes für die Abführung einiger Reiter.[2] Daneben jedoch hatte Pfau noch einen anderen Auftrag. Die Instruction dafür lautet wie folgt.[3]

„Wenn von dem Commissar Walmerode oder dem Secretär des Generals des Accords mit Magdeburg Erwähnung geschehen und unser Abgesandter verspüren sollte, daß deswegen billige Friedensmittel vorgeschlagen werden wollten, und daß diesfalls etwas bei Kursachsen und Brandenburg zu werben und zu unterbauen stünde, hat unser abgefertigter Rath zu vernehmen, ob dem Herrn General Grafen Tilly daran, daß wir wegen unserer Lande der Nachbarschaft halben hierunter versierendes Interesse an beiden Orten Erinnerung thäten, ein Dienst geschähe, (und dessen) sich zu erkundigen. Auf welchen Fall wir, als welche nicht gern sehen, daß die Sache auf Extremitäten ausschlüge, an uns nichts erwinden lassen wollten. Jedoch wird unser Abgesandter diesen Punct mit guter Behutsamkeit negociieren, auch dessen nicht eher gedenken, er finde denn die Sachen also disponiert, daß ein guter Effect davon zu hoffen.“

In der Antwort[4] Pfaus, vom 7/17. Mai, handelt es sich zunächst um die fernere Erleichterung des Landes. „Sonsten,“ fährt er fort, „haben J. Exc. dabei erwähnt, sie wollten des Königs in Schweden an dem Orte erwarten, und, wie ich vernommen, haben dieselben die Abschickung an beide kurfürstliche Durchlauchten verwilligt: es wird aber dafür gehalten, daß, ehe diese wieder zurückkommen, die Sache ihre Richtigkeit haben solle.“ — Dann schließt er: „In der anderen bewußten Sache hat — weil solche auf einen oder den anderen Theil etwas nachdenklich, auch die Zeit zu lang fallen würde — eine Persönlichkeit dafür gehalten, daß rebus sic stantibus dieselbe nicht thunlich.“

Demnach erblicken wir die äußerste Vorsicht und Zurückhaltung. Wie bei den minder Mächtigen, so auch bei den Stärkeren.

[1] G. Krause II, 198. [2] A. a. O. 222. [3] A. a. O. 223.
[4] A. a. O. 226.

Die Antwort von Dresden her an den Schwedenkönig verzog sich. Sie traf erst einige Tage später ein, am 12/22. Mai,[1] und zwar, wie Gustav Adolf voraussehen konnte und voraussehen mußte, verneinend. Johann Georg berief sich auf „die schweren Pflichten, mit denen er dem R. Kaiser zugethan.“

11. Frage des Entsatzes von Magdeburg für Gustav Adolf.

Demnach wächst abermals die gewichtige Frage heran, ob denn Gustav Adolf selber des Willens war und nach seinem ganzen Verhalten Willens sein konnte, der Stadt Magdeburg Entsatz zu bringen. Bei der Persönlichkeit des schwedischen Eroberers gestaltet sich diese Frage sofort um in die andere, was er durch einen Entsatz der Stadt Magdeburg für sich zu erwarten hatte, ob Vortheil, ob Nachtheil. Zur Beantwortung dieser Frage haben wir zurück zu blicken auf den Vertrag, welchen Stallman im August und September 1630 mit der Stadt abschloß, der König gut hieß und durch seinen Legaten Falkenberg in seinem Namen ratificieren ließ.

Den Worten dieses Vertrages gemäß war der Schwedenkönig verpflichtet, der Stadt zu helfen auf seine Kosten. Selbst wenn es ihm gelang bis an die Stadt zu kommen, so hatte er vertragsmäßig über diese nicht zu verfügen. Nur 500 Mann durften in die Stadt eingelassen werden,[2] und wenn die hohe unumgängliche Nothdurft mehr erfordern würde, so sollte es von beider Theile Gutachten abhangen. In keinem Falle also stand die Entscheidung bei Gustav Adolf allein. In dem Sinne der Magdeburger waren das nicht leere Worte. Nur durch den Köder dieser und ähnlicher Worte hatte man eine übel berathene Stadt des Reiches bethören können, mit einem fernen, fremden Könige ein Bündnis einzugehen. Und daß man in Magdeburg diese Worte scharf nahm nach dem Sinne, hatte das Verfahren gegen die Truppen des Markgrafen bewiesen. Sie waren zur Vertheidigung der Stadt bestimmt; dennoch duldete die Stadt sie nicht innerhalb ihrer Mauern. Sie verleugnete in der Furcht vor einem Söldnerhaufen in den eigenen Mauern so sehr alles Rechts- und Billigkeitsgefühl, daß sie die Truppen, welche Magdeburg schützen sollten, in die Vorstädte sich einquartieren ließ, die mit der Sache von Magdeburg nichts zu thun hatten. Die

[1] G. Droysen, Schriftstücke 29.

[2] Wittich, Archivalische Beilagen 49*.

Stadt nahm endlich diese Söldner auf, aber nur mit Widerwillen. Geschah das gegen die geringe Zahl dieser Truppen: wie viel weniger durfte Gustav Adolf darauf rechnen, vor einem Treffen sein Heer binnen Magdeburg aufgenommen zu sehen! Auch haben wir bemerkt, wie Falkenberg bei der Anlage seiner Schanzen auf die Worte dieses Vertrages Rücksicht nahm. Er bestimmte mehrere derselben vor der Stadt ausdrücklich zur Aufnahme des schwedischen Heeres. Also entsprach es dem Sinne der Magdeburger. Der Schwedenkönig sollte kommen und schlagen um der Magdeburger willen, für sie, mit seinem Heere, zu ihrer Errettung, ohne ihr Zuthun. Also, es ist zu wiederholen, war es nicht bloß der Wunsch der Magdeburger, sondern dieser Wunsch gründete sich auf den Wortlaut des Vertrages, welcher im Namen des Schwedenkönigs mit der Stadt besiegelt und unterschrieben war.

Das war die Sachlage der Dinge vor einem etwaigen Treffen, welches bei der Annäherung des Schweden zwischen ihm und Tilly mit Sicherheit zu erwarten stand. In diesem Treffen konnte Gustav Adolf entweder geschlagen werden oder siegen. Ward er geschlagen, so stand ihm nach dem Wortlaute des Vertrages mit Magdeburg keine Unterstützung irgend welcher Art von Seiten der Stadt in Aussicht. Wo er keinen Anspruch hatte, da durfte er noch weniger die Erfüllung eines Wunsches hoffen. Es war nicht zu erwarten, daß die Stadt freiwillig einem geschlagenen Heere ihre Thore öffnen würde. Mit größerem Rechte durfte Gustav Adolf besorgen, daß in solchem Falle die Stadt mit dem Sieger ihren Frieden schließen werde auf Kosten des geschlagenen Heeres, nämlich durch die völlige Preisgebung desselben, dem sie vertragsmäßig ohnehin zu nichts verpflichtet war.

Es war der andere Fall möglich, daß Gustav Adolf in dem zu erwartenden Treffen mit Tilly siegte, daß in Folge dieses Sieges Tilly die Belagerung aufheben mußte. Wenn dieß geschah: so hatte Gustav Adolf gemäß dem Vertrage mit der Stadt Magdeburg seine Pflicht erfüllt, nicht mehr. Er hatte für die Stadt geleistet, was diese nach seinen Versprechungen an sie zu fordern berechtigt war, nicht mehr. Eine weitere Gegenforderung von seiner Seite an die Stadt konnte auf den etwaigen Sieg nicht gebaut werden. Der Vertrag mit der Stadt sicherte derselben die völlige Autonomie zu, die ungekränkte Selbständigkeit. Deshalb war an die freiwillige Aufnahme einer schwedischen Besatzung in Magdeburg nach einem etwaigen Siege nicht zu denken. Und das mußte sehr lähmend auf die ferneren Entwürfe des Schweden wirken. Es war

sein fester Plan, den wir ihn später unwandelbar befolgen sehen, in den Städten der bisher kirchlichen Fürstenthümer von Deutschland die Erbhuldigung für sich zu fordern und durchzusetzen. Dieß war in Magdeburg nach dem einmal zwischen dem Könige und der Stadt geschlossenen Vertrage vom September 1630 nicht möglich.

Und doch hatte Gustav Adolf mit dem Erzstifte Magdeburg vom Beginne an genau dasselbe vor was mit den anderen Fürstbisthümern, nur daß der Weg ein wenig verschieden war. Er behandelte nach seinem Siege von Breitenfeld die Fürstbisthümer, aus denen die Inhaber vor ihm geflohen waren, wie herrenloses Gut, wie die Beute dessen, der zugriff. Dies konnte mit dem Erzbisthume Magdeburg nicht geschehen, weil er dort Christian Wilhelm anerkannt hatte. So scheint es. Und dennoch liegt eine Äußerung des Markgrafen vor, aus welcher sich ergibt, daß sein Besitz des Erzstiftes nur die Vorstufe zum schwedischen Besitze sein sollte. Nachdem Christian Wilhelm am 20. Mai in Magdeburg gefangen war, schrieb[1] er aus seiner Haft an Gustav Adolf: „Ich ergab mich dem Feinde, am 10/20. Mai, weil ich dachte: so bliebe ich am Leben, und hätte Ew. M. Ihre Prätension einen Weg wie den anderen des Erzstiftes halber zu suchen. Wenn ich aber mit Tode abginge, hätte Ew. M. allen Anspruch daran verloren." Demnach muß etwa bei dem Besuche des Christian Wilhelm in Stockholm zwischen den beiden Häuptern eine Vereinbarung solcher Art getroffen sein, daß Christian Wilhelm dem Könige das Erzstift in irgend einer Form abtreten würde.

Um so weniger also verband sich die Stadt Magdeburg und die ihr vertragsmäßig zugesicherte Autonomie mit den Entwürfen und Grundsätzen des schwedischen Eroberers zu einem organischen Ganzen. Es ist das erste und einzige Mal, daß Gustav Adolf bei einem Vertrage mit einer deutschen Stadt auf das Recht einer Besatzung in derselben verzichtet hat. Er hatte dies thun, überhaupt den ganzen onerosen Vertrag mit der Stadt auf sich nehmen können aus zwei anderen sehr wichtigen Gründen. Es war dem Schweden beim Betreten des deutschen Bodens darum zu thun, auf die allgemeine Meinung zu wirken, ihr seine Befreierrolle durch ein glänzendes Beispiel lebhaft vor die Augen zu stellen. Und ein glänzendes Beispiel war es ja ohne Zweifel, daß eine Stadt des Reiches, viele Meilen landeinwärts gelegen, sich für den fremden

[1] Vollholz 5, aus einer Mittheilung des H. Wittich. Dieser hat das betr. Schreiben angezeigt in Wittich, Falkenberg 165 n. 1.

König erklärte, und eben so wie er den Ruf erhob: es gelte einen Kampf um die Religion. Von welcher moralischen Qualität diese Faction von Magdeburg war, die durch Terrorismus den alten Rath von Magdeburg gestürzt hatte, um sich an die Stelle zu setzen, mochte doch nicht vielen ferner Stehenden im Reiche bekannt sein. Eben so wenig mochte man auswärts wissen, wie dann selbst dieser neue Rath in seiner Kopflosigkeit von dem gewandten dreisten Stallman überrumpelt und in das schwedische Bündnis hinein geredet, und wie er dennoch auch dann, wo ihm die Erkenntnis aufzudämmern begann, festgehalten war nur durch den Verzicht des Schneidewein auf seine angebliche Forderung. Die Thatsache war da: das Bündnis der Stadt Magdeburg mit dem Schwedenkönige hatte vielfach zu Gunsten des letzteren gewirkt.

Der andere und jedenfalls für Gustav Adolf noch viel gewichtigere Grund für sein Eingehen in den onerosen Vertrag mit Magdeburg war gewesen, daß die Stadt ihm diente, wie er es benannte, „ein Diversionswerk allda anzurichten." Diesen Vortheil, der nicht im Einklange, eher im Widerspruche mit dem geschlossenen Vertrage stand, hatte der Schwedenkönig von der Stadt Magdeburg thatsächlich gezogen, so lange, bis nun auch für ihn der Hauptkrieg gegen Tilly und die Vertragspflicht zum Entsatze von Magdeburg in Eins zusammen fielen.

Diese Erfüllung der Vertragspflicht des Schweden für Magdeburg war möglich nur durch eine Schlacht, ein Treffen mit Tilly. Aber Gustav Adolfs Strategik verfolgte wie bisher, so auch damals den entgegen gesetzten Weg. Er suchte nicht ein Treffen mit Tilly. Er vermied es. Er wollte zur Zeit nicht mit Tilly schlagen. Wie war aus diesem Dilemma herauszukommen?

Irgend welche neue Forderung für den Heranzug zum Entsatze an die Stadt noch zu erheben, war ganz unthunlich. Nach den Berichten Falkenbergs und Stallmans war es dem Könige nicht unbekannt, daß eine starke Partei in der Stadt die Capitulation wünschte. Eine neue schwedische Forderung an die Stadt konnte zum Einigungspuncte für die Unzufriedenen werden. Gustav Adolf mußte daher den Vertrag mit der Stadt belassen, wie er war. Aber der Vertrag war gleich einer Fessel für die freie Selbstbestimmung des Schweden. Er mußte sehen, wie er sich durch die schwierige Lage hindurch wand, die Last dieses Vertrages auf sich zu haben, und doch nicht mit Tilly zu schlagen.

Denn andererseits wollte doch Gustav Adolf die Stadt nicht gern

in Tillys Hände fallen lassen. In wie weit die militärische Ehre und der Ruf des Königs, die Verpflichtung, die er gegen die Stadt auf sich genommen, überhaupt die Gewissenhaftigkeit — den Schwedenkönig band, ist eine Frage, die Andere erörtern mögen. Es handelt sich hier zunächst um sein Interesse. Magdeburg war der Schlüssel, die feste Burg des Elbstromes. Wer die Stadt besaß, beherrschte diesen Fluß und die gesammte Elblinie. War Magdeburg in den Händen des kaiserlichen Feldherrn: so konnte Gustav Adolf nicht über die Elbe. An die Erfüllung seines Wunsches, den Krieg in die Länder der katholischen Reichsfürsten zu tragen, seinen Ruf des Religionskrieges dadurch zu bethätigen, daß er dort sich die Mittel zur Fortführung desselben nahm — war dann nicht zu denken. Dagegen machte dann Tilly die Stadt zur Basis seiner Operationen, vor denen der Schwede, dem das ausgezehrte Land ostwärts nur noch schwer die Mittel zur Erhaltung seines Heeres reichen konnte, zurückweichen mußte bis auf die Küstenstädte. Ein neuerer Historiker,[1] freilich in einem anderen Gedankengange, sagt darüber: „Für Gustav Adolf war Magdeburg der entscheidende Punct: er war matt gesetzt, wenn die Stadt in die Gewalt der Feinde fiel." Die Worte dürften richtig sein, jedoch nur mit dem Zusatze: wenn die Stadt, wie sie war, unversehrt, in die Hände der Feinde fiel. Wenn Tilly in den Besitz des unversehrten Magdeburg kam, so hatte er an der Stadt seinen festen Stützpunct und in den reichen Vorräthen dort fernere Mittel zur Fortsetzung des Krieges, während diejenigen des Schweden immer geringer wurden. Wenn dagegen Tilly nicht in den Besitz des unversehrten Magdeburg kam — wenn er der Lebensmittel, die dort lagen, sich nicht bedienen konnte — wenn vielleicht auch das genommene Magdeburg seinem Heere kein Obdach und kein Quartier bot: so mußte Tilly augenscheinlich zurück, einestheils wegen der Ernährung seines Heeres, andererseits, weil er im Felde stehend ohne bedeutenden Waffenplatz im Rücken sich nicht mehr sicher fühlen konnte. Denn Kursachsen war unzuverlässig, der Landgraf von Hessen-Cassel in starker Werbung und fast schon offen feindselig.

Nachdem Gustav Adolf, am 7/17. Mai, an Johann Georg von Kursachsen die letzte Aufforderung entsendet, die, wie er voraussehen konnte und mußte, eben so wirkungslos bleiben würde wie die früheren, legte, am 8/18. Mai, sein Secretär Lars Grubbe von Potsdam aus

[1] J. G. Droysen, pr. Politik III [1], 94.

dem Kanzler Oxenstierna den Stand der Dinge dar wie folgt.[1] „Obwohl Ew. Gn. aus den Schreiben Sr. M. die Sachlage hier bei uns genügend kennen, so habe ich doch um einiger Umstände willen, weil wir nicht weiter gekommen sind als bis hier, meinen Bericht Ewr. Gn. zusenden wollen. Die Ursachen sind: erstlich, daß S. M. dem Kurfürsten von Brandenburg nicht wohl traut; zweitens, daß Kursachsen nicht allein nichts mit uns communiciert, sondern auch, wie man sagt, neben seiner Werbung den Feind vor Magdeburg mit allerhand Zufuhr begünstigt. Dazu ist es bekannt, daß unsere Truppen sehr schwach, ferner sehr unzufrieden und nicht zuverlässig sind. Auch ist kein Geld vorhanden sie zu befriedigen, und der Proviant für einen solchen Marsch, wo der Feind vor uns her alles ruiniert hat, schwer zu bekommen. Unsere Sachen stecken also in ziemlich starken Schwierigkeiten, und man kann nicht wissen, was endlich beschlossen wird. Der König befleißigt sich sehr, Kurbrandenburg zu gewinnen, wie auch Kursachsen wirklich mit ins Spiel zu bringen. Zu diesem Zwecke stellt ihm der König das Erbieten, sich mit ihm an der Dessauer Brücke zu vereinigen, und so gemeinsam Magdeburg zu entsetzen. Aber wenn das nicht angeht, sehe ich für den Entsatz von Magdeburg geringen Anschein, und halte dafür, daß der König sich diese Plätze hier sichern wird, so gut er kann, um sich dann nach Mecklenburg zu begeben und die Seekante anzugreifen. Inzwischen ist Magdeburg in Gefahr, welches doch noch sich männlich wehrt und, wie man sagt, nunmehr mit dem Marschall in gutem Einvernehmen steht."

Kurz gedrängt ist der Inhalt des Briefes von Lars Grubbe: der König kann oder will nicht weiter vorgehn, um die Stadt Magdeburg zu entsetzen. Aber er zieht nicht die Folgerung: darum muß die Stadt capitulieren — sondern er vertraut auf das gute Einvernehmen der Bürgerschaft mit Falkenberg. An diese Bürgerschaft erging nicht ein solches Schreiben, wie dasjenige des Grubbe an Oxenstierna. In der Bürgerschaft von Magdeburg konnte also die Meinung sich erhalten, daß der so nahe Schwedenkönig dennoch zum Entsatze kommen werde. Anders bei Falkenberg. Er hatte das Schreiben des Königs, vom 17/27. April, wußte also, wie er daran war, und zwar, wie nicht genug wiederholt werden kann, er in Magdeburg ganz allein. Er hätte aus sich capitulieren können. Eine Andeutung einer Willigkeit dazu von seiner Seite fehlt.

[1] Arkiv I, 436.

Er wie der Markgraf hatten früher der Besorgnis Ausdruck gegeben, daß eine Capitulation ihre Auslieferung zur Folge haben werde. — Die Schlußworte des Lars Grubbe lassen den Gedanken durchschimmern: Falkenberg wird die Bürgerschaft von Magdeburg lenken, wie es dem Interesse des Königs entspricht.

Reichlich vierzehn Tage später, nachdem die Sache in Magdeburg ihren Verlauf genommen und ihr Ende erreicht hatte, fand der Gedankengang, der dahin geführt, einen bestimmteren Ausdruck als bei Lars Grubbe, aus dem Munde eines anderen Schweden, der Familie Oxenstierna angehörig, in Hamburg. Der Bericht des kaiserlichen Residenten Menzel darüber lautet wie folgt[1]: „(Es) hätte sich Oxenstierna in jüngster Session vernehmen lassen: weil sein König Magdeburg ohne Feldschlacht nicht entsetzen könnte, und solcher Ort der Schlüssel zum ober- und zum niedersächsischen Kreise, hätte sein König gern gesehen, daß Falkenberg die Stadt in Brand gesteckt, damit solche die Kaiserlichen zu ihrem gesuchten Intent nicht gebrauchen möchten."

12. Vorbereitung des Brandes von Magdeburg.

So sehr anfangs Tilly gewünscht hatte, den Schwedenkönig auf Magdeburg heranzuziehen, um ihn zum Schlagen zu bringen: so stiegen doch allmählig schwere Bedenken in ihm auf.[2] Pappenheim hatte schon früher diesen Besorgnissen Ausdruck gegeben. Um diesen Kampf mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen, meint er, sei noch ein eben so starkes Heer nothwendig wie dasjenige, welches vor Magdeburg lagere. Der Kurfürst von Bayern sah die Sache leichter an. In den letzten Tagen der Stadt sprach er wiederholt zu Tilly die Erwartung aus: „Wir hoffen, daß Magdeburg nunmehr in Eueren Händen ist." Er baut darauf die Hoffnung, daß Tilly, der dann die Stadt zu seiner Kriegsburg machen werde, einige Truppen entbehren könne. Denn bereits sehen die geistlichen Fürsten mit Besorgnis auf den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel. Sie wissen, daß dieser in seinen Mitteln höchst beschränkte, überschuldete Fürst die Werbetrommel rühren läßt: von woher anders kann er die zulaufenden Söldner bezahlen wollen, als durch Raub an seinen katholischen Nachbarn?

Tilly indessen verhehlt dem Kurfürsten Max seine Sorge nicht.

[1] Beilage LXXV zur ersten Ausgabe. Bd. II, 469.

[2] Die Berichte bei Hormayr 295.

Indem dieser die Einnahme sicher erwartet, trifft er schon Verfügung über die demnächstige Besatzung derselben. Er meint: Tilly müsse ligistische Truppen hineinlegen. Der Feldherr entgegnet: dieß sei nicht zu rathen, weil ja der Sohn des Kaisers zum Erzbischofe ernannt sei. Dann aber tritt er zur Hauptsache. Er hat noch nicht viel Vertrauen. Es ist der 14. Mai, sechs Tage vor dem Falle der Stadt. „Von der Eroberung," meldet der Feldherr, „ist zur Zeit noch wenig zu melden oder zu hoffen. Die protestantischen Stände stehen in Rüstung. Das Reich ist im Wirrwarr. Der König von Schweden ist stark. Er hat acht Regimenter zu erwarten, welche die Königin herüber führt. Wenn er sich gegen mich wendet, wie ich denn stündlich erwarten muß: so fragt es sich für mich, ob ich nicht die Belagerung aufgeben und den Rückzug auf die Weser antreten muß."

Am folgenden Tage, dem 15. Mai, war der Schwede in Spandau, am 17. in Potsdam. Tilly rief seine Besatzungen aus Brandenburg, aus Rathenow ab. Der Weg für den Schweden von Potsdam und Saarmund nach Magdeburg war offen, war frei. Das Schreiben des Secretärs Lars Grubbe aus Potsdam vom 8/18. Mai hat uns gezeigt, daß der Schwede dort stehen bleiben wollte.

Indem man im Hauptquartiere vor Magdeburg diese Gedanken des Schweden nicht wußte noch ahnte, wurde dort wiederholt im Kriegsrathe erwogen, ob man entgegen gehen solle.[1] Aber zugleich auch die Belagerung fortzusetzen, erschien nicht allein sehr gefährlich, sondern auch unmöglich. Darum „ist endlich dahin geschlossen worden, mit der Arbeit keine Stunde zu feiern".

Wenn aber im Hauptquartiere selbst die Meinung herrschte, daß der Schwede kommen werde, so war es für Falkenberg in der Stadt auch nicht schwer, diese Hoffnung immer wieder neu zu beleben. Dazu halfen ihm, wie bisher, die Prediger. „So waren auch," meldet Guerike,[2] „dieser Tage kurz zuvor abermals die Prediger der Altstadt zu Rathhause gewesen, unter ihnen als Wortführer Dr. Gilbert, Prediger zu St. Ulrich. Sie hatten den Rath als ihre lieben Beicht- und Pfarr-

---

[1] Gründlicher Bericht, so von Gott usw. Eine Meldung vom 21. Mai aus dem Hauptquartiere, jedoch nicht von Tilly selbst. Gedruckt in Prag 1631.

[2] Hoffmann-Guerike 74. Er gibt das Datum nicht an. Die Stelle überhaupt aber handelt vom 8/18. Mai: darum weist die Angabe: „dieser Tage kurz zuvor", hin etwa auf den 15., 16., 17.

kinder zur Großmüthigkeit und Beständigkeit ermahnt, mit der Vertröstung, daß Gott der Allmächtige die Stadt in einer so gerechten Sache, die allein zur Erhaltung seiner Ehre und Lehre gemeint, gewislich schützen und beschirmen werde, wofern man nur beständig bleiben und sich mit den Katholischen in keine Tractaten oder Bündnisse einlassen würde — und was dergleichen Worte mehr vorgelaufen, damit der Rath vom Accordieren abgemahnt worden," — „so[1] alles nach der Länge zu beschreiben gar zu weitläufig fallen würde."

Es folgt die Kritik Guerikes: „Ob aber die Prediger insgesammt alle einerlei Meinung hierin gewesen, oder ob nicht etliche auch die Gedanken dabei gehabt, daß — weil doch weder der Kaiser noch Tilly jemals die Reformation in der Religion von der Stadt gefordert, sondern nur die Unterwerfung unter den Kaiser — man die Stadt und so viele tausende Menschen auf so gar augenscheinliche Extremitäten nicht setzen, die Religion lieber beim Accord vorbehalten, und also auf Gott vertrauen solle, der durch seine Allmacht, auch ohne so grausamen Ruin, die Stadt bei seinem Worte und seiner Lehre erhalten könne, zumal da ja auf den Fall solcher äußersten Bedrängnis und darauf erfolgenden Überwindung, es doch um so viel mehr mit der Religion würde gethan und verloren sein — solches ist aus allerhand Umständen wohl vermuthlich. Es hat aber ohne Zweifel, gleichwie auch bei den anderen Ständen geschehen, einer dem anderen folgen und, damit er nicht als ein ungetreuer Hirte angesehen würde, der in der Zeit der Anfechtung abtrünnig werden wollte, mit in die Reihe treten müssen."

Die Ansicht Guerikes, daß weder der Kaiser noch Tilly das Reformationsrecht über die Stadt Magdeburg beanspruchten, war begründet. Für den Fall der Capitulation lautete die kaiserliche Vollmacht[2] für Tilly dahin, daß in Betreff der Religion der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede entscheidend und es nicht der Wille des Kaisers sei, darüber hinaus irgend Jemanden zu beschweren. Es war derselbe Standpunct, den vom Beginne des Krieges an der Kaiser als den seinigen verkündet und von welchem aus er das Restitutions-Edict erlassen hatte. Dabei ist festzuhalten, daß der Dom und das Liebfrauenkloster nicht der Stadt Magdeburg gehörten oder unterthan waren.

Der Bericht Guerikes sagt ferner, daß nach seiner Vermuthung unter den Predigern doch einige waren, die sich innerlich widerstrebend

[1] Dieser Satz bei Wittich-Guerike 37*. [2] Kriegsacten F. 91. Vom 15. Mai.

dem mächtigeren Willen des Dr. Gilbert fügten. Es erwächst daraus die Frage, wie dieser Dr. Gilbert sich zu Falkenberg verhielt. Eine der heftigsten späteren Schriften[1] über den Fall von Magdeburg erörtert die bei der Vertheidigung gemachten Fehler. Als ein solcher erscheint ihr: „daß man vom Anfange her den schwedischen Succurs auf bestimmte Tage, ja Stunden so gewis gemacht. Es wäre besser gewesen: man hätte die Verhinderung fein rund ausgesprochen.“ — Wenn, wie mehrfach angenommen, der Prediger Dr. Gilbert Verfasser dieser Schrift ist, so ergibt sich, daß er bei aller seiner Dienstleistung für die Entwürfe Falkenbergs, nicht im Vertrauen desselben war und ihn auch nicht durchschauete.

Denn die Thätigkeit Falkenbergs, den bethörten Magdeburgern den Anmarsch Gustav Adolfs zum Entsatze als nahe bevorstehend vorzuspiegeln, ließ in den letzten Tagen nicht nach, sondern wurde eher noch eifriger. Es liegt darüber ein merkwürdiges Zeugnis vor. Nachdem im nächsten Jahre, 1632, sich in den Trümmern von Magdeburg wieder ein Gemeinwesen constituiert, richtete der neue Rath desselben an den schwedischen Statthalter, Fürsten Ludwig von Anhalt, das erste officielle Schreiben,[2] am 6. Februar 1632. Nach anderen Anklagen, die eher den Markgrafen als Falkenberg treffen, heißt es weiter:[3] „Der angebotene Accord (ist) widerrathen, dessen incommoda, Consequenzen und Inconvenienzen ponderieret, der capitulationum observantia hart urgieret, auf Ihrer M Entsatz die Stadt täglich vertröstet und dessen eilfertigen Erfolges durch abgeredetes Signal und Losungsfeuer von neuem gleichsam versichert, endlich auch, als es sich mit dem Succurs verweilet, fast kein Pulver in des Rathes Gewahrsam mehr vorhanden gewesen.“

Die im Drucke hervorgehobene Stelle zeigt, zu welchen Mitteln der Täuschung Falkenberg hinabgestiegen war.

Es handelt sich also um die andere, der Natur der Dinge nach eben so gegen Falkenberg gerichtete Anklage, daß kein Pulver in des Rathes Gewahrsam mehr vorhanden gewesen sei.

Guerike, der als einer der zwei Schutzherren vom Rathe mit der Obsorge für das Pulver betraut war, berichtet,[4] daß von dem anfänglich großen Vorrathe in den Jahren 1629 und 1630 sehr viel verbraucht worden sei. „Zu der Zeit, wo es zur harten Belagerung gediehen,“ — also nach dem 24. April/4. Mai — „sind nicht über 150 Tonnen in

[1] Fax Magdeburgica bei Calvisius 56. [2] Bei Dittmar 375.
[3] A. a. O. 380. [4] Hoffmann-Guerike 64.

Vorrath gewesen." — Er berichtet die Verabreichung des Pulvers von da an bis nach dem 15. Mai. Denn wenigstens noch am 15. Mai haben die Belagerten mit allem Nachdrucke geschossen, ja sogar Tag und Nacht.[1] „Die beiden aus dem Rathe verordneten Schutzherren," sagt Guerike, „haben dem regierenden Bürgermeister gemeldet, daß sie fast jedes Tages dieser Zeit her 18 bis 20 Tonnen, zu je einem Centner ausgereicht. Nun wären aber nur noch fünf Tonnen vorhanden. Und obgleich aus dem Salpeter, dessen annoch an 250 Centner in Vorrath, täglich zwei Centner zubereitet würden, so wolle doch das nirgends zureichen. So wären auch die Lunten dergestalt in Abgang gekommen, daß eine ganz andere Ordnung und Sparsamkeit darin müsse gehalten werden. — Von dem worthaltenden Bürgermeister wurde mir darauf im Rathe der Auftrag ertheilt, dem von Falkenberg dies zu berichten. Es hat sich der von Falkenberg sehr darob entsetzt und gesagt, daß ihm dieses längst geahnt, indem sich fast Keiner einreden lassen und das unzeitige Schießen mit dem groben Geschütze einstellen wollen. — Damit es aber nicht ganz an Pulver mangele, hat der von Falkenberg in Mörsern, welche die Apotheker dazu hergeliehen, den Salpeter stoßen, und also mit der Hülfe der Pulvermühle des Rathes täglich fünf Centner Pulvers machen lassen. Dagegen hat er das Schießen mit dem Geschütze eingestellt, weshalb denn auch die Kaiserlichen ihre Batterien an Ort und Ende desto füglicher verfertigen und der Stadt desto mehr Abbruch thun können."

Der Vergleich dieser Worte Guerikes mit jenen des Rathes vom 6. Februar 1632 zeigt einige Verschiedenheit. Indem der Rath dort sagt, daß „fast kein Pulver in des Raths Gewahrsam mehr vorhanden" gewesen sei, ist bei aller Vorsicht in der Fassung, darin und im Zusammenhange mit den Worten zuvor eine Anklage des Rathes gegen Falkenberg unverkennbar.

Vorsichtiger aber noch, und an dieser Stelle bis zur Unklarheit vorsichtig, war Guerike in der Abfassung seiner Chronik. Aus seiner späteren Stellung als Bürgermeister von Magdeburg wird sein Urtheil uns bestimmter und entschiedener entgegen treten. Hier zunächst handelt es sich nur um seine Chronik. Schon früher[2] ist bemerkt worden, daß dieselbe handschriftlich in zwei Exemplaren vorliegt, einem in Magdeburg, dem anderen in Berlin. Um der Wichtigkeit dieses Zeugen willen gerade für die Katastrophe von Magdeburg ist hier abermals auf die

[1] Ruepps Bericht bei Wittich, Magdeburg 480 n. 5. [2] Band III[1], 364.

Verschiedenheit hinzuweisen, daß eine lange Reihe von Stellen, die in dem Berliner Exemplare zu lesen sind, sich nicht in dem Magdeburger finden, und zwar namentlich solche, welche mit den schwedischen Meinungen und Behauptungen in Widerspruch standen, sie direct oder indirect bekämpften. Daraus ergibt sich, daß das Berliner Exemplar das ursprüngliche sein muß,[1] aus welchem Guerike zur Vorsicht gegen die Schweden das Magdeburger Exemplar zusammen gezogen hat. Besonders vorsichtig ist Guerike in Betreff des Falkenberg. Eine so scharfe Anklage gegen das Täuschespiel desselben bis in die letzte Stunde, wie jene in der Schrift, vom 6. Februar 1632, des neu erstandenen Rathes, spricht Guerike in der Chronik gegen Falkenberg nicht direct aus. Und doch durchschauete denselben in Magdeburg Niemand schärfer als Guerike. Er schrieb seine Kenntnis des Falkenberg nicht in seine Chronik hinein; aber als lange Jahre nachher der schwedische Gesandte Salvius während der Friedenshandlung in Osnabrück bei einer vertraulichen Unterredung[2] über diese Ereignisse ihm entgegen hielt: „Es wäre besser gewesen, Ihr hättet den Administrator nicht in die Stadt aufgenommen oder auch endlich accordiert" — durfte solchen Worten gegenüber Guerike auch selber offen aussprechen: „Falkenberg hat nicht accordieren wollen." Das Eine Wort genügt zu dem Schlusse, daß Guerike auch alle Consequenzen kannte und durchschauete, welche dieses Nicht-Wollen Falkenbergs in sich barg.

Wenn Guerike auch in seiner Chronik dies Eine Wort gesagt hätte: so würden manche dunkele Stellen derselben ein helleres Licht empfangen. Diese dunkelen Stellen sind da, namentlich in Betreff jenes Berichtes über die Pulverfrage. Und dennoch kommt auch in diesem Puncte die Verschiedenheit der zwei Handschriften einigermaßen der Klarheit zu statten.

Bei der Verwendung des Pulvers vor der scharfen Belagerung sagt Guerike in der Magdeburger Handschrift[3]: „Es ist auch unter Bürgern und Soldaten in der Stadt den Sommer (1630) und Winter (1631) hindurch über ein Paar hundert Centner gereicht worden." In der ursprünglichen Handschrift[4] zu Berlin finden sich dazu die Worte: „Dabei zwar ein Theil (derjenigen), die solches auszutheilen übernommen,

---

[1] Vgl. Wittich-Guerike 17*. Über Guerikes Zurückhaltung überhaupt vgl. man Wittich, Magdeburg usw. 150.

[2] Opel, Guerikes Bericht usw. 44. [3] Hoffmann-Guerike 64.

[4] Wittich-Guerike 36*.

nicht geringen Unterschleif mögen gebraucht haben, wie man nachher erfahren gehabt, als die Kaiserlichen die Stadt erobert und in etlichen Häusern viel Pulver gefunden haben."

Dies tritt der Sache etwas näher. Denn es ist undenkbar, daß in einer belagerten Stadt ohne irgend welche Connivenz, möge sie üben wer da wolle, „viel Pulver" verschleppt werden könne. Bestimmter noch lauten aus der Stadt die späteren Worte eines Bürgers, vielleicht des Dr. Gilbert[1]: „Es ist glaubwürdig berichtet worden, daß der Feind an Pulver, ohne was im Feuer aufgegangen, in heimlichen Gewölben und Thürmen einen ziemlichen Vorrath gefunden und hinausgeführt haben soll."

Dazu kommen die Berichte aus dem kaiserlichen Lager, sofort vom 21. Mai. Der erste und kürzeste[2] derselben meldet: „Weil in den bürgerlichen Häusern an Pulver allenthalben sehr großer Vorrath gewesen, ist auf einmal an vielen unterschiedlichen Orten solche Feuersbrunst entstanden, daß derselben zu wehren unmöglich gewesen" usw.

Tilly selber meldet[3] dem Kurfürsten Max, noch am 21. Mai: „Es hat sich ein großes Unglück zugetragen, indem unter währendem Sturme in der Stadt eine große Feuersbrunst entstanden, so der Feind wegen des hin und wieder eingelegten Pulvers mit Fleiß und ex malitia verursacht, zu dem Intent, wie der Gefangenen Aussage insgemein verlautet, daß den Unsrigen solche nicht zu gute komme" usw.

Ähnlich berichtet[4] der Oberst Ruepp dem Kurfürsten, sofort am 21. Mai: „Im währenden Sturme hat sich zugetragen und ist ein unlöschliches Feuer entstanden, allem der übrig verbliebenen Bürger Andeuten nach daher, daß Falkenberg sie oft ermahnt hat: wenn der Feind wider alles Verhoffen hinein kommen solle, sie die Stadt in Brand stecken wollen, damit er nicht bekomme und genieße, wonach er so lange strebe und seufze und sie in das päpstliche Joch ziehe."

Diese Aussagen, die leicht sich vermehren ließen, thun dar, daß nicht so sehr ein eigentlicher Pulvermangel in der Stadt bestand, als daß das vorhandene Pulver an unrechten Orten sich befand. Es fragt sich dann nur, wie das Pulver an solche Orte gekommen war, ob durch Unterschleif, durch Zulassung, oder auf Befehl. Diese Aussagen beiderseits thun ferner dar, daß hauptsächlich dies Pulver in den Häusern den Brand verbreitet hat. Aber sie beweisen nicht, daß die Bürger selber dies Pulver in den Häusern bewahrt oder gar selber diese angezündet

[1] Fax M. bei Calvisius 70. [2] Gründlicher Bericht so von Gott usw.
[3] Hormayr 301. [4] A. a. O. 315.

haben. Das Pulver kann von Anderen ihnen in die Häuser hineingetragen, das Feuer hineingeworfen sein. Die Aussagen machen es endlich höchst wahrscheinlich, daß Falkenberg in solcher Weise geredet hat, daß er also der intellectuelle Urheber und Anstifter ist; aber der Schluß — d. h. in der Pulverfrage; denn nur davon kann hier die Rede sein — ist doch nicht so bündig, daß nicht ein Zweifel möglich wäre. Es fragt sich also, ob ein directes Zeugnis in Betreff seiner Thätigkeit vorhanden ist.

In dem Verzeichnisse dessen, was an Geschütz und Munition man nach der Eroberung der Stadt Magdeburg vorfand, wird bemerkt: „An Munition ist gefunden worden fünf Tonnen Pulver, so auf dem Neuen-Markt vergraben.“ [1]

---

[1] Kriegsacten F. 92. „Verzeichnis derjenigen Stückh, welche sich in Eroberung der Stadt M. den 20. Mai 1631 auf dem Wall befunden. Es sind 8 Singerinnen und Karthaunen, 18 Quartier- Roth- und Feldschlangen, 14 Apostel Stückh, 10 Falkonet, 9 Scharfdindel, 11 Steinstücke, 7 Mortier oder Böller, 20 Doppelhaken, 4 metallene Brückenheyer usw.“ (Das ganze Verzeichnis.)

„An Munition ist gefunden worden 5 Tonnen Pulver, so auf dem neuen Markt vergraben; 20 Centner Pulver, so noch nicht ganz zugerichtet. — In dem Pulverhof: 150 Centner Saliter, 12 Centner Schwefel, 90 Centner Blei ungefähr, usw. usw. (Das ganze Verzeichnis.)

R. K. M.

Feldzeugwart
Zacharias Vincenz Giebholdt.

Coll. nach dem rechten wahren Original und demselben gleichlautend befunden worden. Urkund meiner Handschrift. Actum Wien 1. Juli 1631.

H. Ditterlin, Reichshof-Canzlei-Registrator mp.“

In dem Münchener Taschenbuche 1852/3 von Hormayr ist S. 327 ein Bruchstück aus diesem Verzeichnisse abgedruckt, mit der Veränderung: „An Munition ist befunden worden. — Die Reihe eröffnen: 5 Tonnen Pulver, so auf dem Neuenwerkh vergraben.“ — Das Schriftstück kann nicht, wie dort steht, als Beilage zu dem vorher abgedruckten Berichte Ruepps angesehen werden; vielmehr steht es so wie es ist, mit demselben in Widerspruch. Denn Ruepp sagt in dem Berichte (S. 321): „So hat auch der Feind, dessen man sich hoch besorgt, keine Minen gehabt.“ Fünf Centner Pulver auf dem Neuen-Werke hätten doch eine stattliche Mine abgegeben. — Ruepp kann aber seinem von ihm unterzeichneten Berichte, welcher die Existenz von Minen verneint, nicht eine Beilage zugegeben haben, welche sie bejaht, ohne jegliche Erklärung dieses Widerspruches. Daher kann die Münchener Lesart „Neuenwerkh“ in dem überhaupt mangelhaften Auszuge des Verzeichnisses nur irgend welchem Schreibfehler ihren Ursprung verdanken, und darf nicht einer officiell beglaubigten Abschrift des ganzen Verzeichnisses als gleichwertbig gegenüber gestellt werden.

Die kurzen trockenen Worte dieses Inventars reden dennoch sehr nachdrücklich. Sie ergeben den festen Anhaltspunct für die Erklärung des Brandes von Magdeburg. Denn diese urkundlichen Worte bestätigen alle Aussagen, sei es der Magdeburger, sei es der Kaiserlichen, über das hin und wieder eingelegte Pulver. Fast die ganze Stadt, mit Ausnahme der Fischerhäuser an der Elbe, ging in Flammen auf: nur dieser vornehmste, reichste Theil der Stadt um den Neuen-Markt, auf welchem die dort vergrabenen fünf Tonnen Pulvers nicht Feuer gefangen hatten, blieb erhalten. Demnach war es die Absicht des Brandstifters gewesen, die ganze Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.

Der Leser wolle hier auf dem beigefügten Grundrisse der Stadt Magdeburg die Brandlinie nachsehen, so wie das Verhältnis des Neuen-Marktes zu der ganzen Stadt.

Dieser Brandstifter aber kann kein Anderer gewesen sein als der Militär-Commandant selber. Kleinere Quantitäten Pulvers mögen verschleppt, durch Unterschleif beseitigt werden: nicht jedoch können bei stark abnehmendem Pulvervorrathe von dem noch Übrigen fünf Centner hinweg genommen und an einer Stelle, bei welcher an eine Abwehr des stürmenden Feindes nicht zu denken ist, niedergelegt werden — ohne Vorwissen des Commandanten. Nur mit seinem Vorwissen, auf seinen Befehl kann das Pulver dahin gelegt sein.

Weiter handelt es sich um die Zeit. Es ist nicht denkbar, daß das Pulver noch am Morgen des Sturmes, am 20. Mai, auf dem Neuen-Markte vergraben worden sei. Es muß vorher geschehen sein, und zwar wahrscheinlich in der Nacht vom 19/20. Mai selber. Denn ein Vergraben solcher Art kann nicht geschehen ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen, und derartige Spuren etwa bereits am 19. Mai würden den Anwohnern des Neuen-Marktes auffällig gewesen sein, sie zur Anzeige bei dem Rathe bewogen haben. Daraus folgt, daß der Brandleger nicht bloß auf einen Sturm gefaßt war, sondern auch auf das Gelingen dieses Sturmes.

Und weiter noch muß die Folgerung sich erstrecken. Indem der Brandleger das Gelingen des Sturmes mit Sicherheit voraussah — indem er die eingedrungenen Feinde innerhalb der Stadt selbst verderben wollte — verwendete er zu diesem Zwecke das Pulver, welches doch für die Vertheidigung der Stadt so höchst nothwendig, so sehr unentbehrlich war. Während Falkenberg wegen Pulvermangels das Schießen mit dem



ALBIS FLVVIVS

schweren Geschütze der Stadt einstellen ließ, legte er mit demselben Pulver, das er der Vertheidigung der Stadt entzog, die Minen innerhalb der Stadt zur Vernichtung an. Kürzer noch: Falkenberg zog der Vertheidigung der Stadt Magdeburg die Vernichtung vor.

Und damit erwächst die Frage, ob Falkenberg einen Mitwisser hatte, etwa in dem Rathe von Magdeburg. Wie die Gefangenen aussagten, daß Falkenberg öfters ermahnt habe, lieber die Stadt in Brand zu stecken als sie dem Feinde zu belassen: so gibt es eine Nachricht,[1] daß Falkenberg am 19. Mai dem Rathe anbefohlen habe: wenn sie sehen würden, daß die Papisten die Stadt einnähmen, sollten sie an unterschiedlichen Orten Pulver und Feuer legen. Diese Nachricht jedoch stammt nicht von einem Augen- oder Ohrenzeugen, sondern von dem Prämonstratenser Bandhauer. Wie nach den Aussagen von Gefangenen Falkenberg wiederholt von Brandstiftung geredet und sie empfohlen hat: so kann Bandhauer, indem er dies Gerücht kannte, es mit dem Rathe von Magdeburg in Beziehung gebracht haben. Allein es existiert keine andere Nachricht, daß Falkenberg am 19. Mai mündlich mit dem Rathe verkehrt habe. Der Rath beschloß am Nachmittage die Capitulation. Daß auf einen solchen Beschluß Falkenberg der Gesammtheit, oder auch nur einem Einzigen in solcher Weise geantwortet habe, ist undenkbar. Viel eher ist wahrscheinlich, daß, auch wenn irgend ein Mitglied des Rathes ein Gerücht von jenen Worten Falkenbergs vernommen hatte, diesen kein anderer Werth beigelegt wurde als derjenige einer hochfahrenden Soldatenrede, wie sie in jener Zeit und nicht in geringem Maße auch bei Falkenberg üblich waren.

Denn die Mitglieder des Rathes, wie immer ihre Gesinnung, waren ansässige Bürger, Familienväter, Eigenthümer von Haus und Hof. Daß Persönlichkeiten solcher Art mithandeln für die Vernichtung alles dessen, oder darein willigen, könnte nur auf Grund eines Beweises durch Thatsachen als glaubwürdig angesehen werden. Ob dem so sei, wird das weitere Verhalten des Rathes darthun. — Wenn Falkenberg in Magdeburg einen Mitwisser und Mithelfer hatte, so kann es nur Stallman gewesen sein, der schwedische Ambassadeur, dessen Befähigung zu allen Werken der List und der Lüge die Thatsachen des Jahres zuvor genugsam dargelegt haben. Auch er hatte in Magdeburg nichts zu verlieren.

[1] Bandhauer 272.

Und doch war der Plan so gewaltig, und vor allen Dingen so schwer für das eigene Gewissen, daß es uns nicht in Verwunderung setzen kann, wenn Falkenberg sich darüber zu einer anderen vom Schauplatze weit entfernten Persönlichkeit ausgesprochen hat, zu seinem Bruder Johann in Kemperfeld, unweit der Burg Herstelle an der Weser. Im Archive dieses einstigen Stammsitzes derer von Falkenberg hat sich bis auf unsere Tage ein Brief Dieterichs von Falkenberg an Johann befunden, des Inhaltes: „Kann ich die Stadt nicht halten, so stecke ich morgen das ganze Nest an.“ [1]

In Magdeburg selber bedurfte Falkenberg keines Mitwissers als etwa des gewandten, thatkräftigen, dreisten Stallman: er bedurfte nur der Werkzeuge zur Ausführung. Und diese waren da. Bereits im December 1630 hatte er dem Könige gemeldet, daß er gegen den kaiserlich gesinnten Bürgermeister Kühlewein auf Beistand vom gemeinen Manne rechnen könne. Namentlich war die durch den langen Krieg verarmte Fischer- und Schiffergilde zu Ausschreitungen geneigt. Sie hatte im Jahre 1629 durch ihren eigenmächtigen Angriff auf die Getreideschiffe

[1] Ich habe diese Angabe näher zu begründen. Im Sommer 1862 eröffnete mir in Hannover der Freiherr Werner Heereman v. Zuydtwyck, daß ich meine in dem Werke: Tilly usw. aufgestellte Combination über Falkenberg als Brandleger von Magdeburg durch ein eigenes Schreiben desselben im Archive auf Burg Herstelle bestätigt finden könne. Ich eilte die Einladung zu benutzen. Im Archive dort fand ich eine Reihe von Briefen Dieterichs v. F., nicht den gesuchten. Auf meinen Bericht am Abende erkannte ich aus der dann folgenden Unterredung, daß alle Familienglieder um den Brief wußten, ihn gesehen und gelesen hatten. Also war der Brief nicht immer im Archive geblieben. Aber er war nun nicht aufzufinden. Damit endete damals die Sache, und ich machte von der Kunde keinen Gebrauch. — Nun ersehe ich aus dem 1892 erschienenen Buche des Herrn Wittich über Falkenberg S. 188 n. 1, daß der alte Freiherr Werner Heereman v. Zuydtwyck dieselbe Mittheilung später auch dem Herrn Dr. Irmer in Hannover gemacht, mit dem Hinzufügen, daß der fragliche Brief von einer Sendung nach Cassel nicht zurückgekommen sei. Dies würde das Verschwinden erklären. Darum trage auch ich nunmehr kein Bedenken, mich auf diesen Brief zu beziehen. Und zwar dies um so mehr, da auch der als Urkundenforscher rühmlichst bekannte Graf J. Asseburg zu Godelheim, d. d. 26. Juli 1893, mir schreibt, daß er zu Ende der 50er oder im Anfange der 60er Jahre, bei seinem Vetter dem Freiherrn Werner Heereman v. Zuydtwyck den fraglichen Brief Dieterichs von Falkenberg, gerichtet an seinen zu Kemperfeld wohnenden Bruder Johann, in Händen gehabt und gelesen habe. „Der Brief,“ schreibt der H. Graf, „war auf einen großen Bogen geschrieben, und trug noch auf der Rückseite das schließende unverletzte Siegel mit den zwei Schlüsseln des Falkenbergischen Wappenschildes in grünem Lack.“

Wallensteins diesem den Vorwand zur Blokade der Stadt geboten, mit welcher der Magdeburgische Jammer begann. Voran unter diesen Schiffern stand Hartmann Wilke,[1] dessen Unbotmäßigkeit zur Zeit des alten Rathes so weit ging, in das Sitzungszimmer einzudringen. — Es liegt das bestimmte Zeugnis des Stifts-Syndikus Dr. Adolf Marcus vor, der zuvor in der Actionspartei mit voran gestanden,[2] daß am 20. Mai die Schiffsknechte die Stadt in Brand gesteckt.[3] Wie sie zu diesem Zwecke dienten, so liegt es nahe, daß sie auch vorher schon zur Einlegung des Pulvers verwandt worden sind. Gleich wie die Häuser am Neuen-Markte, wo die vergrabenen fünf Tonnen Pulver nicht aufgingen, bestehen blieben, so haben[4] „auch die Fischer unter dem Ufer ihre Häuser behalten, und — was denkwürdig ist — die Schinder und Diebhenker die ihrigen, da sie doch zu beiden Enden der Stadt gewohnt".

Es mag fraglich sein, ob solche Individuen, die als Werkzeuge verwendet wurden, die ganze Tragweite dessen, was sie thaten, übersahen. Es genügte, daß dieser Überblick sich bei dem Einen fand, in dessen Hand alle Fäden zusammen liefen. Und dies führt uns zu dem Hergange der Dinge.

13. Die letzten Verhandlungen bis zum Morgen des 10/20. Mai.

Wie vom 6/16. Mai an die Nähe des Schweden erst in Spandau und dann in Potsdam im kaiserlichen Lager die Besorgnis vor seiner Ankunft steigerte, so in der Stadt die Hoffnung, zumal bei den Versicherungen und Demonstrationen Falkenbergs. Der Rath versuchte noch einmal, Zeit zu gewinnen. Er hatte die von Tilly am 2/12. Mai übersandten Pässe nach Dresden, Berlin, Lübeck nicht benutzt. Er bat um neue. Tilly schlug eine abermalige Übersendung ab, und legte der Stadt noch einmal nachdrücklich seine Warnung ans Herz.

„Wir sind nicht abgeneigt gewesen," sagt[5] er, „die begehrten Pässe auf die benannten Personen abermals zu übersenden. Weil jedoch die Dinge so weit gekommen sind, daß jede Verzögerung, wie Ihr selbst vor Augen seht und spürt, die größte Gefahr mit sich bringt: so wird die Absendung zu spät fallen, und sicherlich vergeblich sein. Da denn

[1] Relation 422. Vgl. auch Wittich, Magdeburg usw. 78.
[2] Relation 423. Vgl. auch oben Bd. III[1] S. 357.
[3] Wittich, Magdeburg usw. Archivalische Beilagen 7*.
[4] Wittich-Guerike 38*. Man vergleiche den Grundriß.
[5] Copia Manifesti etc.

nun kein anderes und besseres Mittel übrig ist, als daß Ihr bei dieser Lage der Dinge alle anderen Erwägungen hintansetzt und kurzen Entschluß faßt: so haben wir Euch hiermit zu allem Ueberflusse nochmals wohlmeinend erinnern und treulich ermahnen wollen, daß Ihr wohl und reiflich beherzigt, in welche augenscheinliche Leib- und Lebensgefahr, in welchen Verlust aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt Ihr und die Eurigen unfehlbar gerathen werdet, und daß Ihr darum jetzt alsbald dem Kaiser, Eurer höchsten Obrigkeit, gemäß Eurer Pflicht und Schuldigkeit Euch gehorsamst unterwerft. In diesem Falle sind noch heilsame Mittel da, durch welche Ihr Euch und die Eurigen erhalten, auch eine solche Capitulation treffen könnt, zu welcher Ihr sonst nimmermehr gelangen würdet."

„Wenn Ihr diese unsere wohlmeinende und treuherzige Ermahnung bei Euch gelten laßt: so gereicht das zu Eurem eigenen Besten. Wenn nicht: so müssen wir es an seinen Ort gestellt sein lassen. In diesem Falle aber werden wir vor Gott und der Welt wohl entschuldigt und in unserem christlichen Gewissen gesichert sein, daß nicht wir, sondern Ihr selbst, und diejenigen, welche Euch in Eurer Halsstarrigkeit stärken, Eures Unglücks und Verderbens einzige Ursache seid, und allein Ihr und jene Anderen die Verantwortung auf Euch ladet, welche bei Gott und der Nachwelt hiernächst Euch schwer fallen wird."

In gleichem Sinne, kurz, bündig und eindringlich schrieb der alte Feldherr gleichzeitig an den Markgrafen Christian Wilhelm, an den schwedischen Obersten Falkenberg. Er gab seinen Worten Nachdruck durch ein intensives Feuer aus allen seinen Geschützen. Diejenigen der Stadt dagegen schwiegen.

Bei diesem Contraste verfehlten die eindringlichen ernsten, und doch auch wieder den Umständen nach freundlichen Worte bei vielen Mitgliedern des Rathes nicht ihre Wirkung. Die Neigung zur Capitulation fand Ausdruck. Es war Sonntag. Der Rath setzte einen Bettag an auf den Dienstag, 10/20. Mai. Er beschloß den Trompeter zurück zu behalten und am nächsten Tage die Bürgerschaft zu befragen.[1]

Die Haltung der Bevölkerung zeichnet einer der Prediger mit den Worten[2]: „Das Volk ging die letzten zwei, drei Wochen so häufig zum Tische des Herrn, wie in der großen Pest geschah. Jedoch waren noch

[1] Hoffmann-Guerike 73. Überhaupt von hier an fast wörtlich Guerike.
[2] Krause 367.

immer Hochzeiten, auch den Sonntag Cantate (8/18. Mai), wo die Kugeln auf den Hochzeittisch bei St. Jacob geflogen."

Am Morgen des Montags, 9/19. Mai, ward die gesammte Bürgerschaft je in die Häuser ihrer Viertelsherren berufen.[1] Dort ward ihnen die Frage vorgelegt: ob man zum Zwecke der Unterhandlung Gesandte an den General Tilly hinausschicken solle oder nicht. In einigen Vierteln stimmte die Mehrheit dafür, daß man schicken und unterhandeln möge. Einige Viertel stellten alles dem Willen und Gutachten des Rathes anheim. In anderen Vierteln dagegen traten besonders nachdrücklich diejenigen Persönlichkeiten auf, die von Anfang an das Werk der Auflehnung befördert hatten. Sie erklärten, daß sie gar keine Tractaten eingehen, sondern noch jede Stunde und jeden Augenblick den Succurs des Schwedenkönigs erwarten wollten. In Einem Viertel prägte diese Stimmung sich so stark aus, daß die Mitglieder, welche ihren Viertelsherrn im Verdachte kaiserlicher Gesinnung hielten, eine besondere Deputation an den worthaltenden Bürgermeister abschickten, um für den Fall, daß der Viertelsherr ihr Votum nicht richtig vorgetragen, nochmals ihre Resolution kund zu thun, daß sie mit Tilly nicht tractieren, sondern sich bis auf den letzten Mann wehren wollten.

Am Nachmittage trat der Rath zusammen, jedoch in geringer Anzahl.[2] Es ward der Beschluß gefaßt, mit Tilly nicht zu tractieren. Während der Rath noch beisammen war, um vier Uhr NM., trat der Rathsherr Guerike ein, der unterdessen von dem Kirchthurme zu St. Jacob, dem nördlichsten der Stadt, unfern des Neuen-Werkes gelegen, die Bewegungen der Feinde beobachtet hatte.

Von dem 24. April/4. Mai an, wo Falkenberg mit Zustimmung des Rathes die Posten neu ausgetheilt und die Mehrzahl seines eigenen Regimentes in das Neue-Werk im Norden von Magdeburg gegen die Neustadt gelegt hatte, war für die Sicherung oder weitere Befestigung dieses am meisten gefährdeten Bollwerkes nichts geschehen. „Weil[3] der alte Stadtgraben allhier mit dem neuen Bollwerke ausgefüllt, aber der neue Graben daherum bei weitem nicht fertig gemacht war, hatten die Belagerer diesen Vortheil, daß sie mit unterschiedlichen Laufgräben und bedeckten Wegen bis an und in die Brustwehr der Faussebraye gehen,

[1] Hoffmann-Guerike 73.
[2] Die Ergänzungen in Wittich-Guerike 37* sind hier von besonderer Wichtigkeit.
[3] Wittich-Guerike 39*.

die Sturmpfähle mit Spaten ausgraben, und sich also einen bequemen Gang rund um dieses Bollwerk machen konnten, um dasselbe im Hui von allen Enden zu überfallen, wie auch geschehen. Zugleich waren die Flanken und Örter, von denen aus man eine Defense in den Graben thun können, der Stadt und den Belagerten allbereits benommen und zu Bresche geschossen, oder (es war) sonst unmöglich zu thun wegen der Unvollkommenheit und Unförmlichkeit des neuen Grabens, also daß die Belagerer in dem Graben, ja an der Brustwehr der Faussebraye, sicher liegen und machen konnten was sie wollten."

Guerike berichtete dem Rathe diesen Stand der Dinge. Er hob hervor, daß nunmehr die Sturmpfähle entlang der Face ganz ausgegraben und also die in der Faussebraye liegende Besatzung zu jeder Stunde und in jedem Augenblicke vom Feinde überfallen werden könne. Daher möge man eine Resolution fassen, damit es nicht nachmals zu spät falle, und es vor Gott und der ehrbaren Welt zu verantworten sei.

Darauf erhob sich der Syndikus Denhardt mit den Worten: er sei nicht allein des Rathes Syndikus, sondern der ganzen Stadt. Es sei seine Pflicht, nach bestem Wissen zu reden für die tausende der Menschen, die hier Gefahr liefen. Er fragte, was denn eigentlich die Stadt machen wolle, wenn sie kein Pulver mehr habe, wenn sie auch sonst den Angreifern so wenig Widerstand thun könne, daß diese bereits bis an den Wall gelangt seien. Der Rath möge bedenken, wie er es vermeiden wolle, daß so viele Menschen in die äußerste Gefahr kämen.

In der That, der Rath bedachte die ungeheure Gefahr, die offen vor Aller Augen lag. Er faßte den neuen Beschluß, eine Deputation an den kaiserlichen Feldherrn hinaus zu senden, mit der Bitte um Unterhandlung. Unter den Zustimmenden befand sich Conrad Gerhold, der vom Beginne an eifrigste Schwedenfreund im Rathe. Der Rath trug ferner dem Mitgliede Guerike auf zu dem schwedischen Obersten Falkenberg zu gehen und diesem zu melden, was er in Betreff der Fortschritte des Feindes wahrgenommen.

Auf den Bericht Guerikes antwortete Falkenberg: er werde die Anordnung treffen, daß noch gegen die Nacht ein Ausfall geschehen und die Kaiserlichen des Ortes vom Walle und aus dem Graben getrieben werden sollten. Der Ausfall, wie Guerike später erfuhr, unterblieb. „Die Ursachen", erzählt er,[1] „sind zwar unbekannt; jedoch wenn dieser

[1] Hoffmann-Guerike 75.

Ausfall ins Werk gerichtet wäre, hätten dadurch die Kaiserlichen in ihrem Vorhaben — weil sie, wie man auch nach der Eroberung von ihnen vernommen, desselben Abends die Sturmleitern angesetzt und alles zum Anlaufe fertig gemacht — ohne allen Zweifel große Confusion und Verhinderung erfahren."

Nach einer anderen Nachricht aus der Stadt ist an Falkenberg selber die Meldung gebracht, daß Pappenheim sehr viele Leitern an den geneigten thalhangenden Wall anlegen lasse. Falkenberg kam und sah. Die Leitern, sagte er, seien zu kurz.[1]

Der Rath von Magdeburg hatte die Capitulation beschlossen. Da der Beschluß gefaßt war wegen der Dringlichkeit der Gefahr, daß das Neue-Werk, welches in unmittelbarem Zusammenhange mit den alten Befestigungen stand, jeden Augenblick mit Sturm angelaufen werden könne: so war die Ausführung des nun einmal gefaßten Beschlusses, oder doch der erste Schritt dazu, eben so dringlich wie der Beschluß selbst. Der Trompeter Tillys weilte noch in der Stadt. Falkenberg jedoch ließ den regierenden Bürgermeister ersuchen,[2] daß in Betreff der beabsichtigten Tractaten „ohne sein Wissen nichts vorgenommen, sondern daß auf den künftigen Morgen früh um vier Uhr, der Rath zusammen berufen werden möge. Alsdann wolle man gemeinsam zu den Tractaten schreiten und sich darüber vereinbaren."

Das Ersuchen ward bewilligt. Noch Einmal konnten an diesem Abende die Mitglieder des Rathes sich zum Schlafen niederlegen, nicht wissend, daß dies Mal an ihnen die Worte, mit welchen Falkenberg sie einige Monate zuvor bei dem Schwedenkönige gezeichnet hatte: „Bei uns ist wenig Rath: vivimus in diem —" zur buchstäblichen Wahrheit werden sollten.

Zur selben Zeit wo am Nachmittage des 9/19. Mai, der Rath von Magdeburg auf den Bericht Guerikes über die drohende Gefahr sich zur Capitulation entschloß, hielt auch Tilly in Westerhüsen Kriegesrath zur Erwägung der Frage, ob man stürmen solle oder nicht. Die Seele des Feldherrn war nicht frei von trüben Besorgnissen. Noch zwei Tage später, also nach dem Gelingen des Sturmes schreibt er[3] an den Kurfürsten Maximilian: „Und ob ich mir wohl keine andere Gedanken ge-

[1] Truculenta Exp. und daraus die Fax M. bei Calvisius 53.
[2] Hoffmann-Guerike 76. [3] Hormayr 302

macht und gewis dafür gehalten habe: es werde der König in Schweden diese Stadt entsetzen, wie er sich denn mit seiner Armada zu diesem gewissen Intent eine Zeitlang zwischen Saarmund und Alt-Brandenburg und annoch der Orten logieret: so ist es doch nicht geschehen." Ob es daher rathsam, gegen die große feste Stadt, die noch nicht durch irgend einen Wallbruch zugänglich gemacht war, fast im Angesichte des Schweden Sturm laufen zu lassen, mochte doch bedenklich erscheinen. Der Weg für den Schweden von Alt-Brandenburg aus hätte über die Dessauer Brücke geführt. Tilly schickte dem Commandanten Niedrum den Befehl, die Brücke wie die Schanze dort abzubrennen.[1] Um drei Uhr Morgens am 20. Mai stand die Brücke in Flammen, von einem Ufer zum anderen. — Wir Spätere wissen aus dem Schreiben des Lars Grubbe, vom 8/18. Mai, daß Gustav Adolf nicht die Absicht hatte, diese Brücke zu benutzen: Tilly wußte es nicht.

Dazu hatte Tilly einen anderen Grund nicht zum Sturme zu schreiten. Er hatte am Tage zuvor den Trompeter mit der dringenden Mahnung der Übergabe in die Stadt gesandt. Noch war derselbe nicht zurückgekehrt. Das Zurückhalten deutete an, daß der frühere Trotz in der Stadt nicht mehr so ausschließlich die Oberhand habe. Es deutete an, daß die Stadt vielleicht doch gütlich sich ergeben werde. Und dies mußte Tilly in jeder Beziehung wünschen, als Feldherr für seine Sache und für sein Heer, aus Mitgefühl für die Stadt. Denn angenommen selbst, was Tilly doch noch bezweifelte, daß der Sturm gelang: so konnte Tilly die Plünderung nicht hindern. Der schwedische Artikelsbrief[2] in dieser Beziehung lautet: „In einer eroberten Stadt gehört das Kriegeszeug dem Könige, das Uebrige mit Abzug des zehnten Theiles den Soldaten. Die Gefangenen müssen sich ranzioniren, d. h. durch ein Lösegeld sich das Leben und die Freiheit erkaufen. Der Soldat soll die Ranzion genießen." So war es in allen Heeren. Demnach gestattete das Kriegesrecht die Plünderung, und machte die Erlaubnis derselben dem Feldherrn zur Pflicht. Nicht bloß für die Bürger war das mit unendlichem Jammer und Leid verbunden, sondern in Folge der Plünderung einer so reichen, wohlhabenden Stadt mußte auch die Disciplin, durch welche Tillys Truppen unübertroffen dastanden, tief und schwer leiden. Sie war so schon gefährdet durch die fremdartigen Elemente, welche

[1] Hormayr 321. G. Krause II, 228. Einzelnheiten darüber bei Wittich, Magdeburg usw. 487.

[2] Schwedisches Kriegsrecht oder Artikelsbrief Tit. XIX Artikel 86, 87.

Tilly mit seinem Heere hatte verbinden müssen, durch die Aufnahme der ehemaligen Wallensteiner. Deshalb war Tilly einem Sturme nicht geneigt.

Um so mehr waren es einige Andere, voran unter ihnen Pappenheim. Er wußte ja, wie weit seine Erfolge gediehen waren, welche Aussichten er dort am Neuen-Werke im Norden der Stadt auf das Gelingen sich machen durfte. Bei dem häufigen Ueberlaufen der Söldner von Einem zum Anderen ist mit Grund anzunehmen, daß Pappenheim auch über die weitere Beschaffenheit des Neuen-Werkes, über die Verbindung desselben mit der Stadt genau unterrichtet war. Es bedarf daher nicht der Vermuthung einer eigentlichen Verrätherei, für die ein durchschlagender Beweis doch niemals erbracht worden ist: die Thatsache, daß die Pappenheimer nicht gehindert waren, Leitern an den Wall zu legen, eröffnete, wie es schien, begründete Aussicht auf den Erfolg eines Sturmes.

Der Feldherr gab in dem Kriegsrathe am 9/19. Mai dem Andringen Pappenheims und Anderer nach. Einhellig ward beschlossen, die Stadt Magdeburg am 20. Mai Morgens zwischen 6 und 7 Uhr an allen Orten auf Einmal mit Sturm anzugreifen.[1] Auf die Verkündigung in den verschiedenen Lagern „hat sich die Soldatesca dermaßen begierig und heroisch gezeigt, daß desgleichen nicht bald gesehen worden."

Mitten in der Nacht ließ der General Mansfeld, dessen Lager sich südwärts von der Stadt befand, seinem ersten Feldgeistlichen, dem P. Wiltheim S. J., seinen Wunsch entbieten, daß um vier Uhr des nächsten Morgens nahe vor Sudenburg eine Feldmesse sehr feierlich gehalten würde.[2] Ein Altar ward auf Wagen dahin gefahren bis zu 200 Schritt von der Stadt. Dann vollzog sich der Gottesdienst. Mansfeld und Andere empfingen die Communion. Kaum war dies geschehen, als man den Feldherrn von Westerhüsen her anreiten sah.

Tilly hatte nur wenige Stunden sich Ruhe gegönnt. Er war in der Erwägung der schweren Frage des Sturmes, wo sein Trompeter noch nicht aus der Stadt zurück, wieder zweifelhaft geworden. Er eröffnete dem Grafen Mansfeld, daß er noch eine Weile aufschieben wolle.[3] Die Meldung ward von den sturmeseifrigen Soldaten Mansfelds mit schwerer Betrübnis vernommen.

---

[1] So der Wortlaut in Gründl. Bericht, so von Gott usw. Über die Vorgänge im kaiserlichen Lager ist Guerikes Bericht abhängig von anderen, also keine Quelle.

[2] Wilthemii Itinerarium p. mihi 47. [3] A. a. O. T. cum summa ardentium militum tristitia jussit aliquandiu differri.

Daß Tilly so gehandelt habe, ist damals entweder nicht ganz unbekannt geblieben oder vermuthet worden. Der Deutsch-Schwede Pufendorf sagt[1]: „Etliche meinen, Tilly habe zwar alles zum Sturme fertig gemacht, jedoch die Macht mehr zeigen als gebrauchen wollen, damit er die Stadt ganz und unversehrt in seine Gewalt bekäme." — Der Franzose Bougeant sagt[2]: „Einige behaupten sogar, daß Tilly niemals die ernstliche Absicht hatte, einen Sturm auf die Stadt zu thun, und daß ohne sein Vorwissen Pappenheim von der anderen Seite anlief."

Die Thatsache, daß Tilly in der vorberührten Weise eingeschritten, tritt hier zum ersten Male aus dem Berichte eines Augen- und Ohrenzeugen an das Licht. Damals blieb sie, bei dem Erfolge von Pappenheims Sturme, unbekannt, und diese Unkenntnis hat bei Mitwelt und Nachwelt zu unrichtigen Urtheilen Anlaß gegeben. Zunächst bei Pappenheim selber. Er griff am Morgen des 20. Mai zu der im Kriegsrathe festgesetzten Zeit an. Er beklagte sich nachher schwer, daß nicht Mansfeld von Süden her das auch gethan. Er verlangte noch drei Monate nachher beim Kaiser die kriegsrechtliche Untersuchung gegen Mansfeld. Aber seine Anklage[3] selbst läßt seinen Irrthum erkennen. Er sagt darin, daß Mansfeld nicht, „wie es von Tilly anbefohlen und unter uns so theuer versprochen war," auch von seiner Seite „zugleich und auf das gegebene Wahrzeichen angegriffen." — Allein eben dieses Wahrzeichen, dies Signal kann Tilly, nach seiner Eröffnung an Mansfeld, nicht gegeben haben. Pappenheim in seiner Kampfeslust, in der Kenntnis seiner Vortheile, mag das Signal als gegeben gemeint haben; denn er handelte offenbar in gutem Glauben. Aber objectiv im Rechte war Mansfeld. Demnach erlangte Pappenheim nicht eine kriegsrechtliche Untersuchung wider seinen Kameraden.

Kehren wir jedoch zurück zu dieser Eröffnung Tillys an Mansfeld. Es wird kein Zeitpunct dafür angegeben; aber der Verlauf der Dinge zeigt, daß Tilly diesen Entschluß zwischen fünf und sechs Uhr Morgens kund gegeben haben muß. Welche unendliche Tragweite der Dinge hing an den Entschlüssen dieser Stunde, je nachdem wo und von wem sie

[1] Pufendorf lib. III § 15.

[2] Bougeant I, 256. Ähnlich auch der zeitgenössische Italiener Bisaccioni I, 71: Se il Pappenheim non sollecitava, forse che starebbe ancora in piedi Magdeburgo illesa. [3] Bei Förster II, 93.

gefaßt wurden! Uns Späteren, denen der Stand der Dinge an allen drei Orten, in Tillys Hauptquartiere, im Lager Pappenheims, auf dem Rathhause in Magdeburg, offen vorliegt, ist eben darum ein klares und bestimmtes Urtheil möglich, wie es die damalige Mitwelt, nach der einen oder der anderen Seite in Unkunde befangen, nicht fassen konnte. Tilly harrte der Rückkehr seines Trompeters aus der Stadt mit dem Erbieten zur Capitulation. Pappenheim lauschte auf das verabredete Signal zum Sturme. Falkenberg stand unter dem Drucke des Beschlusses des Rathes von Magdeburg für die Capitulation. Wenn aber die Capitulation zu Stande kam, so war eine der nächst liegenden Consequenzen die Aufdeckung seines ganzen Planes. Wenn nichts Anderes, so wurden sicherlich die auf dem Neuen-Markt vergrabenen fünf Tonnen Pulvers gefunden, und legten beredtes Zeugnis ab für seine Absicht die Stadt zu vernichten. Und nicht bloß er selber ward gebrandmarkt, sondern der Schatten dieses Brandmarks fiel zurück auf den König, in dessen Interesse er gehandelt. Eine Capitulation von Magdeburg setzte dem Eroberungszuge des Schweden auf deutschem Boden das Ziel, und die Consequenzen warfen ihn zurück über das Meer.

Der Beschluß des Rathes für die Capitulation war gefaßt: Falkenberg konnte ihn nicht wendig machen. Das Einzige was er noch konnte, war die Ausführung zurückhalten und verzögern.

14. Die Erstürmung und der Brand von Magdeburg.

In der Stadt begaben sich gemäß der Ladung vom Abende zuvor der Rath, der Ausschuß, die Viertelsherren, um vier Uhr Morgens nach dem Rathhause. Sie erwogen hin und her, welche Vorschläge man dem kaiserlichen Feldherrn zu machen habe. Falkenberg besichtigte unterdessen die Posten und entließ, der Gewohnheit gemäß, die Hälfte der Mannschaft.[1] Dann ritt auch er nach dem Rathhause. Dort begab er sich in ein besonderes Zimmer, wo schon Stallman und die Räthe des Markgrafen seiner harrten.[2] Zu ihnen traten dann im Namen des Rathes der Bürgermeister Kühlewein, der Syndikus Denhardt, die Rathsherren Conrad Gerhold und Otto Guerike. Diese vier Männer repräsentierten also den Rath; jedoch haben wir dabei der Meldung Falkenbergs, vom 6/16. Januar, an Gustav Adolf eingedenk zu sein, lautend[3]: „Ich und

[1] Copey bei Calvisius 39.

[2] Von hier an ist Hoffmann-Guerike 76 wieder Hauptquelle. [3] Dittmar 360.

der Fürst haben uns beide eidlich gegen die Stadt verpflichtet, ihr Bestes zu suchen." Der Sachlage nach war den vier Repräsentanten des Rathes dieser Eid in frischem Gedächtnisse.

Die vier Bürger hatten vom Rathe den Auftrag, „die Tractaten zu vollstrecken und alsofort mit dem Trompeter Gesandte an den General Tilly zu schicken." „Als man sich nun hierin unter einander bereden wollen, hat H. Falkenberg angefangen, alle des Königs hochbetheuerte Zusagen und Versprechungen des so lange vertrösteten Entsatzes der Länge nach zu erzählen, nochmals an denselben festiglich gehalten und vertrauet, mit der ferneren Anzeige, daß ja die Gefahr noch nicht so groß, wie Etliche vermeinten, und weil man sich nunmehr des Entsatzes stündlich, ja augenblicklich vermuthete, wäre Eine Stunde, die man sich länger hielte, nicht mit einer Tonne Goldes zu bezahlen." — So redete am 20. Mai der Mann, der in Magdeburg ganz allein seit Ende April im Besitze der Kunde war, daß der Schwedenkönig, wie er selber sich ausgedrückt, hoffe in ein Paar Monaten die Mittel zum Entsatze zu haben. Falkenberg redete so zu Zuhörern, die ihrerseits dies Schreiben des Schwedenkönigs nicht kannten, aber von denen doch auch keiner den Muth und die Kraft besaß, dem Redner ins Wort zu fallen und ihm zu sagen, daß ihr Auftrag nicht dahin laute, einen gefaßten Beschluß ihrer Oberen durch Reden wieder in Frage zu stellen, sondern sofort auszuführen. Wir Spätere haben dabei uns zu vergegenwärtigen, daß dieses Reden Falkenbergs auf dem Rathhause in Magdeburg, zwischen fünf und sechs Morgens, gleichzeitig war mit dem Worte Tillys zu Mansfeld im Lager südwärts von Magdeburg, daß er mit dem Sturme noch etwas verziehen wolle. Auch dies konnten die vier Magdeburger Bürger, die dem Falkenberg zuhörten, nicht wissen; dagegen wandten sie auch nicht ein, daß bei dem Stande der Dinge, wie er seit dem Nachmittage zuvor offenkundig vorlag, jene Worte Falkenbergs von dem Werthe Einer Stunde gerade umgekehrt für sie und ihre Stadt richtig waren. Und so fügten sie sich unter die dämonische Überlegenheit des fremden Mannes, der sie ins Verderben redete, und hörten weiter ihm zu.

Bereits vorher ist berührt worden, daß erst als alles vollendet war, an diesem Verhalten Falkenbergs am Morgen des 20. Mai für Otto Guerike die volle Klarheit aufging, die er dann, dem Schweden Salvius gegenüber, in die kurzen Worte faßte: „Falkenberg hat nicht

[1] Opel, Otto v. Guerikes Bericht 44. G. nimmt dort Bezug auf diese Rede des F.

accordieren wollen." Mit diesen Worten zeichnet Guerike den Inbegriff von Falkenbergs ganzem Thun, und namentlich seiner letzten Rede. Der Zweck derselben war, die geringe noch übrige Zeit bis zum erfolgenden Sturme, den Falkenberg aus den Anzeichen des Abends zuvor mit Sicherheit voraussehen mußte, so lange zu verreden, bis es für eine Capitulation zu spät war.

Nachdem Falkenberg „von diesem und dergleichen wohl bei einer Stunde lang geredet," ließ der Rath ihm und seinen Zuhörern durch einen Secretär ansagen: die zwei Wächter auf dem Dome und dem St. Jacobsthurme meldeten, daß die Kaiserlichen aus allen Lagern sehr stark in die zwei Vorstädte Sudenburg und Neustadt rückten und sich hinter Vorsprünge und Mauerreste deckten. — Gleich danach kam ein Bürger vom Walle und meldete: im Felde lebe es hinter allen Hügeln und Gründen von Reitern. Auch habe man sehr viel Volkes in die Vorstädte marschieren sehen. Falkenberg gab den Überbringern dieser Nachrichten die Antwort: „Ich wünsche, daß es sich die Kaiserlichen unterstehen und stürmen möchten: sie sollten gewis so empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele." — „Er hat ferner in seinem Gespräche und Voto fortgefahren." — Dagegen „ist den Officieren und Knechten auf den Wällen kein „Avertissement geschehen",[1] noch auch Verstärkung an Mannschaft und Waffen zugeschickt.

Die hauptsächlich oder allein gefährdete Stelle war das Neue-Werk im Norden der Stadt, welchem Pappenheim mit vier Regimentern vom Elbufer an bis zur Hohen-Pforte gegenüber stand. Er wartete mit dem Anlaufe bis zu der im Kriegsrathe am Abende zuvor festgesetzten Zeit, vielleicht auch noch darüber hinaus, bis er das verabredete Signal vernommen zu haben meinte. Denn es ist zu wiederholen, daß Tilly dies Signal nicht gegeben haben kann.

Das Neue-Werk war am Morgen des 20. Mai noch weniger wohl verwahrt als am Nachmittage zuvor, wo Guerike dem Rathe berichtet, daß die Stadt jeden Augenblick von dort her überfallen werden könne. Denn inzwischen waren noch die Leitern angelegt. Die Pappenheimer steigen in die Faussebraye, den Unterwall. Sie finden dort einige Soldaten, deren Anzahl verschieden angegeben wird, des Regimentes Falkenberg, auf einen Angriff nicht vorbereitet. Denn nur die Schild-

[1] Hoffmann-Guerike 80. Wittich-Guerike 40*.

wachen haben brennende Lunten. Den anderen Soldaten wird nicht die Zeit gelassen, die ihrigen anzuzünden. Sie haben aber auch nicht eine Pike, einen Morgenstern, noch die sonst üblichen Waffen, mit welchen man die Stürmenden, den Wall Heranklimmenden ersticht oder niederschlägt.[1] Sie fallen oder flüchten durch die enge Pforte auf den Oberwall, ihnen nach und mit ihnen zugleich die Pappenheimer. „Und haben die auf dem Bollwerke und Rondeel liegenden Soldaten und Bürger nicht gewußt noch wissen können, was dabei zu thun sei; denn sie den Falkenbergischen die Retirade nicht wehren dürfen." Oben hält ein markgräflicher Prediger Betstunde. Um so größer die Verwirrung unter den Überraschten. Immer mehr Pappenheimer drängen nach. Falkenberg hatte kurz zuvor einen Abschnitt dort machen lassen, weil er eine Unterminierung befürchtete. Der Aufwurf dient den immer stärker herauf drängenden Pappenheimern zur Brustwehr, von welcher aus sie auf die überraschten Falkenberger feuern. Andere Angreifer eilen in der Faussebraye rund um das in die Elbe vorspringende Rondeel. Zugleich läßt Pappenheim, weil das Wasser zur Zeit sehr klein, zwei Compagnien Kroaten durch das Wasser rund um das Bollwerk bis an das Fischerufer reiten. „Sobald diese Kroaten durch das Thor, welches die Fischer vorher nicht zumachen lassen, sondern selbst verwahren wollen, unter dem Fischerufer herein gekommen, haben sie alles, Bürger und Soldaten, in Confusion gebracht."

War das der Empfang, den Falkenberg auf die Nachricht des Herannahens der Kaiserlichen für dieselben verheißen hatte? —

Wir haben ihn verlassen in seiner Rede auf dem Rathhause, daß noch keine Gefahr, daß nun, wo man sich des Entsatzes nicht mehr stündlich, sondern augenblicklich versehen dürfe, der Gewinn Einer Stunde nicht mit einer Tonne Goldes zu bezahlen sei. Er redete weiter und weiter, fort in diesem Sinne. Da bläst von dem nahe gelegenen St. Johann herab der Thürmer: Sturm. Er steckt zugleich die weiße Kriegesfahne aus. Es ist ein schöner, stiller Maimorgen. Die Fahne flattert nicht lustig, sie hangt schwer über die Stadt. Was bedeutet sie? Wer von denen, die da unten mit Furcht und Schrecken sie gewahren, mit Entsetzen die Töne des Wächterhornes vernehmen, vermag es das Unglück dieser Stunde in seiner vollen Bedeutung zu ahnen, zu ermessen?

[1] Hoffmann-Guerike 80 uf. [2] Hoffmann-Guerike 71 und 81.

Guericke ist mit in dem Zimmer, wo Falkenberg redet. Er hört es an; aber er ist unruhig, er horcht hierhin, dahin: er zuerst dort vernimmt den Ton des Wächterhornes vom Thurme. Es treibt ihn hinaus, nieder vom Rathhause in die Straßen. Er erblickt in der Fischerstraße plündernde Kroaten. Er kehrt zurück nach dem Rathhause, dies Mal in die Versammlung des Rathes selbst, mit dem Rufe: „Es ist unvonnöthen da zu sitzen: denn der Feind ist schon in der Stadt.“ „Welches Allen gar unglaublich vorgekommen.“

Unterdessen kamen auch Falkenbergs eigene Diener mit der Meldung, daß die Kaiserlichen schon auf dem Walle bei der Neustadt. Da endlich erhob sich Falkenberg, stieg zu Pferde und ritt hin, um das Regiment des OL. Trost von dem Elb-Marsche abzufordern. Der Rath dagegen sandte[1] an die Stellen, wo die Kaiserlichen eingedrungen, Trommelschläger aus, um Chamade zu schlagen. Es war zu spät. Die Trommler gingen und kehrten nicht wieder. Die Kaiserlichen waren in der nordöstlichen Ecke der Stadt durch das Stückthor bereits in die große Lakenmacher-Straße gelangt. Dort entbrannte ein heftiger Kampf. „Weil wir,“ „erzählt[2] einer der Stürmenden, „in der genannten Lakenmacher-Straße von Reitern und Fußvolk großen Widerstand fanden, unsere Pikeniere dagegen, in der Meinung, daß die Stadt schon eingenommen wäre und sie nun Beute machen müßten, ihre Piken mitten entzwei gekörbet hatten, um damit die Häuser desto besser zu durchstreifen, kamen sie auf unseren Ruf: Pikeniere her — mit Springstöcken. Wir wurden also zum anderen und zum dritten Male bis an die Mauer und die Sturmleitern getrieben. Inzwischen schickte der General zum zweiten Male seinen Adjutanten, welcher im Namen desselben Befehl gab, ein Paar Häuser anzuzünden, in der Meinung die Bürger von den Waffen ab und zum Löschen anzuweisen. Da es nun ein heller, schöner und stiller Tag war, wurden zwei Häuser, wiewohl wider unseren Willen, bei der Hohen-Pforte angezündet. Die brannten nun über eine gute Stunde hell wie ein Licht: es wollte sich aber kein einziger Bürger von den Waffen zum Löschen begeben, sondern fochten an allen Enden der Stadt unaufhörlich und desperat, mitsammt der Reiterei, worüber wir unsere Kräfte verloren. Inzwischen hatte der FM. Pappenheim mit Hacken und Schüppen einen Quersteig den Wall hinaufhauen und machen lassen, über den er vier

[1] Hoffmann-Guericke 77.

[2] Capitän Ackermann bei Calvisius 106. Der Bericht Pappenheims bei Förster II, 91 ist allzu sehr durchsetzt von seiner Erbitterung gegen Mansfeld.

Compagnien Arkebusiere und einige Kroaten in die Stadt brachte. Das Fechten in den Gassen, welche zum Theile mit Ketten bezogen, hatte unsere neun Stürme, deren jeder von 3000 Mann war, dermaßen abgemattet, daß wir kaum gappen konnten. Indem nun unsere Reiterei mit Heerpauken- und Trompetenschall durch die Lakenmacher-Straße anmarschiert kam, begann der Feind zu weichen."

Zu diesem Weichen mag beigetragen haben das Verschwinden Falkenbergs. Eine der eifrigsten Parteischriften von Magdeburg, nachdem sie den anfänglichen Erfolg Falkenbergs im Zurückwerfen der Pappenheimer berichtet,[1] fährt dann fort: „Weil er aber am Volke schwach und die Feinde ihm zu mächtig waren, ist er, vielleicht ohne Gedanken, an die Spitze geritten und von dem Feinde erschossen worden. Sein Körper ist nachher von dem Feuer ganz verbrannt, daß man von ihm nichts finden mögen. Dem lieben Gott sind alle Dinge bekannt." Der Sinn der dunkeln Worte scheint zu sein: Falkenberg hat seinen Tod gesucht. — Verschiedene andere Berichte sagen,[2] daß man ihm Quartier geboten, er die Annahme verweigert habe. Er wurde verwundet oder bereits todt in ein Haus bei der St. Jacobskirche getragen.[3] Demnach hatte sich der Kampfplatz schon erheblich weiter in die Stadt gezogen.

Nur Pappenheim an seinem Orte hatte Aussicht auf diesen Erfolg, nicht die anderen Heerführer. Pappenheim war in die Stadt gekommen, weil ihm die Bahn vorbereitet war. Die anderen Anführer kamen zunächst nicht hinein, weil sie anliefen gegen hohe Mauern und feste Thore. Der Herzog Adolf von Holstein berannte das Kröckenthor, vertheidigt von dem Markgrafen Christian Wilhelm. Aber die eingedrungenen Pappenheimer kamen ihm in den Rücken. Der Markgraf Christian Wilhelm, bereits wiederholt verwundet, nahm das ihm angebotene Quartier an, wie er später dem Schweden schrieb, im Interesse desselben (Vgl. S. 146). Er wurde als Gefangener Pappenheims auf Pikenstangen ins Lager hinausgetragen.

Schwerer war der Kampf im Süden an dem starken Bollwerke des Heideck. Der Weisung Tillys gemäß gab Mansfeld nicht den Befehl zu stürmen. Als jedoch aus der Stadt der Kampfeslärm, das Geläute der Sturmglocken an die Ohren der Soldaten drang, waren sie nicht

[1] Fax M. bei Calvisius 54.
[2] Arkiv II, 257. Vgl. auch Wittich, Falkenberg 165.
[3] Hoffmann-Guericke 85.

länger zu halten.[1] Der Graben dort war kaum zu zwei Dritteln angefüllt, so daß an dieser Stelle die Stürmenden bis an die Achseln im Wasser waten mußten. Zuerst ward eine Colonne von 50 Mann hindurch geschickt. Es gelang ihnen an der Faussebraye sich zu halten. Es folgte eine Colonne von 200 Mann. Der Führer derselben mit einer Reihe Anderer ward erschossen. Wiederum folgten 400 Mann. Da die durchnäßten Musketen und Bandeliere unbrauchbar wurden, hatte man die Soldaten mit Handgranaten ausgestattet. Mit denselben trieben sie die Gegner aus der Faussebraye, ließen die Musketen dort zurück und kletterten hinan. Die Vertheidiger flohen, die Geschütze wurden gewendet, und dann folgten, nach der Ausfüllung des Grabens, die drei Regimenter, denen jene Colonnen angehörten.

So der Bericht von kaiserlicher Seite. Nach einer anderen Angabe[2] waren dabei eine Reihe von Soldaten in dem Graben ertrunken. — Vernehmen wir dagegen auch den Bericht eines der Vertheidiger, eines Bürger-Constablers.[3] „Das Volk des Grafen Mansfeld," schreibt er, „lief Sturm am Heideck; aber sie konnten nichts schaffen, wurden von uns und den Soldaten, die im Heideck waren, etwa 50 unter der Führung des Fähnrichs Staden, der sich sehr wohl hielt, abgeschlagen. Dies währte von 7 bis um halb 10 Uhr. Da kam der Feind aus der Stadt, welche er schon ganz inne hatte, auf dem Walle über dem Sudenburger Thore zu uns, und hatten viele Bürger-Fähnlein schon bekommen. Auch erfuhren wir von etlichen Bürgern, daß die Stadt schon über wäre. Denn wir vor unserem Schießen nicht hören konnten, was an anderen Orten geschah. Doch sahen wir zuvor den Rauch des Feuers. Wir wußten aber nicht, von wem der Feuerschade käme. Wie der Feind nun durch die Stadt zu uns auf unseren Posten kommen will, wir auch sehen, daß er das (Sudenburger) Thor lassen öffnen, und da alles Volk herein wandert, geht unser Fähnlein dem Feinde entgegen und wird ihm präsentiert, indem wir vermeinen Quartier zu haben, welches aber schwer zuging. Doch bekamen Etliche Quartier."

Demnach war damals, vor halb zehn Uhr, das große Feuer in Magdeburg bereits so stark im Gange, daß die Soldaten in den Festungswerken es gewahrten. Nach dem Berichte eines Corporals,[4] der an sich

[1] Wilthemii It. p. m. 48. Kriegsacten F. 92. [2] Wilthemii It. p. m. 47.
[3] Bei Calvisius 126.
[4] Bei Wittich, Zur Katastrophe Bd. 23, 24. Vgl. 30.

nicht unglaubwürdig, hat Falkenberg selber vor seinem Ende noch befohlen, das Zeughaus in Brand zu stecken. Für die Sache selber ist dies nicht wesentlich; denn Falkenberg hatte, wie der Erfolg ausweist, seine Vorbereitungen so getroffen, daß sie in der Hauptsache nicht mislingen konnten. „Es[1] weiset es auch der Brand an ihm selbsten aus, daß allwegs zwischen drei oder vier Häusern, sonderlich am Breiten-Wege, eins angesteckt worden, damit das Feuer zusammen schlagen könne." Der Schreiber dieser Worte will damit die Brandlegung den Pappenheimern beimessen. Nicht auf seine Vermuthung kommt es an, sondern auf die Thatsache, die er als Augenzeuge berichtet. — Es fragt sich um die genaue Zeitangabe der Entstehung des Brandes im Großen.

Diese wird bestimmt durch die Meldung[2] des Schössers Frankenberg in Gommern an den Kurfürsten. „Ewr. Kf. D. berichte ich unterthänigst, wie daß heut dato zu Magdeburg zwei große Feuer um neun Uhr Vormittags aufgegangen, welche in großer Eile dermaßen überhand genommen, daß, so viel man vom Schloßthurm allhier absehen können, fast die halbe Altstadt Magdeburg bis an den Dom im Feuer gestanden." — Und damit gelangen wir an einen genaueren, bisher nicht bekannten Bericht eines Augenzeugen und Mithandelnden.

Von der Feldmesse vor Sudenburg ins Lager zurückgekehrt, setzte P. Wiltheim sich mit zwei Ordensbrüdern zum Frühstücke. Von dem offenen Zelte aus gewahrten sie über der Stadt Magdeburg einen schweren Rauch aufsteigen. Der Rauch wurde stärker: es war ihnen nicht mehr zweifelhaft, daß in Magdeburg ein großes Feuer brenne. Zugleich meldete ein Gerücht, daß die Stadt genommen sei. P. Wiltheim machte sich dahin auf den Weg. Bereits begegneten ihm rückkehrende jubelnde Soldaten, einige beladen mit Säcken voll Fleisch, Schinken, Kleidern; Andere trugen in den Händen silberne Becher und ähnliches Geräthe; noch Andere hatten goldene Ketten am Halse, kostbare Ringe an den Fingern, zogen auch wohl mit Triumph aus den Taschen Edelsteine, Perlen und Diamanten hervor; Andere wieder zerrten unter der spöttischen Rede: es gelte nun nicht mehr das alte Wort:

> Die Metz und die Magd
> Haben dem Kaiser den Tanz versagt —

weinende und schluchzende Frauen und Mädchen mit fort.

---

[1] Fax M. bei Calvisius 62.

[2] Wittich, Zur Katastrophe 22, 400.

Das Sudenburger Thor stand offen. Aber das Holzwerk daran brannte, Feuerstücke fielen herunter. P. Wiltheim wagte sich hindurch. Dann wandte er sich rechts, zum Mauritius-Dome. Bereits lagen Leichen auf dem geräumigen Platze des Neuen-Marktes. Er trat durch die Seitenthür in die Vorhalle, geschmückt mit den Bildern der fünf klugen Jungfrauen, mit dem Ausdrucke der Freude dargestellt, und der fünf thörichten, weinend.[1] Er wendete sich in das Schiff der Kirche, gedrängt angefüllt mit Frauen, die hier sicher zu sein hofften. Auch dort traf sein Auge auf einige Leichen, namentlich lag eine solche auf den Stufen zum Altare vor dem Chore. Der Raum des Chores war erfüllt mit weinenden Kindern. P. Wiltheim warf sich nieder vor dem Altare, dessen goldenes Antipendium, noch geblieben aus alter Zeit, bereits mit Blut bespritzt war. Nachdem P. Wiltheim ein Dankgebet für den Sieg verrichtet, umdrängten ihn die vor Furcht halbtodten Frauen mit der Frage, ob sie sterben müßten. P. Wiltheim wies sie hin auf die Heiligenbilder rund umher, der allerseligsten Jungfrau, des heil. Mauritius. Der Abfall von der Kirche der Väter, sagte er ihnen, sei der Ursprung alles dieses Unheils, so wie dann ihr Vertrauen auf die lügenhaften Vorspiegelungen ihrer Prediger. Man wußte nämlich im Lager ziemlich genau, welche Reden Dr. Gilbert geführt. P. Wiltheim mahnte die Frauen zurückzukehren zu dem alten Cultus, um durch die Fürbitte der Heiligen den Schutz Gottes zu erlangen. Er forderte sie auf mit ihm zu beten: „Heilige Maria, bitte für uns, jetzt und in der Stunde unseres Todes." Als er vernahm, daß einige Stimmen folgten, betete er abermals den ganzen englischen Gruß[2] vor, zum Nachsprechen mahnend, mit der Verheißung, daß er sich verbürge, bei Tilly Sicherheit des Lebens und der Ehre für sie zu erlangen. Seine Mahnung fand Folge: die Frauen wiederholten eine jede seine Worte. Mit dem Rufe: „Seid gutes Muthes!" schied P. Wiltheim von ihnen.

Er schritt hinaus wieder über den Neuen-Markt. Es fügte sich, daß Tilly und Mansfeld, eben zum Sudenburger Thore eingeritten, auf dem Neuen-Markte hielten, klagend über das rasche Umsich-Greifen des ungeheueren Brandes. Dazu schien die Sonne heiß, so daß Tilly einem daher kommenden Soldaten gebot, ihm einen Trunk Wassers zu bringen. Unterdessen trat P. Wiltheim heran. Keiner der drei Männer konnte ahnen, daß unter ihren Füßen fünf Tonnen Pulvers lagen, ausreichend

---

[1] Vgl. Brandt 40. [2] Evangelium s. Lucam I, 28.

zum Verderben nicht bloß ihrer selbst, sondern zugleich der ganzen Umgebung mit dem Dome. Es ist nicht anders anzunehmen, als daß die Zündleitung zu dem dort vergrabenen Pulver schon vorher versagt hatte. P. Wiltheim berichtete dem Feldherrn über den Stand der Dinge im Dome und sein dort abgegebenes Versprechen. Die Antwort Tillys war das Gebot ihn hinzuführen. Er trat mit P. Wiltheim in den Dom, sprach dann selber einige Worte des Tadels über die Halsstarrigkeit, durch welche die Stadt Magdeburg sich diesen Jammer zugezogen. Er bestätigte das Versprechen des P. Wiltheim, mit dem Verbote, aus dem Dome hervorzukommen. Eine herbei gerufene Wachmannschaft erhielt den Befehl, keinen Soldaten ferner einzulassen.

Auf dem Rückwege über den Neuen-Markt warf sich ein wohlbeleibter Mann vor Tilly nieder und flehte um sein Leben. Es war der Dr. Gilbert, Prediger zu St. Ulrich, die Fackel und Posaune des Aufruhres. Tilly, den das Blutvergießen anekelte,[1] trug die Gewährung entgegen.

Tilly begab sich nach dem unfern gelegenen Liebfrauenkloster, um den P. Sylvius zu begrüßen. P. Wiltheim dagegen lenkte, ungeachtet des zunehmenden Brandes, seine Schritte weiter über den Breiten-Weg. Er gelangte zum Alten-Markt. Alle Straßen und Plätze, die das Feuer noch nicht berührt, lagen weiß, wie wenn es schneiete, und eben so wirbelten wie Schneeflocken die Bettfedern in der Luft umher. Denn die Soldaten, um die Überzüge als Säcke zu gebrauchen, schütteten die Federn zu den Fenstern hinaus, stopften dafür die Beute hinein, und eilten dann aus Furcht vor dem Feuer eilig damit hinaus in das Lager.[2]

Die vorherrschende Leidenschaft des Soldaten, dem das Kriegsrecht damaliger Zeit in einer mit Sturm genommenen Stadt freien Lauf ließ, ist die Gier nach Beute. „Insonderheit," berichtet[3] Guerike, „hat ein jeder von den Feinden nach vieler und großer Beute gefragt. Wenn dann eine solche Partei in ein Haus gekommen und der Herr etwas zu geben vermocht gehabt, hat er sich und die Seinigen so lange salvieren und erhalten können, bis wieder eine andere angekommen, die auch etwas

---

[1] A. a. O.: Accedit ad genua praepinguis Praedicans et Rabula ista ad S. Udalrici aedem, — — orans vitam, quam et Tillius ultro, de tanta caede nauseabundus, condonavit.

[2] A. a. O.: Ignemque fugientes anheli deportabant ad castra.

[3] Hoffmann-Guerike 83.

haben wollen. Endlich aber, wenn alles hingegeben und nichts mehr vorhanden gewesen, alsdann ist die Noth erst angegangen. Da haben sie angefangen zu prügeln, ängstigen, gedroht zu erschießen, spießen, henken usw., daß, wenn es gleich unter die Erde vergraben oder hinter tausend Schlössern verschlossen gewesen, die Leute es dennoch hervorsuchen und herausgeben müssen. Unter welcher währenden Wütherei dann, und da diese so herrliche große Stadt, die gleichsam eine Fürstin im ganzen Lande war, in voller brennender Gluth und solchem großen Jammer und unaussprechlicher Noth und Herzeleid gestanden, sind mit gräulichem ängstlichem Mord- und Zetergeschrei viele tausend unschuldige Menschen, Weiber, Kinder kläglich ermordet und auf vielerhand Weise erbärmlich hingerichtet worden, also daß es mit Worten nicht genugsam beschrieben, noch mit Thränen beweint werden kann."

Guerike, der selber nicht direct mit betroffen wurde, sondern mit Kühlewein und Anderen, die wie er sich in das Haus ihres Verwandten Johann Alemann geflüchtet, durch den Kriegsrath Walmerode, Rettung und Befreiung erlangte — schildert in diesen Worten den Gesammteindruck. Aber nur die Beute und die Ranzion war das Recht des Soldaten, nicht das Tödten. Und es werden doch auch Fälle berichtet, daß Officiere wie Soldaten der Befehle Tillys eingedenk waren. Auch Pappenheims Obersten mahnen die Soldaten so zu handeln, daß sie es verantworten können.[1] Und wiederum ruft[2] ein Soldat einem anderen zu, der auf einen Prediger einhauen will: „Was willst Du thun? Siehst Du nicht, daß er ein Geistlicher ist?"

Auch kommt es vor, daß noch ein anderes Verhältnis mildernd einwirkte. Viele der Soldaten hatten ihre Frauen im Lager; denn nach der Kriegführung jener Zeit zogen Weiber und Familien mit umher. Diese Frauen erwarteten von ihren Männern nicht eine Erzählung, wie viele Feinde sie erschlagen, sondern Beweise ihrer Tapferkeit in klingender Münze, Ringen, Silbergeschirr u. dergl. Es ist ein solcher Bericht[3] erhalten, wie ein Tillyscher Soldat, ein Nürnberger von Geburt, seiner Frau eine Familie mit einer Kinderschaar in die Hütte führt. Er hat Beute machen wollen; aber die feinen Büblein haben ihm besser gefallen. Er hat für sie in der brennenden Stadt gesorgt mit Speise und Trank, sie dann hindurch geführt durch das Gewoge und Gewühl der Soldaten. Er erhält von seiner Frau darüber scharfen Tadel. Aber die Frau ist

[1] Bericht des Predigers Thodaenus bei Calvisius 114. [2] A. a. O.
[3] Frieses Bericht in Ludwig, Germania princeps I, 641 ff.

vom selben Stoffe, wie ihr Mann. Während sie noch tadelt und schilt, ist sie mit der Mutter der Kleinen schon beschäftigt für die Pflege und Wartung derselben. Am anderen Tage zieht das Ehepaar in die Stadt, im festen Vertrauen: Gott werde ihnen nun wohl Beute bescheeren, nachdem sie die Büblein gerettet. Sie bringen reichlich heim, und der ehrliche Soldat benutzt die Gelegenheit, seiner Frau den Tadel des vorigen Tages zurück zu geben. Beide verweigern der geretteten Familie die Annahme jeglichen Lösegeldes.

Auch andere Züge der Menschlichkeit werden berichtet, so jedoch, daß in dem Erbarmen das Verlangen nach Beute nicht untersinkt.[1]

Zu der Beutegier der Soldaten gesellte sich verderbend die Leidenschaft gegen das sechste Gebot. Hören wir darüber den Augenzeugen P. Wiltheim. Als er am Alten-Markte ostwärts abbog nach St. Johann, beständig die Soldaten mahnend an das Gebot Tillys, daß sie der Frauen schonen und des Mordens sich enthalten sollten, sah er im Gegensatze dazu mehr als zuvor die Straßen bedeckt mit nackten Leichen. Er gibt seinem Unmuthe darüber Ausdruck mit den Worten[2]: Foeminarum integritati minime parcitum: quin ad St. Petri aedem cumulum violatarum et interfectarum erat videre foeminarum. Atque ejusmodi canina libido palam a victore nostro milite in victas exercita nostros exercitus e victoribus victos effecit, atque praeteritos omnes triumphos in perpetuas abinde clades convertit, quod non tantum gregarius miles, sed et tribuni se hoc anathemate contaminaverunt, nec unius diei libidine satiati vitiatas rapuerunt et diu in suam circumduxerunt perniciem.

Sicher waren die Frauen im Dome. Doch auch noch an einer anderen Stelle bot sich ihnen ein Asyl. Nachdem Tilly in verschiedenen Richtungen die Straßen durchritten und die Überzeugung gewonnen hatte, daß gegen den ungeheueren Brand nicht aufzukommen war, zumal nachdem auch ein heftiger Wind sich erhoben, kehrte er zurück zu dem Liebfrauenkloster. Dort stand der Pater Sylvius, weithin kenntlich durch sein weißes Gewand,[3] dicht umdrängt von Frauen, die, um sich seinen Schutz zu sichern, sein Scapulier, seinen Gürtel, sein Gewand erfaßten. Über die Menge hinweg rief Tilly in französischer Sprache ihm zu: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße so viele Du kannst, dem Verderben."

[1] Bei Calvisius 117, 129. [2] Wilthemii I. p. m. 50.
[3] Vandhauer 277. Hist.-pol. Blätter XIV, 306.

Und er selber stieg vom Pferde, hob einen Säugling empor von der Brust der getödteten Mutter, und sprach: „Das sei meine Beute!“ — P. Sylvius, unbekümmert um den murrenden Ruf der Soldaten: „Da geht der Pfaff mit seinen —!“ — zog mit dem ganzen Anhange in das Kloster ab, und nahm ferner an was da kam. „Wie dann denselben Tag wohl bei 600 Weibspersonen ins Kloster errettet und beim Leben erhalten sind. Den anderen Tag sind ihrer noch viel mehr gekommen, und war das Kloster, die Kirche, der Kreuzgang und alle Zimmer so voll, daß man sich nicht rühren noch wenden konnte. Aber dem meisten Theil und den schönsten Creaturen Gottes waren ihre Kleider ausgezogen, so daß sie sich kaum bedecken konnten, und zwar der reichsten vornehmsten Leute Kinder. Wer es sah, dem ging es zu Herzen, und mußte ein Mitleid mit ihnen haben. Daneben sind ihrer wenige mit Ehren von den Soldaten weggelassen worden. Was für Jammer und Elend in diesen Tagen in der Stadt Magdeburg vorgegangen, kann Keiner aussprechen.“ — Das Ärgste jedoch war der immer wachsende Brand.

„Die Kirchthürme des Klosters gingen wohl sechsmal an von dem eingelegten Pulver, wie man es dann noch an unterschiedlichen Orten in Papier gefunden.“[1] Dies wurde jedes Mal gelöscht. Dagegen zweifelten Tilly wie Pappenheim, daß die Kirche erhalten werden könne, weil die Flammen des allgemeinen Brandes zu heftig. Dazu kam das Flugfeuer. „Die Speckseiten, Schinken und Würste sind in dem mächtigen Brande umhergeflogen wie die schwärmenden Raketen.“[2] P. Sylvius dagegen hatte guten Muth. „Ich hoffe,“ erwiederte er, „zu Gott und durch die Fürbitte der h. hochgelobten Jungfrau und des h. Norbert: wir wollen es erretten.“ Tilly ließ für die Magdeburger und die Bauern, die noch vorhanden, allen Pardon ausrufen, wenn sie nur kämen zu löschen. Bereits brannten einmal die Blasebälge der Orgel: dennoch ward das Feuer erstickt.

Die Zeit der Plünderung, so wie des Mishandelns und des Mordens in Anlaß derselben währte nicht viel über zwei Stunden[3]: um Mittag trieb das entfesselte Element Freund und Feind in die Flucht, außer den Unglücklichen, die in Kellern und auf den Böden ihre Zuflucht vor den Plünderern gesucht hatten, und die nun das Feuer dort gefangen hielt, bis es sie verzehrte. Tilly hatte das weitläufige Gebäude der Dompropstei, das unfern des Sudenburger Thores gelegen, west-

[1] Vandhauer 281. [2] Fax M. bei Calvisius 59. [3] Hoffmann-Guericke 83.

wärts an den Breiten-Weg stieß, angewiesen für die aus der Stadt flüchtenden Frauen, unter der Obsorge Reinhards von Metternich und Ottos von Schönberg. Dahin kam auch P. Wiltheim von seiner Wanderung aus der Stadt zurück.[1] Während die drei Männer besprachen, was für die Frauen zu thun, ward ihnen die Meldung, daß die Flamme bereits im Dache und darum schleunige Flucht geboten sei. Das Sudenburger Thor war das einzig gangbare.[2] Dort hinaus strömte in dichtem Gedränge alles was noch gehen konnte.

Und dann erst ward es Allen mit Entsetzen klar, wie gering die Zahl der Magdeburger, die, ob gefangen, ob gerettet, wenigstens das Leben davon getragen hatten, gegen diejenigen, die darin verblieben waren, und über denen nun die Lohe zusammen schlug. Jeder krachende Einsturz in dem Feuermeere, dessen sausende Flammen der zum Sturme gewachsene Wind himmelan fachte, verkündete zugleich die Vernichtung von Menschenleben, ob auf den Böden, ob in den Kellern, oder wohin immer sie sich geflüchtet hatten. Es war kein Entrinnen mehr. Als der Abend dunkelte, hob sich erst recht mächtig die flammende Glut. „Wir standen im Lager," schreibt[3] P. Wiltheim, „und schaueten, wie die Flammen hinauf leckten an den Thürmen von St. Ulrich, von St. Johann, von St. Katharina, von St. Nikolaus, St. Sebastian, St. Peter, St. Magdalena, der Augustiner und Dominicaner, und anderer. Wir sahen sie stürzen, die Flammen über sie zusammen schlagen himmelan. Nos omnes, et Tillius, lacrymas fundebamus."

Der Wiederschein der Glut am Himmel leuchtete weit hinaus über das deutsche Land, nicht als ein Friedenszeichen, sondern als die Mahnung, daß die kommenden Zeiten noch ungleich schlimmer sein würden als die vergangenen. Er leuchtete hinaus bis in das schwedische Hauptquartier von Spandau, wo der Eine, in dessen Interesse Falkenberg gehandelt, sofort erkannte, was für ihn dieser Feuerschein fern im Westen bedeutete. Eine Nachricht[4] darüber lautet: „Da der Schwedenkönig von ferne den Brand gesehen, soll er fast geweint und gesagt haben: Nun das Maß des Übels muß voll werden, und ich hoffe den Geier noch beim Aas zu ertappen, auch dermaßen zuzurichten, sollte ich gleich keine Soldaten behalten."

---

[1] Wilthemii I. p. m. 52. [2] Fax M. bei Calvisius 58.
[3] Wilthemii I. p. m. 52. [4] Wittich, Magdeburg 101 n. 1. Aus einem Schreiben auf der Magdeburger Stadtbibliothek.

Die Worte lassen bereits den neuen Plan des schwedischen Eroberers erkennen. Er will die Schuld dessen, was in seinem Interesse Falkenberg verübt, seinem Gegner Tilly beimessen. Die Möglichkeit dessen konnte nur durch einen Sieg über Tilly ihm auftauchen, und bis dahin war es damals doch noch weit.

15. Die nächsten Tage nach dem Brande von Magdeburg.

Von zehn Uhr Abends an sank die Glut des Brandes.[1] Drei Viertel der Stadt Magdeburg lagen in Trümmern und Asche. Es standen nur noch der Dom, die Häuser am Neuen-Markt, das Liebfrauenkloster, die Fischer- und Schifferhäuser an der Elbe bis in die Diebhenkergasse, in Allem etwa 130 Häuser.

Am folgenden Tage kehrten die Soldaten wieder zur Erneuerung der Plünderung. In dieser Thatsache liegt nichts Auffallendes. Es war einmal das Kriegesrecht der Soldaten, die mit Sturm genommene Stadt drei Stunden zu plündern. Nun hatte am Tage zuvor das Feuer dieß Recht ihnen ohne ihre Schuld vereitelt. Mithin durften sie beanspruchen, das Versäumte nachzuholen. Tilly mochte ihnen um so weniger ein Hindernis in den Weg legen, als die Gier der Soldaten nach Beute der mächtigste Sporn sein würde, die Keller und Gewölbe bloß zu wühlen, und die etwa dort noch verborgenen Menschen vollends zu retten. Dieß war deshalb möglich, weil Tilly am zweiten Tage wohl das Plündern noch gestattete, nicht jedoch mehr den anderen Gewinn der Soldaten: die Forderung von Lösegeld. Bevor die Plünderung begann, ward Quartier ausgeblasen, d. h. unentgeltliche Schonung des Lebens und die Freiheit. Auch in den eifrigsten Berichten findet sich nichts von Grausamkeiten gegen die Überlebenden an diesem zweiten Tage.

Die Zahl der an dem Schreckenstage des 20. Mai Umgekommenen dürfte schwer zu bestimmen sein. Der Oberst Ruepp gibt[2] von den kaiserlichen und den Ligatruppen als gefallen an etwa 100, als geschädigt 7 bis 800. Dieß ist eher zu wenig als zu viel. Die Zahl der in der Stadt umgekommenen Magdeburger wird verschieden angegeben je nach der Berechnung. Keine Angabe bleibt unter 20,000 Menschen.[3] In dem ganzen Hergange liegt zur Genüge angedeutet, daß davon die Zahl derjenigen, welche von Menschenhand erschlagen waren, nicht in Vergleich

---

[1] Hoffmann-Guerike 83. [2] Hormayr 321.
[3] Vgl. Hoffmann-Guerike 87.

zu bringen ist mit der Zahl derjenigen, welche hinstarben in Rauch und Feuer.

Auch Tilly begab sich wieder in die Stadt zur Fortsetzung seines Werkes. Man vernahm ein jämmerliches Weinen und Schreien von kleinen überbliebenen Kindern. Sie saßen häufig auf den Leichen der Eltern, riefen Vater und Mutter, und wußten weiter nicht zu berichten, woher und wohin. Tilly ließ eine Kirche ausräumen, die Kleinen dahin zusammen bringen und sie mit Wasser und Brod speisen. Dann ward ausgerufen: wo noch Mütter vorhanden wären, die ihre Kinder darunter hätten oder glaubten: so möchten sie sich melden und ohne irgend ein Leid zu fürchten, dieselben an sich nehmen und behalten. So berichtet einer der eifrigsten Magdeburger[1] mit dem Zusatze: das Weinen und Schreien der Kinder sei dem Feinde endlich selbst zu Herzen gegangen, und er habe sich gestellt, als trüge er ein Mitleid mit der verderbten und ermordeten Stadt. Etwa 200 Mütter meldeten sich. Dann aber folgt der schwerste Vorwurf von diesem Standpuncte aus für Tilly. „Die anderen Kinder, deren Eltern nicht mehr aufzufinden, soll der Tilly, wie man sagt, etliche in der Jesuiten, etliche in gemeine päpstliche Klöster schicken, daß sie allda auferzogen und zu päpstlichen Greueln gebracht werden.“ Es genügt, daraus zu erfahren, daß Tillys Fürsorge sich nicht auf die augenblickliche Erhaltung der Kinder beschränkte, sondern weiter hinausblickte. Demgemäß wählte der Feldherr dazu die Mittel, die in seinem Bereiche waren.

Diesen zweiten ganzen Tag über hielt Tilly noch die Domkirche verschlossen. Der Grund ist wahrscheinlich die völlige Sicherheit der Geflüchteten. Erst am Morgen des 12/22. Mai ritt er davor und ließ die Thüren öffnen. Die Unglücklichen traten hervor, an ihrer Spitze der Domprediger Bake. Er warf sich auf die Knie und sprach die Worte Virgils, welche dieser dem Priester Panthus über das gefallene Troja in den Mund legt:

Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magd'burgo! Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
Gloria Parthenopes!

Tilly ließ Brod unter die Hungernden austheilen. Die Domprediger mit den Familien derselben ließ er in die Möllenvogtei führen und dort besonders speisen und tränken.

[1] Gründliche und warhafftige Relation, wasmaßen die uhralte usw. 1631. Eben so Exitii et excidii M. hist. relatio 631.

Sofort am zweiten Tage nach der Eroberung ließ Tilly eine Schrift[1] ausgehen, aus der männiglich ersehen und spüren könne, wie väterlich, treu und wohlmeinend er die Stadt vor ihrem Unglücke gewarnt, wie wenig aber solches gefruchtet habe. In Übereinstimmung mit seinem Spruche: nec a Deo, nec a Caesare gibt der Feldherr seiner Schrift das bedeutungsvolle Motto: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Er weist hin auf die Rebellion der Magdeburger, wie sie zur Durchführung derselben auf fremde Hülfe vertraut, auf den Schutz der Ausländer, die unter trüglichen Vorwänden von Religion und Freiheit auf deutschem Boden nichts suchen als eigenen Nutzen und eigene Herrschaft. Er meldet mit Verwundern und Bedauern, daß noch während des Sturmes auf Magdeburg eine solche Feuersbrunst entstanden, daß sie nicht zu löschen gewesen sei. So sei die Stadt heimgesucht zugleich durch Schwert und Feuer von der Hand des allmächtigen Gottes. Nicht jedoch sage er das, fügt der Feldherr hinzu, als wenn er an solchem Leide und Jammer irgendwelches Gefallen trüge; denn er habe ja die Magdeburger treulich, bittlich, ja mehr als väterlich ermahnt, sondern er sage das, damit Jedermann erkenne, daß die Magdeburger ihr Unheil nur sich selber und dem Vertrauen auf die fremde, verderbliche Hülfe beizumessen haben. Er sage das endlich zur Warnung, damit alle Deutsche treu beharren mögen bei dem Kaiser als der von Gott gesetzten Obrigkeit. welche allein sie schütze gegen alle fremde Feinde. Der Feldherr fügte die Briefe hinzu, welche er an den Rath zu Magdeburg, an den Markgrafen, an Falkenberg geschrieben. Jeder Deutsche mochte daraus den Schluß ziehen, ob es dem alten General ein Ernst gewesen sei mit seiner milden Freundlichkeit. Was er dann am 10/20. Mai und den folgenden Tagen in Magdeburg gethan, das fügte er nicht hinzu. An der Rettung dessen, was da gerettet werden konnte, war in erster Linie Tilly persönlich betheiligt gewesen. Davon schwieg er.

Am 14/24. Mai nahm Tilly selber sein Quartier in der Stadt, in der Möllenvogtei am Neuen-Markte, unweit des Mauritius-Domes. Das herrliche Gebäude ward inzwischen gesäubert und zur Herstellung des katholischen Cultus vorbereitet. Am 25. Mai ward das erste Hochamt wieder gehalten. „Welcher Procession und Danksagung gar viele Pröpste und Mönche von ziemlich weiten Orten her sehr devot beige-

[1] Copia Manifesti samt etlichen beygefügten Schreiben, welche der Herr General und Graf von Tilly usw.

wohnt haben." [1] Es waren damals acht Tage verflossen nach der letzten — man darf sagen — väterlichen Mahnung des Feldherrn an die Stadt. Damals noch stand es in ihrer Hand sich alles zu retten, sich selber zu erhalten und dem gesammten Vaterlande eine unsägliche Kette von Trübsalen zu ersparen. Es war vorbei. Sie hatten nicht gewußt, was sie gethan. Und dann war bei ihrer Rathlosigkeit sowohl die Erstürmung wie der Brand über Magdeburg gekommen, ähnlich wie ein Erdbeben.

Von den zwölf Predigern der Stadt, die aus Unverstand und anderen wenig ehrenvollen Motiven als Werkzeuge gedient hatten, die Magdeburger zu verblenden, trug weitaus die Mehrzahl das Leben davon. Der schuldigste von ihnen, der Dr. Gilbert, ward jedoch in Untersuchungshaft genommen, und zugleich die anderen unheilvollen Persönlichkeiten, die vom Beginne an vorangetreten waren: Pöpping, Herkel, Cummius, Stallman. Es ist bemerkenswerth, daß Keiner von ihnen bei dem Brande umgekommen war. Die ersten zwei waren Bankerotteure, die anderen zwei, eben so wie Dr. Gilbert und Falkenberg, nicht geborene Magdeburger. „Dem [2] Ambassadeur Stallman aber hat es geglückt, daß er etliche Tage hernach im Lager bei Fermersleben, durch (die) Hülfe eines ihm wohl bekannten Juden, die eisernen Bande an Händen und Füßen entzwei feilen und bei der, wie man sagt, expraktizierten Anzündung dieses Lagers ausreißen und zum Könige von Schweden flüchten können." Bereits am 25. Mai/4. Juni finden wir Stallman im Lager des Schweden. [3]

Die vier Anderen wurden vor dem Kriegsgerichte vielfach verhört. [4] Alt und Jung, Arm und Reich, die als Zeugen vernommen wurden, bezeichneten den Pöpping und den Dr. Gilbert als die Urheber aller Rebellion. „Pöpping selber gestand zu verschiedenen Malen mit seufzenden Worten: er habe gesündigt, wisse, daß Gott gerecht und gestreng, aber auch wieder gnädig und barmherzig: er habe das Leben verwirkt, vertraue auf die Gnade Gottes und Sr. E." Über Dr. Gilbert sagte der Bericht: „Wie er laut Aussage aller über ihn verhörten Zeugen dergestalt aufgeblasen, hoffärtig, zänkisch und neidisch gewesen, daß alle in der ganzen Stadt, sowohl der Rath als auch gemeine Bürgerschaft, dessen

[1] Bei Calvisius 27. [2] Hoffmann-Guericke 85. [3] Arkiv I. 742.

[4] Auszug der Verhörsacten in Kriegsacten F. 92. Abgedruckt bei Mailáth III, 333, und vollständiger, bei Wittich arch. Beilagen 59*.

Privat-Gegenwart, Freund- und Gemeinschaft gefürchtet: so ist er auch gleichsam (als) eine Posaune zu allem erfolgten Verderben von männiglich gehalten und angesehen worden." — Entsprechend lautete der Bericht über die verbrecherische Thätigkeit auch der zwei Anderen.

Der General Mansfeld, dessen Ernennung zum kaiserlichen Statthalter in Magdeburg noch bei der Anwesenheit Tillys dort in Kraft getreten war, fügte jedoch bei der Übersendung des Berichtes an den Kaiser seine Ansicht hinzu, mit den Worten[1]: „Obwohl das angeheftete Gutachten der beiden Regiments-Schultheißen dahin gegangen, daß man diese Rädelsführer vor das Kriegs-Malefizrecht stellen und dasselbe über sie ergehen lassen solle: so habe ich doch um allerhand Ursachen, sonderlich des Gilberti als eines Prädikanten und arglistig verschlagenen, sehr druzigen Mannes willen, dessen ein Bedenken gehabt. Derowegen ich die ganze Sache inrotulieren lassen und an zwei unterschiedliche Orte geschickt, als an den Schöppenstuhl zu Halle und die Juristen-Facultät zu Helmstädt, dieselbe allda aburtheilen zu lassen."

Diese Verzögerung ward den drei Angeklagten zur Rettung. Wir werden ersehen, daß dann der Schwedenkönig seinerseits die von ihnen geleisteten Dienste anerkannte.

Tilly selber hatte in seinem Manifeste vom 22. Mai keine bestimmte Anklage gegen Falkenberg oder den Schwedenkönig erheben lassen. Schärfer jedoch sprach sich in einer Übersicht des bisherigen Feldzuges eine Flugschrift[2] aus dem kaiserlichen Hauptquartiere aus.

„Dieser leidige Succeß soll billig auch der werthen Posterität zu einem Beispiel dienen, was man sich nämlich in dergleichen Occasionen auf ausländischer Potentaten Hülfe, Assistenz und so starke königliche Versprechungen, imgleichen auch auf dergleichen fremde untreue Gäste, wie der Falkenberg und sein Anhang zu Magdeburg gewesen, zu verlassen, und ob man sich davon nicht mehr Schaden, ja die gewisse Ruin und Unterdrückung, es gehe gleich wie es wolle, zu erwarten habe. Der König in Schweden ist mit seiner ganzen Armada auf gar wenige Meilen von Magdeburg angekommen, (hat) aber den so theuer und oft den Belagerten versprochenen Succurs weder versuchen, noch viel weniger exequieren dürfen. — Ist also diese berühmte Stadt Magdeburg von dem Schwedenkönige übel angeführt und betrogen."

[1] Acten des 30j. K. F. 40a. [2] Ausführlicher und gr. Bericht 13.

Die Bezeichnung der Erstürmung von Magdeburg als eines leidigen Successes entsprach der Gesinnung des Generals. Tilly nannte zwar auch den Fall von Magdeburg einen Sieg oder ein Glück, nicht jedoch mit derjenigen Freudigkeit, die ein eigentlicher Sieg verleiht. Bereits am ersten Tage nachher wächst in ihm die Besorgnis hinaus über die Befriedigung. „Und wiewohl," schreibt[1] er an den Kurfürsten Maximilian, „unser Herrgott uns dieses Glück gegeben, so ist doch dem gemeinen Wesen noch nicht geholfen, und hat die Gefahr kein Ende. Und daher, weil die protestantischen Stände sich darüber sonder Zweifel in desto stärkere Kriegsverfassung stellen werden, erfordert die hohe Nothdurft um so viel mehr, daß (auch) die katholischen Bundesstände sich in nothwendige und eilende Verfassung setzen."

Am anderen Tage trat im Namen der Fürsten von Anhalt abermals ihr Abgesandter Pfau vor Tilly.[2] Es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Vorsicht und Zurückhaltung sich auch dann noch diese Fürsten benehmen. Ihre Correspondenz mit ihrem Abgesandten, ihre Instruction für ihn vom 12/22. Mai, enthält kein Wort über den Brand von Magdeburg.[3] Sie betrifft nur die Contribution im Lande Anhalt. Offener redete Tilly zu dem Abgesandten über den ganzen Stand der Dinge. „Der Kaiser wie ich selber," sagte[4] er, „würden nichts lieber sehen, als daß das ganze Reich wieder in Ruhe gesetzt würde. Deswegen hat der Kaiser seinen Rath Hegenmüller an den Kurfürsten von Sachsen entsendet, und auch ich habe diesen Fürsten gestern zum anderen Male erinnert. Es mangelt allein daran, daß friedliebende Personen deputiert werden und zusammen kommen. Erfolgt dies nicht, so ist zu vermuthen, daß das römische Reich deutscher Nation in totalen Ruin werde gesetzt werden. Sintemal die gefährlichen Consilia, so auf die Extremitäten gerichtet, bei der jetzigen Einnahme von Magdeburg ziemlicher Maßen entdeckt sind." „Wovon denn," setzt Pfau im Sinne seiner Herren hinzu, „besser mündlich zu referieren als zu schreiben."

Eine Reihe von Consequenzen des Unglückes von Magdeburg lag sofort vor Augen. Die reichen Vorräthe der Stadt an Lebensmitteln waren zerstört. Rund umher war alles ausgegessen, und eben so am rechten Elbufer. Tilly konnte nicht über die Elbe, konnte nicht den

[1] Hormayr 302. [2] G. Krause II, 229. [3] A. a. O. Vgl. 246.
[4] A. a. O. 232.

Schwedenkönig dort angreifen, weil das schwedische Heer sich erhielt aus den Magazinen von Spandau, dasjenige Tillys dort sich nicht ernähren konnte. Magdeburg war ein Steinhaufe. Weder verstattete das trümmerbedeckte Erdreich den Raum zu Gräbern, noch reichten die Kräfte der Menschen für die Arbeit des Begrabens: die Leichen wurden zu tausenden in die Elbe geführt. Und doch blieben tausende unter den Trümmern, und nur der Hauch der Verwesung drang aus denselben hervor, in sich tragend Krankheit und Tod. Magdeburg, dessen Werke wenig oder nichts gelitten, mußte als Festung erhalten, daher auch neu verproviantiert werden: als Waffenplatz konnte es nicht dienen. Es war für Tilly fraglich, wie lange er noch die Elblinie halten konnte, zumal bei den bedrohlichen Bewegungen in seinem Rücken. Einige Tage noch verblieb er in Magdeburg, um abzuwarten, was der Schwede unternehmen werde. Zunächst handelt es sich für ihn um die Auffassung des Verlaufes der Dinge in dem schwedischen Hauptquartiere.

Wir haben das Wort vernommen, welches der ferne Feuerschein am westlichen Himmel am Abende des 10/20. Mai dem Schwedenkönige in Spandau entlockte, und durch welches er seine Absicht für die Zukunft verkündete. Einstweilen waren die Dinge noch nicht so beschaffen, daß er diese Absicht bethätigen konnte. Näher vielmehr lag ihm die Abwehr des Vorwurfes, daß er, dessen Versprechen des Entsatzes für Magdeburg vor aller Welt notorisch war, dies Versprechen nicht erfüllt habe. Für diese Abwehr ward im schwedischen Hauptquartier der Weg gefunden, die Schuld Anderen beizumessen. Die Schritte auf diesem Wege sind sehr merkwürdig.

Am 8/18. Mai hatte der königliche Secretär Lars Grubbe dem Kanzler Oxenstierna eine Reihe von Gründen gemeldet,[1] welche den König abhielten, Magdeburg zu entsetzen: darunter die Nicht-Willigkeit des Kurfürsten von Sachsen, sich zu betheiligen. Damals aber war eine Antwort Johann Georgs auf den Vorschlag, mit welchem am 7/17. Mai Gustav Adolf den FM. Arnim an ihn entsendet hatte, noch nicht angelangt. Diese Antwort traf erst ein am Abende des 11/21. Mai.[2] Sie lautete ablehnend, mit Berufung auf die Devotion des Kurfürsten für den Kaiser. Am 12/22. antwortete wiederum der Schwedenkönig, und zwar beginnt das Schreiben mit den Worten[3]: „Als wir eben im

[1] Arkiv I, 436. [2] G. Droysen, Schriftstücke usw. 109.
[3] A. a. O. 29.

Aufbruche begriffen, unsere Avantgarde auch allbereits voraus gewesen, um nach der Dessauer Brücke zu marschieren, zu sehen, ob wir mit der Hülfe Gottes die bedrängte Stadt Magdeburg entsetzen möchten, wird uns Ewr. L. Schreiben eingehändigt“ usw. Die Worte sind in mehr als einer Beziehung auffallend. Gustav Adolf wußte mit höchster Wahrscheinlichkeit, ja mit Gewisheit vorher, daß Johann Georg sich auf seinen Vorschlag zur Vereinigung an der Dessauer Brücke nicht einlassen würde. Andererseits ist es undenkbar, daß Gustav Adolf in Potsdam am 12/22. Mai noch nicht gewußt haben sollte, was am Abend des 10/20. Mai der Feuerschein am westlichen Himmel bedeutet hatte, und noch weniger, daß, wo seine Vorposten in der Mittelmark südwestlich vorgeschoben standen, am 22. ihm noch nicht bekannt gewesen sein sollte, daß Tilly die Dessauer Brücke in der Nacht vom 19. auf den 20. hatte abbrennen lassen. Indem nun aber dennoch Gustav Adolf abermals zu dem Kurfürsten von seiner Absicht einer bereits unmöglich gewordenen Leistung redete, ergibt sich der Zweck dieser Rede aus den Worten[1]: „Da es aber dem göttlichen Willen gefällig, unserer Sünden halber etwas Anderes über uns zu verhängen, werden wir solchem nicht widerstreben, sondern uns getrösten, daß wir es gut gemeint, und unseres Ortes nichts, was einem getreuen Freunde zuständig, unterlassen haben. Wollen auch an dem Blute und (Schicksal)[2] dieses löblichen Herrn (Christian Wilhelm) vor Gott und der ehrbaren Welt entschuldigt sein, und Solches denjenigen zu verantworten heimgeben, welche uns in dieser christlichen Sache so unverhofft verlassen haben.“ Zugleich meldete der Secretär Lars Grubbe aus Potsdam dem Pfalzgrafen Johann Casimir in Stockholm in der für die Schweden bestimmten Weise[3]: es werde an den Kurfürsten von Sachsen ein Schreiben verfaßt, des Inhaltes: der König beklage, daß die gute Gelegenheit, Magdeburg zu entsetzen, durch die Bedenklichkeit des Kurfürsten verloren werde. Wenn der Kurfürst sich hätte erklären und mit dem Könige vereinigen wollen, so hätte man wohl eine solche Armee zusammen bringen können, daß Magdeburg hätte müssen entsetzt und die Absichten des Feindes gehindert werden. Aber durch die Abneigung des Kurfürsten werde Magdeburg in Gefahr gesetzt, und dem Feinde Luft gegeben, sich nach Gutdünken zu verstärken. Da dies ohne allen Zweifel dem evangelischen Wesen zum stärksten Nachtheil gereiche, so protestiere der König, daß nicht auf ihn die Schuld komme, sondern auf die Nicht-

[1] A. a. O. 33. [2] Im Abdrucke steht hier: „Wolfart“.
[3] Arkiv I, 741.

Willigkeit Kursachsens. Und obwohl der König von daher Ursache habe, Magdeburg mit dem ganzen evangelischen Wesen in Stich zu lassen, so wolle er doch in seinem Eifer für die bedrängte christliche Religion auf einem anderen Wege die Havel entlang vorrücken, ob er dadurch Magdeburg helfen könne, und inzwischen den Kurfürsten von Sachsen mahnen, daß er sich besser bedenke. — Immerhin ist es möglich, daß dieses Schreiben bei den unkundigen Schweden Glauben fand.

Nachdem so der Boden vorbereitet war, erfolgte am 17/27. Mai ein neuer Bericht von demselben Secretär Grubbe an Johann Casimir. „Während, wie zuvor gemeldet," schreibt er, „der König von den Kurfürsten aufgehalten worden, kommt die Kunde ein, daß Magdeburg verloren ist. Über den Hergang wird berichtet, daß ein Theil der Bürgerschaft, unter dem Vorgeben, daß Falkenbergs Versprechen eines Entsatzes eitel sei, sich zuerst etwas widrig erzeigt, und nach einigen Tagen keinen Proviant für die Soldaten hat hergeben wollen. Falkenberg, in dem Bemühen abzuhelfen, ist in Gefahr gerathen, auf dem Markte todtgeschlagen zu werden. Inzwischen haben sie Briefe an Steine gebunden, und damit ihre Verrätherei kund gethan, daß sie die Thore öffnen und gegen die Besatzung helfen wollten. Diese Verräther, angethan mit einer schwarzen Binde um den Arm, haben begonnen den Wall zu stürmen und die Wachmannschaft zu verjagen. Während Falkenberg mit einer guten Truppe Volkes das zu verhindern suchte und über eine Stunde mit ihnen kämpfte, ist es Einigen gelungen, ein Thor zu öffnen und die Feinde einzulassen. Diese haben sofort mit Raub, Mord und Brand die Stadt so verwüstet, daß nicht mehr als dreihundert von jenen Verräthern und dreißig Häuser mit dem Dome übrig geblieben sind. Falkenberg ist sogleich beim Abzuge vom Walle erschossen." In dieser Art setzt sich der Bericht fort, in welchem kaum eine andere wahre Thatsache sich findet, als daß der Dom noch stand und Falkenberg gefallen war. Der Wortlaut des Ganzen thut an sich selber dar, daß der Zweck der Fiction besteht in der Anklage der Magdeburger auf Verrath.

Dann traf Stallman, dem es bei dem Brande im kaiserlichen Lager bei Fermersleben gelungen war, seine Fesseln abzustreifen, in Spandau ein. Seine Meldungen über den Hergang der Dinge am Morgen des 10/20. Mai mußten jenen lügenhaften Bericht des Lars Grubbe von einem Verrathe der Magdeburger durchaus verneinen. Welche Wirkung jedoch die Meldungen Stallmans ausübten, ergibt sich aus dem

zweiten Berichte Grubbes vom 25. Mai a. St., welcher beginnt mit den Worten[1]: „Die erzählten Umstände sind meist wahr. Jedoch wollen Einige die Verrätherei der Bürger in etwas entschuldigen. Unter ihnen ist der hier eingetroffene Stallman der glaubwürdigste." — Es folgen einige Modificationen: die Hauptsache, die gegen Magdeburg erhobene Anklage auf Verrath, wird von Lars Grubbe und demgemäß auch von seinem Auftraggeber festgehalten.

Dieselbe Behauptung bringt gleichzeitig, am 18/28. Mai, ein anderer Schwede vor, der Resident Salvius in seinem Berichte an den Reichsrath in Stockholm.[2] „An 300 Bürger in der Stadt," schreibt er, „waren kaiserlich. Als der Feind hinein kam, sind sie ihm entgegen gelaufen, in der Meinung, willkommen zu sein; aber sie sind fast alle niedergehauen." — Der Bericht schließt mit der Mahnung: „Sei dem wie es mag, so haben sich daran alle wankelmüthigen Evangelischen zu spiegeln, wie es auch ihnen ergehen wird, wofern sie sich nicht entweder kälter oder wärmer erweisen."

Sehen wir ab von diesen letzten Worten und fassen nur die Anklage des Verrathes ins Auge: so haben wir hier den merkwürdigen Fall, daß gleichzeitig über dieselbe Sache an zwei räumlich weit getrennten Orten wesentlich dieselbe lügenhafte Anklage vorgebracht wird. Gemeinsam aber ist diesen zwei Anklägern der Dienst des Schwedenkönigs, und in diesem Falle speciell derjenige der Einwirkung auf die Schweden daheim. Diese lügenhaften Berichte, eben so wie die halbwahren über den Kurfürsten von Sachsen, haben den Zweck, den Schwedenkönig daheim von aller Verschuldung an dem grauenvollen Unglücke Magdeburgs frei zu sprechen.

Immerhin mochten solche Berichte an den Reichsrath oder andere vornehme Persönlichkeiten in Schweden dort Glauben finden: für die Öffentlichkeit in Deutschland waren derartige grobe Fictionen weniger verwendbar. Und doch mußte etwas dieser Art geschehen. „Nachdem," sagt Chemnitz,[3] „auch der König sich die Rechnung unschwer machte, es würde über diesen traurigen Fall deswegen, daß die geängstigte, belagerte Stadt nicht bei Zeiten secundiert worden, unter denen, die des Verlaufes und der Umstände nicht eigentlich kundig, allerhand ungleiche Gedanken, Meinungen und Urtheile abgeben: als ließ er, damit nicht

[1] A. a. O. 742. [2] Arkiv II, 257. [3] Chemnitz 161.

ihm die Schuld beigemessen werden möchte, ein Manifest verfertigen und ausgehen."

Von der Hand des Secretärs Lars Grubbe liegt eine ausführliche Relation[1] in schwedischer Sprache vor, datiert vom 28. Juni, welche in der Absicht geschrieben zu sein scheint, veröffentlicht zu werden. Sie ermäßigt in etwas die Anklage des Verrathes in Magdeburg. „Obwohl die Verrätherei," heißt es darin, „die man von der Bürgerschaft ausgesagt hat, nicht völlig so grob gewesen sein mag, wie zuerst gesagt wurde, nämlich, daß sie selber die Feinde herein gelassen und ihnen geholfen haben, die Soldaten des Königs nieder zu schlagen: so ist doch gleichwohl offenkundig, daß die Stadt selber zu ihrem Unglücke die erste und stärkste Ursache gewesen ist." — Auch diese Worte so wie die ganze Schrift mochte noch allzu schwedisch erscheinen: es findet sich auf dem Actenstücke der Vermerk: »Intet utgången« (nicht ausgegangen).

Es ward eine andere Schrift ausgegeben, unter dem Titel[2]: „Kurzer und wahrhaftiger Bericht, nämlich warum die Kön. Majestät zu Schweden usw. der Stadt Magdeburg nicht secundieren können." Die Anklage gegen die Magdeburger auf Verrath scheint dem Schwedenkönige unentbehrlich gewesen zu sein. Denn sie wird auch in dieser Schrift vorgebracht, jedoch abermals ermäßigt und namentlich in vorsichtiger Weise allgemein und unbestimmt gehalten. Dagegen wird die ganze Sache überhaupt so gewendet, als hätte der Standpunct des Schwedenkönigs, der vom Beginne an die Unruhen von Magdeburg begrüßte als ein Diversionswerk zu seinen Gunsten, auch derjenige der Magdeburger sein müssen. Demgemäß beginnt die Vertheidigungsschrift des Schweden mit der Anklage, daß ungeachtet aller fleißigen und beweglichen Anmahnungen die Stadt auch gegen genügende Sicherheit kein Geld habe vorstrecken und herleihen, auch sich zu keinen Quartieren für die Soldaten verstehen wollen, bis die Annäherung des Feindes sie dazu gezwungen. Dann fährt die Schrift fort: „Damit man aber vernehme, warum Ihre Kön. M. eine ziemliche Armee daselbst zu sammeln entschlossen gewesen, ist zu bedenken, daß eben damals, wo der Administrator in die Stadt gekommen, Ende Juli 1630, das Erzstift Magdeburg von der feindlichen Armee fast gar entblößt, und dem Administrator die Werbung in den umliegenden Landschaften frei und offen gestanden, also daß der Fürst, wie landkundig, wenn ihm von dem Rathe und der Stadt

[1] Arkiv I, 750. [2] Oft abgedruckt. Bei Calvisius 186.

die nothdürftigen Werbegelder vorgeschossen wären, in kurzer Zeit etliche tausend Mann zu Roß und Fuß usw. zusammen bringen, folglich den ganzen Statum belli gar verrücken und versetzen, alle im Stifte Magdeburg und den angrenzenden Orten vorhandenen Lebensmittel und andere Kriegsbedürfnisse dem Feinde nehmen, in die Stadt zusammen ziehen, und darauf eine inexpugnabilem arcem aut sedem belli usw. pflanzen und stiften können." In diesem Sinne setzt die Schrift sich fort.

So mochte der Schwedenkönig es sich gedacht oder gewünscht haben: anders aber hatten er und seine Diener vor den Magdeburgern geredet und gethan, so lange die Stadt stand und bis zum letzten Augenblicke, wo sein Diversionswerk an ihr sich vollendete. Der Schwedenkönig mochte bei diesem seinem Manifeste der Entschuldigung für sich und der Anklage gegen die Magdeburger meinen: von den wenigen Überlebenden werde kaum Einer den vollen Einblick in das mit ihnen getriebene Lügenspiel besitzen, und noch weniger Einer den Muth haben, den schwedischen Anschuldigungen offen den Spiegel der Wahrheit entgegen zu halten. In der ersteren Beziehung irrte sich der Schwede. Es gab jedenfalls Einen Magdeburger Patrioten, dessen Blick das ganze Gewebe der Falschheit durchschauete. Es war der damalige Rathsherr Otto Guerike. Aber er wagte nur, seine Gedanken, und dann auch noch behutsam, dem Papiere anzuvertrauen, nicht auch der Welt sie zu verkünden. Seine Gegenrede gegen den Hauptpunct des schwedischen Manifestes lautet wie folgt.[1]

„Als J. F. Gn. (der Markgraf) in die Stadt Magdeburg gekommen sind, und Sie des Rathes und der Bürgerschaft Vermögen und Gemüther bei weitem nicht also befunden, wie solches Ihro Ihre Freunde zu Anfang mögen zugeschrieben und eingebildet haben – J. F. Gn. aber auch nicht wiederum sicher zurück aus der Stadt kommen, weniger die gefaßte Intention erlangen mögen: so haben Dieselben durch listige Hülfe des Johann Stallman und derjenigen Partei in Magdeburg, welche J. F. Gn. von Anfang an zu dem Handel verleitet gehabt, das Werk auf einen ganz anderen Fuß gesetzt, und dem Rathe und der Bürgerschaft die Sache an- und vorgetragen, nach der Art und Weise, wie ich dieselbe oben[2] länglich beschrieben, und hier zu repetieren für

[1] Wittich-Guerike 41*. Auch diese Entgegnung auf das Manifest des Schwedenkönigs deutet an, daß die Schrift Guerikes unter dem frischen Eindrucke desselben abgefaßt ist, in der ersten Zeit also nach der Katastrophe.

[2] Vgl. die Abschnitte 14 und 15 in III[1], S. 492 uf., wo der Bericht Gueirkes fast wörtlich aufgenommen ist.

unnöthig halte. Da (ist) dann davon, daß man auf Vorschub und Auslage der allbereits erschöpften Bürger die sedem belli in Magdeburg formieren, und mit solcher Macht so lange enthalten bleiben und also bei dem schwedischen Wesen Hab und Gut, Leib und Leben, ja die ganze Stadt gleichsam aufs Spiel setzen solle, bis etwan endlich der König von Schweden die kaiserliche Armee in Pommern und der Orten aufschlagen und die Stadt entsetzen könne — (von allem dem) nichts gesagt, sondern (es ist) allein der Paß über die Elbbrücke, und sonst kein Vorschub begehrt. Dagegen (ist) vielmehr der Stadt zu ihren eigenen Ausgaben 90,000 Rthlr. nebst herrlichen Landgütern zu schenken versprochen worden, mit der gewissen Vertröstung, daß der König zu Schweden innerhalb weniger Tage zu Magdeburg anlangen und zu Vollbringung seines und der evangelischen Stände Intentes über die Brücke marschieren, die Stadt aller Gefährlichkeit entnehmen, und von allem zu besorgenden Schaden befreien werde, und was der hohen Promessen unzählig mehr gewesen. — Die rechte wahre Intention aber haben sie damals ganz verhüllt und verschwiegen, damit nur die Stadt mit der kaiserlichen Soldatesca in Thät- und Feindseligkeit gesetzt, in den Krieg wiederum verwickelt und angehetzt werden möchte, in der Zuversicht, das Übrige werde sich hernach allgemachsam wohl weiter schicken und geben müssen, wie auch geschehen."

Kurz gedrängt würde also auf die Anklagen in dem schwedischen Manifeste die Antwort des Magdeburgers Guerike lauten: Die Stadt ist von dem schwedischen Agenten Stallman und denen, die sein Thun gut geheißen, Falkenberg und dem Könige, in ihr Verderben hinein belogen und betrogen worden.

Die Antwort jedoch kam weder dem Schwedenkönige selber noch dessen Dienern zu Augen und zu Ohren. Sie waren mächtig und der Magdeburger Rathsherr und spätere Bürgermeister Guerike ihnen gegenüber schwach. Bei den Schweden des dreißigjährigen Krieges haftete die Anklage gegen die Magdeburger auf Verrath. Jene Worte Guerikes ruheten im Archive, und sind erst zweihundertundfünfzig Jahre nach jener Anschuldigung des Schwedenkönigs an das Licht getreten.

Den Eindruck dagegen, den überhaupt jenes schwedische Manifest über den Nicht-Entsatz von Magdeburg auf die unbetheiligte politische Welt machte, erfahren wir aus einem Berichte des kaiserlichen Gesandten

Grafen Curtius aus Paris, vom 31. Juli[1]: „Das Manifest hat hier über Einen Tag den Stich nicht gehalten."

Dagegen finden sich bei unbetheiligten Historikern jener Zeit über das Verhalten des Schwedenkönigs zu dem Untergange von Magdeburg Urtheile, welche den vorangeführten (S. 192) Worten des Salvius nahe kommen. Der Italiener Bisaccioni, im Jahre 1642, schreibt[2]: „In Betreff Magdeburgs war die Meinung von Kundigen, daß der König die Augen vor dem Verluste von Magdeburg verschloß — indem er nicht dachte, daß er mit solcher Wuth geschehen würde – lediglich in der Absicht, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zu schrecken, und, weil er sie so störrig fand, sie in das Bündnis mit ihm hinein zu nöthigen." — Ähnlich schreibt einige Jahre später der Italiener Riccius[3]: „Die Meisten haben dahin geurtheilt und vielleicht richtig, daß der Schwedenkönig zu dem Untergange Magdeburgs conniviert habe, damit das Verderben dieser Stadt die dem Kaiser entfremdeten Gemüther der Reichsfürsten noch mehr erbittere, und daß es ihm gelingen werde, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die er auf keine andere Weise gewinnen konnte, durch den Schrecken zur Parteinahme für ihn zu zwingen."

Gar Manche, welche die Dinge nur äußerlich wahrgenommen und den inneren Zusammenhang nicht erkannten, redeten von einer Selbstaufopferung Magdeburgs, stellten Vergleiche an mit Numantia und Sagunt. Derartige Vergleiche erscheinen wie Bemühungen einer Decoration nach geschehener That. Denn das Verhalten der Magdeburger bis dahin, daß am Morgen des 20. Mai das von Falkenberg heraufbeschworene Verderben jäh und urplötzlich über sie hereinbrach, liefert zu einem solchen Vergleiche keinen Anhaltspunct. Dagegen hat der geborene Magdeburger Johann Alemann, ein warmer Patriot wie für seine Heimat, so für Kaiser und Reich, und aufrichtiger Anhänger der Augsburgischen Confession, sein Urtheil[4] dahin gefällt, daß die schärfste der Flugschriften von Seiten der Actionspartei, die Fax Magdeburgica, „einen jeden Vernünftigen selbst erkennen lasse, ob nicht allhier eine supina negligentia, imperitia et securitas, das ist eine grobe bäuerische Unachtsamkeit, ungeschliffene Unerfahrenheit, und gar zu viel trauende kindische Sicherheit handgreiflich zu spüren."

---

[1] Friedensacten F. 9b. [2] Bisaccioni II, 73. [3] Riccius III, 239.
[4] Alemann, Vortrab usw. D. II.

Von einer anderen Seite faßt der Zeitgenosse Aitzema, Vertreter der Hansestädte, also auch Magdeburgs, bei den Generalstaaten im Haag, den Verlauf des Ganzen in die Worte[1]: „Man durfte mit Recht sagen, daß Magdeburg geopfert wurde für die Großmachung des Schwedenkönigs."

Unterdessen hatten sich in Folge des Conventes von Leipzig die Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Anhang schärfer gespannt. Dahin also haben wir zunächst unsere Blicke zu wenden.

16. Der Kaiser und die Liga gegenüber den Leipziger Beschlüssen.

Auf die Meldung der Beschlüsse des Leipziger Conventes entsandte der Kaiser, wie er am 7. Mai kund gethan, an den Kurfürsten Johann Georg den GR. Hegenmüller mit der Antwort.[2]

Die Klagen, heißt es darin, betreffen zwei Puncte, das Restitutions-Edict und den Kriegesdruck. Aber das Edict ist der klare Buchstabe des Religionsfriedens von Augsburg, und als solcher auch von vielen Nicht-Katholiken anerkannt. Der beleidigte Theil — nämlich die katholischen Reichsstände — will nicht mehr sich auf Tractate verweisen lassen, die nur dazu dienen die Sache zu verzögern, sondern verlangt von dem Kaiser sein Recht. Demgemäß hat, kraft seines Amtes, der Kaiser entschieden und das Edict verkündigt. Aber der beleidigte Theil selber, die katholischen Reichsstände, sind nunmehr zu einer gütlichen Verhandlung erbötig. Der Kaiser will nicht zuwider sein. Dagegen würde es seiner Autorität abbrüchig sein zurückzunehmen, was allbereits exequiert worden ist.

Es handelte sich dann um den anderen Punct, die Abstellung der Kriegsbeschwerden. Bei der Antwort des Kaisers darauf hat die geschichtliche Betrachtung zweierlei zu scheiden, die Meinung des Kaisers und die Thatsachen.

Der Kaiser spricht die Erwartung aus, daß weder der Kurfürst noch ein Anderer ihm den Vorsatz beimesse, durch seine Kriege die Rechte der Reichsstände zu beeinträchtigen. Sie bezwecken lediglich die Erhaltung des Reiches. Aber die inneren Feinde haben es ihm unmöglich gemacht zu den Mitteln zu gelangen, welche in den Reichssatzungen vorgeschrieben sind. Aus Noth hat der Kaiser zu anderen Mitteln greifen müssen, deren Folgen er selber schwer beklagt. Um eine Abhülfe zu finden, hat

[1] Aitzema III, 552. [2] Bei Londorp IV, 147.

der Kaiser den Collegialtag nach Regensburg berufen. Aber auch die dort vorgeschlagenen Mittel der Kreishülfen sind nicht zur Wirklichkeit gediehen. Einen Reichstag kann der Kaiser nicht berufen, weil die Reichsstände nicht darum bei ihm anhalten, und weil es bei dem nunmehr brennenden Kriege dazu viel zu spät.

„Sollten wir nun bei einem solchen Stande der Dinge still gesessen, der Feinde Muthwillen zugesehen, uns und der gehorsamen uns assistierenden Stände Land und Leute zum Raube ausgestellt, den vornehmsten Theil der Kurfürsten und Stände des H. Reiches ausrotten lassen, wohin der Feinde Intention allein gezielt: so hätten wir Solches weder bei Gott dem Allmächtigen, noch der werthen Posterität zu verantworten gehabt, wollten auch lieber tausendmal das Leben verlieren, als daß wir uns solches in Historien sollten nachschreiben lassen, daß durch unsere Nachlässigkeit und Versäumung das schöne Gebäude des Römisch Teutschen Reiches, das nunmehr über achthundert Jahre allen Nationen ein Wunder und Schrecken gewesen, auf einmal zu Grunde gegangen und zerfallen wäre."

So die Gesinnung des römischen Kaisers Ferdinand II. Aber der Anerkennung derselben wirkte bei allzu vielen Reichsständen der Thatbestand entgegen, daß der Kaiser zuvor diese Vertheidigung des Reiches einer Persönlichkeit wie Wallenstein anvertraut hatte, dessen Hand in Friedenszeit eben so schwer drückte wie der Krieg, und daß nunmehr die Anwesenheit des Schweden im Reiche die Gefahr in Aussicht stellte, abermals der despotischen Vertheidigung durch einen solchen hab- und herrschsüchtigen Emporkömmling ausgesetzt zu werden. Die maßlose Ausbeutung des kaiserlichen jus armorum im Reiche durch Wallenstein hatte in den Reichsständen den Gegensatz hervorgerufen, dies jus armorum, welches ohne Consens des Kaisers rechtlich ihnen nicht gebührte, thatsächlich sich zu nehmen.

Von seiner Gesinnung aus und dem Reichsrechte gemäß drängt der Kaiser dem Kurfürsten gegenüber die Sachlage zusammen in den Satz: „Soll es nun den Reichsständen, welche ohne unseren Consens kein jus armorum haben, recht sein, der gegenwärtigen Läufe halber, von den Reichssatzungen abzuweichen, so könnten wir ja nicht verstehen, wie dasselbe uns, dem Oberhaupte im Reiche, dem des ganzen Vaterlandes Erhaltung obliegt, und das Schwert zu führen von Gott selbst anbefohlen, nicht recht sein sollte."

Von da aus steigert sich die Rede des Kaisers gegen den Leipziger

Schluß. Bereits hat der Schwede eine Reihe von Ländern im Nordosten des Reiches in Besitz. Da ist es dem Kaiser hochbefremdlich, daß die Stände von Obersachsen in ihrem weitläufigen Anbringen an den Kaiser nicht zuerst ihren Rath geben, wie dieser Gefahr zu begegnen, ja sogar des Schweden nicht mit Einem Worte gedenken, sondern noch vielmehr dahin trachten, daß, wie aus dem Leipziger Schlusse abzunehmen, „uns alle Mittel zu unserer und der gehorsamen Stände Vertheidigung unter dem Titel unleidlicher Pressuren abgestrickt, und, unter dem Scheine einer unterthänigsten Bitte den Kriegsbeschwerden abzuhelfen, wir in der höchsten Gefahr entwaffnet werden sollen."

Der Kaiser hält sich versichert, daß ein solcher Plan von den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg nicht herrühren könne, weil sie ja mit den anderen zu Regensburg die Berechtigung des Schweden zum Kriege verneint haben. Daran hält sich der Kaiser. Er beklagt, daß ohne sein Verschulden das Mistrauen gegen ihn so hoch gewachsen, daß die Reichsstände auch ihren eigenen Ruin nicht in Acht nehmen und nicht erwägen, welche Gefahr für sie erwächst aus der Machtstellung eines fremden Königs im Reiche, der noch dazu nach der polnischen Krone trachtet. Der Kaiser hofft daher, der Kurfürst werde in seiner früheren Devotion verharren.

Aber der schwere Leipziger Schluß hat den Kaiser sehr perplex gemacht. Er weist darauf hin, daß sechs Jahre zuvor die Stände im niedersächsischen Kreise unter ähnlichen Vorwänden ihre Beschlüsse gefaßt, und was darauf erfolgt sei. Wie damals, hofft der Kaiser, so werde auch jetzt Johann Georg abmahnen, und werde dahin wirken, daß mit den Werbungen, gegen die der Kaiser seine Monitorien durch das Reich erlasse, inne gehalten werde.

Der Kaiser setzt sogar auf Johann Georg noch eine andere Hoffnung. Der Schwede hat keinen Grund zum Kriege, weder wegen des Restitutions-Edictes, noch wegen Mecklenburg, welche beide Angelegenheiten ihn nicht angehen. Der Kaiser gibt sich der Hoffnung hin, daß die Herstellung des Friedens mit dem Schweden möglich sei. Wenn Johann Georg meine, „daß der Weg gütlicher Interposition ersprießlich versucht werden könne, so werde der Kaiser seine Gesandten schicken."

Zugleich ergingen, datiert vom 14. Mai, die kaiserlichen Abmahnungs- und Abberufungsschreiben[1] durch das Reich. Der Gedankengang

[1] A. a. O. 152.

darin ist wesentlich derselbe wie in der Instruction für Hegemüller an Johann Georg: nur sind die Ausdrücke schärfer. „Mit sonderbarem Befremden,“ heißt es darin, „und nicht geringer Bestürzung unseres kaiserlichen Gemüthes, auch nicht wenigem Misfallen haben wir vernommen, daß E. L. und Ihr sich verglichen und verbunden haben, unter dem gesuchten Scheine und Vorwande einer Kreis-Executions-Ordnung, vornehmlich die Ausführung unseres kaiserlichen Edictes zu verhindern, uns auch die nothwendigen Mittel zur Vertheidigung des H. R. Reiches gegen den feindlichen Überfall des Königs von Schweden, unter dem Namen unleidentlicher und der Freiheit der Reichsstände widerstrebender Pressuren, völlig abzuschneiden, und unter einander in weit aussehende gefährliche Kriegsverfassungen Euch zu begeben.“ Auch hier vor den Reichsständen erkennt der Kaiser die schweren Excesse und Übergriffe seiner Soldaten an. „Wir haben auch zum öfteren uns erboten, wo dieselben speciatim geklagt, mit exemplarischer Demonstration zu strafen.“

Allein diese Worte des Kaisers berührten den sehr wunden Punct, in welchem seiner Meinung die Thatsachen nicht entsprachen. Die Reichsstände, ob katholisch, ob nicht-katholisch, wußten allzu wohl, wie oft ihre Beschwerden fruchtlos verhallt waren, oder auch noch schärferen Druck Wallensteins nach sich gezogen hatten.

Auch diesen gesammten Angehörigen des Leipziger Bundes gegenüber machte der Kaiser das Wort geltend: lieber wolle er tausendmal das Leben verlieren als sich in Historien nachschreiben lassen, daß durch seine Nachlässigkeit und Versäumnis das schöne Gebäude des R. Reiches, das nunmehr über achthundert Jahre allen Nationen ein Wunder und Schrecken gewesen, auf einmal zu Grunde gehen und zerfallen solle.

Allein wie die Dinge lagen, gab es für den Kaiser kein anderes Mittel zur Vertheidigung des Reiches, als in dem Beharren bei dem Kriegessystem, wie es einmal bestand. „Wie der Unfug der schwedischen Waffen gegen uns und des H. Reiches Stände genugsam declariert und für sich selbst aller Welt bekannt ist — also erscheint zugleich daraus die Nothwendigkeit unserer abgedrungenen Defension, (so) daß wir ja nicht vermuthen sollten, daß Jemand die Schranken der Reichs-Constitutionen so eng spannen werde, daß wir dadurch das Reich selbst und dessen Stände ohne alle Gegenwehr zu Grunde gehen lassen müssen.“ Der Kaiser fordert die Reichsstände auf, als Glieder zu ihrem Haupte zu stehen. Der Leipziger Schluß dagegen, der dem Kaiser die Contributionen, also die Mittel zur Vertheidigung des Reiches versagt, der die

Ausführung des kaiserlichen Edictes, also in Wahrheit des Religionsfriedens selber, mit Gewalt hindern will — ist eine im H. R. Reiche unerhörte Sache, eben so viel als wolle man etlichen Particularständen einräumen, über die Handlungen des Oberhauptes selbst Richter zu sein, und die Waffen, die allein mit Bewilligung eines römischen Kaisers den wohlgefaßten Reichsordnungen nach gebraucht werden dürfen, gegen ihn selber zu wenden.

Demnach fordert das kaiserliche Mandat von den Reichsständen, die am Leipziger Schlusse Theil genommen, abzulassen von aller Werbung und Rüstung, dagegen den unentbehrlichen Unterhalt und freien Durchzug für seine Truppen zu gewähren, wie es die vor Augen schwebende Kriegsgefahr erfordere. Im anderen Falle werde er genöthigt sein, scharfe Mittel an die Hand zu nehmen, deren er doch lieber enthoben sein wolle.

Desgleichen erging am selben Tage, dem 14. Mai, an alle Reichsstände und an jegliche Obrigkeit bis zu den einzelnen Reichsunterthanen hinunter, besonders an die Kriegesleute, die Aufforderung,[1] nicht für die Ausführung des Leipziger Schlusses thätig zu sein. Auch in dieser Aufforderung kehrt der Gedanke wieder, daß es sich handele um die Erhaltung des H. R. Reiches. — Ein besonderes Mandat[2] desselben Inhaltes erging an die Reichsstädte. Im Läufe der nächsten Wochen erfolgten Abmahnungen an die Lehensleute[3] jener Fürsten des Leipziger Bundes, so wie an verschiedene Ritterschaften.[4]

Die Antwort[5] des Kurfürsten Johann Georg, vom 20/30. Mai, füllt eine lange Reihe von Seiten. Und doch ist in dem unendlichen Gerede nichts Positives und Greifbares. Johann Georg läßt darin versichern: es sei ihm niemals in den Sinn gekommen, sich gegen den Kaiser in Kriegsverfassung zu stellen. Aber er wolle bei dem Leipziger Schlusse beharren.

Mehr Eindruck als die lange verworrene Denkschrift machten vielleicht auf den Kaiser zwei beigelegte Handschreiben[6] des Kurfürsten an ihn selber und an den König von Ungarn. Die Denkschrift brachte die Politik zum Ausdrucke, zu welcher die wachsende schwedische Partei den Kurfürsten hindrängte: die Handschreiben ergingen aus ihm persönlich. Die Worte darin: „Ich meine es aufrecht, treulich und gut, und will

[1] A. a. O. 157. [2] A. a. O. 158. [3] A. a. O. 159.
[4] A. a. O. 160. [5] A. a. O. 161. [6] A. a. O. 170.

Ewr. K. M. und des Reiches getreuer Kurfürst verbleiben" — die mit subjectiver Wahrhaftigkeit geschrieben sein können, hielten in dem Kaiser die Hoffnung rege, den Kurfürsten dennoch wieder zu gewinnen.

Und eben so hofften dies die Häupter der Liga. Auf die Kunde des Leipziger Schlusses waren sie in Dinkelsbühl zusammen getreten. Die einzelnen katholischen Kurfürsten wechselten auch so Briefe[1] mit Johann Georg. In einem derselben, an Ferdinand von Köln, erinnert[2] Johann Georg an die einstige freundliche Beredung zu Mühlhausen im Jahre 1620. Damals habe Ferdinand im Beisein der anderen Kurfürsten zu ihm gesagt: „Wir wollen allerseits bei einander halten, und, wo dem Einen oder dem Anderen etwas begegnen sollte, einander treulich beistehen," und er, Johann Georg, darauf geantwortet: „Haltet Ihr nur, Ihr Herren Mitbrüder und Kurfürsten: an mir soll kein Mangel sein." — „Habs auch," fügt er dann hinzu, „treulich gethan: jetzo nun soll ich unverschuldeter Weise Lohn davon tragen." — Ähnlich schreibt[3] er am selben Tage, dem 30. Mai, an Maximilian: „Dies aber muß ich berichten, daß man mir, anstatt meiner großen Treue, endlich den Lohn auch geben, und hart bedräuen will." — Die Worte lassen erkennen, in welche Begriffsverwirrung die Diener des Schwedenkönigs den Kurfürsten hinein zu reden wußten, zur selben Zeit, wo der Kaiser und die vier katholischen Kurfürsten sehnlichst wünschten, mit ihm im Frieden zu bleiben.

Das Collectivschreiben[4] der vier katholischen Kurfürsten, datiert zu Dinkelsbühl am 3. Juni, bezweckte, noch einmal den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg den Sachverhalt klar zu legen. Es wies zunächst hin auf die in Regensburg erhobenen Klagen über den Kriegesdruck. Das Schriftstück sagt: „collegialiter erhoben"; in Wahrheit aber hatten doch allein die katholischen Kurfürsten die Entlassung Wallensteins durchgesetzt. „Dies erweist genugsam," heißt es weiter, „daß weder wir noch unsere katholischen Mitstände daran jemals einiges Gefallen getragen, gestalt denn diese beschwerlichen Ungelegenheiten, die der leidige Krieg gemeiniglich nach sich zu ziehen pflegt, die katholischen Kurfürsten und Stände eben so hoch, ja an vielen Orten mehr und härter als die protestierenden betroffen haben."[5] „Gleichwie aber die katholischen Stände, wie hart sie auch so viele Jahre hindurch mit den schweren Contributionen,

[1] A. a. O. 175. [2] A. a. O. 177. [3] A. a. O. 178. [4] A. a. O.
[5] Von hier an etwas zusammen gezogen.

Durchzügen und Einquartierungen betrübt worden, dennoch niemals zu den Waffen gegriffen, sondern aus Respect vor der K. M. als der von Gott gesetzten Obrigkeit alles mit Geduld ertragen: so haben wir um so weniger vermuthen können, daß man zu Leipzig, wo man unter einem anderen Vorwande sich betaget, solche weit aussehende und dem Reiche so gefährliche Beschlüsse fassen könne. Dies zumal zu einer Zeit, wo der Schwede, ohne alle Ursache, wie man in Regensburg nach allseitiger Erwägung befunden, das Reich mit starker Kriegesmacht feindlich angefallen hat. Gemäß dem Leipziger Schlusse will man der K. Majestät alle Hülfe und Assistenz verweigern und abschneiden und selber das Schwert in die Hand nehmen. Dagegen werden aber doch EE. LL. vernünftig ermessen, daß der Kaiser und die assistierenden Stände einer so gefährlichen Resolution nicht zusehen können, sondern nothwendig auf alle Gegenmittel gedenken müssen, und daß dadurch der Weg zu der so inständig gesuchten und diesseits bereits bewilligten Gütlichkeit um so mehr gesperrt wird. Dagegen wird dem Schweden durch diese gefährliche Resolution von Leipzig Thür und Thor geöffnet. Dann dürften auch andere fremde Potentaten den Fuß in das Reich setzen und in der That erweisen, daß sie nicht zur Rettung der teutschen Libertät, sondern zu eigenem Privatnutzen und Vortheil ihre feindseligen Expeditionen an die Hand genommen haben. In diesem Falle möchten alle Gegenmittel zu spät kommen. Daher hat man, unseres Ermessens, vielmehr Ursache dahin zu sehen, wie dem Könige von Schweden als einem auswärtigen und auf seinen Vortheil zielenden Reichsfeinde mit gemeinsamem Zuthun begegnet, und derselbe vor allen Dingen von des Reiches Boden wieder abgetrieben werde. Alsdann, wenn nur die Glieder treu zu ihrem Haupte halten, kann den Kriegspressuren, über welche Katholiken und Protestanten klagen, abgeholfen oder eine Gleichheit darin getroffen werden. Jetzt aber, wo der Schwede eine Feindseligkeit über die andere verübt, wo EE. LL. und die anderen protestierenden Stände an allen Orten zu den Waffen greifen, können EE. LL. Ihrem hocherleuchteten Verstande nach leicht ermessen, daß Niemand dem Kaiser rathen wird, selber zuerst sich zu entwaffnen."

„EE. LL. nennen die zu Leipzig beschlossene Kriegsverfassung ein Defensionswerk; aber der Krieg im niedersächsischen Kreise hat dargethan, zu welchem Feuer der Funke eines solchen Defensionswerkes ausschlagen kann. Wir unsererseits stellen nicht in Abrede und es ist ja auch reichs- und weltkundig, daß wir mit anderen katholischen Ständen vor etlichen

Jahren zu einer Defensions-Verfassung genöthigt worden sind. Aber diese ist errichtet mit der K. M. Vorwissen und Begehren, und so bisher in Kraft verblieben, auch einzig und allein zur Erhaltung der Kaiserlichen Hoheit und zur Vertheidigung des Reiches, allen gehorsamen Ständen zum Besten, keineswegs aber zu deren Beleidigung gebraucht worden. Und obwohl man wegen der Schwere der Last, welche den vereinigten katholischen Fürsten in causa communi, für die billiger Weise alle andere Stände hätten mitwirken sollen, so viele Jahre hindurch allein zu ertragen unmöglich gewesen wäre, etliche von den Evangelischen und Protestierenden in etwas hat beschweren müssen: so ist doch alles theils aus unumgänglicher Noth, weil sich der Feind in der genannten Stände Ländern befunden, und den Sitz des Krieges darin gehabt, theils auch unter kaiserlicher Autorität, und dem allgemeinen Wohlwesen des Reiches zum Besten, so wie auf Grund von Verhandlungen mit den betreffenden Ständen geschehen, und von Niemandem anders verursacht worden als denen, die das Reich feindlich angefallen haben."

„Demnach ersuchen wir aus friedliebendem Herzen und Gemüth ganz freundlich, EE. LL. wollen bei den gefährlichen Leipziger Beschlüssen nicht beharren, wollen auch Ihre Religionsverwandte dahin bewegen, daß sie den kaiserlichen Mandaten Folge leisten, von den allbereits ziemlich stark angefangenen Feindseligkeiten gegen die Kriegsheere des Kaisers und der Liga abstehen, und vielmehr gegen den Reichsfeind, den König von Schweden und dessen Anhang, Hülfe leisten. Wir unsererseits sind jederzeit erbötig gewesen und noch, an uns nichts erwinden zu lassen, was zu EE. LL. und Dero kurfürstlichen Häuser Aufnehmen und Wohlfahrt im Besonderen, wie auch insgemein für die Herstellung des ersehnten Friedens dienen mag."

Kürzer fassen sich die vier katholischen Kurfürsten in Betreff des anderen Hauptpunctes, des Restitutions-Edictes. „Wir hätten wünschen mögen, daß die nicht-katholischen Reichsstände sich auf den Erlaß des Edictes so erzeigt, wie es den Reichs-Constitutionen, insonderheit dem Passauer Vertrage und dem darauf erfolgten Augsburger Religionsfrieden entspricht; denn das Edict ist mehr nichts als der Religionsfriede selbst. Darum auch kann man sich diesseits über die Substanz in keine Disputation einlassen. Dagegen ist man erbötig, über den Punct der Ausführung freundlich und unvorgreiflich zu conferieren und, wo möglich, sich in Güte darüber zu einigen." Als Termin zu dieser Beredung wird angesetzt der 3. August, zu Frankfurt a/M.

In denselben Tagen, am 26. Mai, legte[1] abermals Tilly dem Kurfürsten Maximilian den Stand der Dinge dar, mit Bezug namentlich auf den Kurfürsten Johann Georg. Er berichtet, wie er die zahlreichen vom Kaiser ihm zugestellten Werbepatente ausgetheilt. Er meldet, daß der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel bereits 7 bis 8000 Mann geworbener Truppen in seinem Lande beisammen habe, und dadurch ihm, Tilly, die Nothwendigkeit auferlege, die Päſſe gegen Thüringen und Hessenland stärker zu besetzen, damit Geld und andere Erfordernisse für die mangelleidenden Soldaten sicher herbeigeschafft werden. „Denn Geld auf Credit oder durch Wechsel zu erlangen, damit habe ich mich bisher niemals befaßt, und keine Wissenschaft, wie das zu thun wäre. — Sonst versäume ich nicht und lasse mir zum höchsten angelegen sein, sowohl bei der K. M. selbst als Dero geheimen Räthen, wo nur ich dasselbe nöthig zu sein erachte, so viel immer menschenmöglich alles dasjenige so oft, ja continuierlich zu remonstrieren und zu Gemüth zu führen, was der kümmerliche Zustand der kaiserlichen Soldatesca und die obhandene Gefahr mit sich bringt, auch was demgemäß zur ersprießlichen Remediierung, Hülfe und Widerstand in einem und anderen nothwendig sei." Und dann fährt er mit einer völlig neuen Wendung fort wie folgt.

„Nun habe ich über dieses Alles jetzt bei mir zu Gemüth geführt und erwogen, in welchem bekümmerlichen Zustande das R. Reich nun so viele lange Jahre gesteckt, wie auch noch, und damit je länger je weiter kommt. Und weil vornehmlich zu sehen, welcher Gestalt Kursachsen sich anläßt und mit den Werbungen und Kriegsverfassung so stark verfährt: so habe ich für gut angesehen, an den Kurfürsten ein wohlmeinendes Erinnerungsschreiben abgehen zu lassen, um aus der Antwort zu ersehen, ob etwa zu einem reputierlichen Frieden zu gelangen. Wenn dies, so wäre meines Ermessens ein solches Mittel und Gelegenheit, bevor im H. Reiche ein größeres Feuer sich entzündet, nicht zu versäumen."

Demnach wünscht Tilly den Frieden. Er legt dann ausführlicher dar, daß der Mangel an Lebensmitteln in der Mark Brandenburg ihm nicht verstatte, dort den Schwedenkönig aufzusuchen. Er erörtert bereits die Frage, ob er sich mit der Armee gegen Hessen und Thüringen zu wenden habe.

Die Antwort[2] Johann Georgs auf jenes Schreiben Tillys lautete nicht unfreundlich. Er hätte wünschen mögen, sagte er, daß die Sache

---

[1] Hormayr 304. [2] Khevenhiller XI, 1821.

mit Magdeburg anders hätte beigelegt und dieser große Jammer, dieses Elend und Blutvergießen hätte verhütet werden mögen. Eine Anklage gegen Tilly, dessen Manifest bereits ergangen war, konnte darin nicht liegen. Johann Georg betheuerte weiter, daß alle seine Handlungen nur auf die Wiedererlangung eines christlichen Friedens gerichtet seien. Und weil ihm des Grafen Tilly hoher Verstand und Dexterität bekannt, so werde er dessen Gesandten zu Torgau erwarten. Dann jedoch folgte abermals die Aufforderung: Tilly wolle die evangelischen Stände mit Einquartierung, Contribution und anderen Beschwerlichkeiten gütlich verschonen, damit nicht mehr Weiterung daraus erfolge. — Wir sehen, wie Johann Georg festhält an dem Leipziger Schlusse.

Tilly ging in seinem Entgegen-Kommen für Johann Georg so weit, auf dessen Intervention „Ewr. K. D. zu unterthänigstem Respect und Ehre" den Dr. Gilbert entlassen und ihm zusenden zu wollen.[1] Dies scheint deshalb nicht ausgeführt zu sein, weil die kriegsrechtliche Untersuchung gegen Dr. Gilbert bereits im Gange war.

Der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, der an diesem Leipziger Schlusse nicht Theil genommen, sondern für die kaiserlichen Mandate gegen denselben mit Nachdruck eintrat, suchte seinem Schwiegervater von Kursachsen die Consequenzen klar zu legen wie folgt.[2] „Wenn die zu Leipzig gewesenen Stände angefallen und überzogen werden, so möchte alles, was an verschiedenen Orten noch glimmt, in Eine Flamme einstmals zusammen schlagen, und darüber alle ausländische Kriege ihre Herberge und Wohnung in Deutschland suchen und gewinnen und hernach aller Rath verloren sein. — Hingegen betrachten wir auch, daß, wenn der Kaiser aller und jeder Contribution von Seiten der evangelischen zu Leipzig gewesenen Stände entrathen und seine Heere aus dem Abgange des Unterhaltes empfindlichen Schaden nehmen sollten, dies gleichfalls bedenklich und wohl zu erachten wäre, daß der Kaiser nicht gern so lange nachsehen würde, bis daß die neuen von ihm so übel aufgenommenen Werbungen noch stärker würden." — Um zu vermitteln, macht dann der Landgraf den Vorschlag, daß alle ferneren Werbungen eingestellt, und ein jeder Reichsstand sein schon geworbenes Kriegsvolk in seinem Lande erhalte.

So wohlgemeint der Vorschlag sein mochte: er hielt den rollenden Stein nicht auf. Johann Georg trat mit Tilly in Unterhandlung, berief

[1] Wittich, Magdeburg 662 n. 1. Aus dem Archive zu München.

[2] Acten des 30jährigen Krieges. F. 39. Vom 3. Juni.

aber zugleich einen Landtag, um von demselben die Mittel zu stärkeren Rüstungen zu erlangen. Was Johann Georg that, war maßgebend für alle Mitglieder des Leipziger Bundes. „Denn alle sahen nach seinem Munde.“ [1]

Unterdessen ersah sich der Schwede zuerst den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg als den Schwächeren, der noch dazu sich innerhalb seines Machtbereiches befand.

17. Gustav Adolf und der Kurfürst Georg Wilhelm, im Mai und Juni 1631.

Am 11/21. Mai hatte Gustav Adolf von Potsdam aus seinem Schwager von Brandenburg ausgesprochen, [2] daß dessen nicht-willfähriges Verhalten in Betreff der Festung Küstrin den Marsch nach Magdeburg hemme, und den zu besorgenden Ruin dieser Stadt „auf sich tragen“ könne. Dann traf bei ihm die Ablehnung Johann Georgs von Sachsen ein, sich mit ihm an der Dessauer Brücke zu vereinigen. Am 12/22. schrieb Gustav Adolf an den einen Kurfürsten wie den anderen, nur in verschiedener Weise. Demjenigen von Sachsen sagte er [3]: „Wir hätten der armen Stadt Magdeburg und consequentlich dem ganzen evangelischen Wesen zu gratulieren, wenn Ew. Lbd. sich so weit zu wirklicher Demonstration Ihrer Condolenz eingelassen hätten, als des Kurfürsten zu Brandenburg Lbd. bei Eröffnung seiner Pässe Eifer bezeigt hat.“ — Er versichert dann weiter seinen Entschluß [4]: „in dem Namen Gottes längs der Havel zu gehen und unser Bestes zu thun, zu versuchen, ob und wie weit wir Se. Lbd. (den Markgrafen Christian Wilhelm) entsetzen und die Stadt von der unbilligen Bedrängnis erretten mögen.“

Anderes dagegen ließ Gustav Adolf am selben Tage durch den brandenburgischen Geheimenrath von Pfuel diesem Kurfürsten vermelden. [5] Nachdem der Kurfürst von Sachsen sich erklärt, von der Devotion für den Kaiser nicht aussetzen zu wollen, verlange der König zu wissen, ob der Kurfürst Georg Wilhelm sich mit ihm, dem Könige, vereinigen oder bei Kursachsen verbleiben wolle. Im ersteren Falle sei die Haupt-Allianz zu schließen nach der Richtschnur derjenigen mit dem Landgrafen Wilhelm, nämlich der absoluten Direction des Krieges für den Schwedenkönig. Zum Zwecke der Beredung darüber möge sich der Kurfürst persönlich in

---

[1] Citat aus Hooft bei Wittich 661. [2] G. Droysen, Schriftstücke 107.
[3] A. a. O. 31. [4] A. a. O. 33. [5] A. a. O. 109.

die Nähe begeben. Wolle der Kurfürst in dies Alles nicht willigen, so sei der König geneigt, zurück zu gehen, — nicht also die Havel hinab, sondern hinauf — dem Kurfürsten die Festung Spandau wieder einzuräumen, seine Stellung aber auf andere Weise zu sichern.

Die Schlußworte verhüllen kaum die Kriegsandrohung. -- Den eigentlichen Plan gibt der Secretär Lars Grubbe am selben Tage an mit den Worten[1]: „Wie mir scheint, geht die Absicht dahin, den Kurfürsten zur Unterredung mit dem Könige zu bringen und dann mit ihm zuerst zu schließen und zwar so fest, daß er nicht mehr zurück kann. Sodann meint man sich seiner Person zu bedienen, um auch Kursachsen zu überreden."

Die Mahnung hatte nicht den beabsichtigten Erfolg. Auf die Bestätigung der Nachricht des Falles von Magdeburg zog Gustav Adolf, der dadurch die Gewißheit hatte, daß ihn bei seinen Brandenburger Verrichtungen Tilly nicht mehr stören könne, von Potsdam zurück nach Spandau. Am 17/27. entsandte er von da aus den Grafen Ortenburg[2] nach Berlin, am 18/28. den Obersten Dargitz.[3] Georg Wilhelm ließ sich bewegen, ins Lager heraus zu kommen, am 20/30. Mai.[4] Der König forderte die Einwilligung in seine absolute Kriegsdirection, demnach auch die Verfügung über alle Pässe und Festungen. Der Kurfürst beharrte dabei, Küstrin und Spandau für sich behalten, auch Werbungen und Musterplätze nach eigenem Ermessen anstellen zu wollen. Er stützte sich auf den Beschluß des Leipziger Conventes, welcher den Kurfürsten von Sachsen zum General-Director ernenne. Weiter berief er sich auf die Reichsverfassung, auf seine Erbverbrüderung, und andere, wie die Schweden sagten, „bei dem verworrenen Zustande des Reiches ungereimte Dinge." Endlich kam man dahin, daß der Kurfürst so lange Aufschub begehrte, bis sein Kanzler Götze, der sich schon länger in Dresden befand, von dort aus eine Resolution zurück bringe. Wie immer diese ausfalle, schlecht oder gut, so wolle danach der Kurfürst sich zur Zufriedenheit des Königs erklären. Spandau solle einstweilen dem Könige verbleiben, auch Küstrin ihm sicher sein. Damit gab sich Gustav Adolf einstweilen zufrieden.

Am 21/31. Mai entsandte er abermals einen Gesandten nach Berlin, den Dr. Steinberg.[5] Es ward ein Vertrag aufgesetzt. Der

[1] Arkiv I, 740. [2] G. Droysen, Schriftstücke 110. [3] A. a. O. 111.
[4] Arkiv II, 743. Lars Grubbes Bericht. [5] G. Droysen, Schriftstücke 112.

Vertrag fand nicht die Zustimmung des Königs. Namentlich verlangte er,[1] daß an denjenigen Stellen des Vertrages, wo von seinen Feinden die Rede sei, die Worte „jetzigen und künftigen“ voreingefügt werden sollten.

Georg Wilhelm sah diese Forderung an als gerichtet gegen den Kurfürsten von Sachsen.[2] Er weigerte sich. Er kam zugleich auf seine anderen Klagen über die Excesse und den Muthwillen der Soldaten zurück. Die Reden beiderseits wurden heftiger. Am 30. Mai A. St. schickte Gustav Adolf den Grafen Heinrich Matthias von Thurn nach Berlin.[3] Georg Wilhelm forderte die Rückgabe von Spandau und die Abführung der Armee.

Diese Forderung brachte die Sache zur Krisis. Der Schwede wandte sich zuerst an die Kurfürstin Elisabeth Charlotte, am 3. Juni A. St.[4] „Allermeist dauert mich,“ begann er, „daß der Ihrigen consilia E. L., Dero Herrn und Kind, in große Gefahr stürzen werden, Land und Leute zu verlieren. Aber was will ich thun? Es ist also Gottes Wille, der den Willen der Menschen regiert.“ In dieser Weise setzt der Brief sich fort. Es scheint keine Antwort erfolgt zu sein. Denn zwei Tage später, am 5. Juni A. St., richtete der Schwede ein sehr langes Schreiben[5] an den Kurfürsten selbst. Diesem hielt er die erwiesenen Wohlthaten vor, namentlich in Betreff Pommerns. Die Beweisführung dafür ist sehr eigenthümlicher Art. Der Kurfürst, sagt darin der Schwede, habe für Pommern sehr geringe Sorgfalt und Neigung gezeigt, dagegen „S. Kön. M. die Unkosten tragen lassen, bis Sie das ganze Herzogthum Pommern jure belli et retentionis acquiriert, und aller Völker Rechten nach inne behalten mögen. S. K. M. habe nichts desto weniger solches mit dem Schwerte und unsäglichen Unkosten erhaltene und von Ihrer Kurf. D. deserierte Herzogthum Deroselben abermals, allein gegen Royal-Versicherung Ihrer Freundschaft und ganz erträgliche Abstattung etlicher Unkosten usw. freundschwägerlich und brüderlich offeriert.“

Der Schwedenkönig fügt selber die Kritik dieser Beweisführung hinzu, mit den Worten: „Welches alles denn, obwohl es von einem übel Passionierten vielleicht geringschätzig gehalten werden möchte (maßen solches

[1] A. a. O. 113. [2] Arkiv I, 744.
[3] A. a. O. 745. G. Droysen, Schriftstücke 115.
[4] G. Droysen, Schriftstücke 202. [5] A. a. O. 115.

der kurfürstliche Kanzler pede stante respuiert, J. Kurf. Dt. auch selbst mit keinem Worte zu beantworten gewürdigt), Sr. Kön. M. jedoch vor der ganzen Welt zum unfehlbaren Zeugnisse einer getreuen, aufrichtigen und ungefärbten Affection gereichen kann."

Dagegen zählte der Schwede alle einzelnen Fälle auf, in welchen seinen Feinden der Kurfürst allen Vorschub geleistet. Und nun gar fordere dieser Spandau schlechterdings zurück. Obwohl der König dagegen nicht wenig einzuwenden, so wolle er doch, „um Sr. Kurf. Durchlaucht die Consummation Ihrer Freundschaft zu beweisen, der ganzen Welt aber ein Exempel vorzustellen, wie hoch und heilig Sie Ihre Parole hielten, und daß Sie lieber Land und Leute, zu geschweigen eine solche Bicoque, fahren, als Ihr königliches Wort in Zweifel ziehen lassen wollten — Ihrer Kurf. Durchlaucht mit der Abtretung der besagten Feste unverlängt willfahren."

Nach weiteren Reden dieser Art zu dem machtlosen Schwager kehrte endlich der waffenmächtige Schwede das wahre Angesicht hervor: „Da Georg Wilhelm nicht unklar mit feindlichen Gedanken umgehe: so werde es Sr. K. M. von Ihrer Kurf. Durchlaucht nicht verdacht werden, wenn S. K. M. etwas eifriger anhalten und in Ihre K. Dt. dringen, daß Sie Sich ohne längeren Umschweif eröffnen, ob Sie pede stante bei Ihrer K. M. und dem evangelischen Wesen umtreten, und Ihre Waffen mit denselben wider den R. Kaiser und die katholische Liga conjungieren, oder lieber sich zu diesen schlagen, wider J. K. M. stehen und sich Feind erklären wollen." — In diesem Falle werde der König das eroberte Pommern, so wie dasjenige, „was er von dem kurfürstlichen Lande inne habe und künftig weiter erobern möchte, jure belli et retentionis inne behalten." Das Schreiben schloß mit der Forderung der Antwort am nächsten Tage.

Georg Wilhelm antwortete,[1] am 6. Juni, aber mit der Bitte um Aufschub: er werde Arnim senden, der, von dem Kurfürsten von Sachsen bereits zum Feldmarschall seiner Truppen ernannt, sich damals gerade in Berlin befand. Am 7. Juni erschien Arnim. „Sein ganzes Geschwätz," berichtet[2] der Secretär Grubbe, „ging darauf hinaus, daß der König den Kurfürsten nicht zu einer Allianz gegen den Kaiser zwingen, sondern ihm lieber einige Neutralität belassen möge." Er wolle sich

[1] Arkiv I, 747. Grubbes Bericht vom 8.

[2] A. a. O. 747: Och gick allt hans snack derpå ut etc.

mit Kursachsen an die Leipziger Beschlüsse halten. — Darüber wurde der Schwede sehr eifrig. Arnim bat eine neue Resolution einholen zu dürfen.[1] Sie lautete, wie Gustav Adolf sagt, nicht verbessert. „So haben wir," fährt er fort, „solches in dem Namen Gottes geschehen (lassen), und es seiner Gerechtigkeit als eines Herzenkündigers, dem es bekannt, wie treulich wir es mit E. L. gemeint (hatten) und unfreundlich dafür belohnt worden sind, heimstellen müssen. Wir sind auch darauf entschlossen, des morgenden Tages uns mit unserer Armee von hier zu erheben und unsere Gelegenheit zu suchen, wie Gott sie schicken möchte."

Am 10. Juni A. St. brach das Schwedenheer von Spandau nach Berlin auf. Der König ließ durch einen Trompeter der Stadt melden, daß man seiner Armee die Thore öffnen solle.[2] In Verweigerung dessen wolle er alles Unheiles, Blutvergießens und Plünderns, das daraus entstehen möge, entschuldigt sein." Die Truppen rückten heran, näher und näher. Inzwischen kamen die fürstlichen Frauen hervor, voran unter ihnen die Kurfürstin-Witwe von der Pfalz. Sie baten den König, keine Feindseligkeiten zu verüben. Er antwortete, das sei auch nicht seine Absicht. Aber er könne nicht in Ungewißheit verharren, sondern wolle zur Vertheidigung dort verbleiben, bis man sehe, was Gott verhänge. Er hielt bei den Wagen der fürstlichen Frauen, während die Armee vor Berlin aufmarschierte, jedoch etwas zur Seite, nach Köpenick zu. Dann speiste er mit den Frauen zu Mittag auf den Wagen.

Inzwischen kam Arnim mit dem Entbieten des Kurfürsten, daß der König Spandau aufs neue nehmen und behalten möge. Es war der Anfang. Man unterhandelte weiter am 10., 11., 12. Es ward ein Vertrag vereinbart,[3] der, mit einigen Milderungen in Worten, dem Schweden dasjenige zusprach, was er verlangte, die absolute Direction des Krieges. Dafür sollte Brandenburg dem Schwedenkönige monatlich 30,000 Thaler zahlen. Der Tag des Abschlusses, der 12. Juni A. St., endete mit einem Festmahle im Garten.

„Der König," schreibt sein Secretär Grubbe, „brach auf mit ziemlich guter Zufriedenheit," zunächst nordwärts nach Stettin, um die einzige, den Kaiserlichen dort noch verbliebene Stadt, Greifswalde, zu nehmen."

---

[1] Dies ergibt sich aus dem Schreiben des G. A. bei G. Droysen, Schriftstücke 127. [2] Chemnitz 170 a. Vgl. Grubbes Bericht in Arkiv I, 748.

[3] Ausführlich bei Chemnitz 170.

Die Instruction,[1] die Gustav Adolf schon vorher dem General Johann Banier als Commandanten in der Mark übergeben, schränkt die Zufriedenheit etwas ein. Banier soll mit dem Kurfürsten gute Correspondenz halten und, so weit er kann, keine Kränkung geschehen lassen. Nichtsdestoweniger soll er auf die Handlungen des Kurfürsten genau Acht geben, namentlich damit seine Tractaten mit Kursachsen nicht auf etwas Verfängliches ausgehen.

Allerdings ließ Georg Wilhelm dem Kurfürsten Johann Georg gegenüber seinem Verdrusse über das Geschehene freien Lauf.[2] Er habe alles, was er eingegangen, wider seinen Willen thun müssen, weil die schwedische Armee ihm vor Augen, er selber dagegen machtlos. Georg Wilhelm bat, daß, wenn ihm über das Geschehene etwas zustoße, Johann Georg sich seiner annehmen, ihm mit aller Macht zu Hülfe kommen wolle. Er versprach abermals fest zu halten an dem Leipziger Schlusse.

Schwerer wurde dem Kurfürsten Georg Wilhelm seine Verantwortung vor dem Kaiser. Sie erfolgte[3] endlich am 25. Juni als Antwort auf das kaiserliche Mandat vom 14. Mai. Georg Wilhelm beginnt mit einem ausführlichen Rückblicke auf die Kriegesleiden der vergangenen Jahre. Gern bekenne er seines Ortes, daß der Kaiser sein Misfallen über die Excesse ausgesprochen. Dadurch sei ihm aber nicht geholfen, vielmehr die Noth nur noch gehäuft und gesteigert worden. „Und habe ich mit meinen Augen sehen müssen, wie sich bei der undisciplinierten Soldatesca, welcher gleich anfangs der Zügel viel zu sehr losgestrichen, alle Gottesfurcht, alle teutsche Tugend und Ehrbarkeit, auch aller Respect und Gehorsam gegen Ew. K. M., deren hohen kaiserlichen Namen sie nur zu ihrem Muthwillen misbraucht, und alle unverantwortlichen Excesse damit, daß es Ewr. K. M. Dienst also erfordert, bisher entschuldigt, allerdings verloren."

Nachdem das Schreiben des Kurfürsten in dieser Weise das Wallensteinische Kriegswesen gezeichnet, macht es den dadurch nicht begründeten Sprung: der Kaiser werde es den evangelischen Reichsständen in Ungnaden nicht verdenken, daß sie nach so lange getragener Geduld in Leipzig zusammen getreten seien, um diese, wie es in dem Schreiben heißt, „von Tage zu Tage mehr zunehmenden Insolentien" abzuwehren. Der Kaiser sei doch das Haupt nicht bloß der katholischen, sondern auch der evange-

[1] Arkiv I, 445. [2] Chemnitz 171. [3] Bei Londorp IV, 192.

lischen Reichsstände: warum wolle er jenen die eigene Defension gestatten, nicht diesen? — Und damit berührt die Schrift den Kernpunct der Sache, das jus armorum.

„Hierüber," sagt Georg Wilhelm, „mache ich mir auch keinen Zweifel, es werden Ew. K. M. etwa allbereits zur Genüge sehen und verspüren, oder vielleicht künftig noch mehr inne werden und erfahren, wie viel besser Ewr. K. M. und dem H. Reiche hätte gedient werden können, wenn Dieselbe Ihren gehorsamen Kurfürsten und Ständen die Defension ihrer Lande gelassen und nicht dieselbe solchen Leuten anvertraut hätten, welche vielmehr darauf gesehen haben, wie sie sich groß und reich machen als wie sie Ewr. K. M. und dem Reiche nützlich dienen."

Es ist dieselbe Anklage gegen Wallenstein und sein verderbliches Kriegssystem, die ein Jahr zuvor Bogislav von Pommern erhoben hatte.

Georg Wilhelm legt dann ausführlicher dar, wie das kaiserliche Heer sein Land aufs ärgste ausgesogen, ihn dagegen zur völligen Wehrlosigkeit gezwungen, und dann gegenüber dem Einbruche der Schweden so sehr wenig geleistet, ihn und sein Land schutzlos dem Schweden in die Hände gegeben habe. Zweimal sei dieser mit Kanonen vor seine Residenz gerückt: da habe er nachgeben müssen. „Zur Conjunction wider Ew. K. M.," schließt Georg Wilhelm, „habe ich mich gleichwohl nicht wollen bewegen lassen." In der Wirklichkeit fehlten in dem Vertrage doch nur die Worte: die Sache war dieselbe.

Die Antwort[1] des Kaisers hob hervor, daß die Liga gedient habe „zu unserer Assistenz und auch zur Protection selber der Stände der Augsburgischen Confession, so wie daß keinem dieser Stände wegen der Confession die geringste Bedrängnis" geschehen sei.

Und dann enthält die Antwort den merkwürdigen Satz: „Wir stellen zwar hierbei nicht in Abrede, daß nicht bei unserem Kriegsvolke allerhand eigennützige unverantwortliche Excesse vorgegangen, und daß darum auch dasselbe zu des Feindes Vortheil abgekommen und an genugsamer Resistenz zurück gestanden ist: der Ursprung aber dessen alles ist vielmehr daher gefolgt, daß die Festung Stettin, auch andere starke Plätze und Pässe fast ohne Widerstand dem Schweden eröffnet worden sind."

Die Worte enthalten eine schwere Anklage gegen den Herzog Bogislav von Pommern, eben dieselbe Anklage, die Wallenstein ein Jahr zuvor

[1] A. a. O. 195.

in Memmingen ausgesprochen, und die doch, wie sie des Beweises ermangelt, auch in sich selber unwahrscheinlich und unglaubwürdig ist. Mittelbar aber enthalten sie auch die Ablehnung der wie früher von Bogislav, so nunmehr von Georg Wilhelm erhobenen Anklage gegen Wallenstein. Dieser Name war kurz zuvor in der Umgebung des Kaisers wieder viel genannt worden, in Anlaß von Berathungen, die über die Oberleitung des Heeres statt fanden.

18. Die Frage eines Hauptes der kaiserlichen Armee. Verhalten Wallensteins.

Dem Leser ist erinnerlich, welche Bestürzung im April in Wien die Nachrichten von dem Falle Frankfurts a./O. und Landsbergs erregten. Schon sah man den Schweden in die Erblande einbrechen. Man arbeitete an den Festungswerken von Wien. Die Partei Wallensteins und mit ihr der Kaiser wünschten die Rückkehr Wallensteins. Dann entfernte die Wendung des Schweden nach Westen die anscheinende Gefahr, brachte jedoch nicht jene Frage zum Schweigen. Wir haben vernommen, daß der Kaiser in einem Handschreiben vom 5. Mai an Wallenstein die Aufforderung zu einer Besprechung richtete. Am selben Tage machte er dem Kurfürsten Maximilian eine allgemeine Andeutung. Dieser antwortete[1] ausweichend, am 14.: „Was sonst Ew. K. M. wegen eines noch anderen Capo anregen, das Dero Armada vorzusetzen sein werde, weiß ich mich anders nicht zu besinnen, als daß Ew. K. M. eben zu diesem Ende schon hiebevor den von Tiefenbach deputiert haben." — Jedoch ließ Maximilian durch Kurz von Senftenau dem Kaiser auch sagen, daß die Stände der Liga in die Nothwendigkeit kommen könnten, den Grafen Tilly zur Deckung der eigenen Länder zurückzurufen. Der Zweck dieser Ankündigung war ein Druck auf den Kaiser, den Anmarsch der Truppen aus Italien zu beschleunigen. Unvermeidlich jedoch schärfte sie in dem Kaiser die Erinnerung, welche Questenberg vor ihm in die Worte gekleidet, daß Tilly ihm nur hergeliehen sei.

Wallenstein stellte sich nicht zu der von dem Kaiser gewünschten Unterredung. Ein Anderer dagegen trat hervor, der eigene Sohn, Ferdinand, als König von Böhmen und Ungarn der dritte dieses Namens. Er richtete an den Kaiser das folgende Schreiben.[2] „Allergnädigster usw.

[1] Acten des 30j. Krieges. F. 39. [2] In Kriegsacten F. 94. Es trägt kein Datum; aber das Datum der Berathung darüber weist es hierher.

Dieweilen die Zeit herzunaht, daß Ew. K. M. sich wegen Ersetzung des Generalates resolvieren wollen, welches Lothringen, Savoyen und Andere prätendieren — als erinnere ich mich gehorsamlich der kurz verwichener Zeit gegen Ew. K. M. von mir in dieser Materie gethanen unterthänigen Offerte, welche ich hiermit nochmals gehorsamst renovieren und erfrischen thue, Dieselben gehorsamst bittend, (daß) Sie solche in väterliche Obacht und meine Person in gnädigste Consideration nehmen wollen. Und ob ich zwar im Kriegswesen nicht so erfahren wie der Herzog von Savoyen, so will ich mich doch äußerst befleißen, dasselbe zu begreifen, und werde auch in Ewr. K. M. exercitu und anderswo vornehmer Officiere nicht ermangeln, welche mir mit getreuem Rath und That würden beistehen können. Dessen haben sich Ew. K. M. gegen mich gewis zu versichern, daß auf dieser Welt kein Mensch mit größerer Devotion, Treue und Gehorsam als ich Deroselben dienen werde. Bitte auch benebens gehorsamst, (daß) Sie diese meine unterthänigste Erinnerung in väterlicher Gnade wollen an- und aufnehmen, Dero mich unterthänigst und gehorsamst befehlend. Ewr. K. M. allerunterthänigster Diener und gehorsamster Sohn Ferdinand m. p."

Der Kaiser überwies die Bitte seines Sohnes dem geheimen Rathe zur Begutachtung,[1] am 4. Juni. Es wurden zuerst die Gegengründe aufgestellt, sieben an der Zahl. Der König hat dahin zu trachten, sich die Geneigtheit aller Reichsstände zu erhalten, auch der nicht-katholischen, weil dieselben dennoch mächtig, auch zwei Kurfürsten darunter. Das Haus Oesterreich hat nicht viele erwachsene Männer, die zur Regierung tauglich sind. Die jetzigen Vorbereitungen, wenn es nicht bald zu einem Frieden kommt, deuten auf einen ernsthaften und gefährlichen Krieg. Der König hat noch wenige rechte Erfahrung im Kriegswesen machen können. In demselben ist große Confusion eingerissen und die Disciplin fast völlig untergegangen: die Klagen über die barbarischen unchristlichen Excesse der Soldaten würden auf den König fallen. Die Mittel zur Remedur, der Bezahlung des Kriegsvolkes, mangeln. Nimmt die Sache einen übelen Ausgang, so fällt der Vorwurf auf den König.

„Dies Alles," sagt weiter das Gutachten, „hat ziemlichen Schein. Aber Anderes steht entgegen. Zuerst zeigt die Nothwendigkeit selber den Weg. Denn nachdem die Befähigung und die Qualitäten aller derjenigen,

[1] Kriegsacten F. 92.

die entweder sich selbst erboten haben, oder sonst vorgeschlagen sind, von den geheimen Räthen in Erwägung gezogen worden, erfindet sich, daß Ew. K. M. bei Etlichen allerdings sich selber nicht gesichert halten können, Etliche als Fremde leichtlich selbst zu schaffen geben möchten, Andere bei denen, welchen sie vorgezogen, nicht geringe Eifersucht erwecken, Andere endlich gar zu viele Ausgaben machen würden, welche Ew. K. M. schwer aufbringen könnten."

Es folgt ein sehr merkwürdiges Urtheil[1] der geheimen Räthe über Wallenstein.

„So viel aber die Wieder-Erhandlung des Herzogs von Mecklenburg anlangt — Anderes zu geschweigen — so befinden Ew. M. selbst, in welchem besonderen Mistrauen die Stände des Reiches insgemein gegen dessen Person begriffen, (so) daß sie nicht allein die Ursache dieses gegenwärtigen Krieges gegen Schweden ihm zuschreiben, sondern auch die übele Administration des Kriegswesens in der Bestellung so vieler Obersten und Regimenter ohne das dazu gehörige Kriegsvolk. Indem die Befehlshaber allein sich bereichert, sei, bei allen den durch das ganze Reich erpreßten Contributionen, das vorhandene Kriegsvolk dennoch dermaßen abkommen, daß es fast an keinem Orte dem Feinde Widerstand thun mögen, sondern von dem baltischen Meere bis an Ewr. K. M. Erbländer einen Posten nach dem anderen verloren. Daraus sei dann namentlich die gegenwärtige Gefahr, daß die nicht-katholischen Reichsstände nunmehr das rechte Tempo ergriffen zu haben vermeinen, recht eigentlich entstanden."

„Was auch etliche derselben Kur- und Fürsten absonderlich gegen den obgedachten Herzog für Ursache zu haben vermeinen, sowohl etlicher nachdenklichen Discurse und übel empfundener Behandlung halber, als auch daß derselbe allzu viele Gewalt und Autorität sich angemaßt, dabei auch den Respect vor Ewr. K. M. oftmals hintangesetzt habe — solches weisen zum Theile die zu Regensburg eingelieferten Schriften, theils auch unterschiedliche geführte Discurse genugsam aus. Wie dasselbe auch in der neulich zu Dinkelsbühl dem Abgesandten Ewr. K. M. gegebenen Schlußantwort repetiert wird. Wenn nun Ew. K. M. sich abermals der Person des Herzogs bedienen wollten, so ist wohl höchlich zu besorgen, daß, da die katholischen Reichsstände, welche zu seiner Entlassung

[1] Hurter IX, 457 erwähnt es mit einigen Worten. Ähnlich Hurter, Wallensteins vier letzte L. J. 32.

Ursache gegeben, sich nichts Anderes als einer vindicta von ihm zu versehen hätten — eine solche Ernennung nicht bloß zu einem schädlichen Bruche und gänzlicher Trennung der Gemüther, sondern auch zu einem Sonder-Vertrage derselben mit dem Feinde den Anlaß geben würde."

„Auch würde es dem Herzog von Mecklenburg nunmehr, wo die nicht-katholischen Reichsstände eben so wohl wie die katholischen bewaffnet, und sich nicht wie bisher werden schätzen lassen wollen, fast unmöglich sein, auf die vorige Manier dem Generalate vorzustehen. Zu geschweigen, daß, wo es sich um ein Darlehen handeln würde, der Herzog der Bezahlung desselben mit Land und Leuten, auch ohne vorhergegangene Liquidation, genugsam versichert sein wollte."

„Damit ist dargethan, daß, in Betracht der Umstände, dem Könige von Ungarn und Böhmen keine andere Persönlichkeit an Qualitäten zu vergleichen ist."

„Zum anderen ist es um diesen Krieg so beschaffen, daß die Gegner daraus offenbar einen Religionsstreit machen wollen. Denn nicht allein zieht der Schwede den Titel der Defension seiner Religion und der Unterdrückung der katholischen öffentlich für sich an, sondern auch die Leipziger Conföderierten wollen durch ihre Armatur die Ausführung des Religionsfriedens und des Restitutions-Edictes hindern. Daher ist nicht zu zweifeln, daß dieser hochrühmliche Beruf, das Ehrenkränzlein der beschützten katholischen Religion, keinem Anderen gebührt als dem Könige. Der Beruf rührt von Gott dem Allmächtigen selber her, und es ist dabei nichts Anderes als der göttliche Segen zu erwarten."

„Weiter ist bekannt, was für einen Effect und Nachdruck es übt, wenn der Kriegesherr oder dessen Erbe selber dem Feldzuge beiwohnt und das Regiment führt. Deswegen halten alle verständige Politiker dafür, daß, ob zwar bei geringen Kriegeshändeln große Potentaten sich in Person nicht aussetzen sollen, daß dagegen da, wo es sich handelt um das Ganze - wie es in diesem Falle das Ansehen hat — die Gegenwart des Oberhauptes höchlich von nöthen. Darum haben so viele Könige und Kaiser, mit Hintansetzung aller Gefahren, ihre Kriege selbst geführt. Es bedarf dafür nicht eines Hinweises auf fremde Beispiele; denn das hochpreisliche Haus Oesterreich selber hat deren mehr gegeben als irgend ein anderes, das jemals in der Welt floriert."

„Es ist ferner nicht zu bezweifeln, daß eine solche hochsinnige Resolution allen Katholiken ein Herz machen, den Gegnern Schrecken

verursachen werde, so daß im Anblicke eines solchen Eifers viele Gegner Bedenken tragen möchten, ob sie beharren sollen, indem sie daraus nicht anders schließen können, als daß es diesseits nicht an Mitteln mangeln könne, den Krieg mit Reputation durchzuführen."

„Auch dürfte es nichts auf Erden geben, was dem Könige größere Ehre, Lob und Namen erwerben könnte als eben diese Expedition, an welcher, wann er das Kriegswesen als der Könige und Potentaten eigentliche Schule recht begriffen, er inskünftig bei der Regierung sich zu erfreuen haben wird."

„Zur Erlangung der römischen Krone gibt es keinen anderen so starken Vorschub als die Übernahme dieses Generalates, weil dadurch der König sich bei allen katholischen Reichsständen zum höchsten empfehlen wird."

„Auch scheint es, daß der Ausgang dieses Krieges nicht so sehr zu fürchten, weil Ew. K. M., wie bisher allezeit, Gott, die Religion, die Gerechtigkeit auf Ihrer Seite haben, und dazu so wohl aus Ihren eigenen Königreichen und Ländern als von den katholischen Reichsständen so ansehnliche und so starke Hülfe zu erwarten, daß Sie den Waffen der Widerwärtigen genugsam gewachsen, auch noch mit altem, wohl versuchtem und durch elfjährige beständige Siege den Gegnern furchtbarem Kriegsvolke, auch vielen guten Officieren wohl versehen sind. So verbindet auch die gemeinsame Sache Ew. K. M. mit den Katholiken dergestalt, daß zu hoffen, solche Bande werden nicht leicht aufzulösen sein. Dagegen ist auf der anderen Seite sowohl die Religion wie das Interesse sehr verschieden. Denn der König von Schweden muß ihnen selbst verdächtig sein als ein ausländischer Potentat, welchen die zwei Kurfürsten (von Sachsen und Brandenburg) nicht in ihren Kreis einbrechen lassen können. Zwischen den fürstlichen und kurfürstlichen Häusern herrscht auch stets der Neid und die Eifersucht, und noch viel mehr zwischen den Fürsten und Reichsstädten. Denn diese haben jederzeit erfahren, daß es um ihr Geld zu thun, daß der Vortheil der Kriege den Fürsten, die Kosten und der Nachtheil aber ihnen verbleiben, wie es der Ausgang sowohl des schmalkaldischen Bundes als der letzten Union genugsam darthun, und die Anhaltische Canzlei klar an den Tag gibt."

„Wenn auch unter den katholischen Fürsten irgend ein anderer ein Auge auf die römische Krone hätte, so würde dieses Generalat dessen Absichten desto mehr verhindern, einestheils deshalb, weil der König die Waffen selbst in Händen, andererseits, weil die geistlichen Fürsten sehen

würden, daß bei dem Könige der Kriegesmuth vorhanden, und mit demselben der angeerbte Eifer, die katholische Religion zu vertheidigen."

„Endlich würden bei diesem Generalate auch die Unkosten geringer sein, als wenn Ew. K. M. Jemandem anders aus fürstlichem Stande es übertragen wollten. Denn kein anderer General könnte bestellt werden, der nicht von Ewr. K. M. ein Land zur Entlohnung prätendieren würde, ob Erbland, ob acquiriertes. — Dagegen hätten Ew. K. M. dem jetzigen Deputate des Königs nur ein Geringes beizulegen. Der Lohn des Sieges aber bliebe um so viel billiger bei Ewr. K. M. Hause, weil er nicht bloß mit dessen Gelde, sondern eigener Gefahr errungen wäre."

Dann kehrt das Gutachten zurück zu den im Beginne ausgesprochenen Bedenken. Diese, meint es, seien in den für die Bejahung aufgeführten Gründen meistentheils bereits abgelehnt. Einige andere werden noch direct besprochen.

„Der Einwand, daß das hochlöbliche Erz-Haus noch nicht so stark, daß sich dessen vorhandene Häupter einer Gefahr aussetzen dürften, wird hinfällig durch die Erwägung, daß da, wo es sich um das Ganze handelt, auf eine solche Gefahr nicht allein nicht zu achten, sondern daß diese auch noch größer wird, wenn der Kriegsherr sich allein auf seine Minister verlassen wollte. Denn alle heroischen Prinzen halten sich selber für verloren, wenn sie Land und Leute eingebüßt haben. Auch ist es nicht die Sache eines Generals, an allen Enden vorn an der Spitze zu sein. Der hochberühmte Held Scipio sagte: Mater mea me Imperatorem, non militem genuit. Und doch wird er seines Valors halben nicht weniger als Alexander gepriesen, in Betreff der Besonnenheit aber von Vielen ihm vorgezogen."

„Auf den Einwand, daß der König beim Kriegswesen nicht hergekommen, ist zu erwiedern, daß er nicht allein aus eigenem Antriebe sich mit militärischen Studien beschäftigt, sondern nun auch seit etlichen Jahren, wo er dem geheimen Rathe beigewohnt, sein Verständnis für militärische Dinge bethätigt hat. Auch wird es dem Könige an guten, verständigen und versuchten Kriegesräthen, so wie an alten erfahrenen Obersten hoffentlich nicht fehlen. In Betreff des Grafen Tilly macht man sich keinen Zweifel, es werde bei der Liga dahin zu richten sein, daß er entweder bei dem Könige die meiste Zeit anwesend sei, oder doch durch Schreiben und Schicken seinen Rath vertraulich mittheile."

„Die verfallene Kriegeszucht ist kein Grund, den König von dem

Generalate abzuhalten. Vielmehr erfordert die unumgängliche Nothdurft ein solches Haupt. Denn unzweifelhaft ist es ganz unmöglich, diesen Hauptkrieg mit der vorigen Unordnung fortzuführen, vornehmlich mit dem ganz ungebührlichen und unverantwortlichen Vortheil der Obersten und Befehlshaber, dagegen der Ruinierung der Soldaten und Verstattung eines solchen unchristlichen Muthwillens. Gleichfalls aber ist es unmöglich, daß Jemand anders solchen Mängeln abhelfe, als Ew. K. M. oder der König, weil dazu suprema autoritas von nöthen. — Dazu auch wird der König verhüten, daß nicht, nota ducum arte, der Krieg hingezogen werde, sondern bald ein Ende finde. Wenn im Jahre 1620 nicht Maximilian von Bayern bei der Armee, so wäre die Schlacht am Weißen-Berge verblieben."

„In Erwägung alles dessen sind die hierzu deputierten geheimen Räthe einhellig der Meinung, daß Ew. K. M. Dero Herrn Sohne, des Königs in Ungarn und Böhmen M., Dero heroische Bitte nicht sollten abschlagen, sondern dieselbe als eine göttliche Vocation annehmen und erkennen."

Es scheint über die Sache noch hin und her verhandelt worden zu sein. Es findet sich weiter die Bemerkung: „Zuförderst ist die Sache bei dem Kurfürsten von Bayern dahin zu richten, daß dem Grafen Tilly erlaubt werden möge, dem Könige persönlich allezeit beizuwohnen, oder, wo dies die ratio belli nicht allezeit erleiden wollte, mit dem Könige stets vertrauliche Correspondenz zu halten."

Damit erlischt die Kunde. Es ist nicht abzusehen, ob damals in der Sache etwas Weiteres geschehen ist. Und doch hat das Gutachten hohen geschichtlichen Werth für die Kenntnis der Urtheile am kaiserlichen Hofe in der schweren Zeit. Voran darin steht an Bedeutung dasjenige über Wallenstein. Es ist wesentlich nicht sehr verschieden von denjenigen aller Reichsfürsten, ob katholisch, ob nicht-katholisch. Unter dem Scheine des Namens derselben mißt das Gutachten dem Wallenstein einen Hauptantheil der Schuld an der Verlängerung des Krieges bei.

Daß den Kaiser Ferdinand II. dies Gutachten von einer Schädlichkeit Wallensteins auch für ihn selber und sein Haus überzeugt habe, ist kaum anzunehmen. Dasselbe stand allzu sehr in Widerspruch mit den Worten, durch die er einige Wochen zuvor namentlich dem Kriegsrathe Questenberg gegenüber seine hohe Meinung von Wallenstein kund gethan.

Wallenstein dagegen hatte längst vergessen, daß die Grundlage der Stellung, zu welcher er empor gewachsen, und welche ihm auch durch seine Entlassung nur äußerlich genommen war, hauptsächlich in dem schwer zu verwüstenden Vertrauen des Kaisers in ihn bestand. Was immer seine Correspondenzen mit Arnim im Winter 1630/1, oder nach Frankreich bezweckt haben mögen: erst im Frühling 1631 treffen wir auf feste Anhaltspuncte für seine Absicht, mit dem Schweden Gustav Adolf in Verbindung zu treten.[1] Die Sache ward mit großer Vorsicht eingeleitet. Sein Schwager, Graf Adam Terczka, mit ihm im Einverständnisse, hatte noch im Jahre 1630 den böhmischen Edelmann Sezyma Raschin aus Meißen nach Böhmen zu ziehen gewußt. Diesen bereitete er dann vor durch Andeutungen, daß wenn die Gegner mit Wallenstein tractieren wollten, sie ihn auf ihre Seite bringen würden. Nur müsse der Anfang von dort aus gemacht werden. Sezyma Raschin, weil er den Grafen Thurn kenne, werde dies vermögen. Die Sache verzog sich bis nach dem Eintreffen der Nachricht des Falles von Frankfurt a./O. Am 17. Mai redete Terczka zu Dimokur umständlich mit Raschin. Wallenstein, sagte er, sei heftig wider den Kaiser erzürnt. Raschin möge zu dem Grafen Thurn reisen und ihm von fern zu verstehen geben, daß wenn der König mit Wallenstein tractieren ließe, Terczka wisse, daß er ihn auf seine Seite bringen könne. Wallenstein sei ein großer Herr, habe bei den Soldaten viele Liebe, und sei alles an ihm gelegen. Er könne dem Könige viele gute Dienste thun. „Dabei hat er mir auch gesagt," fährt Raschin fort, „der Friedländer habe ihm befohlen, mir Solches zu sagen und aufzutragen; jedoch müßte ich dissimulieren und nichts davon melden, sondern es dem Grafen Thurn so erzählen, als käme es allein von dem Herrn Terczka her."

Raschin reiste ab und traf den Grafen Thurn in Berlin. Dieser hatte auf die alte Gräfin Terczka, die Mutter des Adam, wegen einer Geldschuld, welche sie ihm nicht gezahlt, bis dahin einen Groll. Der Bericht Raschins nahm denselben hinweg, und Thurn machte sich noch in derselben Stunde mit Raschin auf den Weg nach Spandau zum Könige. Es ist sehr merkwürdig, wie sich hier drei hauptsächliche Factoren des deutschen Krankheitszustandes zusammen finden: Thurn, Gustav Adolf, Wallenstein in Vertretung durch Raschin. „Da haben wir alle beide," erzählt Raschin, „bei dem Könige in die zwei Stunden lang Audienz gehabt und alles vorgetragen, was

[1] Dvorský 19 uf. Auch für das Folgende.

Adam Terczka erzählt. Darüber sich der König anfänglich sehr verwundert und fast nicht Glauben geben wollen, endlich aber gesagt: er vernehme sehr gern, daß der Fürst (Wallenstein) resigniert hat: es wäre sein Glück." — „Dann hat er mich ausgefragt, was für eine Person der Terczka sei, wie alt, ob er verständig, und ob sich ihm der Fürst in so wichtigen Dingen anvertraut haben sollte. Da habe ich mit dem Grafen Thurn geantwortet: der Graf Terczka sei des Fürsten Schwager und könne viel bei dieser Sache thun. Der Fürst traue ihm: die alte Frau Terczka sei auch ein verständiges Weib und ihres Gleichen nicht, und eine gewaltige Praktikantin. Er, Graf Thurn, wisse, sie werde auch das ihrige stattlich bei der Sache thun. Auf diesen Bericht hat der König mich mit mündlichem Bescheide alsobald wieder expediert. Der Graf Thurn hat dem Adam Terczka sagen lassen: er solle ja sehen, daß er den Friedländer auf des Schweden Seite bringe."

Am 18. Juni traf Raschin wieder in Prag ein, wo sich Terczka und Wallenstein befanden. Er erstattete dem Letzteren Bericht über die Aufträge des Königs und Thurns, nämlich Terczka solle mit Wallenstein reden, damit, weil er sich (vom Kaiser) so sehr gekränkt fühle, er auf des Königs Seite treten wolle: dann wolle der König ihm alles thun, was er begehren werde. — „Als solches der Fürst gehört," berichtet weiter Raschin, „hat er mich vor sich erfordern lassen und umständlich von der Sache mit mir geredet, auch daneben angezeigt, wie er vom Kaiser disgustiert sei, und daß der Kaiser gern wolle, daß er das Generalat wieder auf sich nehmen möge. Er aber thue es nicht, hat sich hoch vermessen, auch unter anderen die Worte geredet: ‚Wenn seine Seele im Abgrunde der Hölle wäre, und er selbige dadurch, daß er dem Kaiser dienen sollte, erlösen könnte, so wollte er es nicht thun' — und hat, im Beisein des Grafen Terczka, dem Könige durch mich wieder entboten: er befehle sich zu königlichen Gnaden und verpflichte sich, daß er dem Könige alles thun wolle, jedoch wenn er seine Zeit und gute Gelegenheit sehen werde. Er könne in so wichtigen Sachen nicht so plump hineintappen; denn es hätte sich der König mit dem Kurfürsten (von Sachsen) noch nicht conjungiert. Dabei hat er auch dies gesagt: ‚Das was mir durch Euch zuentboten worden, ist mir lieber als die ganze Welt.' — Dabei hat er mir geboten, ich solle die Sache ja in höchstem Geheim halten; denn ich hätte nichts zu verlieren, er und Terczka aber sehr viel."

Dann entsendete Terczka abermals den Raschin an den Grafen Thurn. Es könne nicht schaden, ließ er sagen, wenn der König selber dem Fürsten ein Brieflein zuschriebe: es würde nur zur besseren Beglaubigung gereichen. Raschin machte sich auf den Weg nach Berlin, und traf dort am 7. Juli den Grafen Thurn. Dieser ging auf den Bericht ein und nahm dann Raschin mit zu dem Könige, der sich in Tangermünde befand. Auf die Meldung der Ankunft Raschins ließ der Schwedenkönig ihn vor allen Anderen zur Audienz vor, zog ihn jedoch nicht zur Tafel, damit nicht ein Verdacht rege würde. „Und hat damals," sagt weiter Raschin, „der Graf Thurn den König dahin gebracht, daß er dem Friedländer und dem Terczka mit eigener Hand zugeschrieben, des Inhaltes: ‚weil der Fürst vom Kaiser disgustiert sei, so wolle der König ihm wider seine Feinde beistehen und ihn in Allem manutenieren.' — Solche Schreiben habe ich dem Friedländer und Terczka zugebracht. Als der Fürst es gelesen, hat er gesagt: es geschehe ihm vom Könige große Gnade, und könne ihm nach Gott nichts lieber sein als ein solches Schreiben."

Wallenstein erörterte weiter mit Raschin die Gefahr des Schreibens. „Ihr habt Euch viel unterstanden, sagte er. Es ist nunmehr nicht vonnöthen mehr zu schreiben, denn ich glaube anjetzo dem Könige alles, was er durch Euch mir zuentbieten wird. Es ist allhier nur um Euch zu thun. Wenn die Kaiserlichen Euch mit diesem Schreiben des Königs gefangen hätten, so hätte der Kaiser mir nichts anhaben können; denn ich hätte gesagt: der König begehre mit mir zu pactieren und wolle mich auf seine Seiten bringen: wer könne ihm dies wehren? Aber um Euch würde es gethan sein."

Raschin schildert weiter, wie Wallenstein davor ausgewichen sei, dem Könige, „der viel darum gegeben hätte, wenn er von des Friedländers Hand nur Eine Zeile hätte haben können" — eine schriftliche Antwort zu senden. Es wisse um die Sache Niemand als er selber, der König, Graf Thurn, Graf Adam Terczka und die alte Frau Terczka, der alles wohl zu vertrauen. Und er wollte viel darum geben, daß sie ein Mann, oder der alte Terczka, ihr Mann, so witzig wäre wie sie. Nachdem Wallenstein abermals abgelehnt, selber an den König zu schreiben, „hat er mir befohlen, ich solle Papier nehmen und mir auf einen kleinen Zettel ein Memorial dessen machen, was er mit mir rede, damit ich es dem Könige vortragen könne. Bei einer Gefahr sollte ich das Papier

entweder wegwerfen, oder verschlingen und in mich fressen. Er hat mir aber bald wieder gesagt: ‚Schreibt nicht, Ihr könnt es wohl behalten, nehmt es wohl in den Kopf.‘ Er hat sich dann erstlich wie bräuchlich dem Könige zu Gnaden empfohlen, dann weiter gesagt: ‚Ich gebe dem Könige meine Resolution und versichere ihm mündlich durch Euch, daß, wenn ich meine Zeit sehen werde, ich von dem Kaiser ganz abfallen und zu ihm übergehen will.‘ Es sei aber das österreichische und das spanische Haus noch stark und habe sich der König mit dem Kurfürsten (von Sachsen) noch nicht conjungiert: darum solle er suchen, sich mit dem Kurfürsten von Sachsen um alles zu vergleichen und zu vereinigen. Wenn das geschehen, so werden sie auf den Feind, den Tilly, gehen können, und dann weiter in das Reich. Ihm, dem Fürsten, aber solle der König, wenn sie sich vereinigt haben würden, 10 oder 12,000 Mann in Böhmen schicken und den Grafen Thurn mit, der könne, wie er dazu sich bereit erklärt, sein Generallieutenant sein. Thurn sei ein gewaltiger Praktikus, und, wenn er gleich zu Zeiten unpaß wäre, so hätte er doch einen guten Kopf. Aber die Artillerie müsse er bei sich haben, und alsdann werde der König sehen, was für Sachen sie thun würden.“

Mit dieser Antwort machte Raschin sich wieder auf den Weg und traf in Berlin den Grafen Thurn. Sie begaben sich nach Brandenburg, wo Gustav Adolf vom Lager zu Werben aus eingetroffen war. Während der König in einem Dorfe bei Brandenburg frühstückte, berichtete Raschin im Beisein des Grafen Thurn. „Welches der König mit besonderer Freude vernommen und mich auf die Achsel klopfend gesagt: ‚Mr. Raschin, ich wünsche ihm viel Glück: ich will sein gnädiger König sein und ihn wohl recompensieren‘ — ist auch auf dem Rosse so lange sitzen geblieben, bis sein Secretär Sadler mir den Paß verfertigt, welchen er auch auf dem Rosse unterschrieben, und mich darauf alsobald wieder abgefertigt, und dem Fürsten entboten: weil er sich anjetzo mit dem Kurfürsten (von Sachsen) bei Wittenberg conjungieren werde, so wolle er dann gerade auf den Tilly zugehen, und, wenn ihm Gott Glück verleihe, dem Fürsten das Kriegsvolk, wie er begehrt, zuschicken.“

So bis dahin, also bis tief in den Monat August, der Bericht Raschins, dessen Zuverlässigkeit heute mit Gründen kaum noch zu bestreiten sein dürfte. Es bedarf nicht einer Erörterung der Verschiedenheit des Bildes, welches der Kaiser sich innerlich von Wallenstein gemacht hatte und festhielt, von der wirklichen Persönlichkeit dieses Wallenstein.

Von besonderem Interesse dagegen ist hier wie immer die Selbstüberschätzung Wallensteins. Er hatte dem Schwedenkönige nichts zu bieten als seine Person. Der Schwedenkönig nahm an und verpflichtete sich ihm durch seine Handschrift. Um so eher durfte dann der Schwede eine Bürgschaft gleicher Art von einem Manne erwarten, der sich als Verräther ihm anbot. Wallenstein scheuete davor zurück. Sein durch den Mund eines Anderen gesprochenes Wort sollte dem Schwedenkönige als eine Bürgschaft dienen, für welche dieser eine Armee von 12,000 Mann hergeben sollte. Es ist sehr möglich, daß Gustav Adolf bei allen seinen freundlichen Worten für Raschin bei dem Abschiede vor Brandenburg anders darüber dachte.

Die Klarstellung des Gegensatzes zwischen dem Bilde, welches einige Zeitgenossen sich von Wallenstein entwarfen, und der reellen Persönlichkeit, hat uns hinausgeführt über die Zeit, wo im Rathe des Kaisers die Frage des Wiedergewinnes von Wallenstein erwogen wurde, über die erste Hälfte des Monates Juni. In diese Zeit haben wir zurückzukehren.

19. Tilly und der Kurfürst Johann Georg, im Juni und Juli.

Nachdem Tilly von Magdeburg aus, am 26. Mai, dem Kurfürsten von Bayern gemeldet, daß er um des Friedens willen Unterhandlung mit Kursachsen angeknüpft, sprach er sich am nächsten Tage zu dem Kaiser bestimmter aus mit den Worten[1]: „Meine unvorgreifliche Meinung wäre, daß Ew. K. M. Ihro allergnädigst belieben ließen, von den protestierenden Ständen eine kategorische Erklärung zu fordern, ob sie bei Deroselben halten, Feind oder Freund sein wollen, mit angehängtem ernstlichem Befehle, daß sie alsbald ihr gesammtes Volk cassieren und fernere Werbungen gänzlich einstellen sollen. Denn so lange selbige Stände bei ihrem jetzigen Kriegswesen und Vorhaben belassen werden, (besteht die Gefahr,) daß sie ihre Gelegenheit absehen, und entweder sich zu dem Könige von Schweden schlagen, oder doch mit anderen ihren Adhärenten sich vereinigen können. Dies würde eine solche Verwirrung im ganzen Reiche erregen und abgeben, daß den Sachen nachher schwerlich zu remediieren sein würde. Derohalben ist es nöthig, daß bei Zeiten dazu gethan und zuvorgekommen werde."

Diese Worte, auf welche hin Tilly die kaiserliche Resolution erbat, legen seinen Standpunct dar, den wir fortan ihn festhalten sehen. Er

[1] Hormayr 329.

setzte Magdeburg thunlichst in den Stand der Vertheidigung, verproviantierte es und beließ dort etwa 5000 Mann kaiserlicher Truppen unter dem Statthalter und General Mansfeld. Er selber brach am 3. Juni mit seiner Armee von etwa 24,000 Mann auf nach Thüringen. Der Marsch ging zunächst nach Aschersleben.

In den Tagen zuvor hatten die Fürsten von Anhalt wiederholt über Plünderungen Klage führen lassen. Darüber berichtet ihnen, am 23. Mai/2. Juni, der Oberstwachtmeister Oepp, noch von Magdeburg aus[1]: „Ihre Exc. sind, daß solches geschehen, gar sehr zornig darauf, haben mir auch ausdrücklich anbefohlen zu avisieren, daß Ew. F. Gn. gnädige Anordnung thun wollen, daß, wenn hinfüro dergleichen Gesellen mehr betreten werden, Ew. F. Gn. dieselben in Verhaft nehmen und Ihrer Exc. freundlich hinwiederum berichten wollen. Alsdann wollen J. Exc., wenn sie welche bekommen, an ihnen ein gutes Exempel Anderen zum Abscheu statuieren." — In Aschersleben angekommen, erließ Tilly, am 5. Juni, an den Statthalter Grafen Wolf von Mansfeld in Magdeburg ein nachdrückliches Schreiben.[2] Es lautet wie folgt.

„Geliebter Herr und Freund. Demnach von den sämmtlichen Fürsten und Herren zu Anhalt mir klagend vorgebracht worden, welchergestalt Ewr. Lbd. Leibcompagnie, sogar auch der Commandant von Elß selbst, im selbigen Fürstenthume und Gegend auf den Straßen stark herum reiten und alles was sie antreffen, spoliieren, plündern und allerhand höchst sträfliche Exorbitantien verüben thun — wann dann Solches der R. K. Majestät ernstlichen Inhibitorial-Mandaten, auch meinen derentwillen zum öfteren ausgefertigten ernstlichen Ordinanzen mit nicht wenigem Despecte stracks zuwider lauft — sonsten auch man billig hochgenannter Herren Anhaltischer Fürsten bei ihrem stark und gleichsam zu ihrem Ruin ausgestandenen und gutwillig erwiesenen und noch erzeigenden ansehnlichen Kriegsdiensten nicht wenig zu verschonen —: Als habe ich solches Ewr. Lbd. hiermit anzuzeigen nicht umgehen können, dienstlich gesinnend in dieser höchst strafmäßigen Verübung alsobald und dergestalt zu remediieren, damit es nicht das Ansehen gewinne, als ob man mit Fleiß dazu connivieren und ein Wohlgefallen darob tragen thäte: maßen Sie dann ein fleißiges Auge darauf halten und, nach des Einen oder des Anderen Betretung, absque omni respectu personarum, exemplarische Strafe statuieren lassen. Hieran wird allerhöchst gedachter

[1] G. Krause II, 235. [2] A. a. O. 236.

Kaiserlicher M. ausgefertigten Mandaten allerschuldigste, meinen Ordinanzen aber gebührende Folge erwiesen. Dabei" usw.

Der Marsch Tillys ging langsam von statten, mit stetem Rückblicke auf den Schweden, wenn etwa dieser sich wieder nähere. Denn Tillys erster und sehnlichster Wunsch war und blieb, mit dem Schweden zum Schlagen zu kommen. In Oldisleben an der Unstrut machte Tilly für mehrere Tage Halt. Der Marsch selber wie die Stellung dort lassen seinen Plan klar erkennen: er stand zwischen den beiden Fürsten, die, hauptsächlich und bald noch allein an den Beschlüssen des Leipziger Tages festhaltend, eine Truppenmacht zur Verfügung hatten, dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel.

Der Landgraf Wilhelm war der erste deutsche Reichsfürst gewesen, der aus freien Stücken den Schwedenkönig suchte. Wir haben vernommen, wie dieser ihm für ein Bündnis nicht bloß die Abtei Hersfeld, sondern auch das Fürstbisthum Paderborn, Höxter, das Eichsfeld und die mainzischen und kölnischen Enclaven zu schenken versprach.[1] Damals, im Herbste 1630, getrauete der Landgraf sich noch nicht offen hervorzutreten. Erst die Ladungen, die Johann Georg zum Convente in Leipzig ergehen ließ, schienen ihm günstigere Aussichten zu eröffnen. Nicht zufrieden jedoch mit der Unentschlossenheit des Kurfürsten Johann Georg, trat er mit den Herzögen Wilhelm, Ernst und Bernhard von Weimar besonders zusammen. „Er entschloß sich," sagt[2] der Historiker seines Hauses, „die Vortheile, welche Gustav Adolf im vergangenen Jahre ihm nebst seiner Mutter und seinem Stiefbruder als Preis der ersten Schilderhebung angeboten, jetzt mit den Herzögen von Weimar zu theilen." Sie schlossen darüber einen Vertrag, und setzten darauf hin die bereits begonnenen Werbungen mit großem Eifer fort. Sie schickten abermals ihre Gesandten Wolf und Heusner ins schwedische Hauptquartier zu Spandau. Aber sie verlangten von dem Schweden einen Geldvorschuß.[3] Dies war, aller Wahrscheinlichkeit nach, hauptsächlich die Klippe, an welcher abermals das Bündnis scheiterte.

Dem Landgrafen jedoch war es Ernst mit seiner Erhebung. Bereits am 16/26. April hatte er 5000 Mann beisammen. Er kündigte dem General Tilly die Quartiere und die Contributionen auf. Der alte

[1] Rommel VIII, 98. n. 114. [2] A. a. O. 109.
[3] A. a. O. 111. Vgl. Röse I, 147. Chemnitz 162.

Feldherr erwiderte darauf aus dem Lager vor Magdeburg mit ernster Abmahnung an den Landgrafen selbst und die Stände. Ein so schweres Unternehmen, sagt er, sei leichter anzufangen als auszuführen: das habe der Landgraf Moritz zu seinem Schaden erfahren. Wenn Wilhelm so fortfahre, stürze er sein Land ins Verderben.

Von dem Marsche nach Thüringen aus schickte Tilly,[1] im Juni 1631, eine Ermahnung über die andere an den Landgrafen Wilhelm. Schon vorher hatte er die Stände des Hessenlandes aufgefordert, daß sie den Landgrafen von den Werbungen abhalten möchten, die das Land weit und breit umher unsicher machten. Wilhelm forderte von seinen Ständen, daß sie dieselbe Contribution, welche sie bislang für die kaiserlichen Truppen entrichtet, nun für die seinigen bezahlen sollten. Die Ritter und Stände weigerten sich. Als die Truppen Tillys näher kamen, benutzte dies die Ritterschaft, um sich heimzubegeben. Ihre Meinung war dem Landgrafen deutlich daraus zu entnehmen, daß eine Deputation vor ihm erschien, um von ihm die Absendung von Abgeordneten an Tilly zu verlangen.[2] Dann jedoch kamen sie ohne Berufung durch den Landgrafen zu Rotenburg an der Fulda zusammen, und erklärten: da die lebendige Wache des Landgrafen, seine Truppen, ihnen mehr Gefahr als Schutz gewährten: so müsse man es vorziehen nach dem Beispiele des sächsischen Adels Tilly um Schutzbriefe anzugehen.

Wir sehen, das Verhältnis in Hessen-Cassel ist dasselbe wie früher. Die conservativen Corporationen stehen auf kaiserlicher Seite, und misbilligen die Schritte des Landgrafen. Mit demselben dagegen halten es die geringeren Classen der Bevölkerung, irre geleitet durch die Hoffnung auf Befreiung von dem Drucke des kaiserlichen Heeres und durch die Predigten der landgräflichen Theologen, welche die Begehrlichkeit ihres Herrn nach fremdem Eigenthume als seinen Eifer für die evangelische Religion verkünden.

Der Landgraf Wilhelm jedoch war eine minder wichtige Persönlichkeit als der Kurfürst Johann Georg von Sachsen. Von ihm, dem moralischen Haupte der nicht-katholischen Reichsfürsten, der bereits über eine Armee von 18,000 Mann verfügte, hing die Entscheidung ab. Der Schwedenkönig hütete sich ihn zu behandeln, wie den wehrlosen Schwager von Brandenburg. Seine Instruction für den General Banier, den er bei seiner Rückwendung nach Pommern in der Mark zurückließ, lautete[3]:

[1] Rommel VIII, 118. [2] A. a. O. 120. [3] Arkiv I, 445. Vom 3/13. Juni.

„Mit dem Kurfürsten von Sachsen soll er es stehen und gehen lassen, wie es nun geschieht." — Bestimmter prägt seine damalige Ansicht sein Secretär Lars Grubbe aus mit den Worten[1]: „Die Absicht der deutschen Reichsfürsten geht dahin, daß sie gern neutral sein wollen. Und doch möchten sie durch ihre eigene Werbung zur Defension, vermittelst der Nähe und des Zuthuns der königlichen Armeen, sich wieder zu ihrer Freiheit bringen. Können sie dies Ziel erreichen, so werden sie wie es scheint mit Händen und Füßen gern dahin arbeiten, den König wieder los zu werden." Andererseits vertrauete Gustav Adolf für seine Absicht, den schwankenden Kurfürsten dennoch für sich zu gewinnen, auf den vielgewandten Hans Georg von Arnim, dem der Kurfürst das Commando seiner Truppen verlieh.

Der Kurfürst schickte dem General Tilly nach Oldisleben seine Gesandten entgegen, Miltitz und Woltersdorf. In den Unterredungen dort, vom 16. Juni an, mag manches scharfe Wort gefallen sein, namentlich Tilly seine persönliche Ansicht über das Restitutions-Edict nicht verhehlt haben.[2] Der Kurfürst, habe er gesagt, möge die genommenen Stifter freiwillig abtreten. Es sei doch wenig Segen dabei und fresse nur das andere Einkommen. — Es scheint, daß die Geschichte mehr als eines deutschen Fürstenhauses Zeugnis ablegt für die Wahrheit dieser Worte. In jedem Falle indessen gaben sie nur die eigene Ansicht Tillys wieder. Das Gewicht der Verhandlung liegt auf der officiellen schriftlichen Resolution, die Tilly am 20. Juni den Abgesandten ertheilte.[3] Er habe von Wien, hieß es darin, keine weitere Nachricht über den Waffenstillstand, den der Kurfürst vorgeschlagen. Seinem Ermessen nach würde ein Stillstand vielmehr hinderlich als vorträglich sein, weil inzwischen die beiderseitigen Armaden mit schweren Kosten der Unterthanen still liegen, der Feind dagegen Luft und Gelegenheit haben würde sich zu verstärken. Er stelle es dem Belieben des Kurfürsten anheim, mit der Interposition bei dem Schwedenkönige zu verfahren. Er erkenne die vielfältig in Wort und That löblich bewiesene Treue und Devotion des Kurfürsten für den Kaiser an. Die Entscheidung jedoch, ob der Leipziger Schluß und demgemäß die Kriegsverfassung zu verantworten sei, stehe bei dem Kaiser. Das beste Mittel und der sicherste Weg aller Gefahr, Verwirrung und

[1] A. a. O. 755.

[2] Helbig, Gustav Adolf usw. 49. Wittich, Magdeburg usw. 691.

[3] Acten des 30 jährigen Krieges. F. 39.

Unheil vorzubeugen, bestehe darin, von der Armatur sofort abzulassen und den kaiserlichen Mandaten Folge zu leisten. Zu diesem Zwecke fordert Tilly den Kurfürsten auf: dieser möge bei anderen protestierenden Ständen, welche sich auf ihn berufen, seine hoch- und vielgültige Autorität verwenden, um sie dahin zu ermahnen, damit allen schädlichen Weiterungen vorgekommen werde. — Die Gesandten hatten geklagt über schimpfliche Reden, die gegen den Kurfürsten geführt würden. Tilly erklärt, daß er davon nichts wisse, dagegen bereit sei auf die Anzeige die dessen schuldigen Personen ohne allen Respect exemplarisch zu bestrafen. — Er mochte dabei nicht wissen, daß er einen besseren Grund zur Gegenklage hatte. Es finden sich im Dresdener Archive Original-Berichte Tillys an den Kaiser,[1] die also in Kursachsen aufgefangen waren.

Die Resolution Tillys, vom 20. Juni, war klar und bündig. Allein es kommt vor allen Dingen darauf an, wie der Kaiser sich zu der Ansicht verhielt, die Tilly in den Grundzügen noch von Magdeburg aus dargelegt hatte.

Nach der Rückkehr Hegenmüllers von Dresden nach Wien erließ der Kaiser, am 14. Juni, an Johann Georg ein ausführliches Schreiben.[2] Es beginnt mit voller Anerkennung der geleisteten nützlichen Dienste, so wie des — wie Johann Georg in seinen eigenen Kundgebungen hervorzuheben pflegte — „uns wohl bekannten rechtschaffenen kurfürstlichen teutschen Gemüthes.“ In derselben freundlichen Weise fährt das Schreiben fort. Indem es die Berechtigung der Leipziger Schlüsse verneint, sagt es dann wieder: „Wir verbleiben nochmals in dem sicheren Vertrauen: es werden E. L. gegen uns in beständiger Liebe und bisher verspürten Devotion unverrückt verharren, und von den Consilien, bei welchen Sie und Dero Vorfahren sich wohl befunden, nicht aussetzen.“ Der Kaiser warnt vor neuen Freundschaften mit Häuptern der calvinischen Richtung, welche mit Hülfe auswärtiger Potentaten das Reich umzustürzen trachten. Der Kaiser erklärt abermals, daß er als Oberrichter des Reiches das Restitutions-Edict nicht in Zweifel ziehen lassen dürfe, jedoch zur gütlichen Verhandlung immer erbötig sei. Er habe an den Kriegsbeschwerden niemals Gefallen getragen; allein ihm liege die Pflicht ob das Reich zu schützen, nicht jedoch allein und ohne Zuthun des Reiches. Die Bewaffnung auf Grund des Leipziger Schlusses vermindere nicht die Kriegeslast.

[1] Wittich, Magdeburg usw. 684 n. 2. Auch 688 n. 2. U. a. m.
[2] Londorp IV, 180 b.

„Denn sintemal die dadurch vereinigten Reichsstände zu ihrer Kriegsverfassung den saueren Schweiß ihrer Unterthanen anwenden, die katholischen Reichsstände, dadurch in Furcht gesetzt, sich ebenmäßig verwahren wollen: so werden uns beiderseits die Mittel gegen den Feind entzogen. Da nun dennoch dieser Krieg nothwendig, auch die Subsidia von beiden Theilen getragen werden müssen, haben E. L. selbst vernünftig vorzusehen, ob bei solcher Beschaffenheit des Unterthans verschont und derselbe nicht hierdurch vielmehr mit dreifacher Geißel geschlagen werde." — Demgemäß spricht der Kaiser die Hoffnung aus, der Kurfürst werde sich den Mandaten vom 14. Mai fügen, und ersucht ihn abermals sich der Vermittelung mit dem Schwedenkönige zu unterziehen. So am 14. Juni.

Namentlich dieser abermalige Auftrag zu einer Vermittelung mit dem Schweden zeigt in erstaunlicher Weise, wie so sehr wenig noch in Wien der Charakter des Schweden und seines Krieges erkannt wurde. Daneben ergibt sich der andere Irrthum, daß in Wien allzu viel Gewicht gelegt wurde auf die Person des Kurfürsten Johann Georg, und man dabei zu wenig erwog, welchen Einflüssen in seiner Umgebung, namentlich in der Persönlichkeit des Hans Georg von Arnim, dieser immer schwankende Charakter ausgesetzt war.

Dem wohlwollenden Schreiben des Kaisers an den Kurfürsten Johann Georg gemäß fiel sein Bescheid an Tilly aus, vom 13. Juni.[1] „Aus dem Berichte Hegenmüllers," heißt es darin, „ist zu ersehen, daß der Kurfürst zu friedliebenden consiliis annoch incliniert und sich gern anweisen lassen will. Bei welcher Beschaffenheit dann Du Dich fernerhin gegen denselben aller Discretion beständig zu gebrauchen haben wirst, und Ihrer Lbd. bester Gestalt zu verschonen, auch zu einiger Weiterung nicht Ursache zu geben, sondern da auch J. L. sich nicht sogleich in puncto und in Allem zu Willen sollten erzeigen, dennoch Dich keines Anderen gegen dieselben erzeigen noch vermerken zu lassen, als beständig fortzufahren, den Kurfürsten von dergleichen proposito und Armatur mit Glimpf und bester Bescheidenheit — so weit anders auch der Kurfürst, wie wir uns dessen versehen, nichts Feindseliges vor die Hand nehmen wird — zu dehortieren und uns sodann auch den Erfolg allemal berichten. Gegen die Anderen aber, als denen wir so viel zu trauen nicht Ursache haben, (wirst Du) Dich also verhalten, daß, wenn sie sich auf die eingewandte Warnung und Abmahnung nicht bequemen, auf solchen

[1] Acten des 30jährigen Krieges. F. 39.

Fall auch Du den Ernst brauchen wirst.“ Das Schreiben schließt: Johann Georg habe einen Waffenstillstand vorgeschlagen: Tilly soll ihn darüber befragen.

Dies kaiserliche Schreiben entsprach also sehr wenig der Bitte Tillys vom 27. Mai um eine Vollmacht zum entschiedenen Handeln.

Noch bevor dasselbe an Tilly gelangte, schrieb[1] er selber, am 15. Juni, aus Oldisleben. Er wiederholte, daß er aus Mangel an Lebensmitteln sich nicht direct gegen den Schweden wenden könne, zumal da er auf die Werbungen rund umher und die von England her angekündigten Truppen unter Hamilton zu achten habe. Er habe gemäß den Mandaten vom 14. Mai den Kurfürsten Johann Georg aufgefordert, von den Werbungen abzustehen. „Ich sehe und spüre aber nicht, daß der Kurfürst sich daran kehren will. Er gibt neue Patente aus, hat Arnim zum Feldmarschall ernannt. Der Herzog Wilhelm von Weimar und der Landgraf Wilhelm beziehen sich auf ihn. Der Kurfürst will mich hinhalten. Deshalb wollen Ew. K. M. mir durch einen eigenen Courier eilfertig einen bestimmten Befehl zukommen lassen, wie bei so beschaffenen Dingen, die keinen Verzug leiden, ich mich gegen den Kurfürsten verhalten soll. Der Kurfürst sagt, daß er von Ewr. K. M. zur Interposition aufgefordert worden sei. Aber die geschwinde Fortsetzung der Werbungen ist eine schlechte Apparenz zum Frieden.“

In denselben Tagen sprach Gustav Adolf, um vor seinem in die Enge getriebenen Schwager von Brandenburg seine Forderung der absoluten Direction des Krieges zu begründen, die Worte[2]: „Denn die Natur des Krieges erfordert mehr Geschwindigkeit als sonst das gewöhnliche Leben, und es müssen viele Resolutionen aus dem Stegreif gefaßt werden, weil man nicht allezeit hinschicken und eines Anderen Ordre oder Gutdünken einholen kann.“

Die Worte des Schweden, welcher sie sprach im Interesse seiner Absicht der Eroberung, sind maßgebend auch für das Urtheil über Tilly, dessen Wahlspruch war: nec a Deo, nec a Caesare. Er war zugleich der Feldherr der Liga und des Kaisers, durchdrungen jedoch von dem Grundsatze, daß die Liga nicht ein selbständiges Recht der Waffen im Reiche habe, sondern nur durch die Verleihung des Kaisers, dem allein

[1] A. a. O. [2] Chemnitz 169 a.

es selbständig gebühre. Tilly wußte und durchschauete, daß seine Kriegsherren von der Liga ihrem Gleichgeordneten und Mitfürsten von Sachsen immer mehr Rücksicht beweisen würden, als der Kaiser als Oberhaupt des Reiches es konnte. Darum wandte er sich an das Oberhaupt selber um die Vollmacht zu handeln, wie es dem Interesse des Oberhauptes und der Gesammtheit des Reiches entsprach. Nur im Besitze einer solchen Vollmacht konnte er, den seine Mitwelt anerkannte als den ersten Kriegesmann seiner Zeit, dem Schwedenkönige, der Niemanden zu fragen hatte, auch äußerlich ebenbürtig sein. Wie Tilly sich bewiesen hatte als den befähigtsten Mann, so als den treuesten für Kaiser und Reich. Und dennoch, anstatt ihm die Vollmacht zu geben, die er auf Grund seiner Einsicht in die Sachlage verlangte, in einer Zeit, wo die eigenen Worte des Kaisers wiederholt kund gethan, daß es um den Fortbestand des Reiches sich handele, band man ihm, dem Vorkämpfer desselben, die Hände durch das Hinauszögern dieser Vollmacht nach dem Ermessen der Räthe in dem fernen Wien.

Am 24. Juni übersandte Tilly, von Groß-Sömmern aus, dem Kaiser das Anbringen der kursächsischen Gesandten und seine Antwort. Dann fuhr er fort wie folgt.[1] „Nachdem ich nun nicht weiß, was J. K. D. ferner thun werden, ob Sie und Ihre Mitvereinigte die Armatur einstellen und dergestalt den kaiserlichen Mandaten der Schuldigkeit nach parieren, oder mit der Kriegsverfassung fortfahren wollen: so bitte ich, wie bereits oft gethan, nochmals allerunterthänigst mir unverweilten Befehl in kaiserlichen Gnaden zu ertheilen, wie gegen höchstgedachte J. K. D. ich mich verhalten solle, um so mehr, weil periculum in mora, auch die widrigen Werbungen in Sachsen und sonsten allenthalben stark continuieren, daher es zumal unrathsam ist, hierunter zu cunctieren und so lange still zu sitzen, bis die Protestierenden zur Conjunction gerathen. Ich halte ohne allergehorsamste Maßgebung für hochnöthig, daß Ew. K. M. an J. K. D. ein ernstes Abmahnungsschreiben ergehen lassen, und, da Sie Jemanden zu Ihrer K. D. absenden und mit Deroselben hierüber tractieren wollten, daß Sie solches so bald als zu geschehen möglich thun, und die Personen, so geschickt werden, eilends zu mir herunter kommen lassen, damit man communicato consilio die Sachen vornehmen möge, sintemal die Bewandtnis also beschaffen ist,

[1] Acten des 30jährigen Krieges. F. 39.

daß sie keine Dilation admittieren kann. Ich darf mich auch von hinnen nicht movieren, ehe denn sich Kursachsen resolviert und die Waffen wirklich deponiert hat, sonsten ich mich vor Dero Volk besorgen muß, und wenn ich anderswohin gehe, gebe ich Dero Ursache, sich um so weniger zu bequemen. Denn jetzo wegen der kaiserlichen allhier vorhandenen Armada darf der Kurfürst sich nicht so kühnlich hervorthun, kann auch mit anderen conföderierten Ständen sich nicht vereinigen. Diese sehen allesammt auf den Kurfürsten und berufen sich ausdrücklich auf ihn. Sobald nun derselbe parieren wird, ist, meines Dafürhaltens, an der übrigen Stände gehorsamster Nachfolge nicht zu zweifeln. Derowegen ist vor allen Dingen dahin zu trachten und schleunig dazu zu thun, daß Kursachsen sich gebührend accommodiere. Im unverhofften widrigen Falle soll aber die Nothdurft dagegen unverlängt an Hand genommen werden."

„So erfordert es daneben auch der status belli, daß man mit den Protestierenden und deren Kriegsverfassung zuvor auf ein Ende komme, ehe man gegen den König aus Schweden den exercitum direct wende. Denn, wenn die Sache im Reiche mit den Protestierenden geschlichtet, alsdann verhoffe ich zu Gott, es solle sich mit Schweden gleichfalls bald anders schicken, in Betracht daß Ewr. K. M. Feldmarschall v. Tiefenbach hiernächst gegen Landsberg, Frankfurt a/O. und der Enden, ich aber an dieser Seite etwas tentieren, und wir also den Feind an zween Orten turbieren können. Maßen Ewr. K. M. ich jüngst berichtet, daß ich den Feldmarschall Grafen Pappenheim mit etlichen Regimentern gegen Magdeburg abgeordnet, um auf des Feindes dissegni Acht zu geben und dessen Intent zu divertieren."

„Bei der Interposition, die Ew. K. M. zwischen Deroselben und dem Könige aus Schweden, dem Kurfürsten aufgetragen, bin ich der unvorgreiflichen Meinung, daß sie ohne Stillstand der Waffen wohl geschehen könne, und daß es gar nicht thunlich noch rathsam sei, dergleichen Stillstand einzugehen. Weil sowohl Ewr. K. M. als des katholischen Bundes Armada inzwischen ohne Verrichtung ruhen würde, und dennoch mit schweren Kosten unterhalten und, sintemal die protestierenden Stände die Quartiere verweigern, nothdringlich in Ewr. K. M. und der katholischen Bundesstände Länder einquartiert werden müßten. Daneben würde man auch dem Schweden und dessen Anhängern dadurch Luft und Gelegenheit geben, sich je länger je mehr zu stärken und die occupierten Örter zu befestigen" usw.

Tilly begnügte sich nicht mit dieser Mahnung. Nach Mühlhausen weiter gerückt, schrieb[1] er von dort aus abermals am 26. Juni. Nach einer kurzen Inhaltsangabe des vorigen Schreibens vom 24. heißt es weiter: „Derowegen Ew. K. M. ich damals wie auch vorhin unterschiedlich und inständigst gebeten, mir allergnädigsten und gemessenen Befehl zu ertheilen, wie auf den Fall nicht erfolgender Bequemung gegen den Kurfürsten von Sachsen ich mich verhalten und was gegen denselben ich vornehmen solle. Nachdem nun die Verzögerung dieses Werkes nicht allein ganz gefährlich, in Betracht daß die widrigen Armaturen je länger je mehr continuieren, auch, wofern die Zertrennung nicht bald zu Werk gerichtet wird, nichts Anderes als ein starkes Corpo und Vereinigung in kurzem zu gewarten, weiter auch alle und jede protestierende Stände sich auf Kursachsen beziehen, ohne dessen Rath, Gutachten und Willen nichts thun, viel weniger die Waffen niederlegen wollen — wie solches Ew. K. M. aus den beikommenden Abschriften, bevorab aus der Erklärung des Landgrafen Wilhelm gegen mich mit Mehrerem in Gnaden zu ersehen haben — und aber die Sachen von schwerer Importanz und weitem Aussehen sind, so daß nicht allein der hohe Respect vor Ewr. K. M. außer schuldiger Observanz gelassen wird, sondern auch das ganze Römische Reich in eine solche Confusion und Krieges-Combustion gerathen könnte, daran man viele Jahre genugsam zu richten und zu löschen hätte: Dannenhero erfordert, meines unvorgreiflichen Ermessens, die unumgängliche höchste Nothdurft, daß hierunter kein Moment verabsäumt, sondern ob metum praeventionis und wegen anderer besonderen Ungelegenheiten den Sachen unverzüglich Rath geschafft werde, allermaßen Ewr. K. M. ich unlängst mit mehreren Particularitäten allergehorsamst zu Gemüth geführt habe. Ich thue auch abermals um eilfertigen Verhaltungsbefehl allergehorsamst bitten, und sehe meiner Einfalt nach kein anderes Mittel, dem angeregten Übel, ehe dasselbe sich gar zu weit ausbreitet, zu begegnen, als daß man, im Falle der nicht erfolgenden schuldigen Accommodation in Abstellung der Werbungen und Niederlegen der Waffen, die kursächsischen Lande angreife, die kaiserlichen Truppen eines und des anderen Ortes einquartiere, die neuangeworbenen Soldaten zu Roß und Fuß, so viel man deren allenthalben ertappet, aufschlage, zertrenne und auflöse. Dies wird nicht allein andere Stände abschrecken, sondern es wird auch der Kurfürst selber vermuthlich davon Gelegenheit und Ursache nehmen, um von denselben sich zu trennen."

---

[1] A. a. O.

„Wenn aber dieser unmaßgebliche Vorschlag nicht ausgeführt werden sollte: so weiß ich nicht, auf welche Weise sonst der Kurfürst zu gewinnen sein möchte. Sintemal ich gänzlich dafür halte, daß er in der Güte nichts thun werde, bis er die genugsame Versicherung in Händen, daß ihm die occupierten Stifter und andere geistliche Güter belassen werden sollen. Zu geschweigen, wie langsam es mit dergleichen gütlichen Tractaten, die man bei dem so beschaffenen Zustande und evidenti periculo hier nicht wohl abwarten kann, hergehen würde, und daß es nicht minder ganz zweifelhaft ist, ob solche Tractaten glücklich ausschlagen werden oder nicht. Inmittels ist die kaiserliche Soldatesca ohne Quartier und Unterhalt, bevorab wenn die Truppen aus Italien und das neugeworbene Kriegsvolk dazu kommt. Es werden sich auch die protestierenden Stände dermaßen stärken, daß, wenn die gütlichen Tractaten mit Kursachsen nicht zum Ziele führen, oder man den protestierenden Ständen nicht nach ihrer Intention und eigenem Willen eine Satisfaction geben würde, wie das ja schwerlich geschehen kann — alsdann dieselben sich unfehlbar auf ihre Armatur lenken, desto widriger bleiben und besagtes ihr Intent per forza durchzudringen sich unterstehen werden."

Tilly gab seinem Unmuthe über die Unschlüssigkeit in Wien sogar dem Kurfürsten Maximilian gegenüber Ausdruck, von dem er doch wissen mußte, daß ihm ein gegen Johann Georg geübter Zwang nicht lieb sein würde. „Je länger nun diesseits," schrieb er am 27. Juni,[1] „dem Gegentheile zugesehen und cunctiert wird, desto schwerer werden die Sachen auf Seiten Ihrer K. M. und der katholischen Herren Bundesstände gemacht. Ihrer K. M. habe ich nun so oft zugeschrieben um Verhaltens Ordinanz: es sind auch noch von geraumer Zeit her zwo von mir abgeschickte Personen am kaiserlichen Hof: weil mir aber noch zur Zeit keine andere Ordre zukommen, weiß ich nicht, was mir zu thun oder zu lassen. Nichts desto weniger ist hoch vonnöthen und Zeit über Zeit sich zu resolvieren."

Und wiederum verging ein Tag nach dem anderen, wo Tilly, der nach seiner wiederholt dargelegten Überzeugung es in der Hand hatte, den Kurfürsten Johann Georg zur Entwaffnung zu bringen und dann, im Rücken frei geworden, sich mit ganzer Macht gegen den Schweden zu wenden, ohne Resolution verblieb.

[1] Wittich, Magdeburg usw. 716 n. 2. Aus dem Münchener St. Archive.

Am 7. Juli griff Tilly, noch immer in Mühlhausen, abermals zur Feder.[1] Er wiederholte, daß alles von dem Kurfürsten von Sachsen abhange. Er bat um schleunige Absendung von Commissarien zu ihm. „Sintemal die Zeit ohne einige Verrichtung vergeblich hingeht, ich auch ohne Ewr. K. M. allergnädigste und von mir so oft und inständigst sollicitierte Resolution nichts tentieren darf. Der Kurfürst wirbt fort und fort. Daher ist zu besorgen, daß, wenn man wie seither, also noch ferner mit angeregter kaiserlicher Resolution cunctiert und nunmehr nicht bald zur Sache thut, daß alsdann im R. Reiche ein solches gefährliches Feuer und Confusion entstehen werde, daß man daraus sich hiernächst gar schwerlich und vielleicht in vielen Jahren nicht werde herauswinden, viel weniger solches Unwesen in der Güte beilegen oder stillen können, es sei denn, daß man alles concediere. Es ist summum periculum in mora."

Noch bevor dies letzte dringende Schreiben nach Wien gelangte, hatte man sich dort, auch ohne die einverlangten Gutachten der Kurfürsten von Mainz und Bayern erhalten zu haben, zu einer Antwort entschlossen. Der Kaiser unterzeichnete sie am 10. Juli, auf Schloß Orth am Gmundener See.[2] „Wie wir nun," heißt es darin, „Deine dabei erscheinenden Vigilanz und Vorsicht billig zu rühmen, so haben wir bei der Erwägung der Wichtigkeit dieser Sachen es bei der vorigen, Dir ohne Zweifel nunmehr durch den Auditor-General intimierten Resolution, bis uns über Dein voriges fast gleichmäßiges Begehren und gethanen Vorschlag das Gutachten der uns assistierenden Kurfürsten einkommt, gnädigst bewenden lassen, und wollen nochmals, daß erheblicher Ursachen halber Du zur Zeit noch mit Kursachsen in etwas dissimulierest, und bis auf unsere weitere Resolution und Verordnung wider dasselbe nichts Feindliches vornehmen sollst."

„Würdest Du aber befinden, daß es von nöthen wäre einen Angriff zu thun, um den Zusammenlauf des Volkes zu verhindern: so wiederholen wir unseren vorigen Befehl, daß Du unerwartet unserer anderweitigen Resolution den Paß und die Niederlegung der Waffen kraft unserer Dir ohne Zweifel nunmehr bereits überlieferten Patente in unserem Namen begehren, und auf erfolgende Verweigerung des einen oder des anderen das bereits versammelte Volk aller Orten, wo dasselbe anzutreffen, trennen und dadurch der nicht unzeitig zu besorgenden

[1] Kriegsacten F. 93. [2] Acten des 30j. Krieges F. 39.

gefährlichen Conjunction der Macht der protestierenden Stände zeitig vorkommen mögest. So wir Dir pro resolutione für dies Mal nicht bergen, nach dem Einlauf des berührten Gutachtens aber uns weiter ohne allen Verzug erklären wollen."

Indem das Schriftstück den kaiserlichen Bescheid vom 13. Juni erneuerte, stand es in geradem Gegensatze zu der Überzeugung Tillys. Jedes seiner Schreiben hatte mit Nachdruck hervorgehoben, daß die höchste Gefahr im Verzuge: hier ward ihm abermals zur Pflicht gemacht, „in etwas zu dissimulieren". Das Schriftstück darf bezeichnet werden als eins der unglücklichsten, die jemals aus dem kaiserlichen Rathe hervorgegangen sind, als ein solches, durch welches der Rath des Kaisers, ohne dies zu beabsichtigen, thatsächlich dem Wunsche des Schwedenkönigs entsprach.

Indem das kaiserliche Schreiben vom 10. Juli dem General nicht gestattete, durch ein nachdrückliches Vorgehen gegen Kursachsen diese Differenz zur raschen Entscheidung zu bringen, hatte er seine Wahl zu treffen zwischen einem Angriffe auf den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel oder den Schwedenkönig. Die Gefahr vor dem letzteren erschien dringender. Und doch treten gerade in Bezug darauf uns jene Worte Tillys vom 24. Juni entgegen: „So erfordert es auch benebens der status belli, daß man mit den Protestierenden und deren Kriegsverfassung zuvor auf ein Ende komme, ehe man das Heer direct gegen den Schwedenkönig wende; denn, wenn die Sache mit den Protestierenden im Reiche geschlichtet, alsdann verhoffe ich zu Gott, es solle sich mit Schweden gleichfalls bald anders wenden." — Er hatte nun das Gegentheil dessen zu thun, was nach seiner Überzeugung die Kriegsraison gebot.

Wir haben also unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Schweden zuzuwenden.

20. Kriegsereignisse im Juli und bis zum Abzuge Tillys vor Werben.

Nachdem der Schwedenkönig seinem Schwager von Brandenburg die Tributpflichtigkeit für seinen Krieg aufgenöthigt, begab er sich persönlich zurück nach Stettin. In Pommern war nur noch die Stadt Greifswalde in den Händen der Kaiserlichen. Während Gustav Adolf in Stettin weilte, erhielt er von dem General Ako Tott vor Greifswalde die Nachricht, daß es ihm gelungen sei, den Obersten und Commandanten

von Greifswalde, Perusi, vor die Stadt herauszulocken und zu tödten.[1] Nachdem das Haupt hinweg, hoffe er um so eher die Stadt zu erlangen. Gustav Adolf machte sich auf den Weg dahin. Noch unterwegs erfuhr er, daß die Stadt durch Accord, am 15/25. Juni, übergegangen sei. Er besah sie dann, und fand sie als Festung so kunstgerecht und wohl gebaut wie desgleichen keine in Pommern. Perusi hatte hohen Fleiß darauf verwendet, und die Schweden rechneten es für ein besonderes Glück, daß er noch vor dem Beginne der Belagerung gefallen und damit ihnen viele Zeit und Mühe erspart worden sei.

Der Besatzung war der Abzug verstattet worden. Am 28. Juni a. St. richtete jedoch der General Tott aus Greifswalde an den König eine besondere Beschwerde.[2] Er habe das Geleit dieser Kaiserlichen einem Rittmeister Schmidt übertragen. „Dieser berichtet, daß der Oberst Hall auf Commando des Generals Banier Ordre gehabt habe, die Gefangenen alle niederzuhauen und zu plündern. Dies ist geschehen und Schmidt selber, der Commandant der Geleitstruppen, hat mit seinen Reitern die Hand angelegt. Weil ich nun nicht anders wohl präsumieren kann, (als daß) der General Banier solche Ordre von Ewr. K. M. selber habe, oder es sonst durch erhebliche Ursachen thun lassen, was er wissen wird zu verantworten: so behalte ich die Geiseln bis auf Ewr. M. Ordre zurück. Wenn es aber ohne Ewr. K. M. Befehl und Wissenschaft des Generals Banier vom Ob. Halle durch Anleitung des Schmidt sollte angestiftet worden sein, bitte ich als Ewr. K. M. geringsten Diener einer unterthänigst, Sie wollen nicht allein zur Erhaltung Deroselbst eigener Hoheit und königlichen Respectes, sondern auch zur Maintenierung meiner Ehre und Credites, die ich meinem Leben gleich schätze, auch gegebener Parole, so auf Ewr. K. M. Hoheit gegründet, es also gnädigst dirigieren, daß durch ernstliche Animadversion und Strafe solche feindliche Attentate punieret und damit der ganzen ehrbaren Welt kund und notorium werde, wer hieran schuldig oder unschuldig."

In den veröffentlichten schwedischen Actenstücken findet sich darauf keine directe Antwort des Königs. Chemnitz jedoch berichtet,[3] der König habe dem General Tott befohlen, den Rittmeister Schmidt mit seinen Officieren in Verhaft zu nehmen, und also, entweder lebendig oder auch todt, ins königliche Lager zu liefern. Schmidt aber habe sich „auf die

---

[1] Lars Grubbes Bericht vom 22. Juni, in Arkiv I, 747. Totts Bericht in Arkiv II, 276.

[2] Arkiv II, 282. [3] Chemnitz 174 b.

Seite gemacht". Die noch übrigen kaiserlichen Officiere und Soldaten seien auf freien Fuß gestellt, gegen einen Revers sich aller ungleichen Reden zu Disreputation der schwedischen Armee zu enthalten. — Es ist jedoch zu bemerken, daß, wie sich ergeben wird, wir einige Wochen später einen Rittmeister Schmidt unter Ako Tott diensttthuend finden.

Die Einnahme von Greifswalde, an welcher der Herzog Hans Albrecht von Mecklenburg persönlich sich betheiligt, übte auf ihn und seinen Bruder Adolf Friedrich die Wirkung des Entschlusses in den Krieg miteinzutreten.[1] Das Jahr 1630 hindurch hatten sie jegliche Aufforderung oder Andeutung dieser Art des Schweden zurückgewiesen. Im Frühling 1631 hatten sie begonnen zu werben. Doch auch so noch waren ihre Schritte vorsichtig bemessen. Sie erließen ein Manifest, in welchem sie erklärten, daß sie, um wieder zu ihrem Rechte zu gelangen, ihre Zuflucht zu dem Schwedenkönige genommen. Sie protestierten jedoch vor Gott und aller Welt, daß es ihre Meinung nicht sei, den Kaiser, irgend einen Kurfürsten oder Reichsstand vorsätzlich zu beleidigen.

Von der pommerischen Seite drang Hans Albrecht mit den Schweden unter dem General Ako Tott vor, von der Westseite her Adolf Friedrich mit einigen Truppen unter dem Obersten Lohausen. Sie fanden bei den hungernden kaiserlichen Truppen geringen Widerstand. Dabei jedoch mochten die Herzöge nicht wissen, daß der Mangel an Kraft des Widerstandes gegen sie zu einem erheblichen Theile zurückzuführen war auf Wallenstein selber.

Wir haben hier zurückzublicken auf sein Verfahren, im Winter und Frühling zuvor durch seinen Statthalter Wengersky das Getreide aus Mecklenburg ausführen und verkaufen zu lassen. Auf die Klage Tillys über den geringen Vorrath in Mecklenburg hatte ihm Wallenstein, am 10. März, gemeldet, daß er durch Wengersky und seinen Vetter Berthold von Wallenstein alle Fürsorge treffen lasse. Dagegen liegt noch vom 11. April ein Schreiben[2] des Wengersky aus Schwerin an Wallenstein vor: „Ich zweifele nicht, Ew. F. Gn. werden mein jüngstes Schreiben von dem Zikyni empfangen und daraus die Beschaffenheit dieses Ortes, insonderheit wie es mit der Verkaufung des Getreides bewandt, gnädigst vernommen haben." Er gibt dann eine Reihe von Beträgen an, die er aus dem Erlöse gezahlt, 2000 Thaler, 500 Thaler usw.

[1] Chemnitz 189. [2] Handschriften n. 234. Sammlung Kubitschek.

Tilly dagegen, der jenes Schreiben Wallensteins vom 10. März als aufrichtig gemeint ansah, antwortete darauf am 15. April aus Möckern. Das Schreiben,[1] beginnend mit dem Danke für Wallensteins guten Willen, schildert dann die Sachlage. „Die kaiserliche Armada ist in Betreff ihres Unterhaltes dort ganz übel accommodiert gewesen, auch die Städte Rostock, Wismar und andere so hoch importante Plätze mit Proviant und dergleichen Nothdurft dermaßen schlecht versehen worden, daß es nicht möglich ist, die bemeldete Soldatesca solcher Gestalt weiter durchzubringen, viel weniger die genannten Plätze gegen des Feindes Angriff und Gewalt zu vertheidigen." Tilly meldet weiter, daß er den Wengersky schriftlich und mündlich angemahnt, dieser auch alles gelobt und dann um Urlaub für eine Reise zu Wallenstein gebeten habe. „So ist doch," fährt dann Tilly fort, „aus den nach seiner Abreise mir vom Obersten Gramb eingelangten Schreiben und dabei geschehenen mündlichen Berichten so viel zu verspüren, daß sich inzwischen aller Vorrath an Getreide und sonst gänzlich verloren, und nichts übrig sei, wovon dergleichen hochnöthige Anstalt geschehen könnte. Daher ist es Ewr. F. Gn. Herrn Vetter nicht möglich, seinem Auftrage gemäß mir mit der Verproviantierung an die Hand zu gehen."

„Wenn aber," schließt Tilly, „Ew. F. Gn. hochvernünftig selbst judicieren können, daß bei so beschaffenen Dingen mehrgedachtes Dero Fürstenthum gegen den Feind nicht zu defendieren, sondern dem Verlust handgreiflich unterworfen sei, folgerecht auch Ihrer K. M. Erbkönigreichen und Landen, sodann dem ganzen R. Reich dadurch die höchste Gefahr und unersetzlicher Schade nothwendig zuwachsen müßte: Als habe ich solches Deroselben nochmals wohlmeinentlich notificieren, und dabei dienstlich ersuchen wollen, auf zureichende Mittel zu gedenken, damit der angeregte Mangel unverzüglich ersetzt und der bevorstehenden Gefahr zeitig vorgebeugt, auch vorbenannter Dero Statthalter zu solchem Ende entweder sofort zurückgeschickt, oder daß er entlassen und ein Anderer an seiner Stelle verordnet werde, sintemal es das Ansehen hat, daß er zu der Sache und deren Beförderung wenig Lust trage."

Es ist also Wengersky, den Tilly anklagt. Daß dieser nur als Werkzeug handelt, und nicht einmal als ein sehr williges — dieser Gedanke steigt bei Tilly nicht auf. Er zieht vor Wallenstein die Consequenzen des Thuns von Wengersky. Diese fallen mit ihrer ganzen Wucht zurück auf den Urheber, auf Wallenstein.

[1] A. a. O. Abgedruckt bei Dudik 40.

Wie es demgemäß in den festen Plätzen aussah, ergibt ein Bericht[1] des Obersten Gramb in Wismar an den Obersten Virmond in Rostock, vom 23. April. „Daß diese Stadt Wismar," heißt es darin, „auf eine lange Belagerung verproviantiert und mit allerhand Requisiten versehen sein sollte, ist ja die höchste Nothdurft. Ich finde aber kein Mittel, aus Ursache daß man vormals alles Korn aus dem Lande geschifft, dazu auf fünf Monate Contribution antecipiert hat. Einiges Heu im Nothfalle herein zu schaffen, habe ich, über allen angewendeten Fleiß nicht erhalten können, aus Ursachen, daß dessen keins vorhanden und alles veräußert war."

In Folge solcher Meldungen richtete Tilly am 4. Mai von dem Lager vor Magdeburg aus an den Kriegesrath Questenberg in Wien, den Anhänger Wallensteins, eine nachdrückliche Beschwerde[2] über die schlechte Verpflegung der Truppen in Mecklenburg. Wenn nicht schleunigst bessere Anstalt getroffen werde, müsse das Herzogthum verloren gehen.

Am 7. Mai schrieb der Oberst Virmond aus Rostock eine Meldung[3] nach Wien, lautend: „Ich wollte meinem Herrn gern ausführlich schreiben, daß dieser Orten also gehaust worden ist, daß ich mich schier mehr vor einem Aufstande, einem geringen Beistande der Unterhabenden und vor dem Hunger als vor dem Feinde besorgen muß. Ich mag meinen Herrn aber mit solchen unanmuthigen Sachen nicht weitläufig molestieren, bevorab da ich es unterschiedlich Ihrer Excellenz als auch dem General-Commissär Walmerode zugeschrieben habe. Ich verhoffe, dieselben werden es nicht allein an den gehörigen Ort berichtet haben, sondern auch die nöthige Remedur verschaffen."

Eine solche Abhülfe kam nicht. Demgemäß sah der Oberst Virmond in Rostock, nach dem Falle von Greifswalde, bei dem doppelten Angriffe von Osten und von Westen her voraus, daß auf die Dauer auch Rostock sich nicht halten werde.[4] Überraschend ist dabei, daß er in seiner an Wallenstein gerichteten Klage darüber die Schuld auf Tilly wälzt, der auf sein dringendes Ansuchen keine Hülfe geschickt habe. Es ergibt sich daraus einerseits, wie auch sogar höheren mithandelnden Officieren der ursächliche Zusammenhang der Dinge, die in erster Linie sie selber betreffen, völlig verborgen bleiben kann, andererseits wie sehr die ehemals Wallensteinischen Officiere geneigt waren, Tilly dessen anzuklagen, was Andere verschuldeten.

[1] Handschriften n. 234. Sammlung Kubitschek.
[2] A. a. O. [3] A. a. O.
[4] Dudik 113.

Bei diesem Zustande der Dinge in Mecklenburg wurden die beiden Herzöge mit der Hülfe der Schweden in wenigen Tagen im Juli wieder Herren des Landes, bis auf die drei Festungen Rostock, Wismar und Dömitz. Der Schwedenkönig kam selber herzu, um mit ihnen einen feierlichen Einzug in Güstrow zu halten.[1] Es ward an Pracht aufgeboten, was man vermochte. Die Huldigung der Unterthanen vor den Herzögen ward erneuert. „Auf dem freien Markte wurden 20 Faß Wein und 40 Faß Bier aufgelegt, auch goldene und silberne Münzen ausgeworfen. Bei solcher Solemnität ward vom Könige befohlen, daß jede Mutter, die ein saugendes Kind hätte, solches auch herbei bringen und ihm bei diesem Freudenfeste von dem Weine zu trinken geben sollte, damit Kindeskind dieses Einzuges der uralten vertriebenen Fürsten gedenken möchte."

Unterdessen waren die schwedischen Truppen in der Mark Brandenburg nicht unthätig. Bei der anhaltenden Dürre gestattete der seichte Wasserstand der Elbe den Reitern das Durchwaten des Stromes.[2] So gelang es dem GL. Baudissin, mit einem kühnen Handstreiche die Stadt Werben am linken Elbufer zu nehmen. Weiter bemächtigten sich die Schweden des hochgelegenen Domes bei Havelberg und bedroheten von daher die Stadt. Die Nachricht der Gefahr für Havelberg bewog Tilly, am 16. Juni, den FM. Pappenheim mit 6 Regimentern zu Pferd und 4 zu Fuß aus Thüringen wieder nordwärts in das Erzstift zu senden.[3]

Nach der Rückkehr des Königs von seiner Fahrt nach Pommern nahmen die Dinge einen lebhafteren Gang. Wir finden ihn am 23. Juni/3. Juli in Spandau,[4] vom 27. Juni/7. Juli an für eine Reihe von Tagen in Alt-Brandenburg, welches er stark befestigen ließ. Er rückte weiter vor nach dem Kloster Jerichow, bis dahin noch im Besitze der Prämonstratenser.[5] Pappenheim in Burg sah sich einem Angriffe des Schweden nicht gewachsen, und zog sich zurück auf Magdeburg. Der Schwede recognoscierte bis an die Brücke vor der Stadt.

Vom Kloster Jerichow aus berichtete[6] er dann, am 2/12. Juli, dem schwedischen Reichsrathe, wie er den Stand der Dinge ansah oder angesehen wissen wollte. „Wir haben, treue Männer und Reichsräthe, aus Euerem Berichte vernommen, welche Proposition Ihr bei gegen-

[1] Ausführlich im Th. Europaeum II, 419. [2] Chemnitz 175 b.
[3] Dudik 103. Pappenheim an Wallenstein. [4] Arkiv I, 454.
[5] Vandhauer 285. [6] Arkiv I, 456.

wärtigem Reichstage den Ständen gemacht habt, und lassen uns das gnädigst wohl gefallen. Wir vermerken, daß nicht bloß unsere Feinde, der Kaiser und die katholische Liga, sich täglich aufs höchste verstärken, in der Absicht uns in diesem Sommer mit Macht anzugreifen, sondern daß auch der König von Dänemark heimliche Kriegsvorbereitungen trifft, welche nirgends anderswohin gerichtet sein können als gegen uns, zu welchem Ende er auch wie es scheint, allerlei widrige Correspondenzen mit dem Kurfürsten von Sachsen unterhält. Außerdem sehen wir genugsam, daß die evangelischen Fürsten hier in Deutschland uns nicht weiter zugethan sind, als daß sie sich mit unserer Hülfe gegen den Kaiser zu erhalten und unter dem Schutze unserer Waffen sich ihre frühere Freiheit wieder zu erwerben suchen. Sobald dies geschieht, werden sie sich alle wieder wenden, um uns mit Macht und mit Undank hinweg zu treiben, uns und dem Vaterlande zu höchster Disreputation, Schaden und Gefahr. Es ist daher höchst nothwendig, daß wir uns gegen solche Absichten bei Zeiten wohl vorsehen, und nächst Gottes gnädigem Beistande die Mittel suchen, die Gott uns in die Hände gibt, solchem und allem anderen zustoßenden Übel zuvorzukommen. Zu dem Ende haben wir hieraußen viele und starke Werbungen angestellt, so daß, wenn sie alle ausgeführt werden können, wir nicht viel unter 100,000 Mann zusammen bringen werden. Aber es treten uns allerlei Hindernisse entgegen. Erstlich erstrecken sich unsere Quartiere noch nicht so weit, daß wir darin unsere Werbungen vollzählig machen können. Dann hindern uns auch die Werbungen der evangelischen Stände, welche starken Zulauf haben. Die Folge ist, daß unsere Truppen in ihrer Nähe sich vermindern. Außerdem ist auch die deutsche Nation nun so unbeständig geworden, daß die Menschen heute den einen Herrn suchen und sich ihm anbieten und morgen einem anderen, so daß man kaum so viele werben kann, wie täglich wieder verlaufen, wozu sie bei uns so viel stärkere Ursache anziehen, weil sie nun seit langer Zeit wenig oder nichts zu ihrem Unterhalte bekommen haben. Dann werden auch unsere angestellten Werbungen sehr verzögert durch unsere Buchhalter hier draußen, welche die Werber mit Rekruten nach ihrem Gutdünken aufhalten, obgleich nach unserer Rechnung ihnen bewiesen werden kann, daß ihnen die Mittel dazu nicht mangeln. Aus diesen Ursachen kommt es, daß wir nach dieser Seite hin kaum so stark werden können, daß wir unseren Stand zu behaupten vermögen, besonders wenn irgend etwas unvermuthet uns hier zustoßen würde."

„Wie es daheim im Vaterlande steht, und welche Mannschaft dort zur Landesvertheidigung übrig ist, nachdem wir so viele Truppen zum Beistande für uns haben abfordern müssen — das ist Euch guten Herren genugsam bekannt, so daß wir nicht geringe Besorgnis haben, daß, wenn der Däne diese Umstände, wo das Land in solcher Art entblößt ist, ausnutzen würde, er dem Vaterlande leichtlich einigen Schaden zufügen könnte. Deshalb halten wir es für hochnöthig, sowohl zur Wehr und Sicherheit des Landes daheim, als auch zur Unterstützung für uns, daß die verlangten Aushebungen bewilligt und schleunigst ins Werk gerichtet werden, damit sie endlich im nächst kommenden August oder Beginne Septembers fertig sein können. Auch begehren wir gnädigst, daß Ihr gute Herren mit bestem Geschicke bei den Ständen dies fleißig betreibt, damit die Aushebungen rasch vor sich gehen mögen."

Als Gustav Adolf diese Worte schrieb, waren neue schwedische Truppen bereits auf der Ostsee. Nach einer schweren Fahrt landete die Königin, geleitet von einigen tausend Mann, am 9/19. Juli bei Wolgast.[1]

Unterdessen machte der König Fortschritte an der Elbe. Bereits am 30. Juni a. St. war eine schwedische Abtheilung über den Strom gegangen, und hatte am nächsten Tage, dem 1/11. Juli, Stadt und Schloß Tangermünde, das von 120 Kaiserlichen besetzt war, mit stürmender Hand genommen. In den nächsten Tagen begab sich auch Gustav Adolf dahin, und legte dort eine Schiffbrücke über den Strom. In Tangermünde erwog er zuerst den Plan auf Magdeburg zu gehen. Dann jedoch, nachdem er auch Havelberg am rechten Elbufer genommen, wie Werben am linken bereits in schwedischen Händen war, schrieb er, am 14/24. Juli, dem FM. Horn seinen Plan wie folgt.[2] „Wir haben Euch, Herr Feldmarschall, zuvor unsere Absicht dahin zu erkennen gegeben, daß, wenn der Feind sich von seinen bisherigen Quartieren nach Hessen oder anderswohin begeben würde, wir Willens seien Magdeburg anzugreifen, oder auch wenn er uns zu nahe käme, entweder eine Diversion nach Mecklenburg zu machen, oder auch mit unserer Cavallerie zu Euch zu stoßen, um zu versuchen, ob man die schlesische Armee zertrennen könne. Da wir jedoch bisher nicht bemerken können, daß der Feind sich (nach Hessen hin) elargiert, wir auch von Kursachsen her, das uns zur Seite bleiben würde und ohne Zweifel uns unsere Fortschritte misgönnt,

[1] Arkiv II, 292. [2] Arkiv I, 473. Vgl. a. a. O. 470 den Bericht des Lars Grubbe, sowie den in Arkiv II, 759.

nicht genugsam versichert sind: so haben wir deshalb für rathsamer erachtet, uns zunächst mit der Armee hier fest zu machen, bis wir sehen, wie sowohl der Feind als auch Andere sich anstellen. Wir beginnen nun dies Lager zu befestigen, und, sobald dies einigermaßen fertig, beabsichtigen wir, sofern uns das eine bessere Gelegenheit zum Angriffe auf Magdeburg gibt, die Mehrzahl der Cavallerie mit uns zu nehmen und zu Euch zu stoßen, um zu versuchen, ob wir das Glück haben können, die schlesische Armee (unter Tiefenbach) aufzuschlagen."

Der Rede des Königs zu Horn liegt derselbe Gedanke zu Grunde, den bisher seine Strategik verfolgt: er will ein Treffen mit Tilly vermeiden. Bestimmter als der König selber spricht diesen Gedankengang sein Historiker Chemnitz aus mit den Worten[1]: „Der König wäre damals gern die Elbe hinauf gegangen, um die verbrannte Stadt Magdeburg wieder anzugreifen und selbigen Elbpaß zu nehmen. Weil er aber wußte, daß der General Tilly mit der kaiserlichen Armee nicht gar weit und nur bei Mühlhausen sich aufhielte, daher es bald entsetzen konnte, auch auf den Kurfürsten zu Sachsen jetzt viel weniger als vor dem Übergange der Stadt sich zu verlassen war: also wollte er für dies Mal eines so schweren und wichtigen Werkes sich nicht unterfangen." — Demnach entsprach der Gedanke eines befestigten Lagers bei Werben an der Elbe demjenigen vom März zuvor bei Schwedt an der Oder.

Jenem bereits fertigen Briefe an den F.-M. Horn fügt Gustav Adolf als Nachschrift noch hinzu: „Wir haben jetzt Kundschaft erhalten, daß Tilly sich gewendet hat und auf diese Quartiere anmarschiert. Wir befehlen Euch deshalb gnädigst, daß Ihr 4000 Musketiere fertig haltet, die Ihr uns, wenn wir es verlangen, in Eile zuschicken könnt. Wir sind nicht zufrieden damit, daß der Kurfürst in der Neumark Musterplätze ausgetheilt hat. Denn das Land ist sehr verderbt, und Ihr habt es nöthig für den Unterhalt Euerer Armee. Wir wollen also, daß Ihr mit allem was Ihr ausdenken könnt, darauf besteht, daß die Musterplätze aufgehoben werden."

Es mochte doch dem Kurfürsten Georg Wilhelm mehr und mehr zum Bewußtsein kommen, daß er nur den Herrn getauscht. Zuvor gebot in seinem Lande Wallenstein, jetzt Gustav Adolf durch Horn.

Die an Gustav Adolf in Werben über den Aufbruch Tillys von Mühlhausen gelangte Meldung war richtig. Auf das Eintreffen jenes

[1] Chemnitz 177 b.

kaiserlichen Bescheides vom 10. Juli, der ein entscheidendes Vorgehen gegen den Kurfürsten von Sachsen untersagte, blieb für Tilly die Wahl sich gegen den Landgrafen von Hessen-Cassel oder den Schweden zu wenden. Die dringenden Bitten Pappenheims um Hülfe gegen die Übermacht des Schweden riefen ihn nordwärts. Tilly selber legte von dem Marsche aus die Gründe, die ihn bestimmten gegen den Schweden zu ziehen, dem Kurfürsten Maximilian dar mit den Worten[1]: „Der Landgraf hat sein geworbenes Volk, welches an 6 bis 7000 Mann stark sein mag, auf seine Festungen Cassel und Ziegenhain zurückgezogen. Dahin ihm zu folgen ist nicht thunlich. Denn das Landvolk ist aufgeregt, ist ärger erbittert als die Soldaten. Dazu steht der Schwedenkönig mir im Rücken und dringt vor. Er hat die Städte in der Altmark genommen, hat bei Tangermünde die Elbe überschritten: Havelberg, Rathenow und Alt-Brandenburg an der Havel, Stendal und Werben diesseit der Elbe sind in seinen Händen."

Nachdem Tilly die Obersten Cratz und Colloredo mit einigen tausend Mann zur Beobachtung des Landgrafen Wilhelm an der Werra aufgestellt, zog er selber von Mühlhausen aus über Mansfeld nach Aschersleben und weiter in die Gegend von Magdeburg, um zunächst sich mit Pappenheim zu vereinigen. Am 17/27. Juli gelangte die Vorhut nach Wolmirstädt und darüber hinaus, nicht ahnend, daß der Schwedenkönig in der Nähe. Er war zwei Tage zuvor mit seiner besten Reiterei von Werben aus aufgebrochen, nach Arneburg und weiter südwärts. Nachdem er durch einige Gefangene die Kunde erlangt, daß drei Regimenter Reiterei, welche die Vorhut bildeten, in den Dörfern Burgstall und Angern nordwärts Wolmirstädt lagerten, gelang es ihm am Abende sie zu überraschen.[2] Die Regimenter wurden mit schwerem Verluste an Menschen und Pferden zersprengt. Dann jedoch zog Gustav Adolf schleunig auf Stendal und auf Werben zurück. Von dort aus ergingen seine Couriere an Horn in Schlesien,[3] an Tott in Mecklenburg,[4] mit dringender Mahnung um schleunige Verstärkung. „Denn nachdem die deutschen Stände sich unterworfen, soll Tilly die Absicht haben, mit aller Macht uns anzugreifen."[5]

---

[1] Ausführlicher Bericht vom 27. Juli, im Osnabrücker D. C. A.
[2] Gustav Adolfs Bericht an Oxenstierna in Arkiv 1, 485.
[3] A. a. O. 478. [4] A. a. O. 479.
[5] A. a. O. 475.

Die Unterwerfung, von welcher Gustav Adolf hier redet, betraf die protestantischen Reichsstände im Süden. Wir werden sie nachher im Zusammenhange zu überblicken haben.

Am Tage nach dem Unfalle von Wolmirstädt zog Tilly dort alle seine Truppen zusammen, 20/30. Juli.[1] Ein Augenzeuge[2] gibt die Anzahl an auf 18,000 Mann. Alsdann zog er in voller Schlachtordnung nordwärts. Die Schweden hielten nur zu leichten Scharmützeln Stand. Am 25. Juli/4. August langte Tilly vor Tangermünde an. Auch von dort aus nach Arneburg, und weiter gegen Werben ward der Marsch in derselben Weise fortgesetzt. Am 26. Juli/5. August langte Tilly vor dem Lager von Werben an.

Dies Lager von Werben am linken Elbufer hat in der Kriegesgeschichte einen großen Ruf erlangt. Der Schwede hatte den Vortheil, daß der Lauf der Havel, die dort von Osten her sich in die Elbe ergießt, völlig in seiner Gewalt war, und daß daher die Bedürfnisse zu Wasser ihm zugeführt werden konnten.[3] Die Schiffbrücke über die Elbe dagegen setzte den Schweden in den Stand, die Altmark, das Erzstift Magdeburg und Mecklenburg zugleich unter Contribution zu halten. Die Befestigungen um das Lager, welches die Stadt Werben mit in sich schloß, waren so stark, daß ein Sturm auf dieselben keine Aussicht des Gelingens bot.

Am 27. Juli/6. August hielt das kaiserliche Heer in voller Schlachtordnung vor dem Lager von Werben. Ein starkes Feuer aus zehn schweren Geschützen forderte den Gegner hervor. Der Schwede kam nicht. Er wußte sehr wohl, daß Tilly in seinem Lager selber einen Feind hatte, der ihm ein langes Verweilen nicht gestatten würde: den Hunger. In der Frühe des Morgens fanden Scharmützel statt, mit beiderseitigem Erfolge und Schaden. So dauerte es drei Tage. „Heute aber," lautet der Bericht Baniers aus dem Lager, vom 29. Juli/8. August, „ist der Tilly mit der Armee ganz früh aufgebrochen, und, mit Anzündung seines Lagers, wieder zurück marschiert."

Der Rückzug fand statt in voller Ordnung, zunächst auf Tangermünde. Jedoch stärker als die Schweden drängte der innere Feind zurück. Am Abende des 12/22. August erreichte das Heer Wolmirstädt, unfern Magdeburg. Hier ward einstweilen der Noth ein Ende gemacht.

---

[1] Chemnitz 186. [2] Bandhauer 286. [3] Arkiv II, 759. [4] A. a. O. 297.

Der Statthalter Graf Mansfeld in Magdeburg mußte, wenn auch ungern,[1] die Vorräthe hergeben, die er dort zur Verproviantierung der Feste wieder angesammelt hatte, zum großen Nachtheile für die Sache von Kaiser und Reich in den kommenden Zeiten.

21. Stand des Krieges im August. Bündnis des Landgrafen Wilhelm mit dem Schwedenkönige.

Tilly hatte vor Werben abziehen müssen wegen des Mangels an Lebensmitteln. Dem Schweden in seiner günstigeren Stellung fehlte es daran nicht so völlig. Wie es jedoch um seine Mittel überhaupt stand, legte er damals von Werben aus wiederholt seinem Kanzler Oxenstierna in Elbing dar. Zuerst am 16/26. Juli. „Wir haben," schreibt[2] Gustav Adolf, „Euch, Herr Kanzler, zum öftersten unseren Zustand zu erkennen gegeben, wie wir mit größter Armuth, Beschwerde und Unordnung uns und der Armee diese Zeit hindurch fortgeholfen haben, indem wir von allen unseren Dienern verlassen waren, und, zu aller unserer Freunde Schaden und Verdruß, allein vom Raube haben Krieg führen müssen. Dies dauert auch noch diese Stunde; denn wir haben keine andere Mittel das Volk zufrieden zu stellen als was sie sich selber mit unleidlichem Plündern und Räuberei nehmen. Wir hatten vor allen Anderen auf Euch unsere Hoffnung gesetzt, daß wir von Euch einen ansehnlichen Zuschuß bekommen würden; allein es sind nicht mehr als 17,000 Ducaten an uns gelangt. Nun erhalten wir gewisse Kundschaft, daß der Feind sich hierher wendet und ohne Zweifel uns angreifen wird. Darum müssen wir zum Widerstande gegen ihn ein festes Lager errichten. Zugleich jedoch ist erforderlich, daß, wenn wir das Volk beisammen halten und Meuterei im Lager verhüten wollen, wir Mittel haben sie zu befriedigen, bis die stärkste Furie des Feindes überstanden ist."

Nachdem nun diese Furie, wie Gustav Adolf sagt, überstanden war, zu nicht geringem Theile deshalb, weil der Mangel im Heere Tillys doch noch ungleich stärker war, richtete Gustav Adolf, am 31. Juli/10. August, von Werben aus an Oxenstierna aufs neue seine Beschwerde.[3] „Obwohl

[1] Itinerarium Wilthemii: Tillius laborabat annona quam ei Mansfeldicus ex suo Magdeburgi de quo providus militiae dux sibi large prospexerat horreo, invitus sane, praebere est coactus, maximo hujus urbis denique atque totius Imperii malo. Vgl. auch Bandhauer 286.

[2] Oxenstiernas skrifter I², 734. [3] A. a. O. 735. Auch Arkiv I, 483.

Ihr, Herr Kanzler, uns monatlich eine gewisse Summe zugesagt habt, so haben wir doch bisher davon nicht mehr erhalten als etwa 100,000 Rthlr., baar und in Wechseln. Dazu ersehen wir aus Euerem Schreiben vom 11/21. Juli aus Elbing, daß wider alles Verhoffen und unsere gemachte Rechnung, keine Nachhülfe jetzt vorhanden ist. Darüber sind wir nicht wenig bekümmert, wie wir unsere Armee, die in sechszehn Wochen keinen Pfennig bekommen hat, in Devotion erhalten sollen. Denn es ist hier kund, daß wir die Mittel zur Zahlung von Euch erwartet haben, und darauf hin haben sich Officiere und Soldaten bisher einigermaßen zufrieden gegeben. Wenn sie aber nun sehen, daß darauf nichts erfolgt, so stehen wir nicht unbillig in Gefahr der Meuterei und unseres Unterganges. Neben der Hoffnung, die wir ihnen auf Euere Sendungen gemacht, haben wir sie bisher mit dem Commisbrot erhalten, das wir den Städten abgepreßt; aber nun hat auch das ein Ende. Mit den Reitern, die sich damit nicht haben begnügen wollen, und für die es auch nicht zureichte, hat man keine Ordnung halten können, und haben sie allein gelebt vom ungebührlichen und unbotmäßigen Plündern. Dadurch hat der Eine den Anderen ruiniert, so daß nun nichts mehr zu erlangen ist, weder in Städten noch auf dem Lande, sei es für die Soldaten oder für sie. Hätten wir bei Zeiten bekommen, was Ihr uns für diese vergangenen Monate leisten solltet, so hätten wir doch Hoffnung gehabt, zum mindesten die Elbe, die Havel, die Oder zu vertheidigen und die Ostsee rein zu halten, wo nicht etwas mehr auszurichten. Aber nun müssen wir einen schädlichen Rückzug besorgen, der, wenn er erfolgen müßte, nicht nur uns zur Disreputation, sondern auch dem Vaterlande zur größten Gefahr gereichen würde."

Der eigenen Darlegung des Königs entsprechen die bei ihm einkommenden Klagen. Der Herzog Julius Ernst in Dannenberg meldet ihm, im August 1631 [1]: „Ich habe der guten Hoffnung gelebt, es sollten sich auf Ewr. Majestät ernstliche Proclamationen und Verbote die grausamen Überfälle, Ausplünderungen und Beraubungen gestillt und gelegt haben. Dennoch kann ich nicht genug beklagen, wie schrecklich und dürftiglich es damit in allen unseren Dorfschaften noch täglich und stündlich hergeht, wie alles Vieh und alle Pferde weggetrieben, wie das Getreide gedroschen und ungedroschen abgeführt, wie Häuser und Hausrath zerschlagen, verderbt

[1] Vaterländisches Archiv von Spiel und Spangenberg 1829. Bd. II, 115. Vgl. dasselbe Werk Jahrgang 1826. Bd. II, 12.

und vernichtet, wie die Menschen gemartert, gepeinigt, und dadurch zu unmöglicher Brandschatzung genöthigt und ausgepreßt, wie in Summa alles völlig ruiniert und verwüstet, ja auch uns selbst mit Ausplünderung feindlich gedroht wird." Julius Ernst bittet flehentlich, daß ihm geholfen werde.

Auch die eben wieder eingesetzten Herzöge von Mecklenburg wandten sich klagend an den König. Darüber erging sein Befehl[1] an den dortigen General Ako Tott. „Die Herzöge," schreibt Gustav Adolf, „haben uns zum öftersten klagend zu erkennen gegeben, wie ihr Erbfürstenthum Mecklenburg von unseren Euch untergebenen Soldaten ärger als von den Feinden ausgeplündert und verödet wird, ungeachtet daß nach ihrer Ansicht das Land zum Unterhalte aller Euerer Truppen genug contribuiert. Besonders lassen sie vermelden, daß Euer OL. Pauli mit dem Rittmeister Schmidt bei solcher eigenwilligen Plünderung betheiligt sind, und daß sowohl bei den Unterthanen insgemein als von ihren eigenen Vorwerken Vieles geraubt und auf die Seite gebracht wird. Nun wißt Ihr wohl selber, wie höchlich uns das zuwider, und was für eine abscheuliche, schädliche und tyrannische Sache es ist, daß solche Ausschweifungen verübt werden. Dadurch wird das Land übeler behandelt als vom Feinde, die Zuneigung der Unterthanen entfremdet, Dörfer und Städte werden wüste, alle Mittel die Soldatesca zu unterhalten werden entzogen. Wir haben auch allezeit angenommen, daß Ihr als ein Cavalier, der Tugend und Ehre mehr als alles Andere sucht, Dergleichen so scharf abwehren und bestrafen würdet, daß man daran die Sorgfalt spüren könne, die Ihr um den allgemeinen Wohlstand und gute Disciplin in einem recht formierten Kriege tragt, wie ja ohne dieselbe niemals ein Fundament zu einem guten Kriegswesen gelegt, viel weniger ein guter Ausgang gehofft werden kann. Dazu habt Ihr ein Beispiel an den kaiserlichen Officieren, welche nicht so sehr durch die Ausplünderung des Landes, als durch die fortgesetzten Contributionen vieler Jahre reich geworden sind." Dieser Darlegung entsprechend ergeben sich die Mahnungen des Schwedenkönigs an den General Tott.

Nach solchen Zeugnissen namentlich des Schwedenkönigs selber ist zu ermessen, wie die Bevölkerungen der deutschen Länder, die bis dahin die Schweden und was unter den Namen derselben sich barg, kennen gelernt hatten, in Betreff derselben gesinnt gewesen sein mögen. Auch in

[1] Arkiv I, 470. Aus Werben, 13/23. Juli.

dieser Beziehung gibt Gustav Adolf selber Zeugnis. Auf die Beschwerden des Kurfürsten Georg Wilhelm antwortet[1] Gustav Adolf aus Alt-Brandenburg, am 19/29. August: „Es ist aber zu beklagen, daß wider Verhoffen und wider unsere vielfältigen getreuen Erinnerungen die Unterthanen Ewr. Lbd. bisher so kaltsinnig sich angelassen, daß sie entweder nichts bei der Sache thun, oder das Wenige, so sie bewilligt, (nicht) anders als mit Unwillen und gezwungen ausgeben, meist aber anstatt der Lieferung, uns mit Querelen abspeisen wollen."

Der Unmuth der Märker nicht bloß gegen die Schweden, sondern sogar gegen den eigenen Kurfürsten, weil er sich zum Bündnisse mit dem Schweden hatte zwingen lassen, gab sich in den Landständen der Altmark in auffallender Weise kund. Der Graf Mansfeld in Magdeburg berichtete[2] bereits am 23. Juni, daß diese Landstände, wenn der Kaiser sie von dem Kurfürsten lossspräche, willig sein würden, einem Mitgliede des Erzhauses den Eid der Huldigung zu leisten.

Bis zum August hatte Gustav Adolf eine Reihe deutscher Fürsten mit sich verbündet. Es waren der Herzog Bogislav von Pommern und der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, die beide wehrlos er gezwungen. Weiter waren mit ihm die Herzöge von Mecklenburg, die seine Hülfe angenommen, weil sie nicht anders konnten. Von Werben aus forderte er auch den nicht minder wehrlosen Herzog Christian zu Celle auf.[3] Dieser wich aus.

Dagegen hatte Johann Friedrich, Administrator des Erzstiftes Bremen, dem das Restitutions-Edict den Verzicht auf das Erzbisthum auferlegte, längst diesen Wunsch, indem er dabei zugleich auf Hülfe von England aus hoffte. Von diesem in Aussicht stehenden englischen Corps ist im Verlaufe der Monate zuvor schon öfter die Rede gewesen. Der schottische Markgraf Jacob Hamilton, ein junger Mann von 24 Jahren, hatte schon vor längerer Zeit sich erboten, auf eigene Kosten daheim zu werben, wenn nur der Schwedenkönig den Namen dafür hergäbe.[4] Gustav Adolf ging darauf ein, mit Vorbehalt jedoch auch des Obercommandos. Der Werbetrommel Hamiltons strömten, wie in solchen Fällen üblich, in England wie in Schottland zahlreiche Haufen zu. Sie hielten sich für nicht minder geeignet als die Schweden, um den Deutschen auf Kosten derselben dasjenige zu bringen, was der Schwedenkönig Freiheit und

[1] G. Droysen, Schriftstücke 141. [2] Kriegsacten F. 92.
[3] V. d. Decken I, 309. [4] Chemnitz 192.

Evangelium benannte. Johann Friedrich von Bremen war mit dem Könige im Einverständnisse.[1] Die 6000 Engländer sollten an der Elbe oder der Weser landen und von da aus vorbrechen. In Bremen und Hamburg lag Proviant für sie bereit. Im Anfange des Julimonates gingen sie in England unter Segel.

Im Erzbisthume Bremen war die Furcht vor diesen Engländern schon seit längerer Zeit rege.[2] Dazu erhielt der Oberst Reinach, der im Erzbisthum Bremen zu Stade commandierte, von Tilly die Weisung vor dem Administrator Johann Friedrich von Bremen auf seiner Hut zu sein. Reinach wendete sich an die Stände des Erzbisthumes. Er bat dieselben auch ohne die Ladung Johann Friedrichs zu einem Landtage zusammen zu kommen. Es geschah am 3/13. Juli 1631. Reinach legte den Ständen des Erzbisthumes dringend ans Herz sich nicht verführen zu lassen.[3] Viele Leute, sagte er, bilden sich ein, als sollte diese Kriegsmacht der Liga hier eine Reformation erzwingen. Dies ist nicht die Absicht des Kaisers, und der General hat dazu keinen Befehl. Reinach wolle dem Lande und männiglich versichern, daß wenn Jedermann sich getreu und redlich verhalte, Niemand einen Schaden zu erleiden haben solle. Im anderen Falle werde man das Verderben selbst über sich heraufbeschwören. Reinach fragt mit Verwunderung, wie doch Jemand sich auf englische oder schwedische Hülfe verlassen könne. Einerseits vermöchten dieselben wenig auszurichten, andererseits verderbe und verwüste ja der Schwedenkönig mit seinem Heere alle Örter und Länder, die er berühre. Dagegen berief sich Reinach vor den Ständen des Erzstiftes darauf, daß das ligistisch-kaiserliche Heer noch jederzeit Mitleiden bewiesen habe, damit der arme Hausmann, den die dänische Einquartierung niedergedrückt, von daher wieder zu Kräften kommen könne.

Bevor wir die Antwort der Stände vernehmen, haben wir uns zu erinnern, daß das Restitutions-Edict vielleicht nirgendwo in Deutschland so erfolgreich ausgeführt war, wie in diesem Erzbisthume oder Herzogthume Bremen. Dazu hatten die Truppen der Liga nun eine Reihe von vier Jahren dort gelegen. Wenn mithin die Durchführung des Edictes, die Einquartierung ligistischer Truppen irgendwo Abneigung und Widerwillen, Lust zum Widerstande mit bewaffneter Hand, Will-

[1] G. Droysen, Schriftstücke 209.

[2] Man vgl. Beilage LXXV zur ersten Ausgabe. Bd. II, 468.

[3] Theatrum Eur. II, 393.

fähigkeit für die schwedischen Eroberungsplane erwecken konnten: so mußte das sein in diesem Lande, welches siebzehn Jahre später nicht bloß thatsächlich, sondern auch völkerrechtlich der schwedischen Gier anheimfiel.

Von einer solchen Abneigung der Bewohner des Landes gegen die Kaiserlichen, von einer Willfährigkeit für den Schwedenkönig und die deutschen Diener desselben zeigen die Bewohner des Erzstiftes keine Spur.[1] Johann Friedrich untersagt den Ständen ohne seine Ladung sich zu versammeln. Dennoch thun sie es, weil Reinach zu ihnen spricht im Namen Tillys und mittelbar des Kaisers. Es sind die Prälaten, jedoch ohne das Domcapitel von Bremen, die Mehrzahl der Ritterschaft, die Städte Stade und Buxtehude. Sie erklären einstimmig, daß sie von einem Bunde zwischen Johann Friedrich und dem Schweden nichts wissen. Sie haben es mit Bestürzung vernommen, daß Johann Friedrich Truppen werbe; denn er hat ohne Wissen der Stände dazu kein Recht. Sie bitten, daß der Oberst die Werber, wo er sie treffe, zur Strafe ziehe, und versprechen ihm darin behülflich zu sein. Sie erklären, daß sie im Falle eines Angriffs von Engländern oder Anderen, welche Nation auch immer es sei, beharren wollen in der bisherigen schuldigen Treue für Kaiser und Reich, und bereit seien zur Unterstützung des kaiserlichen Heeres mit Rath und That. Doch die Contributionen drücken sie schwer. Sie bitten, der General Tilly wolle sie der herkömmlichen Dienste zu Roß und Fuß entledigen: dann wollen sie die Contribution fortzahlen, so lange sie vermögen. Denn sie leben der Hoffnung: wenn es in der Macht Tillys stehe: so werde er sie erleichtern. — Dann jedoch erwägen die Bewohner des Marschlandes, ob sie nicht mehr versprochen, als sie halten können. Denn der General hat die Truppen in die Städte gelegt, von dem Marschboden, der den Saum des Landes am Meere bildet, landeinwärts auf den gesunderen Sandboden: wie nun, wenn eine Landung versucht würde? Bis von Stade die Truppen herbeigeholt werden, kann auf der Marsch längst alles in Rauch aufgegangen sein. Deshalb möge man auf Mittel denken, wie man zeitig den Bewohnern des Marschlandes an der Seekante zu Hülfe komme: dann sind auch sie erbötig, Gut und Blut für die Vertheidigung aufzusetzen.

Wir sehen, der Sinn der Worte ist: die Edelleute und Bauern des Marschlandes erbitten sich ligistische Truppen ins Quartier, damit dieselben bei der Hand sind zum Schutze gegen einen etwaigen Angriff

[1] Beilage LXXVI zur ersten Ausgabe. Bd. II, 471.

von Engländern oder Schweden. Also im Juli 1631. Es ist sehr fraglich, ob zu dieser merkwürdigen Bitte ein Seitenstück in dem schauerlichen Söldnerkriege sich finden ließe. Das Zeugnis entspricht demjenigen, welches von Oldenburg und Ostfriesland her in gleicher Weise diesen Truppen gefolgt war.

Die Vögte und Vorsteher des Landes Wursten verpflichteten sich durch eine besondere Urkunde[1] treu bei der Sache des Kaisers und des Reiches auszuhalten.

Zugleich mahnte Tilly den Administrator Johann Friedrich nachdrücklich ab.[2] Dieser in seiner Antwort beklagte sich über den ohne sein Vorwissen anmaßlich gehaltenen Landtag. Er berief sich auf die Treue, die er in dreißigjähriger Regierung bewiesen. Er könne mit Wahrheit bezeugen, daß es ihm so wenig in den Sinn gekommen, sich gegen die K. M. in ein Bündnis einzulassen oder in Kriegsverfassung zu stellen, wie das in seinem Vermögen stände.

Dem Herzoge Johann Friedrich blieb für dies Mal die Probe seiner Worte erspart. In denselben Tagen, als die Stände des Erzstiftes jenen Beschluß faßten, sah man von Helgoland aus vierzig Kauffahrer unter dem Geleite zweier Kriegsschiffe. Sie trugen jene Mannschaft. Fast bereits im Angesichte der Küste ließ dann jedoch Hamilton nordwärts steuern, dem Sunde zu. Nach der Ankunft legte er dem schwedischen Residenten in Kopenhagen, Fegräus, die Gründe dar, warum er nicht an der Weser gelandet.[3] Dort seien keine Truppen ihn aufzunehmen, die seinigen aber ungeübt, so daß er sie einem Kampfe um die Landung nicht habe aussetzen dürfen. Er habe die Truppen allein auf seine Kosten geworben, für zwei bis drei Tonnen Goldes: deshalb wolle er sie nicht wagen. Auch habe der Proviant ihm zu fehlen begonnen: darum habe er das Sichere vorgezogen. — Die Sache war geschehen. Die Truppen wurden bei Peenemünde gelandet, eine stattliche Schaar, aber weder des Krieges erfahren, noch auch nur eingeübt.[4] Der König Gustav Adolf ließ sie die Oder hinaufziehen, anstatt der Truppen unter FM. Horn, die er zu sich gerufen hatte. Ohne irgend welche namhafte Verrichtung zerschmolz dann diese ganze Mannschaft an Entbehrung, an Krankheit, an Strapatzen binnen Jahresfrist.[5]

---

[1] Beilage LXXVII zur ersten Ausgabe. Bd. II, 475.

[2] Theatrum E. II, 394. [3] Arkiv II, 295.

[4] Chemnitz 193. [5] A. a. O.

Es war nur Ein regierender deutscher Reichsfürst, der freiwillig und aus sich den Schweden suchte, der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel. Er hoffte, durch den Zuspruch des Herzogs Bernhard von Weimar dessen Bruder Wilhelm mit sich zu ziehen. Bernhard redete zu Wilhelm in Bibelworten von David und von Jonathan.[1] Wie diese Belesenheit Bernhards in der Bibel, so ist auch seine persönliche Bravour und sein später bewiesenes Feldherrn-Talent unzweifelhaft. Eben so sicher freilich ist neben der Felonie der Makel des gebrochenen Ehrenwortes.[2] In dem Bruder Wilhelm ward die gleiche Gesinnung damals noch überwogen durch die Furcht. In einem dritten Bruder, Ernst, war diese so mächtig gewesen, daß er, während Tilly in Oldisleben weilte, dort erschien, um die Verschonung seiner Lande bat und sich seiner unterthänigsten Devotion für den Kaiser rühmte.[3] Später bewies er, daß er von gleichem Schlage war wie seine Brüder.

Bernhard eilte dem Landgrafen voraus in das Lager von Werben. Der Landgraf erließ unterdessen „eine[4] öffentliche durch die Geistlichen befürwortete Ermahnung an alle seine Unterthanen, ohne Unterschied des Standes, des Vermögens und der Verwandtschaft, das Vaterland zu vertheidigen; und in allen Städten und Dörfern des Fürstenthumes Hessen ward zur Abwendung göttlicher Strafe ein allgemeiner Buß-, Fast- und Bettag gehalten, der von Morgens sechs bis Abends fünf Uhr alles Volk zum inbrünstigen Gebete versammelte". Zum Texte der Predigten waren die Bibelstellen 1. Petri 2, 14 und Römer 13, 1 vorgeschrieben. In der Schloßkirche zu Cassel bestiegen vier Redner nach einander die Kanzel. Dennoch ist zu bezweifeln, ob das Thema erschöpfend behandelt worden sei. Denn die höchste und rechte Obrigkeit der Hessen war nicht der Landgraf, sondern die höchste und rechte Obrigkeit der Hessen und des Landgrafen war der römische Kaiser, dem der Landgraf den Lehnseid geschworen hatte.

Der Herzog Bernhard langte glücklich im Lager zu Werben an. „Der König," schreibt[5] der Historiker des Hauses Weimar, „nahm diesen Besuch sehr hoch auf, und schmeichelte dem jungen Herzoge mit Hoffnungen auf den Besitz der Bisthümer Bamberg und Würzburg, wenn nicht das Versprechen auch auf den Herzog Wilhelm ausgedehnt worden war, wie dieser späterhin sich darauf berief." Es ist hier wie immer ein Meisterzug des Schweden, durch die Speculation auf die Begehrlichkeit der Menschen

[1] Röse I, 151. [2] A. a. O. 398. [3] Wittich, Magdeburg usw. 714.
[4] Worte Rommels VIII, 122. [5] Röse I, 152.

nach fremdem Eigenthume sie seinem Willen dienstbar zu machen. Eben dasselbe Verfahren sehen wir ihn dann beobachten gegenüber dem Landgrafen Wilhelm, als dessen Vorläufer Bernhard bei ihm erschienen war.

Am 12/22. August ward im Lager zu Werben zwischen dem fremden Könige und dem Landgrafen ein Vertrag abgeschlossen.[1] Dem Willen des Schweden gemäß, den er seit einer Reihe von Jahren als sein Princip bethätigt, trug darin der deutsche Reichsfürst dem Schweden die absolute Direction des Krieges an wider Kaiser und Reich, und machte sich selber und seine Unterthanen dafür dienstbar. Dagegen versprach ihm der Schwede die Herstellung des Hauses Hessen-Cassel in den Stand vor der böhmischen und pfälzischen Unruhe. Dies war gegen den Vergleich,[2] den der Landgraf Wilhelm, unter kaiserlicher Bestätigung, mit seinem Stammesvetter Georg von Darmstadt einige Jahre zuvor aufgerichtet und beschworen. Damals hatte indessen der Landgraf Wilhelm die Vorsicht gebraucht — wenn anders dies der richtige Ausdruck ist — zuvor gegen diesen Vergleich eine geheime Protestation in seinem Archive niederzulegen, mit der Aufschrift[3]: protestatio secreta, ubi publica non est tuta.

Weiter versprach der König in dem Vertrage: „Wenn der Landgraf mit seinen eigenen Mitteln und Truppen einen oder anderen Stand der katholischen Liga, die sich selbst zu des Königs Feinden gemacht, überziehen, sich derselbigen Land, Städte und Örter bemächtigen würde: so will der König den Landgrafen dabei eben so beschützen und behaupten als beträfe es sein eigenes Königreich.“ Nicht also weil der Landgraf selber etwa einen Eintrag von der Liga erlitten, sondern weil diese beigetragen, das Reich gegen den Einbruch des fremden Königs zu vertheidigen: deshalb gab der fremde König einem Reichsfürsten eine Vollmacht, die in Betreff der katholischen Mitfürsten gleichbedeutend war mit einem Freibriefe gegen das siebente Gebot.

Weiter ward bestimmt, daß auf des Königs Begehren der Landgraf seine Vasallen mit ihren Ritter- und Lehendiensten beschreiben und aufbieten solle. „Bei welchem Puncte[4] der König ihn versichert, daß dafern die Vasallen sich ungehorsam oder säumig erzeigen würden, er ihm gegen dieselben alle Handbietung thun, sie dazu mit anhalten, für Feinde verfolgen, die Privations-Execution wider sie verrichten wolle“ usw.

[1] Ganz bei Londorp IV, 216. [2] Rommel VIII, 32.

[3] A. a. O. 28 n. 27. [4] Chemnitz 196 b, klarer als bei Londorp.

Der Paragraph zerbrach die Rechte der Ritter- und Landschaft zu Gunsten des fürstlichen Absolutismus im Dienste des Schwedenkönigs.

Gustav Adolf gab ferner in dem Vertrage dem Landgrafen Vollmacht, auch andere Fürsten, Grafen, Freiherrn, Städte in den Vertrag unter denselben Bedingungen aufzunehmen, jedoch nur für drei Monate. Wer darüber hinaus warte, und somit Andere den Hazard laufen lasse, solle dieser Vortheile sich nicht zu erfreuen haben.

„Diese Allianz," sagt der Schwede Chemnitz,[1] „ist gleichsam eine Richtschnur und Regel gewesen, nach deren Maß die anderen alle abgefasset und eingerichtet worden." — Man dürfte hinzusetzen, daß schmählicher und unwürdiger für einen deutschen Reichsfürsten vorher wohl niemals ein Vertrag abgeschlossen worden ist. Der Schwedenkönig dagegen hatte in dem Dictate dieses Vertrages seine Meisterschaft bewiesen, die Habgier schwächerer Geister auszunutzen zum Dienste seiner Eroberung. Diese Politik bezweckte, die Deutschen in zwei Heerlager abzuscheiden, ein katholisches und ein nicht-katholisches, und diese zur gegenseitigen Vernichtung an einander zu hetzen. Diesen Gedanken hatte er, wie zur Klarstellung seines Thuns nicht genug wiederholt werden kann, drei Jahre zuvor in dem kleinen Kreise seiner Vertrauten in die Worte gekleidet: „Die Absichten der Katholiken und der Evangelischen stehen so scharf einander gegenüber, daß es eine Thorheit ist nicht unzweifelhaft zu erkennen und zu bekennen, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten muß, einer Vergleichung oder anderen Mitteldingen aber auf keine Weise getraut werden darf." — Bis dahin hatte sich ihm auf deutschem Boden ein Anlaß zu dieser Predigt des absoluten Religionskrieges nicht geboten. Die günstige Gelegenheit erwuchs ihm erst bei diesem Vertrage mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel durch die Ermächtigung für diesen, das Eigenthum katholischer Reichsstände zu nehmen. „Worauf der Landgraf," meldet Chemnitz,[2] „bei seiner Wiederkunft nach Hessen angefangen hat, auf die umliegenden Römisch-Katholischen zu greifen und dieselben feindlich zu tractieren."

In der Wirklichkeit wartete Bernhard von Weimar, der abermals dem Landgrafen vorangeeilt war, dies Mal nach Hessen zurück, nicht einmal die Rückkehr des Landgrafen ab. Am Sonntag Morgen, 24. August,

[1] Chemnitz 194 a. [2] A. a. O. 198 a.

erstaunte man in der Stadt Hersfeld, nicht die Glocken der Abtei zu vernehmen.[1] Bereits war Bernhard dort eingebrochen. Einige Tage später schrieb der Guardian der Franziskaner zu Fulda[2]: „Hier ist alles in traurigstem Stande. Der Landgraf, oder richtiger der Weimarer Herzog, hat in Hersfeld Besatzung eingelegt. Von den Brüdern dort ist nur so viel bekannt, daß sie gefangen gehalten werden. Die feindlichen Truppen, mit Hersfeld nicht befriedigt, holen Beute auch aus dem Gebiete Fulda auf, treiben das Vieh hinweg, führen Personen namentlich geistlichen Standes gefangen fort. Geisa ist bereits ausgeplündert, unserem Fulda steht das Äußerste bevor. Unser Fürst-Abt hat sich in der Nacht gerettet, auch sehr viele Bürger flüchten. Alle Mönche und Nonnen sind fort. Die Jesuiten haben nur Einen Pater mit einem Bruder da gelassen. Auch ich habe die Meinigen aufgelöst und nach verschiedenen Orten entsendet. Jedoch lasse ich zur Bewahrung unserer Habe fünf beherzte Männer hier. Mit Einem Worte: es sieht um Fulda traurig aus!"

Die Nachricht, daß der Landgraf sich in das Lager von Werben begeben, gelangte an Tilly in Tangermünde, am 19. August. Die volle Tragweite dieses Besuches erkennend, schrieb[3] er an die Räthe und Landstände von Hessen-Cassel: „Dieser Schritt des Landgrafen ist seiner Pflicht und seinem eigenen Worte gerade zuwider, und er hat sich ipso facto als Feind declariert. Ich fordere daher die Landschaft auf, nicht zu gestatten, daß der Landgraf Wilhelm wieder auf- und angenommen werde, sondern daß die Herren und Ihr Euch der Person des Landgrafen gänzlich äußert und dessen Geboten nicht pariert, bis der Kaiser ein Anderes verfügt."

Allein jegliche Regung solcher Art in der Ritter- und Landschaft wurde niedergehalten durch den Druck der bewaffneten Macht des Landgrafen und des von den Predigern erregten Landvolkes. Nicht dort konnte eine Entscheidung fallen. An einer anderen Stelle stand diese bevor. Zu diesem Zwecke zog Tilly den Grafen Fürstenberg mit den aus Italien heimgekehrten kaiserlichen Truppen heran. Wir haben also zunächst den Marsch und die Verrichtungen Fürstenbergs bis dahin zu überblicken.

---

[1] Rommel VIII, 132 n. 161. [2] A. a. O. 134 n. 163.
[3] Kriegsacten F. 93.

22. Verhalten der süddeutschen Reichsstände zum Leipziger Schlusse. Anzug Fürstenbergs. Gutachten eines lutherischen Rechtsgelehrten.

Die kaiserlichen Mahnungen vom 14. Mai zum Abtreten von dem Leipziger Schlusse und die Nachricht der Katastrophe Magdeburgs ergingen gleichzeitig durch die deutschen Länder. War der Sinn und Zweck der ersteren bestimmt und klar, so waren die Meldungen und Meinungen über den Untergang von Magdeburg und dessen Ursachen vielfach unsicher, verworren, parteiisch. Die geflüchteten Magdeburger, über die ja das endliche Verderben hereingebrochen war wie ein Erdbeben, waren selten im Stande Klarheit zu geben über ein Verhängnis, das sich an ihnen, nicht durch sie vollzogen hatte. Der kundigste und urtheilsfähigste Magdeburger, Otto Guerike, berichtet[1] darüber: „Nachdem das unaussprechliche Unglück über diese Stadt also ergangen, und die am Leben gebliebenen Magdeburger hierhin und dorthin zerstreut waren, hat es von den Auswärtigen, zu welchen sie gekommen, viel Nachfragens gegeben, wie es zugegangen, daß die Stadt in solchen Jammer und solche Noth gerathen sei: ob sie sich etwa nicht gewehrt oder den Soldaten nicht den gehörigen Unterhalt gegeben, daß sie fechten können — oder ob die Bürger wären verzagt gewesen und vom Walle gelaufen — oder ob sie es verschlafen hätten — oder ob sie wären so gottlos gewesen, daß sie Gott so strafen müssen — oder wie es sonst so geschehen usw. Da denn der Eine diese, der Andere jene Ursache vorgewendet. Insgemein aber, weil zwei Parteien in der Stadt waren: die eine, welche die Conjunction mit dem Herrn Administrator angerathen und befördert, die andere, welche dieselbe widerrathen und das daraus zu besorgende große Unheil gleichsam verkündigt hatte, legte ein Theil die Schuld auf den anderen und waren also nach wie vor der Eroberung ganz heftig wider einander. Diejenigen, welche das Unglück prophezeit, konnten es offenbar vor Augen stellen, daß es so erfolgt, wie sie gesagt hatten; die Anderen aber, die das Werk angesponnen und durch Verführung des gemeinen Mannes so zu Wege gebracht, gaben es auf die, welche nicht mit eingestimmt. Diese wären gut kaiserlich gewesen, hätten mit den Kaiserlichen unter Einer Decke gelegen, ja gar den Zustand der Stadt dem Feinde verrathen: sonst wäre die Sache anders gelaufen“[2] usw.

---

[1] Hoffmann=Guerike 91.

[2] Die Ausführungen Guerikes in der Berliner Handschrift, bei Wittich=Guerike 38* uf., ungleich mehr positiver Art, sind in der Darstellung oben verwerthet.

Dieselben Merkmale, die Guerike hier den mündlichen Erzählungen der geflüchteten Magdeburger beimißt, haften auch einem großen Theile der Flugschriften über die Katastrophe an. Wie von ihnen für die geschichtliche Forschung viele kaum beachtenswerth sind, so können sie auch die Zeitgenossen nicht befriedigt haben. Ein sehr bemerkenswerthes Urtheil in dieser Richtung findet sich in der Collectiv-Antwort[1] der drei Hansestädte Lübeck, Hamburg, Bremen auf das kaiserliche Mandat vom 14. Mai. Das Schreiben, vom 8/18. Juni, beginnt: „Mit Herz und Mund contestieren und bezeugen wir, daß, gleichwie vom Anfang des Krieges an wir uns allein und einig an unser höchstes Oberhaupt und allergnädigsten Kaiser und Herrn in aufrechter, standhafter Devotion, Treue und Gehorsam unausgesetzt und beständiglich für und für gehalten, also wir auch noch fürderhin bei solcher einmal gefaßten Intention beständigst zu verharren und solcher Gestalt Ewr. K. M. Verordnungen und Befehlen gehorsamst Folge zu leisten von Herzen geneigt sind." Dann jedoch folgt ihre Entschuldigung das kaiserliche Mandat vom 14. Mai bis dahin nicht publiciert zu haben. Sie versichern, ihren höchsten Fleiß angewendet zu haben, dem Mistrauen entgegen zu arbeiten, als ob der Friede völlig unsicher, die Hoffnung auf die Entlastung von den Contributionen gänzlich verloren, die Religion in höchste Gefahr gesetzt sei. Allein „die große Perturbation der Gemüther", heißt es weiter, „hat durch den höchstleidigen, ganz kläg- und erbärmlichen Untergang der uralten dem H. Reiche angehörigen Stadt Magdeburg, die auch ein vornehmes Mitglied des uralten Hansebundes leider! nunmehr gewesen ist, nicht wenig, sondern aufs höchste zugenommen, zumal wir neben ihnen von dem ganzen zerrütteten Unwesen, das dort entstanden, nie etwas aus dem Grunde und mit Bestand zu völliger genugsamer Information erfahren mögen, sondern allein den tragischen Ausgang, wie eine solche berühmte, vornehme und uralte Stadt in wenigen Stunden gänzlich exscindiert und zerstört, ja so plötzlich zu unaussprechlichem Schaden des H. R. Reiches, wie auch dieser Stadt Bürger, die bisher ansehnliche Traffiken daselbst getrieben, in die Asche gelegt worden, mit herzlicher Wehmuth und schmerzlicher Empfindung vernehmen müssen."

Der Landgraf von Hessen-Cassel dagegen gibt fast am selben Tage, 6/16. Juni, mit bestimmten Worten[2] an, daß die rheinischen Kreisstände, besonders die Wetterauischen und Westerwaldischen Grafen, aus Schrecken

[1] Kriegsacten F. 93. [2] Rommel VIII, 115 n. 138.

wegen der Magdeburger Niederlage ihre Zusagen zu dem Leipziger Schlusse fallen lassen. — Wem sie die Verschuldung des Unglückes beimessen sollten, mochte auch diesen rheinischen Grafen nicht klar sein: sie wollten nur nicht einer ähnlichen Gefahr sich aussetzen.

Und darum darf mit Grund angenommen werden, daß auch bei Anderen diese Furcht ein mitwirkender Factor zur Unterwerfung gewesen ist. Namentlich mehrere Städte kamen entgegen. Auf das kaiserliche Ausschreiben vom 14. Mai antwortet[1] die Reichsstadt Worms bereits am 17/27. Mai: „Uns ist von demjenigen was zu Leipzig vorgegangen, auch daselbst genommener Resolution gründlich nichts wissend. Wir haben die kaiserlichen Mandate in derselben Stunde, wo sie uns zugegangen, durch öffentlichen Anschlag zu Jedermanns Wissenschaft publicieren lassen, und wollen aus der treugehorsamsten Devotion für Ew. K. M. keineswegs weichen."

Die Reichsstadt Ulm, die an dem Leipziger Schlusse Theil genommen, und demgemäß rüstete, schrieb[2] am 1/11. Juni an den Kaiser: „Vor allen Dingen ist uns in unsere Gedanken — als Gott dem Herzenskündiger bewußt — niemals kommen, ichtes einzugehen oder verhandeln zu lassen, so Ewr. K. M. oder den Ständen des H. R. Reiches zum Verdrusse, Nachtheil oder anderem unbefugten Ein- und Vorgriff gereichen möchte. Davor uns der liebe Gott bewahren möge!" — Ähnlich am selben Tage die Stadt Nordhausen.[3]

Der Rath der Stadt Nördlingen wendet[4] sich, am 17/27. Juni, gegen die Anklage, daß er habe werben lassen. „Wie schmerzlich und bekümmerlich nun ein Solches uns vorkommt, daß vor unserer von Gott vorgesetztem einigem höchstem kaiserlichem Oberhaupte wir so übel und böslich, zwar Gottlob, zur Unschuld, traduciert und berüchtigt sein sollen, hat Jedermänniglich gerechten christlichen unparteiischen Verstandes unschwer zu berechnen."

Auffallend ist in allen diesen Correspondenzen[5] der Reichsstädte, die an dem Leipziger Schlusse Theil genommen, vor dem Kaiser ihre Devotion in Worten, die, wie namentlich bei dem Rathe von Ulm, mit der späteren thatsächlichen Unterwürfigkeit vor dem Schwedenkönige grell contrastiert. Ob oder in wie weit damals, im Sommer 1631, die Äußerungen solcher Art gegenüber dem Kaiser aufrichtig gemeint waren, mag dahingestellt sein: jedenfalls legen sie nicht Zeugnis ab für eine starke Neigung zum Widerstande gegen eine bewaffnete Macht.

[1] Acten des 30jährigen Krieges. F. 39. [2] A. a. O. [3] A. a. O.
[4] A. a. O. [5] Viele Schriftstücke bei Londorp IV, 183 uf.

Im Anfange Juni langten nach einander die von Tilly so lange schon ersehnten aus Italien heimkehrenden kaiserlichen Truppen unter Egon von Fürstenberg in Lindau an. Seine nächste Aufgabe war, die kaiserlichen Mandate vom 14. Mai geltend zu machen, also die Reichsstände, die auf Grund des Leipziger Schlusses gerüstet hatten, in Güte oder mit Gewalt zur Entwaffnung zu bringen. Diese Reichsstände wandten sich um Hülfe an den Kurfürsten von Sachsen.[1] Allein es war nicht die Absicht des Kurfürsten gewesen, einen Bund gegen den Kaiser zu errichten, sondern nur, wie er es sich denken mochte, neutral zu bleiben. Er wies die Bitten ab. Jene Stände, auf sich selber beschränkt, hatten jeder für sich seine Wahl zu treffen.

Der erste Vorstoß Fürstenbergs galt der Reichsstadt Memmingen.[2] Fürstenberg umlagerte sie. Durch die Vermittelung des Kurfürsten von Bayern kaufte sich die Stadt mit 50,000 fl. frei. Der Rath von Kempten trug die Schlüssel der Stadt entgegen. Fürstenberg legte ihm eine Buße von 80,000 fl. auf. An Ulm zog er einstweilen vorüber, um zu dem Herzog Julius Friedrich von Württemberg zu gelangen, der bei Tübingen eine starke Macht gesammelt hatte, die man auf 16,000 Mann angab, am 28. Juni/8. Juli. Am 1/11. Juli kam Fürstenberg ihm mit 20,000 Mann nahe, zum Schlagen bereit. Es darauf ankommen zu lassen war nicht die Absicht des Herzogs. Bereits am 4. Juli schrieb[3] er an den Kaiser: „Fürstenberg mit seiner ganzen Armee rückt mir ins Land. Darauf habe ich Botschaft zu ihm geschickt, des Inhalts, daß ich niemals gewillt gewesen, wider Ew. K. M., weniger Deroselben Armee mich zu opponieren.“ Die Verhandlungen begannen. Julius Friedrich suchte sie hinzuziehen mit dem Erbieten auch für die Reichsstädte zu unterhandeln, namentlich für Straßburg.[4] Er erhielt die Antwort: man sei nicht in einer Reichsstadt, sondern im Lande Württemberg, und ein jeder Stand werde seine eigene Bürde zu tragen haben. In dem Vertrage,[5] der dann abgeschlossen wurde, versprach Julius Friedrich sich den kaiserlichen Mandaten vom 14. Mai zu fügen und vom Leipziger Schlusse loszusagen, demnach auch die kaiserliche Armee in seinem Lande zu verpflegen. Dem Beispiele Württembergs folgte die Reichsstadt Ulm, die für sich 6 Fahnen zu Fuß und 2 Cornet Reiter geworben hatte. Sie mußte mit der neuen Contribution auch die alte zahlen.

---

[1] Helbig, Gustav Adolf 46, 49. [2] Theatrum E. II, 396.
[3] Kriegsacten F. 93. [4] Inventarium Sueciae 329. [5] A. a. O.

Nachdem die Reichsstände des schwäbischen Kreises sich unterworfen, ging der Marsch weiter in den fränkischen Kreis. Auch dort hatten einige Reichsstände schon zuvor der kaiserlichen Mahnung vom 14. Mai Folge geleistet, namentlich „die sämmtlichen Grafen und Herren des fränkischen Kreises, der augsburgischen Confession zugethan", bereits am 10/20. Juni. In ihrer Schrift[1] an den Kaiser sagen sie: „Wie nun gleich (auf den Empfang der Mahnung) von uns mit einhelligem Mund und Herzen auf das allergehorsamste contestiert und bezeugt worden, daß Ewr. K. M. Hoheit und Dero allerunterthänigst schuldigste Treue im geringsten abseits zu setzen, andere friedliche Stände zu offendieren, oder auch einige im H. R. Reich unzulässige Bündnisse wir uns nie vorgenommen, wir auch, daß uns an unserem Orte dergleichen zu Sinn und Gedanken niemals gekommen, hiermit vor Gott und Ewr. K. M. nochmals theuer und hoch versichern können: Als tragen wir keinen Zweifel" usw. usw., daß der Kaiser ihnen Glauben schenken werde. Die Worte verdienen Beachtung, weil wir wenige Monate später diese selben Grafen und Herren ganz anders reden hören werden.

Die Neigung sich dem Stärkeren zu beugen war da, und diese Neigung ward im Sommer 1631 gesteigert durch das in Schwaben gegebene Beispiel. Die in Nürnberg gerade versammelten Kreisstände trugen ihre Unterwerfung entgegen. Die Paritions-Erklärung ist datiert vom 2/12. August.[2] Die Stadt Nürnberg allein hatte 3000 Mann geworben. Sie entließ dieselben bis auf die zur Besetzung der Posten unentbehrliche Zahl. Im Anfange August zog Fürstenberg weiter auf die Grafschaft Henneberg, um, der wiederholten dringenden Aufforderung Tillys gemäß, sich mit diesem zu vereinigen.

Bevor wir auf die dann folgende Verwickelung eingehen, die zur Katastrophe von Breitenfeld führte, empfiehlt es sich zur Kenntnis der Sachlage und der Stimmungen im Reiche die Ansicht eines lutherischen Rechtsgelehrten zu vernehmen.

Bald nach dem Erlasse der kaiserlichen Mandate vom 14. Mai hatte eine Reichsstadt, die nicht genannt wird, einen vornehmen Rechtsgelehrten um ein Gutachten[3] über die Frage ersucht, ob sie den kaiserlichen Mandaten Folge leisten, oder bei dem Leipziger Schlusse beharren

---

[1] Londorp IV, 190. [2] Kriegsacten F. 93.

[3] Als Flugschrift gedruckt. Aufgenommen in Lünig, E. Staats-Consilia II, 255.

solle. Für den letzteren Fall fügt die Stadt hinzu: „Weil sonderlich wir uns allbereits gleich anderen evangelischen Ständen zu Leipzig verbunden und verknüpft, mit allem unserem Vermögen, Leib, Leben, Gut und Blut zu halten, ja anders nicht als zu Magdeburg geschehen, zu leben und zu sterben."

Das ausführliche Gutachten, datiert vom 1. September, verneint zuerst ein Recht der Reichsstädte, ohne Vorwissen und Einwilligung des Kaisers als der von Gott vorgesetzten höchsten Obrigkeit, welcher zuförderst die Städte mit Eidespflicht und geschworener Treue verbunden sind, an Versammlungen und Beschlüssen Theil zu nehmen, die mit dieser Pflicht in Widerspruch treten. Ferner hebt es hervor, daß die Reichsstädte fast in der ganzen Welt beschrieen und bezüchtigt sind wegen ihrer schweren Mängel in der Verwaltung und der Rechtspflege, in denen nicht die Sorgfalt für das öffentliche Wohl, sondern der Eigennutz der Einzelnen voranstehe. Besonders hebt es die Münzfälschung der Jahre 1620 bis 22 hervor, aus welcher Mitglieder der städtischen Obrigkeiten auf Kosten der armen Bürgerschaft, der Witwen und der Waisen ihren Vortheil gezogen. Und doch haben „die Reichsstädte ihre Hoheit, Herrlichkeit, Gewalt und obrigkeitliches Amt einzig und allein von dem weltlichen Oberhaupte der Christenheit, das ist der römisch-kaiserlichen Majestät, haben Derselben ihres Thuns und Lassens Rede, Antwort und Rechnung zu stehen." Nach dieser allgemeinen Darlegung wendet sich das Gutachten zu der besonderen Frage wie folgt.

„Erstlich ist es vor Gott und der Welt und aus allen gemeinen Reichssatzungen und Constitutionen kund und offenbar, daß die Römisch-Kaiserliche Majestät, unser allergnädigster Herr, zu dem Mandate und dessen Inhalte von Dero Feinden und Widerwärtigen gleichsam mit den Haaren per forza gezogen und genöthigt worden, sintemal kein lebendiger und vernünftiger Mensch mit Wahrheit bis dato angekommen, den J. K. M. wider habendes Recht mit Rath oder That feindlich angegriffen oder beleidigt, von dem Seinigen verstoßen und vertrieben, ausgenommen was Dero eben so wohl wie den Verwandten der Augsburgischen Confession, das göttliche, weltliche und natürliche Recht, auch des Reiches klare Satzungen und der Religionsfriede auf ihre eigenen Unterthanen zugeben und heimsprechen. In welchem Allem J. K. M. als angeborene Obrigkeit mehr Befugnis und Recht auf die Ihrigen hat als unsere evangelischen Reichsstädte, und doch allezeit diese Bescheidenheit gebraucht, daß sie ihren Erbunterthanen Zeit und Tage gegeben, der Religion halber

sich zu bedenken, wohingegen unsere Evangelische, die doch nur limitierte Jurisdiction haben, gegen die Katholischen das Contrarium verübt und, wo sie nur immer gekonnt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und dieselben, die doch mit ihnen des H. Reiches Unterthanen sind, de facto sammt ihrem Glauben wie auch den Geistlichen aus den Städten geschafft haben."

„Fürs Andere hat J. K. M. — ungeachtet sie von ihrem Throne und ihrer Krone von Feinden de facto entsetzt und gestürzt werden sollten — von Anfang ihrer Regierung an und jederzeit sich äußerst bemüht und emsiglich gearbeitet, den werthen Frieden des lieben Vaterlandes zu befördern und anzuzwecken, wie es Ihrer K. M. selbsteigene Feinde mit erlangtem vielfältigem Pardon bezeugen und ex evidentia facti selbst an ihm weltkundig ist."

„Drittens hat J. K. M., um diesen Zweck des heilsamen Friedens endlich zu erlangen, es sich keiner Kosten, Mühe, Arbeit, auch selbsteigener Leibes-Disposition oder Indisposition dauern lassen."

„Viertens hat J. K. M. den wohlmeinenden, hochverständigen Rath und Gutachten Dero getreuer des Römischen Reiches Fürsten und Stände hierzu eingeholt, und sich des eigenen Rechtes und Gewalt gleichsam in etwas begeben und nicht gebraucht, ja sogar auch von den gehorsamen Ständen Mittel und Wege begehrt, zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen, und denselben sich allergnädigst angeneigt."

„Zum fünften wird kein evangelischer Stand des H. Reiches von den höchsten und mittelsten bis auf den niedersten der Römisch-Kaiserlichen Majestät mit Wahrheit auftragen, viel weniger bezeugen können, daß J. M. einen einzigen ihnen, den Ständen, unterworfenen Menschen um seiner Religion willen im wenigsten angefochten oder beleidigt, viel weniger zu ichtes seinem Gewissen zuwider gezwungen oder gedrungen."

„Zum sechsten bezeugen solches Ihrer K. M. Actiones und Handlungen sonnenklar, daß sie derentwegen eine Tagsatzung nach Frankfurt beliebt, einzig und allein zu dem Ende, damit zwischen den Verwandten beider Religion, der altgläubigen und der evangelischen, eine rechte, neue, aufrichtige, teutsche und unverbrüchliche, auch unpräjudicierliche, steife Zusammensetzung der Gemüther und uralte angeborene teutsche Aufrichtigkeit in der Religion sollte und möchte erarbeitet, angerichtet und bestätigt, und dadurch der allgemeine, langgewünschte, gnadenreiche Friede unseres lieben Vaterlandes stabilieret und getroffen werden."

„Weil denn fürs siebente diesem Allem in göttlicher Wahrheit also

und nicht anders, muß ex contraria objectione schließend ein pur lauter falsches und erdichtetes, ganz grundloses Beschuldigen hieraus kommen und folgen, daß die Römisch-Kaiserliche M. ganz ungütlich bezüchtigt und Ihro zugemessen werde, als wären J. M. in dem Werke, die Augsburgische Confession, deren Verwandte und das evangelische Exercitium gänzlich und funditus zu evertieren, umzustoßen und zu cassieren, wie es auch der von unseren Religions-Verwandten zu ihrem Untergange erforderte König in Schweden, sammt seinem calvinischen Anhange, arglistig und ohne Grund vorgibt. Sintemal solches auf Ihre K. M. mit keinem Buchstaben jemals beigebracht oder erwiesen, und mit seinem weltkundigen Ungrund als puro puto mendacio besteht. Und es läßt sich dieser Ungrund gar nicht damit bemänteln oder maskieren, daß J. K. M. an die evangelischen Stände und Reichsstädte durch ein offenes kaiserliches Edict das Begehren gestellt, die geistlichen Güter, Erz- und Fürst-Bisthümer, Prälaturen und Klöster, überhaupt alles was einmal für Gott gegeben und keines Anderen zu ewigen Zeiten sein kann und sein mag, zu restituieren. Denn Solches ist allen Rechten, Reichssatzungen, der Vernunft und Billigkeit gemäß, und dem Passauer Vertrag und dem Religionsfrieden sonnenklar einverleibt, und Ihre K. M. können, sollen und mögen der geleisteten Pflicht, Ehre und Gewissens halber, auch ex officio nicht anders thun. Darum hat J. K. M. mit solchem offenen Edicte gar nicht wie die Unsrigen das Licht gescheut, sondern ist frei und offen, teutsch und rund vorgegangen, und hat ihren Befehl, Willen und Meinung der ganzen Welt zu erkennen gegeben, und männiglich, so was dawider gehabt, Zeit, Weile und Raum seine Nothdurft vorzubringen, genug gelassen. Sintemal eine solche Sache sich mit Stillschweigen und Murmeln gar nicht vertheidigen läßt, und es weit ein anderes ist, das Seinige oder was dem lieben Gott einmal gegeben und dann ihm abgeraubt worden, wieder zu fordern, ein anderes dagegen, heimlich und mit Falsch, auch verdrückter Wahrheit, die höchste Obrigkeit des contrarii ungütlich zu beschuldigen, als wolle sie nicht allein den Evangelischen das Ihrige mit Gewalt abnehmen, sondern auch sie wider Herz und Gewissen zu einer anderen ihnen unangenehmen Religion nöthigen und zwingen, was weder öffentlich noch heimlich bis anhero von einiger lebendigen Person erwiesen und in alle Ewigkeit unerwiesen bleibt."

Nachdem der Verfasser weiter dargethan, daß auf Grund des Passauer Vertrages von 1552 die Laien als nichtberechtigte Inhaber von Kirchengütern verpflichtet sind, sie wieder herauszugeben, fährt er fort wie folgt.

„Zum achten hat unter diesem unaussetzlichen Bemühen und väterlich treuherzigen Fürsorge der K. M. der Geist des Schwindels und Feind alles Friedens sammt seinem Anhange gar nicht gefeiert, sondern ab Aquilone seinen Wind und Stärke erweckt, mit solchem das H. R. Reich durch Macht und Gewalt angefallen, und anderwärts neue Zerrüttung erregt, den angestellten Friedenstag verwirrt, gehindert, gestört, die Kaiserliche Majestät auch mit den Haaren, und wider alle Gedanken, Rechte und Willen zum Widerstande gezwungen und genöthigt, und zu allem Übel, so daraus erfolget, Ursache gegeben, die Ungehorsamen wider ihre von Gott vorgesetzte höchste Obrigkeit zu rebellieren besteift, gestärkt, manuteniert, ihnen Beifall und Vorschub gegeben. Dieses Alles kann keine vernünftige Creatur der ganzen Welt der Kaiserlichen Majestät oder den Ihrigen, als die an solchem Unheil nicht schuldig und gewissensfrei, viel weniger ihr den darauf erfolgten unwiederbringlichen Schaden und Verderben Leibes und der Seele zu- oder beilegen; denn wer sich selber in einen Schaden bringt, kann und soll auch denselbigen Niemandem anders als eben sich zumessen."

„Und damit ich im Vertrauen die Wahrheit frei bekenne, wie wollen und werden unsere evangelische Glaubensgenossen, Fürsten, Herren, Reichsstädte und Ew. F. W. selber, an dem großen Tage des Herrn — denn in Sachen die Seligkeit betreffend Niemand fuchsschwänzen soll — auch aller Posterität dies verantworten, daß sie sich in Religions- und Profansachen, die das ganze H. R. Reich betreffen, facto voluntario, perfecto et absoluto cum assensu, animo, consilio, mente et arbitrio, an einen anderen ausländischen, noch zur Zeit von den Seinigen selbst nicht approbierten, sondern eingedrungenen König, und nach fremden Ländern und Völkern begierigen Potentaten, der gar über das Meer herüber kommen, gehängt, denselben wider ihre eigene angeborene und von Gott vorgesetzte Obrigkeit erfordert, bei ihm ihre Seele, Leib, Leben, Habe, Ehre und Gut aufzusetzen eidlich verbunden, welcher sich auch gegen göttliches, menschliches und das gemeine Völkerrecht, so wie die Reichssatzungen, fremder Unterthanen und ihn nicht angehender Sachen unterwunden, sich derjenigen, die einzig und allein dem H. R. Reiche und der K. Majestät angehörten, angenommen, sie aller Rettung, Hülfe und Erlösung wider J. K. M. vertröstet und ihre Herzen also verhärtet, daß deren auf einmal über die 30,000 und besorglich mit Seele und Leib, Habe, Ehre, Gut und Blut, Weib und Kind, in Flammen, Rauch und Verzweiflung zu Grund und Boden gegangen. Soll nun

dieses dem heiligen Evangelio und unserer Augsburgischen Confession, auch einem königlichen heroischen Facto gemäß, oder auch ein rechtmäßiger und gerechter Krieg sein — darüber lasse ich die ganze weite Welt, und was ein Tröpflein Vernunft und Verstand hat, judicieren und am jüngsten Tage verantworten. Ja wenn ich nicht, wie vorher angezogen, von Jugend auf evangelisch, würde mich dies unevangelische, mehr denn türkische und barbarische Werk zu einem Anderen bewegen. Ich bleibe aber bei meinem alten Glauben und greife doch mit leiblichen Händen, daß die R. K. M. zu den mir überschickten Schriften, Mandaten und Befehlen nicht allein höchlich verursacht, sondern solche alle, auch ehe sie publicieret, dermaßen in gute, reife, stattliche, ansehnliche Erwägung und Consideration genommen, und durch die Hecheln der Vernunft, Billigkeit, geistlicher und weltlicher Rechte, auch Reichsconstitutionen und Satzungen gezogen, daß alle Worte einen solchen Nachdruck und solche Energie haben, als jemals, so lange das Kaiserthum bei den Teutschen, ja wohl auch bei den Griechen und Römern gewesen. Es wird auch, so lange die Welt stehet, Ihrer K. M. zum ewig währenden unaussprechlichen Lobe, Ehre und Preis gedeihen und ausschlagen, daß Sie durch Eifer für die Ehre Gottes und die Wohlfahrt des Vaterlandes, aller Reichsangehörigen Aufnehmen und Gedeihen an Seele und Leib, ja durchaus nichts Anderes als den werthen heilsamen Frieden gesucht, gewünscht und begehrt. Wobei es auch Freunde und Feinde, aus- und inländische Unparteiische, ja auch Juden und Ungläubige, und endlich die höllische Pforte selbst verbleiben lassen."

„Wenn dann Ew. Fürsichtige Würden genugsam verstanden, daß der R. K. M., unserem allergnädigsten Herrn, Haupt und höchster Obrigkeit, Gewalt, Unrecht und Unbill geschieht, indem man ihr fälschlich beilegt, als wolle sie Ew. Fürsichtige W. und andere Confessions-Verwandte und Reichsunterthanen von ihrer Religion und Augsburgischen Confession mit Gewalt verstoßen und zu einer anderen Religion zwingen, wo doch J. K. M. dergleichen nie gedacht, und aus den überschickten Mandaten das pur lautere contrarium zu befinden: Als ist mein getreuer, ganz wohlmeinender Rath, Ew. Fürsichtige W. wollen an dem allbereits vorgegangenen pfalzgräflichen, Magdeburgischen und noch vor Augen schwebendem Exempel sich wohl erspiegeln, und ohne einigen Verzug durch Schreiben oder Absendung an den Kurfürsten von Sachsen die Pflicht und alles was zu demselben Convente Sie zu leisten per malam falsam persuasionem versprochen, wiederum gänzlich revocieren, cassieren und

aufschreiben, dawider öffentlich protestieren, daß solches alles aus Ungrund, unwahrhaftiger und falscher Überredung und Einbildung, wider Gott und der kaiserlichen Majestät geleistete Pflicht (geschehen, solches) unverantwortliches Zusagen wieder zurück begehren und sich ausdrücklich erklären, bei Ihrer von Gott vorgesetzten höchsten Obrigkeit, dem R. Kaiser, wenn gleich Alle treulos würden, mit Leib und Leben, Ehre, Gut und Blut, nach Inhalt der bereits zuvor geleisteten Pflicht, bis ans Ende treulich zu verharren."

Es ist das letzte Mal, daß aus dem alten H. R. Reiche deutscher Nation von nicht-katholischer Seite her eine solche Stimme der Wahrheit und der Klarheit der Nachwelt vernehmbar erklingt. Der Hinweis auf die Beispiele in der letzten Mahnung deutet an, daß der Verfasser sich gedacht: die Verwickelung mit Kursachsen werde einen ähnlichen Ausgang nehmen wie die früheren. Nicht dies war der deutschen Nation beschieden. Das schwedische Verderben stand vor der Thür.

23. Die Frage der Entscheidung des Kurfürsten Johann Georg.

Die gewichtigste Frage des Sommers 1631 war, nach welcher Seite hin endlich der unberechenbare Kurfürst Johann Georg sich entscheiden würde. Beiderseitig suchte man auf ihn einzuwirken; jedoch der Vortheil in der Art und Weise der Einwirkung war auf schwedischer Seite, sowohl in dem einheitlichen bestimmten Willen des Königs selbst, als darin, daß in der Umgebung des Kurfürsten eine Persönlichkeit ihm völlig zu Diensten stand. Es war der vielgewandte, aalglatte FM. Hans Georg von Arnim. Bei den Verhandlungen in Berlin, wo Arnim als Gesandter Johann Georgs zuerst noch einige Milderungen in der Behandlung des Kurfürsten Georg Wilhelm erstrebt, hatte dann Gustav Adolf ihn völlig für sich gewonnen, und entließ ihn als sein Werkzeug zurück an Johann Georg, am 12/22. Juni.[1]

Arnim suchte dem Kurfürsten klar zu machen, wie wenig ihm bisher die Rücksicht auf den Kaiser genützt habe.[2] „Man bringe von Seiten der Katholiken auf die Ausführung des Restitutions-Edictes und die Auflösung des Leipziger Bundes: das müsse zum Papismus führen. Der Kurfürst, allein den Feinden gegenüber zu schwach, möge das Anerbieten des Königs zur Vereinigung annehmen." — Drei Jahre zuvor hatte

[1] G. Droysen, Schriftstücke 36.

[2] Helbig, Gustav Adolf usw. 46. Er gibt nicht den Wortlaut des Actenstückes, sondern in seiner Anführung.

dieser selbe Arnim im Dienste Wallensteins an die pommerschen Räthe geschrieben[1]: „Von der Religion mag ich nichts erinnern, weil nunmehr vielen verständigen und erfahrenen Leuten kundbar genug, wie in vielen unrechtmäßigen Sachen die liebe Religion zum Prätexte gebraucht, mit derselben (bei) den gemeinen, auch wohl anderen verständigen Leuten einen Haß und Verbitterung zu erwecken, auch große Herren zu ihren Händeln damit zu (verleiten).“ Anders redete nun Arnim zum Dienste des Schwedenkönigs. Jedoch noch nicht mit vollem Erfolge.

Johann Georg[2] erwiederte, „daß es ihm nie in den Sinn kommen werde, Ihre Königliche Würde an der Ihro von Gott verliehenen Gnade zu hindern: er selber aber wolle bei der durch den Leipziger Convent beschlossenen Defension bleiben.“

Es scheint, daß Arnim sich gescheut habe, dem Könige diese Antwort zu berichten. Denn am 5/15. Juli ertheilt Gustav Adolf von Tangermünde aus dem Arnim abermalige Instruction.[3] „Wir machen uns keinen Zweifel,“ heißt es darin, „Ihr werdet nunmehr dem Kurfürsten unsere jüngst schriftlich Euch eröffnete Gedanken mitgetheilt und vorgetragen haben. Nunmehr ist uns berichtet worden, daß seit der Zeit der General Tilly ungescheut in den Kurfürsten gedrungen sein, und die unbedingt kategorische Resolution gefordert haben soll, ob der Kurfürst sich selber entwaffnen, oder von ihm, Tilly, der gewaltsamen Entwaffnung gewärtig sein wolle. Nachdem wir nun durch göttlichen Beistand unsere Waffen hierher über die Elbe avancieret, den Stand der Dinge auch so beschaffen finden, daß Tilly den einkommenden sicheren Nachrichten nach nicht über 7000 Mann zu Fuß, Pappenheim aber so schwach ist, daß er sich vor uns hat zurückziehen müssen, auch der Zustand sowohl auf evangelischer wie auf katholischer Seite im Reiche Euch bekannt ist: so machen wir uns um so viel mehr Hoffnung, Ihr werdet die rechte Zeit treffen, des Kurfürsten Lbd. zu disponieren, damit Sie als eine so vornehme Säule, und zwar das Haupt der noch in Kraft sich befindenden evangelischen Stände des R. Reiches, Ihnen die Waffen nicht so leicht extorquieren und dagegen die Fesseln des papistischen Joches und der schnöden Servitut sich anlegen lassen, sondern vielmehr diese Gelegenheit zur Vereinigung ergreifen. Denn es kommt dabei in Betracht was es sowohl für einen übelen und schändlichen Nachklang geben würde, wenn Sie von dem zu Leipzig gemachten Schlusse sich so liederlich abwendig

[1] Förster I, 372. [2] Helbig a. a. O. [3] G. Droysen, Schriftstücke 206.

machen und Ihnen also die von Dero Vorfahren so theuer und mit vielem Blute erworbene Freiheit ohne Noth entziehen ließen, als auch daß dagegen Deroselben unsterblicher Nachruhm zustehen würde, wenn Sie dem agonisierenden evangelischen Wesen zu so erwünschter Zeit aufhelfen, und diese jetzo und vielleicht hinfüro in Ewigkeit nicht mehr scheinende Occasion zu Ihrer und Ihrer Posterität Gewissens- und Staatsfreiheit gebrauchen thäten."

„Wir sind ja nunmehr durch die Gnade Gottes und seine wunderbare Leitung bis an die Elbe gekommen, haben einen auserwählten exercitum, und den Tilly zwischen uns, und könnten Sr. Lbd. mit eben so leichter Mühe das Erzstift restituieren, als es dem Tilly schwer gewesen ist solches zu occupieren, wenn Se. Lbd. sich nur unverlängt mit uns conjungieren und zu gemeinsamem Zwecke cooperieren wollten."

„Was demnach hierin Sr. Lbd. Meinung sei, oder Ihr auf unser Ansinnen bei Deroselben verrichtet, wovon wir wider Verhoffen zur Zeit noch keinen Buchstaben haben, erwarten wir mit Verlangen."

So geschickt diese Redeweise des Schweden derjenigen Johann Georgs angepaßt war: so hatte er doch damit noch keinen Erfolg. Der Kurfürst antwortete[1]: er verspüre die beharrliche Liebe und Affection des Königs, bedanke sich dafür und wünsche, daß Gott ihn gesund erhalten möge. Man werde ihn an der bisher von Gott verliehenen Gnade nicht hindern, und Gott werde schon Mittel finden, dem Reiche den Frieden zu verschaffen. — Auf den Bericht Arnims darüber entgegnete[2] der König, am 20/30. Juli, aus Werben: „Wir müssen die in Euerem Schreiben angezogenen Ursachen der Verzögerung der lange gewünschten Resolution dahin gestellt sein lassen. Ob aber dem gemeinen Wesen mit solchen Procrastinationen gedient, lassen wir Euch vernünftig abnehmen. Wir haben noch der Zeit nach keine schönere Gelegenheit die gemeine Wohlfahrt herzustellen gesehen als jetzt, und halten alle Stunden, welche versäumt werden, für unwiederbringlich." — So war der Stand der Dinge zwischen Gustav Adolf und Johann Georg bis zu Ende Juli.

Jene Instruction Gustav Adolfs an Arnim, vom 5/15. Juli, setzt voraus, als habe Tilly in Betreff des Kurfürsten Johann Georg die Vollmacht, die er nach der Lage der Dinge verlangen mußte. Diese Voraussetzung war nicht richtig. Wir haben gesehen, welche zahlreichen Mahnungen, vom 27. Mai an bis zum 7. Juli, Tilly um die schleunige

[1] Helbig, Gustav Adolf 47. [2] G. Droysen, Schriftstücke 210.

Ertheilung einer solchen Vollmacht nach Wien hin richtete, und wie dann dennoch anstatt derselben, am 10. Juli, abermals ein Befehl erfolgte, der ihm gegen die Anderen, wie z. B. gegen die weimarischen Herzöge oder den Landgrafen Wilhelm von Hessen, die Hand frei ließ, dem Kurfürsten, also der entscheidenden Persönlichkeit gegenüber, sie ihm band.

Der Vorwurf der Langsamkeit und Unschlüssigkeit, der aus diesem Verhalten auf den kaiserlichen Hof fällt, wird in etwas gemildert durch die Rücksicht, welche man in Wien auf die katholischen Kurfürsten, namentlich von Mainz und Bayern, zu nehmen hatte. Diese wechselten von dem Ligatage in Dinkelsbühl an, dem 3. Juni, mit Johann Georg freundliche Schreiben, durch welche sie ihn zu überzeugen suchten, daß der Kaiser, dem allein das jus armorum im Reiche zustehe, mit Recht die Bewaffnung auf Grund des Leipziger Schlusses verwerfe, die Bewaffnung der Liga dagegen eben so mit Recht anerkenne. Johann Georg antwortete,[1] am 10/20. Juli, zuerst mit dem Hinweise auf das gemeinsame Schreiben seines Vorgängers Christian II., des Herzogs Heinrich Julius und des Landgrafen Ludwig von Hessen, vom 10. Juli 1610, an die Union.[2] Daraus folge, daß ein Reichsstand den anderen mit Kriegsvolk nicht bedrängen solle. Nun aber möge man den bisherigen Zustand ansehen. Er wolle als Kurfürst sich nicht nachsagen lassen, daß er das geduldet. — Dann wendet er sich gegen die Ansicht der katholischen Kurfürsten, welche die Bewaffnung auf Grund des Leipziger Schlusses für ungültig erklären, während diejenige der Liga zu Rechte bestehe, weil sie mit Wissen und Zustimmung des Kaisers errichtet, einzig und allein die Erhaltung der kaiserlichen Hoheit und die Vertheidigung des Reiches bezwecke. Johann Georg ließ das nicht gelten. Man habe, sagte er, in Leipzig nicht einen neuen Bund errichtet, sondern nur an den alten Reichssatzungen festgehalten. Auch würden die katholischen Kurfürsten befinden, daß die vorigen römischen Kaiser, Rudolf wie Matthias, eben so wohl die Liga wie die Union für ein gefährliches, schädliches Wesen gehalten haben. Er führte den Wortlaut der betreffenden Schreiben von 1613 und 1617 an. — Diese Thatsachen waren unzweifelhaft. Dagegen hatte Ferdinand II. die Liga nicht bloß anerkannt, sondern auch um Hülfe gebeten, weil er in seiner Bedrängnis vor den Rebellen daheim und der Union im Reiche sich ohne sie nicht retten konnte. Daraus zog Johann Georg den Schluß: „In summa: was einem Theile vergönnt

---

[1] Kriegsacten F. 93. [2] Vgl. Band I, 96.

und nachgelassen, das kann dem anderen, stante justitiae et veritatis aequilibrio, nicht verweigert werden." Diesem Trugschlusse fügt Johann Georg die Behauptung hinzu: „daß die zu Leipzig beschlossene, in allen göttlichen, natürlichen und geschriebenen Rechten zu- und nachgelassene Defensions-Verfassung zur Schmälerung und Verringerung der Hoheit Ihrer K. M. gemeint sein solle — die offenherzig geschehenen betheuerlichen Contestationen weisen ein Anderes aus."

In der ganzen sehr langen Schrift wird der Schwedenkönig nicht erwähnt. Nur heißt es gegen Ende: „Es gewinnt das Ansehen, als ob die Soldatesca alle Gesetze zerstören, an keins nicht mehr verbunden sein, und also der Kurfürsten, Fürsten und Stände Libertät in eine Servitut verwandeln wolle. Es ist dabei höchlich zu befahren: es werden die auswärtigen Potentaten endlich selber bei solchem jämmerlichen Zustande, und weil doch ihnen selber nicht wenig daran gelegen, daß die deutsche Freiheit nicht gar unterdrückt werde, nicht still sitzen können, sondern die Sache und ihre Gelegenheit wahrnehmen."

Indem aus den Trugschlüssen und der Begriffsverwirrung in dieser Schrift des Kurfürsten Johann Georg eine feindselige Absicht doch nicht hervorblickte, mochte es den Kurfürsten von Mainz und Bayern nicht klar werden, welche Gefahr für den Kaiser, für sie selber und für das Reich darin lag, daß eine bewaffnete Macht bestand, über die man von heute auf morgen nicht wußte, wohin sie sich endlich entscheiden werde. Dazu auch war ihnen der Gedanke zuwider, daß ihre Waffen mit den kaiserlichen gegen einen Mitkurfürsten gewendet werden könnten. Der Kaiser hatte über die wiederholten Mahnungen seines und ihres Feldherrn Tilly ihr Gutachten verlangt. Ein solches erfolgte nicht.

Auf den Kaiser und seine Räthe dagegen übte die Mahnung Tillys vom 7. Juli (oben S. 237) eine stärkere Wirkung als diejenigen zuvor. Dazu kam eine ähnliche Meldung[1] Tieffenbachs aus Glogau, vom 11. Juli. Er warnte. „Der Kurfürst," meldete er, „wirbt fort und verstattet dem Schweden die Werbungen in seinem Lande, ja er läßt ihm die Überzähligen zuweisen. Er läßt sich verlauten: wenn er nur einmal in Waffen, so solle alsdann das Werk zu erkennen geben, was es gewagt sei, zwischen ihm und Anderen in öffentlichen Mandaten und Monitorien keinen Unterschied zu machen. An dem Vorstreiche ist alles gelegen." — Ob der Kurfürst selber solche Worte gebraucht, die eine bestimmte Absicht

[1] Kriegsacten F. 93.

ankündigten, möchte doch im Verhältnisse zu seinen anderen Äußerungen in Zweifel zu ziehen sein. Die Umgebung pflegt es in solchen Fällen mit Worten weniger genau zu nehmen. Nach dem Verhalten Johann Georgs selber darf mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß er für Wochen lang noch nicht wußte, was er wollte. Dagegen waren sein Oberhofprediger Hoe von Hoenegg und sein FM. Arnim sich über ihr Ziel völlig klar.

In Betreff des Verhaltens der Umgebung des Kurfürsten oder vielleicht nur der bewaffneten Macht muß hier ein besonderer Umstand namhaft gemacht werden. „Wir müssen uns verwundern," sagt ein neuerer Forscher,[1] „über die Fülle von Originalbriefen Tillys und seiner höheren Officiere, die, namentlich aus den Monaten Juli und August 1631, im Dresdener Hauptstaats-Archive geborgen liegen, während sie da, wo wir sie von Rechts wegen zu suchen hätten, fehlen. Darunter sind oft gerade die wichtigsten Sendungen des Generals an den Kaiserhof oder nach Süddeutschland und umgekehrt. Tilly selbst ahnte die riesenhafte Ausdehnung dieser Unterschlagungen nicht; aber seine Klagen, daß, zumal Rauben, Plündern, Morden in den kursächsischen Landen dermaßen gemein, daß fast kein Mensch, besonders in kaiserlichen Diensten, ohne höchste Lebensgefahr daselbst reisen darf, hatte er noch Mitte August mit Anführung eines besonders gravierenden Falles wiederholt." Dieser Fall bestand darin, daß man ihm einen Courier mit Briefen an den Grafen Fürstenberg auf offener Heerstraße in dem Lande eines Fürsten, der neutral sein wollte, niedergeworfen und die Briefschaften genommen hatte.

Tilly berichtet indessen noch einen anderen Fall.[2] „Vor etlichen Wochen," schreibt er am 14. August, „habe ich J. Kf. Dt. durch erneuerte Schreiben zur Niederlegung der Waffen beweglich erinnert und unter anderen das Motiv angeführt, daß die anderen protestierenden Stände sich mehrentheils auf J. Kf. Dt. beriefen, auch ausdrücklich vernehmen ließen, daß, was J. Kf. Dt. als der vornehmste Director des ganzen Wesens thue und lasse, auch sie ihres Ortes ebenmäßig für genehm halten wollen, wie dies mit unterschiedlichen Briefen bevorab auch des Landgrafen Wilhelm von Hessen, die ich im Original vorzulegen

[1] Wittich, Magdeburg usw. 738.

[2] Im Schreiben vom 14. August. Dies befindet sich aber, nach Wittich 738 n. 2, in Dresden. Es muß also ein Duplicat nach Wien gelangt sein. Das Schreiben, von welchem Tilly hier redet, ist der Zeit nach wahrscheinlich eben dasselbe, welches H. Wittich a. a. O. als vom 31. Juli in Dresden befindlich angibt.

erbötig, dargethan werden könne. Daraus könnte J. Kf. Durchlaucht höchstvernünftig abnehmen, wie es fast das Ansehen gewinnen wollte, daß die anderen durch den Leipziger Schluß vereinigten Stände die Ursache und die Schuld der nicht erfolgenden Parition und des daher zu besorgenden Unheils per obliquum Ihrer Kf. Durchlaucht imputieren können. Ich bäte daher unterthänigst, J. Kf. Dt. wollten dies wohl beherzigen und gedenken, welche schwere Last und Verantwortung bei dieser Gestaltung der Sachen Sie Sich und den Ihrigen unfehlbarlich aufbürden würden. Sintemal aber der damals von mir nach Dresden abgefertigte Trompeter nicht wieder zurückkommen, auch bei Ihrer Kf. Dt., wie Sie vorlängst angedeutet, niemals angelangt: so ist auf solches mein Schreiben keine Antwort erfolgt, und muß ich dafür halten und besorgen, daß der bemeldete Trompeter unterwegs aufgefangen oder erschlagen worden ist."

Von wem immer dies geschehen sein mochte, die That war ein Bruch des Völkerrechtes. Der Gesinnung des Kaisers entsprach die Absicht, die Tilly bei der Entsendung gehabt, so sehr, daß er ihm ein besonderes Dankschreiben[1] dafür zukommen ließ, lautend: „Wie wir nun hieraus Deine bei diesem hochangelegenen allgemeinen Wesen tragende sonderbare Sorgfalt, Fleiß und Wachsamkeit zu verspüren, auch dasjenige, so Du hierunter verordnet und gethan, bei Dir ganz wohl und rühmlich geschehen: Als gereicht uns Solches zu sonderem angenehmen danknehmigen Gefallen." — Bei diesem Stande der Dinge haben wir auf die Wirkung jenes Tilly'schen Schreibens vom 7. Juli in Wien zurückzukommen.

Das Schreiben Tillys vom 7. Juli lag am 23. den kaiserlichen Ministern zur Berathung vor.[2] Da die Gutachten von Mainz und Bayern noch nicht eingekommen, so überwog die Meinung, es nochmals bei dem früheren Bescheide vom 10. Juli bewenden zu lassen, bis der Kaiser nach den zu erwartenden Gutachten von Mainz und Bayern sich mit mehr Grund resolvieren könne. „Herr Graf Tilly," sagen weiter die Räthe, „hat vernünftig angezogen, daß diesfalls keine Zeit zu versäumen, und daß, wenn Tractaten vorgehen sollten, dieselben dort, wo die Armada vorhanden, desto baß vorgenommen werden könnten." Die Räthe vergaßen dabei, daß Tilly nicht erst am 7. Juli auf Eile gedrungen, sondern vom 27. Mai an unablässig wiederholt hatte, daß

[1] Kriegsacten F. 93. Neustadt, 27. August. [2] Kriegsacten F. 93.

summum periculum in mora. Sie meinten ferner, daß durch die gutwillige Erklärung des Herzogs von Württemberg die Gefahr nachgelassen habe, und daß um so eher die anderen protestantischen Fürsten dem Beispiele Johann Georgs folgen würden. Sie schlugen eine abermalige kaiserliche Abmahnung an diesen Kurfürsten vor. Die Gefahr einer Vereinigung desselben mit dem Schweden, auf welche dieser seit Monaten mit allen Mitteln hinarbeitete, kommt in den Berathungen der kaiserlichen Minister nicht zum Ausdrucke. — Aus Tillys Hauptquartiere vernehmen wir damals, vom 30. Juli, die Worte Walmerodes [1]: „Am kaiserlichen Hofe thut man auf den Kurfürsten wie auf einen festen Stein bauen".

Der Kaiser ging jedoch einen starken Schritt weiter als seine Minister: er entschloß sich zu der von Tilly verlangten Vollmacht. Im Eingange des Schreibens [2] beklagt er sich über das Ausbleiben der Gutachten von Mainz und München, „welchen Aufschub bei den starken Vorbereitungen des anderen Theils wir für hochgefährlich halten." Dann heißt es weiter: „Damit denn inzwischen keine Zeit verloren werde, hielten wir nicht für undienlich, daß Du selbst, als welchem die Umstände der gegenwärtigen Läufte am besten bekannt, diese Handlung und Disposition des Kurfürsten von Sachsen übernehmest, als wir dann dazu, weil es diesfalls anderer Instructionen nicht bedarf als daß dem Kurfürsten zugesprochen werde, sich unseren ausgegangenen Mandaten zu bequemen und sein geworbenes Volk uns zu überlassen, Dir hiermit unseren kaiserlichen Gewalt auf Dich überschicken. Was für Argumente etwa hier beizufügen, und welchergestalt der Prätext der Leipziger Kriegsverfassung als den Reichsconstitutionen und vornehmlich der Excutionsordnung nicht gemäß, abzulehnen sei, hast Du aus den beiliegenden zuerst direct für den Kurfürsten bestimmten Abmahnung zu entnehmen."

In Antwort darauf, daß Tilly die Absendung von Commissarien verlangt hatte, fährt das Schreiben fort: „Wir achten gar nicht der Nothdurft zu sein, einen von unseren Geheimräthen Dir beizuordnen, damit es bei den Reichsständen nicht das Ansehen gewinne, als gedächten wir aus unseren kaiserlichen Mandaten auszusetzen, oder Sr. Lbd. conditiones proponieren zu lassen, sondern wollen Dir hiermit völligen Gewalt und Befehl ertheilt haben, daß im Falle etwa des bemeldeten Kurfürsten zu Sachsen Lbd. sich nicht alsobald auf solche Deine in

[1] Wittich, Magdeburg usw. 724 n. 1. Aus dem Dresdener Archive.

[2] Kriegsacten F. 93.

unserem Namen geschehende Requisition, mit Deponierung der Waffen und Entlassung des Kriegsvolkes, auch Abweisung derjenigen Praktikanten, die wider uns und das H. R. Reich bei Deroselben allerhand gefährliche und weitaus sehende machinationes anspinnen, gebührlich bequemen, sondern einigen abschlägigen oder auch nur verzügigen Bescheid Dir sollten folgen lassen, alsdann keineswegs länger zuwarten, sondern bedacht sein sollest, ohne weitere Bescheidseinholung dasjenige vorzunehmen, was zu unserem und des H. R. Reiches gemeinen Diensten Du selbst, Deiner beiwohnenden Discretion nach, für gut ansehen und ermessen würdest, wie dann auch desfalls mit dem Landgrafen Wilhelm und anderen Protestierenden, die sich unseren Mandaten nicht würden bequemen wollen, keineswegs zu dissimulieren. Zu diesem Zwecke wird es sehr rathsam und dienlich sein, daß Du Dich mit einem Theile des Volkes oder der ganzen Armada an die Elbe und des Kurfürsten Lande etwas näher logierst, damit das Volk dem Könige von Schweden desto näher, auch beiden Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg der Zulauf von der Soldatesca desto baß verhindert werde, und wenn es die ratio belli, wie gemeldet, erfordert, daß man in die kurfürstlichen Länder einen Einfall vornehme, damit man alsdann desto eher und näher zum Ziele gelangen möge."

Der kaiserliche Courier mit diesem Schreiben erreichte Tilly am 14. August in Tangermünde. Endlich also lag die Vollmacht vor, die Tilly zum ersten Male am 27. Mai und dann wiederholt so dringlich verlangt hatte. Seitdem waren durch die Fortschritte des Schweden und die Einwirkung seines Werkzeuges Arnim auf Johann Georg die Aussichten auf eine Willigkeit des letzteren ungleich weniger günstig geworden. Indessen die Vollmacht war da. Auf den Empfang derselben gab Tilly sofort nach Wien die Antwort, daß da der Feind in der Nähe, er sich von den Truppen nicht entfernen dürfe, sondern die Verhandlung durch Subdelegierte führen lassen werde. Bereits befinde sich ein Trompeter auf dem Wege nach Dresden um Pässe für dieselben. Zugleich lud er den Statthalter von Halberstadt, Dompropst Reinhard von Metternich, der von Wien aus ihm vorgeschlagen war, zur Besprechung nach Wolmirstädt. Dahin brach er selber, wie bereits berichtet, von Tangermünde aus auf, um für die hungernden Truppen die Lebensmittel aus den Magazinen von Magdeburg zu entnehmen.

[1] Kriegsacten F. 93.

Wie Johann Georg innerlich im Juli und Anfang August stand, ergibt sich aus dem Notat über eine Unterredung mit Arnim vom 23. Juli/2. August.[1] „Die kriegenden Parteien," heißt es da, „liegen nicht weit aus einander, ja so nahe daß J. Kf. Dt. eine Resolution nehmen müßten. Wenn nun J. Kf. Dt. in starker Verfassung, könnten Sie sich interponieren und sagen, was man thun solle. Nächst diesem hielten sie den nach Frankfurt ausgeschriebenen Tag für eine Komödie und lauter Spiegelfechterei. Sollte der General Tilly obsiegen, hätte man evangelischen Theils doch nichts Anderes zu erwarten als Vertilgung der Religion. Gewönne aber der König in Schweden, würde es desto weniger an Mitteln ermangeln, sich bei den Stiftern und dem darin hergebrachten Exercitio der A. C. zu erhalten."

Bei allem Schwanken des Kursachsen ergibt sich doch aus diesen Worten, daß die Einwirkung Arnims auf ihn nicht fruchtlos geblieben war. Er denkt noch an eine Interposition, eine solche jedoch, durch welche er selber den Ausschlag geben würde. Im Winter zuvor hatte er dem Kaiser als den Grund für die Berufung der protestantischen Reichsstände nach Leipzig angegeben den Zweck einer Besprechung für den Compositionstag. Aus der Besprechung war eine Bewaffnung geworden, und der Compositionstag erschien nun dem Kurfürsten als Komödie. Die Unaufrichtigkeit bei ihm ist also in raschem Zunehmen. Er weiß aus der Erfahrung langer Jahre, daß Tilly wie der Kaiser selber am Buchstaben des Augsburger Religionsfriedens festhalten. Dennoch redet er hier, als ob ein Sieg Tillys über den Schweden das sächsische Territorial-Kirchenthum bedrohen würde. Im Falle des Sieges des Schweden dagegen sind für Johann Georg die Stifter besser gesichert. Bereits hatte ja Gustav Adolf ihm Aussicht auf Magdeburg gemacht. Wir sehen also den Kurfürsten innerlich bereits im Übergange zu dem Schweden.

Zunächst scheint dem Kurfürsten noch jener Gedanke einer Interposition, durch welche er den Ausschlag geben würde, als zweckmäßig vorgeschwebt zu haben. Gleichzeitig mit der Vollmacht des Kaisers gelangte an Tilly ein Schreiben[2] des Kurfürsten Johann Georg, vom 2/12. August. Darin heißt es: „Was die Interposition bei der Königlichen Würde in Schweden betrifft, erachten wir hochnöthig, daß die

[1] Opitz 69.

[2] Kriegsacten F. 93. Ich halte es für zweckmäßig hier daran zu erinnern, daß die einfache Angabe des Datums immer nach dem neuen Stile geschieht.

Sache nicht möge verlängert werden, indem in allen menschlichen actiones leicht ein insperatum accidens sich begeben, zumal aber in Kriegssachen, allwo oft in weniger Zeit die momenta rerum verändert werden, sich etwas zutragen kann, was hernach alles schwer zu machen pflegt. Weil aber von der R. K. M. unserem agdst. Herrn Euch noch zur Zeit auf Euere unterschiedliche Schreiben keine Erklärung zugekommen: so will uns daher in alle Wege gebühren, auch Deroselben und sodann Eures ferneren Zuschreibens, wie wir es zu machen, zu erwarten."

Welchen Erfolg immer sich der Kurfürst von seinem erneuerten Antrage der Interposition versprechen konnte: sein Schreiben erleichterte für Tilly jedenfalls die Anknüpfung der Unterhandlungen. Johann Georg ertheilte sofort die gewünschten Pässe.

Bevor es jedoch dazu kam, that Johann Georg weitere Schritte im Sinne Arnims oder ließ sie durch diesen geschehen.[1] In der Furcht vor dem Anmarsche Fürstenbergs entsandten, um die Mitte August, Johann Georg und Arnim von Leipzig aus den Rittmeister Vitzthum an den Schwedenkönig in Werben, mit dem Auftrage ihm vorzustellen, „daß,[2] wenn er sich stark genug fühle, Tilly zurückzuhalten, der Kurfürst nach aller Möglichkeit verhindern wolle, daß Fürstenberg zu Tilly stoße." — Die Worte enthalten in sich nicht mehr bloß, wie die Schritte bisher, die Renitenz gegen den Kaiser, sondern auch den moralischen Bruch der Neutralität.

Gustav Adolf erfaßte die Gelegenheit mit dem ihm eigenen Geschicke. Er ließ durch Vitzthum eine Reihe von Vorschlägen melden, namentlich den Wunsch einer persönlichen Unterredung mit Arnim. Dann fügte er ein besonderes Erbieten hinzu.[3] „Wolle der Kurfürst das Werk allein auf sich nehmen, so sei er, der König, erbötig, ihm seine Armee zu übergeben und sich wieder nach Schweden zu retirieren." Ein Erbieten solcher Art war ein dem Schweden geläufiger Zug, in diesem Falle jedoch besonders schlau ausgedacht, nicht bloß wegen der Schmeichelei, welche die Worte für Johann Georg enthielten, als sei er der Mann, dem der König seine Armee anvertrauen könne, sondern namentlich durch die Unterstellung, als sei die Sache des fremden Königs und diejenige eines Kurfürsten des Reiches, der doch noch wenigstens nicht offen sich vom Ober-

[1] Wittich, Magdeburg usw. 740. Leider jedoch ist dort nicht der Wortlaut der Instruction Vitzthums gegeben.

[2] So Wittich, a. a. O. [3] A. a. O. 742 n. 1. Aus der Relation Vitzthums.

haupte desselben losgesagt, eine und dieselbe. Der Kurfürst hatte den Finger geboten, der Schwede bemühte sich daran die Hand an sich zu ziehen. — Daß Johann Georg die Arglist des Schweden durchschaut habe, ist nach seinem Verhalten kaum anzunehmen.

In der Wirklichkeit stellte aber dann doch Johann Georg dem herannahenden Fürstenberg nicht ein Hindernis entgegen. Von kaiserlicher Seite dagegen hütete man sich vor jeder Feindseligkeit. Am 17. August richtete Fürstenberg von Ilmenau aus ein Dankschreiben[1] an den Kurfürsten, daß seine Armee in der Grafschaft Henneberg Proviant erhalten habe. „Ich will verhoffen," fügt er hinzu, „ich werde darin eine so gute Ordnung gehalten haben, daß man nicht Ursache hat, einige Klage wider mich zu erheben." Zugleich erklärt er Befehl zu haben, sich mit Tilly zu vereinigen.

Demnach wußte Johann Georg, daß Fürstenberg von südwärts her, Tilly von nordwärts her marschierten, um sich zu vereinigen. Er wußte ferner, daß die Delegierten Tillys, für welche er Päſſe gegeben, auf dem Wege zu ihm seien. Dazu theilte Arnim ihm mit,[2] aus dritter Hand vernommen zu haben, daß im Falle der Nichtunterwerfung Tilly ihm sofort ins Land rücken werde, auch in Wien nunmehr gänzlich beschlossen sei,[3] „daß der Kurfürst alle geistlichen Güter sonder einiges Entgelt umgehend restituieren solle." — Damit konnten nur die Stifter Meißen, Naumburg, Merseburg gemeint sein, die allerdings das Kurhaus wider den Wortlaut des Religionsfriedens von Augsburg besaß. Davon aber war bei den betreffenden Verhandlungen in Wien, vom 23. Juli, mit keinem Worte die Rede gewesen. Die Behauptung war eine Lüge Arnims, der dem Schweden bei Johann Georg in ähnlicher Weise diente, wie zuvor Stallman und Falkenberg bei der Ochlokratie in Magdeburg.

Diese Lüge Arnims schlug bei Johann Georg durch. Bevor noch die Delegierten Tillys in Leipzig eingetroffen waren, entsandte[4] er von da aus, am 28. August, den R. Vitzthum abermals an den Schwedenkönig, der unterdessen von Werben nach Alt-Brandenburg vorgerückt

[1] Kriegsacten F. 93.

[2] So berichtet Wittich, Magdeburg 743, auch hier leider nicht im Wortlaute. Das gilt noch mehr von Irmer, Arnim 138 u. f., bei welchem das archivalische Material und die Meinung des Verfassers nicht zu scheiden sind.

[3] A. a. O. 743. [4] A. a. O. 744.

war. Dort traf ihn Vitzthum am 30. August. Er legte dar, daß der Kurfürst der zu erwartenden Forderung Tillys nicht Folge leisten werde, aber auch gegen dessen Angriff sich nicht stark genug fühle, und daher den König zur Hülfe rufe. — Noch am selben Tage, dem 30. August, brach[1] Gustav Adolf mit 5000 Reitern von Alt=Brandenburg nach Wittenberg auf. Er beließ Banier mit der Infanterie noch in Brandenburg, schickte jedoch schon am nächsten Tage für ihn und den Obersten Teuffel den Befehl zu ihm zu stoßen. Am selben Tage rief[2] Gustav Adolf von Görzke aus den FM. Horn von Schlesien her an die Havel, und meldete[3] an Ako Tott in Mecklenburg seine Befehle für den Fall eines Unglückes in der zu erwartenden Schlacht.

Von Wolmirstädt aus hatte Tilly am 24. August seine Subdelegierten Metternich und den Obersten Schönberg an Johann Georg entsendet. Er selbst mit dem Heere folgte nach, auf Eisleben zu, dem Orte der Vereinigung mit Fürstenberg. Am Abende des 29. traten die Gesandten, unkundig dessen, was in den letzten Tagen zwischen dem Kurfürsten und dem Schwedenkönige sich begeben, in Merseburg vor den Kurfürsten. Sie entwickelten mündlich und überreichten schriftlich ihren Auftrag gegen den Leipziger Schluß und dessen Folgen.[4]

„Der Augenschein beweist," sagten sie, „daß die Werbungen und Rüstungen protestantischer Reichsstände nicht das Mittel sind den Frieden zu erlangen, noch den Kriegesdruck zu erleichtern, sondern vielmehr zu gänzlichem Verderben des armen Mannes zu erschweren. Die Leipziger Stände haben nicht das Recht, die Reichsabschiede, die wider ausländische Potentaten oder Friedensbrecher daheim errichtet sind, für ihre Rüstungen anzuführen. Denn es ist in diesem Falle kein anderes Kriegsvolk vorhanden als das kaiserliche gegen den Schweden. Es ist dem Kaiser schmerzlich und hochbefremdlich, daß man seinen und der Liga Truppen die Contributionen rund absagt, die Quartiere aufbietet, ihre Diener ermordet, und nicht anders verfährt, als wären sie öffentliche Feinde. Und doch bezweckt ja das ganze Kriegswesen des Kaisers allein die Erhaltung des H. R. Reiches, und es kann ihm mit Fug nicht beigemessen werden, daß er irgend einen Stand wider Recht und Billigkeit mehr als sich selbst belastet habe."

„Die Stände nennen ferner ihre Bewaffnung eine Vertheidigung

[1] Arkiv II, 302. Bericht Baniers [2] Arkiv I, 489. [3] A. a. O. 488.
[4] Londorp IV, 199. Ich suche den Inhalt gedrängt wieder zu geben.

der Augsburger-Confessions-Verwandten. Aber sie können Niemanden anziehen, von welchem sie turbiert oder im wenigsten gegen Recht und den Religionsfrieden betrübt worden. Dagegen sind in das Leipziger Bündnis auch Reichsstände zugelassen, welche bisher von denen der Augsburgischen Confession des Religionsfriedens nicht für fähig gehalten sind. Damit wird den Secten Thür und Thor geöffnet."

„Die Leipziger Stände behaupten weiter, daß es ihnen niemals zu Herzen und Sinne gestiegen, wider J. K. M. sich in Kriegsverfassung zu setzen. Allein sie nennen keinen Feind, gegen den sie in Waffen stehen. Indem sie nicht für den Kaiser sind, kommt ihre Rüstung dem Schweden zu gute, befördert die Absichten dieses Reichsfeindes, und ist darum wider den Kaiser."

„Die Leipziger Stände haben nicht das Recht, sich für ihre Bewaffnung auf die Kreisordnung von 1555 zu berufen. Der Kurfürst von Sachsen hat sie nach Leipzig geladen unter dem Titel, sich für die Unterhandlung mit dem katholischen Theile auf dem Frankfurter Tage vorher gütlich zu bereden. Was weiter dort ohne Consens des Kaisers verhandelt worden, das ist den Grundgesetzen des Reiches zuwider. Es ist nicht gestattet, auf Kreistagen kaiserliche Edicte in Zweifel zu ziehen, oder die Frage aufzuwerfen, wie weit man mit bewaffneter Hand dem Oberhaupte entgegen treten möge. Weder entspricht das Verfahren in Leipzig den Gesetzen des Landfriedens, noch der Schluß den Constitutionen des Reiches."

Nach der Darlegung im Allgemeinen wandten sich die Delegierten an den Kurfürsten besonders. Sie bitten ihn zu erwägen, welche schwere Verantwortung er auf sich lade, wenn durch sein Festhalten am Leipziger Schlusse ein Riß und Bruch unter den gesammten Kurfürsten und Ständen entstehen und die schöne Zusammenfügung des Reiches zertrümmert werde. Namentlich der Kurfürst habe den wenigsten Anlaß, weil dessen Land und Leute mehr als diejenigen eines anderen Reichsstandes verschont geblieben seien. Der Kaiser hofft, der Kurfürst werde nicht sich in verzweifelte Entschlüsse stürzen. Der Kaiser, schließen die Delegierten, lasse „das freundlich-gnädige Begehren und Ermahnen aussprechen, Ihre Kf. D. wolle solches alles der hohen Wichtigkeit und Importanz der Sache nach reiflich beherzigen, und nicht allein für sich selbst von den Werbungen abstehen, und sein Kriegsvolk dem Kaiser überlassen, sondern auch vermöge seiner Autorität die mitverwandten Kurfürsten und Stände zu Gleichem ermahnen."

Die Resolution des Kurfürsten erfolgte am nächsten Tage, dem 31. August.[1] Im Eingange derselben ließ er sagen: er vermerke gnädigst, daß der Graf von Tilly sich mit diesem Anbringen beladen, weil ihm bekannt, daß Se. Exc. in seinen Tractaten mit rühmlicher deutscher Aufrichtigkeit zu procedieren pflege. Der Kurfürst lasse durch die Subdelegierten dem General seinen gnädigen Gruß vermelden. In der Hauptsache jedoch erklärte der Kurfürst es für undienlich, sich über den Leipziger Schluß in eine weitläufige Disputation mit dem Kaiser einzulassen. Er verweise auf seine frühere Rechtfertigungsschrift. Er legte zugleich das Schreiben bei, in welchem er kurz zuvor dem Kurfürsten von Mainz dargethan zu haben meinte, daß er mit gleichem Rechte wie die Liga das jus armorum im Reiche beanspruchen dürfe. Darauf habe auch der Mainzer Kurfürst freundlich geantwortet. Er, Johann Georg, sei nun Willens eine Deputation nach Wien zu senden, und ersuche den Grafen Tilly gnädigst, sein Land mit Kriegsdrangsalen nicht zu beschweren.

Wie durch diese Antwort der Kurfürst der Sache überhaupt ausgewichen war, so namentlich den klar und bestimmt gefaßten Worten der Delegierten: „Es können die Augsburgischen-Confessions-Verwandten Niemanden anziehen, von welchem sie turbiert oder im wenigsten gegen Recht und Religionsfrieden betrübet worden.“

Dagegen war es von Seiten Johann Georgs schlau ausgedacht, die Liga mit in die Verhandlung ziehen zu wollen. Denn es konnte ihm nicht unbekannt sein, daß weder Anselm Casimir in Mainz, noch Maximilian in München einem militärischen Drucke auf ihn zustimmen würden. Sie hatten, wie bereits erwähnt, auf die wiederholten Anfragen des Kaisers um ein Gutachten über Tillys Ersuchen, vom 27. Mai an, keine Antwort gegeben. Sie hatten dagegen wiederholt an Tilly geschrieben[2]: er solle nicht mit den Waffen gegen Johann Georg vorgehen, wenn nicht dieser selber zuerst feindlich handele.

Tilly wußte also um die Gesinnung der Häupter der Liga genau genug Bescheid. Aber er war zugleich der General des Oberhauptes des Reiches. Er hatte dessen Vollmacht in seinen Händen. Freilich hatte er sie drei volle Monate später erhalten, als er sie, mit dem Hinweise auf die höchste Gefahr im Verzuge, zuerst verlangt hatte. Aber

[1] Londorp IV, 202.

[2] Adlzreitter 236. Dies ausführliche Schreiben vom 13. Cal. Octobres nicht, wie dort steht, Septembres, faßt alles zusammen.

sie war nun da, und ihr gemäß mußte er handeln. Dazu trat ein anderer mächtiger Factor. Er konnte das Land Johann Georgs nicht mehr unberührt lassen, weil er des Brotes bedurfte für seine Soldaten.

Und hier bietet sich nochmals der Anlaß den gar oft allzu wenig berücksichtigten Kern der Verwickelung ins Auge zu fassen. Die Thatsachen, die Wechselschriften, die Gutachten haben genugsam dargethan, daß es um einen Religionsdruck von Seiten des Kaisers oder der Liga sich nicht handelte. Der Kern der Sache war vielmehr das jus armorum. Nach den Reichsconstitutionen war es nicht streitig, daß dies Recht principiell nur dem Kaiser zustehe. Aber die maßlose, rechtsverachtende Ausbeutung des kaiserlichen jus armorum für die Zwecke der Habgier und der Herrschsucht Wallensteins hatte in den Reichsfürsten die Reaction hervorgerufen, den Wunsch sich dagegen wehren zu können. Die Entlassung Wallensteins und zugleich der Einbruch des Schweden boten die Aussicht auf die Verwirklichung. Der Kurfürst Johann Georg — denn auf ihn allein ja kommt es an — warb und waffnete, nicht ursprünglich gegen den Kaiser, sondern im Sinne einer bewaffneten Neutralität. Er ließ sich gegen die entschiedene Misbilligung des Kaisers weiter auf diesem Wege verleiten, durch die Vorspiegelung und den Trugschluß, daß ihm dasselbe Recht zustehe wie den Häuptern der Liga, die doch mit Zustimmung des Kaisers das jus armorum ausübten. Und wiederum diente dieser Gegensatz dem Vorwande der Religion.

Indem aber weniger diese, als hauptsächlich die Ausbeutung des kaiserlichen jus armorum durch Wallenstein die innere Verwickelung im Reiche hervorgerufen, ist es von Interesse zu vernehmen, wie Wallenstein selber die Sache ansah, wie also er, wenn die Macht in seinen Händen, dagegen aufgetreten sein würde. Er ließ sich damals, kurz vor der Schlacht von Breitenfeld, in Prag verlauten[1]: „Er trüge Sorge, es würde bei jetzigem procedere auf Ihrer K. M. Seite schlecht ablaufen. Er hätte allezeit gerathen: wie dieser Krieg mit Unordnung angefangen, also, wenn J. K. M. zu dem intent gelangen, ihr Regiment stabiliieren, die gefallene Reputation restaurieren und die Reichsstände zu schuldigem Gehorsame bringen wollte, müßte man ihn auch continuieren. Denn was nütze es, daß man so viele Zusammenkünfte anstellen, die Contributionen der Reichsmatrikel anpassen und andere alte Ordnungen ob-

---

[1] Lebzelters Bericht bei Helbig, Gustav Adolf usw. 53.

servieren wolle? Jetzt hätte J. K. M. nun einmal die Mittel nicht, den Krieg aus ihren Erblanden und auf der Reichsstände Contribution und Zulagen zu führen; denn es wäre alles hinweg und an keinem Orte in der Güte etwas zu erhalten. Derohalben man in der angefangenen Unordnung fortfahren, die Contribution mit Gewalt herauspressen und die Reichsstände dadurch vollends enervieren müsse: alsdann wären sie besser im Gehorsame zu erhalten."

Nach diesem Systeme hatte ja allerdings Wallenstein von Anfang an gehandelt. Aber nicht mit Unrecht ist darüber gesagt worden, daß dieses System sich um Reich und Recht nicht kümmerte. Eben darum trug dies System, wie es Wallenstein befolgt und ausgeführt hatte, einen erheblichen Theil der Mitschuld an dem Wirrwarr des Reiches zu Gunsten des fremden Eroberers. Am wenigsten handelte Tilly nach einem solchen Systeme.

Nach dem Empfange der Antwort des Kurfürsten wartete Tilly die Rückkehr seiner Gesandten nicht ab. Er rückte nach Eisleben und zog dort das Heer Fürstenbergs an sich. Die vereinigte Macht betrug nicht viel unter 40,000 Mann. Sie marschierten auf Halle. Der Kurfürst dagegen zog nach Torgau. Von Halle aus, am 2. September, verlangte Tilly, unter dem Drucke der unumgänglichen „Nothdurft" seiner Truppen, von der kursächsischen Stadt Merseburg eine Lieferung von Brot und Bier.[1] Er sah dies so wenig als eine Feindseligkeit an, daß er am nächsten Tage, dem 3. September, noch einmal eine wohlwollende Mahnung und Warnung an den Kurfürsten erließ. Zugleich meldete er den bisherigen Verlauf dem Kaiser.[2] Bleibe der Kurfürst hartnäckig, schrieb er, so erfordere nicht allein der kaiserliche Respect, sondern auch der gegenwärtige Stand im Reiche dasjenige ins Werk zu setzen, was die kaiserliche Vollmacht mit sich bringe. „Denn eine so starke Armada, wie jetzt Kursachsen beisammen hat, hinter dem Rücken zu lassen und gegen den König von Schweden vorzugehen, wird bei so beschaffenen Dingen nicht allein gefährlich und gar schwer fallen, sondern ich habe auch die geringsten Mittel nicht, den Unterhalt für die Armada anderer Gestalt ferner beizubringen."

In Halle überbrachte ihm P. Wiltheim[3] von Magdeburg aus den Rath Mansfelds: Tilly möge Torgau besetzen, bevor Gustav Adolf und

[1] Wittich, Magdeburg usw. 749 n. 2, aus dem Münchener Archive.

[2] A. a. O. [3] Wilthemii Itinerarium p. m. 56.

Johann Georg sich vereinigen könnten. Tilly ging mit ihm in eine längere Unterredung ein, in der er fast weinend sich beklagte,[1] daß er den Schweden niemals zum Schlagen habe bringen können. Da sein Beichtvater, P. Moritz, in Halle erkrankt, ersuchte er den P. Wiltheim bei ihm zu bleiben. Dieser erwiederte, daß er nach Magdeburg zurückkehren müsse. Wenn aber P. Moritz nicht genese, so werde er bereit sein zu jeder Stunde. — Er erfuhr dann von dem Herrn von Schönberg, den er in Magdeburg kennen gelernt, daß der moralische Zustand des kaiserlichen Heeres ihm Besorgnis einflöße. Auch in dieser Beziehung hatte ja der scheinbare Sieg von Magdeburg, wie Wiltheim damals vorausgesehen, seine Früchte für den Schweden getragen.

Auf den Rath Mansfelds, die kursächsische Stadt Torgau zu besetzen, ging Tilly nicht ein. Der Schritt wäre der offenbare Krieg gewesen; aber diesen wollte ja Tilly auch da noch vermeiden. Seine Mahnung, vom 3. September, war auf dem Wege zu dem Kurfürsten. Sie redete direct. „Ew. Kf. D.," heißt es darin,[2] „haben erklärt, von der Treue und Devotion für die K. M. nicht aussetzen, sondern als gehorsamster Kurfürst darin verharren zu wollen. Dabei bezieht sich die Antwort Ewr. Kf. Dt. auf eine bereits überreichte Rechtfertigungsschrift. Ungeachtet derselben hat aber der Kaiser den Leipziger Schluß gänzlich verworfen, und mir gemessenen ernstlichen Befehl ertheilt, daß ich, im Falle ein Reichsstand auf meine Warnung und Mahnung sich weigern würde, den kaiserlichen Mandaten vom 14. Mai Folge zu leisten, mit meiner Armada dasjenige vornehmen solle, was zur Erhaltung der kaiserlichen Hoheit und des Reiches Wohlfahrt sich eignen und gebühren werde. Dem nachzukommen bin ich schuldig und willig. Gleichwohl hoffe ich gänzlich, Ew. Kf. D. als ein vornehmer, hochverständiger Kurfürst, welcher zu seinem unsterblichen Namen und Nachruhm von der schuldigen Devotion vor J. K. M. niemals ausgesetzt, werden auch nicht Ursache geben, daß in diesem Falle ein Anderes Ihnen nachgeredet werde."

Tilly weist ferner darauf hin, was alles bei der Sachlage sowohl für den Kurfürsten persönlich und sein Haus, als für das gesammte Reich in seine Hand gegeben sei. „Denn der jetzige Reichs- und Kriegesstand ist also beschaffen, daß, wenn Ew. Kf. D., der obliegenden Pflicht

[1] A. a. O.: Cum mihi Tillius prope lacrymans potestatem confligendi cum hoste sibi ademtam (quereretur).

[2] Londorp IV, 204. Ich dränge zusammen.

und Schuldigkeit nach, Ihrer K. M. sich accommodieren und mit Denselben gegen den Schwedenkönig treulichst concurrieren, alsdann derselbe leichtsam von des Reiches Boden zu bringen, das Reich innerlich zu tranquillieren, der edle Friede unverlängt zu reducieren, und zwischen Haupt und Gliedern beständiglich zu firmieren sei. E contrario aber, wenn Ew. Kf. D. der K. M. nicht assistieren, sondern wie bisher so auch ferner Paß und Repaß, auch Proviant und Nothdurft dem kaiserlichen Kriegsvolke verweigert werden: so ist ebenfalls gar gewis, daß, auch wenn gleich Sie dem Werke stillsitzend zuschauen und das geworbene Kriegsvolk nur zur Vertheidigung innerhalb der eigenen Grenzen gebrauchen wollen — dennoch der Krieg dadurch nothwendig prolongiert, der Feind in seinem Vorhaben fomentiert, die kaiserliche Armada in ihrem Progreß gehindert, und folgerecht das R. Reich in der Gefahr, aus welcher es zur Zeit mit der Assistenz Ewr. Kf. Durchlaucht leicht und wohl zu bringen, noch ferner hülf- und friedlos stecken müsse."

Tilly hält weiter dem Kurfürsten eindringlich vor, daß er durch das Beharren auf dem bisherigen Wege nichts gewinnen, aber viel verlieren könne. Er weist abermals darauf hin, daß der Kurfürst von dem Kaiser in Betreff „der Religion dermaßen stattlich assecuriert, daß Sie Sich irgend welcher Betrübung oder Beeinträchtigung gar nicht zu befahren haben." Tilly hat „die unlängst vorgegangenen, von mir so hoch verbotenen Plünderungen etlicher Dörfer ganz ungern und sehr schmerzlich vernommen, auch durch das ganze Lager nochmals ernstlich bei Leibes- und Lebensstrafe verbieten lassen, sich an dem kursächsischen Lande und Unterthanen zu vergreifen, oder sie zu beleidigen." Er wiederholt nochmals seine Mahnung. „Wenn solches geschieht, ist nicht zu zweifeln, man werde durch göttlichen Beistand den König von Schweden bald aus dem Reiche bringen und, wie zuvor gesagt, verhoffentlich zwischen Haupt und Gliedern den so oft und hoch ersehnten allgemeinen Frieden desto eher befördern." Aber die Sache leidet keinen Verzug und die Armee hat kein Brot: deshalb bittet Tilly um Antwort durch den überbringenden Trompeter.

Der Kurfürst schickte den Trompeter nicht zurück.[1] Dagegen erhielt Tilly die Nachricht, daß der Schwedenkönig mit seiner Reiterei bis Wittenberg gelangt sei. Er erfuhr weiter, daß der Commandant in

[1] Bericht Regenspergers bei Förster II, 120.

Merseburg sich gegen die Brotforderung ablehnend verhielt. Danach glaubte auch er vorgehen zu müssen. Er überschritt am 4. September die Saale und betrat kursächsisches Gebiet. Am 5. September forderte Pappenheim den Commandanten Loß in Merseburg auf zum Accord.[1] Dieser erfolgte. Die kursächsischen Soldaten, einige hundert Mann, wurden entwaffnet und entlassen. Die Truppen Tillys erhielten das verlangte Brot.

Mit der Ansicht Tillys vom 3. September, daß es ihm noch gelingen könne, durch sein wohlmeinendes Schreiben den Kurfürsten zurückzugewinnen, steht ein Wort Gustav Adolfs vom selben Tage nicht in Widerspruch. Er schrieb[2] aus Koswig: „Zu wem der Kurfürst von Sachsen sich neigt, weiß man noch nicht."

Bereits am 4. jedoch scheint Arnim, der, wie er drei Jahre zuvor im Dienste des Kaisers den Religionskrieg verneint hatte, nun zum Dienste des Schweden bei Johann Georg ihn predigte, bei diesem völlig die Oberhand erhalten zu haben. Darauf deutet die Nicht-Zurücksendung des Tilly'schen Trompeters, so wie das Verbot an den Commandanten Loß, das verlangte Brot zu liefern. Am 5. ging Johann Georg weiter. Von Torgau aus entsandte[3] er den FM. Arnim nach Koswig ins Hauptquartier des Schweden, und ließ den Wunsch einer Unterredung in Person aussprechen. Er ließ weiter den König um Eröffnung seiner hochvernünftigen Gedanken ersuchen, wie das hochwichtige Werk am vorsichtigsten anzugreifen sei. Er wies aus freien Stücken seine Ämter Gommern und Belzig dem Schweden zum Unterhalte an.

Die Häupter der Liga erhoben nachher gegen Tilly den Vorwurf[4]: „Wir hätten wünschen mögen, daß gegen Merseburg nicht feindlich vorgegangen wäre" — gleich als hätte dieser Schritt Tillys vom 5. September den Kurfürsten Johann Georg auf die schwedische Seite getrieben. Nach den vorangegebenen Thatsachen ist diese Meinung nicht haltbar: vielmehr erfolgte die Wendung Johann Georgs, als deren erstes Symptom die Nicht-Beantwortung der Mahnung Tillys vom 3., und das Zurück-Behalten seines Trompeters erscheint, am 4. September. Auf die Kunde

[1] Vgl. die archivalischen Nachrichten bei Wittich, Magdeburg usw. 750 n. 1.
[2] Arkiv I, 490.
[3] Vgl. die Nachrichten bei Wittich, Magdeburg usw. 750 n. 1, aus dem Dresdener Archive.
[4] Adlzreitter 236.

von Merseburg erließ[1] Johann Georg von Torgau aus am Abende des 5. ein zorniges Schreiben an Tilly: das sei nicht das rechte Mittel, zwischen den katholischen und protestantischen Ständen ein gutes Vertrauen aufzurichten. Aber auch dieses Schreiben war nicht eine Antwort auf Tillys Mahnung vom 3., und den entscheidenden Schritt hatte Johann Georg bereits vorher am 5. gethan.

Ob oder wann dieses Schreiben Johann Georgs vom Abend des 5. an Tilly gelangt ist, liegt nicht vor. Aber Thatsache ist, daß Tilly noch am 7. September einen Versuch machte, den Kurfürsten durch persönliche Freundlichkeit zu gewinnen.[2] Er erschien mit einem kleinen Gefolge vor dem Thore von Merseburg und ließ den Oberhauptmann Loß um eine Unterredung ersuchen. Es erfolgte eine Einladung in das Schloß. Dort nahm Tilly den Oberhauptmann bei Seite und versicherte ganz beweglich, wie es ihm von Herzen zuwider sei, gegen den Kurfürsten etwas unternehmen zu müssen. Er äußerte den Wunsch, bevor etwas Weiteres erfolge, mit dem Kurfürsten persönlich, vertraulich, aufrichtig und gut deutsch sich zu besprechen. Mit Einem Worte: er ließ durch Loß den Kurfürsten noch um eine persönliche Zusammenkunft bitten, stellte den Ort derselben in des Letzteren Belieben: nur daß sie schleunig stattzufinden habe. — Dann forderte er ein Glas Wein und brachte dem Oberhauptmanne die Gesundheit des Kurfürsten aus, mit der Betheuerung: er wisse bestimmt, daß der Kurfürst, wenn er sich etwas besser werde disponieren lassen, im ganzen Reiche Ruhe und Frieden stiften könne. — Die anwesenden Officiere Tillys tranken die nämliche Gesundheit und bekräftigten den zuletzt angedeuteten Wunsch mit einem Amen. Dann nahm Tilly sehr freundlichen Abschied von Loß, und kehrte nach Halle zurück.

In solcher Weise handelt ein ehrenhafter Mann nicht, wenn er nicht auch noch einen wie immer geringen Glauben an die Möglichkeit des Gelingens sich bewahrt hat. Dem Vertrauen Tillys ward nicht entsprochen. Es scheiterte an dem Wankelmuthe eines Fürsten, den bereits Jahre zuvor der Falkenblick des Schweden von Upsala aus richtig durchschaut, eines Fürsten, der, hin und her getrieben von den wechselnden Einflüssen seiner Umgebung, niemals sich selber klar wurde über das was er wollte und was er nicht wollte. Um der Schwäche Johann

[1] Wittich a. a. O.

[2] A. a. O. 751. Bericht des Oberhauptmannes Loß.

Georgs willen hatten die Mühen Tillys keinen Erfolg. Wir Spätere jedoch, weil und insofern wir nicht den Baal des Erfolges anbeten wollen, haben der Wahrheit und Gerechtigkeit gemäß auch die Intention zu ehren. Wenn den Mühen Tillys um den Frieden des Reiches nur Einmal auch der Erfolg völlig entsprochen hätte, so würde die Mitwelt und die Nachwelt sein Gedächtnis ehren als des Wohlthäters für das Reich und die Nation.

Von Halle aus schrieb[1] Tilly am 8. abermals an den Kurfürsten Johann Georg, in Betreff vorgefallener Excesse. Er meldete: „Innerhalb weniger Tage sind viele verschiedene Personen ohne Unterschied am Leben gestraft, und noch gestern die kaiserlichen Soldaten, so viele man deren zwischen Merseburg und Leipzig auf den Straßen über solchen Unthaten ertappen können, alsbald aufgehängt worden, daß also Ew. Kf. D. darob meine Displicenz genugsam verspüren werden."

Allein die Hoffnung auf eine Umkehr des Kurfürsten sank von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde. Dagegen mehrten sich von Torgau her, wohin Johann Georg seine Truppen in ein verschanztes Lager gezogen, die Nachrichten über eine bevorstehende Vereinigung mit dem Schweden. Ungeachtet der ihm bekannten Stimmung der Ligafürsten war Tilly entschlossen, gemäß der kaiserlichen Vollmacht nach eigenem, bestem Ermessen zu handeln, und zwar mit allen seinen Truppen. „So will ich denn," schrieb[2] er am 9. September von Halle aus dem Kurfürsten Maximilian, „die kursächsische Erklärung auf meine letzte Erinnerung, vom 3., hier erwarten, um nach derselben mich zu richten und meine ferneren Handlungen anzustellen". Bliebe indessen diese Erklärung zu lange aus: so wolle er auch im Voraus entschuldigt sein, wenn er nach dem Gebote der Sachlage das Nothwendige vornehmen werde.

Tilly harrte vergebens. Nachdem Johann Georg durch Arnim einmal mit dem Schweden angeknüpft, glitt er rasch und rascher hinab auf der abschüssigen Bahn. Er gab vor Arnim und den Geheimräthen die Erklärung[3] ab: „Dieweil aus den einkommenden Avisen in der That zu befinden, wie man mit Ihrer Kf. Dt. umgeht, und daß es das Ansehen gewinnen will, als ob man Sie des edlen Kleinods der Religion endlich auch entnehmen wolle: also sehen Ihre Kf. Dt. nicht, warum

[1] A. a. O. 752 n. 1. Aus dem Dresdener Archive.

[2] A. a. O. 752. [3] A. a. O. 754.

Sie Sich dieses angebotenen Mittels der Freundschaft nicht gebrauchen oder dessen länger entziehen sollten."

Der Kurfürst Johann Georg bewies sich also schwächer sogar als Georg Wilhelm von Brandenburg. Dieser hatte wenigstens die Entschuldigung, daß auf ihn, den Wehrlosen, die eiserne Hand seines waffenklirrenden Schwagers den unwiderstehlichen Druck geübt. Ein Zwang solcher Art lag für Johann Georg nicht vor. Er nahm für seine Absicht des Verrathes an Kaiser und Reich seine Zuflucht — „aus den einkommenden Avisen" — zu der von dem Schweden importierten Lüge des Religionskrieges.

Und doch war dabei ein Unterschied. Vom Beginne an war in den Entwürfen des Schweden für seinen Krieg in Deutschland das Princip die Forderung der absoluten Direction des Krieges in seiner Hand. So 1623, so 1624, so namentlich und ausführlich in den Berathungen zu Upsala im November 1629. Diesem Principe gemäß hatte er auf deutschem Boden gehandelt. Er hatte den Herzog Bogislav von Pommern, den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg unter diese seine absolute Direction des Krieges mit eisernem Griffe gezwungen. Der Landgraf Wilhelm, um desto mehr Eigenthum seiner deutschen Mitfürsten von dem Schweden geschenkt zu erhalten, hatte freiwillig das Angebot jener Direction ihm entgegen getragen. Anders stand die Sache mit Johann Georg. Selber im Besitze eines Heeres war er darum eine Macht, und demgemäß mußte über die Vereinigung von Macht zu Macht verhandelt werden.

Gustav Adolf sandte seinen Rath Steinberg mit dem Entwurfe eines Reverses, welchen Johann Georg unterschreiben sollte, nach Torgau.[1] Johann Georg hielt jedoch für gut, einige Änderungen darin vorzunehmen. Dann unterschrieb er. Die Stelle, auf die es ankommt, lautete demnach wie folgt.[2] „Erstlich wollen wir unsere Armee, sobald Ihre K. Würde über die Elbe setzen wird, zu der Ihrigen stoßen, und wider vorgemeldete Ihrer K. Würde und unsere Feinde conjungieren und für Einen Mann stehen, in demjenigen auch, was mit einhelligem Rathe beschlossen, Ihrer K. Würde bei Verrichtung der Execution die völlige Direction in Händen lassen, und nach aller Möglichkeit Ihrer K. Würde Gutachten uns bequemen, unsere Truppen von den Ihrigen, so lange

[1] Wittich, Magdeburg usw. 755.

[2] Die gegenseitigen Reverse bei Londorp IV, 206.

die Gefahr von dem Feinde währen wird, nicht abnehmen, noch einigen Frieden, Einer ohne des Anderen Consens, tractieren oder schließen."

Die entsprechende Stelle in dem Reverse des Schweden lautete: „Wir wollen Se. Lbd. in Dero kurfürstlichem Statu, Hoheit, Privilegien, Festungen, Pässen und territorio in keine Wege gefährden, sondern" usw. — Von dem Erzstifte Magdeburg enthalten die Reverse kein Wort. Das Schweigen kann den Umständen nach verschieden ausgelegt werden. Nach der Praxis der menschlichen Dinge jedoch dient jede Unklarheit solcher Art dem Stärkeren. — Die Reverse wurden, wenn auch an verschiedenen Orten, beiderseitig am selben Tage gezeichnet, dem 1/11. September 1631.

So groß also auch der Erfolg des Schweden, den mächtigsten Fürsten des Reiches sich zum Bundesgenossen gewonnen zu haben: so hatte er doch eben dadurch auch sein Princip beschränken, ja durchbrechen müssen. Bis dahin galt für ihn, wenn auch noch nicht thatsächlich durchgeführt, das Wort: Si rex victor, praeda erunt. Kursachsen dagegen konnte Hindernisse bereiten. Es kam auf die Fortentwickelung der Dinge an.

Noch bevor dies Bündnis abgeschlossen war, befand sich vom Kaiser her an alle Kurfürsten, also auch an Johann Georg eine Mittheilung[1] besonderer Art, vom 27. August, auf dem Wege. Der kaiserliche Resident Schmidt in Constantinopel hatte ein Schreiben an ihn aus der Tartarei eingeschickt, lautend wie folgt: „Es begehrt der schwedische Ambassadeur, die versprochenen 30,000 Tartaren sollen nach Siebenbürgen marschieren, damit selbige Provinz gegen die Kaiserlichen und die Polacken defendiert werde. Dafür offeriert der schwedische Gesandte dem Chan 150,000 Thaler, die Miliz aber solle besonders bezahlt werden. Weil jetzt in der Tartarei schwere Armuth, so verursacht die Hoffnung, in Ungarn ansehnliche Beute zu bekommen, mit jenem Angebote, daß die Tartaren große Lust haben. Weil sie aber ohne Consens der Pforte nichts thun dürfen, so hat der Chan seinen Oberstallmeister nach Constantinopel geschickt, um von dem Großwesir die Erlaubnis zu erlangen." Schmidt fügt hinzu, daß die Tartaren sich erbieten, wenn nur Geld vorhanden, nach beiden Seiten vorzugehen, nach Osten gegen die Perser, nach Westen gegen den Kaiser. Die Pforte jedoch stehe an, und wolle erst Nachricht von Ofen einziehen, wie dort die Dinge sich verhalten.

[1] Kriegsacten F. 92 und 93.

Die Gefahr von den Persern her erschien dann doch in Constantinopel dringender, weil von einem Anrücken der Tartaren nichts weiter verlautet. Der Schwedenkönig gab darum seine Hoffnung auf die Türken und Tartaren für das was er seinen Religionskrieg nannte, nicht auf. Wir werden seine Boten auf diesem Wege wieder antreffen.

Abermals also waren die Perser die natürlichen Bundesgenossen für Kaiser und Reich. Welchen Eindruck dagegen auf Johann Georg die Kunde der neuen Bundesgenossenschaft gemacht, die mittelbar durch den Schweden auch ihm zu Theil wurde, liegt nicht vor.

24. Die Schlacht bei Breitenfeld, 7/17. September.

Wie aus allen Berichten Tillys in jenen Tagen hervorgeht, war ein wesentliches Motiv für seine Bewegungen der Mangel an Lebensmitteln, die Fürsorge für den Unterhalt seines Heeres. Von Halle aus stellte er dieselbe Forderung von Brot wie zuvor an Merseburg, auch an Leipzig. Auf die ausweichende Antwort des Rathes, daß er zuvor den Kurfürsten befragen müsse, brach Tilly am 12. September von Halle nach Schkeuditz auf und traf am 13. vor Leipzig ein. Nach der ganzen Sachlage muß angenommen werden, daß er auf den Kurfürsten, der seine wohlwollende Mahnung vom 3. noch nicht beantwortet hatte, durch die Besetzung von Leipzig und der Umgegend einen stärkeren Druck ausüben wollte. Auf das Begehren des Feldherrn war der Rath der Stadt bereit zum Accorde, 14. September.[1] Er schickte dem Feldherrn Wein, Brot und andere Dinge hinaus vor das Hallische Thor, und fügte dazu die Bitte: der Feldherr wolle seine Forderung schriftlich übergeben. Tilly willfahrt und sendet einen Hauptmann mit dem Schreiben in die Stadt. Aber es ist hier dieselbe Erfahrung wie aller Orten. Die niedere Bürgerschaft und die sog. Defensioner widersetzen sich. Der Hauptmann kehrt zurück mit einer verneinenden Antwort. Zugleich lodern die drei schönen Vorstädte von Leipzig auf, nicht angezündet durch die kaiserlichen Soldaten, sondern durch jene Haufen. Tilly bewährt sich abermals wie immer in solchem Falle. Die Soldaten erhalten Befehl nicht zum Angriff, sondern zum Löschen des Feuers. Nicht also wollen es die Leipziger. Die kaiserlichen Soldaten werden durch das Schießen aus der Stadt genöthigt vom Löschen abzustehen.

Das thörichte Beginnen erforderte nachdrückliches Einschreiten. Um

[1] Theatrum E. II, 431. Chemnitz 201.

Mittag begannen Tillys Kanonen zu spielen, und schossen fort die Nacht hindurch. Am Morgen schwiegen die Kanonen, Tilly schien Vorkehrungen zu treffen zum Sturme. Das endlich brachte zur Einsicht. Am Nachmittage erschienen Abgeordnete aus der Stadt vor ihm und baten um Accord. Tilly verwies den Bürgern hart ihr Benehmen, den Accord bewilligte er sogleich. Am 6/16. September zogen 1000 Mann kaiserlicher Truppen in Leipzig ein. Am Morgen des 17. capitulierte auch das Schloß, die Pleißenburg.

Unterdessen war Tilly zur vollen Kunde gekommen, wie es um Johann Georg stand. Dieser hatte auf die wohlmeinende Mahnung vom 3., auf welche Tilly sich die sofortige Antwort durch den überbringenden Trompeter erbat, eine Reihe von Tagen geschwiegen. Erst am 3/13. zeichnete er in Torgau die Antwort,[1] die am 5/15. nach Leipzig an Tilly gelangte. Im Eingange heißt es: „Wir hätten Euer Schreiben hauptsächlich längst beantworten wollen, wenn wir nicht noch stätig in guter Zuversicht gestanden: es würde das Rauben, Plündern und Brennen in unseren Landen, weil Ihr meldet, daß Ihr solches verboten, aufgehört, auch die uns mit Gewalt abgenommenen Örter völlig restituiert worden sein: deswegen Ihr den Verzug nicht ungleich vermerken werdet.“ — Der Kurfürst versichert dann, daß ihm bekannt sei, welchen Gehorsam der R. K. M. er als ein treuer Kurfürst zu leisten schuldig sei, und daß er diesen von Anfang an bewiesen habe. „Und weil wir ein Mehreres und Weiteres, unverletzt unserer Ehre, Standes, Freiheit und Namens, uns nicht erklären können, denn daß Ihrer K. M. wir in beständiger ungefärbter Treue alles dasjenige willigst unterthänigst leisten wollen, was die heilsamen, hochbetheuerten Reichsgesetze, daran Haupt und Glieder verbunden, vermögen: Als sind wir nochmals zu unserem lieben Kaiser der unterthänigsten Hoffnung, Ihre K. M. werden als ein gerechter und milder Regent weiter in uns nicht dringen, noch (uns) ein Mehreres zumuthen, am allerwenigsten aber mit solcher grausamen unerhörten Gewalt derohalben uns verfolgen und bedrängen lassen.“ Der Kurfürst erklärt, daß er dagegen sich wehren wolle.

Demnach war Johann Georg unter der Einwirkung der neuen Freundschaft mit dem Schweden von der Erörterung der Sache hinunter gestiegen zu persönlichen Invectiven gegen Tilly. Nur Eins brachte er diesem gegenüber in dem Schreiben nicht vor: den Namen der Religion.

[1] Londorp IV, 206 b.

Auch so jedoch ist es nicht erfreulich zu sehen, daß der schärfste Riß, der bis dahin durch das alte Reich gegangen, eingeleitet wurde durch ein solches minderwerthiges Actenstück.

Vergleichen wir mit diesem Stande der Dinge die gleichzeitigen Meinungen des Kaisers und seiner Räthe in dem fernen Wien. Auf die Berichte Walmerodes über den Stand der Dinge heißt es in einem Gutachten[1] der Räthe vom 10. September: „Und indem nun dies Werk an dem haftet, daß die dem General Tilly aufgetragene Commission verrichtet und vollzogen werde, daß er nämlich ein für alle mal den Kurfürsten durch Beschickung abmahne und zur Ablegung der Waffen, auch Gehorsam gegen Ewr. K. M. Mandate anhalten und durch die angegebenen Gründe bewegen solle: so erachten die gehorsamsten Räthe, daß einmal die höchste unumgängliche Nothdurft erfordere, daß dieses ehestens geschehe und zu Werke gerichtet werde, auch hierin gar keine Zeit zu verlieren, damit man wissen möge, wessen sich der Kurfürst erklären werde, ob Ew. K. M. ihn zum Feinde oder Freunde habe. Davon dependiert alles. Die weitere Cunctation könnte aber große Gefahren und Ungelegenheiten verursachen, indem hernach schwer fallen würde, dem Könige aus Schweden, sonderlich jenseit der Elbe zu begegnen." — „Bevor man des Kurfürsten Resolution weiß, ob er Ewr. K. Mandaten sich bequemen will oder nicht, will es sich nicht thun lassen, so lange er bewaffnet, ihn als Vermittler bei dem Schwedenkönige zu gebrauchen."

Nach diesem Gutachten, welches um drei Monate zuvor rechtzeitig gewesen wäre, war es den kaiserlichen Räthen noch nicht klar, daß der Kurfürst Johann Georg, wenn er bei der Weigerung beharrte, auf den Ungehorsam sogleich auch die Felonie des Abfalles zum Schweden folgen lassen würde.

Die letzte Abmahnung[2] des Kaisers direct an Johann Georg ist vom 13. September, demselben Tage also, an welchem dieser Kurfürst jenen für Tilly persönlich beleidigenden Absagebrief zeichnete. Der Kaiser hat vernommen, daß der Landgraf Wilhelm in das Stift Fulda eingebrochen, den Abt Johann Bernhard verjagt, die Stadt eingenommen habe. Es gelangt weiter an ihn die Nachricht, daß 12,000 Mann durch das Land des Markgrafen Christian von Brandenburg ziehen sollen, um Aldringen anzugreifen, und daß der Kurfürst dazu 2000 Cürassiere und

[1] Kriegsacten F. 93. [2] A. a. O.

4000 Musketiere stellen wolle. „Es gebührt uns," fährt das Schreiben fort, „keineswegs dabei still zu sitzen, sondern es liegt von kaiserlichen Amtes wegen uns ob, den Abt gegen Gewalt zu schützen. — Was die 12,000 Mann betrifft, da können und wollen wir nicht glauben, daß weder Ew. Lbd., zu welcher wir viel ein anderes und besseres Vertrauen und Hoffnung wie jederzeit also annoch zuvörderst stellen thun, noch des obgedachten Markgrafen Lbd. als ein teutscher, aufrichtiger, friedliebender Fürst, welcher sich unlängst erst weit eines Anderen gegen uns schriftlich vernehmen lassen und Gehorsam versprochen hat — Solches zugeben oder gestatten werden, daß zur Verhinderung unserer kaiserlichen ganz heilsamen Intention mit Ihrem Wissen oder Ihrer Connivenz im H. R. Reiche zu einigem weiteren Blutvergießen Ursache gegeben, oder durch die Ihrigen neue Kriege und Unruhe dergestalt erweckt werden." — Auch dies Schreiben läßt also noch keine Besorgnis des Kaisers vor einer Verbindung des Kurfürsten mit dem Schwedenkönige erkennen.

Für Tilly konnte jenes kurfürstliche Schreiben, vom 3/13. September, keinen Zweifel belassen, daß der Bund Johann Georgs mit dem Reichsfeinde vollzogen war. Am selben Tage, dem 13., hatte der Schwedenkönig bei Wittenberg die Elbe überschritten, und war weiter marschiert bis nahe an Kemberg.[1] Am nächsten Tage gelangte er nach Düben an der Mulde, um dort den Kurfürsten von Sachsen, der mit 20,000 Mann, wohl montiert und stattlich anzusehen, von Eilenburg her im Anzuge war, zu erwarten. Am 15. traf Johann Georg, begleitet von Georg Wilhelm von Brandenburg bei Düben ein. Nach der Besichtigung der Truppen traten die Häupter zum Kriegsrathe zusammen: der König, der Kurfürst von Sachsen, derjenige von Brandenburg, der sich persönlich ohne Truppen eingefunden, dann die hauptsächlichen Generale Gustav Horn, Johann Banier, Hans Georg von Arnim, u. A.

Den Verlauf dieses Kriegsrathes berichtet Gustav Adolf selber wie folgt.[2] „Es wurde da mit den Kurfürsten, besonders dem von Sachsen, für und wider geredet, wie man den Feind angreifen solle, ob durch Diversionen, um ihn zu theilen und so aufzureiben, oder ob man ihm eine offene Feldschlacht liefern solle. Wir führten für das Erstere allerhand Gründe an, unter denen der wichtigste war, daß es augenscheinlich gewagt und sehr gefährlich sei, wenn nicht allein beide Armeen und des Kurfürsten Land, sondern auch das ganze gemeine Wesen von dem Aus-

[1] Arkiv I, 493. [2] A. a. O.

gange Einer Schlacht abhängig gemacht würde. Kursachsen stimmte für das Zweite, indem er meinte, daß auf andere Weise der Feind nicht aus seinem Lande zu bringen, ferner daß es dem Lande unmöglich sein würde, zwei so starke Armeen länger mit Lebensmitteln zu versorgen. Auf diese und andere Motive hin verlangte er ein Treffen. Es wurde daher unter uns beschlossen, daß man mit gesammter Macht auf Leipzig, dem Feinde unter Augen gehen, und dann, wenn die Gelegenheit sich böte, eine Schlacht wagen solle. Mit dieser Resolution begab der Kurfürst sich in sein Quartier."

Am 16. marschierten die Armeen hinter einander weiter auf Leipzig zu. Die Schweden gelangten am Abende bis Wölchau, anderthalb Meile von Leipzig,[1] die Sachsen etwas weiter bis Hohenleina.[2] Bereits kam es zu Scharmützeln zwischen den Vorposten.

Auch Tilly erhielt noch am Abende des 16. die Kunde von der Nähe seiner Gegner. Er schickte[3] sofort an den General Aldringen, der mit seinen aus Italien herangeführten Truppen bis Magdala unfern von Jena gekommen war, den Befehl näher heran zu rücken. Der Befehl gelangte an Aldringen erst am 18. Er fügt seiner Meldung hinzu: „Es ist aus des Herrn Grafen Tilly Schreiben abzunehmen, daß er in den Gedanken gestanden: er würde sich noch gestern oder anheut mit dem Feinde ersehen." Bereits am Abende des 16. also war es Tilly klar, daß einem Treffen mit den vereinigten zwei Heeren nicht mehr auszuweichen sein würde. Am nächsten Tage, dem 17. September, erfolgte die weltgeschichtliche Schlacht bei Breitenfeld, unfern Leipzig.

Mehrere zeitgenössische Historiker[4] berichten Ansprachen, die sowohl Tilly als Gustav Adolf vor der Schlacht an ihre Officiere gerichtet haben sollen. Weder stimmen diese Reden unter einander überein, noch sind namentlich diejenigen, die man Tilly beilegt, in sich selber glaubhaft. Anders verhält es sich mit derjenigen, die der officielle schwedische Historiker Chemnitz von Gustav Adolf bringt. Da dem Chemnitz die Acten vorlagen, so muß angenommen werden, sowohl daß die Thatsache einer Ansprache des Schwedenkönigs an seine Officiere richtig ist, als auch daß, wenn auch die Rhetorik des Chemnitz ausschmückend hinzugetreten sein mag, doch die von ihm berichtete Rede wesentlich den Gedanken

---

[1] A. a. O. [2] Opitz 79. [3] Aldringens Bericht bei Förster II, 99.

[4] Chemnitz 205 uf. Burgus 185 sqq. Le soldat suédois 127. Wiederholt längere Reden namentlich Bisaccioni II, 135 uf.

Gustav Adolfs entspricht. In dieser Beziehung ist besonders hervorzuheben die Proclamation des Religionskrieges.[1] „Denn," heißt es darin, „wir streiten jetzt nur nicht für Menschen und das Zeitliche, sondern für Gottes Ehre und Lehre, nämlich für die wahre allein selig machende christliche Religion, welche die Römisch-Katholischen bisher so hart bedrückt und bedrängt, und jetzt ganz und gar unterdrücken, ausrotten und vertilgen wollen." — Dieser ersten und hauptsächlichen Fiction entsprach die andere in den Worten: „Gedenket der armen verwüsteten Stadt Magdeburg, welche in der Asche und ihren Steinhaufen Rache begehrt! Gedenket so vieler tausend darin ermordeten, unschuldigen Seelen, so Ach und Weh über unsere Feinde schreien, und zweifelt im geringsten nicht: die göttliche Gerechtigkeit werde dieser erschrecklichen Mordthaten, auch anderer großen Schande und Laster wegen, womit sie bei derselbigen Zerstörung sich befleckt, sie jetzt zur verdienten Strafe ziehen!"

Der Gedanke, die Schuld des von Falkenberg zum Dienste Gustav Adolfs begangenen Mordbrandes an dem unglücklichen Magdeburg auf die Kaiserlichen, speciell auf Tilly persönlich zu schieben, war bei dem Schwedenkönige nicht neu, sondern vom Tage der That an vorhanden. Dafür zeugen die Worte, die als die seinigen berichtet werden,[2] als „er von ferne den Brand gesehen", also beim Anblicke des Feuerscheines am westlichen Himmel. In entsprechender Weise hatte er drei Tage zuvor, in Düben, einem Engländer, der am 20. Mai vom rechten Elbufer aus Augenzeuge des Jammers von Magdeburg gewesen war, die Worte gesagt[3]: „Tilly muß für Magdeburg eines Tages mir Rechenschaft geben, und, wenn nicht mir, so einem größeren Könige als ich." — Man sieht, das Stratagem der ungeheueren Lüge liegt bei dem Schwedenkönige vom Beginne an fertig vor. Was er dem Engländer kurz andeutete, das hat er in der von Chemnitz berichteten Rede vor der Schlacht weiter ausgeführt. Blieb ihm der Sieg, so wollte er fortan der Welt verkünden, daß Tilly mit Absicht die Stadt Magdeburg zerstört habe.

Über die Schlacht bei Breitenfeld gibt es eine lange Reihe Berichte von Augenzeugen und zeitgenössischen Nicht-Augenzeugen, vielfach verschieden, oft auch einander widersprechend.[4] Das Sicherste ist, die

---

[1] Chemnitz 206 [a].

[2] Oben S. 182. Man vgl. Wittich, Magdeburg usw. 101. Dittmar 256 n. 3.

[3] Hoffmann, Otto v. Guerike. Anhang v. Opel S. 250.

[4] Lehrreich darüber die Schrift von Dr. Opitz, besonders 79 uf.

Berichte der Häupter selber von beider Seite zu vernehmen, Gustav Adolfs und Tillys. Der Erstere berichtet, am 10/20. September, aus Schkeuditz, seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann Casimir, wie folgt.[1]

„Wir übernachteten vom 16. auf den 17. in Wölchau. Bei Tagesgrauen erging der Befehl zum Aufbruche zu blasen. Weil zwischen dem Dorfe und Leipzig sich kein Gehölz befand, sondern weites und schlichtes Feld, hatten wir gute Gelegenheit, ließen auch die Armee in voller Schlachtordnung auf die Stadt zugehen. Der Marsch hatte kaum anderthalb Stunde gedauert, als wir begannen die Avantgarde des Feindes zu erblicken, auch seine Artillerie auf einer Anhöhe, so wie dahinter seine ganze Macht, stark an Regimentern, mit welchen er in voller Schlachtordnung stand, wie er auch die Sonne und den Wind zum großen Vortheile hatte, weil sich in Folge der langen Dürre ein starker Staub erhob. Wir bemüheten uns sehr ihn aus diesen Vortheilen zu ziehen, konnten es jedoch nicht zuwege bringen, weil wir im Angesichte des Feindes einen schlimmen Paß überschreiten mußten. Wir entschlossen uns also zur Schlacht, nahmen selber den rechten Flügel, beließen dem Kurfürsten den linken der ganzen Aufstellung, und schritten dann in solcher Ordnung, wie wir es auf dem Felde für gut fanden, näher und näher gegen den Feind vor, welcher, sobald er seine Gelegenheit ersah, daß er treffen konnte, sogleich mit seinen Stücken zu spielen begann, zuerst mit drei und drei, dann mit allen zugleich, so daß er mit seiner Artillerie zwei Salven gab, bevor die unserige in Ordnung war. Doch dauerte es nicht lange, daß auch die unserige fertig wurde und dann antwortete drei gegen einen. So lange die Schlacht währte, spielten beiderseits die Stücke unaufhörlich und richteten ziemlichen Schaden an. Die sächsische Reiterei und die Truppen, die zur Artillerie commandiert waren, hielten sich im Beginne wohl; nachdem jedoch die besten Constabler erschossen waren, begaben die Übrigen sich auf die Flucht und ließen ihre Geschütze stehen. Die sächsische Infanterie hielt sich nicht besser, sondern machte Compagnienweise Füße, und streuete im Flüchten aus, daß wir geschlagen und alles verloren wäre. Dies verursachte einen starken Schrecken unter denen, die bei unseren Wagen und dem Gepäcke waren. Indem sie die Sächsischen laufen sahen, wendeten sie um, und gelangten am Abende zurück bis Düben, in solcher Verwirrung und Unordnung, daß eine Anzahl Wagen unserer Officiere, so wie des Kurfürsten eigene von diesen

[1] Arkiv I, 493.

Flüchtlingen geplündert wurden. Auch der Kurfürst, der in der Nachhut hielt, lief mit seiner ganzen Leibcompagnie und machte nicht eher Halt als in Eilenburg."

„Unser Volk sowohl das schwedische als das deutsche, so viele ihrer zum Schlagen kamen — denn von der Infanterie waren nur drei Brigaden betheiligt — hielt sich trefflich wohl und drängte sich dazu, vorcommandiert zu werden. Der Feind stand zuerst auf einer Anhöhe und focht einmal ums andere mit solchem Nachdruck und Eifer, daß es sehr zweifelhaft erschien, welcher Theil den Sieg behalten würde. Endlich begann der Feind zu weichen. Wir setzten so scharf nach, daß er zuerst genöthigt wurde, sowohl seine eigene als auch die kurz zuvor gewonnene sächsische Artillerie mit Munition und Allem preis zu geben, auch endlich in ganzen Haufen uns den Rücken zu wenden und uns als Meister des Feldes zu belassen. Das Treffen währte von zwei Uhr bis zur Dunkelheit. Wir ließen durch die Mehrzahl unserer Reiter den Feind verfolgen, und ruheten selber auf dem Schlachtfelde."

Der Kurfürst Johann Georg faßt in seinem Berichte[1] über sich die Sache etwas anders als Gustav Adolf. Er ließ von Eilenburg aus, am 8/18. September, seinen Räthen in Dresden die Niederlage der Feinde melden und dabei erwähnen: „daß von der sächsischen Armee einige Regimenter ausgerissen, und daß er, der Kurfürst, seinen Rückzug nach Eilenburg zu dem Ende genommen, um das ausgerissene Volk zu sammeln und zurück zu führen". Eigenhändig schreibt er noch darunter: „Das heißt den Pfaffen die Platten geschoren. Wäre ich allein gewesen, würden wir Püffe gekriegt haben. Der König nächst Gott ist unser Erlöser."

Gustav Adolf hat in dem vorstehenden Berichte den Wendepunct der Schlacht nicht bestimmter angegeben. Nach einer Reihe von Berichten[2] war es ein Theil der kaiserlichen Reiterei, welcher zu fliehen begann. Am klarsten sagt dies Ruepp: „Es hat sich die Victorie so schön ansehen lassen — da fängt zum Theil die Reiterei an auszureißen, hat sie Niemand mehr vorbringen können." In Erfurter Berichten[3] wird das Regiment Piccolomini als zuerst flüchtig genannt.

Die Erzählung des Königs lautet weiter: Tilly begleitet vom Herzog von Sachsen-Lauenburg, Pappenheim, Fürstenberg, Cronberg, ist

[1] Helbig 55. [2] Opitz 97, 106. Die stärksten Ausdrücke bei Burgus II cp. 16 p. 191: turpis fuga; pedites ab equitibus foede destituti. [3] Opitz 97.

dieselbe Nacht nach Halle gekommen und hat sich dort verbinden lassen. Der Barbier berichtet, daß Tilly drei Schüsse hatte, von denen keiner durchgebissen. Daher ist das Gerücht entstanden, daß er schußfrei und fest sei. Am anderen Morgen um neun Uhr ist er weiter von Halle nach Aschersleben und Halberstadt geführt, sehr schwach und ohnmächtig von den erhaltenen Schüssen, die schwarzblaue Geschwülste hervorgebracht haben, welche ihm der Barbier geöffnet und verbunden. Wir haben alles sein Geschütz erobert, ferner 66 Fahnen mit 22 Cornetten. Diese Feldzeichen schicken wir nach Schweden."

Das von dem Wundarzte in Halle ausgegangene Gerücht, daß Tilly fest oder schußfrei sein, d. h. daß er einen Pact mit dem Teufel haben müsse, findet sich einige Tage hernach auch in dem Berichte des FM. Horn.[1] Es erging weiter durch die Länder zugleich mit der Nachricht des ungeheueren Umschwunges, den das Unglück der kaiserlichen Waffen bei Breitenfeld nach sich zog. Die geschichtliche Betrachtung hat daher das Gerücht ins Auge zu fassen im Sinne jener Zeit. In denselben Tagen, als der Schwedenkönig in Deutschland einbrach, stand der schauerliche Wahn des Hexenprocesses in der Fülle seiner Kraft und Blüthe. Damals brachten unsere deutschen Obrigkeiten, ob katholisch, ob protestantisch, ob fürstlich, ob städtisch, Jahr auf Jahr dem neuen Moloch die Götzenopfer, deren Zahl in einigen Städten im Laufe weniger Jahre in die Hunderte schwoll. Damals brach der edle Spee, dem im jugendlichen Mannesalter ob des unsäglichen Jammers die Haare erbleichten, in die salomonische Klage aus[2]: „Ich wandte mich und sah Unrecht leiden unter der Sonne. Ich sah die Thränen derer, die keinen Tröster hatten, und die Übermacht derer, welche Unrecht thaten. Da pries ich die Todten mehr als die Lebenden, und hielt den noch nicht Geborenen für glücklicher als jene beiden, weil er des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht." In denselben Tagen, als Gustav Adolf bei Breitenfeld den unglückseligen Sieg davon trug, ward zu Rinteln an der Weser das Buch des herrlichen Mannes Spee gedruckt, welches dem Ungeheuer dieses Aberglaubens die Todeswunde schlug. Damals noch stand es in voller Kraft, schwelgend in Blut und Mord, und machte mit Hülfe der Folter auch das Undenkbare möglich.

Der Hexenwahn war allgemein. In dem ersten Abschnitte des schwedischen Kriegesrechtes,[3] welches Gustav Adolf selber ausarbeitete und

[1] Arkiv I, 763. Chemnitz 213a. [2] Im Vorwort zur Cautio criminalis.
[3] Schwedisches Kriegesrecht oder Artikelsbrief usw. Nürnberg 1632.

erließ, ist der erste Artikel gerichtet gegen die Zauberer. „Mit Abgöttern, Zauberern und Waffenbeschwörern, und wer mit Zauberei umgeht, soll nach göttlichem und schwedischem Rechte verfahren werden.“

Die Berichte über die Ereignisse jener Tage gedenken fast sämmtlich dieser Erklärung des Stadtbaders in Halle. Wenige ferner Stehende[1] nannten sofort die Sache beim rechten Namen: eine böswillige Erdichtung, welche je nach Umständen von beiden Theilen geübt würde. Die Schweden und schwedisch Gesinnten stellen die Anklage hin, die katholischen und deutschen Schriftsteller vertheidigen Tilly in einer dem Geiste der Zeit angemessenen Weise. Sie halten das ganze tugendhafte Leben des wackeren Mannes als inneren Grund wider die Anklage entgegen. Sie suchen ferner zu beweisen, daß dennoch Tilly sowohl am Haupte als in der Seite blutende Wunden gehabt, und daß damit die Anklage des Gefroren-Seins als unvereinbar hinwegfalle.[2]

Die Anklage fiel darum nicht. Sie erhielt sich und mit ihr die Consequenzen, die daraus flossen. Wir schlagen dasjenige deutsche Geschichtswerk auf, welches auf der Anschauung des siebzehnten Jahrhunderts ruhend, dennoch schon das Wehen einer neuen Zeit, eines wärmeren Lebens verkündet, ein Werk, welches innerhalb des Protestantismus auch bis auf neuere Zeiten herab noch immer von Bedeutung geblieben ist, welches im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts in den Händen aller wissenschaftlichen Theologen war. Es ist die Kirchen- und Ketzerhistorie von Gottfried Arnold. Der Mann gibt uns an: er schildere die Bosheit Tillys.[3] „Die berühmtesten Generalspersonen,“ sagt Arnold, „waren rechte Sclaven des Satans, und versichert man von dem in diesem Kriege berühmten General Tilly, daß er sich fest gemacht, und dahero in der Schlacht von Leipzig kein Schuß oder Stich an ihm durchgegangen: daher auch der Balbier gesagt: er müsse fest oder gefroren sein.“ Die anderen Berichte sind dem Arnold nicht unbekannt. Er setzt voll Verwunderung hinzu: „Und gleichwohl rühmen die Papisten von ihm, er sei wegen seiner Religion und katholischen Gottseligkeit vortrefflich berühmt gewesen.“

---

[1] Aitzema III^a, 563 fügt der Erzählung hinzu: Dese inventie die men de passausche kunst noemde, hebben geduyrich beyde partyen elck ander opgedicht: synde niet als een fantasie.

[2] Brachelii hist. n. temporis 266. Adlzreitter III, 256.

[3] So im Inhaltsverzeichnis der Kirchen- und Ketzer-Historie (Ausgabe von 1700) Tom. I., 414 ^b.

Wir haben über die Schlacht von Breitenfeld Tilly selber zu hören. Von Halberstadt aus entsandte Tilly an den Kaiser den Lieutenant Regensperger mit einem Handschreiben und zum weiteren Berichte. Das Schreiben, datiert vom 21. September, lautet wie folgt.[1] „Demnach Ew. K. M. allergnädigst mir anbefohlen haben, Kursachsen zur Niederlegung der Waffen und zum Verzichte auf den Leipziger Schluß zu disponieren, im Falle der Weigerung aber dahin zu nöthigen: Als werden Ew. K. M. allergnädigst vernommen haben, daß der Kurfürst sich dazu nicht hat bequemen wollen, sondern vielmehr sich gestärkt, neue Patente ausgegeben, mit dem Könige aus Schweden je länger je mehr correspondiert, bis er sich endlich mit ihm gar conjungiert hat. So habe zu allerunterthänigster Folge und Gehorsam, und weil mir alle Lebensmittel ermangelt und abgeschnitten gewesen, ich mich der Stadt Merseburg, hernach Leipzigs mit Accord bemächtigt, so den 16. geschehen. Gleich darauf ist der König, mit Zuthun beider Kurfürsten, Sachsen und Brandenburg, mächtig stark angekommen und mich zum Schlagen gedrungen. Wie es nun abgelaufen und daß das Unglück zuletzt mehr als das Glück gewollt hat, geruhen Ew. K. M. durch gegenwärtigen Lieutenant Adam Regensperger von Regensperg allergnädigst sich referieren zu lassen, imgleichen die Mittel, wie man diesem starken Feinde mit Gottes Hülfe wieder begegnen möchte, dabei ich Leib und Leben, wie auch in dieser Occasion geschehen, aufzusetzen begehre, und dadurch Anderes nicht suche als Gottes Ehre, Ewr. K. M. und der sämmtlichen katholischen Kur- und Fürsten Conservation und Rettung. Als bitte Ew. K. M. allerunterthänigst, Sie wollen sich der höchsten und äußersten Noth und Nothdurft nach allergnädigst und eilfertigst als immer möglich darauf erklären und alles zu Werke richten lassen.“[2]

Der Bericht[3] Regenspergers faßt zuerst kurz zusammen, daß der GL. Tilly auf die erhaltene Vollmacht dem Kurfürsten „beweglich, doch mit Respect geschrieben, auch durch seine Subdelegierte treulichst ermahnt und gebeten: der Kurfürst wolle doch nicht selbst verursachen, daß man mit der kaiserlichen Armada, wider des Kaisers gnädigsten Willen, gleichsam

[1] Kriegsacten F. 93.

[2] Dem Briefe Tillys an den Kaiser entspricht ein anderer, vom 24., à un sien ami, bei Harte (deutsche Ü.) I, 658, den dieser Bewunderer des G. A. als ein Beispiel christlicher Gelassenheit bezeichnet.

[3] Abgedruckt bei Förster II, 119.

forciert in sein Land rücken müssen. Über dies Alles hat der Herr GL. nochmals durch eigenen Trompeter mit Schreiben den Kurfürsten aufs freundlichste ersucht und dessen gänzliche Resolution begehrt. Darauf hat aber Kursachsen wie vormals beständig auf seiner Meinung beharrt, mit der Antwort: er wolle in kaiserlicher Devotion verbleiben, die Waffen aber keineswegs niederlegen, wie er denn den Trompeter bis zwei Tage vor der Schlacht aufgehalten, unterdessen sich mit Werbungen immer mehr gestärkt, und das Kriegsvolk, welches von den Obersten Fürstenberg und Aldringen an verschiedenen Orten entwaffnet war, aufs neue angeworben."

„Indem also der H. GL. Tilly in effectu verspürt, daß der Kurfürst auf nichts Gutes ausgehe, hat er vermöge des kaiserlichen Befehles, weil eben dies auch status et ratio belli erfordert, mit guter Discretion, ohne Einen Schuß zu thun, sich der Stadt Merseburg bemächtigt, die Soldaten entwaffnet abziehen und den sächsischen Schloßhauptmann in seinem Amte gelassen. Weil es aber der Armada an Lebensmitteln und aller Nothdurft sehr mangelte und zu besorgen war, daß andere Inconvenienzen daraus entspringen würden, hat man bei solcher Gestalt der Dinge die Resolution nehmen müssen, weiter zu rücken und sich in den Besitz von Leipzig zu setzen, wie dann dieses sich am 16. mit Accord ergeben. Den 17. darauf hat der Kurfürst von Sachsen mit dem Könige von Schweden sich in mächtiger Anzahl präsentiert und den H. GL. zum Schlagen gezwungen."

„Es hat also das Scharmützeln um neun Uhr Vormittags mit etlicher Cavallerie und Dragonern angefangen. Darauf ist der Feind je länger, je stärker avanciert, also daß H. v. Pappenheim auch mehr Volk vom H. GL. begehren ließ. Hat man also mit Stücken angefangen zu spielen und sich beiderseits in Bataille zu stellen. Nach vielem Schießen der Geschütze hat zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags die Schlacht ernstlich angefangen, also daß beide Armaden mit großem Eifer zusammen getroffen. Es that auch Fortuna anfangs dermaßen bei uns blicken, daß man nicht anders vermeint, als es würde zu glücklicherem Ende gereichen, als leider geschehen ist. Wie wir dann schon über des Feindes Stücke um zwei Musketenschuß hinaus marschiert, einen Theil dieser Stücke umgekehrt und auf ihn gespielt. Bald darauf aber hat der Wind, der uns anfangs ganz favorabel, sich augenblicklich gewendet uns ganz entgegen, daß wir vor lauter Staub nichts sehen können. Es ist also der Feind auf unsere linke Hand stark avanciert, gegen die er noch einmal so stark

gewesen, hat auf selbiger Seite unsere Cavallerie zertrennt, welche durchgegangen und die Regimenter zu Fuß verlassen. Hernach hat der Feind mit seiner Cavallerie auf die Regimenter zu Fuß stark eingesetzt. Diese haben ihren Valor bis zum Ende stattlich erwiesen, sind doch wegen der Flucht der Reiter endlich theils zertrennt, theils zum Rückzuge gezwungen."

„Die Cavallerie auf der rechten Hand, so der Graf Egon von Fürstenberg führte, hat den Feinden großen Schaden gethan. Vornehmlich der Oberst Croneberger mit seinem Regimente hat gestritten wie ein Löwe, wie solches H. GL. Tilly selbst bekennt. Es haben auch der Oberst Croneberger und der Graf Fürstenberg den Bindtauff erschossen, und die fünf Schwadronen sächsischer Cürassiere, die auf sie getroffen, ganz in die Flucht geschlagen, also daß sie auf ihrer Seite keinen Feind mehr gesehen. Sie sind dort halten geblieben, bis zuletzt der H. GL. geschädigt und ganz verbläht zu ihnen kommen, welchen sie dieselbe Nacht bis nach Halle convoyiert."

„H. GL. wäre auch damals gefangen oder gar Todes verblichen, wenn ihn nicht zuvörderst Herzog Rudolf Maximilian zu Sachsen und sein Aufwärter Wolf von Ludwighausen[1] unterschiedliche Male errettet hätten."

In Betreff der Gefahr, in welcher Tilly geschwebt, gibt der Schwede Chemnitz bestimmter an[2]: „Der General Tilly selber ward vom Langen Fritz, Rittmeister im rheingräflichen Regimente, erkannt, eingeholt und, da er sich nicht gefangen geben wollen, mit einer Pistole ziemlich abgebläuet. Hätte sich auch ergeben oder des Todes sein müssen, da er nicht von Herzog Rudolf Maximilian zu Sachsen-Lauenburg secundieret und gemeldeter Rittmeister von demselben durch den Kopf, zu einem Ohre ein, zum anderen wieder heraus, geschossen wäre." — Weiter heißt es in dem Berichte Regenspergers, wie folgt.

„Herr FM. v. Pappenheim hat sich bis zum Ende wohl verhalten, wie er dann auf die letzt noch mit eigener Hand bei vierzehn von den Feinden erwürget. Es wäre auch noch mehr Volkes geblieben, wenn er nicht die Übrigen gesammelt und selbst bei der Retirade verharrt hätte. — Alle Stücke, sowohl diejenigen Ewr. K. M. als der Liga sind verblieben, deren 26 in Allem. Herr GC. v. Walmerode hat nicht mehr aus Leipzig heraus gekonnt. Auch der Secretär Bernhard, der Ewr. K. M. Kriegs-Expedition in Händen, wird vermißt. Ewr. K. M. Casse

[1] Richtiger vielleicht Lüdinghausen. [2] Chemnitz 212 b.

ist zwar salviert, aber wenig Geld darin, in Allem 80,000 fl. Die Kriegesacten sind salviert. Der Liga Casse ist in Leipzig verblieben. Herr GC. Ruepp ist allein bei der Armee."

Tilly läßt dringend um Geld bitten: „denn man kein Geld hat, worüber die Soldatesca gleichsam alle disgustiert, wie dann auch H. GL. etliche Unordnung übersehen müssen, was sonst nicht geschehen wäre." Der Kaiser möge ferner Sorge tragen, daß das vom Herzog von Lothringen geworbene Kriegsvolk baldmöglichst ins Feld rücke. Er möge werben lassen, was nur menschenmöglich, von Ungarn und Kroaten und welcher Nation es sei. Dagegen wolle auch Tilly trachten wieder zusammen zu bringen was möglich, und sich mit Aldringen und mit den Truppen der Liga unter Fugger in Hessen zu vereinigen.

Während, wie die eigenen Worte des Kaisers gezeigt, die Besorgnis vor einer Einigung des Kurfürsten von Sachsen mit dem Reichsfeinde in ihm noch nicht aufstieg, oder wenigstens keinen Ausdruck fand, trafen in diese Stimmung des kaiserlichen Hofes zuerst die Gerüchte über Breitenfeld, dann die sicheren Nachrichten, die alle Besorgnisse überboten. Es blieb nicht dabei. Hinzu kam noch die Misbilligung, der Tadel der Häupter der Liga. Wir haben dabei uns den Thatbestand vor Augen zu halten. Tilly als der Feldherr nicht bloß der Liga, sondern auch des Kaisers, hatte an diesen von Ende Mai an bis in Juli hinein eine lange Reihe dringender Bitten um eine Vollmacht für alle Fälle entsendet, mit nachdrücklicher Betonung, daß die höchste Gefahr im Verzuge. Der Kaiser hatte darauf das Gutachten der Häupter der Liga verlangt. Diese Häupter zauderten. Da entschloß sich endlich, am 23. Juli, der Kaiser allein, die von Tilly verlangte Vollmacht zu geben, freilich auch so noch bedingt. Dieser Vollmacht gemäß hatte Tilly, obwohl der abweichenden Meinung seiner Kriegsherren der Liga nicht unkundig, als kaiserlicher Feldherr gehandelt. Und dabei war es unglücklich gegangen.

Die Misstimmung des Kurfürsten von Bayern gab sich dem Kaiser zuerst kund in einem Schreiben[1] vom 26. September. „Ich lasse auch," heißt es darin, „zu Ewr. K. M. fernerem hochvernünftigem Nachdenken und Belieben heimgestellt sein, durch was für schleunige Mittel und Wege Sie etwa Kursachsen zur Enthaltung von aller ferneren Hostilität gegen Ew. K. M. und Dero assistierende katholische Stände vermögen lassen

[1] K. K. Archiv. 30j. Krieg F. 39.

wollen. Sonsten habe ich diese Resolution, Kursachsen in seinem Lande und ehe er der Ruptur einen Anfang gemacht, anzugreifen, niemals gern gesehen, noch für rathsam gehalten. Dies habe Ewr. K. M. aus getreuer wohlmeinender Sorgfalt ich hiermit gehorsamst nicht verhalten mögen." — Die Ausdrücke der Häupter der Liga unter einander sind schärfer[1]: „Tilly ist in Kursachsen eingerückt ohne unser Wissen, Wollen noch Befehl." Die ausdrückliche Abmahnung Maximilians an Tilly ist jedoch erst vom 18. September datiert.[2]

Einige Tage später, am 3. October, meldete[3] Maximilian dem Kaiser: drei Tage vor dem Treffen von Breitenfeld habe der Kurfürst zu ihm den Franzosen St. Etienne gesandt, der zu verstehen gegeben, daß Johann Georg geneigt sei zu gütlicher Accommodation und zur Erneuerung der alten Verträge mit den katholischen Kurfürsten. Nun müsse er, Maximilian, vernehmen, daß ihm die Schuld des Anzuges auf Kursachsen beigemessen werde, auch von Johann Georg selbst. Deshalb habe er diesem erklären lassen, daß bis zur Kunde der That er davon nichts gewußt.

Bevor dies zweite Schreiben in Wien eintraf, verlangte der Kaiser, am 6. October, das Gutachten seiner Räthe über die erste Beschwerde des Kurfürsten. Dasselbe[4] lautete dahin, daß der Kaiser nach den Berichten Tillys diesem die Sache habe anheim stellen müssen. „Dem Ermessen der geheimen Räthe nach dürfte die mora, daß man dies consilium nicht zu der Zeit ergriffen, wo der König von Schweden sein Volk aus Pommern und der Mark noch nicht zusammen gebracht, Kursachsen auch sich noch nicht dermaßen gestärkt, die Nachricht der Übergabe des Herzogs von Württemberg noch frisch gewesen, mehr als eine praecipitatio eine Ursache des Unheils gewesen sein." — Die Worte enthalten mittelbar die Rechtfertigung Tillys. Nicht an ihm lag der Verzug, sondern zu einem Theile an dem Mangel des Entschlusses in Wien, zum anderen an demjenigen in Mainz und München.

Dem Gutachten entsprechend antwortete der Kaiser an Maximilian in einem Handschreiben,[5] vom 8. October: „Demnach E. L. in Ihrem Schreiben vom 26. September melden, daß Sie die Resolution, Kursachsen in seinem Lande anzugreifen, ehe er der Ruptur einen Anfang gemacht, niemals gern gesehen, noch für rathsam gehalten, kann und mag

[1] A. a. O.

[2] Adlzreitter III, 236. Irrig dort 13. Cal. Septembres statt Octobres.

[3] Kriegsacten F. 94. [4] A. a. O. [5] A. a. O.

ich Derofelben hierauf in gnädigem, freund-, vetter- und schwägerlichem Vertrauen nicht bergen, daß ich zwar auch an meinem Orte selbst niemals gewollt, daß es zu dergleichen Extremitäten, sonderlich mit Kursachsen kommen sollte. Es ist mich daher sehr schwer ankommen, in einer so wichtigen Sache, da mir zumal weder von Ewr. noch des Kurfürsten zu Mainz Lbd. über mein öfteres gnädiges und freundliches Ansuchen einiges Gutachten bis dato nicht erfolgt, irgend eine gewisse Resolution zu schöpfen. Und es wird sich befinden, daß ich den General von Tilly zu mehrmalen ermahnt, Kursachsens Länder so viel als möglich zu verschonen und mit demselben am ersten gar nicht zu brechen. Bis ich endlich durch sein, des Generals, starkes Anhalten und die mir vielmals vor Augen gestellte Gefahr, so an dem Verzuge hafte, bewegt worden und mich einmal anders nicht resolvieren können, als wenn der Kurfürst auf den ihm beschehenen Vortrag endlich einen abschlägigen oder verzügigen Bescheid geben sollte, er, der General, keineswegs länger zuwarten, sondern ohne weitere Bescheids-Einholung dasjenige vorzunehmen bedacht sein solle, was zu meinem und des H. Reiches gemeinen Diensten er seiner beiwohnenden Discretion nach für gut ansehen werde. Wir sind unseres Theils anders nicht wissend, als daß, wie der Graf Tilly über die Saale gesetzt, der König von Schweden mit seinem Volke auf kursächsischem Boden bei Wittemberg angekommen, und daß deswegen man sich nichts Anderes als einer Conjunction der Waffen mehr zu versehen gehabt. Derhalben ist auf die Erstattung des erlittenen Schadens nunmehr zu gedenken, und das Übrige dem lieben Gotte zu befehlen, welcher seines heiligen Namens Ehre zu retten weiß. Dabei ich denn an meinem Orte das Äußerste zuzusetzen gedenke, und eben dessen von den getreuen Kurfürsten und Stände nicht weniger gewärtig bin."

Dann kam jenes Schreiben Maximilians vom 3. October. Der Kaiser antwortete,[1] am 11., daß der spanische Gesandte in Wien den Obersten Paradies nach Dresden geschickt, um, wo möglich, mit dem Kurfürsten den Frieden herzustellen. Mit Bezug auf sein Schreiben vom 8. fügt er dann hinzu: „Solchem nach werden E. L. hochvernünftig zu ermessen haben, was es bei auswärtigen Potentaten und zumal allen unseren Widerwärtigen für ungleiches Nachdenken und Ansehen geben wird, da erschallen sollte, gleichsam als wenn man, zumal in diesen und anderen so hochwichtigen Sachen, nicht mit einmüthigem Rathe verfahren

[1] A. a. O.

thäte." Bis dahin ging der Entwurf Stralendorfs vom 10. October. Am 11. wurde auf den Rath Eggenbergs noch hinzugefügt: „Und dem Haupte von den Gliedern endlich die Schuld des unglückseligen Successes allein zugemessen werden wollte."

So misgestimmt indessen auch Maximilian sein mochte, so lag es ihm dennoch fern, seinen Unmuth an Tilly auszulassen. Er habe besonders gern vernommen, schrieb[1] er ihm, daß Tilly mit seiner Person, nachdem ihm so stark nachgestellt worden, dennoch glücklich, wenn auch nicht ohne Wunden, der Gefahr entronnen sei. Der Kurfürst sage dem allmächtigen Gotte dafür Dank, und wünsche dem Feldherrn, daß er bald sich schadlos halten möge. Bringe ja doch der Krieg dergleichen Vorfälle mit sich. Seien doch ähnliche Ungelegenheiten vielen anderen großen Potentaten und Generalen zugestoßen, welche dann wieder der allmächtige Gott mit ruhmvollem Siege und einem guten Ausgange des Krieges begnadigt habe.

In gleicher Weise verhielt sich dem Feldherrn gegenüber der Kaiser. Bestimmte Nachrichten des Unglücks von Breitenfeld waren zuerst von Aldringen an ihn gelangt, der selber auf die Kunde sich in die Grafschaft Schwarzburg gezogen hatte.[2] Von da aus meldete er, am 19., den Stand der Dinge, und bat, daß der Kaiser den Herzog von Lothringen mit den von ihm geworbenen Truppen nach Hessen senden möge. Drei Tage später, am 22., konnte Aldringen von Ilmenau aus genauer melden,[3] daß Tilly um Halberstadt die zerstreuten Truppen sammele, sich mit neuer Artillerie versehe, und daß er selber hoffe, sich mit dem Obersten Fugger bei Hersfeld zu vereinigen. Der Kaiser antwortete,[4] am 1. October, daß er zunächst die Vereinigung Aldringens mit Tilly wünsche. Dann fügte er in Betreff des Letzteren hinzu: „Und weil schließlich ohne Zweifel unser G.L. der Graf Tilly ob solchen Zustandes bestürzt sein wird, als wollest denselben von unseretwegen animieren und unser mit ihm tragendes bedauerliches Mitleiden erzeigen, wobei wir gleichwohl nicht zweifeln wollen, daß, gleichwie solche Schickung von dem göttlichen Willen herrührt, also er selbigen annehmen, sich selbst consolieren und diesen Unfall mit seinem tapferen und standhaften Gemüthe in guter Geduld zu überwinden wissen werde, und einen Weg als den anderen nicht unterlassen wolle, auf beförderliche Mittel und Wege zu gedenken, wie etwa

[1] Westenrieder VIII, 182. [2] Förster II, 109 uf.
[3] A. a. O. 113. [4] A. a. O. 117.

wiederum eine Vereinigung gemacht und unseren Feinden unter Augen könne gezogen werden, wozu wir auch bedacht sein wollen, ihm mit eilender Beförderung der dazu bedürftigen Requisiten zu Hülfe zu kommen und den exercitum wieder in flore zu restituieren." So schrieb der Kaiser am 1. October. Wenige Tage später traf Regensperger mit jenen Meldungen Tillys vom 21. September in Wien ein. Der Kaiser und sein Feldherr entsprachen einander. — Und wohl bedurfte es des Zusammenfassens aller Kraft; denn mit schwerer Wucht lastete auf diesen zwei hauptsächlichen Vertretern des alten Reiches der Schlag von Breitenfeld.

Unter dem Eindrucke des Selbsterlebten schrieb am Tage nach der Schlacht ein schwedischer Officier[1]: „Es hat also der Tilly in etwa fünf Stunden — so lang währte die Schlacht — seine Reputation in dem eingebüßt, daß man nunmehr sieht, daß auch Tilly eine Schlacht verlieren kann. Es ist eine Schlacht gewesen, dergleichen man vermeint seithero der Christenheit niemals in Deutschland geschehen sei, von 60,000 Combattanten, und so zwei alten und versuchten Generalen, und zwischen zwei Armeen, die alle beide inflati gewesen von continuierlichen Victorien, und daher alle beide obstinate gestanden und pertinaciter gegen einander gefochten. Nun helfe Gott weiter!"

Die Meinung von der Pertinacität auch auf kaiserlicher Seite erleidet doch eine bedeutende Einschränkung durch die vorangeführten Berichte über die Flucht eines Theiles der kaiserlichen Reiter. Danach war die Schlacht verloren nicht durch eine strategische Überlegenheit auf schwedischer Seite, sondern durch die Feigheit einiger, vielleicht im Beginne nur sehr weniger Reiter auf kaiserlicher Seite. Und doch welche ungeheure Consequenzen knüpften sich daran! Die Meinung jenes schwedischen Officiers betrifft nur den Tag selbst, faßt nur militärisch ihn ins Auge. Allein in seinen Worten selber liegt die Tragweite angedeutet: die Schlacht von Breitenfeld war seit dem Beginne des Christenthumes auf deutschem Boden die gewichtigste, weil in ihren Consequenzen für damals und für Jahrhunderte die unheilvollste.

Denn zuerst und vor allen Anderen traf der Schlag von Breitenfeld das Reichsoberhaupt und in demselben den Bestand des Reiches. Der Kaiser Ferdinand II. hatte auf Grund der Reichsconstitutionen ein jus armorum der Reichsfürsten ohne seine Einwilligung verneint. Er

[1] Arkiv II, 306.

hatte den Kurfürsten Johann Georg wiederholt aufgefordert, dem kaiserlichen Mandate gemäß die Waffen niederzulegen. Auf die Weigerung Johann Georgs hatte der Kaiser seinem Feldherrn die Vollmacht ertheilt, den widerspenstigen Reichsfürsten zu zwingen. Dieser Zwang war bei Breitenfeld mislungen, und zwar in Folge des Bundes des Kurfürsten mit einem fremden, dem Kaiser und dem Reiche feindlichen Könige. Der Sieg dieser zwei Häupter hatte daher eine doppelte Consequenz, zuerst diejenige der Erwerbung des Rechtes der Waffen für jeden einzelnen Reichsstand, und damit zugleich des Rechtes der Bündnisse mit fremden Mächten. Das jus armorum et foederum, welches später der westfälische Friede völkerrechtlich den Reichsfürsten zusprach, war thatsächlich erlangt auf dem Schlachtfelde von Breitenfeld. Und darum war dieser Sieg virtuell der Todesstreich auf das alte Reich.

Und kaum minder verderblich und entwürdigend für die Angehörigen des alten Reiches war das Colorit, unter welchem das ungeheuere Unglück geschah. Bis dahin hatte das Schwert Tillys die Lüge des Religionskrieges als die Maske des Trachtens nach fremdem Besitze und nach fremdem Rechte noch jedes Mal durchhauen. Dies Mal ward die Lüge umstrahlt von dem Glanze des Erfolges. Das Wort des Religionskrieges ward nun und fortan von dem Schweden und dem Kursachsen mit dem stärksten Nachdrucke officiell geltend gemacht. Gustav Adolf hatte in seiner Anrede vor dem Treffen darauf den Nachdruck gelegt. Johann Georg gebot nach dem Treffen durch sein Land ein öffentliches Bet- und Danksagungsfest, und ließ dabei von allen Kanzeln ein Schriftstück verlesen, in welchem der Verfasser, der Oberhofprediger Hoe von Hoenegg, den Schweden an Ausdrücken des Hasses gegen die Katholiken zu überbieten suchte.[1] „Ach Herr," heißt es darin, „mache Dich auf, überwältige ferner unsere Feinde, errette unsere Seelen von den Gottlosen mit deinem Schwerte. Gib unsere Feinde auch hinfüro in die Flucht, zerstoße sie wie den Staub vom Winde, räume sie hinweg wie Koth auf der Gasse. Gedenke doch, o Herr, daß der Feind — der Papst und sein Haufe — Dich den Herrn schmähen, und ein thöricht Volk lästert Deinen Namen." So weit fortan die Waffen des Schweden, des Kursachsen und ihres Anhanges auf deutschem Boden reichten, galt für dieselben das Wort vom Religionskriege und vom evangelischen Wesen — in der Wirklichkeit zum Dienste des fremden Eroberers.

[1] Ganz bei Arlanibaeus 228.

25. Consequenzen von Breitenfeld für den Kaiser und die Liga.

Der Schwedenkönig hatte sein Bündnis von Bärwalde mit Frankreich, vom Januar 1631, sogleich dem Kurfürsten von Brandenburg kund gethan, und dieser wiederum den anderen Kurfürsten und dem Kaiser. Wir haben vernommen, welche Beschwerde darüber der Kaiser in Rom erhob. Aber die französischen Gesandten in Rom wie in Wien leugneten ab. Um zur Klarheit zu kommen, entsandte der Kaiser den Herrn von Curtius nach Paris, mit dem Angebote der kaiserlichen Vermittelung zwischen Ludwig XIII., dessen Mutter Maria von Medici und dem Bruder Gaston. Am 31. Juli erstattete Curtius dem Kaiser einen ausführlichen Bericht.[1]

Auf das Angebot des Kaisers erwiederte Ludwig XIII. dem Gesandten: wenn der Kaiser eigentlich wüßte, was ihn, den König, zu einem und anderem gezwungen, so würde er ihm gewis nicht Unrecht geben. Damit war das Angebot abgelehnt. — Den Regensburger Friedenstractat wolle der König ausführen. Was den Schwedenkönig betreffe, so sei dieser einer seiner alten Confoederierten. Daher könne er nicht weniger thun als er thue, wisse dies auch in seinem Gewissen zu verantworten, und wolle sich äußerst angelegen sein lassen, wenn es möglich, zwischen dem Kaiser und dem Schwedenkönige einen Ausgleich zu treffen.

In der späteren französischen Geschichtsschreibung ist, wie schon früher bemerkt, die Meinung aufgekommen, und dann auch von Deutschen nachgesprochen worden, daß an die Stelle des Regensburger Friedens, den Richelieu desavouiert[2] habe, der Vertrag von Chierasco getreten sei. Diese Meinung ist, wie sich schon aus jener Antwort Ludwigs XIII. ergibt, nicht richtig. Richelieu und Ludwig XIII. haben nicht den Regensburger Frieden desavouiert. Der Vertrag von Chierasco handelte von der Ausführung des Friedensschlusses in Italien, ließ aber im Übrigen den Regensburger Friedensschluß, also namentlich den ersten Artikel, unberührt.

Ähnlich wie der König antwortete der Minister Richelieu: dem Schweden gegenüber könne sein König nicht weniger thun. Auch der Kaiser gebe Succurs für Spanien. Dazu habe zu diesem Bündnisse

---

[1] Friedensacten F. 9 b. Abgedruckt bei Khevenhiller XI, 2006 u. f., jedoch nicht ohne Fehler.

[2] Man sehe z. B. Avenel IV, 209.

der Krieg in Italien und die von dem Schweden her zu erwartende Diversion genöthigt. — Man sieht, diese Entschuldigung des Ministers für ein feindseliges Bündnis, das um vier Monate nach dem Frieden abgeschlossen wird, ist noch armseliger als diejenige Ludwigs XIII., der die Sache auf sein Gewissen nimmt. Die Kritik des Gesandten Curtius über diese Reden lautet: „Ew. K. M. ersehen, daß das pur lautere übel ausstudierte Unwahrheiten sind.“

Weiter fuhr Richelieu fort: daß er dagegen das Wachsthum der katholischen Religion verlange und zum Nachtheile derselben nichts zu thun begehre, liege zur Genüge vor in der Bezwingung von La Rochelle. Er wisse zwar, daß er bei dem Kaiser und aller Orten pro Cardinali Haeretico geschildert worden sei: er getraue sich aber von allen seinen Handlungen Rechenschaft zu geben.

In den Unterredungen des Gesandten mit dem Pater Joseph, im Juli 1631, sprach dieser seine Hoffnung aus, daß nunmehr alles sich zum Frieden lenke und die Dinge daher in solchem Stande seien, daß die christlichen Mächte unanimo consilio die Waffen wider den Türken wenden möchten. Curtius stimmte dem Wunsche bei. Nur sei es höchlich zu bedauern, setzte er hinzu, daß diesen erwünschten Stand der Dinge einzig und allein der Schwede hindere, und zwar nicht mit eigenen Kräften, sondern gestützt auf das Geld des allerchristlichsten Königs.

Dann legt Curtius dem Kaiser seine Ansicht über Frankreich dar wie folgt: „Es ist nichts gewisser, als daß der Friede in Deutschland, besonders wenn er mit Reputation und Vortheil für Ew. K. M. geschlossen werden kann, keinem Monarchen mehr zuwider sein würde als Frankreich, so wie andererseits nichts richtiger, als daß man hier für den Schwedenkönig oder wer immer diesen Frieden stört, das Äußerste thun wird. Und obwohl dies zu allen Zeiten ihnen angeboren, so finde ich doch, daß bei der jetzigen Lage der Dinge daheim diese Feindseligkeit ihnen mehr als je vonnöthen erscheint. Denn das gemeine Volk ist gedrückt durch die Noth, die von den Steuern und Auflagen zum welschen Kriege herrührt, und wird daher zu einem jähen Aufstande täglich mehr disponiert. Der Adel ist widerwillig, daß alles von Einem Kopfe abhangt. Der Respect ist verloren. Die Parlamente haben ihre Privilegien eingebüßt. Der einzige Bruder des Königs ist auf der Flucht. Des Königs eigene Mutter ist wie eine Gefangene. Es ist geringe oder gar keine Hoffnung auf einen Erben vom Könige. In der Erwägung

alles dessen ist leicht dahin zu schließen, daß ein solches Königreich von der Gefahr einer Veränderung bedroht wird. Daher trachtet man die Macht der Nachbaren, namentlich derjenigen, denen man wider alles Recht ansehnliche Städte, Land und Leute abgenommen, in deren eigenen Ländern beschäftigt zu halten, und durch diesen fremden Brand sich daheim zu sichern. Daher haben Ew. K. M. und das H. R. Reich, so aufrichtig auch immer Sie gegen dies Königreich handeln, von Natur und Noth desselben nichts Anderes zu erwarten als, direct oder indirect, Unruhe und Feindseligkeit." — Die Meinung des Gesandten Curtius geht endlich dahin, daß, nachdem Frankreich dem Schweden in Deutschland die Mittel zum Angriffe gegeben, der Kaiser kräftige und vor aller Welt billige Beweggründe habe, sich der Königin, die eben damals aus Compiegne in die spanischen Niederlande entfloh, und des Prinzen Gaston, mit Macht in Frankreich anzunehmen.

Der Kaiser schickte den Bericht des Gesandten Curtius an die vier katholischen Kurfürsten mit der Frage um ihr Gutachten, wie man sich gegen Frankreich zu verhalten, und ob nicht der Bruch des Regensburger Friedens durch das nunmehr eingestandene Bündnis Ludwigs XIII. mit dem Schweden genugsame Ursache zur Vergeltung gebe.[1] Die Absendung geschah am 24. August. Die Kurfürsten waren nicht geneigt, ein jeder für sich auf die Frage einzugehen, sondern beschlossen eine Collectiv-Antwort. Diese verzog sich bis zum 30. September, also bis nach der Schlacht von Breitenfeld.

Die Antwort erkennt an, daß das französisch-schwedische Bündnis dem Regensburger Vertrage zuwider laufe. Dann jedoch erfolgt eine Reihe von Abmahnungen, gegen diesen Vertragsbruch mit den Waffen einzuschreiten. Die Abwehr des Schweden erfordere die Anspannung aller Kräfte: weitere Mittel seien nicht aufzubringen. Ferner sei der Kaiser nicht sicher vor dem Erbfeinde des christlichen Namens, der von verschiedenen Orten, auch aus dem Reiche selbst, zum Einbruche stark angemahnt werde. Es sei nicht anzunehmen, daß der französische König, weil festgehalten durch die Zwietracht mit seiner Mutter und seinem Bruder, ins Reich einbrechen werde. Dagegen könne ein Angriff des Kaisers auf Frankreich dort den Ausgleich herbeiführen, und dann die zur Zeit getheilte Macht Frankreichs in das Reich ziehen. Es folgt der Hinweis auf Breitenfeld.

[1] Friedensacten F. 9 b. Abgedruckt bei Khevenhiller XI, 2024, nicht ganz correct.

„Das Allerbeschwerlichste und Gefährlichste aber, das uns bei diesen Sachen tief zu Gemüthe geht, ist der große Verlust und Schade, welchen die Armaden Ewr. K. M. und Dero getreuer Kurfürsten und Stände bei der Schlacht in Sachsen an Volk und Artillerie erlitten. In Folge dieser Niederlage ist bei dem Schweden und seinem Anhange der Muth, auch bei allen widrigen Religionsverwandten, Ständen und Unterthanen, die Verbitterung und Alteration der Gemüther allenthalben dermaßen gewachsen, und das ganze Römische Reich in einen gefährlicheren Übelstand als bisher jemals gerathen, so daß man alles Kriegsvolk, das katholisch, theils noch vorhanden und auf den Beinen ist, im H. R. Reiche selbst allein zu nothwendiger Versicherung und Errettung sowohl Ewr. K. M. als Dero getreuer Kurfürsten und Stände, Land und Leute zum höchsten vonnöthen hat, und ohne äußerste Gefahr des gemeinen katholischen Wesens und des ganzen R. Reiches dies Mal nichts davon außerhalb desselben führen, und zur Erweckung neuer auswärtiger Kriege und Feinde gebrauchen kann. Dies zumal da die allbereits vorhandene, innerliche, noch nicht gedämpfte Feindschaft nach dieser neuen Victorie erst recht hervorbrechen, und aller Orten bei den Nicht-Katholiken nunmehr öffentlich und ungescheut einen großen Anhang und Vorschub bekommen wird. Derohalben leben wir der unterthänigsten unzweifelhaften Hoffnung, daß, wenn schon Ew. K. Majestät vorher im Sinne und Gedanken gehabt hätten, gegen Frankreich wegen des Vertragsbruches etwas offensiv vorzunehmen, Sie es doch nunmehr bei dem obangeregten schweren neuen Stande der Dinge selbst nicht für thunlich und rathsam befinden werden.“

Endlich hoben die Kurfürsten hervor, daß sie sowohl bei dem Könige von Frankreich ihre Gründe gegen sein Bündnis mit dem Schweden geltend machen, als auch den Papst ersuchen wollen, den König von diesem für den Bestand der Kirche bedrohlichen Bündnisse abzumahnen.

Auch von seinem Bruder, dem Erzherzog Leopold in Tirol, forderte der Kaiser über die Frage des Verhaltens zu dem französischen Vertragsbruche ein Gutachten ein. Dasselbe [1] lautete ganz anders als dasjenige der Kurfürsten, nämlich für nachdrücklichen Krieg gegen den vertragsbrüchigen König. Es war dabei dem Erzherzog noch nicht bekannt, daß

[1] Bei Khevenhiller XI, 2035.

in denselben Tagen in tiefster Stille sich in Italien ein Act vollzog, den Richelieu als einen neuen Meisterstreich gegen das Haus Habsburg beider Linien betrachten durfte.

Gemäß dem Vertrage von Chierasco mußten am 20. September die Franzosen die Alpenfeste Pinerolo räumen und sie dem Herzoge Victor Amadeus von Savoyen überliefern.[1] Dies geschah. Der Herzog stellte dem Gesandten Servient ein Document aus, durch welches er bestätigte alle Plätze und Länder von den Franzosen zurück erhalten und dafür den Marschall Thoiras als Geisel entlassen zu haben, zugleich auch den Papst ersuchte, nach dieser pünctlichen Erfüllung der Verträge von Regensburg und Chierasco auch die französischen Geiseln in seinem Verwahrsam in Freiheit zu setzen. „Nachdem dieser Act vollzogen, ließ der Herzog selber in der Nacht einige Franzosen in Pinerolo wieder ein, deren Anzahl der Cardinal mir auf 2600 Mann angab. Diese Soldaten halten den Platz besetzt zum Scheine für Savoyen, in der Wirklichkeit für Frankreich. Als Geiseln für diese sehr geheime Übereinkunft befinden sich hier zwei savoyische Brüder. Daß der Herzog von Savoyen sich dazu hat bewegen lassen, gereicht dem Cardinal, der doch dessen Haus so sehr mishandelt hat, zum hohen Ruhme; jedoch scheint mir auch, daß er, indem er das ganze Haus Österreich wider sich aufbringt, sein sehr hart mitgenommenes Land aufs neue in Gefahr setzt. Man ist versucht zu sagen, daß der Cardinal der glücklichste Mensch auf der Welt sei, dem auch wider Erwarten alles gelingt was er unternimmt. Dagegen hat der Herzog von Savoyen entweder alle Einsicht verloren, oder sich in der äußersten Nothlage befunden, oder endlich von Frankreich ein geheimes Versprechen erhalten, ob gegen Genf oder gegen Genua. Angenommen aber auch dies sei, so war doch nichts wichtiger für ihn als Herr der Pforte von Italien zu sein. Dies machte seine Freundschaft nothwendig für Spanien wie für Frankreich, während man ihn jetzt den Sclaven der letzteren Macht nennen kann."

Bereits am 6. October erstattete Contarini von Paris aus diesen Bericht. Damals also war im Geheimen alles fertig. Am 21. October entsandte Victor Amadeus an den Kaiser ein langes Klagschreiben,[2] daß er in der Zulassung der Franzosen in Pinerolo das geringere Übel habe

[1] Das Folgende nach dem Berichte Contarinis, aus Paris, vom 6. October, bei Bühring 345.

[2] Friedensacten F. 9 b.

erwählen müssen, und schloß mit den Worten: Illud certissimum est, fidem, amorem et humillimam observantiam nostram erga C^m V^m Majestatem firmam et inconcussam perpetuo remansuram.

Man dürfte also nicht sagen, daß Pinerolo in Folge der Schlacht von Breitenfeld nicht bloß für den Herzog von Savoyen, sondern auch für Kaiser und Reich verloren ging; aber jedenfalls konnte in Folge von Breitenfeld der Cardinal Richelieu diese Beute eher behaupten.

Der Erzherzog Leopold stand mit jenem seinem Urtheile nicht allein. Es gab Männer wie den Grafen Khevenhiller,[1] welche, nachdem sie die ganze Zeit des Krieges mit durchlebt, im Rückblicke auf den französischen Bruch des Regensburger Friedens beharrten bei dem Urtheil, daß es richtiger gewesen wäre, damals mit Frankreich zum offenen Kriege zu kommen als zu dissimulieren. Jenes Gutachten der vier Kurfürsten, vom 30. September, machte jedoch dem Kaiser den Krieg gegen Frankreich unmöglich. Bei der Berathung desselben in Wien ward sogar die Meinung ausgesprochen[2]: Ludwig XIII. handele so wie er thue aus Furcht, daß der Kaiser den Herzog von Orleans gegen ihn unterstützen wolle. Dieses Bedenken müsse ihm genommen werden. Demnach hat Gaston von Orleans von dem Kaiser keine Unterstützung empfangen.

Die einzige Zusage in dem Gutachten der Kurfürsten war diejenige einer Verwendung bei dem Papste Urban VIII., daß er den König von Frankreich von dem Bündnisse mit dem Schweden abmahne. Denselben Weg schlug der Kaiser ein, am 28. October.[3] „Es handelt sich nicht mehr bloß um uns," schreibt der Kaiser, „sondern durch uns sucht der Schwede das ganze katholische Wesen, und findet als seine Helfer Alle, die der Kirche feindselig gegenüber stehen. Wir dagegen werden verlassen von denen, deren Sache die gemeinsame mit der unserigen sein sollte. Und nicht bloß dies, sondern der König, der den Namen des Allerchristlichsten führt, gibt dem Schweden das Geld und andere Mittel, um uns zu bekriegen. Das betrifft wahrlich nicht mehr bloß uns und das H. R. Reich, sondern auch alle Andere. welche den sicheren Bestand der Kirche wollen, und ganz besonders Eure Heiligkeit als das allgemeine Haupt derselben. Zu Ewr. Heiligkeit strecken die Angehörigen der Kirche in Deutschland um Hülfe flehend die Hände empor. Ganz besonders

[1] Khevenhiller XI, 2035. [2] Kriegsacten F. 94. Vom 8. October.
[3] Khevenhiller XI, 2036.

bitten sie, daß Ew. Heiligkeit den Allerchristlichsten König nicht bloß abmahnen von dem schwedischen Bündnisse, welches geschlossen ist wider den Regensburger Friedensvertrag, sondern auch, wenn es geschehen kann, auffordern, gegen den Verstörer der Kirche uns zur Seite zu treten."

Urban VIII. ging auf den Hülferuf des Kaisers nicht ein. Wir werden diesen Ruf später abermals und dringender vernehmen.

Bei der Berathung jenes Gutachtens vom 30. September gaben der Kurfürst Maximilian und seine Collegen sich noch der Hoffnung hin, mit dem Kurfürsten von Sachsen friedlich wieder abzukommen. Denn sie hatten ihm offen ausgesprochen, daß die Vollmacht für Tilly als kaiserlichen Obergeneral, von dem Kurfürsten von Sachsen in Güte oder mit Gewalt einen Entschluß zu erlangen, ohne ihr Vorwissen und ohne ihre Zustimmung gegeben war. Am 14. October entsandte Maximilian an Anselm Casimir von Mainz seine Vorschläge,[1] dahin gerichtet, daß die Liga einerseits, der Kurfürst von Sachsen andererseits sich aller Thätlichkeiten wider einander enthalten, und der Kurfürst sich wieder von dem Schwedenkönige trennen sollte. Maximilian war erbötig, wie schon in Regensburg vorgeschlagen sei, dem Kurfürsten die drei Stifter Merseburg, Naumburg, Meißen unangefochten verbleiben zu lassen; dagegen solle Johann Georg bei dem Schweden „die Sache dahin vermitteln, daß er sich ebenergestalt gegen die Katholiken aller ferneren Thätlichkeiten, weil man ihm diesseits dazu keine Ursache gegeben, enthalten wolle."

Die Worte zeigen in merkwürdiger Weise, wie wenig noch der Kurfürst Maximilian die wahre Natur des Schweden und seines Krieges durchschauete. An dem Tage selbst, wo Maximilian diese Vorschläge machte, dem 14. October, waren die Ereignisse darüber hinweggerollt.

Das Ergebnis ist, daß der Tag von Breitenfeld das Band des Kaisers mit der Liga nicht gefestigt hatte.

Augenfälliger noch und in der Sache gewichtiger war die Wirkung auf den Congreß in Frankfurt, auf den man von katholischer Seite bis dahin die stärkste Hoffnung auf die Herstellung des Friedens setzte. Die Dinge hatten sich dahin gewendet, daß der Convent in Leipzig, der nach den Worten Johann Georgs ursprünglich nur eine Vorberathung für Frankfurt hatte sein sollen, durch den Beschluß der Bewaffnung zur

[1] Kriegsacten F. 94.

Hauptsache geworden war. Dennoch kamen im August Abgeordnete der Reichsstände beider Religionen zusammen. Andere entblieben. Graf Wolf von Mansfeld in Magdeburg ließ den Anhaltischen Fürsten geradezu sagen: er finde nicht, warum sie den Frankfurter Tag beschicken wollten: „sintemal doch das ganze Werk auf Kursachsens Resolution beruhen thäte“. — Dieser Kurfürst Johann Georg selber aber erging sich in Dresden zu Arnim, am 23. Juli/2. August, in den Worten[2]: er halte den nach Frankfurt ausgeschriebenen Tag für eine Komödie und lauter Spiegelfechterei. — Die Worte bekunden bei Johann Georg selber nicht den Willen des Gegentheils. Das Tagebuch[3] des bayerischen Gesandten in Frankfurt, Freiherrn v. Preising, läßt ersehen, daß vom Beginne an Kursachsen mehr hinderte als förderte. Johann Georgs Schwiegersohn, der Landgraf Georg, der, immer thätig wo es galt dem Reiche den Frieden wieder zu bringen, auch in Frankfurt vermittelte, sprach seine Klage[4] aus, die Vollmachten der kursächsischen Gesandten so enge gefaßt zu finden, daß schwerlich davon eine gute Verrichtung zu hoffen. Die Gesandten Johann Georgs waren nicht bloß auf die Forderung der Suspension des Restitutions-Edictes instruiert, sondern auch der Entwaffnung der Liga.[5] Sie erklärten, daß sie erst die Ankunft der Brandenburger abwarten müßten.[6] Es trafen die Nachrichten der Einbrüche des Landgrafen Wilhelm und des Herzogs Bernhard von Weimar in die Gebiete katholischer Fürsten ein. Auf die Anfrage darüber erwiederten die Kursachsen: sie hätten davon keine Kunde. Sie beriefen sich für ihre Weigerung in Verhandlungen einzutreten, abermals auf das Ausbleiben der Brandenburger. „Diese[7] neue Weigerung erbitterte alle Gesandte: sie äußerten lebhaft ihre Unzufriedenheit, und der bayerische Gesandte wollte, daß man dieses zweideutige undeutsche Betragen actenmäßig dem ganzen Deutschland vorlege.“

Nach der endlichen Ankunft der Brandenburger versammelten sich alle Gesandte auf dem Römer, am 15. September.[8] Im Namen des Kaisers verkündete Hermann von Questenberg: die unnachläßige Bedingung des Friedens sei die Bestätigung des Religionsfriedens und des Restitutions-Edictes als Consequenz desselben, und daß der Kaiser sich die Genehmigung der Beschlüsse beider Parteien und das oberstrichterliche

[1] G. Krause II, 285. [2] Opitz 70.
[3] Abgedruckt bei Aretin, Bayern usw. 295.
[4] A. a. O. 296. [5] A. a. O. 299. [6] (Stumpf) 288.
[7] A. a. O. 290. [8] A. a. O. 292.

Erkenntnis ausdrücklich vorbehalte.[1] Der kursächsische Gesandte sprach zwar auch von der Erneuerung des Religionsfriedens, jedoch mit der Einschränkung: „so viel Gewissens halber geschehen könne", — und vom Restitutions-Edicte gar nicht.

In den nächsten Tagen wurden die Vollmachten geprüft. Dann aber kamen Gerüchte von Breitenfeld, und bald auch die sichere Nachricht. Die Kurmainzer und die Hessen-Darmstädter, beiderseits erregt durch das Vorgehen Tillys gegen Kursachsen, dessen Gründe sie doch wohl kaum kennen mochten, erörterten die Frage, ob es noch möglich sei, Kursachsen von dem Bündnisse mit Schweden abzubringen.[2] Sie fanden kein Mittel. Die Gesandten der katholischen Reichsfürsten brachen auf. Der Kurfürst Johann Georg schrieb[3] darüber an seinen Schwiegersohn, den Landgrafen Georg: die Katholiken hätten wider alles Vermuthen die genugsam angetretene und kostbar continuierte gütliche Handlung zu Frankfurt abgebrochen: er wolle sie es bei Gott verantworten lassen, sich dagegen auf sein gutes Gewissen beziehen. — Der Vergleich dieser Worte mit jenen des Kurfürsten zu Arnim, vom 2. August, zeigt einige Verschiedenheit. Aber die Thatsache war da: die Aussicht auf den inneren Frieden der Deutschen von dem Frankfurter Congresse her war in Folge des Tages von Breitenfeld zergangen. — Kehren wir zurück zu denen, welchen die Früchte dieses Tages zufielen.

26. Gustav Adolf und Johann Georg nach Breitenfeld.

Am Tage nach dem Treffen, dem 8/18. September, rückte Gustav Adolf vor Leipzig und forderte die kaiserliche Besatzung, etwa 1000 Mann, zur Übergabe auf.[4] Sie bat um Frist. „Der König" — so berichtet ein schwedischer Officier — „könnte die Stadt wohl in ein Paar Stunden einnehmen, weil sie nicht sonderlich fest; aber weil es eine kurfürstliche Stadt und rühmlich sie vor dem Plündern zu retten, als wird sie der König dem Kürfürsten selbst einzunehmen übergeben." So geschah es. Der König wandte sich um auf Merseburg zu, wohin viele Kaiserliche sich zurückgezogen. Die Niederlage derselben ward dort vollendet. Es hieß, daß 3000 theils getödtet, theils gefangen seien. Am nächsten Tage ging der Zug auf Halle. Die Stadt war von der Besatzung verlassen, nur diejenige der Moritzburg wollte sich halten, erklärte sich dann jedoch

[1] A. a. O. 293. [2] Irmer I, 4. [3] (Stumpf) 295.
[4] Horns Bericht im Arkiv I, 762; ferner Arkiv II, 306 und 310.

bereit zum Accorde auf Discretion. Viele der Soldaten traten um zu dem Schweden. Unterdessen capitulierte auch die Besatzung in Leipzig.[1] Der Kurfürst gestattete den Soldaten, die katholisch, gegen den Eid nicht wider ihn oder Schweden zu dienen, freien Abzug oder Eintritt in sein Heer. „Die Evangelischen aber mußten alsbald von der kaiserlichen Partei sich abthun und zur kursächsischen treten."

Von den Kaiserlichen, die bei Breitenfeld über geblieben, traten so viele zu dem Schweden um, daß sein Historiker Chemnitz berichtet[2]: der König sei in den Tagen vor dem Treffen mit nur 13,000 Mann zu Fuß über die Elbbrücke bei Wittenberg marschiert, in der Revue bei Halle habe er sich an Infanterie 18,000 Mann stark befunden.

Von Halle aus sandte Gustav Adolf den Secretär Salvius nach Leipzig, um den Kurfürsten zur Berathung des weiteren Kriegsplanes einzuladen. „Der Kurfürst," meldet[3] Salvius, „stand in Besorgnis, daß ich ihm Vorwürfe zu überbringen hätte wegen des schlechten Verhaltens seiner Truppen. Als ich ihm aber sagte, daß der König ihm danken ließe, daß er so eifrig zur Schlacht gerathen, und seinen Glückwunsch meldete, ward er sehr froh."

Inzwischen handelte Gustav Adolf in Halle für sich selber. Die Stadt war nach Magdeburg die zweite des Erzstiftes. Nachdem der Markgraf Christian Wilhelm desselben verlustig geworden und ein Theil des Domcapitels den Prinzen August von Sachsen, einen Sohn Johann Georgs, erwählt, war die Nicht-Anerkennung dieser Wahl von Seiten des Kaisers bei dem Kurfürsten der erste Stein des Anstoßes und des Ärgernisses geworden. Gustav Adolf hatte daher, um den Kurfürsten zu sich herüber zu locken, im Juli ihm durch Arnim sagen lassen[5]: wenn Johann Georg sich mit ihm vereinige, so „könnten wir Sr. Lbd. das Erzstift mit eben so leichter Mühe restituieren, als es dem Tilly schwer gewesen solches zu occupieren."

Nach Breitenfeld hören wir eine derartige Rede des Schwedenkönigs nicht mehr. Anderes dagegen vernahm man in Halle.[6] „Der König war gegen die Stadt zu großem Unwillen gereizt und ihm beigebracht worden, daß der Rath bei dem Markgrafen Christian Wilhelm wegen verweigerter Huldigung und in anderen Dingen sehr übel und

---

[1] Chemnitz 215. [2] A. a. O. 213. [3] Arkiv II, 310.
[4] Chemnitz 215. [5] G. Droysen, Schriftstücke 207.
[6] Das Folgende aus Dreyhaupt I, 393.

unverantwortlich gehandelt, daher der König harte Bedrohungen gegen den Rath und die Stadt in Merseburg und sonst von sich hören lassen." Vor dem Einzuge, am 11/21. September, „kamen eine halbe Stunde vor Halle die Deputierten des Rathes ihm entgegen, mit einer Rede: daß sie Gottes allweise Providenz und gewaltige Regierung erkennen müßten, der Sr. K. Majestät solchen großen Sieg verliehen, und sich Ihrer als eines Werkzeuges zur Rettung und Erhaltung der evangelischen, in Furcht und Noth sitzenden Kirche gebrauchen wollen. Sie bäten daneben Se. K. M. unterthänigst, die gute Stadt Ihro zu allen königlichen Gnaden empfohlen sein zu lassen. — Worauf der König: Ihr von Halle, die Worte sind gut: ich höre aber viel Böses von Euch. — Darauf die Deputierten des Rathes: Ei so getrösten wir uns eines gerechtesten Königs, der wird die Wahrheit hören, lieben, auch verpflichtete getreue Leute haben, durch welche aller Grund kann vernommen werden. Ew. K. M. thuen dazu Verordnung: wir wollen alle actiones justificieren, oder Leib und Leben soll verloren sein. — Darauf der König: Das will ich erfahren. Wie habt Ihr es mit Euerem Fürsten so schlimm gemacht? — Worauf die Deputierten geantwortet: Wir haben unsere Richtschnur und Eidespflicht gehabt. Ob wir auch gleich Ihrer F. Gn. nicht haben thun können, was sie gewollt: so haben wir doch auch Derselben nichts Böses bewiesen. — Nach vielem Wortwechsel haben die Deputierten zuletzt nochmals wiederholt: Wir wollen uns justificieren, oder alles verlustig sein. — Darauf der König geantwortet: Das wäre viel — auch damit weggeritten."

Dann beschied der König den Rath der Stadt in sein Quartier vor sich, und fuhr die Mitglieder wieder an als treulos und meineidig. Sie verantworteten sich mit der Eidesformel. „J. F. Gn. haben in unserem Huldigungseide ausdrücklich uns schwören lassen: wenn J. F. Gn. nicht mehr am Stifte, sollten wir uns an das Domcapitel halten. Das sind die klaren Worte des Eides." — Endlich sprach der König: „Dann habt Ihr recht gethan."

Am 13/23. September unterzeichnete der Rath von Halle einen Revers.[1] Darin heißt es: „Wir Rathmannen, Meister der Innungen und Gemeinheit der Stadt Halle urkunden und bekennen für uns und gemeine Bürgerschaft, daß der König von Schweden aus hochwichtigen und rechtmäßigen Ursachen in einen schweren Krieg mit der Röm. K. Majestät

[1] A. a. O.

und Dero Anhang im Reiche gerathen, und daß darin Dero gerechte Waffen von der göttlichen Allmacht über viele ansehnliche Successen auch so hoch gesegnet worden, daß sie den General Grafen Tilly am 7. September in offener Feldschlacht geschlagen, und so weit schon verfolgt, daß J. Kön. M. sich dieser Stadt und darin gelegenen Schlosses bemächtigt und also jure belli mit uns und den Unserigen ihres Gefallens zu disponieren und zu verfahren gehabt — daß jedennoch J. Kön. M. aus angestammter hoher königlicher Milde und Gnade sich dahin erklärt: so fern Sr. Kön. M. wir unsere unterthänigste Treue, Devotion und Gehorsam gegen Sie in Schrift genugsam versichern würden, uns bei unseren wohlhergebrachten Privilegien, Frei- und Gerechtigkeiten nicht allein aus Gnaden zu lassen, sondern auch wider obgemeldete Dero Feinde königlich zu schützen und zu vertheidigen. Dieweil wir nun Solches für eine hohe, unverschuldete christlich milde Gnade in aller unterthänigster Dankbarkeit erkennen, so" — es folgt das Gelöbnis, dem Könige getreu, hold und gewärtig zu sein.

Es ist kaum anzunehmen, daß dies entwürdigende Actenstück aus der Feder eines Bürgers von Halle geflossen sei, noch daß ein Mann von Ehr- und Rechtsgefühl dort seinen Namen freiwillig unter dasselbe gesetzt habe.

Die Erbhuldigung wurde einstweilen noch verschoben, und zwar so daß Gustav Adolf sich dann für die Entgegennahme derselben eines deutschen Fürsten bediente.

Die vier Fürsten des Hauses Anhalt, August, Ludwig, Johann Casimir, Christian, hatten sich beeilt, gleich nach Breitenfeld sich in Halle dem Sieger zu stellen. Am 15/25. September unterschrieben sie mit ihm ihren Dienstvertrag,[1] in welchem sie, die bisher von Tilly wiederholtes Lob für ihre Treue empfangen, nun in der Redeweise des Schwedenkönigs sagten, daß der Kaiser sie „ihrer Freiheit in Religions- und Profansachen habe gar berauben und endlich unter das päpstliche Joch herwieder zwingen wollen". Die Hauptsache in dem Vertrage war wie immer die völlige ungehinderte Direction des Krieges für den Schwedenkönig, für die Anhaltischen Fürsten dagegen eine monatliche Contribution von 3000 Rthlrn. — Zwei Tage später, am 17/27. September, ernannte[2] der Schwedenkönig den Fürsten Ludwig zu seinem Statthalter für Magdeburg und Halberstadt. In dieser seiner Eigenschaft nahm der

[1] Abgedruckt bei G. Krause II, 294. [2] A. a. O. 303.

Fürst Ludwig am 27. Februar 1632 in Halle die Erbhuldigung für den Schweden ein.[1] Er leitete sie ein mit den Worten: „Nachdem die königliche Majestät zu Schweden, unser gnädigster und freundlich geliebter Herr und Oheim, sich durch göttliche gnädige Verleihung neben anderen auch dieses Landes rechtmäßige unconditionierte höchste Obrigkeit worden, und so erbötig wie gnädigst geneigt ist, uns zu schützen: so erfordert auch hingegen die Nothdurft, daß J. Kön. M. des Gehorsams der Unterthanen und ihrer Treue durch welt- und landbräuchliche Huldigungspflicht versichert werde“ usw.

Der Vorgang in Halle ist vorbildlich für das Verhalten des Schwedenkönigs auf dem Boden des Reiches. Bis dahin hatte er die Gebiete protestantischer Fürsten durchzogen. Diese mußten an ihn sich binden, willig oder unwillig ihm die Kräfte ihrer Länder zur Verfügung stellen; denn innerhalb des Bereiches seiner Waffen gestattete Gustav Adolf keine Neutralität, sondern forderte für sich die absolute Direction des Krieges, und fortan auch das Einstimmen in seinen Ruf des evangelischen Wesens. Gustav Adolf wollte die deutschen Erbfürsten nicht absetzen, nicht verjagen: sie sollten ihm dienen.

Anders für den Schweden stand die Sache mit den bisher geistlichen, den Wahlfürstenthümern. Zum ersten Male betrat er ein solches in Halle. Er verfuhr dort nicht wie Mansfeld oder der Herzog Christian, die von der Qualität der Fürstbisthümer her sich das Recht zusprachen, dieselben zu mishandeln oder für ihr Kriegswesen auszubeuten, sondern Gustav Adolf betrachtete diese Länder wie herrenloses Gut, wie die Beute primi occupantis.

In der ersten Stadt des Erzbisthumes, in Magdeburg selber, hätte dieser Anschauung der Vertrag, den Stallman im Namen des Königs abgeschlossen, Falkenberg als Legat desselben bestätigt hatte, im Wege stehen können. Aber die Ereignisse hatten dem Schwedenkönige die Bürde dieses Vertrages thatsächlich abgenommen. Dagegen vergaß Gustav Adolf die Dienste derer nicht, welche ihm den Nutzen dieses Vertrages zuwege gebracht. Voran unter diesen stand Schneidewein, einst das Haupt der Dingebankbrüder und der Ochlokratie von Magdeburg bis zum Sturze des alten Rathes, dann der Vermittler des schriftlichen Vertrages des Rathes mit Stallman. Wenige Monate zuvor hatte allerdings Falkenberg diesen Schneidewein wegen der Übergabe von Neuhaldensleben als

[1] Dreyhaupt I, 397.

Feigling in Magdeburg austrommeln lassen. In Folge des kriegsrechtlichen Spruches hatte Stallman von dem Gastwirthe Parsch in Magdeburg aus der fahrenden Habe Schneideweins das Original der Urkunde eingefordert,[1] durch welche Christian Wilhelm dem Schneidewein für die Vermittelung des Vertrages mit dem Rathe von Magdeburg Landgüter zum Werthe von 50,000 Rthlr. versprochen hatte.[2] Allein bei Gustav Adolf scheinen jene Verdienste Schneideweins schwerer gewogen zu haben als das kriegsrechtliche Urtheil Falkenbergs: er vollzog die Schenkung von Landgütern,[3] welche Christian Wilhelm diesem Individuum verheißen, und ernannte es zum Commandanten von Halle.[4] — Einen entsprechenden Lohn erhielt Johann Stallman: er wurde zum Kanzler des Erzstiftes ernannt.[5] Dazu erhielt er als Dotation das Gut Gottesgnade bei Calbe.[6] Danach scheint die Zufriedenheit Gustav Adolfs auch mit allen Leistungen Stallmans keinem Zweifel zu unterliegen.

Am selben Tage, wo Gustav Adolf jene vorläufige Huldigung des Rathes und der Bürger von Halle entgegen nahm, am 13/23. September, richtete er an Johann Georg in einem Handschreiben[7] die Einladung sich zu ihm zu begeben, „um freundliche Unterredung zu pflegen, wie die Victorie zu gesammtem Besten und zu völliger Herstellung des evangelischen Wesens weiter zu verfolgen sei". Wie die Thatsachen an sich selber, so zeigen diese Worte ausdrücklich, daß Johann Georg in die schwedische Forderung der absoluten Direction des Krieges, welcher die anderen Fürsten bis dahin sich hatten fügen müssen, nicht gewilligt hatte. In dieser Beziehung also hatte der von dem Schweden Jahre lang zuvor so scharfsinnig und so umsichtig ausgedachte Plan eine Lücke. Es war für Gustav Adolf die Frage und die Aufgabe, wie er diese Lücke ergänzen, den Kurfürsten dennoch nach seinem Willen lenken könne.

Auf die Ladung begab sich Johann Georg nach Halle. Wie der Schwede Salvius berichtet,[8] tranken der Kurfürst und der König Brüderschaft und waren vertraulich mit einander, „so sehr, daß der Kurfürst sich erbot, treulich zu rathen und zu helfen, daß dem Könige die römische Krone aufs Haupt gesetzt würde". Wenn immer solche Worte beim Weine gefallen sein mögen, so finden sie in den Thatsachen der Folgezeit keine Bestätigung.

---

[1] Protocolla Magdeburgensia. [2] Hoffmann-Guerike 19. Vgl. III [1], 512 uf.
[3] A. a. O. Vgl. Dreyhaupt I, 394. [4] Chemnitz 216 [a]. [5] A. a. O.
[6] Dittmar 417. [7] G. Droysen, Schriftstücke 38. [8] Arkiv II, 309.

Dann kam die Frage der Fortsetzung des Krieges. Es ist damals und später oft gesagt worden, daß Gustav Adolf nach Breitenfeld bei einem Marsche direct auf Wien kaum ein Hindernis gefunden hätte. Sicher ist, daß in der Umgebung des Kaisers sich eine Besorgnis dieser Art lebhaft regte.[1] Es standen dort keine Truppen zur Verfügung. Von keiner Seite her leuchtete eine Hoffnung auf Hülfe. Ja man war geneigt, als dies Gefürchtete dennoch nicht eintrat, dies einer besonderen göttlichen Verblendung des Schwedenkönigs beizumessen. — Hören wir dagegen ihn und die Seinigen selber.

„Der Kurfürst," berichtet[2] Chemnitz, „hatte die beste Lust, über Erfurt gegen Franken zu gehen, weshalb er den König gern auf die linke Hand, gegen die kaiserlichen Erbländer angebracht hätte". Der König erhob jedoch Bedenken. Tilly, sagte er, habe sich auf die Weser zurückgezogen, um dort die zerstreueten Truppen zu sammeln, und sich mit Aldringen und Fugger zu vereinigen. Dadurch könne er leicht ein starkes Corps wieder zusammen bringen, und sich auf denjenigen werfen, der die rechte Hand behielte. Dieser Gefahr dürfe der König die kursächsischen Truppen und Länder nicht aussetzen, zumal unter der Führung Arnims, der sich in der neulichen Schlacht nicht wenig alteriert, bestürzt und irresolut befunden, und besser in Rathen als in Thaten wäre.

Ein anderes wichtiges Motiv, weshalb Johann Georg lieber rechts gehen wollte, dagegen nach Gustav Adolfs Willen links gehen sollte, war das Verhältnis zum Kaiser. Es war vorauszusehen, daß dieser sich bemühen würde, mit dem Kurfürsten wieder zum Frieden zu kommen. Gustav Adolf wußte genau genug, wie sehr Johann Georg bis in die letzten Tage geschwankt hatte, und bei den Schweden herrschte vielfach dieselbe Meinung,[3] wie bei der Liga,[4] daß Tilly durch das Einrücken in Kursachsen, welches dem Kurfürsten die Entscheidung aufgezwungen, einen schweren Fehler begangen habe. Es lag daher im Interesse des Schweden, den Kurfürsten noch tiefer, unversöhnlich mit dem Kaiser zu verfeinden. Darum sollte der Kursachse links in die kaiserlichen Erbländer, und Gustav Adolf wollte rechts. — Es versteht sich, daß dies Motiv nicht offen zur Sprache kam.

Dagegen scheint Gustav Adolf zur Überredung des Kurfürsten noch eine andere Kraft herbei gezogen zu haben, den Herzog Wilhelm von

[1] Lamormaini 164. [2] Chemnitz 216 b. Vgl. Pappus 65.

[3] Salvius in Arkiv II, 307: Tilly begick deri en stor faute.

[4] Adlzreitter 236: praecox consilium, bellum inconsulte susceptum.

Weimar.[1] Dieser trat mit dem bestimmten Vorschlage auf: das königliche Heer müsse seinen Weg über den Thüringer Wald nach Franken, an den Main und Rhein, in die sogenannte Pfaffengasse nehmen. — Dagegen ward das Bedenken erhoben, daß die Stadt Erfurt durch längeren Widerstand dem Zuge hinderlich sein könne. Der Herzog Wilhelm nahm es hinweg durch das Erbieten, sich in kurzem der Stadt zu bemeistern. Gustav Adolf stimmte zu.

Wie immer dem sei, der Schluß[2] fiel dahin aus, daß der Kurfürst suchen solle in Schlesien festen Fuß zu fassen, sich darin auszubreiten und, dem evangelischen Wesen zum Besten, in starke Kriegsverfassung zu setzen. Der König dagegen wolle zunächst nach Thüringen gehen, dann nach Franken seinen Marsch nehmen, um den protestantischen Reichsständen im Oberlande Luft zu machen, auch die Pfaffengasse heimsuchen, und dem Tilly, wo er sich unterstünde es zu verwehren, das Haupt bieten.

Gewichtiger als diese Reden mögen für Gustav Adolf die Gedanken gewesen sein, die er einige Monate später von Mörsburg aus an Solms in die Worte faßte[3]: „Nicht das Königreich Böhmen und Schlesien sind das rechte Magazin, aus welchem dem Feinde seine Kräfte an Volk, Geld und Munition zuwachsen, sondern vielmehr diese Pfaffenländer und reiche mächtige Städte, welche man ihm abschneiden und zum gesammten Vortheile ziehen muß.“ Das also setzte Gustav Adolf sich zur nächsten Aufgabe. Und zwar dies um so mehr, weil er, wie es bald die Thatsachen auswiesen, mit diesen Pfaffenländern zu verfahren gedachte, wie er mit dem Erzstifte Magdeburg gethan.

27. Gustav Adolf und Erfurt.

Am 17/27. September brach Gustav Adolf von Halle auf und gelangte am ersten Tage nach Querfurt. Von dort aus ließ er dem Kanzler Oxenstierna in Elbing die Aufforderung zugehen, sich zu ihm in das Reich zu begeben und mit Rath ihm zur Seite zu stehen.[4] Zugleich meldete er den Stand der Dinge. „Wir begeben uns,“ schreibt er, „in eigener Person mit der Armee nach Thüringen, um auszunutzen, was dort erlangt werden kann, und richten uns so ein, daß wir dort die Winterquartiere nehmen können, indem wir das Land Hessen, Meißen und Kursachsen rings um uns haben, und dabei, mit Gottes Gnade, uns befleißen, einige Bisthümer in Franken zu bedrohen und unter Contribution zu setzen, auch uns im Winter so stark an Volk zu machen, daß

[1] Röse I, 155. [2] Chemnitz 216 a. [3] Irmer I, 166. [4] Arkiv I, 500.

wir gegen den Frühling bastant sein können. Dies wird, unserem Vermuthen nach, mit Gottes gnädigem Beistande uns gelingen, besonders da Kursachsen jetzt auf unserer Seite ist. Die Vertheidigung der Oder hat der Kurfürst auf sich genommen. Deswegen haben wir Herrn Johann Banier nach Frankfurt beordert, damit, sobald das kursächsische Volk dahin gelangt, er unsere Truppen herausziehe, und nachdem er Landsberg besetzt, mit den übrigen nach Calbe rücke, einem Orte, belegen zwischen Elbe, Saale und Mulde, und mit dem gesammten Volke zu seiner Verfügung dort ein Lager bilde. Dies sowohl zu dem Zwecke die Örter dort zu versichern, einen Fuß an der Elbe zu haben, als besonders zu sehen, ob man sich Magdeburgs bemächtigen könne, weil zu vermuthen, daß dieser Ort bei der Unwilligkeit der Soldaten und dem Mangel an Unterhalt nicht eine lange oder harte Belagerung aushalten kann. Im Übrigen haben wir dem Dr. Salvius Befehl gegeben eine Anzahl Volkes aufzubringen, das abwärts gegenüber Hamburg unter Totts Commando liegen soll. Unserem Vermuthen nach wird dasselbe zusammen mit demjenigen der Herzöge von Mecklenburg zu 15,000 Mann ansteigen, so daß beide Armeen, die eine unter Banier oberhalb Magdeburg, und die andere unterhalb, genügen werden, die Elbe rein zu halten. Ferner haben wir erwogen die Besatzungen aus den pommerischen Städten zu ziehen, um dadurch Mecklenburg zu sichern, damit nicht Kosaken oder andere streifende Rotten dort irgendwo einbrechen, wenn wir nur etwas Volk wieder einlegen können, damit Pommern nicht entblößt werde. Wir begehren daher an Euch zu erwägen, ob Ihr 1500 oder einige tausend Mann aus Preußen mit Euch herführen könnt."

Die Richtung des schwedischen Marsches von Halle auf Querfurt rief in der Stadt Erfurt die Besorgnis wach, daß sie das Ziel sein würde. Wenige Monate zuvor hatte auch Tilly den Gedanken erwogen, eine Besatzung in die Stadt zu legen und diese zu seinem Waffenplatze zu machen. Auf das Fürwort des Mainzer Commissärs, Adam Schwind,[1] der sich in der Stadt befand, hatte Tilly die Forderung fallen lassen. Er hatte sich begnügt mit starken Brotlieferungen, die theils baar bezahlt, theils an den von Seiten der Stadt bei Kurmainz fälligen Kriegssteuern gekürzt wurden. Denn Erfurt als kurmainzische Stadt steuerte in die Bundescasse der Liga. Die Bevölkerung der Stadt war confessionell gemischt, so jedoch, daß die Nicht-Katholiken an Zahl weitaus über-

[1] Schauerte 5.

wogen. Aber man lebte in Frieden mit einander, weil die Besitzverhältnisse geordnet waren. Darum, und weil dies das erste Mal war, daß der Schwedenkönig auf seinem Wege in Deutschland mit einer confessionell gemischten Bevölkerung in Berührung trat, ist das beiderseitige Verhalten für die geschichtliche Klarstellung des Krieges von besonderer Wichtigkeit. Man wird daran wahrnehmen, mit welcher Berechnung ein Schritt sich ergab aus dem anderen.

Am 19/29. ließ der schwedische General-Commissär Heusner dem Rathe von Erfurt melden,[1] daß der König bei seinem Durchzuge Proviant fordere und für seine Truppen im Gebiete der Stadt bequeme Quartiere. Heusner verlangte weiter, daß der Rath Jemanden nach Weimar entsende, um zu vernehmen, ob der Herzog Wilhelm „noch ferner etwas gnädig andeuten würde“. Der Rath antwortete, daß er sowohl in der Beschaffung des Proviantes als der Anweisung der Quartiere auf den Dorfschaften der Stadt sich gebührend verhalten und sofort eine Deputation nach Weimar entsenden würde.

Am nächsten Tage erhielt die Deputation in Weimar von dem Herzoge die Antwort: es sei noch ein dritter Punct: der König sei gnädigst gemeint, in der Stadt Erfurt eine Garnison zu hinterlassen. Auf diese neue Forderung war die Deputation nicht instruiert, berief sich jedoch[2] „nach Einwendung etlicher höchst erheblicher Ursachen darauf, daß noch vor wenigen Monaten und sonst die kriegenden Feldherren sich bewegen lassen, von dergleichen Gesinnen abzustehen“. Der Herzog stellte es dem Rathe anheim, bei dem Könige selber darum Ansuchung zu thun.

Es erging also eine Deputation an den Schwedenkönig selbst. Sie traf ihn zu Leubingen und erhielt, nach Abgabe ihrer Creditive, sofort unter freiem Himmel Audienz. Sie bat, mit Anführung ihrer Gründe, daß die Stadt mit Einnehmung einer Garnison verschont bleiben möge. „Auch daneben[3] (haben) sie noch dieses unterthänigst gebeten, daß von Ihrer Kön. Majestät bei jetzigem Zustande wir neben der sämmtlichen Bürgerschaft, darunter auch etliche Katholische wären, den Angehörigen auf dem Lande, wie nicht weniger des Herrn Erzbischofs und Kurfürsten zu Mainz, unseres gnädigsten Herrn Kurf. Gn. allhier vorhandene Güter, Räthe, Beamten und Diener, auch der ganzen katholischen Klerisei, und

[1] Warhafftiger und gegründeter Bericht usw. 25. Officielle Schrift des Rathes von Erfurt, vom 3. Juni 1634, also unter schwedischer Herrschaft.

[2] A. a. O. 26. [3] A. a. O. 28.

also ganze gemeine Stadt und Dero Landschaft, in Schutz und Schirm genommen, und bei Ihrer königlichen Majestät siegreichen Armee Durchzug und Anwesenheit, wie auch sonst, vor aller Thätlichkeit und Gewalt gesichert sein möchten."

Die Worte zeigen, daß dieser Rath von Erfurt an einen Religionskrieg nicht dachte, und noch weniger die Gesinnung des Königs kannte. Denn wir haben uns hier daran zu erinnern, daß Gustav Adolf Jahre lang zuvor, nicht im Eifer der Leidenschaft, sondern in ruhiger Erwägung seines Planes auf einen Krieg in Deutschland die Worte dictiert hatte[1]: „Als Hauptgrund könnte man setzen, daß die Absichten der Katholiken und der Evangelischen so scharf gegen einander wären, daß Der für thöricht zu halten, der nicht unzweifelhaft erkennen und bekennen müßte, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten muß, keinen Mitteldingen aber, oder[2] gütlicher Vergleichung getraut werden könne."

Vor der Erfurter Deputation brachte der Schwede diesen, seiner Absicht nach, Hauptgrund zunächst nicht zur Sprache. Er wies hin[3] auf die Beispiele des Herzogs von Pommern und des Kurfürsten von Brandenburg, deren Städte er mit Besatzung nicht habe verschonen können. „Man könne deren an diesen Orten eben so wenig wie des lieben Brotes entbehren." Jedoch wolle er es leidlich machen. Dann erörterte er die Bitte um Schutz. Zwar könne er, wegen allerhand Considerationen, besonders weil sein und seiner Verbündeten zudringlicher Feind, der Kurfürst von Mainz, sich bisher dieser Stadt als Erbherr annehmen wollen — sich mit göttlichem Beistande derselben leicht bemächtigen, hernach jure belli, welches den Überwundenen gegenüber alle Verpflichtungen von Grund aus aufhebe, sie zu seiner und seiner Bundesverwandten mehrerem Nutzen und Frommen gebrauchen und nach seinem Wohlgefallen und Gutachten darüber verfügen; allein zur Bezeugung der königlichen Milde, Güte und Wohlgewogenheit, mit welcher er allen Evangelischen sammt und sonders fest beigethan sei und verbleibe, wolle er es lieber dahin richten, daß sie sich sammt ihrer ganzen Bürgerschaft und den Angehörigen auf dem Lande willig accommodieren möchten. Er versprach also der Stadt seinen Schutz.

Dann jedoch folgen die Worte: „Die papistischen Bürger von solchem Schutze auszunehmen und mit ihnen solcher Gestalt, wie mit

[1] Söltl III, 277. [2] A. a. O. steht „als der".
[3] Warhafftiger usw. Bericht 28.

seinen Religions-Verwandten vielfältig geschehen, feindselig zu verfahren, hätte er zwar genugsame Ursache: es sollten aber dieselben sich der für sie geschehenen Fürbitte zu erfreuen haben, und also die sämmtliche Bürgerschaft, keinen ausgenommen, seiner jetzt gethanen königlichen Zusage fähig sein."

Die in diesem Satze wie eine anerkannte Thatsache ausgesprochene Fiction des Schweden, daß seinen Religions-Verwandten um der Religion willen Übeles geschehen sei, bahnte ihm den Weg für seine Behauptung des Religionskrieges. Auf den ersten Schritt folgte sofort der zweite. Denn er fuhr fort: „Daß aber hierunter auch des Kurfürsten zu Mainz Güter, Diener und die sämmtliche päpstliche Geistlichkeit verstanden werden sollten, könne er deshalb nicht zugeben, weil ihm und seinen Verbündeten von dem Kriegsvolke des Kurfürsten und der anderen in der päpstlichen Liga begriffenen Herrschaften heftig zugesetzt, nach Leib und Leben, Land und Leuten, getrachtet und die äußerste Feindseligkeit erwiesen würde. Doch wolle er hierin nicht zu den extremis schreiten, oder noch zur Zeit mit ihnen als Feinden umgehen, sondern nach seiner Ankunft in der Stadt absonderlich mit ihnen reden, und es also machen lassen, daß sie seine königliche Milde und die unterthänigste Fürbitte in etwas tröstlich empfinden, auch ihre Principale und Oberen von der Feindseligkeit abzulassen desto mehr ermahnen möchten."

Die Deputation wiederholte ihre Bitten gegen die Besatzung, so wie auch diejenige in Betreff der mainzischen Güter, Diener und der Geistlichkeit.[1] Der Schwede beharrte bei seiner Resolution. Auf die Antwort der Deputation, daß sie keine Vollmacht habe sich darauf zu erklären, forderte er, daß sie heimkehre, dort berichte und eine entsprechende Antwort schleunigst wieder bringe. Beim Abschiede gebrauchte er die Worte[2]: „Haltet Euch nur selbst nicht lange auf und macht Euch die Sache nicht schwerer. Denn ich weiß doch wohl, daß Ihr mich in der Stadt gern habt, und weil dieselbe nunmehr durch mein königliches Wort allbereits ihres status halben genugsam versichert ist, und ich mich nicht lange zu säumen habe, so will ich den Vortrab, so wie auch etwas von Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß voran in die Stadt schicken, damit ich bei meiner Anwesenheit allerseits mehr gesichert sein, und die Wachen unter den Thoren und auf den anderen vornehmsten Posten desto besser möge bestellen lassen."

Die Worte enthielten einen abermaligen Schritt des Königs vor-

[1] A. a. O. 32. [2] A. a. O. 32.

wärts. Noch einmal versuchte die Deputation abzuwenden. Die Wachen in der Stadt, sagte sie, seien von Bürgern und städtischen Soldaten zur Genüge besetzt: eine Vorausschickung und Einlegung von Kriegsvolk sei nicht nöthig. — Gustav Adolf versetzte: „Diesen Brauch mit Bestellung der Wachen in den Städten und an den Orten, da ich bei Kriegszeiten gewesen, habe ich jederzeit also gehalten, und mir niemals, welcher Gestalt und wie stark Solches geschehen möchte, Zeit und Maß vorschreiben lassen, sondern den bekannten Vers prakticiert:

Alterius non sit qui suus esse potest.

Denselben Brauch halte ich noch und habe jetzo dazu mehrere Ursache und Gelegenheit." — „Dabei," setzt der Bericht des Rathes von Erfurt hinzu, „haben es die Unserigen nicht unbillig verbleiben lassen, und sind von J. K. M. ganz gnädigst dimittiert und dabei vermahnt worden, daß sie mit der endlichen Resolution auf den dritten Punct sich förderlichst wiederum einstellen sollten."

Auf den Bericht der Deputation wandte der Rath von Erfurt sich in seiner Verlegenheit an seinen Vorgesetzten, den Mainzischen Commissär Adam Schwind. Auch in Betreff dieser Anfrage und der Antwort fällt ins Gewicht, daß bisher noch kein Fall der Erfahrung vorlag, wie der Schwedenkönig auf dem Boden des Reiches gegen Katholiken zu handeln gesinnt war. Andererseits ist es sehr möglich und wahrscheinlich, daß Schwind als hoher kurfürstlicher Beamter Kenntnis besaß von dem Bärwalder Vertrage, speciell dem sechsten Artikel desselben. Er antwortete[1] dem Rathe, daß er, nach reifer Berathschlagung mit den kurfürstlichen Beamten und den Geistlichen, mit ihnen nichts Anderes habe befinden können, als daß die Stadt sich nicht im geringsten widersetzen, sondern sich bequemen möge. Dabei lasse er es bewenden, und habe die der gesammten Bürgerschaft gemachte königliche Zusage, welcher gar wohl zu trauen wäre, gern vernommen. Er zweifele gar nicht, der König als ein glorwürdigster christlicher Potentat würde auch mit den kurfürstlichen Dienern und den Geistlichen es also machen, daß sie auf ihre vorhergehende Bitte sich seiner Gnade und Milde zu rühmen hätten. Der kurfürstliche Commissär rieth sogar zur eiligen Antwort im Sinne des Königs, damit nicht irgend ein widriger Zufall zur Ungelegenheit Anlaß gebe.

[1] A. a. O. 33.

Wie sehr auch immer man sich beeilen mochte, der Schwedenkönig war schneller. Die an ihn entsendete Deputation des Rathes begegnete unweit der Stadt dem Kriegs-Commissär Heusner, welcher meldete, daß auf Befehl des Königs der Herzog Wilhelm von Weimar mit einem Regimente zu Roß sich im Anzuge befinde, um mit dem Rathe dienliche Vorbereitungen zu treffen. Der Herzog fand das Krämpferthor offen. Er ritt ein, am Mittag des 21. September/1. October, und hielt mit seinen Reitern auf dem Markte. Dahin ließ er durch einen Officier die zwei vornehmsten Mitglieder des Rathes bescheiden. Er eröffnete, daß er handele gemäß den Abschiedsworten des Königs an die Deputation, und daß auch noch einiges Fußvolk gegen Abend eintreffen werde. Im Namen des Königs verlange er die Schlüssel der Stadt. — Die zwei Rathsherren baten darauf, daß von dem Kriegsvolke weder den Bürgern noch den mainzischen Beamten oder der Clerisei Schade, Drangsal oder Gewalt zugefügt werden möge.[1] Über die Forderung der Schlüssel würden sie dem Rathe berichten, bäten aber doch, daß davon abgestanden würde. — Der Herzog entgegnete: die Forderung geschehe nicht zum Abbruche der Rechte und der Freiheiten, deren das königliche Wort die Stadt genugsam versichere, sondern zu Ehren des Königs. Daher werde er, der Herzog, nicht eher vom Pferde absitzen, bis die Auslieferung erfolge. Einer der zwei Rathsherren möge hingehen und berichten: der andere werde bei ihm auf dem Markte verbleiben.

Auf den Bericht machte der gesammte Rath sich auf nach dem Markte. Sie traten vor den Herzog, mit der Meldung, daß sie dem Könige zu Ehren die Schlüssel von denen, die sie verwahrten, einholen ließen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Ausantwortung den Rechten und Gerechtigkeiten der Stadt, dem königlichen Worte gemäß, zu keinem Nachtheile gereichen solle.[2] „Mit welcher Erklärung, Bedingung und Bitte J. F. Gn. gnädig zufrieden gewesen.“

Inzwischen trafen am Nachmittage königliche Räthe und Secretarien in der Stadt ein und nahmen Quartier in dem Gasthofe zur Hohen Lilie. Auch die Deputation kehrte vom Könige zurück. Beiderseits ward berichtet, daß der König mit der Erklärung der Stadt wohl zufrieden sei, und am nächsten Tage einziehen werde. Die Räthe erneuerten im Namen des Königs die Zusicherung der Privilegien und Gerechtigkeiten

[1] A. a. O. 36. [2] A. a. O. 38.

der Stadt. Als darauf der Rath der Stadt mit den Schweden die Ausstellung des Versicherungsbriefes zu erörtern begann, „erinnerte er nochmals beweglich daran, daß zugleich das kurfürstlich-mainzische Particular-Interesse an der Stadt mit einbezogen und in salvo bleiben möge. Dieweil aber die königlichen Herren Räthe sich hierzu keineswegs verstehen wollen, mit der Andeutung, daß diese so oftmals wiederholte Bitte Ihre Kön. Majestät letzlich nicht zum besten, sondern ungnädigst vermerken würden" — mußte davon abgestanden werden.

Am nächsten Tage, dem 23. September / 2. October, Nachmittags drei Uhr, hielt der König seinen Einzug, und wurde, wie der Rath sagt,[1] „von den Vornehmsten aus unserem Mittel mit unterthänigster Ehrerbietung empfangen." Ob die Stadt Erfurt den Schwedenkönig gern aufgenommen, muß nach den vorangeführten Thatsachen beurtheilt werden. Denn es ist ausdrücklich zu bemerken, daß die Schrift des Rathes mit keinem Worte irgend einer Kundgebung der Bürgerschaft gedenkt. Die Mitglieder des Rathes dagegen baten abermals um Schonung und Schutz für die alles Vermögens entblößte Stadt, die nur danach strebe sich nicht in die Kriegeshändel einzumischen, sondern vielmehr der Friedfertigkeit sich zu befleißigen, und deren Hauptnahrung in Ackerbau bestehe. Der König erneuerte sein zu Leubingen gegebenes Wort und die Zusage eines Versicherungsbriefes darüber. Ob des erlittenen Schadens der Stadt sprach er sein Mitleid aus, und erkannte an, daß die Nahrung der Stadt meistentheils auf dem Ackerbau beruhte. „Gleichwohl aber," fuhr er dann fort, „solle man bedenken, daß ihre Einwohner Bürger wären, denen es gebühre für ihre Stadt und ihre Freiheit zu fechten, und dabei Gut und Blut aufzusetzen, maßen denn, daß solches von unseren Vorfahren geschehen sein müsse, eben die in der großen Circumferenz erbaueten vielen Thürme, Wälle, Mauern und andere zur Befestigung erforderliche Nothwendigkeiten genugsam zu verstehen gäben: dannenhero leicht abzunehmen wäre, daß sie das Ihrige treulich gethan hätten, und gebührete uns in deren Fußstapfen zu treten und ihnen nachzueifern, zuförderst bei der jetzigen, das allgemeine evangelische Wesen und die teutsche Libertät betreffenden, so hochwichtigen Sache. Und wäre gar nicht zu zweifeln, daß, wenn der Stadt bei diesen gefährlichen Zeiten eine Feindseligkeit begegnen sollte, die allbereits vorhandenen Gebäude,

---

[1] A. a. O. 40.

wenn ihnen nach jetziger Art vollends zu helfen man sich keine Mühe verdrießen ließe und keine Kosten sparte, zur Abwendung der Gefahr und feindlicher Nöthigung, vermittelst göttlicher Gnaden sehr dienen würden. Man solle ja wohl die leidigen exempla erwägen, wie es unlängst an etlichen Örtern in der Nachbarschaft, da man zu sehr an sich gehalten, sich nicht recht angreifen und um des gemeinen Wesens willen etwas Tapferes anwenden wollen, endlich hergegangen, und wie sie darüber in das äußerste Verderben gerathen: daran hätten wir uns zu spiegeln und dergleichen Unheil bei Zeiten vorzubauen."

Der Hinweis auf das Unglück Magdeburgs diente also dem Schweden zu verschiedenen Zwecken. Am Morgen des Tages von Breitenfeld hatte er die Seinigen damit zur Rache an dem Feinde aufgerufen. In Erfurt stellte er die Nachlässigkeit der Bürger von Magdeburg dar als die Ursache ihres Verderbens und darum abschreckenden Beispieles. Praktisch ergaben die Worte des Königs als Consequenz die Forderung der Anlage neuer Festungswerke.

Nach kurzer Rast in dem Gasthofe zur Hohen Lilie machte der König sich wieder auf, um zu diesem Zwecke der Befestigung die Stadt innerlich zu besehen. Sein Weg führte[1] ihn auf den Petersberg. Dort an der Klosterpforte der Jesuiten beschied er diese vor sich. Er hielt ihnen eine Rede über die Rechtmäßigkeit seines Krieges, stellte es in ihre Wahl zu gehen oder zu bleiben, und verlangte für den letzteren Fall das eidliche Versprechen, nichts gegen ihn zu thun oder zu reden. Dann fügte er lächelnd auf lateinisch hinzu: „Wenn man Ihnen nur trauen darf; denn Sie sind merkwürdige Menschen und merkwürdige Dinge höre ich von Ihnen. Jedoch will ich Ihr Versprechen entgegen nehmen und demselben Vertrauen schenken. Bedenken Sie sich hierüber und geben Sie mir morgen Antwort." — Als darauf die Jesuiten sich zum Gehen anschickten, rief der König ihnen noch zu: „Patres, nehmen Sie nur Wachen in Ihr Haus; denn ich muß gestehen, daß ich freche Soldaten habe; jedoch soll mit meinem Willen und Wissen Sie Niemand kränken." — Auf ihre Bitte erhielten sie dann eine Wache von 25 Mann. Denn sie entschieden sich zu bleiben und das geforderte Versprechen zu geben. Die Herzöge von Weimar, Graf Horn und andere Häupter des schwedischen Heeres erschienen im Kloster, und sprachen für diesen Entschluß ihre Anerkennung aus.

---

[1] Schauerte 9. Das Folgende nach Sch. aus der historia domus S. J.

Am nächsten Tage, dem 3. October, ritt der König rings um die Stadt und wies den Baumeister an, wo und wie die neuen Werke anzulegen seien.

Am selben Tage kam es zum Abschlusse zwischen dem Könige und den Brüdern von Weimar. Auch der Herzog Ernst hatte sich eingefunden, der einige Monate zuvor in Oldisleben vor Tilly um Verschonung gebeten und seine unterthänigste Devotion für den Kaiser betheuert hatte.[1] Von Erfurt also an stand er, in der Hinzufügung des Wortbruches, nach erlangter Verzeihung, zu der Felonie, mit seinen Brüdern Wilhelm und Bernhard moralisch gleich. Den Herzog Wilhelm ernannte der König zu seinem Generallieutenant in Thüringen.[2]

Gustav Adolf stand mit etwa 14,000 Mann in Erfurt. Gegen seinen Willen dort gab es kein Hindernis mehr. Dennoch trachtete er für den Ausdruck desselben nach milderen Formen. Vom Beginne an, als die Deputation der Stadt in Leubingen vor ihn trat, und wieder noch bei seinem Einzuge in die Stadt, hatte er als den dringendsten Wunsch des Rathes und der Bürger vernommen, daß die Stadt nicht in die Wirbel des Krieges mit hineingezogen werden möge. Eben dies dagegen wollte der Schwede: Erfurt sollte dienen als Festung, als Waffenplatz für seinen Krieg. Es kam also für ihn darauf an, auch in diesem Falle den Rath von Erfurt in das Gegentheil dessen umzureden, was dieser aus sich selber wollte und wünschte. Es handelte sich für den Schwedenkönig darum, für seinen Plan von dem Rathe und der Bürgerschaft eine Kundgebung, eine Erklärung zu erlangen, die wie eine freie Zustimmung angesehen werden konnte.

Am Nachmittage des 4. October ward auf dem Rathhause den sämmtlichen Vertretern der Stadt der königliche Versicherungsbrief verlesen. Nachdem sie damit sich einverstanden erklärt, ließ der König sie in sein Quartier vor sich laden, und hielt ihnen dort[3] „eine recht majestätische, sehr zierliche und denkwürdige Rede, so über eine halbe Stunde sich erstrecket."

„Es mögen wohl," sprach er, „Etliche unter Euch sich verwundern, was mich bewogen, meine Königreiche und Erblande zu verlassen, mit

[1] Wittich, Magdeburg usw. 714.

[2] Röse I, 156 und 360. Chemnitz 227 b. [3] Warhafftiger usw. Bericht 43. Vgl. die Kritik des Verlaufes bei Bisaccioni II, 147.

so großer Gefahr und Ungelegenheit mich in Teutschland zu begeben und jetzo auch an diesen Ort zu kommen. Nun bezeuge ich mit Gott, daß ich es nicht zu dem Ende gethan, meine Königreiche und Erblande durch Eroberung anderer Herrschaften, Land und Leute zu erweitern, sondern daß ich mich über den jämmerlichen Zustand, darin meine nahen Blutsfreunde und Glaubensgenossen in Teutschland wegen abgedrungener Vertheidigung ihres wahren christlichen Glaubensbekenntnisses und ihrer Noth leidenden Libertät gerathen, erbarmet und ihnen Hülfe und Beistand zu leisten mich schuldig erkannt. Der liebe Gott hat mich unzweifentlich hierzu berufen, und mir bisher Muth, Kraft, Segen und mächtigen Sieg verliehen, daß ich durch seinen starken Arm und kräftigsten Beistand mit den bisher geführten siegreichen Waffen es dahin gebracht, daß nunmehr Pommern, Mecklenburg, die Mark, das Kurfürstenthum Sachsen, das Erzstift Magdeburg und andere Örter von den gewaltsamen feindseligen Bedrängnissen guten Theils erledigt, und hierdurch — der liebe Gott helfe, daß ich es zur guten Stunde rede — das evangelische gemeine Wesen und die daran hangende politische Freiheit auf einen besseren und festen Fuß gesetzt, der verhoffentlich, wenn man sich allerseits recht in die Sache schicken will, die Beförderung der wahren christlichen Kirche und der evangelischen Fürsten und Stände in Teutschland — die bisher ein Merkliches ausgestanden — wird wohl tragen und weiter fortbringen können."

Diese Worte des Schweden, die in ihrer Gesammtheit wie vielfach im Einzelnen im Widerspruche mit der Wahrheit stehen, bildeten die Grundlage. Es folgte die Anwendung.

„Wir müssen aber Alle das Werk recht angreifen, die gemeine Noth und Gefahr nicht allein bei uns beherzigen, sondern auch ein Jeder zur Abwendung derselben, neben christlichem andächtigem Gebete zu Gott, das Seinige wirklich dabei zu thun ihm angelegen sein lassen. Es ist jetzo mit uns Evangelischen allen, wir seien in hohem oder niedrigem Stande — also beschaffen, als wenn wir mit einander auf dem wilden Meere in einem großen Schiffe führen, das von grausamen ungestümen Winden umgetrieben würde, und gleichsam gar versinken wollte. Da will es sich nun nicht schicken, daß nur Etliche fleißig arbeiten und den besorgten Schiffbruch abzuwenden sich bemühen, die Anderen aber dem Ungewitter zusehen, die Hände in den Schoß legen, in dem Schiffe still sitzen und dabei ruhen wollen, sondern es gebührt einem Jeden unter uns, daß er das Werk mit Freuden angreife, und an seinem Orte, so

viel nur in seinen Kräften und Vermögen ist, befördern helfe, damit das Noth leidende Schiff gerettet und in den gewünschten Hafen glücklich gebracht werde; da er hernach auch in etwas Ergötzung seiner ausgestandenen großen Mühe und Arbeit empfinden, insonderheit aber reiche Belohnung von Gott, daß er zur Ausbreitung seiner Ehre und des heiligen allein selig machenden Wortes etwas von seinem Zeitlichen gewagt und aufgesetzt, gewislich wird zu gewarten haben."

Nach dieser Anwendung im Allgemeinen, durch welche der Schwedenkönig seinen Krieg als solidarisch für alle Nicht-Katholiken darzuthun sucht, stellt er von daher sich selber als Beispiel auf.

„Wenn es nicht diese Consideration wäre, so könnte ich in guter Ruhe in meinen Königreichen und Erblanden verblieben sein, und hätte mit deren Regierung genug und überflüssig zu thun gehabt. Der göttliche Beruf aber wegen dieser gemeinen Sache hat mich getrieben, daß ich dieselben, und alles was mir darin lieb, verlassen und mich zur Verrichtung dieser höchst nothwendigen und nützlichsten Arbeit eingestellt habe. Jetzo bin ich, Gott Lob, wie Ihr sehet, noch frisch, gesund, bei gutem Wohlergehen und glücklichem Zustande. Ich gehe aber wiederum mit meiner Armee wider einen starken, mächtigen Feind, der auf allerlei Art und Weise mir zu schaden und mich aus dem Wege zu räumen ihm zum höchsten angelegen sein läßt, da es dann leichtlich aus göttlicher Verhängnis geschehen kann, daß mir das Glück — welches ohne das in menschlichen Sachen, sonderlich aber im Kriege, der Sünden halber, wandelbar ist — etwan widrig und ich entweder um meine gute Gesundheit, oder gar um Leib und Leben gebracht werden möchte. Diese Gefahr aber muß ich nicht achten oder mich dadurch von Verrichtung meiner Schuldigkeit abschrecken und abwenden lassen, sondern bin vielmehr dessen gewis, daß ohne Gottes gnädigen Willen mir hierin nichts Widriges begegnen kann, und daß alles was diesfalls in meinem Berufe mir zustößt, ob es gleich vor der menschlichen Vernunft das Unglückseligste und Böseste zu sein scheint, jedoch, weil ich Gott liebe und seine Ehre zu befördern nach meinem besten Vermögen beflissen bin, mir zum Besten gereichen muß, und achte ich mich dann für recht glückselig, wenn mein Herr Christus mich so viel würdigt, und mir die Gnade gibt, daß ich um seines Namens willen leide."

Nachdem der Schwede in solchen Worten seine Person als nachahmungswerth hingestellt, folgt die specielle Anwendung auf die Erfurter.

„Desgleichen muß nun ein Jeder unter Euch auch thun und

gedenken, und ob er gleich nicht mit mir wider den Feind sich ins Feld begibt, doch in seinem Stande und Berufe mit allem Fleiße dahin trachten und arbeiten, wie er mit Darsetzung und Darreichung eines Merklichen an dem, was ihm der liebe Gott an zeitlichen Gütern beschеert hat, und Anwendung seines saueren Amtes und Schweißes den Lauf des H. Evangelii befördern helfe, bevorab weil er ihm ohnedies leichtlich die Rechnung zu machen, daß, wenn die gemeine Sache verwahrlost, und er — da Gott gnädig vor sei — dem Feinde sollte zu Theil werden, er nicht allein um seine ganze zeitliche Nahrung gebracht, sondern man ihn auch, mit Verletzung seines Gewissens und äußerster Gefahr seiner ewigen Wohlfahrt, zu den abgöttischen Menschensatzungen zwingen würde. Ich bin meines Theils Niemandem gern beschwerlich, und es ist mir ohnedies genugsam bekannt, was nun viele Jahre her nach einander dieser Ort hat ausgestanden, und daß Ihr große Geldposten habt darzählen müssen. Wenn Ihr aber das Werk recht betrachtet, so ist dies Geld zu nichts Anderem als Euch selbst und Eueren Glaubensgenossen zum Schaden angewendet worden. Doch seid Ihr hierin wohl entschuldigt, und habt so wenig wie andere unserer Confession zugethane Herrschaften in Deutschland dessen entübrigt sein können. Es ist aber noch zur Zeit nicht also beschaffen, daß die Geldreichungen aufhören und gewünschte Erquickungen hierin wiederum erfolgen können, sondern weil der Feind, was er verloren zu haben vermeint, mit großer Gewalt und Macht wieder suchen, der Revenge mit Ernst nachtrachten und sich sehr stärken wird, so muß man auf dieser Seiten auch bei Zeiten darauf denken, daß man sich zur Gegenwehr rüste und in guter Postur und Verfassung halte. Dazu gehören Leute und Geld, und darum kann es ohne fernere Beschwerung nicht abgehen. — Ich habe schon viele tapfere, ehrliche vornehme Cavaliere über diesen Krieg eingebüßt, und es geht zumal schwer her, und erfordert große Unkosten, daß ich an ihrer Stelle andere tüchtige Subjecte bekomme. Das sage ich Euch darum, daß, wenn es auch an Euch kommt, daß Ihr zur Fortführung dieses Krieges etwas geben, leisten oder thun sollt, Ihr darüber nicht ungeduldig werdet, sondern vielmehr in Erwägung der Wichtigkeit der Sache dazu willig seid. Ich will auch den Sachen nachdenken und noch vor meinem Aufbruche mit Etlichen aus Euerem Mittel absonderlich davon reden, wie mit Anordnung der Accisen und anderen dergleichen Nothmitteln, die bei Kriegeszeiten an anderen Orten eingeführt und nützlich gebraucht worden sind, es am füglichsten allhier möchte anzugreifen sein, und (will) Euch bei solcher Anstellung

gegen männiglich vertheidigen. Ich bitte Euch um der bluttriefenden Wunden unseres Herrn Jesu Christi willen, daß Ihr dies hohe Werk, daran Euere eigene, der Euerigen und Euerer Nachkommen ewige und zeitliche Wohlfahrt gelegen ist, recht erwägen, mein Exempel Euch vor Augen stellen und hieran das Euerige gleichfalls treulich und willig thun wollet, nicht zweifelnd, daß es Gott mit reichem Segen Euch wiederum vergelten wird."

Der König redete weiter in diesem Sinne. Er wiederholte, daß er gern der inständigen Bitte willfahren würde, keine Besatzung einzulegen: „wenn es nur Euere eigene und des gemeinen evangelischen Wesens jetzige Beschaffenheit also leiden wollte." Er versprach gute Disciplin halten zu lassen. Er erneuerte die Forderung der Anlegung neuer Werke, wie er selber angegeben. Es folgten Versprechungen von Freiheiten und Gerechtigkeiten. „Bei dieser Beschaffenheit könnt Ihr gar wohl in Eueren uralten Stand der vorigen Freiheit gesetzt, und in dem, da es sonsten wegen der in den vorigen Jahren beschehener Drückung noch mangelte, wiederum recht zu einer libera Respublica gemacht werden, und noch darüber das, so sonsten bei Euch meinem zudringlichen Feinde zugestanden, zu gemeiner Stadt Nutzen beständig erlangen. Hingegen thue ich mich aller Treue gewislich zu Euch versehen." — Er kündigt an, daß die gegenseitigen Zusicherungen verbrieft werden sollen. „Schließlich," heißt es dann, „bin ich gnädigst gemeint, meine herzliebste Gemahlin anhero kommen und eine Zeitlang allhier verbleiben zu lassen, wofern ich dessen gesichert bin, daß Ihr gegen sie Euch treu erzeigen werdet."

Die Rede ist eine der hauptsächlichen unter denen, durch welche der Schwedenkönig auf deutschem Boden sich für Mit- und Nachwelt gekennzeichnet hat. Er richtete sie an die Bürger von Erfurt, die bis dahin in Treue und Gehorsam für ihren rechtmäßigen Landesfürsten, in Frieden und Eintracht unter einander lebten. So bezeugen es die wiederholten Fürbitten des nicht-katholischen Rathes für den Landesherrn, für dessen Beamte, für die katholischen Mitbürger, für die Geistlichkeit. Mit diesem ganzen bisherigen Zustande, überhaupt aber mit jedem Gedanken des Friedens steht die Rede des Schweden im Gegensatze. Er bringt seinen Krieg, den Krieg des Nehmens alles dessen was nicht sein ist — hüllt diese seine Begehrlichkeit nach fremdem Eigenthume in den Namen der Religion, und redet zu den Bürgern von Erfurt, als sei diese seine Sache, die Sache des fremden Eroberers, die ihrige gegen ihren Landesfürsten und gegen ihre katholischen Landsleute.

Was immer aber die Hörer bei dieser Rede sich denken, welche Gefühle in ihnen aufsteigen mochten: sie konnten nicht ausweichen. Nicht in dem Gedankengange, noch in den Worten der Rede des Schwedenkönigs lag für sie der Nachdruck, auch nicht in seiner Betheuerung mit der rechten Hand auf der Brust, sondern in dem sehr ausdrucksvollen Hinweise der seitwärts ausgestreckten Linken auf die gähnenden Mündungen seiner Kanonen.

„Als nun," heißt es in dem Berichte[1] des Rathes, „nach vollendeter königlicher Rede, der Stadt und unseretwegen, unser Collega, so damals am Regimente gewesen, sich unterthänigst bedankt, daß J. K. M. die wegen gemeiner Stadt anwesenden Personen so viel gewürdigt, denselben in königlicher Person so beweglich und ausführlich zugesprochen usw. usw. — „haben Ihre K. M. gefragt: Ist das, was mir Euer Rathsmeister jetzo auf mein Anbringen geantwortet hat, Euer Aller Wille und Meinung? — haben sie mit ihrem Ja es einmüthig bekräftigt. Und wieder hat dann der König in gnädigster Antwort sich vernehmen lassen, daß sie (der König) an solcher unterthänigster Erklärung eine gnädigste Beliebung trügen, und sie (die Bürger) darauf gnädigst wiederum von sich gelassen."

Demnach ließ der König dem Rathe seinen Versicherungsbrief aushändigen. In demselben finden sich die Worte[2]: der König „müsse dem Rathe und der gemeinen Bürgerschaft das Gezeugnis geben, daß sie sich zwar um nothdürftige Einschließung des Herrn Kurfürsten zu Mainz, dessen Diener und der sämmtlichen päpstlichen Geistlichkeit allhier, unterthänigst hoch bemüht, es aber von dem Könige aus erheblichen Ursachen noch zur Zeit nicht verwilligt werden können."

Die Worte erklingen wie der letzte leise Protest des Rathes und der Bürgerschaft von Erfurt gegen den Religionskrieg, den der Schwede ihnen aufzwang.

Für diesen Versicherungsbrief empfing der Schwedenkönig den Revers,[3] durch welchen die Stadt „die anerbotene königliche Gnade und Milde mit unterthänigstem Danke annahm, und dagegen sich zum kräftigsten verpflichtet, daß Ihrer Kön. Majestät, Dero Erben und Königreich, auch Dero Alliierten, so lange dieser Religionskrieg währe oder in andere Wege nicht verglichen worden sei, sie getreu, hold und gewärtig sein wolle."

[1] Warhafftiger usw. Bericht 55. [2] A. a. O. 56. [3] A. a. O. 59.

Indem nun aber durch diese Urkunden das Wort des Religionskrieges für Erfurt anerkannt wurde, entsprach demselben auch fortan innerhalb der Stadt die verschiedene Behandlung der Katholiken und der Lutheraner. Nicht während der Anwesenheit des Königs. Es wird hervorgehoben,[1] daß er noch am Morgen seines Aufbruches, am 26. September/6. October, einen Soldaten, der im Hause eines katholischen Bürgers geplündert, öffentlich auf dem Markte aufhängen ließ. Die Verschiedenheit der Behandlung der Katholiken und der Nicht-Katholiken begann, eben so wie es später auch für Nürnberg[2] angegeben wird, nach dem Aufbruche des Königs. Zur Klarstellung des Sachverhaltes dagegen ist es von Interesse, die schwedische Behandlung der Katholiken in Erfurt auch das nächste Jahr hindurch bis zum Tode Gustav Adolfs gleich hier mit einigen Strichen übersichtlich zu verfolgen.

Die Last der schwedischen Einquartierung war für Alle sehr schwer. Zum Danke für die der Stadt gebrachte Erlösung, wie der Schwedenkönig es nannte, rechnete er auf ein Präsentgeld.[3] Mit großer Anstrengung brachte man während des Winterhalbjahres 20,000 Thaler zusammen. Der Herzog Wilhelm von Weimar dagegen meinte: auf 80,000 Thaler müsse das Präsentgeld erhöht werden. — Die Stadt hatte die Besatzung von 3225 Mann zu unterhalten, aber auch die Excesse derselben hinzunehmen. „Es ist kein Beispiel vorhanden," schreibt[4] am 21. Januar 1632 der Erfurter Rath an den Kanzler Oxenstierna, „daß auch um der allergrößten Excesse willen nur ein einziger Missethäter am Leben wäre gestraft worden."

Ungleich schwerer dagegen war die Last und die Plage für die Katholiken besonders. „Der Herzog Wilhelm," berichtet[5] ein Augenzeuge, „schickte am 28. September/8. October einen Dr. Burkhart als Visitator ins Peterskloster: der schaffte alles aus dem Kloster, was ihm und dem Fürsten dienlich schien. Aber nicht nur dieses Kloster, auch die anderen alle, ausgenommen das Schottenkloster, wurden in kurzer Zeit dermaßen visitiert, daß man sich wohl darüber verwundern konnte." — Am 23. October ließ Wilhelm der Clerisei von Erfurt kund thun[6]: wofern sie unter dem Schutze des Königs sein wolle, solle sie monatlich 7000 Thaler erlegen. Sie handelte ab auf 5500 Thaler. Sie wollte aber diesen Betrag nur für Einmal zahlen. Es half ihnen nicht viel. Als kein baares Geld mehr da war, ging es an die Kirchengeräthe.[7] „In großen

[1] A. a. O. 61. [2] Soden I, 230. [3] Schauerte 14.
[4] A. a. O. 16. [5] A. a. O. [6] A. a. O. 18. [7] A. a. O. 20.

Säcken packte man die goldenen Monstranzen, die massiv silbernen und stark vergoldeten Kelche und Becken, die Paternoster-Kreuze und goldenen Pokale ein. Sorgfältig sichtete der herzogliche Zahlmeister Evander die Stücke, gab unechte zurück und verrechnete das Andere pfundweise nach dem Metallwerth. Die ersehnten Tausende kamen auf diese Weise zusammen: der unermeßliche Kunstwerth blieb außer Rechnung." — In ähnlicher Weise ging es weiter. „Im Ganzen[1] haben die Katholiken der Stadt Erfurt dem Könige Gustav Adolf und seinen Verbündeten — bis zum Sommer 1632 — mehr als 54,000 Rthlr. zum Opfer gebracht, unter denen 7330 Rthlr. als abgenöthigte Gelder und 10,749 Rthlr. als Taxe für zugefügten Schaden bezeichnet sind."

Der Rath der Stadt, der vor dem schwedischen Einmarsche sich bei dem Könige zu Gunsten seiner katholischen Mitbürger und der Geistlichkeit wiederholt verwendet hatte, nahm nach und nach schwedischen Charakter an. Es kam dahin, daß er im August 1632 die Einräumung der Domkirche forderte.[2] Auf den Protest des Klerus antwortete[3] er: „Großer befahrender Ungelegenheiten halber könne er von seiner Forderung nicht abstehen." Die Kirche ward mit Gewalt erbrochen und eine Jahresfeier der Schlacht von Breitenfeld, hauptsächlich zu Ehren Gustav Adolfs,[4] darin abgehalten.

Der Klerus berieth ein Schreiben[5] an den König selber, am 6/16. September 1632. „Wir haben," heißt es darin, „schmerzlich erfahren und zusehen müssen, daß unsere Häuser meistentheils gewaltsamer Weise geöffnet, und was darin gewesen, geplündert und weggenommen worden ist. Wir sind mit überaus schwerer und mehr als dreifach höherer und stärkerer Einquartierung als andere Religionsverwandte belegt, und dazu mit allerhand zugefügten Beschimpfungen, Injurien, auch wohl mit höchster Leibes- und Lebensgefahr angethan und molestiert worden. Und obwohl wir an der abgeforderten Contribution zur Kriegescasse das Unserige, so viel menschenmöglich gewesen, dermaßen in der That willig hergegeben, daß wir mit Contribution und Einquartierung über 30,000 Thlr. und dabei auch das geringe Stücklein Brot, so zum kümmerlichen Unterhalte unseres bloßen Lebens noch übrig gewesen, hergeschossen, sonst auch gegen Ew. Kön. M. und Dero Abgeordnete uns jederzeit in schuldigem Gehorsame dermaßen erzeigt haben,

[1] A. a. O. 34. [2] A. a. O. 40. [3] A. a. O. 41.
[4] A. a. O. 45. [5] A. a. O.

daß verhoffentlich uns dabei nicht das geringste Böse mit Wahrheit würde nachgesagt werden können —: so hat doch solches alles zur künftigen Besserung so wenig geholfen und gefruchtet, daß es von Tag zu Tag je länger, je ärger geworden ist. Dann hat man auch einige der geistlichen Häuser zu höchstem Schimpfe und Spott gemeiner Stadt bis auf den Grund hinweg gerissen, das Holz davon an die Bürger um ein liederliches Geld verkauft, und die vorigen Einwohner derselben abermals des Ihrigen beraubt. Man hat ihnen befohlen am Walle und an den Schanzen zu arbeiten, und in summa alles, was zu ihrer Verhöhnung und Verspottung immer gereichen mochte, ihnen anthun und zufügen lassen. Und dennoch, gnädigster König und Herr, wollten wir dieses alles wie bisher geschehen, noch ferner bis zur künftigen Herstellung der alten Ordnung gern mit Geduld über uns ergehen lassen: daß aber nunmehr noch weiter gegangen und dahin getrachtet wird, in welcher Weise uns die nun viele hundert Jahre in dieser Stadt erhaltene katholische Religion als das höchste Kleinod der Seelen endlich ganz und gar entzogen werden möge — das können Ewr. K. Majestät wir ohne große Bestürzung unseres christlichen Gemüthes mit weinenden Augen zu klagen unterthänigst nicht unterlassen." Es folgen dann die einzelnen Thatsachen. „Die Pfarrkirche St. Nicolai ist genommen. Die Patres S. J. sind ihres Einkommens beraubt und aus ihrem Colleg gewiesen. Eben so ist es den Karthäusern ergangen. Der Rath der Stadt hat die Stiftskirche zu U. L. Fr. verlangt. Kurz die Anstalten sind so getroffen, daß der Untergang der Pfarrkirchen erfolgen und deshalb die katholische Religion selbst nothwendig zu Grunde gehen muß." Zum Schlusse bitten daher die Geistlichen den König: er möge sie in dem Stande, in dem sie früher gewesen und den J. M. ihnen zu erhalten gnädigst versprochen habe, frei, sicher und ungestört lassen, sie mit fernerer ganz unerschwinglicher Contribution, Servis, wirklicher Einquartierung und anderen Personallasten gleich den Geistlichen der A. C. verschonen und ihnen zu ihrer beständigen Sicherheit einen königlichen Schutzbrief gnädigst ausstellen.

So wollten die Geistlichen an den König schreiben. Dennoch ist diese Vorstellung, allerhand Verhinderung halber, wie es heißt, wahrscheinlich nicht abgesandt.[1] Darum aber gaben die Geistlichen von Erfurt die Hoffnung nicht auf, daß der König ihnen helfen würde. Als er zu Ende October 1632 wieder nach Erfurt kam,[2] „naheten sich ihm die

[1] A. a. O. 45. [2] A. a. O. 49.

Stifts- und Ordenspersonen und sämmtliche Klerisei von Erfurt mit einem ehrfurchtsvollen Bittschreiben, in welchem sie gehorsamst an den Schutz und die Religionsfreiheit erinnerten, die er ihnen versprochen, so wie an den Gehorsam und die Treue, mit der sie bei dem abgelegten Eide verblieben seien." — „Die Bedauernswerthen wußten und ahnten nicht, daß der König gerade bei dieser Anwesenheit dem Rathe aufgetragen hatte, vor allen anderen die Katholiken mit Einquartierung zu belasten."

Gustav Adolf hatte noch mehr gethan als bloß das. Einige Wochen bevor er zum zweiten Male in Erfurt eintraf, hatte er am 9/19. October 1632 in Nördlingen eine Schenkungsurkunde unterzeichnet, durch welche er die beiden Stifter, alle neun Klöster sammt den katholischen Pfarrkirchen, dem Rathsmeister, dem Rathe und der gesammten Stadt Erfurt überwies[1]: „dergestalt daß von uns und unserer Krone Schweden sie die mehrgenannten Güter als ein Gnadengeschenk in unterthänigster schuldigster Dankbarkeit empfangen, erb- und eigenthümlich haben, nutzen, genießen und besitzen, uns auch und unserer Krone Schweden deswegen jederzeit getreu, hold und gewärtig sein sollen, wie sie sich denn in einem ausgefertigten Revers mit mehrerem verpflichtet haben." In der That entspricht der Revers[2] des Rathes der Schenkungsurkunde des Schweden.

Dieses Verfahren Gustav Adolfs in und mit Erfurt ist charakteristisch für sein ganzes Verhalten auf deutschem Boden. Es sind hier wie immer hauptsächlich zwei menschliche Leidenschaften, auf die er seine Rechnung baut. Die erste ist die Furcht, die zweite die Habgier. Nachdem er durch die Ausnutzung der ersteren die Menschen unter sich gezwungen, verbindet er sich die Nicht-Katholiken dadurch daß er ihnen das Eigenthum der Katholiken schenkt. Indem sie annehmen und demgemäß behalten wollen, machen sie seine Sache zu der ihrigen. Und damit ist der Religionskrieg da, nicht um eines Bekenntnisses, einer Lehre willen, sondern um Besitz und Güter, und damit zugleich, schlimmer als die materielle Einbuße, die Zerrüttung der Rechtsbegriffe.

Wir sind, um dieses Princip des Schwedenkönigs klar zu stellen, den Thatsachen vorangeeilt. Kehren wir zurück zu ihm nach Erfurt im October 1631. Wenige Tage zuvor hatte er, von Querfurt aus, seinem Kanzler Oxenstierna die Absicht angekündigt, in Erfurt sein Winter-

[1] A. a. O. 51. Dort die ganze Urkunde. [2] A. a. O. 52.

quartier zu nehmen. Die Nachrichten, die vom Süden her ihm zukamen, scheinen günstiger gewesen zu sein, als er bis dahin sie sich gedacht. Bereits am 26. September/6. October brach er mit seinem Heere von Erfurt südwärts auf, um über den Thüringer Wald ins Frankenland zu gehen.

28. Gustav Adolf im Fürstbisthume Würzburg.

Der Marsch des schwedischen Heeres durch den Thüringer Wald ging in zwei Colonnen, die eine über Gotha und Schmalkalden, die andere über Arnstadt und Schleusingen, vom 29. September/9. October an, drei Tage lang. Dann gelangte es an die Würzburgische Festung Königshofen. Auf die Trompetenstöße des sogenannten Anblasens kamen Deputierte aus der Stadt hervor. Im Namen des Königs wies Benedict Oxenstierna sie hin auf die vor Augen stehende schwedische Macht,[1] „mit angehängter bedrohlicher Andeutung, daß der König Willens, wofern sie sich opiniastrieren wollten, die Stadt, welche mehrentheils von Holzwerk und Lehm gebaut war, mit Feuer anzugreifen und in die Asche zu legen, auf welchen Fall es ihnen Allen die Hälse kosten würde. Welche ernstliche bedrohliche Anmahnung der Garnison, als welche in lauter Ausschuß und Landvolk bestand, einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie die Festung noch denselben Abend aufgegeben.“ Die Einwohner verlangten Schutz des Lebens und des Eigenthumes, so wie freie Religionsübung. Dies ward bewilligt.[2] Die Besatzung zog ab, die Schweden rückten ein. „Es ward in der Stadt ein großer Vorrath an Kriegsbereitschaft, auch etwas an Kirchenornat gefunden.“[3]

Von Königshofen aus richtete Gustav Adolf seinen Marsch auf die Reichsstadt Schweinfurt. Unterwegs leistete in dem Marktflecken Lauringen ein Würzburgischer Hauptmann mit einigen Bauern in einem steinernen Hause einem Reiterhaufen Widerstand.[4] Beiderseitig gab es Verluste, bis die Reiter abstiegen, das Haus stürmten und alle Bauern erschlugen. Der Hauptmann ward als Gefangener dem Könige vorgeführt. „In Betracht, daß der Hauptmann an einem so schnöden Orte sich der ganzen marschierenden Armee opponieren wollen, befahl der König, ihn alsbald aufzuhängen.“ Aber es war kein Henker zur Stelle, „so daß ehe derselbige zur Hand gebracht werden können, der Gefangene durch flehentliches Bitten sich vom Strange endlich losgewirkt, jedoch mit

[1] Chemnitz 231[a]. [2] Scharold 8. [3] Chemnitz 231[a]. [4] A. a. O.

dem Versprechen: er wolle dem Könige Ort und Stelle anweisen, wo das Schloß Würzburg am bequemsten anzugreifen und am leichtesten zu occupieren wäre."

Im Frankenlande war die Bevölkerung confessionell gemischt, je nachdem dieser oder jener Reichsstand dort das Territorial-Kirchenthum bei sich errichtet und durch den Augsburger Religionsfrieden die Bestätigung desselben erlangt hatte. Es ist in späteren Zeiten oft die Meinung ausgesprochen, daß die nicht-katholische Bevölkerung dort den Schwedenkönig mit Freuden aufgenommen habe. Wir haben gesehen, daß in Pommern, in Mecklenburg, in der Mark Brandenburg, man den Schwedenkönig nicht willkommen geheißen, daß auch die Stadt Erfurt lieber nicht ihn eingelassen hätte. Auch für das Frankenland haben nur ursprüngliche Zeugnisse eine geschichtliche Bedeutung.

„Dem Schwedenkönige," schreibt[1] der Rath der Reichsstadt Schweinfurt dem Kaiser, „geht ein plus quam panicus terror voran". Der Rath bat bei dem Markgrafen Christian von Brandenburg in Baireuth um ein Gutachten für sein Verhalten beim Anmarsche des Schwedenkönigs. Der Markgraf antwortete, daß er sich bei dem Fürstbischof von Bamberg erkundigen wolle. Bevor von dort her eine Antwort eintraf, gelangte an den Rath von Schweinfurt, in der Nacht vom 11. auf den 12. October, ein Schreiben Gustav Adolfs, aus Madenhausen, datiert vom 1/11. October.[2] Darin heißt es: „Als dann nicht die geringste Ursache (unseres Krieges) auch diese, daß wir unsere Glaubensverwandten aus dem unziemlichen Bedruck und den Gewissenspressuren der Papisten mit göttlicher Hülfe zu retten gemeint, und wir glaubwürdig verstanden, daß auch Ihr und Euere Stadt bisher nicht wenig darunter angefochten: so haben wir usw. Wenn Ihr nun mit der That uns beweist, daß Ihr diese von Gott Euch wunderbarlich eröffnete Gelegenheit mit Dank anzunehmen erklären werdet: so sind wir bereit, Euch in der That zu remonstrieren, daß wir nicht als Feinde, sondern als Freunde bei Euch angelangt sind. Dessen wir sonst bei Widrigem uns begeben, eine Tergiversation für eine offene Feindseligkeit halten und selbe auch nach Kriegsbrauch ahnden müssen. Antwort gegen morgen früh."

Auf das Eintreffen dieses Schreibens entsandte der Rath sofort in der Nacht seine Boten, um die Stadt der königlichen Huld und Gnade zu empfehlen und um Verschonung mit einer Einlagerung zu bitten.[3]

[1] Kriegsacten F. 94. [2] A. a. O. [3] Scharold 13.

Der König dagegen bestand auf Eröffnung der Stadt. Es lag in Schweinfurt eine kleine kaiserliche Besatzung von 200 Mann. Bei dem Stande der Dinge zog sie ab mit stiller Trommel.[1] Unterdessen brach der König auf nach Schweinfurt zu. Auf den Bericht der Boten entsandte der Rath abermals zwei seiner Mitglieder, um den König zu begrüßen und nochmals um Verschonung zu bitten. Bevor jedoch diese vor das Thor kamen, war Gustav Adolf bereits in die offene Stadt eingeritten. Er legte eine geringe Besatzung ein, ordnete eine stärkere Befestigung an und folgte dann sofort dem marschierenden Heere gegen Würzburg.

Der Rath von Schweinfurt sandte dem Kaiser einen Bericht[2] des Herganges ein. „Hülflos," sagt er darin, „haben wir nicht vorbeigehen können, dem Könige die Thore zu öffnen," und schließt mit der Bitte: „Ew. K. M. werden diesen unseren gezwungenen Accord in Ungnaden nicht vermerken."

Der Beginn bestätigte also dem Schwedenkönige die Nachrichten, die ihn in Erfurt bewogen hatten, seinen ersten Entschluß des Überwinterns dort zu ändern und statt dessen sofort in Franken einzubrechen: das ganze Land lag wie wehrlos ihm offen. Die Truppen der Fürstbischöfe von Bamberg und Würzburg standen bei dem Heere der Liga, und dieses hatte, nach dem Unglückstage von Breitenfeld, sich erst wieder zu sammeln und heranzukommen. Und es fragte sich sogar, ob die zwei Fürstbischöfe für das Heer alles gethan, was sie vermochten, und ferner thaten, damit es ihnen Hülfe bringen könnte. An den Mahnungen und Warnungen des Bundeshauptes, des Kurfürsten Maximilian, hatte es nicht gefehlt. Wie er das einzige Mitglied des Bundes war, das niemals mit seinen Beiträgen sich im Rückstande befand: so hatte er, noch wenige Tage vor der Schlacht bei Breitenfeld, bei der Versammlung in Frankfurt die Mitglieder der Liga mahnen lassen, daß bei dem mangelhaften und erschöpften Zustande der Truppen im Heere Tillys ein Jeder seine Rückstände zahle.[3] Die gleiche Mahnung richtete er auch direct an den Fürstbischof Johann Georg in Bamberg. Dieser begab sich nach Würzburg. Dort hatte wenige Wochen zuvor der Wechsel statt gefunden, daß nach dem Tode Philipp Adolfs der Graf Franz von Hatzfeld zum Fürstbischofe erwählt war. Die zwei Kirchenfürsten waren unter sich der Meinung, daß ihnen eine Säumnis im Zahlen nicht zur Last falle.

[1] Soden I, 39. [2] Kriegsacten F. 94. [3] Hübich 67.

Vielmehr rechnete der Fürstbischof Franz aus, daß die Würzburger Zahlungen, die auf dem letzten Ligatage in Dinkelsbühl auferlegte Quote um 50,000 fl. überstiegen.[1]

So am 7. October. An diesem Tage konnte der Fürstbischof Franz noch nicht wissen, daß der Schwede bereits am Tage zuvor die Stadt Erfurt verlassen, um über den Thüringer Wald nach Franken zu marschieren. Aber er wußte, daß, was immer er bis dahin für das Ligaheer gezahlt, zur Zeit er und sein Land wie wehrlos waren. Und er wußte ferner, daß auf seinem Schlosse Marienberg gegenüber der Stadt Würzburg genug des baaren Geldes bereit lag, dessen Tilly für sein Heer so dringend bedurfte. Der Fürstbischof Franz beließ dies Geld da wo es war.

Die Meldung des Rathes von Schweinfurt an den Kaiser, daß dem Schweden ein panischer Schreck vorangehe, erwies sich als wahr namentlich an den zwei Fürstbisthümern. Auf die Nachricht des Falles von Königshofen erschien es zuerst noch zweifelhaft, welchem derselben der schwedische Anzug gelten werde. Schon am 14. October meldet[2] Johann Georg aus Forchheim an Maximilian: „Ob der ausgebrochenen schweren Bedrohungen, daß nach erobertem Königshofen, unser Stift das nächste an der Reihe sein werde, haben, bei dem Mangel an geworbenem Volke, sich unsere Unterthanen ganz entsetzt, fast allenthalben sich zu keiner Gegenwehr mehr verstehen wollen, und wir also, wo sich ein Nothfall oder Feindseligkeit gegen unser Stift ereignet hätte, ihrer zu verhoffter Defension wenig hätten genießen können."

Nicht Bamberg war das nächste Object des Schwedenkönigs, sondern Würzburg. Der Fürstbischof Franz scheint der Hoffnung gelebt zu haben, daß Königshofen sich halten werde, bis Tilly herankomme. Noch am Morgen des 11. October verkündete er der Bürgerschaft von Würzburg, daß er bei ihr aushalten werde.[3] Dann kam die Nachricht des Falles von Königshofen, und die weitere, daß die Schweden herannaheten wie ein Bergstrom. Am Abende desselben Tages flüchtete Franz mit nur acht Pferden aus seiner Residenz.[4] Bereits am Montage dem 13. kamen die Schweden bis auf eine halbe Stunde an Würzburg. Es fragte sich also, ob Tilly noch helfen konnte.

Tilly hatte auf seiner Flucht von Leipzig und Halle her in Alfeld an der Leine Halt gemacht. Die Verletzungen, die er persönlich erlitten,

[1] A. a. O. 68. [2] A. a. O. 70. [3] Scharold 9. [4] Kriegsacten F. 94.

waren schmerzhaft, nicht gefährlich. Schon am 21. September/1. October brach er von Alfeld auf, und schlug am folgenden Tage bei Corvey eine Brücke über die Weser. Von allen Orten her, wo noch ligistische Truppen lagen, zog er dieselben an sich. Das Geschütz war bei Breitenfeld verloren: es wurde neues von Hameln hergebracht, das der Liga längere Zeit zum Waffenplatze und Zeughause diente. Ferdinand von Köln bot auf, was er vermochte, ebenso der Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück. „Es ist der erste Stoß, den wir erleiden," sprach dieser.[1] „Sollen wir davon umfallen?"

Vor allen war es Maximilian von Bayern selbst, der ermuthigte mit Worten und mit Thaten. Seine Schreiben folgten einander rasch.[2] Er meldet, daß der Herzog von Lothringen für den kaiserlichen Dienst 15,000 Mann gerüstet, daß derselbe bereit sei zum Marsche über den Rhein nach Hessen. Denn dieser Feind zuerst, meint Maximilian, müsse zu Boden geschlagen werden. Er gibt seinem Feldherrn Vollmacht in Köln und wo immer es sei, auf den Namen des Kurfürsten Geld aufzunehmen, damit die Soldaten begütigt werden, damit sie nicht Mangel leiden.

In Wahrheit durfte Tilly nur auf den Kurfürsten von Bayern sich verlassen, und nicht auf Hülfe von Wien. Der Gedanke, der seit vielen Monaten dort in Anregung war, die Herstellung Wallensteins, gewann seit der Nachricht von Breitenfeld festere Gestalt. Es genügt hier dies zu sagen: wir werden nachher diese Angelegenheit im Zusammenhange zu überblicken haben. Was fortan von Wien aus geschah, war nicht für Tilly, sondern für das neue kaiserliche Heer, das man unter Wallenstein zu errichten gedachte. An Aldringen, der damals in Gerstungen stand, erging der Befehl: wenn er sich noch nicht mit Tilly vereinigt, auch von diesem noch keine bestimmte Weisung habe, so solle er sich zurückziehen, um Böhmen decken zu helfen.[3]

Dieser Befehl indessen kam zu spät. Bei Fritzlar in Hessen stießen am 30. September/10. October Aldringen und Fugger zu Tilly. Es lag der Gedanke nahe, dessen Ausführung Maximilian wünschte, den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, der aus den Brandschatzungen seiner Nachbaren ein Heer zusammen gebracht, einmal für immer schnell zur Ruhe zu bringen. In seiner Furcht davor ließ der Landgraf an Wilhelm von Weimar seinen Klageruf erschallen[4]: „Ich armer Gesell

[1] Osnabrück. [2] Im Theatrum E. II, 467. Vom 25., vom 29. Septbr. uff.
[3] Dudik 123. [4] Röse I, 362, vom 2/12. October.

werde jetzt ganz verlassen, der ich doch bei der Sache und dem Könige die meiste Treue vielleicht habe spüren lassen." Einen Plan dieser Art konnte jedoch Tilly damals nicht ausführen. Ihn rief der größere Gegner. Er wandte sich von Fritzlar auf Fulda. Die Stärke seines Heeres damals wird auf 18,000 Mann zu Fuß und 182 Compagnien Reiter angegeben.[1]

Die Qualität dieser Truppen jedoch war nicht diejenige des alten Ligaheeres. Ruepp schreibt[2] darüber, am 10. October: „Die Competenzen, der Ungehorsam, der Unwille und der nicht geringe Mangel an Allem, sonderlich die Furcht werden machen, daß, wenn nicht Gott bald hilft, alles verloren wird. Denn wir in keiner Sache Resolution nehmen können. Wo man sich hinwendet, ist Armuth. Gott helfe bald, es ist Zeit, oder gebe einen Frieden. Schreibe es nicht aus Furcht für mich, sehe aber alles genug." Tilly meldet[3] dem Kurfürsten Maximilian: „Es ist sonderlich unter den kaiserlichen Reitern ein großer Ungehorsam und Insolenz, daß fast Niemand, er sei wer er wolle, sicher und unbeleidigt reisen kann."

Als Gustav Adolf bereits vor Würzburg stand, hielt Tilly in Fulda Kriegsrath über den zu bringenden Entsatz.[4] Zu diesem Rathe lud er den Mainzer Dompropst Metternich, den FM. Pappenheim, die drei General-Wachtmeister Aldringen, Fürstenberg, Fugger, so wie den Obersten Ruepp. Die Stimmen des Kriegsrathes waren gleich getheilt. Drei von ihnen riethen, von Fulda auf Aschaffenburg zu marschieren, und dort sich mit dem heranziehenden Herzoge von Lothringen zu vereinigen. Dieser Fürst, in Furcht vor dem Cardinal Richelieu, suchte damals sich Dank zu verdienen bei dem Kaiser, und hatte ein Heer von 12,000 Mann geworben. Nach der Vereinigung mit diesen würde Tilly dem Schweden weit überlegen sein. So die Meinung von drei Stimmen, unter ihnen derjenigen Pappenheims. — Die anderen drei Stimmen meinten: man müsse direct von Fulda auf das bedrohete Würzburg ziehen, um das Schloß zu retten. „Als nun aber Herr Graf Tilly gesehen, daß die Vota different und paria gewesen, ist er darüber perplex worden, und hat kein Conclusum gemacht." In der That jedoch zog er den vorsichtigeren Rath dem kühneren vor, und schlug den Weg nach Aschaffenburg ein.

Es ist damals gesagt und geglaubt worden, daß Tilly durch größere

[1] Chemnitz 234. [2] Bei G. Droysen II, 450. Aus dem Münchener R. A.
[3] A. a. O. [4] Die bayerische Vertheidigungsschrift im Theatrum E. II, 465 u.f.

Schnelligkeit Würzburg hätte retten können. Die Meinung beruht in Unkenntnis der Daten. Der Kriegsrath in Fulda ward gehalten am 7/17. October.[1] Welchen Weg immer dann Tilly einschlug, er konnte weder die Stadt Würzburg, noch das Schloß Marienberg noch retten.

In der Morgenfrühe des 4/14. October vernahm man am östlichen Thore der Stadt Würzburg schwedische Trompetenstöße.[2] Der Trompeter forderte für das schwedische Heer freien Durchzug durch die Stadt. Er überreichte ein Schreiben, durch welches der König im Falle gutwilliger Öffnung der Thore seinen gnädigen Schutz verhieß. Wo nicht, so werde er Gewalt brauchen, des Kindes in der Wiege nicht schonen und das grausame Verfahren Tillys gegen Magdeburg an der Stadt Würzburg vollkommen rächen. — Man sieht den Fortschritt des Schweden in der Anklage gegen Tilly seit Breitenfeld. Damals hatte er sie vor den Seinigen erhoben: vor Würzburg sprach er sie auch den Katholiken gegenüber aus, als wäre es eine anerkannte Thatsache. — Der Rath der Stadt ließ dem Trompeter antworten: man werde das Schreiben dem Landesherrn zusenden.

Während die obrigkeitlichen Personen beriethen, was bei dem vertheidigungslosen Zustande der Stadt für die Sicherung von Leben und Habe zu thun, erschien am Thore abermals ein Trompeter mit der erneuten Aufforderung. Er erhielt die Antwort, daß es nicht Kriegesbrauch, mit einem Trompeter zu verhandeln. Es folgte am Thore der schwedische Oberstallmeister, und erhob die Anklage, daß der Fürstbischof an der Belagerung und grausamen Verheerung der Stadt Magdeburg, besonders aber an der Schlacht bei Leipzig wesentlichen Antheil genommen. Der König habe keine andere Absicht als den Fürstbischof zu friedlichen und freundlichen Gesinnungen zu bewegen. Werde aber dieses Anerbieten nicht angenommen, so müsse er Gewalt anwenden und dann mit der Besatzung und der Bürgerschaft nach Kriegesbrauch auf das strengste verfahren.

Der Commandant der Stadt und des Schlosses Marienberg, Keller, antwortete, daß der abwesende Fürst ihm die Vertheidigung anvertraut. Das Schloß werde er auf keinen Fall übergeben: für die Stadt bitte er um eine Frist von drei Tagen, bis er Verhaltungsbefehle

[1] Theatrum E. II, 465 a. Chemnitz 234 a.

[2] Scharold 15. Auch für das Folgende.

einholen könne. Der Schwede schlug ab. Der König, sagte er, kenne die Schwäche der Stadt und des Schlosses, wisse auch um die Stärke und den gegenwärtigen Aufenthalt Tillys, der nicht vermöge Hülfe zu bringen. Man möge das Beste der Bürgerschaft bedenken und den König nicht zum Zorne reizen, zumal da er wegen der an Magdeburg verübten Grausamkeiten schon sehr aufgebracht sei.

Ungeachtet der Gegenreden des Commandanten und des Oberschultheißen Truchseß von Henneberg beschlossen die fürstlichen und die Stadträthe einhellig, die Stadt lieber gutwillig zu übergeben. Sie entwarfen eine Capitulation und überreichten sie dem Oberstallmeister mit der Bitte um die Unterschrift des Königs. Nach einer halben Stunde kehrte der Schwede wieder mit der Erklärung: die Artikel seien zu weitläufig abgefaßt, als daß der König auf jeden einzelnen antworten könne: er ertheile jedoch hiermit bei seinem Ehrenworte die Versicherung, daß er sie annehme und stets unverbrüchlich vollziehen werde. Dagegen erwarte er nun die unverzügliche Öffnung der Stadtthore. — In höflicher Rede lehnte der Commandant Keller ab. Er müsse zu seiner Rechtfertigung darauf bestehen, daß der König den Vertrag eigenhändig unterzeichne und besiegeln lasse. Die Capitulation ward also abermals hinausgeschickt. Am Abende brachte man sie wieder, nicht unterschrieben. Dagegen wurden Ausdrücke des königlichen Zornes über das ihm bewiesene Mistrauen gemeldet, aber auch das Versprechen, nach seinem Einzuge in die Stadt am anderen Morgen die Capitulation zu unterzeichnen. Die Geiseln wurden ausgewechselt. Der Commandant Keller zog sich auf das hoch am linken Mainufer liegende Schloß Marienberg zurück, ließ dann zwei Joche der Mainbrücke abwerfen und hinter derselben eine Brustwehr errichten. Er hatte die Capitulations-Urkunde mit sich genommen, und gab sie auch auf die Abforderung am nächsten Morgen nicht heraus.[1] Das Verfahren ist erklärlich nur durch den Glauben dieses Commandanten Keller, daß, wie er zuvor versichert, Tilly binnen drei Tagen herankommen und bis dahin das Schloß Marienberg sich halten könne.

Am Morgen des 15. October zog der Schwedenkönig in Würzburg ein. Er ließ sogleich die Bürgerschaft entwaffnen und schwören, daß sie kein Einverständnis mit den Feinden des Königs haben wolle. Dafür verhieß er königlichen Schutz und freie Religionsübung. Dann

[1] A. a. O. 24.

forderte er eine Kriegssteuer von 150,000 Rthlrn., die man auf 80,000 herunter bat.

Am linken Ufer des Maines lag auf einem nach dem Strome zu steil abfallenden Felsen das schöne Schloß Marienberg. Dort hatten viele Mönche und Nonnen, so wie auch Andere mit ihrer besten Habe Zuflucht gesucht. Die Lage der Burg war fest, die Besatzung betrug etwa 600 Mann, jedoch meist Landvolk.[1] Nachdem die Schweden einige Anstalten zur Belagerung getroffen, ließ Gustav Adolf am 6/16. October die Capitulation anbieten. Der Commandant Keller lehnte ab. Am 7/17. ward das Angebot erneuert und abermals abgelehnt. In der Morgenfrühe des 8/18. um vier Uhr ließ der Schwedenkönig stürmen. Wir haben uns dabei zu erinnern, welches Versprechen einige Tage zuvor in dem Flecken Lauringen ein kriegsgefangener Hauptmann für die Erhaltung seines Lebens gegeben. In weniger als einer Stunde war das Schloß Marienberg in den Händen der Schweden, die bei dem Sturme nicht zehn Mann einbüßten.[2]

„In[3] der ersten Wuth tödtete der siegende Feind alles was ihm in die Hände gerieth, selbst die wehrlosen Soldatenweiber, einige Räthe und Geistliche. In unbeschreiblicher Angst und Verzweiflung rannten die Unglücklichen durch alle Gemächer und Gänge des Schlosses, um in irgend einem verborgenen Winkel ihr Leben zu retten. Deutlich hörte man unten in der Stadt das schauerliche Jammergeschrei." — „Das entsetzliche Gemetzel dauerte bis sieben Uhr des Morgens, wo der König mit starkem Gefolge in das Schloß einritt. Beim Anblicke der ermordeten Priester soll er selbst gesagt haben, daß man ihrer hätte schonen sollen."

Die ganze Besatzung war getödtet. Der Commandant Keller, dem der schwedische Oberst Torstenson das Leben erhalten, ward gefangen dem Könige vorgeführt. Nachdem Gustav Adolf ihn mit zornigen Worten angefahren, gebot er ihn augenblicklich zu erschießen. Es war nicht sogleich ein Soldat zur Stelle, und Keller erflehete sein Leben zur Auswechselung gegen einen gefangenen schwedischen Officier. Die fürstlichen Räthe, Stifts- und Klostergeistlichen, Nonnen und Andere, welche auf dem Schlosse einen sicheren Zufluchtsort für ihre Personen und Kostbarkeiten gesucht hatten, mußten sich gefallen lassen, daß ihnen die Soldaten

[1] So Arkiv I, 766. Grubbes Bericht. — Scharold 10 sagt: 400 Soldaten und 300 Landleute. Soden I, 40 sagt 1500 Mann.

[2] Arkiv I, 766. [3] Scharold 27.

alles nahmen und nur das Leben beließen gegen die Zahlung eines schweren Lösegeldes.[1] Konnten sie dies nicht auf der Stelle herbeischaffen, so mußten sie sichere Bürgen stellen.

Dann kam die andere Beute. „Das Schloß enthielt,“ meldet[2] der Fürstbischof Franz dem Kaiser, „alle Reliquiare, silberne vergoldete Brustbilder, Ornate, Kelche, Kirchenschätze, und alle dergleichen vornehmsten und besten Sachen, von meinem hohen und den Nebenstiftern, auch der Klöster-, Pfarr- und Wallfahrtskirchen auf dem Lande und in der Stadt, wie nicht weniger meiner Unterthanen Geschmuck.“ Dazu kam das Eigenthum des Fürsten selbst. Vom Einritte aus begab sich der König[3] sogleich in das Zeughaus, und erfreuete sich am Anblicke des schönen Vorrathes von Geschütz und Waffen aller Art. Mit diesem Vorrathe ließ er unverzüglich einen großen Theil seines Heeres neu ausrüsten. Eben so wohl gefielen ihm die vielen und schönen Wagen und Pferde, die alle er sich zueignete. Aus der fürstlichen Silberkammer wählte er sich, was ihm von dem Gold- und Silbergeräthe, den Edelsteinen und Perlen behagte. Das Übrige überließ er seinen Officieren und Soldaten zur Beute.

Es war ferner da die fürstbischöfliche Bibliothek, für deren Sammlung namentlich der um das Stift Würzburg in aller Beziehung hochverdiente Julius Echter von Mespelbrunn große Sorgfalt und schwere Kosten aufgewendet hatte. Gustav Adolf nahm sie, so wie auch diejenige der Universität und des Jesuiten-Collegiums, und ließ sie einpacken für die Sendung nach Upsala in Schweden.

Die Hand des Königs streckte sich aus nach allem was zu erreichen war. Und doch geschah es einmal, daß er etwas wieder fahren ließ, nachdem er es schon gegriffen. Das reiche Julius-Spital mit seinen Stiftungen, seinen Schätzen an Gold und Silber, an Getreide und Wein erschien sehr verlockend. Der Schwedenkönig war Willens es zu nehmen. Der Spitalmeister bat flehend, der König wolle sich zuvor die Stiftungsurkunde des Bischofs Julius vorlesen lassen. Gustav Adolf gab nach. Man las sie. Aber die schweren Flüche, welche der Bischof auf die Verderber seiner frommen Anstalt schleudert, waren selbst für dieses königliche Gewissen nicht zu tragen. „Ich will mit diesem Pfaffen in jener

[1] So Scharold 31. In dem Berichte des Chemnitz vor dem Rathe von Nürnberg, bei Soden I, 56, heißt es: Nonnen und andere Weiber und Kinder habe der König den Officieren geschenkt, die alles ohne Ranzion in ihre Wohnung gewiesen.

[2] Acten des 30jährigen Krieges. F. 40. [3] Scharold 29.

Welt nichts zu schaffen haben: lasset ihm das Seine!" rief der Schwedenkönig.[1] Das Juliusspital war gerettet.

Auch so freilich war es genug, was da geschah; denn, wie der König in seiner Weise, so die Soldaten in der ihrigen. Der König, berichtete[2] damals der Schwede Chemnitz dem Rathe von Nürnberg, „habe seit einiger Zeit das Stift Würzburg und Anderes den Soldaten darum preis gegeben, weil man dort neben Kurbayern das Meiste für den Kaiser gegen die Evangelischen gethan."

Jedoch hatte man die Vorsicht getragen, zuerst den gemeinen Mann auf dem Lande zu entwaffnen, und dadurch 20,000 Musketen bekommen.[3] Nach der Einnahme von Würzburg gab es im Heer kaum einen Mann, der nicht neue Kleider hatte. Im Lager verkaufte man eine Kuh für 1 Rthlr., ein Schaf für einige Batzen.[4] Die Soldaten, die in anderen Kriegen oft mit Wasser und verschimmeltem grobem Brode hatten vorlieb nehmen müssen, die bis zur Schlacht von Breitenfeld auf deutschem Boden nur von Raub und Plünderung gelebt und dennoch kaum Brod dadurch erlangt hatten, machten sich nun in der Sturmhaube ihre Kaltschale aus Wein und Semmeln.[5] Die schwedischen Soldaten unterhielten unausgesetzt an den Gittern vor der Domkirche vier offene Spieltische, wo sie ganze Säcke mit Dukaten und Thalern stehen hatten.[6] Dagegen konnte der Bürger nicht einmal einen Sack mit Getreide oder Mehl zu oder von der Mühle bringen. Die Soldaten nahmen es ihm unter dem Thore oder in der Mühle ab und verkauften es. Das Land war gesegnet und reich. Nach wenigen Wochen der Anwesenheit der Schweden stieg das bleiche Gespenst des Hungers empor.

Am. 26. October/5. November ließ der Schwedenkönig ein öffentliches Mandat ausgehen und anschlagen.[7] Dasselbe beginnt mit einer Geschichtserzählung, nach welcher er ungeachtet alles seines Bittens zum Kriege gezwungen und dann von Gott mit Siegesglück gesegnet sei. Dann tritt er der Sache näher. Wir haben erwartet, heißt es weiter, daß die Fürsten der Liga als redliche Patrioten die Einführung des absoluten, allen Deutschen verhaßten Dominates misbilligen und gegen uns nicht feindlich verfahren würden. Diese unsere Ansicht stützte sich

---

[1] Scharold 46. [2] Soden I, 56.
[3] A. a. O. 58. [4] Khevenhiller XI, 1184.
[5] Geijer III, 199. Nach d. Palmsk. Handschriften. [6] Scharold 48.
[7] Ganz abgedruckt in Arlanibaeus 234. Ich ziehe zusammen.

darauf, daß das Collegium der Kurfürsten zum öfteren, namentlich auf dem letzten Convente zu Regensburg öffentlich erklärt: der Krieg gegen uns sei ohne ihr Wissen und Wollen und wider die Fundamentalgesetze des Reiches unternommen und darum auch von ihnen nie gebilligt worden. — An diesen Reden war doch nur so viel wahr, daß die Kurfürsten dem Kaiser mit besonderer Rücksicht auf Wallenstein eine Rüge über den Mangel an Vorsicht ausgesprochen hatten. — Aber der Schwede fuhr fort. Dessen ungeachtet habe die Liga sich feindlich gegen ihn gestellt. Er habe zwar, meint er, alle erwünschte Gelegenheit, auch Fug und Macht alsbald nach dem Rechte der Wiedervergeltung dasjenige vorzunehmen, was anderen getreuen Reichsständen und vielen Millionen seiner Glaubensgenossen, den armen Leuten, ganz unverschuldeter Weise von seinen Feinden begegnet sei. Aber sein königliches Gemüth sei zu dergleichen Extremitäten nicht geneigt, sondern suche den Frieden. Es war die Weise des Schweden mit derartigen Worten etwas Neues und Besonderes einzuleiten. Das Land ist verwaist, erklärt der Schwedenkönig. Es hat keinen Herrn. Einige haben Niemandem geschworen, die anderen haben dem Bischof Franz allerdings gehuldigt, sind aber von diesem ohne alle Noth verlassen worden. „Deshalb sind wir des gnädigsten Erbietens, befinden es auch für eine unumgängliche Nothdurft, uns des Landes und der dazu gehörigen armen Unterthanen, so lange bis der allerweiseste Gott nach seinem allein guten Willen die Sache durch einen erwünschten Frieden anders verordnen möchte, in königlichen Gnaden anzunehmen, und alles in einen richtigen und sicheren Stand zu bringen. Gestalt wir zu dem Ende eine gewisse Landesregierung angestellt und mit tüchtigen Personen versehen haben."

Am selben Tage luden[1] Statthalter, Kanzler und Räthe die Stiftsangehörigen vor, mit den Worten: „Ihr werdet mit handgebender Treue angeloben und einen Eid zu Gott und auf das H. Evangelium schwören, daß Ihr Niemanden anders als die königliche Majestät zu Schweden, Dero Nachkommen und Dero wohllöbliche Regierung und nachgesetzte Beamte für Euere alleinige rechte natürliche Landes- und Erbherrschaft und Obrigkeit — bis zur anderweiten im H. Reich mit Ihrer Königlichen Majestät gnädigstem Belieben und Einwilligung hiernächst zu verhoffenden Vereinigung und darauf erfolgenden besonderen königlichen Übergabe und Anweisung — erkennen, ehren und halten wollet." — Gustav Adolf

[1] Urkunde II bei Scharold, Beilagen, S. 5.

war also fortan in seinem Sinne Herzog von Franken, welcher Titel mit demjenigen des Fürstbischofs von Würzburg reichsrechtlich verbunden war.

Aber eben dasselbe Herzogthum Franken hatte der Schwedenkönig wenige Wochen zuvor dem Herzoge Wilhelm von Weimar versprochen. Dieser erinnerte und mahnte daran durch einen Gesandten. Der Schwedenkönig antwortete: „Es gibt noch der Länder genug zu verschenken, wenn Euer Herr treu und fleißig ist.“[1] Die Antwort erregte den Unmuth dieser Weimarer Fürsten. Es fragt sich, ob mit Recht. Sie waren als Schwächere mit dem Löwen jagen gegangen, und hatten sich im voraus sagen können, wie in solchem Falle der Löwe die Beute zu theilen pflegt. Sie hatten, um dies zu thun, dem Kaiser gegenüber Felonie und Wortbruch begangen: der Schwede maß sie mit demselben Maße, mit welchem sie gemessen hatten. Ein schwedischer Historiker[2] sagt über das Verhältnis zu den deutschen Fürsten im Allgemeinen: „Die eine Gewissenhaftigkeit kann der anderen entsprechen.“

Während der Schwedenkönig Franken für sich nahm, das er zuvor dem Herzoge Wilhelm von Weimar versprochen, erschien bei ihm in Würzburg der Herzog Georg von Lüneburg, der schon ein Jahr zuvor ein Patent als schwedischer General angenommen, jedoch damals ohne Consequenz — um nun zugleich auch als Reichsfürst mit dem Schweden eine Allianz zu schließen.[3] Der neue Vertrag des Königs mit dem Herzog, vom 18/28. October, hob das frühere Patent nicht auf. Demnach ward ein unklares Verhältnis geschaffen, und zwar so augenfällig, daß beide Theile es als ein solches erkannt haben müssen, also Jeder von ihnen diese Unklarheit für sich auszunutzen gedachte. Zunächst handelte es sich, nach Abzug aller Redensarten von Religion und Freiheit, um den Lohn. Gustav Adolf scheint die Rücknahme des großen Stiftes Hildesheim, welches das Reichskammergericht im Jahre 1629 dem welfischen Hause abgesprochen, als selbstverständlich angesehen zu haben. Mit Sicherheit ergibt sich aus dem Verlaufe der Dinge,[4] daß er dem Herzoge für ihn und sein Haus das Stift Minden und das mainzische Eichsfeld zugesagt hat.

---

[1] Röse I, 76. [2] Geijer III, 195 n. 1.
[3] V. d. Decken II, 9 u. f. Die Actenstücke 283 uf.
[4] A. a. O. 19.

Aber eben dasselbe mainzische Eichsfeld hatte Gustav Adolf auch den Weimarer Herzögen in Aussicht gestellt.[1] Auch der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel bat damals dasselbe Eichsfeld sich aus, zunächst zur Contribution für sein Heer.[2] Gegen diesen war der Schwedenkönig etwas offener. Er war anfangs nicht abgeneigt, dasselbe Land auch diesem dritten Bittsteller zu bewilligen. Dann jedoch strich er die Forderung, mit dem Bemerken, daß er selber das Eichsfeld für seine Reiterei nicht entbehren könne. — Indem in dieser Weise Gustav Adolf zeitig Sorge trug für die Aussaat von Neid und Zwietracht unter die ihm dienenden Reichsfürsten, mochte er glauben, daß dadurch ihm die Herrschaft über sie erleichtert würde.

Dem neuen Herzog von Franken standen zur Belohnung für die Seinigen reiche Mittel zu Gebote. Die Abteien und Klöster, sämmtlich ausgeplündert,[3] sah er an als sein Eigenthum. Er verschenkte sie mit ihrem Grundbesitze an seine vornehmsten Officiere. Aber er hatte mehr zu geben und wollte andere gewichtvolle Persönlichkeiten durch seine Freigebigkeit an sich binden. Vier Monate zuvor, am 10/20. Juni, hatte die fränkische Reichsritterschaft dem Kaiser ihre Treue versichert, hatte betheuert, daß ihr der Gedanke an unzulässige Bündnisse niemals in den Sinn gekommen.[4] Aber im October nahte der Schwede heran. Noch vor dem Betreten des Landes hatte er sich bemüht, die Zuneigung der nicht-katholischen Ritterschaft zu gewinnen. Von Schleusingen aus, am 29. September, gab[5] er dem Adam von Rotenhan als Director der reichsfreien Ritterschaft in Franken, schriftlich und durch den Herrn von Krailsheim mündlich „seine gnädigste Meinung für den Wohlstand des Reichsadels" kund. Die rühmlichen Dienste desselben werde er „jederzeit dergestalt in Gnaden erkennen, daß sowohl Ihr im Besonderen als der ganze Adel unsere sonderbare Affection und Liebe zu seiner Freiheit (daraus) abnehmen mögen." — Nachdem der König Franken betreten hatte, schien den Betheiligten keine Wahl zu verbleiben. Als die Grafen Ludwig und Georg Albrecht von Erbach sich bis zum 8/18. October nicht angemeldet hatten, erfolgte an sie ein Schreiben[6] des Königs, welches schließt mit den Worten: „Wenn Ihr alsbald gewärtig erscheinen werdet, sind wir des gnädigsten Erbietens, Euch gleich anderen bisher unbillig

[1] Röse I, 76. [2] Rommel VIII, 156. n. 197.
[3] Scharold 39. [4] Londorp IV, 190.
[5] Scharold, Beilagen. Urkunde XIV. [6] A. a. O. Urkunde XVI.

Bedrängten in unseren königlichen Schutz zu nehmen, da wir sonst und bei unverhofftem Ausbleiben Euerer Accommodation, Euch für Feind halten, und demnach gegen Euch und Euere Grafschaft dergestalt comportieren müssen, wie es unsere und des gemeinen evangelischen Wesens Nothdurft erfordert, und wir von Gottes und Gewissens wegen zu thun schuldig sind — so wir Euch, zu Vermeidung Eueres obschwebenden gänzlichen Ruins, nicht verhalten wollen." Die Grafen von Erbach kamen wie die Anderen.

Demgemäß auch wurden sie beschenkt wie Andere. Sie erhielten,[1] freilich erst nach dem Tode, jedoch auf Befehl des Königs, die reiche Benedictiner-Abtei Amorbach. Ungleich reicher wurde die protestantische Linie der Grafen Löwenstein-Wertheim ausgestattet.[2] Ganz besonders aber die Reichsstadt Schweinfurt.[3] Sie erhielt eine Reihe von vierzehn Dörfern, „so alle dem Stifte und Fürstenthume Würzburg und dessen Domcapitel angehörig gewesen." Dazu Güter des Hauses Echter und Klöster: „also und dergestalt, daß von uns und unserer Krone Schweden sie, Bürgermeister, Rath und Bürgerschaft zu Schweinfurt, auch ihre Nachkommen die oft und viel besagten Dörfer mit allem deren Zubehör als ein Gnadengeschenk in unterthänigster schuldigster Dankbarkeit empfangen."

Schweinfurt war die erste Reichsstadt, die der Schwede hinabdrückte auf den Rang einer schwedischen Landstadt. Die Mittel waren dieselben wie in Erfurt, zuerst die Ausnutzung der Furcht, auf welche die Stadt Schweinfurt selber sich vor dem Kaiser berufen hatte, dann der Habgier, durch deren Befriedigung der Schwede die Stadt in Feindschaft mit dem Würzburger Domcapitel trieb.

Wie in Erfurt Gustav Adolf nicht persönlich direct gegen die katholische Kirche vorgegangen war, so auch nicht in Würzburg und dem Frankenlande überhaupt. Der sechste Artikel des Vertrages von Bärwalde band ihm in so weit die Hände, daß er dem Cardinal Richelieu nicht eine offenkundige Thatsache zur Beschwerde geben durfte. Der Cultus ward, namentlich in der Stadt Würzburg,[4] vielfach factisch verhindert, nicht durch Befehle des Königs. Wie er selber in Würzburg beruhigende Versicherungen für die Erhaltung der katholischen Religion

[1] A. a. O. Urkunde XXXV S. 69.
[2] A. a. O. Urkunde XVI S. 30.
[3] A. a. O. Urkunden XVIII und XIX S. 33. [4] Scharold 52.

gab: so auch für längere Zeit noch seine Behörden. Sein Kanzler Fabritius sprach sich bei der Besitzergreifung des Klosters Theres, am 2. Januar 1632, mit den Worten aus[1]: der König sei zur Zeit nicht gemeint, die katholische Religion abzuthun, sondern lasse sie passieren, so daß Jedem überlassen bleibe, was er glauben wolle. — Andere wußten bereits genaueren Bescheid. Von December 1631 liegt eine Correspondenz zweier Prediger vor,[2] in welcher der eine den anderen um eine Stelle bittenden zur Geduld ermahnt, mit dem Hinweise auf die ihm gemachte Versicherung des königlichen Hofpredigers Fabricius, daß in einem halben Jahre das Stift Würzburg zur evangelischen Religion gebracht werden solle. — Die Voraussagung traf pünctlich in so fern ein, daß am 17/27. Mai die schwedische Regierung in Würzburg ein Patent[3] erließ, verkündend den Befehl des Königs, daß „das öffentliche Exercitium der im H. Reich approbierten Religion der A. C. angestellt, und dadurch die Freiheit des Gewissens, der H. göttlichen Schrift gemäß, in Dero Land und Herzogthum Franken, Jedermanns Seelenheil und Seligkeit zum Besten publiciert und geöffnet werde." „Demnach ist es der Kön. M. gnädigster Wille und Erklärung, daß allen und jeden des Herzogthumes Bürgern und Unterthanen, geistlichen und weltlichen Standes, frei stehen und zugelassen sein solle, sich bei oberwähntem christlich-evangelischem Exercitio, jedoch ohne Verursachen einiges Skandali oder Ärgernisses, einzustellen, der Predigt und Abhandlung des göttlichen Wortes beizuwohnen, und sich aller und jeder pfarrlichen Actuum zu gebrauchen, auch hierin (durch) ihrer geistlichen Vorsteher — zu denen man sich ohne dies des schuldigen Respectes und der Enthaltung von allem unnothwendigen Calumnieren endlich versieht — Abmahnungen und Bedrohungen — die man auf eingelangte eigentliche Nachrichtung, Anderen zum Exempel, ernstlich coercieren und abstrafen wird — wider ihren Willen, in nichts abhalten noch abschrecken zu lassen." — Das Patent beließ an der endlichen Absicht keinen Zweifel mehr.

Der Zweck der Klarstellung des Sachverhaltes in Franken hat uns hinweggeführt bis tief in das Jahr 1632. Wir haben zurückzukehren zum October 1631. Es handelte sich für den Schwedenkönig gleichzeitig mit der Besitzergreifung des Fürstbisthums Würzburg auch um die Reichsstädte des fränkischen Kreises, vor allen anderen um Nürnberg.

[1] A. a. O. 122. [2] A. a. O. 87. [3] Abgedruckt bei Moser VIII, 544.

29. Nürnberg und Bamberg, im October.

Die Reichsstadt Nürnberg war bei dem Herannahen Aldringens, im August, vom Leipziger Bunde abgetreten, und hatte sich verpflichtet dem Kaiser 72 Römermonate zu zahlen. Im September stellte der Oberst Wolf Rudolf von Ossa noch höhere Anforderungen. Am 29. September/9. October erhob der Rath von Nürnberg vor dem Kaiser die Beschwerde, daß Ossa noch 30,000 fl. nachfordere, so wie die Bitte, daß der Kaiser diese Forderung nicht genehmigen wolle.[1] „Solche allergnädigste Güte und Wohlthat," schließt das Schreiben, „wollen wir nimmermehr in Vergeß stellen, sondern uns angelegen sein lassen, dieselbe mit allerschuldigster Treue, Devotion und Gehorsam nach äußerstem unserem Vermögen allergehorsamst zu verdienen."

Dann kam der Schwede.

Nachdem Gustav Adolf den Thüringer Wald überschritten, entsandte er, durch Boten und Briefe an die nicht-katholischen Reichsstände in Franken und Schwaben, die Aufforderung zu ihm zu treten. Nach Nürnberg schickte er Martin Chemnitz und Relinger.[2] Der König sei Willens, verkündete Chemnitz, alle bedrängte evangelische Stände mit Gottes Hülfe zu entsetzen, und verlange daher zu wissen, wer Freund oder Feind. Diejenigen, welche mit ihrer Erklärung die letzten sein wollten, werde der König wie Papisten verfolgen. — Der Rath von Nürnberg hatte wie alle Städte keinen anderen Wunsch als denjenigen durch Neutralität das Kriegesfeuer von sich abzuhalten. Er stellte dem Chemnitz die Frage entgegen: wie, im Falle des Eingehens, die Stadt gegen die kaiserliche oder die bayerische Macht geschützt sein, wie sie vor der Kaiserlichen M. sich entschuldigen könne, damit sie nicht zugleich aller Lehen und Privilegien verlustig gehen und noch dazu in die äußerste Noth gerathen werde. Chemnitz möge nicht mit Nürnberg den Anfang machen, sondern zuerst höhere und zwar katholische Stände des Kreises zum Bündnisse auffordern, damit dann Nürnberg sich leichter entschuldigen könne. — In der Wirklichkeit steht also für den Rath von Nürnberg voran der Wunsch neutral zu bleiben, und, wenn das nicht möglich, die Frage, welcher von beiden Theilen mehr zu fürchten sein werde. Chemnitz dagegen beharrte bei seiner Forderung einer kategorischen Erklärung, am 10. October. Damit er der Stadt gewogen bleibe, ließ der Rath ihm, vor der Abreise, eine goldene Kette umhängen.

[1] Kriegsacten F. 93. [2] Soden I, 21.

In seinem Schwanken hin und her fragte[1] der Rath durch Tetzel bei dem Markgrafen Christian in Baireuth um dessen Meinung an. Der Markgraf ließ die Gründe aufzählen, die gegen und die für ein Bündnis mit dem Schweden sprächen. Unter den ersteren waren die schweren Reichs- und Lehenspflichten für den Kaiser, der kürzlich mit dem General Aldringen geschlossene Vertrag des Verzichtes auf den Leipziger Bund, die dem kaiserlichen Gesandten Popp in Amberg gegebene Versicherung der Treue, die Einmischung in den Krieg u. a. Für das Bündnis dagegen spreche, daß „es gleichwohl Gottes Ehre, dessen heiliges seligmachendes Wort und der Seele ewiges Heil betreffe." Der Markgraf ließ weiter sagen: er wisse, daß die anderen evangelischen Städte in Franken dasjenige billigen und sich gefallen lassen wollten, was Nürnberg thue.[2]

Dann kam der Nürnberger Tetzel zusammen mit dem schwedischen OL. Krailsheim,[3] der auch nach Nürnberg bestimmt war. Er war ein Mann aus der Schule Falkenbergs. Auf den fränkischen Kreis, sagte er, habe der König vor anderen sein Augenmerk gerichtet, und würde ihn so versichern, daß auf alle Fälle keine Gefahr zu besorgen. Würde man sich aber gegen den König nicht gebührend erklären, so besorge er, Krailsheim, daß ihm etwa geboten würde, auf die Stadt Nürnberg loszurücken, in deren Stadtgraben er sich getraue, binnen vierundzwanzig Stunden zu kommen. Da er dem Könige den Eid geleistet, so würde er dann diesen Befehl, wiewohl wider seinen Willen, zur Vollziehung übernehmen müssen. — Krailsheim ritt mit Tetzel in Nürnberg ein.

Am 5/15. October fand zu Heilsbronn eine Beredung von Nürnberger und brandenburgischen Deputierten über die Frage eines Bündnisses mit Schweden statt. Man machte acht Gründe für die Neutralität Nürnbergs geltend, zwölf für das Bündnis, von denen doch keiner die Religion betraf.[4] Dagegen hieß es: der König sei gesonnen, wenn man seinen Feind verstärke, alles mit Feuer und Schwert um so viel mehr zu verderben. Zu einem Beschlusse kam man nicht.

Inzwischen liefen in Nürnberg die Nachrichten ein von den Fortschritten des Schwedenkönigs in Würzburg. Es kam die Kunde, daß auch bereits die Reichsstadt Ulm sich zum Bündnisse mit dem Schweden neige.[5] Am 12/22. October erschien im Namen des Schwedenkönigs

[1] A. a. O. 22. [2] A. a. O. 26. [3] A. a. O. 27.
[4] A. a. O. 31. [5] A. a. O. 54.

wiederum Martin Chemnitz.[1] Der Rath entsandte zwei seiner Mitglieder ihn anzuhören. Aus dem Berichte derselben geht hervor, daß der Rath zuvor von dem Könige einen formellen Fehdebrief verlangt hatte, um sich nachher auf diesen Zwang berufen zu können.[2] Chemnitz lehnte ab: eine Denkschrift von ihm werde den gleichen Werth haben. Die Nürnberger waren nicht dieser Ansicht. Aus dringenden Gründen besonders des Handels, baten sie abermals um Neutralität. Chemnitz entgegnete: in diesem Falle würde der Rath von Nürnberg ärger als die Katholiken behandelt werden. Er führte eine Reihe anderer Gründe dagegen an. Der König, sagte[3] er, „lobe des Rathes Behutsamkeit in dem Verzichte auf den Leipziger Schluß, zumal er oft gesagt: diese Stadt sei übel verwahrt, wenn sie sich nur auf irgend eine Weise einstweilen salviere. Dies sei nunmehr geschehen. Jetzt aber habe es eine andere Beschaffenheit, und heiße: Wer mich verleugnet vor den Menschen" usw.

Chemnitz schildert weiter die Macht und die Aussichten des Königs. Eine Einmischung von Frankreich her zu Gunsten von Bayern habe man nicht zu fürchten. Auch im Elsaß werde der Schwedenkönig eine Armee bilden, und es bedürfe nicht vieler Mühe, durch die Hugenotten dort einen innerlichen Krieg anzuspinnen. Er werde die Städte, die sich ausdrücklich für ihn erklären, mit Garnisonen nicht belästigen. Sie sollten auch Kriegsvolk für sich haben: jedoch müsse es dem Könige verpflichtet sein.

Die Nürnberger Deputierten schlossen ihren Bericht über die Beredung mit Chemnitz mit den Worten[4]: „Der Allerhöchste gebe Gnade, damit alles mit den geringsten Lasten ablaufe, weil es doch am Ende ein gezwungenes Werk, welchem auch Kursachsen sich zu entziehen nicht im Stande gewesen, so lange es auch gezaudert."

Chemnitz dagegen war der Meinung, auf die Nürnberger Deputierten, die mit ihm verhandelt, nicht den beabsichtigten Eindruck gemacht zu haben. Er richtete nach der Conferenz noch am selben Tage an den Rath ein Schreiben, in welchem er sagt[5]: obgleich er eine ganz günstige Antwort erwartet: so habe er doch mit nicht geringer Bestürzung und Befremden ungern vernehmen müssen, daß diese Stadt gesonnen sei, sich noch mehr von den evangelischen Confoederierten zu trennen, indem sie sich auf die dem Kaiser gebührende Devotion berufe und mit einer

[1] A. a. O. [2] A. a. O. 55. [3] A. a. O. 56.
[4] A. a. O. 59. [5] A. a. O. 60.

Neutralität sich zu entschuldigen suche. Er habe den Deputierten gesagt: es sei keine Zeit mehr zur Neutralität, indem der König weder Kursachsen, noch andere evangelische Stände, Städte usw. bei der Neutralität belassen, sondern alle evangelischen Stände, die darauf sich berufen wollten, wie Feinde behandeln würde. Wenn der König sich ihrer Städte bemächtigt, so sei er entschlossen, es mit ihnen eben so zu halten, als wenn er sie dem Feinde mit dem Schwerte abgenommen hätte usw. — Auf die Drohungen folgten Verheißungen, was alles der König für die Stadt thun würde, und endlich der Ausdruck der Hoffnung: die Stadt werde nach reiflicher Überlegung „sich nicht länger weigern, die reine evangelische Religion gegen die katholische Rotte zu vertheidigen."

Am nächsten Tage, dem 23. October, überwies der Rath das Schreiben des Chemnitz den Ausschüssen der „Hochgelahrten" und der „Genannten". Bevor noch diese ihr Gutachten abgegeben, traf, am Morgen des 14/24., ein Trompeter mit einem Handschreiben[1] des Königs an den Rath ein, datiert aus Würzburg vom 11/21. Darin schrieb er: der Rath von Nürnberg werde seine Fortschritte kennen. Er habe die Kriegeslast aus dem ober- und dem niedersächsischen Kreise über den Thüringer Wald nach Franken gewälzt. Wenn ihn daher seine mitbetheiligten Freunde, Sach- und Glaubensgenossen, unter denen die Stadt Nürnberg nicht die geringste, unterstützen, dazu mitwirken und wie redliche teutsche Patrioten ihre Kräfte zum gemeinen Besten anstrengen wollten, so werde das Werk in kurzem vollendet werden. Allein, obgleich Nürnberg mit Verwunderung seine Siege und Fortschritte gesehen und daraus die unerforschliche Leitung des Allerhöchsten billig abgenommen, er die Stadt auch schon oft um Hülfe angesprochen habe: so sei doch noch gar nichts geschehen, ja sogar der Feind mit Munition, Contribution und Proviant von daher versehen worden. Hierdurch geschehe ihm, dem Könige, zur unauslöschlichen Schande der Stadt und zum Fluche der Nachkommenschaft, mehr Schade als durch den Feind. Er, der König, könne keine Neutralität ertragen, sondern fordere Hülfe. Aus diesem Grunde habe er sich der Stadt und deren Gebiete mit seiner Armee etwas nähern wollen, um des Rathes kategorischen Schluß zu erfahren, ob er, der König, die Stadt als Freund oder für eine solche halten solle, welche die Absicht habe, die gemeine Wohlfahrt mehr zu hindern als zu fördern, und als Feind sie unter die Füße zu treten. In diesem letzteren

[1] A. a. O. 62.

Falle wälze er, der König, alle Schuld am Unheile von sich ab. Dagegen hoffe er, der Rath werde sich so bezeigen, wie es der Tugend der Voreltern gemäß, für ihn selber aber rühmlich und der künftigen Nachkommenschaft ersprießlich sei.

Auf diese Drohung schien man sich entscheiden zu müssen. Und da man nicht die Kraft des Widerstandes besaß, so erhob sich, wie in solchen Fällen üblich, der Wetteifer des Rennens in die Knechtschaft. „Die[1] mündliche Relation ergab, daß die heute Vormittag versammelt gewesenen 200 ‚Genannten' mit Ausnahme Einiger sich unbedingt dahin erklärt hatten: man solle in dieser Sache, die Gottes Ehre und die Gewissensfreiheit betreffe, der Kön. M. in Schweden sich keineswegs entziehen, sondern vielmehr wie andere evangelische Stände Derselben mit der begehrten Verbindung nach aller Möglichkeit an die Hand gehen." — Wie ein Jahr zuvor der Rath von Magdeburg, so ahnte auch im October 1631 derjenige von Nürnberg nicht, daß er den Kriegesjammer, dem er zu entgehen suchte, durch die eigene Schuld der Schwäche gegen fremde Drohung binnen Jahresfrist auf sich herabziehen werde.

Der schwedische OL. Krailsheim benutzte sofort diese Wendung zu der Forderung eines Darlehens von 100,000 Rthlrn., ließ jedoch auf den Protest des Rathes, um die Hälfte ab.[2] Es handelte sich dann um eine Gesandtschaft an den König. Der Markgraf Christian von Brandenburg, der gleichzeitig von Gustav Adolf ein ähnliches Drohschreiben erhalten hatte, betheiligte sich an dieser Gesandtschaft.[3] Die Fassung der Instruction jedoch beweist, wie fern noch dem Rathe von Nürnberg die Absicht lag, in den Krieg des Schweden ganz mit einzutreten. Sie bittet den König, die Stadt mit ihrem Gebiete, ihren Rechten und Privilegien, ihrem Handel in seinen Schutz zu nehmen. Dagegen möge der König versichert sein, daß er im Falle der Noth nach aller Möglichkeit, und, so weit es die Pflicht gegen Kaiser und Reich zulasse, nach dem Beispiele anderer evangelischer Stände von Nürnberg unterstützt werden solle.

Am 18/28. October traten die Nürnberger in Würzburg vor den Schwedenkönig.[4] Er empfing sie stehend und mit entblößtem Haupte, wie er auch während der ganzen Audienz verblieb. Seine Antwort auf

[1] A. a. O. 64. Vgl. Murr 40. [2] Soden I, 66.
[3] A. a. O. 67. [4] A. a. O. 74.

die Rede der Nürnberger hielt sich in allgemeinen Wendungen. Näher traten nachher seine Räthe. Sie fragten im Namen des Königs, wie der Rath die Stadt mit festen Werken und sonst nach Bedarf verwahren und versehen könne. Sie fragten weiter, ob es nicht erforderlich, daß der König Jemanden in die Stadt sende, welcher ihr mit Rath und That beistehe. In diesem Falle schlage der König den Grafen Heinrich Wilhelm von Solms vor. — Auf solche Vorschläge waren die Gesandten nicht instruiert: sie wichen aus.[1]

Am selben Tage, dem 20/30. October, schrieb[2] der König an den Rath von Nürnberg: er habe den Obersten Grafen Solms bestimmt sich nach Nürnberg zu begeben, um als hocherfahrener Soldat voll Treue und Eifer für die gemeine Wohlfahrt der Stadt mit Rath und That beizustehen. Daher ersuche der König: der Rath möge dem Grafen gestatten, die Trommel in Nürnberg zu rühren und Soldaten zu werben. Der Rath möge auch die Vertheidigung der Stadt dem Grafen anvertrauen. — Der Rath antwortete, am 3. November: er sei mit einem erfahrenen Obersten in der Person des Herrn Johann von Leubelfing bereits versehen. Auch könne er neben seiner eigenen Werbung, die noch fortgehe, eine andere nicht gestatten. — Solms beklagte[3] sich später, daß er ungeachtet der Empfehlung des Königs in Nürnberg von allen Berathungen ausgeschlossen worden sei.

Ein Bündnis jedoch ward in Würzburg geschlossen,[4] einstweilen auf ein Jahr. Der König bestimmte darin für sich, wie durchweg, die absolute Direction des Krieges. Die Stadt versprach Lieferungen gegen billige Bezahlung. Dagegen verpflichtete sie sich dem Feinde Contributionen, Pässe und Werbungen abzuschlagen. — Der König ließ den Nürnbergern und den anderen Gesandten aus dem fränkischen Kreise durch den Grafen Philipp Reinhard von Solms und Chemnitz seine Zufriedenheit darüber aussprechen, daß sie ihm die Zahlung von 72 Römermonaten für das gemeine evangelische Wesen bewilligt. Aber mit den Reichsstädten Nürnberg, Ulm, Straßburg wolle er eine besondere Allianz abschließen. Weil sie mehr Geld hätten und bei ihnen mehr Sicherheit sei als bei Fürsten und Grafen, so solle eine jede 5 bis 6000 Mann zu Fuß und 1000 zu Roß werben, deren Unterhalt der König übernehmen wolle. — Einstweilen indessen war man noch nicht so weit.

---

[1] A. a. O. 77. [2] A. a. O.
[3] A. a. O. 84. [4] A. a. O. 78.

Nachdem der erste und hauptsächliche Factor, durch welchen der Schwede zu wirken pflegte, die Furcht, ihre Wirkung gethan hatte, konnte auch der andere, die Speculation auf die Habgier, in Kraft treten.[1] Graf Philipp Reinhard von Solms warf bei Tafel den Nürnberger Gesandten die Frage hin, welche Specialgnade die Stadt begehre. Denn der König sei geneigt, ihr seiner Zeit dazu behülflich zu sein. Die beiden Grafen Solms nannten den Rotenberg und das Deutschordens-Haus in Nürnberg. Die Nürnberger verglichen den Vorschlag mit dem Sprichworte von der Theilung der Bärenhaut. Der Schwedenkönig dagegen wußte aus vielfacher Erfahrung, daß seine Saaten solcher Art selten auf unfruchtbaren Boden gefallen waren.

In ähnlicher Lage wie die Stadt Nürnberg befand sich beim Einrücken Gustav Adolfs in Franken das Fürstbisthum Bamberg. Bereits am 3/13. October hatte der Schwede von Unterbleichfeld im Hennebergischen aus ein Drohschreiben[2] an den Fürstbischof Johann Georg erlassen. Dann jedoch lenkte sich das schwedische Unwetter ab auf Würzburg. Johann Georg hoffte und versuchte frei zu bleiben. Am 14/24. October erhielten seine abgesandten drei Domherren bei dem Schwedenkönige in Würzburg Audienz.[3] Auf ihre Rede, daß das Stift mit dem Könige in Ungutem nichts zu thun habe, fuhr er heraus: das seien verba factis contraria. Denn der Fürstbischof habe noch bis zur Stunde fliegende Fahnen unter dem Obersten Fugger im Felde, habe auch wohl gewußt, daß er, der König, mit dem Kaiser einen Privatstreit und Krieg führe, der das römische Reich nicht angehe und dessen sich andere Reichsstände nicht hätten theilhaftig machen sollen. Wolle man nun das Stift Bamberg bei seiner Wohlfahrt erhalten, so müsse der bereits begangene Fehler und gegebene Anstoß zuvor corrigiert und repariert werden. — Die Räthe des Königs faßten diese allgemein gehaltene Forderung bestimmter: Verzicht auf die Liga, Einräumung der Festung Forchheim, Zahlung einer monatlichen Contribution für das schwedische Heer.

Die schwedische Forderung der Einräumung von Forchheim gab dem Fürstbischofe Johann Georg den Anhaltspunct zu der Einrede, daß sie die Nachbaren, die Stadt Nürnberg und den Markgrafen Christian von Baireuth, mitbetreffe.[4] Auf den Wunsch des Fürstbischofs schickte Nürnberg Gesandte an ihn.[5] Diesen legte er dar, 31. October, daß

[1] A. a. O. 79. [2] Abgedruckt bei Hübsch 144.
[3] A. a. O. 150. [4] Soden I, 85. [5] A. a. O. 86.

ihm die Alternative zwischen zwei Extremen gestellt sei, und fragte um Rath. Die Gesandten antworteten[1]: sie seien für diesen Fall, der vielleicht in etlichen hundert Jahren nicht vorgekommen, ohne Instruction, „indem der Rath von Nürnberg leider in gleichem Spitale krank liege." Der König habe bereits bedeutende Gütersendungen aufgehalten und gegen die Stadt und die Landschaft die stärksten Drohungen ausgesprochen, wenn man nicht zu ihm trete. — Die Antwort dieser Nürnberger Gesandten zeigt abermals, welches Motiv in ihrer Stadt die Entscheidung gegeben hatte.

Der Schwede Lars Grubbe, nachdem er die dem Fürstbischofe Johann Georg gestellten Bedingungen berichtet,[2] fährt fort: „Darüber hat er sich bisher nicht völlig erklärt: nach allen seinen Handlungen aber scheint es, daß er nach beiden Seiten hin Neutralität suchen, gern in Ruhe und friedlichen Tagen leben, und weder dem Einen, noch dem Anderen, wenn es ihm gelingen könnte, zu Willen sein wolle."

Diese Ansicht mochte für eine Reihe von Tagen den Gedanken Johann Georgs entsprechen. Er äußerte sich den Nürnbergern gegenüber[3]: das Glück des Schwedenkönigs sei zu groß: es könne keinen Bestand haben. — Für ihn handelte es sich namentlich um seine Festung Forchheim, deren Besitz die Herrschaft über das Land verbürgte. Wie der Schwede sie für sich verlangte, so Maximilian für die Liga. Johann Georg unterhandelte nach beiden Seiten.[4] Zuletzt jedoch überwog die Furcht vor dem Stärkeren. Nachdem Johann Georg bereits seine Bitte um bayerische Verstärkung nach Amberg abgeschickt, sandte er dem Boten den Widerruf nach mit den Worten[5]: „Wenn es dann nicht gerathen sein will, uns bei solcher Ungewisheit erst in noch größere Gefahr einzustecken: so verbleiben wir, wo alle Mittel ermangeln, gewillt, den mit der königlichen Würde in Schweden veranlaßten Tractat zu prosequieren und zu halten, in der Hoffnung, wir werden der Gestalt der Dinge und der uns geschehenen Vertröstung nach am nächsten dazu kommen und also aus zwei Übeln das leidlichste und erträglichste erwählen."

So Johann Georg am 10. November. Es war zu spät. Bereits am 11. trafen zwei bayerische Commissäre in Forchheim an, um im Namen des Kurfürsten den Einlaß für die anziehenden Truppen der Liga zu fordern.[6] Maximilian hatte den Entschluß gefaßt, durch eine

---

[1] A. a. O. 87. [2] Arkiv I, 768. Vom 22. November.
[3] Soden I, 88. [4] Hübich 80 uf.
[5] A. a. O. 84. [6] A. a. O. 103.

rasche That dem Schwanken des Fürstbischofs Johann Georg ein Ziel zu setzen.

In denselben Tagen aber, im November, faßte der Schwede in Würzburg den Entschluß, westwärts den Main hinab nach dem Rheine zu ziehen.

30. Tilly und Gustav Adolf im November.

Die Meinung vieler Zeitgenossen, daß Tilly die Stadt Würzburg oder doch das Schloß Marienberg hätte retten können oder müssen, hat sich als irrig dargethan an den Daten. Die Stadt befand sich in den Händen des Schweden, bevor noch Tilly Aschaffenburg erreicht hatte. Aber man hat den Vorwurf damals noch weiter ausgedehnt. Der Kurfürst Maximilian, hieß es, habe durch seine Befehle seinen Feldherrn gelähmt. Diese Meinung machte sich so stark geltend, daß der Kurfürst Maximilian im nächsten Jahre eine eigene Schrift[1] mit einer Reihe von Actenstücken zur Widerlegung ausgehen ließ.

Diese Actenstücke erstrecken sich über die Zeit vom 25. September bis zum 10. November. Sie enthalten kein Verbot des Schlagens für Tilly. Am 26. October beschwert[2] sich der Kurfürst Anselm Casimir, daß Tilly durch den Marsch über den Main in den Odenwald das Kurfürstenthum Mainz schutzlos lasse, und daß somit der Feind sich der Brücke zu Aschaffenburg, der Städte Hanau und Frankfurt bemächtigen werde. Tilly antwortet[3] aus Kielsheim, am 28.: er habe seine Anstalten so getroffen, daß er hoffe, das Land des Kurfürsten schützen zu können. „Wiewohl," fügt er hinzu, „fast nicht zu getrauen, bei diesem elenden Wetter mit den nackten und verschmachteten Soldaten, deren sich alltäglich eine große Anzahl verlieren und hinterbleiben thut, ohne die Gnade Gottes ichtwas Fruchtbarliches auszurichten." Er erklärt zugleich, daß er handeln werde „nach des Feindes Veranlassung".

In denselben Tagen, am 31., schreibt[4] der Kurfürst Maximilian an Tilly: „So viel nun Anfangs berührt, daß Ihr entschlossen, dem Feind aus den von Euch angeregten Ursachen unter Augen (zu) ziehen und Euer Heil an ihm (zu) versuchen, oder, da derselbe nicht halten, sondern sich auf einem oder anderem Wege retirieren sollte, ihm nachzufolgen, da muß ich es auf einem oder anderem Wege, Euerer Discretion, nach Gestalt und Erzeigung der Occasion, committiert und anheim

[1] Abgedruckt im Theatrum E. II, 465 uf. [2] A. a. O. 474.
[3] A. a. O. 475 a. [4] A. a. O. 472 a.

gestellt sein lassen, des zu Euch gerichteten unzweifelhaften Vertrauens, Ihr werdet gegen diesen listigen Feind gewahrsam gehen und den Vortheil wohl in Acht nehmen, damit dem gemeinen katholischen Wesen weiter kein Schade zuwächst."

Am 3. November meldet[1] Tilly aus Hohenhausen an der Tauber, daß er vor zwei Tagen dahin fortgerückt. „Indem nun die armen Soldaten so übel bekleidet, nackt und bloß, auch des Proviants halber Hunger und Kummer leiden müssen, und überdies solches böses Wetter eingefallen und so weit überhand genommen, daß die Regimenter gleichsam wie der Schnee zergehen, und also die Armada in solches Abnehmen kommen, daß es keine Möglichkeit gewesen, dieser Enden zu verharren: derenwegen bin ich mit dem H. Herzog zu Lothringen und anderen der kaiserlichen und der katholischen Bundesarmada vornehmsten Generalspersonen zu Rath worden, (die) gesammten Heere weiter heraufwärts zu führen, und auf Mittel und Wege zu gedenken, wie das Volk etwas unter Obdach gebracht, bekleidet, verproviantiert, erquickt und also vor weiterem Ruin, so viel möglich, conserviert werden möchte."

Und weiter schreibt[2] Tilly, am 10. November, aus Rotenburg an der Tauber: „Wiewohl ich mir an meinem Orte habe angelegen sein lassen und auf Gelegenheit getrachtet, wie dem Feinde beizukommen und Abbruch zu thun sein möchte — weil er aber in so wohl verwahrten sicheren Pässen begriffen und sich in dieser Zeit noch mehr fortificiert, auch in vollen Quartieren, (so) daß ihm in den Unterhaltsmitteln nichts abgeht, und er vielmehr Abundanz als Mangel, daher seine Soldatesca um so viel williger, hergegen aber zu considerieren, was die diesseitige Soldatesca, (der) Kleidung und des unausgesetzten stätigen Marschierens halber, und was dergleichen Inconvenienzen und Gebrechen mehr sind, ausgestanden, daher sie sich in allem unwillig und verdrossen befinden, und allein mangelt, daß sie nicht gar zur Mutination schreiten und aufrührerisch werden — gestalten ohne das in der Zeit viele tausende theils verschmachtet, theils zurückgeblieben, theils ausgerissen, also daß die Armada merklich geschwächt worden — herwieder der Feind von Tag zu Tag wächst und zunimmt und von den gesammten protestierenden Ständen den Zulauf, allen Vorschub, Assistenz und, in Summa, alles nach seinem Willen und Wunsch, Thür und Thor offen hat: derowegen ich aus jetzt erwähnten bewegenden Ursachen nicht unzeitig gehindert und abgehalten

[1] A. a. O. 473 b. [2] A. a. O. 472 b.

worden, gegen ihn etwas Thätliches und Ersprießliches zu attentieren und vorzunehmen, jedoch gar nicht der Intention und Meinung den Feind zu fliehen, wiewohl mir auch, ihn bei solcher Beschaffenheit und rebus sic stantibus viel zu suchen, nicht rathsam fürkommt. Sollte mir gleichwohl Occasion und Anlaß suppeditiert werden, will ich alsdann auch hergegen nicht manquieren ihm unter Augen zu gehen, so viel es sonder nöthiges Risico geschehen kann, den Kopf zu bieten, und also nichts zu unterlassen, was meine Schuldigkeit zu Beförderung des Dienstes und der Wohlfahrt Ihrer K. M., Ewr. Kfstl. D. und des gesammten katholischen Wesens erfordert."

Dies ist dem Datum nach der letzte Brief in der Vertheidigungsschrift des Kurfürsten Maximilian. Eine Antwort von seiner Seite darauf liegt in dem Drucke nicht vor.

Damals war an Tilly eine ausdrückliche Abmahnung von einem Treffen bereits gelangt, nicht von Maximilian, sondern von der Infantin Isabelle in Brüssel. Sie vernahm die Nachricht, daß Tilly abermals auf ein Treffen ausgehe, mit großer Sorge. Sie bat ihn: er wolle nicht die katholische Religion und das Reich dem Entscheidungswurfe einer einzigen Schlacht anheimstellen.[1] Die Antwort[2] Tillys aus Bischofsheim an der Tauber, vom 3. November, sucht der Infantin klar zu machen, daß die Kriegführung in Deutschland von der herkömmlichen in den Niederlanden ganz verschieden sei. In den Niederlanden pflege ein Kriegeszug ein bestimmtes, fest abgegrenztes Ziel zu haben. Dem entspreche die jedesmalige geringere Heeresrüstung, sowie die Vorräthe an Lebensmitteln und Kriegeszeug nach einer festen Ordnung. Anders sei es in Deutschland, wo jegliche Stunde Veränderungen eintreten, wo die Zahl und die Kräfte der Feinde groß sei und an verschiedenen Orten, wo man darum größerer Heeresmassen bedürfe, wo man ferner wegen der Veränderungen genöthigt sei Entschlüsse zu fassen nach den Umständen. — Wir sehen aus diesen Worten: Tilly lehnt es ab sich nach fernher gegebenen Instructionen zu richten. Indem er nachweist, daß die alte Methode des niederländischen Krieges auf denjenigen in Deutschland nicht mehr anwendbar sei, sagt er deutlich genug, daß er freie Hand haben wolle zu thun und zu unterlassen nach den Umständen und nach eigenem Urtheile.

[1] Das Schreiben der Infantin, vom 25. October, bei Villermont, Tilly II, 434 n. 193. [2] A. a. O. 438 n. 198.

Allein die Infantin wandte sich nicht bloß an Tilly, sondern auch an den Kurfürsten Maximilian. Sie schrieb zugleich im eigenen Namen und demjenigen des Königs ihres Neffen an den Papst Urban VIII.[1] Sie sagte darin, daß, wenn nicht schleunige Hülfe erfolge, es um die katholische Religion in Deutschland und um das Reich geschehen sei. Dann würden auch die Alpen gegen die Flammen dieses Krieges kein Bollwerk sein, sondern diese würden hinüber schlagen und Italien und die ganze übrige Christenheit verzehren. Die Infantin hofft daher auf Hülfe vom Papste Urban VIII.

Daß die Vorstellung der Infantin bei dem Kurfürsten Maximilian Wirkung gethan, ergibt sich aus seinem eigenen Eingeständnis. Einige Monate später ließ er durch seinen Kanzler Donnersberg bei dem Kaiser seine Entschuldigung[2] vorbringen, daß er dem fränkischen und dem rheinischen Kreise nicht stärkere Hülfe geleistet. Es sei, ließ er sagen, nicht in seinem Vermögen gestanden. „Dazu hätte die Infantin in Brüssel ihm zugeschrieben, daß er sich wohl in Acht nehmen und ohne genugsame Gegenmacht wider den König von Schweden jetzt ja nichts anfangen sollte. Denn es wäre besser zu cunctieren als sich auch mit ruinieren zu lassen. Er sollte sich nur ein wenig gedulden, bis die katholische Kriegsmacht zusammen gebracht würde. Darauf sie dann zugleich auch wegen großer Hülfe Vertröstung gegeben."

Danach ist es kaum zu bezweifeln, daß der Kurfürst dem General Tilly, der gemäß dem angeführten Schreiben vom 10. November noch freie Hand besaß, nach diesem Tage sie beschränkt und daß daher, ungeachtet der späteren Vertheidigungsschrift des Kurfürsten, jene Meinung von einem Verbote seinerseits des Schlagens für Tilly im Spätherbste die Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Dies wird bestätigt durch eine spätere übersichtliche Relation des Verlaufes von dem FM. Horn für seinen Bruder. „Der Feind," schreibt[3] er, „ist zur selbigen Zeit mit seiner Armee, welche auf 40,000 Mann geschätzt worden, um Ansbach gelegen, und, wiewohl er zeitig genug von des Königs Aufbruche nach Frankfurt avisiert worden, hat er doch nichts gegen diese Quartiere — was er mit seinem großen Vortheile hätte thun können — tentieret, sondern ist anfangs eine geraume Zeit um Ansbach gelegen" usw.

[1] A. a. O. 437. [2] Theatrum E. II, 502.
[3] Arkiv II, 339. Vom 18/28. Januar 1632.

Daß diese Meinung bei den Zeitgenossen allgemein, sagt auch Khevenhiller. Er schreibt[1]: „Obwohl nun der Graf Tilly mit dem Fugger'schen, Aldringen'schen und Lothringen'schen Succurse dem Könige an Volk weit überlegen gewesen und um nichts Anderes gebeten als Erlaubnis zu haben sich zu rächen, so hat er doch von Kurbayern solche Ordinanz gehabt, daß er, weil keine Reserve mehr vorhanden gewesen, nichts weiter wagen sollte. Derohalben er mit Thränen in den Augen sich darüber beklagt und über sein Unglück lamentiert, daß er über diesen Stoß sterben müsse, ohne sich revanchieren zu dürfen." — In ähnlicher Weise faßt der Zeitgenosse Pappus die Sachlage auf, so sehr daß er meint[2]: Tilly habe dem Verbote Maximilians die Hoffnung des sicheren Sieges geopfert und dem Kriegesruhme den Gehorsam vorgezogen.

Es ist nicht die Aufgabe des Historikers Vermuthungen aufzustellen über das was hätte geschehen können. Aber es ist die Thatsache zu constatieren, daß Tilly, wie nicht im Sommer, so auch abermals im Spätherbste 1631 nicht nach eigener Überzeugung handeln durfte, gegenüber einem Gegner, der an Scharfblick ihm gleich, in seinen Entschlüssen unbeschränkt, nur Diener seines Willens um sich sah.

Jene Worte Tillys vom 10. November erscheinen demnach wie ein Abschluß seiner freien Thätigkeit damals gegenüber dem Schweden.

Sehen wir zunächst, wie zur selben Zeit Gustav Adolf den Stand seiner Angelegenheiten angab. Von Würzburg aus erstattete er, am 26. October/5. November, dem Kurfürsten Johann Georg einen eingehenden Bericht.[3]

„Die ganze kaiserliche und ligistische Macht," schreibt er, „an 50,000 Mann, liegt längs der Tauber. Sie erwartet spanische und bayerische Verstärkungen, um uns dann zugleich vom Oberlande und vom Thüringer Walde abzuschneiden." — Er berichtet weiter, daß er durch Johann Banier an der Elbe und der Havel, durch den Herzog Wilhelm von Weimar in Erfurt, durch den General Ake Tott in Niedersachsen, neue Heere bilden lasse, wie er auch seine eigene Armee erweitere. Dann jedoch erhebt er Klagen. Er habe gehofft, nach seinem Siege so eifrige Unterstützung zu finden, daß er die Macht der Gegner völlig hätte brechen mögen. „Wir haben aber wider alles Verhoffen erfahren müssen, daß wir noch zur Zeit bei Einem und dem Anderen sehr schlechte, oder

[1] Khevenhiller XI, 1884. [2] Pappus 60.
[3] G. Droysen, Schriftstücke 46.

fast gar keine Handreichung gespürt, sondern (sie haben) sich theils mit den ausgestandenen langwierigen Pressuren, und daher erfolgter Armuth, theils aber damit entschuldigen wollen, daß sie, dem Leipziger Schlusse beipflichtig, dahin ihre Quote zu entrichten von Ewr. Lbd. ernstlich angestrengt, und also mit doppelter Ruthe ganz nicht gestraft werden könnten."

Man sieht, die Darlegung des Schwedenkönigs wendet sich gegen den Kurfürsten Johann Georg selbst. Dieser betrachtet den Leipziger Bund, der ihn zum Haupte erkoren, als fortbestehend, und verlangt auf Grund dessen die damals bewilligten Beiträge. Der Schwedenkönig dagegen fordert die Beiträge für sich.

Er sucht dies weiter zu begründen. Nach einem Schwalle höflicher Worte spricht er dem Kurfürsten offen aus, daß dessen Armee für „Ewr. Lbd. noch unruinierte Lande eben so wenig übermäßig als sufficient sein werde, nur Ihre Grenzen zu beschirmen, zu geschweigen Ihre Glaubens- und Gefahrsgenossen zu defendieren, oder collapsam rem Evangelicam zu restaurieren."

Ungleich schwerer dagegen, führt der Schwede weiter aus, sei die Last, die ihm auf dem Halse liege. „Und wollten wir unseres Ortes lieber wünschen, daß wir unsere christliche Waffen niemals so weit avanciert hätten, als daß wir dieselbe in medio victoriae cursu gehindert und dadurch so viele hunderttausend Seelen in den erbärmlichsten Labyrinth des Leibes und der Seele gestürzt sehen sollten."

Daraus ergaben sich die Folgerungen. Gustav Adolf fordert den Kurfürsten auf, sein Heer so weit zu verstärken, daß die Freunde, „vornehmlich aber wir, die wir unsere Sicherheit so weit darauf gesetzt, uns darauf verlassen mögen." — Es folgt weiter die Aufforderung: „Dann auch, daß E. Lbd. Ihre Freunde und die Leipziger Schluß-Verwandten mit Schreiben unverlängt ernstlich ermahnen, daß sie das ihrige auch dabei thun, sich weder unter dem Vorwande der Armuth, noch ihrer zum Leipziger Schlusse versprochenen Hülfeleistung uns entziehen, sondern vielmehr in allweg bequemen und mit behufiger Assistenz, des Werkes Erforderung nach, unweigerlich an die Hand gehen sollen." — —

Die Rede des Schweden steigert sich. „In sonderlichem Betracht, daß unser Exercitus für dies Mal die Hauptarmee, auf deren Conservation bisher, nächst Gott, die Wohlfahrt des gemeinen evangelischen Wesens beruht, welche nunmehr an die Spitze und (als) Vormauer Ewr. Lbd. Lande gestellt, mit der großen Macht des Feindes ringt, und doch, wo er nicht durch endliche Zusammensetzung der Freunde und von

dem Nießbrauch der occupierten Lande erhalten werden sollte, nothwendig zergehen oder sich retirieren müßte."

Die Rede des Schweden erhält endlich ihren vollen Nachdruck in den Worten: „Zumal weil Ew. Lbd. uns das directorium belli freigelassen" —: so werde der Kurfürst, der sich die schlesischen Quartiere vorbehalten, „sich freundbrüderlich belieben lassen, daß wir das Land Thüringen und was dem jederzeit anhängig gewesen, zu unserem Vortheile und gemeinem Besten gebrauchen möchten." — „Und wir nimmermehr glauben können, daß Sie hierüber die Quartier-Verwandten irre machen, oder, unter dem Prätexte des Leipziger Schlusses, zu einem Widrigen bereden, viel weniger uns dergestalt zu enervieren suchen werden."

Der Schwede hat hier das Wort der Kriegsdirection sofort wieder beschränkt durch die Besprechung der Quartiere. Dennoch ist das Wort an sich selber von besonderer Wichtigkeit. Denn es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß vom Beginne der deutschen Wirren an, bei dem Schwedenkönige mit dem Wunsche der Einmischung in dieselben unmittelbar sich verband derjenige der absoluten Direction des Krieges durch ihn, und daß er nach seinem Einbruche diesen Wunsch und diese Forderung durchsetzte bei jedem Fürsten und Reichsstande, zu welchem sein Weg ihn führte. Es war nur der Kurfürst Johann Georg, der sich in diese Forderung nicht fügte, sondern selbständig neben dem Schweden stehen wollte. Für diesen war daher Johann Georg zwar ein Verbündeter, aber zugleich ein Hindernis. Wie aus dem ganzen Schreiben des Schweden der Wunsch hervorblickt, den Kurfürsten zur Unterordnung zu bringen, so erreicht dieser Wunsch seinen Höhepunct in dem bestimmten Ausdrucke des directorium belli für den Schweden.

Anders als zu dem Kurfürsten von Sachsen redete Gustav Adolf in denselben Tagen zu seinem Schwager von Brandenburg, der sich in die Forderung des absoluten Directoriums für den Schweden hatte fügen müssen. Dem Vertrage mit dem Schweden gemäß hatte Georg Wilhelm monatlich etwa 30,000 Rthlr. zu zahlen. Er berief die Stände der Mark nach Zedenick. Sie bewilligten das Geld für die Monate August, September, October, nicht weiter.[1] Georg Wilhelm that es dem Könige kund mit der Begründung, daß ja nunmehr der König so weit gekommen, zum Unterhalte der Soldaten andere Mittel in Händen zu haben.

[1] G. Droysen, Schriftstücke 149.

Dagegen seien die Unterthanen des Kurfürsten so arm, daß ihnen etwas mehr zu thun eine wahre Unmöglichkeit sei.

Der Schwede antwortete aus Ochsenfurt, am 2/12. November. „Wir sehen keine Ursache," schreibt er, „warum Ew. Lbd. sich nunmehr außer Gefahr halten, die Hand von dem Werke abziehen, oder daß es mit wenigem zu thun sei, gedenken wollten. Einmal ist gewis, daß wir nunmehr in praecipitio stehen, und entweder unsere Armee dergestalt formieren müssen, daß wir dem Feinde den Kopf bieten, und weiteres durchsetzen mögen, oder aber gar in Gefahr stehen müssen, von allen Mitteln abgeschnitten oder gänzlich zurückgetrieben zu werden." — — „Wenn wir es aber mit unseren Mitteln allein nicht heben können, sondern nothwendig unsere interessierten Freunde darüber ansprechen und ihres Zuschubs gebrauchen müssen, hoffen wir, daß uns dies so wenig zu verdenken, als uns mit Fug zuzumuthen (ist), daß wir, bei Employierung unserer eigenen königlichen Person und Spendierung so vieler Millionen, für diejenigen arbeiten sollen, welche uns nur in die Hand sehen und sich gute Tage dabei machen wollen."

„Da demnach Ew. Lbd. gemeint, die obhandene Gefahr und äußerste Ruin endlich von Ihren Landen abzuhalten, und die Ehre zu haben, daß Sie die gemeine Wohlfahrt völlig aufrichten helfen, werden Sie Ihre Landstände dahin halten, daß sie die Hände von dem Werke nicht abziehen, oder ein kleines Ungemach scheuen, sich in völlige Freiheit zu setzen, sondern ihre Kräfte anstrengen, und die von Ewr. Lbd. zur Conservation der Armee, an welcher all Ihr Heil und Wohlfahrt hangt, bewilligten 30,000 Thlr. monatlich hinfüro unweigerlich herschießen. Gestalt wir uns, als in einer richtig abgehandelten Sache, ohne dies hierauf festiglich verlassen, und unseren Stand danach formiert haben, auch nicht glauben können, daß Einer unter ihnen gefunden werden soll, welcher ihm selbst, seinem Vaterlande und dem gemeinen evangelischen Wesen sich hierin entziehen werde, es sei denn, daß er seine Undankbarkeit gegen Gott und uns ungescheut blicken lassen und lieber in dem Schlamme der schnöden Servitut gar ersticken als sich redlich daraus reißen wollte. Auf welchen Fall aber Ew. Lbd. einen Solchen an Ihre landesfürstliche Hoheit nach der Gebühr zu erinnern und sonderlich zur Observanz Ihrer kurfürstlichen Parole ernstlich anzuhalten hätten."

Es dürfte fraglich sein, ob die Geläufigkeit der Rede, mit welcher hier der Schwedenkönig seinen Eroberungskrieg den Landständen der Mark als einen Vertheidigungskrieg für sie hinstellt, die gewünschte

Wirkung gethan habe. Es war doch ihnen Allen in frischer Erinnerung, in welcher Weise erst fünf Monate zuvor die Furcht vor den Kanonen des Schweden ihren unglücklichen Landesherrn in das Bündnis mit ihm hinein gescheucht hatte. Sie suchten nun frei zu kommen durch die Versagung der Mittel. Es half ihnen nicht. Die Worte, die der Schwede über ihre Servitut gesprochen, hatten ihre Wahrheit, nur in umgekehrter Richtung.

Wie Gustav Adolf am 5. November dem Kurfürsten Johann Georg gemeldet, daß Tilly darauf ausgehe, ihn vom Thüringer Walde abzuschneiden, so sprach er denselben Gedanken auch nach anderen Seiten aus.[1] Er faßte einen anderen Plan. „Es war ihm," wie Chemnitz berichtet,[2] „ein Anschlag auf die schöne Stadt Hanau an die Hand gegeben." Von Würzburg aus entsendete er einen OL. Haubold mit einigen Truppen dahin. Haubold gelangte in der Morgenfrühe des 1/11. November an die Stadt. „Er[3] kam hinter dem Schlosse über den Graben und auf den Wall, machte die Wachen nieder, eröffnete die Pforte und fiel mit Gewalt in die Altstadt ein." Der Commandant in der Neustadt, der eine Verstärkung von Aschaffenburg her erwartete, ließ sich so sehr täuschen, daß er die in die Altstadt eingedrungenen Schweden für Kaiserliche hielt. Er wurde zur Übergabe auf Gnade und Ungnade gezwungen. Dann kündigte Haubold den Soldaten an[4]: „Diejenigen, welche Lust hätten unter dem Schwedenkönige Dienste zu nehmen, sollten wieder ledig gesprochen sein. Worauf der meiste Theil sich untergestellt."

Der Schwede Chemnitz fügt sein Urtheil[5] hinzu, daß somit die Stadt Hanau unvermuthlicher und liederlicher Weise in die Gewalt der Schweden gerathen sei. Das Verhalten des Grafen Philipp Moritz von Hanau dabei, welches Chemnitz selber berichtet, deutet an, daß nicht Allen die Sache unvermuthet gekommen sein mag.

In denselben Tagen trat für Tilly die zuvor berichtete Wendung ein. Seinem Schreiben vom 10. November gemäß fühlte er sich noch frei. Dann erfolgte von dem Kurfürsten die Warnung vor jeglichem Wagnisse, die seine Entschlüsse lähmte. Anders dagegen der Schwede.

Auf die Nachricht des Handstreiches von Hanau meldete er aus Würzburg, am 8/18. November, seinen Generalen Banier und Tott[6]: „Der Feind hat sich an diesen Orten so sehr verstärkt, daß wir unsere

[1] Arkiv I, 505, 511. [2] Chemnitz 238 b. [3] A. a. O.
[4] A. a. O. 239. [5] A. a. O. [6] Arkiv I, 510, 511.

Armee zu einer Feldschlacht gegen ihn nicht im Verhältnisse erachten. Auch hat er nur kleine Besatzungen den Main abwärts belassen, und beginnt nun, sich mit seiner Armee nach Schweinfurt zu wenden. Demnach scheint es, daß er zwischen uns und den Thüringer Wald kommen will, um uns die Verbindung mit Kursachsen und Euch abzuschneiden. Weil nun in diesen Tagen Hanau in unsere Hände gekommen ist, so erachten wir für zweckmäßig, sobald wir über die Haltung des Feindes etwas Sicheres erfahren, uns mit der Mehrzahl unserer Truppen nach Frankfurt zu begeben, und zu trachten, daß wir Rhein und Main verbinden mögen. Und wenn auch einige tausend Mann Spanier uns auf dem Wege entgegen kommen, so hoffen wir doch den Posten zu behaupten, zumal da Tilly uns schwerlich folgen kann. Wenn wir auch den Landgrafen (Wilhelm von Hessen-Cassel) mit seinen Truppen zu uns heranziehen, so hoffen wir gegen den Feind so stark zu sein, daß er uns, mit Gottes Hülfe, nichts Übeles zufügen kann." — Blickt schon aus diesen Worten einige Unsicherheit des Schweden hervor, so steigert sich diese in den folgenden.

„Darum allein und zumeist stehen wir in Sorge, ob Ihr trachtet, Euere Sachen da unten wohl zu führen, wofern der Feind sich dahin begäbe und Euch zu verfolgen gedächte. Zunächst müßt Ihr mit dem Herzoge von Weimar fleißig correspondieren und vernehmen, ob er sich stark genug finde, Erfurt gegen eine Belagerung zu halten. Wenn er seine Macht als dafür nicht ausreichend ansieht, und der Feind näher kommen will, so habt Ihr ihn rechtzeitig so zu verstärken, daß er einer Belagerung gewachsen ist. — Dann sollt Ihr Euererseits mit allem Fleiße dahin arbeiten, daß Ihr Magdeburg einbekommt. Zu diesem Ende und damit Ihr stark genug werdet, sowohl Euere Posten an der Elbe und der Havel zu behaupten, als auch die noch übrigen festen Plätze in Braunschweig und da herum, die zur Zeit noch der Feind besetzt hält, zu blokieren und einzunehmen: so mahne ich Euch zum höchsten, daß Ihr Euch an Volk so stark macht wie Ihr nur könnt, Patente austheilt, so viele Ihr vermögt, Werbeplätze anweist, aus denen das Handgeld und ein Monatsold genommen werden kann. Auch sollt Ihr darin weder Freund noch Feind ansehen, allein daß Ihr stark werdet an Volk. Dies muß Euer vornehmstes Bemühen und Euer Fleiß sein, nur daß Ihr gleichwohl bei denen, die freundlich gesinnt, Discretion walten laßt, daß sie nicht gar zu sehr offendiert werden." Einige Tage später, am

3/13. December, wiederholt[1] der Schwedenkönig diese Mahnung mit den Worten: „Verstärkt Euch an Mannschaft. Benutzt dazu alle Mittel sowohl bei Freunden als bei Feinden. Richtet Euch bei den Werbungen nicht nach der Autorität des Fürsten (Ludwig) von Anhalt, obgleich er (im Erzbisthume Magdeburg) unser Statthalter ist; denn Ihr wisset, daß nächst Gott das ganze adjumentum rei gerendae darin besteht, daß wir stark an Mannschaft werden."

In jenem Schreiben vom 8/18. November heißt es weiter: „Wenn es geschieht, daß der Feind auf Euch andringt — wozu doch bei dieser Jahreszeit und der Schwäche des Feindes kein Anschein — so müßt Ihr trachten, die Saale und die Elbe festzuhalten. Oder, wenn Ihr Euch dazu für zu schwach erachtet, so habt Ihr Euch völlig auf Werben zurückzuziehen und dort an einem geeigneten Orte zwischen Havel und Elbe festzusetzen, auch die Brücke mit Schanzen zu verwahren, bis man Euch weiteren Beistand verschaffen kann. In Allem seht Euch weislich vor, und vor allen Dingen correspondiert fleißig mit Tott für unseren Dienst da unten, und seid in Eintracht mit ihm, auf daß Ihr einander in allem was zu unserem Dienste sein kann, die Hände reicht, und durch Euere Eifersucht uns nicht Schaden zufügt, sondern ohne jede andere Rücksicht unser und des Vaterlandes Bestes und Vortheil sucht."

Fast gleichlautend schrieb[2] Gustav Adolf an Tott in Mecklenburg, mit den besonderen Aufträgen, dem Dänenkönige keinen Anlaß zur Offension zu geben, und in Mecklenburg „genau auf unser Bestes zu sehen, und namentlich die Seehäfen, deren Ihr Euch bemächtigt, mit unseren Truppen zu besetzen, damit sie uns nicht aus Händen kommen". Man sieht, in solchen Befehlen an Generale nennt Gustav Adolf die Dinge beim rechten Namen: sein und Schwedens Interesse. Anders lautet seine Rede, je nach ihrer Richtung.

Von Würzburg aus entsandte weiter Gustav Adolf an die drei geistlichen Kurfürsten die Anfrage, ob sie Freund oder Feind sein wollten.[3] Er verlange eine runde Antwort, wolle von einer Neutralität nichts wissen. Für den Fall der Freundschaft fordere er von Jedem monatlich 40,000 Rthlr., freien Durchzug und Lieferung von Proviant, Verzicht auf alle Hülfe für den Kaiser in Rath und That, bei Strafe des Verlustes von Land und Leuten. Ferner verlange er die völlig freie

---

[1] Geijer III, 200 n. 3. [2] Arkiv I, 511. [3] Theatrum E. II, 475 b.

Gestattung der Augsburgischen Confession, so wie Erstattung dessen, was den A. Confessionsverwandten in diesem Kriegswesen entzogen.

Das Verhalten der Liga und ihres Feldherrn Tilly hat dargethan, daß in den dreizehn Jahren des Kriegszustandes bisher weder einem Reichsstande, noch einem Einzelnen um der Religion willen etwas entzogen war. Diese Forderung des Schweden war, wie immer, die auf den großen Haufen berechnete Fiction.

Zur Bestätigung eines Vertrages auf Grund dieser Forderungen verlangt der Schwedenkönig die Einräumung von Festungen, welche namhaft zu machen ihm jederzeit heimgestellt werden müsse. — Wenn dagegen die Kurfürsten gesinnt zum Kaiser zu halten, wolle der Schwedenkönig sie mit seinen bei sich habenden Mitteln, mit Feuer und Schwert, heimsuchen.

In Würzburg beließ der Schwede den Feldmarschall Horn mit einem Theile des Heeres. Mit dem größeren, dennoch kaum 12,000 Mann, brach er selber, am 9/19. November, von Würzburg aus westwärts auf. Der Marsch an beiden Ufern des Stromes fand kaum einen Widerstand. Die kaiserliche Besatzung in Aschaffenburg plünderte, beim Herannahen der Schweden, die Stadt, und lief dann davon. Die Bürger trugen dem Könige die Schlüssel entgegen.[1] Nur die Besatzung von Steinheim am Main suchte sich zu wehren. Nachdem der Widerstand gebrochen war, stellten drei Viertel der Mannschaft, etwa 600 Mann, bei den Schweden sich unter.[2] Dann schenkte[3] Gustav Adolf die mainzische Stadt Steinheim der Katharina Belgica, der Mutter des Grafen von Hanau, „um diesem seine Erkenntlichkeit und Liebe zu erkennen zu geben". Der Graf selbst erhielt nachher das Kloster Schlüchtern.[4]

Das Hauptziel des Schweden war Frankfurt a./M. Vernehmen wir darüber den übersichtlichen Bericht[5] des Rathes der Stadt an den Kaiser, vom 29. November/9. December.

„Zuerst hat uns der Oberst Haubold zu Hanau mit bedrohlichem Schreiben eine schwedische Garnison zugemuthet. Wir entsandten einen Abgeordneten an ihn. Dann kam Graf Philipp Reinhard von Solms, ausgestattet mit einem Creditive des Königs, und drängte, zum wenigsten einen schwedischen Commandanten über unsere Stadt-Garnison anzu-

[1] Arlanibaeus 240. [2] A. a. O. 241.

[3] Geschichte Gustav Adolfs II, 258. [4] Soden I, 123.

[5] Kriegsacten F. 94.

nehmen. Unterdessen rückte der Schwedenkönig selber näher, ohne Gegenwehr zu finden als an Steinheim. Es gelangten an uns von hohen und niederen Standespersonen allerhand Drohungen, wessen wir zu gewarten, wenn wir uns nicht in der Güte accommodieren würden. Um zuvorzukommen, entsandten wir an den König eine Deputation, mit der Motivierung: Frankfurt sei eine Handels- und königliche Wahlstadt, welche, vermöge der Fundamentalgesetze des H. R. Reiches, von fremdem Kriegsvolke, das dem Reiche nicht verpflichtet, jederzeit befreit sein und bleiben solle. So doch alles nicht verfangen mögen, sondern J. Königliche Würde haben darauf beharrt: Sie müßten dieser Stadt zur Fortführung ihres Defensionswerkes versichert sein, was nicht anders als durch eine Besatzung geschehen könne."

„Nach erfolgter Übergabe der mainzischen Stadt Steinheim ist ein Theil des schwedischen Volkes eben so bald wie unsere rückkehrende Deputation bei der Stadt angekommen. Auch der König selber den folgenden Tag, Mittwoch den 16., zu Ofenbach, eine Stunde von hier. Ungeachtet dessen was wir weiter unterthänigst und beweglichst ersucht und gebeten, auch daß wir, weil es ja nicht abzubitten gewesen, den Paß durch die Stadt für die Cavallerie verwilligt,[1] weil das Fußvolk sonst in Schiffen und Nachen über den Main gesetzt werden sollte -- ist nichtsdestoweniger der König mit einem großen Volk zu Roß und Fuß über die Stadt kommen, und dasselbe mit solcher Macht, der wir nicht widerstehen können, selber durchgeführt, und im Nachzuge 600 Mann zu Fuß, zu Ihrer K. Würde Vortheil und Verwahrung der Brücke, hinterlassen."

„Welches wir also, weil wir es nicht hindern können, wider unseren Willen, zur Verhütung der Stadt äußerster Gefahr und Ruin, haben geschehen lassen müssen, und steht jetzo an dem, daß zur Abwendung einer völlig hoch beschwerlichen Garnison, wir neben unseren Bürgern, gegen des Königs Versprechen, wider diese Stadt und ihre Erhaltung in ihrem freien Stande nichts Feindliches und Nachtheiliges vorzunehmen,

---

[1] Bei Chemnitz 240 b heißt es: „Der König ist zwar damit (d. h. mit der Verwilligung des Rathes) etwas besser zufrieden gewesen, allein (er hat) gleichwohl begehrt, zu wirklicher Versicherung 600 Mann in Sachsenhausen einzunehmen. Indem nun die Abgeordneten zurück gereist, rückte der König, unerwartet fernerer Antwort, mit ganzer Macht fort, präsentierte sich, den 17. des Wintermonates, früh vor Sachsenhausen, in voller Schlachtordnung, und ließ der Stadt andeuten, daß er aus wichtigen Ursachen ohne Verzug durch die Stadt passieren müsse: darum möge man eine kurze Resolution nehmen und die Thore öffnen. Welches dann auch beschehen."

sondern vielmehr alles Widrige und weitere Beschwerungen abzuwenden — uns ebener Gestalt reciproce verbindlich zu obligieren haben werden, daß Ihrer k. Würde zur Sicherheit wir die Stadt, auch mit Zuziehung Deroselben Volkes, auf den Nothfall äußerstem Vermögen nach, gegen widerwärtige Gewalt defendieren sollen und wollen. Nun fällt uns über die Maßen schwer, daß wir etwas eingehen, versprechen und thun müssen, was einigermaßen Ewr. K. Majestät zuwider. Dieweil wir aber also unversehens angesprengt und übermannt worden, in der Eile uns zu genugsamem Widerstande nicht gefaßt machen können, unser angefangener nothwendiger Stadtbau noch nicht vollführt und geschlossen, wir von Ewr. K. Majestät und Dero assistenten Volk den geringsten Schutz und Succurs nicht zu verhoffen gehabt, sondern vielmehr erfahren, daß dasselbe fast alle Örter, so es defendieren sollen, in unterschiedlichen Kur- und Fürstenthümern, beim Herannahen des schwedischen Volkes, selber verlassen, geplündert und verderbt, und, da wir uns der androhenden Gewalt widersetzen wollen, Ewr. K. M. und dem gemeinen Wesen durch Verderbung dieser Stadt nichts würde gedient gewesen sein, auch da wir nur des Ernstes erwartet hätten, hernach — wie uns genugsam angezeigt — keine solche Bedingungen hätten erhalten können, sondern — der Plünderung zu geschweigen — zum wenigsten alle der katholischen Religion zugethanen Einwohner, Bürger und welche sich in dieser Zeit anhero salviert gehabt, sammt dem Ihrigen, und was von anderen Orten anhero geflüchtet worden, hätten müssen preisgeben — was wir angeregter Gestalt verhütet und noch ferner zu salvieren verhoffen —: Als sind wir aus diesem und anderen Motiven verursacht und gezwungen worden, der Noth nachzugeben und zu weichen, cum necessitas lege careat et ex duobus malis minus sit eligendum, allerunterthänigst uns getröstend, Ew. K. M. werden deswegen keine Ungnade gegen uns und diese Stadt schöpfen, vielmehr gestatten, daß wir — Gott weiß es — unverschuldeter Dinge dieses Verlaufes entgelten, oder derhalben feindlich angefochten werden sollten, wie Etliche die Waaren und Güter unserer Bürger anzuhalten sich gelüsten lassen, sondern unser gnädigster Kaiser und Herr sein und bleiben."

Diese Entschuldigung des Frankfurter Rathes vor dem Kaiser enthält bereits den ganzen Verlauf. Am 17/27. November zog der Schwedenkönig mit seiner Armee durch die Stadt, und zum Bockenheimer Thore wieder hinaus, nur daß er 600 Mann Besatzung in Sachsen-

hausen beließ. „Bei welchem Marsche (durch die Stadt) er mit Entblößung des Hauptes und sonsten sich gegen die Bürgerschaft sehr freundlich erwies, also daß männiglich eine gute Affection auf ihn warf und seiner Ankunft sich erfreute.“[1] So der Schwede Chemnitz. Der Marsch ging weiter auf die mainzische Stadt Höchst. Noch am selben Abend capitulierte die kaiserliche Besatzung von 300 Mann, und trat über in schwedischen Dienst.[2]

In den nächsten Tagen wurde der Vertrag mit der Stadt Frankfurt, wie der Rath in jener Entschuldigung dem Kaiser meldet, völlig fertig gemacht. Gustav Adolf ließ[3] dann „in der Hofcapelle in Höchst evangelisch predigen, und (dafür) daß die Stadt Frankfurt, ohne große Weitläufigkeit und Difficultät sich accommodiert, eine solenne Danksagung halten.“

31. Gustav Adolf und die zwei Landgrafen, Wilhelm von Hessen-Cassel und Georg von Hessen-Darmstadt.

In Höchst traten vor den Schwedenkönig nach einander die zwei sehr verschiedenen Stammesvettern, der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt. Der Eine wie der Andere wandelte in den Wegen des Vaters.

In der ersten Hälfte Octobers haben wir die furchterfüllte Klage des Landgrafen Wilhelm vernommen, daß Tilly mit der wieder gesammelten Macht über ihn kommen werde. Der Abzug Tillys von Fulda aus bis über den Main benahm ihm diese Furcht, beließ dagegen ihm freie Hand auf seine katholischen Nachbaren zu greifen. Er fand in Paderborn keinen Widerstand. Ein Privatbrief von dort, vom 2. November, meldet[4]: „Der Weihbischof ist gefangen nach Cassel abgeführt. Das Stift Paderborn, ohne die Städte, muß 85,000 Thaler zahlen, die Stadt Paderborn 15,000, die Stadt Salzkotten 2000, und muß einen Rüstwagen mit sechs Pferden stellen. Glocken und Mühlen haben alle müssen ranzioniert werden. Die Domherren müssen 12,000, die Jesuiten 10,000 Thaler zahlen. Die Kirchenparamente der Jesuiten hat der Landgraf alle bekommen. Drei Patres werden in Einem Zimmer gefänglich verwahrt. In Salzkotten wird calvinisch gepredigt. Das Stift muß die Huldigung leisten.“ — Wie einst des Landgrafen Vor-

[1] Chemnitz 240 b. [2] A. a. O.
[3] A. a. O. 241 a. [4] Kriegsacten F. 94.

bild, der tolle Christian, so nannte auch er sein Walten auf dem Boden Westfalens, sein Nehmen des Eigenthumes von Katholiken, einen Religionskrieg.

Der Kurfürst Ferdinand von Köln als Landesfürst von Paderborn verlangte in seiner Beschwerde bei dem Kaiser den Spruch der Reichsacht über den Friedensbrecher. Der Kaiser antwortete: die Zeit sei nicht danach angethan: es stehe nicht in seiner Macht die Execution zu verfügen.

Auf jenen Befehl des Schwedenkönigs begab sich der Landgraf Wilhelm mit dem Haupttheile seiner Macht an den unteren Main, willig zu weiterem Dienste für den Schweden. Anders sein Stammesvetter, der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt. In jener Berathung in Wien, am 6. October, ward sein Name als desjenigen Fürsten genannt,[1] durch welchen mit dem Kurfürsten Johann Georg wieder anzuknüpfen wäre. Demgemäß schrieb[2] ihm der Fürst Eggenberg, am 9. October: „vornehmlich dahin zu gedenken, wie vor allen Dingen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen das vorige, so lang und wohl hergebrachte Vertrauen wieder erweckt und befestigt werden möge." Im Vertrauen theile er mit, daß der Kaiser dazu wohl geneigt. Daher bitte Eggenberg den Landgrafen um seine Vermittelung.

Bevor noch diese Aufforderung an den Landgrafen gelangte, entsandte[3] er, am 3/13. October, an den Schwedenkönig seinen Rath Plessen mit der Bitte um Verschonung seines Landes mit Kriegesdruck. „Falls dessen gedacht würde, daß wir in der K. Majestät Devotion beharren thäten, so soll unser Gesandter vermelden, wir wären dessen resolviert und geständig." Der Landgraf verweist dafür auf seine Pflicht der Dankbarkeit für den Kaiser, auf den letzten Willen seines Vaters und auf die Eide, die er dem Kaiser geleistet.

Unterdessen einigte sich der Landgraf mit dem Kurfürsten Anselm Casimir von Mainz über den Vorschlag, zum Zwecke eines allgemeinen Friedens im Reiche einen neuen Convent einzuberufen, nach Mühlhausen, auf den 7. December, und dabei als Vermittler zu benennen ihn selber, den Landgrafen, den Erzherzog Leopold, den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, den Markgrafen Christian von Brandenburg. Der Landgraf meldete[4] dem Kaiser den Vorschlag, mit der Bitte um Genehmigung und um die

[1] Kriegsacten F. 94. [2] Irmer I, 9.
[3] A. a. O. 10. [4] A. a. O. 16.

zur Einberufung erforderlichen Schritte. Er ließ weiter durch seine Räthe denen des Kurfürsten von Sachsen den Plan ausführlich darlegen, am 12/22. October.[1] Erst dann erhielt er, am 17/27. October, jene Aufforderung des Fürsten Eggenberg, vom 9. October, in deren Sinn er bereits gehandelt. Zur Antwort legt er die Motive dar,[2] die gerade ihn antreiben, für den Frieden thätig zu sein. Seine zwei liebsten Wohlthäter, der Kaiser und der Kurfürst von Sachsen, stehen feindlich einander gegenüber. Dann dringe ihn die Liebe für das Gemeinwohl des Vaterlandes. „Ich sitze an einem solchen Orte, da ich in beider Theile (Kriegs-)Verfassungen gleichsam mit leiblichen Augen sehe, und kann Ewr. L. nicht genug erzählen, halte auch dafür, es könne es kein Mensch recht vollständig reden oder auch nur glauben und sich einbilden, was für großer Jammer und noch weit größere Besorgnis in diesen Kreisen des Reiches sei. Wenn ich als ein deutscher ehrlicher Fürst, auch mit deutschem, offenem, Ihrer K. M. recht getreuem und nicht heuchelndem Herzen in Ewr. L. hochvertrautes und mir, wie ich wohl weiß, väterlich geneigtes Herz es schreiben soll, so sorge ich sehr, es werde noch großes Unheil und Herzeleid folgen." Er klagt über die „fast ganz gefallene Disciplin, die überaus große Unordnung, die gefährliche Ungeduld" der kaiserlichen Truppen. „So daß ich wohl von Herzen wünschen möchte, daß Ihrer K. M. zu Dero selbst hochersprießlicher, nothwendiger Nachrichtung die Discurse Dero eigenen Volkes und die von Stund zu Stund fast allenthalben aus dem langwierigen Kriegesdrucke bei dem gemeinen Manne, sogar auch der katholischen Religion selbst, aufschwellende alterationes animorum genugsam bekannt wären." — Der Landgraf Georg legt weiter seine Ansicht dar, daß nicht er persönlich allein den Kurfürsten Johann Georg umstimmen könne, sondern daß es dazu einer Zusammenkunft bedürfe, die eine allgemeine Friedensstiftung bezwecke.

Inzwischen war sein Gesandter Plessen nach Würzburg gelangt.[3] Dort erhob sich gegen eine Audienz bei dem Schwedenkönige eine besondere Schwierigkeit. Es ist schon wiederholt berührt, daß gemäß dem Ursprunge des römischen Kaiserthums allein dem Träger desselben der Titel der Majestas gebührte, den Königen die regia Dignitas. Die Reichskanzlei, die Kurfürsten, so wie viele Reichsfürsten hielten daran fest. Gustav Adolf aber beanspruchte für sich den Titel der Majestät. Das Creditiv, mit welchem Plessen in Würzburg erschienen war, enthielt

[1] A. a. O. 19. [2] A. a. O. 25. [3] A. a. O. 28. Plessens Bericht.

nicht diesen Titel. Darum wurden ihm Einwendungen gemacht. Der König, sagte man ihm, „wäre in dergleichen Sachen sehr punctuell und hätte gleichergestalt der Bambergischen Gesandten Creditiv, in welchem doch nur um Eine Silbe verstoßen worden, nicht angenommen." Man rieth ihm zurückzureisen, oder den begleitenden Trompeter zurückzuschicken, um ein anderes Creditiv zu erlangen. Die dringenden Bitten des Gesandten, sein Hinweis auf die Wichtigkeit der Sache und auf die Gefahr der Verzögerung, seine Versicherung, daß der Landgraf den König zufrieden stellen würde, bewirkten endlich, daß am dritten Tage der Schwedenkönig ihn zur Audienz vorließ.

Der Empfang war nicht freundlich. „Der Landgraf," fuhr der Schwedenkönig den Gesandten an, „macht sich dem Kaiser zum Sclaven und heuchelt mit den Papisten. Da heißt es: Ex fructibus cognoscetis eos." Der Gesandte möge dem Landgrafen nur sagen: der König werde nach seiner Person trachten, ihn gefangen nehmen und dann gegen den Markgrafen Christian Wilhelm auswechseln. Auch wolle er dem Landgrafen Wilhelm befehlen ins Land Darmstadt einzurücken und dasselbe nicht anders als feindlich zu tractieren.

Dies war insofern bereits geschehen, daß der Schwedenkönig dem Landgrafen Wilhelm das Land Darmstadt zu Quartier und Contribution angewiesen hatte. Dennoch ergibt sich, daß Gustav Adolf dabei einige Rücksicht zu nehmen hatte. Er hatte zugleich den Landgrafen Wilhelm ersucht,[1] daß er, weil dem Landgrafen Georg durch Quartier und Contribution Wehe genug geschehe, dort in staatlichen Angelegenheiten nichts ändern wolle, damit nicht der Kurfürst von Sachsen dadurch zu sehr gereizt werde. — Der Name Johann Georgs also war einigermaßen eine Schutzwehr für seinen Schwiegersohn.

Auf die Drohungen in jener Audienz folgte die Lockung. Wenn der Landgraf, äußerte weiter der Schwede, das Werk selbst mit angreife und seine Festungen überliefere, so wolle der Schwedenkönig ihn als Freund und Verwandten behandeln. Er belasse dem Landgrafen für den Entschluß fünf Tage Zeit.

Nach langen derartigen Reden fragte der Schwedenkönig, ob nicht der Gesandte einen Auftrag zu Friedenstractaten habe. Plessen berichtete. Hier erst trat der Punct zu Tage, an welchem der Schwedenkönig und der Landgraf Georg als eigentliche Gegensätze erscheinen. Dem Schweden-

[1] Rommel VIII, 155.

könige, der den Krieg wollte, konnte Niemand mehr zuwider sein, als der Landgraf, der mit solchem Eifer den Frieden erstrebte. Dennoch hatte auch in diesem Puncte der Schwede die Rücksicht zu nehmen, die er schon zuvor dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel angedeutet, daß der Landgraf Georg der Schwiegersohn des Kurfürsten von Sachsen war. Der Schwede hörte den Bericht des Friedensplanes an, ohne sich zu äußern.

Nach der Audienz vernahm[1] Plessen von der Umgebung des Königs: dieser selber habe geäußert: er habe sich härter stellen müssen als ihm ums Herz gewesen. — Man rieth dem Gesandten: der Landgraf möge selber eine Reise zu dem Könige machen: für genügende Pässe werde man Sorge tragen. In Betreff des vorgeschlagenen Tages zu Mühlhausen hielt man entgegen: der Vorschlag ziele dahin, daß der Kaiser und die vier katholischen Kurfürsten allein mit den zwei protestantischen Kurfürsten handeln würden, ohne den König. Bei der Stellung des Königs im Reiche sei dies unthunlich: er müsse direct mit eingeladen werden.

Auf den Bericht des Gesandten wandte sich der Landgraf mit zwei Schreiben,[2] vom 26. October/5. November, direct an den König. In dem ersten beklagte er, daß Übelwollende ihn bei dem Könige „ungleich, ungütlich und beschwerlich angegeben" haben müßten. Er bat die Frist der fünf Tage für seine Erklärung länger zu erstrecken, damit er mit seinen Agnaten und Landständen sich bereden könne. Er hofft: „nachdem mit Ewr. königlichen Würde wir alle unsere Lebtage niemals in einigem Unguten zu thun gehabt, und auch wissentlich uns nie vorgesetzt, dieselbe mit Worten oder Werken zu offendieren, es geruhen Ew. k. Würde nicht zu verhängen, daß wir der erste Ihrer blutsbefreundeten, der wahren evangelischen Lehre und Augsburgischen Confession zugethanen Fürsten seien, der über die schon ausgestandene Kriegesnoth abermals noch in neue gesetzt werde." — Ungeachtet des Berichtes des Gesandten Plessen und der bedrohlichen Lage der Dinge beharrt also der Landgraf bei dem Titel der königlichen Würde für den Schweden.

In dem zweiten Schreiben[3] legt der Landgraf seinen Friedensplan dar. Obwohl die königliche Würde auf die Mittheilung des Gesandten Plessen sich darüber in nichts erklärt habe: „so achten wir uns doch versichert, daß dieselbe als ein christlicher König und Potentat

[1] Irmer I, 35. [2] A. a. O. 39. [3] A. a. O. 42.

Niemanden verdenken werde, der seine, Gott und dem Vaterlande verpflichtete Sorgfalt dahin richtet, daß gütliche Handlung veranlaßt, und dadurch, zu Ehren der H. Dreifaltigkeit, der jetzige schwere Kriegesjammer in einen allerseits reputierlichen, ehrbaren und sicheren Frieden verwandelt werden könne."

Nachdem der Landgraf die Sache dargelegt, schließt er: „Ewr. k. Würde sollen wir gleichwohl hierbei nicht unberichtet lassen, daß wir zu diesem unserem Schreiben von Niemandem ersucht worden: wir hoffen aber, so viel die gütliche Handlung und deren Bewilligung betrifft, von Ihrer K. Majestät und von der katholischen Herren Kurfürsten L. L. gar sicherlich das Beste."

In der That hatte der Landgraf die Genugthuung, daß er schon am nächsten Tage, dem 27. October/6. November,[1] den Einlauf von drei Zustimmungen melden konnte. Diejenige des Kurfürsten von Bayern ward ausgefertigt am 28. October,[2] diejenige des Kaisers am 5. November.[3] Diese enthielt die Worte: „Wie wir nun aus diesem Allem Dero Ldd. in viele Wege erkannte, von Deroselben in Gott abgelebten geliebtesten Vaters unzweifentlich anererbte, zu uns und des H. Reiches unseres hochgeliebten Vaterlandes teutscher Nation Heil und Wohlstand beständig tragende Devotion und hochrühmlichen zelum, durch welchen Dieselben zu möglichster Beförderung und Reducierung des von vielen darüber unschuldig leidenden armen Seelen und Herzen verlangenden, sicheren und allgemein möglichen Friedens ohne Zweifel angetrieben werden, mehr und mehr verspüren müssen: Als thun wir uns gegen Dieselben obangedeuteter, darüber bereits gehabter Mühe und Sorgfältigkeit halber zuvörderst ganz gnädig und freundlich bedanken." Der Kaiser hofft, daß der Landgraf fortfahren werde.

Etwas anders Gustav Adolf. In seiner Antwort[4] vom 2/12. November versichert er dem Landgrafen, daß er kein anderes Ziel habe, als nächst der Ehre Gottes den Frieden. Der fremde König, der, wie er selber am besten wußte, daheim gegen jeden Angriff von außen sicher, lediglich aus eigenem Willen, die Brandfackel des Krieges in das Reich getragen, sagt weiter: „Wir haben auch zu mehrmalen mit vielen tausend frommen Christen inniglich beseufzet, daß der Allerhöchste solches anders nicht als durch die Gewalt der Waffen geschehen lassen wolle." — Auch

[1] A. a. O. 45. [2] A. a. O. 46. [3] A. a. O. 51. [4] A. a. O. 53.

er erkennt an, daß die Sorgfalt und der Eifer des Landgrafen ewigen Lobes würdig, und daß dieser sich um die gemeine Wohlfahrt höher nicht verdient machen könne. Aber er zweifelt, ob der Kaiser und die Liga zu gütlichen Tractaten guten Willen habe. Er selber könne nicht sich resolvieren ohne vorherige Communication mit Kursachsen und Kurbrandenburg.

Dadurch war für den Schweden einstweilen Zeit gewonnen. Die Schreiben[1] des Landgrafen und seiner Räthe beweisen auch ferner die rastlose Thätigkeit des Landgrafen nach allen Seiten.

Inzwischen rückte die Gefahr für ihn selber näher heran. Bereits schrieb sein Stammesvetter Wilhelm von Cassel im Lande Darmstadt Brandschatzungen aus.[2] Von der anderen Seite setzten sich die schwedischen Waffen von Würzburg her nach Westen in Bewegung.

Auf jene Drohung des Schwedenkönigs, daß der Landgraf Georg binnen kurzer Frist sich entscheiden müsse, hatte er geantwortet, daß er zuvor seine Agnaten und die Landstände befragen müsse. Er berief die Prälaten, Ritter- und Landschaft nach Gießen, auf den 13/23. November.[3] Er ließ ihnen die Frage vorlegen: „ob ihr Landesfürst bisher einen sicheren und zur Verschonung ihrer Lande und Leute dienlichen Weg eingeschlagen; falls darin gefehlt worden, wie dies zu verbessern; endlich, wie das Ansuchen des Königs von Schweden, die Festungen und die Vereinigung betreffend, zu beantworten sei.“ Er „forderte sie auf zu einem offenherzigen und ganz freien Gutachten“.

Am nächsten Tage „erklärten die Stände einhellig: in der Überzeugung, daß der Landgraf bisher den besten und heilsamsten Weg eingeschlagen — weshalb sie voll aufrichtigen Dankes für seine bisherige landesfürstliche Fürsorge die Vorsehung preisen, welche so christliche Gedanken in sein Herz gelegt — und in Betracht, daß weder der Landgraf, noch sein Land bisher auf kaiserlichen Befehl feindlich überfallen, noch des kaiserlichen Schutzes beraubt worden sei, fänden sie trotz aller in Kriegeszeiten unvermeidlichen Beschwerungen keine verantwortliche Ursache, aus dem hochbetheuerten der Kais. Majestät schuldigen Gehorsame zu treten, sich mit der Kön. Majestät von Schweden zu vereinigen, feste Plätze zu übergeben und dadurch die Mittelstraße der Parteilosigkeit zu verlassen.“

---

[1] A. a. O. 55, 56, 59. [2] Senkenberg XXVI, 407.
[3] Rommel VIII, 171. Ich gebrauche dessen Worte.

So das Gutachten einer conservativen protestantischen Corporation, das Zeugnis unabhängiger Lutheraner, ehrenhaft für den Landesfürsten, ehrenhaft für sie selber. Jedes Wort dieses Gutachtens der lutherischen Prälaten, der Ritter- und Landschaft von Hessen-Darmstadt, athmet patriotische, dem Kaiser und dem Reiche wie dem eigenen Landesfürsten getreue Gesinnung. Das Gutachten erwähnt nicht die Lüge des Religionskrieges, mit welcher der fremde Eroberer seine Hab- und Herrschgier zu verdecken trachtet. Darum erklingen aus der trüben Zeit der Gewalt, des Drohens und Pochens von der einen Seite, des feigen Bückens und Krümmens von der anderen, diese Worte der Landstände von Darmstadt für die Nachwelt als eine Kundgebung wahrer moralischer Freiheit. Eben darum auch müssen sie den Nachkommen maßgebend sein für die Auffassung des ganzen Kriegszustandes, den die eiserne Gewalt des Schwedenkönigs den Vorfahren aufzwang.

Aus denselben Tagen liegt ein ähnliches Zeugnis vor. Im Namen des Königs Gustav Adolf forderte sein Gesandter Salvius den Grafen Ulrich II. von Ostfriesland, der durch seine Großmutter Katharina ein Urenkel von Gustav Wasa war, auf zu einer Beisteuer für das evangelische Wesen.[1] Der Graf Ulrich erwiderte: seine Stände erklärten, sie hätten mit diesem evangelischen Wesen nichts zu thun. Salvius meldete zur Antwort: das sei dem Könige schmerzlich und unvermuthet vorgekommen. Der König könne nicht glauben, daß Ulrich als sein Blutsverwandter die Hand von so christlichen Werken abziehen wolle. Wenn es aber denn nicht anders sein könne, so werde er dem Herzoge Franz Carl von Sachsen-Lauenburg, der bereits mit Werbepatenten vom Könige versehen sei, die Sache anbefehlen. Die Stände von Ostfriesland wandten sich nach ihrer Gewohnheit mit flehender Klage an die Generalstaaten. Abermals, sagten sie, drohe ihrem Lande Unheil, Handel und Wandel werde niedergelegt, Jedermann abgeschreckt dort zu wohnen. Denn der schwedische Resident Salvius mache ihnen Zumuthungen und bedrohe sie. Sie faßten abermals einstimmig den Beschluß, dem Schwedenkönige jegliche Beihülfe zu verweigern. Salvius setzte dennoch seine gleisnerischen Reden fort. Der evangelische Glaube des Grafen, meldete er diesem, sei wohl gut: dennoch müsse nach den Worten der heiligen Schrift der Glaube ohne Werke für todt gehalten werden. Diesen Gedanken brachten die Stände zur Anwendung, nur in etwas anderer Weise. Ein Erbieten

[1] Emden. Man vgl. Aitzema III b, 179. Wiarda IV, 345.

von 1200 Rthlr. an Salvius persönlich überzeugte ihn, daß der Glaube der Stände an seine Sinnesart nicht ein todter Glaube ohne Werke sei, und er fühlte sich nicht bewogen, diese Art von Glauben mit dem entsprechenden Werke des Irrthumes zu zeihen. Er machte keine weitere Anforderung.

Die Ostfriesen waren fern von den Kanonen des Schweden: mithin waren sie in der Lage ihre Meinung über das evangelische Wesen desselben in dieser Weise kundgeben zu dürfen. Die Stände von Hessen-Darmstadt waren nicht in gleicher Lage; aber sie redeten, wie wir gesehen haben, durch ihr Schweigen.

Ähnlich jedoch auch war es im Bereiche der kursächsischen Kanonen. Die Grafen Reuß hatten sich auf die Leipziger Beschlüsse nur mit der Protestation eingelassen, daß nichts gegen den Kaiser geschehe. Auf das kaiserliche Mandat vom 14. Mai hatten sie am 3/13. Juni ihre Parition eingeschickt. Im October jedoch melden sie dem Kaiser[1]: „Nach der Breitenfelder Niederlage können wir nicht anders als gemäß dem Willen des Kurfürsten von Sachsen die Contribution zahlen."

Vor seinem Aufbruche aus Würzburg den Main hinab hatte der Schwede dem Landgrafen kund gethan,[2] daß er zu seiner Sicherheit der festen Plätze im Lande Darmstadt nicht entbehren könne und die Einräumung verlange. Während der Landtag in Gießen jene Beschlüsse faßte, häuften sich die Nachrichten, daß der Schwedenkönig den Main stromabwärts ziehe, und daß er, im Falle eines Widerstandes der hessischen Feste Rüsselsheim, das ganze Land mit Feuer und Schwert heimsuchen werde.[3] Der Landgraf Georg eilte selber nach Höchst und trat vor den König. Zum ersten und einzigen Male bewilligte dann dieser innerhalb des Bereiches seiner Waffen eine Neutralität, sogar bei dem ausdrücklichen Vorbehalt des Landgrafen, daß er in kaiserlicher Devotion beharre. Jedoch mußte er seine Festung Rüsselsheim dem Schweden eröffnen.

In seinem Berichte[4] an den Kaiser, wie er zu dieser Übergabe gezwungen worden, sagt der Landgraf Georg: „Es hat sich der König vorhin vor einem großen Umstande vermessen, da ich es zur Gewalt kommen ließe, daß Ihre K. Würde mir alles mein Land, sogar auch meine Residenz in die Asche legen, und also ein Exempel, daran sich

[1] Kriegsacten F. 94. [2] Irmer I, 47.
[3] Rommel VIII, 172. Chemnitz 241 a. [4] Friedensacten F. 9 c.

männiglich zu bespiegeln hätte, statuieren wolle. Und ist man von Ihrer K. Würde die Haltung ihrer Drohungen gewohnt. Auch haben sich dazu um J. K. Würde unterschiedene Leute, die doch vorhin Ewr. K. Majestät gar getreu haben sein wollen, gefunden, die tapfer wider mich geschürt und im trüben Wasser zu fischen verhofft, und denen der Untergang meines Landes eine Freude und Ergötzlichkeit gewesen sein würde." — Er erörtert dann die allgemeine Lage. „Es war kein Succurs in Aussicht. Dazu sind des Durchl. Kurfürsten zu Mainz Lbd. und das löbliche Erzstift selber inne worden, wie der größte Theil der gemeinen Soldaten so gar keine Hand wider den Schweden aufzuheben begehrt, sondern (sie haben) die Örter, wider welche sie den schwedischen Anzug verspürt, erstlich geplündert, dann verlassen, sich zurückbegeben und die schwedische Armee jeden Tag näher auf mich herangelassen. Miltenberg, Aschaffenburg und andere Orte, ohne deren Eroberung die k. Würde zu Schweden nicht auf mich, noch mein Rüsselsheim hätte kommen können, sind ohne einigen Schuß, ja mit entgegen getragenen Schlüsseln überlassen worden. Ich kann solches Kurmainz Lbd. nicht beimessen, weiß wohl, daß derselbe der Noth mit betrübten Augen zugesehen. Ich hoffe aber, es werde ex identitate rationis die ebenmäßige Entschuldigung auch von mir her im besten vermerkt werden. Es ist einmal so, daß die kaiserlichen Soldaten nicht mit dem dritten Theile Schweden fechten wollen." — Der Kaiser nahm die Entschuldigung des Landgrafen in Gnaden an.[1]

Der Schwedenkönig gab aus Höchst, am 27. November/7. December, dem Landgrafen Wilhelm Nachricht,[2] daß er das Land Darmstadt von Kriegsbeschwerden befreit habe: „so lange bis wir sehen, wo die angezettelten Friedenstractaten hinaus wollen." Er ersuchte daher den Landgrafen Wilhelm, das vorher ihm zugewiesene Land Darmstadt so lange zu verlassen und zu verschonen. – Auf die Einwendungen des Landgrafen Wilhelm antwortete[3] der Schwede: „Wir haben aus gewissen und hohen Respecten des Landgrafen Georg Lbd. interimsweise von allen Kriegsbeschwerden befreit. — Wir mögen unser Wort nicht zurücknehmen. — Und würden uns Ew. L. einen angenehmen freundlichen Gefallen erweisen, wenn Sie Ihres Ortes die geringe Zeit ebener Maßen in Ruhe stehen, und des Landgrafen Georg Lbd. diese Vergnügung gönnen wollten, welche er entweder mit einem memorabelen Zuschub zu gemeiner Wohlfahrt ersetzen oder in kurzem so viel höher büßen möchte."

[1] Kriegsacten F. 94. [2] Irmer I, 62. [3] A. a. O. 63.

Diese Andeutungen für den Gesinnungsgenossen lassen die Absichten des Schweden klarer erkennen. Er will nicht die Friedenshandlung, die der Landgraf Georg vorschlägt. Aber die Zustimmungen, welche derselbe auch in Dresden und Berlin findet, legen ihm die Rücksicht auf, daß er einstweilen den Landgrafen Georg schonen muß, mit dem Vorbehalte ihn für diese Schonung, nachdem der Plan der Friedenshandlung gescheitert, desto schwerer büßen zu lassen.

Es war der nächste Plan des Schweden, den Rhein zu überschreiten und das Kurfürstenthum Mainz auch am linken Ufer völlig in seine Gewalt zu bringen. Bereits wurden die Vorkehrungen dazu getroffen, namentlich bei Höchst eine Anzahl Fahrzeuge zugerüstet.[1] Bernhard von Weimar unterwarf den Rheingau, nahm die Burg Ehrenfels gegenüber Bingen, und bemächtigte sich des Mäusethurmes im Strome. Dann jedoch traf die Nachricht ein, daß Tilly beabsichtige, die Stadt Nürnberg in seine Gewalt zu bringen. Gustav Adolf kehrte um, nach Frankfurt zurück, um von da aus den Gang der Dinge im Osten abzuwarten.

32. Nürnberg und Tilly im November und December.

Das Urtheil des Schwedenkönigs bei seinem Aufbruche aus Würzburg, daß Tilly ihm nicht werde folgen können, erwies sich als richtig. Tilly machte nicht den Versuch. Die Reichsstädte Windsheim und Rothenburg hatten sich bewegen lassen, schwedische Besatzung einzunehmen. Beim Herannahen der kaiserlichen Truppen baten sie um Hülfe bei dem Rathe in Nürnberg, der entweder nicht konnte oder nicht wollte. Er meldete[2] dem Kaiser am 29. October/8. November: „Wir wollen uns nach unserem äußersten Vermögen und zum höchsten angelegen sein lassen, daß die hiesige Stadt und deroselben Landschaft, mit Verleihung der milden Gnade Gottes, bei jetziger, vor Augen schwebender höchster Gefahr, dem H. Reiche und gemeinem Vaterlande zum Besten, auch ferner vor gänzlichem Untergange erhalten und errettet werden möge.“

Die Worte, wie die Nicht-Hülfe für Rothenburg und Windsheim, scheinen ein abermaliges Schwanken des Rathes von Nürnberg anzukündigen. Es folgte die Einnahme jener zwei Städte durch Tilly. Die Haltung des Rathes von Nürnberg wurde derartig,[3] daß am 3/13. November der Graf Heinrich Wilhelm von Solms, Chemnitz und andere

[1] Chemnitz 242 a. [2] Kriegsacten F. 94. [3] Soden I, 112.

in der Stadt anwesende Schweden an den Rath die Frage richteten, ob er bei dem gefaßten Entschlusse standhaft verharren werde. Die Besorgnis des Grafen Solms gibt sich besonders kund in seinem Verlangen, daß, im Falle einer Capitulation mit Tilly, der Rath ihn mit seiner Familie und seiner Habe einschließen solle.

Der Rath forderte das Gutachten der „Hochgelahrten". In der Versammlung derselben brachte ein Dr. Tuschelin eine Reihe von Gründen des Rechtes und der Zweckmäßigkeit für ein Abkommen mit Tilly vor.[1] Er erinnerte an das Evangelium des Tages der Schlacht am Weißen-Berge. Komme es zum Widerstande und man könne sich, wie leicht zu ermessen, nicht behaupten: so sei den Katholischen wohl damit gedient, daß man auf einmal das Regiment und die Kirchen verliere. Er erinnerte daran, daß „der Rath dem schwedischen Gesandten zu verstehen gegeben: man möge mit den Katholiken nicht so hart verfahren, noch weniger aber hierin den Franzosen skandalisieren". — Die Worte enthalten also ein Zeugnis Nürnbergs gegen den schwedischen Religionskrieg.

Im Rathe jedoch überwog die Neigung bei dem schwedischen Bündnisse zu beharren. Und wieder taucht dabei eine derjenigen Persönlichkeiten auf, denen der Kaiser auf ihre fußfällige Abbitte die frühere Rebellion verziehen, und die dann unter günstigen Umständen die Gelegenheit zu einer neuen benutzten — der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe.[2] Auf seinen Vorschlag wurde ein Kriegsrath gebildet, der die zur Vertheidigung der Stadt nöthigen Maßregeln ergreifen sollte. An der Spitze desselben stand der Oberst Schlammersdorf, abermals eins derjenigen Individuen, die wie der Herzog Bernhard von Weimar durch Wallenstein im Lübecker Friedensschlusse die Verzeihung des Kaisers erlangt hatten,[3] und dann bereit standen zu neuer Rebellion. Es wurden noch mehr Truppen angeworben und Befestigungen angelegt, an welchen alle Bürger, außer den Mitgliedern des Rathes, je einen Tag in der Woche zu arbeiten hatten.[4]

Unterdessen kam die Tilly'sche Armee näher. Schon gleich nach der Einnahme Windsheims, am 11. November, sprach Pappenheim seine Ansicht aus[5]: nachdem man sich damit des Rückens versichert, müsse man Nürnberg als fontem mali zum Gehorsam bringen. Er getraue sich,

[1] A. a. O. 113. Ausführlicher Auszug, nur leider verworren.
[2] A. a. O. 127. [3] Gindely, Waldstein II, 197. [4] Soden I, 128.
[5] Kriegsschriften. Heft V, 122.

wenn er habe, was dazu gehöre, „die Impresa inner neun oder vielleicht weniger Tage zu Ende zu richten." — Diese Meinung Pappenheims blieb dem Rathe in Nürnberg nicht unbekannt.[1] Man rüstete sich zum Widerstande. Man entsandte, am 19/29. November, den Dr. Fetzer nach Schwabach an Tilly, der unterdessen dort eingetroffen war.[2] Auf die Entschuldigung Fetzers für den Rath antwortete Tilly in Gegenwart Aldringens: die Stadt habe durch einen Revers dem Leipziger Bunde entsagt und versprochen, in kaiserlicher Devotion zu verbleiben. Dann aber habe sie den schwedischen Obersten Solms aufgenommen und Truppen geworben. Er verlange die Auslieferung des Grafen Solms, Überlassung der Truppen, und Brot für seine Soldaten. — Auf Fetzers Entschuldigungen versetzte Tilly weiter: „Von 1610 an haben die Reichsstädte sich bei allen Unruhen betheiligt. Das muß ein Ende haben."

Fetzer kehrte zurück und berichtete. Der Rath verlangte sofort das Gutachten des Kriegesrathes.[3] „Dieser erklärte: die Stadt möge um des Evangelii willen alles leiden, und Gott und der gerechten Sache vertrauen, da der König von Schweden gewisse Hülfe verheißen habe." Der Absicht dieses Kriegsrathes gemäß, jedoch ohne Berufung auf das Wort Evangelium, fiel die Antwort des Rathes der Stadt an Tilly aus. Sie lehnte in langer Rede alle Forderungen Tillys ab, klagte vielmehr über die an Nürnbergischen Unterthanen verübte Gewalt. „Da wir doch," schloß die Schrift,[4] „ohne unziemlichen Ruhm zu melden, durch unsere bisher mehrfällig im Werke erwiesene allerunterthänigste Devotion, und weil wir zu der Kaiserlichen Majestät Dienst fast alles Zeitliche und was nur immer aufzubringen gewesen, aufgesetzt, welches auch die Posterität in langer Zeit nicht wird überwinden können — ein Besseres meritiert zu haben verhoffen."

Mit dieser Schrift wurde abermals Fetzer an Tilly entsendet, der bis Reichelsdorf, zwei Stunden von Nürnberg, vorgerückt war. „Von Tilly zur Mittagstafel eingeladen, erhielt der Gesandte trotz seiner Weigerung vor allen anwesenden Grafen und Obersten den Ehrenplatz."[5] Minder höflich waren die Reden, welche bei Tafel Fetzer gegen die Stadt vernahm, in denen sich ein Hauptmann, selber aus Nürnberg gebürtig, hervorthat.[6] Was der Gesandte im Namen des Rathes von Nürnberg vorgebracht, ergibt sich aus der Antwort[7] Tillys, vom 1. December.

[1] Soden I, 131. [2] A. a. O. 134. [3] A. a. O. 135.
[4] Kriegsacten F. 94. [5] Soden I, 137. [6] A. a. O.
[7] Kriegsacten F. 94.

„Wiewohl Euere eingewandte Einreden und Entschuldigungen dahin gerichtet sind, als wenn Ihr des H. Grafen zu Solms Person, sammt desselben Reitern und Soldaten Ankunft und dort ferner vorgenommene Werbung bei Euch auf dem Lande nicht hättet können verwehren, sondern wider Eueren Willen, in Betracht der Bedrohungen des Königs in Schweden, und der von daher Euerer anbefohlenen Stadt und der Landschaft zuwachsenden Ungelegenheit, geschehen lassen müssen — so lauft doch das alles der Vernunft, der Experienz und besserer Wissenschaft ganz zuwider."

„Der König von Schweden hat keine Truppen bei Euch, kann nichts attentieren. Die Truppen des Grafen Solms sind aus Euerem Beutel geworben. Die Berufung darauf, daß Ihr dem Beispiele katholischer Reichsstände gefolgt seid, ist eine unhaltbare Anschuldigung derselben. Sie haben sich nicht accommodiert. Ihr seid lediglich den fernen Drohungen eines ausländischen Potentaten gewichen. Vorher aber hattet Ihr dem Freiherrn von Aldringen einen schriftlichen Verzicht auf den Leipziger Bund ausgestellt. Dazu hatte der Reichshofrath Popp im Namen des Kaisers Euch Resolution und Versicherung gegeben, daß auf alle Fälle, wo Ihr vom Feinde angefochten würdet, Euch auf jedes Anmelden und Erfordern zeitige und genugsame Assistenz widerfahren sollte."

Nachdem Tilly sich weiter auf die mündliche Relation Fetzers bezogen, schließt er: „Gleichwohl wollen wir auf hierbevorige unsere wohlmeinende adhortationes und Erinnerungen Euch nochmals im besten und zugleich ernstlich ermahnen und warnen, Ihr wollet Euch Eueres schuldigen Gehorsames gegen I. K. Majestät genugsam erinnern, Euere actiones auf Fremde und Ausländer nicht fundieren, sondern dahin anstellen und richten, wie Ihr wegen derselben vor Ihrer K. M. künftig Euch zu verantworten getrauet, damit Euch im unverhofften Verbleibungsfalle nicht etwa anderweitige präjudicierliche Ungelegenheiten daraus erwachsen mögen."

Das Schreiben Tillys traf den Rath von Nürnberg schwer. In seiner Antwort[1] vom nächsten Tage, dem 22. November/2. December, wiederholt er: „Wir haben nach dem Beispiele anderer katholischer und protestantischer Reichsstände das publicum dem privatum vorgezogen." — Für diese beharrliche Fiction, daß sich katholische Reichsstände dem Schweden gefügt hätten, konnten die Nürnberger höchstens den Versuch

[1] A. a. O.

des Fürstbischofs von Bamberg anführen, mit dem Schweden gütlich abzukommen, einen Versuch, der doch in Wahrheit nur auf Zeitgewinn berechnet war. Aber in ähnlicher Weise fährt die Selbstvertheidigung fort. „Es ist fern (von uns), daß wir unsere actiones beschuldigter Maßen auf fremde Potentaten gerichtet und auf dieselben unser Absehen gestellt haben sollten. Wie wir bisher Gottlob noch nie erfahren, daß von der Kaiserlichen Majestät oder einem Kurfürsten des Reiches, bei denen die Dijudicatio eigentlich besteht, wir wären beschuldigt worden, daß wir unseren Eiden und Pflichten zuwider gehandelt haben sollten — wofür uns auch ferner Gott gnädig bewahren möge —: also fällt uns hingegen um so viel mehr ganz schmerzlich und beschwerlich, daß wir dergleichen Bezichtigungen anjetzo und bei gegenwärtigem Zustande vernehmen sollen, da wir unter denen, welche bisher viele Jahre lang zu der K. Majestät ersprießlichen Kriegsdiensten alle Möglichkeit auf das äußerste angewendet und alle gehorsamste Devotion wirklich bezeigt, ohne unziemlichen Ruhm zu melden, nicht die geringsten sind."

Unterdessen schickte der Rath von Nürnberg einen Courier über den anderen an den Schwedenkönig.[1] Der erste, Namens Bayer, ging ab am 18/28. November. Er erreichte den König in Höchst. Auf seinen Bericht fuhr der König heraus: „Also habt Ihr bei 5000 geworbene Soldaten ohne die Bürgerschaft, und wollet Euch fürchten?" — Bayer berichtete weiter, unter Anderem, daß der Rath beschlossen habe, einen seiner Consulenten an Tilly zu senden, um zu hören, was dieser begehre. Hierauf fragte der König erregt: „Ist dies geschehen?" — Auf die Bejahung des Gesandten brach Gustav Adolf hervor: „Ei! Gotts Sacrament, das ist leichtfertig gehandelt. Was meint Ihr, daß er begehren werde? Er begehrt Euere Stadt. Was soll ich nun thun? Ich habe mich der Stadt Frankfurt als einer mir übel affectionierten Stadt vorher versichern müssen, und nun ist meine Absicht dahin gerichtet, mich der Stadt Mainz und also des Rheinstromes zu bemächtigen. Jetzt werde ich an meinem Plane gehindert. Denn soll ich mit Mainz fortsetzen und dann solchergestalt wieder mit Schanden abziehen, weil ich Nürnberg nicht lassen kann, so wollte ich es lieber gar unterwegs lassen. Will deshalb noch ein Paar Tage zurückhalten und sehen, was weiter einkommen wird."

---

[1] Soden I, 141.

Bei dieser Lage der Dinge schrieb[1] Gustav Adolf am nächsten Tage, dem 26. November/6. December, also im Beginne des Adventes, an seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann Casimir in Schweden: „Es scheint, daß, wie wir dies blutige Jahr mit Blutvergießen angefangen, also auch enden werden; denn der alte Teufel mit allen seinen Jungen, als da sind Lothringer, Pappenheim, Fürstenberg, Fugger, Aldringen, Gallas, Ossa, und wen der böse Geist mehr erweckt hat den armen Christen zur Strafe, liegen jetzo vor Nürnberg, brauchen Gewalt und List. Ich fürchte mehr die Blödigkeit und Untreue als die Gewalt; denn viel guter Leute drinnen sein. Heins Wilhelm von Solms ist mein Commandeur drinnen. Er ist mit dem geworbenen Volke der Stadt bei 5000 Mann stark. (Auf) daß sie nicht taedium obsidionis ins Unglück bringe, marschiere ich, will's Gott, morgen zum Succurs, nachdem ich diese Stadt Frankfurt in meine Pflicht erhandelt habe. Hoffe, Gott der Herr wird Gnade verleihen, daß wir es glücklich vollbringen werden. Der Feind ist stark: uns aber hat Gott ziemliche Mittel verliehen: darum hoffen wir auch von seiner göttlichen Güte das Beste. Ich vermeine ein 17,000 zu Fuß und 9000 zu Pferde stark zu werden mit dem Landgrafen und dem Herzog von Weimar. Es besteht aber nicht in der Stärke des Rosses: derowegen ist Gott höchlich zu bitten um guten Ausgang."

In der Morgenfrühe des 27. November/7. December traf[2] in Höchst ein neuer Courier von Nürnberg ein, Namens Droschel. Der Schwedenkönig betheuerte: er wolle Nürnberg nicht verlassen, sollte es ihm auch Blut und Leben kosten. „Dabei bemerkte er, nichts lieber würde er sehen als wenn er den Alten — womit er den General Tilly meinte — ertappen könne; aber wenn er den von Pappenheim, den Bluthund, in die Hände bekommen könne, so wolle er ihn festhalten."

Am 29. November/9. December wandte sich der König von Höchst nach Frankfurt.[3] Es hieß, daß er bei der Bedrohung Nürnbergs durch Tilly wieder den Main hinauf ziehen wolle. Zunächst versicherte er sich der Stadt Frankfurt völlig durch die Eidesleistung der Bürgerschaft und ihrer Besatzung, welcher er einen schwedischen Commandanten gab. Dann handelte es sich um die Nachrichten von Nürnberg her.

Nach den wiederholten Kundgebungen[4] Pappenheims hätte er sich getraut, die Stadt Nürnberg mit auch nur 5000 Mann zu Fuß und

---

[1] Arkiv I, 521. Dort Abdruck nach dem eigenhändigen Originale.

[2] Soden I, 144. [3] Bericht von Lars Grubbe in Arkiv I, 772.

[4] Kriegsschriften Heft V, 123.

2000 Reitern anzugreifen. Tilly war nicht dieser Ansicht. Am 5. December zog er zurück, und hielt Nürnberg nur noch blokiert. Auf diese Nachricht nahm Gustav Adolf seinen früheren Plan wieder auf, und zog am 1/11. December von Frankfurt aus, zunächst südwärts.

Dem Rathe von Nürnberg dagegen gab der Abzug Tillys den auffallenden Muth, sich über die Vorwürfe Tillys gegen ihn bei dem Kaiser zu beschweren. In diesem Schreiben,[1] vom 28. November/8. December, heißt es: „Nachdem dem General Grafen Tilly mehrere nothdürftig gegründete Anzeige geschehen, daß, wegen des Königs in Schweden so naher und großer Kriegsmacht, zumal da auf desselben Bedrohen die Thätlichkeiten bereits wirklich erfolgt, wir nach dem Exempel anderer katholischer und evangelischer Kurfürsten und Stände, um hiesige Stadt vor dem endlichen Untergange zu retten und dem H. R. Reiche zum Besten noch länger zu erhalten, dasjenige erwählen müssen, was zu dieser Zeit das Sicherste und Beste sein möge —: So hat doch dieses bei dem General Grafen Tilly nicht verfangen, sondern er hat eine sehr scharfe, anzügliche und ganz ehrenrührige Antwort gegeben, als ob wir wider Eid und Pflicht, wider Gott, wider Ew. K. M. und alle Billigkeit, unverantwortlich gehandelt.“ Für diese Anklage führe Tilly als „den einzigen vermeintlichen Vorwand an, daß wir zur Gefangennahme und Auslieferung des Grafen Solms und Abschaffung seines um die Stadt liegenden Volkes, so wie zur Bewilligung anderer zu dieser Zeit uns allerdings unmöglichen Postulata uns nicht verstehen können“.

Der Rath faßt dann die Sache allgemeiner und zeichnet ein Bild der Erschütterung und Auflösung des Reiches, wie es zu seiner Entschuldigung dienen soll.

„Weil hierbei nun reichskundig, wasgestalt bei dem jetzigen Zustande, wo der König in Schweden eine Stadt und eine Festung in einem Kreise nach dem anderen in seine Gewalt bringt, die höheren und mächtigeren katholischen und evangelischen Reichsstände theils auf eine Neutralität zielen, theils zur Abwendung größerer Gefahren, denen sie zu widerstehen nicht genügen, noch dawider andererseits geschützt werden, sich in die Sache schicken so gut sie können, und, da sie entweder das Ihrige nicht mit Gewalt wollen occupieren lassen, oder durch die Flucht alles, dem Gegentheil zu merklichem Vortheil und dem H. R. Reiche zu großem Präjudiz in Stich setzen — mit Contributionen, Brandschatzungen oder durch andere Mittel sich und die Ihrigen auf das beste sie können

[1] Kriegsacten F. 94.

und mögen, salvieren und vor gänzlichem Ruin erhalten, welches dann zweifelsohne Ew. K. M., nach Dero höchst erleuchtetem kaiserlichem Verstande, viel besser und dem H. R. Reiche ersprießlicher erachten und erkennen werden, als daß die gehorsamen Stände alles ohne Unterschied über und unter sollten gehen lassen: So wäre es ja ganz unbillig, wenn wir an unserem geringen und wenigen Orte dessen sollten zu entgelten haben, und deswegen ungleich und so schwerlich beschuldigt werden, wenn wir gleich anderen katholischen und evangelischen Ständen, zur Abwendung größeren Unheils, dasjenige geschehen lassen, was wir zu verwehren nicht vermögen. So fern ist es, daß wir aus oberwähntem Prätext so geschwind von einem oder anderem General oder Kriegsofficier für eid- und pflichtbrüchig mit Bestand sollten können bezichtigt werden, oder solche schwere ehrverletzende Auflage also ungeahndet hingehen zu lassen und zu verschmerzen schuldig sein, dergleichen doch wie wider unsere lieben Vorfahren sel. Gottlob nie erhört worden, also auch wir, mit Gottes gnädigem Beistande, von uns nimmermehr wollen lassen gesagt werden, noch dergleichen schändlichen Namen unseren Nachkommen hinterlassen. Diesem nach wollen wir allerunterthänigst hoffen und gebeten haben, Ew. K. M. werden und wollen, aus gerechtem kaiserlichem Gemüthe, zur Erhaltung der heilsamen und höchst nothwendigen Gerechtigkeit, Ihr ernstliches Missfallen wider dergleichen unverschuldete schwere Auflage empfindlich erweisen, uns bei unserer Gottlob wohl hergebrachten Ehre, Stand und Namen wider alle falsche Beschuldigung allergnädigst schützen, einigem ungleichen Berichte, ehe wir der Nothdurft nach gehört, nicht glauben, noch durch ungleiches Fürbringen einiges Menschen, wer der auch sein möchte, zu kaiserlicher Ungnade wider uns sich verleiten lassen, sondern auf den Fall des widrigen Einstreuens uns ferner mit unserer Antwort allergnädigst vernehmen. Wie dies an sich selbsten der Billigkeit und Gerechtigkeit gemäß, so wollen es auch um Ew. K. M. allerunterthänigst und gehorsamst zu verdienen wir jederzeit so willigst wie schuldigst verbleiben Ewr. K. M. und des H. R. Reiches getreue Unterthanen Bürgermeister und Rath zu Nürnberg."

In denselben Tagen, wo dieses Schreiben von Nürnberg dem Rathe des Kaisers vorlag, und bevor noch darauf eine Antwort gefunden war, am 9/19. December, stand abermals ein Nürnberger Gesandte, Namens Kreß,[1] vor dem Schwedenkönige bereits auf dem linken Rhein-

[1] Soden I, 157.

ufer, und „bat unterthänigst, der König möge solche Mittel ergreifen, durch welche Nürnberg nicht allein von der ruinierenden Blokierung befreit, sondern auch vor der angedroheten Belagerung gesichert werde. Hierdurch dürften dann auch viele tausend unschuldiger Seelen den Klauen des blutgierigen Feindes entrissen und von Leibes- und Seelengefahr befreit werden. Dies Alles schilderte Kreß unter weitläufiger Angabe der Motive seiner Instruction."

Es war die Redeweise, die dem Schwedenkönige wohl gefiel. Der Nachwelt dagegen zeigt die Doppelzüngigkeit von Bürgermeister und Rath vor dem Kaiser und vor dem Schwedenkönige die Absicht, mit den alten Mitteln der Heuchelei und der Lüge zwischen den zwei scharfen Klippen durchzusteuern. Die Antwort[1] des Königs lautete zunächst beruhigend. Der Gesandte solle seinen Oberen sagen, daß sie wegen des erlittenen Schadens sich nicht sehr bekümmern möchten; denn er habe die Mittel in Händen, das Publikum und die Privaten zu entschädigen, „und ihnen ein gutes Stück Pfaffengut zu überlassen". Weiter sagte er: er könne inzwischen leicht abnehmen, daß Nürnberg die Blokierung auf die Dauer nicht aushalten werde, und sei daher entschlossen, eine ganze Armee in dortiger Gegend zu bilden, um dadurch die Aufhebung derselben herbeizuführen. — Der Gedanke fiel damals durch den Abzug Tillys von Nürnberg. Aber er war einmal ausgesprochen. Von da an konnten Bürgermeister und Rath sich die Frage vorlegen, ob nicht der Gedanke einmal wiederkehren, ob sie nicht das Feuer, welches sie sich fern zu halten suchten, eben durch ihre Achselträgerei auf sich ziehen würden.

Es erübrigt noch, die Antwort des Kaisers an Nürnberg zu vernehmen. Er überwies das Schreiben dem Reichshofrathe zur Begutachtung.[2] Einige Stimmen fanden es bedenklich darauf zu antworten, weil doch schon die desperata consilia von Nürnberg sich ankündigten. Andere schlugen eine conciliante Antwort vor, jedoch mit einer Rüge für das Verfahren mit Solms. Im geheimen Rathe ließ man die Rüge fallen, und es blieb nur die vorgeschlagene Antwort, in welcher es heißt: „Wie wir nun über die Klage gegen Tilly in Mangel mehrerer Information, so wir derowegen einzuziehen befohlen haben, sogleich nicht resolvieren können: Also wollen wir uns zu Euch versehen, Ihr werdet Euch Euerer uns geleisteten theueren Pflicht von selbst guter Maßen erinnern, auch da etwas derselben zuwider, oder auch Ichtes so wider uns sein

[1] A. a. O. [2] Kriegsacten F. 94. Vom 24. December.

möchte, gehandelt worden, solches bei Zeiten abstellen, und zu mehrer Ungelegenheit nicht Ursache geben, sondern vielmehr Euere pflichtschuldigste Treue im Werke sehen lassen, auch Euch hiervon zu einem Anderen nicht persuadieren oder verleiten lassen. Solches wird Euch und den Euerigen zu Gutem gedeihen und wir werden es zu seiner Zeit in Gnaden vermerken."

Tilly hatte eine Belagerung Nürnbergs nicht für rathsam gehalten. Auch der Schwede Horn war der Ansicht[1]: Tilly würde sich darüber ruiniert haben. Tilly nahm seinen Abzug ins Land Ansbach. Auf dem Marsche widerfuhr ihm bei Roth das Misgeschick, daß, ob aus Unvorsichtigkeit oder Bosheit, ein großer Theil seines Pulvervorrathes aufging.[2] Es wird berichtet, daß der alte Feldherr vor Schmerz und Gram ausgerufen: „Ich sehe, daß das Glück mir nimmermehr wohl will."

Dann verringerte sich das Heer Tillys. Zuerst schied von ihm ein einzelner Mann, aber eine gewaltige Kraft. Pappenheim hatte durch sein wiederholtes Andringen bei dem Kurfürsten Maximilian den Auftrag erlangt, sich in den niedersächsischen Kreis zu begeben, dort aus den noch übrigen Besatzungen ein Heer zu bilden und den Schwedenkönig im Rücken zu gefährden.[3] Vom Beginne des Jahres 1632 an werden wir seine rastlose Thätigkeit dort vernehmen.

Ferner entschloß sich der Herzog Carl von Lothringen plötzlich zum Aufbruch und zur Heimkehr, „ohne daß," wie Aldringen am 15. December aus Donauwörth schreibt,[4] „Herr GL. Graf Tilly — so viel mir wissend — noch ich dessen im geringsten avisiert worden. Ich habe gleichwohl aus den vorgegangenen Discursen so viel abgenommen, daß J. Kf. Durchlaucht in Bayern dessen schon etwas Nachricht gehabt. Diese Resolution hat der Herzog bald nach seiner Wiederkunft von München genommen. Ich weiß nicht, was ich davon sagen oder halten soll. Die Ursachen, die er einwendet, sind ja schlecht. Unterdessen bleibt man entblößt und in Gefahr."

Die Gründe für den Abzug, welche Carl von Lothringen durch seinen Gesandten Fauconcourt bei dem Kaiser vorbringen ließ,[5] gingen dahin, daß er dazu bewogen worden sei durch die schlechte Behandlung, die er von kaiserlichen Ministern und Generalen erfahren. Ein Name ward dabei nicht genannt.

---

[1] Soden I, 155. [2] A. a. O. 140. Theatrum E. II, 492.
[3] Röckl 8. Pappenheim an Wallenstein bei Dudik 203.
[4] Dudik 201. [5] Dudik, Nachlese usw. 350.

Die Mattigkeit dieser Entschuldigung so wie die Andeutung Aldringens weisen hin auf einen anderen Ursprung des Entschlusses. Maximilian selber, der die Hülfe dieses Neffen seiner Frau nicht erbeten hatte, hat um seines eigenen Verhältnisses zu Frankreich willen ihm den Rath des Abzuges gegeben. Denn bereits wuchs in Richelieu die Besorgnis vor der überschwellenden Macht des Schweden empor. Es war daher sicherer, den Lothringer durch die Mittel der Gewalt und der Güte an Frankreich zu binden, als daß er die Rache des Schweden daheim in unmittelbarer Nähe Frankreichs zu erwarten hatte.[1]

Gewichtiger als der Abzug dieser Lothringer, die der Zeitgenosse Pappus charakterisiert[2] mit den Worten: idem (miles) erat et furacissimus et fugacissimus — war der bereits zuvor erfolgte von 10,000 Mann kaiserlicher Truppen unter Gallas. Der Kaiser hatte sie abgefordert zur Abwehr der Kursachsen in Böhmen. Der Meldung des Abzuges an den Kaiser fügt Tilly die Worte hinzu[3]: „Im Reiche verbleibt sonach nur eine geringe Anzahl Volkes im schlechtesten Zustande und zu schwach den Feinden zu widerstehen." Tilly bittet um Geld für sie und Verstärkung, und um Belassung Aldringens bei ihm.

Auf die Nachricht, daß Tilly von Nürnberg abgezogen, nahm der Schwedenkönig in Frankfurt seinen Plan des Angriffes auf das Kurfürstenthum Mainz wieder auf. Zunächst jedoch fordert die Gefahr, die für den Kaiser in Böhmen sich erhoben, uns auf, die Blicke zurückzulenken auf den Gang der Dinge ostwärts, nachdem in Halle Johann Georg dem Willen des Schwedenkönigs sich gefügt, diesem den Westen zu belassen und selber ostwärts zu gehen.

33. Wallenstein im October 1631.

Die schreckensvolle Nachricht der Schlacht von Breitenfeld rief in Wien zunächst den Wunsch hervor, mit dem Kurfürsten von Sachsen wieder zum Frieden zu kommen. Zu diesem Zweck entsandte der spanische Botschafter in Wien, Cadareita, den Secretär Paradeis nach Dresden.[4] Zur Antwort ließ der Kurfürst ihm eine Denkschrift übergeben, die, nach einer Übersicht des ganzen Kriegsverlaufes, versicherte, daß der Kurfürst „wider allen sonst gehabten Willen, Gemüth und Meinung, um seiner Ehre, seines Gewissens, Standes und Namens willen",

[1] Vgl. Barthold I, 14. [2] Pappus 62. [3] Dudik 202.
[4] Theatrum E. II, 479.

und zum Schutze seiner Unterthanen, „endlich gedrungen und gezwungen worden, sich mit seiner Armee zu movieren". Nunmehr sei jedoch mit einem Particularfrieden dem Vaterlande nicht gedient; auch würde er es vor dem Schwedenkönige nicht verantworten können. — Dieser letztere Punct ist fortan ein schwer wiegender Factor für die Entschlüsse Johann Georgs, und somit für das gesammte Reich.

Die Mühewaltung um einen allgemeinen Frieden hatte der Landgraf Georg auf sich genommen, noch bevor die Aufforderung dazu von Wien aus an ihn gelangt war. Wir haben seine Thätigkeit dafür kennen gelernt, und werden ferner sie kennen lernen.

Der kaiserliche FM. Tiefenbach in Schlesien, der bis dahin geringe Neigung gezeigt hatte, den Weisungen des Obergenerals Tilly entsprechend zu handeln,[1] rückte nach dem Tage von Breitenfeld in die Lausitzen ein. Er erhielt von Wien aus den Befehl zurückzuziehen, und auf die Deckung Böhmens und Mährens bedacht zu sein.[2]

Zugleich wuchs bei dem Kaiser der Gedanke, der zuerst im April nach dem Falle von Frankfurt a/O. sich bei ihm geregt hatte, nämlich den im Jahre zuvor ungern entlassenen Wallenstein wieder in Dienst zu ziehen, nach Breitenfeld stärker empor. Der Kriegsrath Questenberg, der im April jegliche Regung bei dem Kaiser in dieser Richtung nach Prag an Wallenstein gemeldet hatte, war auch dies Mal sehr eifrig. Noch vor dem Eintreffen der Nachricht von Breitenfeld bittet[3] er im Namen des Fürsten Eggenberg, am 28. September: Wallenstein möge im Lande (Böhmen) verbleiben: dort könne er dem Vaterlande und dem Kaiser in viele Wege wenigstens mit gutem Rathe assistieren und beispringen. — Dann trifft die Nachricht ein. Am 1. October schreibt Questenberg[4]: „Bei uns ist man voller Confusion, wissen uns leicht in die Victorien, nicht in die Niederlagen und Verlust zu schicken. Gott weiß, wohin es noch hinaus wolle; denn ich sehe nicht, daß man dazu thut, wie ich mein, daß es sein sollte." — Der Diensteifer für Wallenstein, der aus diesen letzten Worten hervorblickt, hat den Questenberg hier über das Maß hinausgeführt; denn über die Gelassenheit des Kaisers Ferdinand II. bei dem schweren Unglücke sind Freunde und Widersacher einstimmig.[5] — Questenberg fährt in jenem Schreiben fort: „J. M.

[1] Du Jarry II, 95. [2] Förster II, 165. Dudik 123. Vgl. Theatrum E. II, 484. [3] Dudik 122. [4] A. a. O. 124. [5] Man vgl. Lamormaini 97 und Förster II, 124.

haben mir befohlen, E. F. Gn. zu schreiben: sie würden gern sehen, dafern E. F. Gn. in Böhmen nicht bleiben, weil Sie die Fürstin aus Prag fortzuschicken bedacht, daß E. F. G. sich Ihrer M. etwas näherten. Wenn Sie aber in Böhmen bleiben wollten, so hätte es auch seine Wege, könnten in allen Vorfällen auch allda Ihres Rathes pflegen."

Unterdessen verzog sich die Ankunft des von Tilly am 21. September von Halberstadt aus entsendeten Couriers Regensperger. Questenberg schreibt[1] an Wallenstein abermals, am 4. October: „Sobald vom Grafen Tilly Relation und Gutachten einkommt, werden J. M. sich in etwas Hauptsächlichem müssen resolvieren. Zuvor aber stehen wir an."

Dennoch wartete der Kaiser den Bericht von Tilly her nicht ab. Es erwuchs bei ihm der Gedanke, denselben Plan eines Sonderfriedens mit Kursachsen, den er vermittelst des spanischen Botschafters zu verwirklichen trachtete, auch durch Wallenstein zu versuchen. Bereits am 8. October erhielt der Kriegsrath Questenberg den Auftrag der Anknüpfung, den er in seiner Weise, mehr ein Diener Wallensteins als des Kaisers zu sein, vermittelst eines Privatbriefes an Wallenstein ausführte, wie folgt.[2]

„Post factum errorem agnoscimus: jetzt bekennen wir unsere Imprudenz, daß uns schwer fällt zu behaupten, mit dem Schweden und Kursachsen zugleich Krieg zu führen, weil die eingebildeten miracula und Wunderzeichen nicht folgen. Wir wollten gern wieder zurück auf unsere vorige Stelle, und sehen und wissen nicht quo modo? — J. M. haben mir deswegen anbefohlen, dazu eine apertur zu machen, (nämlich) Ewr. F. Gn. zu schreiben: wenn Sie mit dem von Arnim noch in Correspondenz stünden, ob Sie für sich selbst gleichsam den Anlaß geben wollten (zu sagen), daß J. K. M. auf die Person des Kurfürsten, wie dieser vielleicht sich möchte eingebildet haben, nicht so disgustiert, daß man nicht sollte wieder können zurecht kommen, (und) daß wohl noch Mittel zu finden sein würden, dieser Ungelegenheit Rath zu schaffen. Und wie es Ew. F. Gn. fürs beste ansehen zu erforschen, wie man sich von Seiten des Kurfürsten darauf möchte auslassen oder zeigen. Es geht uns wie Jener sagt: Stultorum incurata pudor malus ulcera celat."

„Man glaubt jetzt, daß dessen Opinion falsch ist, der[3] da sagt: tantum sit Catholicus. — Ewr. F. Gn. gnädigstes Schreiben vom 4. October ist mir geworden, und weil gleich ein Courier nach Schlesien

[1] Dudik 126. [2] Förster II, 168.

[3] Jeder Anhaltspunct zur Vermuthung auf eine bestimmte Persönlichkeit fehlt.

abgefertigt wird, habe ich dem von Tiefenbach das Aviso gegeben, sich nicht von der Oder zu entfernen, und so er es nicht thut, wie gefährlich es stehe."

„Dem Herrn Tilly, glaub (ich), würde jetzt wohl anstehen, wenn er sich überworben und anderswo einen neuen exercitum in Reserve gehabt hätte, so dürfte er jetzt nicht überall die Reliquien zusammen klauben, seine Garnisonen entblößen und alles in Gefahr stellen. Bis auf diese Stunde haben wir von Herrn Tilly noch keinen Buchstaben, und meldet Kurbayern auch von ihm nichts empfangen zu haben. Ich glaube, Mancher, der in der Ferne (1630) zu Regensburg bravo war, sei jetzt kleinlaut. Ich möchte mit meinen Conferenz-Cameraden (von 1630) gern discurrieren und sie an Vieles erinnern."

Wallenstein ging auf den Vorschlag in Betreff einer Unterhandlung mit Arnim so bereitwillig ein, daß er eine mündliche Conferenz mit demselben etwa auf der Grenze vorschlug. Bereits am 14. October meldete[1] der Fürst Eggenberg ihm die zustimmende Antwort des Kaisers, und schickte zugleich den von Wallenstein für Arnim begehrten Paß. Wallenstein, schloß Eggenberg, möge die Unterhandlung führen „seinem Verstande und seiner Dexterität gemäß", nur mit Vorbehalt der Ratification des Kaisers, „allermaßen J. M. in Ew. L. das gnädigste Vertrauen stellen."

Das Schreiben Eggenbergs berührte noch einen anderen Punct. Wallenstein stand seit dem Frieden von Lübeck mit dem Könige Christian IV. von Dänemark in regem Verkehre. Er war damals bereitwillig diesem einige Stücke von Mecklenburg abzutreten.[2] Dem dänischen Gesandten Oeynhausen sagte Wallenstein weiter: „Weil es anjetzo auf kaiserlicher Seite etwas gefährlich und wandelbar stünde, sei es nunmehr die rechte Zeit, daß der König bei dem Kaiser um die beiden Stifter Bremen und Verden anhalte, und er, Wallenstein, wolle sich hierin gern gebrauchen lassen." Daß Wallenstein in dieser Absicht Schritte gethan hat, zeigt die Antwort[3] Eggenbergs, die noch dazu der Kaiser ausdrücklich als seine eigene anerkennt.[4] „Die Stifter Bremen und Verden betreffend, ist diese Prätension an sich selber schwer und eine Gewissenssache, ganze geistliche Stifter zu vergeben, so hart und schwerlich vor Gott zu verantworten fallen würde, indem auch bereits von der päpstlichen Heilig-

[1] Förster II, 162. Schreiben Eggenbergs. [2] Irmer I, 49.
[3] Förster II, 162. [4] Dudik 129.

keit zu Rom die Confirmation herabgelangt auf Ihrer K. M. Herrn Sohn Leopold für Bremen, und für Verden auf den Bischof von Osnabrück." Wallenstein möge daher den König bewegen, von diesem Anspruche abzustehen. Wenn Christian IV. sich mit dem Kaiser und mit Spanien verbinden wolle, so würden dem Kaiser durch den Krieg auch Länder zuwachsen, mit denen er die Söhne des Königs begnadigen könne. Eggenberg bat Wallenstein dringend, hinzuwirken auf ein solches Bündnis, welches ja auch die Krone Dänemark gegen den Schweden im baltischen Meere und gegen die Holländer in der Nordsee sicher stellen würde.

Über die Aufnahme dieser Antwort bei Wallenstein berichtet[1] der dänische Gesandte Oeynhausen dem Könige Christian IV.: „Die Antwort ist dem Fürsten sehr höhnisch vorgekommen, daß nämlich der Kaiser so politisch spielen wollte, indem er den König zu etwas zu persuadieren und bei der Nase herumzuführen gedächte, ja daß er viel mehr auf der Pfaffen Geschwätz als auf die Erhaltung seiner kaiserlichen Reputation achtete. Daher könne Wallenstein leicht erachten und muthmaßen, der König werde es dabei nicht beruhen lassen, sondern die gute Gelegenheit, die anjetzo zur Recuperation beider Stifter ihm offen stünde, mit beiden Händen gleichsam ergreifen, und was in der Güte nicht erhalten werden könne, durch andere dazu taugliche und strengere Mittel zu gewinnen, und zwar dies, ehe und bevor der König von Schweden seinen Fuß dahin setze, welchen wieder herauszubringen vielleicht etwas beschwerlich fallen könnte."

Die Worte erscheinen wie eine Aufforderung Wallensteins an den Dänenkönig, die Gelegenheit zu nutzen, um deutsche Länder sich anzueignen. Daß Wallenstein in einer solchen Weise dem Vertrauen des Kaisers entsprechen würde, davon hatten weder dieser noch Eggenberg sicherlich eine Ahnung. Eben so wenig aber auch wußten noch vermutheten sie, welche Entwürfe gleichzeitig dieser Mann ihres Vertrauens für sich selber spann.

Auf das Eintreffen der Nachricht von Breitenfeld in Prag, demnach noch im Monate September, schien für Wallenstein die Zeit gekommen, seine durch Raschin mit dem Schwedenkönige in den Monaten zuvor getroffene Verabredung zur That zu machen. Er beschied Raschin[2] in einen Garten, und fand sich selber mit dem Grafen Adam Terczka zur angesetzten Stunde dort ein. Weiter berichtet Raschin wie folgt.[3]

[1] Irmer I, 50. [2] Dvorský 23.

[3] A. a. O. Einige Härten des Ausdruckes glätte ich ab.

„Es sind aber etliche Jesuiten im Garten gewesen. Als der Terczka sie erblickt, hat er gefragt, ob ich sie und sie mich gesehen hätten. Darauf habe ich gesagt: sie hätten mich nicht gesehen. Bin darauf mit ihm zum Fürsten gegangen. Auf die Anzeige des Terczka, daß Jesuiten da seien, hat er geantwortet: ‚Das ist stattlich: wir könnten sie mit zu Rathe nehmen, sie würden es wohl treffen.‘ Dann hat er mit mir geredet und gesagt: ‚Wißt Ihr, daß der Tilly bei Leipzig aufs Haupt geschlagen ist? Es ist eine schreckliche Sache vorgegangen. Wie ist Gott so mächtig! Wie hat der Tilly allezeit so einen guten Namen gehabt, ist aber jetzt um alle seine Reputation gekommen. Es ist nicht möglich: wenn mir das begegnete, ich nähme mir selbst das Leben. Aber es ist gut für uns. Ihr wißt, daß ich dem Könige vorhin meine Resolution gegeben habe. Jetzo ist es hohe Zeit, daß mir der König das Volk je eher je besser schicke. Sobald ich etwas von Volk überkomme, will ich viele Officiere von der kaiserlichen Armada an mich ziehen. Ihr wißt, daß ich Vielen Gutes gethan und noch thue.‘ — Die Güter der Jesuiten, des Smeschansky, Slawata und Anderer, die den Jesuiten geneigt, wolle er den Soldaten geben, mit heftigen Scheltreden auf P. Lamormaini, auch auf die Grafen Slawata und Martiniz. ‚Das sind die größten Schelme. Warum haben die närrischen Böhmen sie aus dem Fenster geworfen und nicht stracks ihnen den Degen durch den Leib gestoßen? Denn ein todter Hund beißt nicht mehr, und wären diese beiden nicht, so würde es viel anders stehen.‘ Er erging sich weiter gegen sie. Er wolle sich befleißen, daß er sie, sonderlich den Martiniz — denn Slawata werde doch mit dem Kaiser ausreißen — in seine Gewalt bekomme, wolle ihn dann gewis nicht zum Fenster hinauswerfen, sondern anders mit ihm procedieren. ‚Ich weiß,‘ fuhr er fort, ‚daß ich der Kriegsofficiere viele an mich bringen werde, und denen, welche nicht zu mir wollen, will ich die Köpfe lassen herunter schmeißen, und also will ich den Kaiser aus allen diesen Ländern bis in Welschland jagen; denn er wird meiner in Wien nicht erwarten. Der König soll alsbald weiter ins Reich ziehen und den Tilly verfolgen, daß er sich nicht wieder recolligiere. Zu Wien fürchtet sich alles, daß sie nicht wissen, was sie thun sollen. Der Kaiser schreibt mir zu und bittet: ich wolle das Generalat wieder auf mich nehmen. Allhier zu Prag kommen sie auch zu mir und bitten: ich wolle ihnen Rath ertheilen. Wenn die Schelme aber wissend wären: sie würden nicht viel kommen. Ich will es ihnen aber bald geben; denn jetzt ist es Zeit, und ich will, daß das Haus Oesterreich und der König in Spanien

von Grund aus verderbt werden. Über den Bayer habe ich auch gar guten Appetit: ich will ihm gewis ein Gutes geben. Man muß ihnen durchaus nichts glauben.' Er wisse wohl, sagte er weiter, daß der Kurfürst seinen Schatz in einer Festung des Erzbischofs von Salzburg habe, wie auch dieser selbst. Er wolle trachten, sie zu bekommen, und dadurch sich zu stärken. Graf Terczka gehe ganz mit ihm, wolle alles bei ihm aufsetzen. Graf Terczka bestätigte das, auch für seine Mutter. Weiter sagte Wallenstein: ‚Dem Könige in Frankreich kann man gute Worte geben, aber auch nicht zu viel trauen. Sprecht: der (Schweden-)könig solle überall werben lassen und sich stärken, damit er ihrer mächtig sein und sie mit der Wurzel ausrotten könne; denn eine Weide, die nicht mit der Wurzel ausgerissen wird, bekleibt bald wieder und läßt aussprießen.' Er entwickelte weitläufig seinen Plan, wie er Böhmen, Mähren, Oesterreich einnehmen, daselbst einen ansehnlichen Anhang finden und sich je länger je mehr stärken, folgends auch der Länder Steier, Kärnten, Krain sich bemächtigen werde. In Summa, man werde mit Verwunderung sehen, was für Dienste er dem Schwedenkönige leisten werde, daß dieser mit ihm wohl zufrieden sein könne. Jetzo begehre er nichts von dem Könige. Wenn es geschehen, wolle er sich schon mit ihm vergleichen. Den Pappenheim wolle er sehen auf seine Seite zu bringen. Mit dem Könige von Dänemark stehe er in gutem Vernehmen, der sei ihm hold und günstig."

Dann erst erfolgte der bestimmte Auftrag für Raschin. „Ich solle dem Könige in Schweden sagen: er möge mit dem Kaiser keinen Frieden machen, und dem Volke, das er zu ihm, Wallenstein, schicken werde, ein Paar sächsische Regimenter hinzufügen, damit er um so besser versichert sei, daß der Kurfürst keinen Frieden mache. Dem Kaiser möge er nicht glauben, wenn er gleich jetzo Frieden machen wolle; denn, wenn er nirgends hin könne, so verheiße er viel, halte aber nichts."

Mit diesem Auftrage suchte Raschin zunächst den Grafen Heinrich Matthias von Thurn, dann die zwei zusammen den Schwedenkönig auf. Sie trafen ihn zu Schleusingen am Thüringer Walde, am 9. October.[1] Raschin berichtete und hob hervor, daß Wallenstein die Truppen so bald wie möglich begehre.

Zur großen Überraschung der Beiden ging der Schwedenkönig nicht ein. Er gab nachher dem Thurn allein die Resolution: Thurn

[1] A. a. O. 25.

wisse, daß er, der König, im Reiche noch einen starken Feind vor ihm habe, und daß er jetzt gegen denselben ziehe: darum könne er nicht so viele Truppen hergeben. Drei Regimenter, die er benannte, wolle er überlassen. Der Bestand derselben zusammen belief sich auf kaum 1500 Mann. Thurn erwiederte: damit sei wenig geholfen: Wallenstein werde dies Erbieten nicht annehmen. Der König versetzte: da der Kurfürst von Sachsen über eine schöne und starke Armada verfüge und keinen Feind vor sich habe: so möge Thurn sich zum Kurfürsten und Arnim begeben, die Sache dort mittheilen und sie um die Überlassung von Truppen bitten.

Mit dieser mündlichen Antwort begnügte Thurn sich nicht, sondern richtete noch ein Schreiben[1] an den König. Dasselbe läßt die Motive des Schwedenkönigs für den Abschlag etwas klarer erkennen. „Bei der Eile der Verabschiedung," schreibt Thurn, „und im öffentlichen Saale war weder Zeit noch Gelegenheit, nach Bedarf der Sache zu reden. In großer Hoffnung bin ich Tag und Nacht gereist, um Ewr. M. die Gewisheit zu bringen, daß nunmehr alles klar und zum Abdrücken bereit sei, habe aber leider an Worten und Haltung abgenommen, daß Ewr. M. meine Botschaft weder erfreulich noch annehmlich war, sondern daß Sie jetzt ein Mistrauen und eine Besorgnis vor dem Fürsten hegen. Nun erinnern sich doch Ew. M., was Sie mir anbefohlen und der Raschin dem Fürsten überbracht, daß Ew. M. wollen nach Erfordernis der Zeit 12,000 Mann mit 18 Stück Geschütz schicken, sich auch erboten haben, den Fürsten zum Vicekönig zu machen, seine Kriegführung auf Ihren Namen zu nehmen, auch nach Erfordernis sein Begehren zu erfüllen. Darauf hin hat der Fürst den Raschin hierher entsendet mit der Versicherung, daß, sobald er 12 oder 14,000 Mann habe, er die schlesische Armee angreifen, für Ew. M. die Länder Schlesien, Böhmen und Mähren in ruhigen Stand setzen, Böhmen nach Verordnung und Befehl Ewr. M. decken werde, um dann sich nach der Wiener Brücke zu begeben und beim ersten starken Froste über den Strom nach Steiermark, Kärnten und Krain zu gehen. Dies alles ist mir wohl bekannt und erscheint mir nach meinem Urtheile wohl ausführbar. Wenn nun der Fürst Ewr. M. solche treue Dienste leisten wird, so stellt er in Ewr. M. gnädigstes

[1] Abgedruckt von Fiedler im Jahrbuche für Vaterländische Geschichte. Wien 1861. S. 203 (ohne Datum). Vgl. Hildebrand S. V. Ich arbeite das schwer verständliche Original lesbarer um.

Belieben die Remuneration dafür anzuweisen, wie es Ewr. M. leicht zu thun sein wird."

Nach dieser Darlegung des Planes richtet Thurn seinen Appell an den Schwedenkönig, mit einer merkwürdigen Charakteristik des Wallenstein so wie seiner selbst. „Ich bitte Ew. M. um Gottes willen, den gefaßten Argwohn aus dem Sinne zu schlagen; denn man hat kein Exempel, daß diese fürstliche Person etwas Verrätherisches und Ehrvergessenes vorgenommen hätte, sondern Glauben und Treue gehalten. Das sagt Freund und Feind. Ich habe in Redlichkeit und Aufrichtigkeit gelebt, bin mit Ehren alt und nicht ein solches Kind geworden, daß ich mit meinem allzu vielen Trauen Ew. M. verführen wollte, oder auf einen Vortheil und Betrug ausginge, wie auch dieser wohlbekannte Edelmann (Raschin), dem Ew. M. keinen gnädigen Gegengruß anbefohlen. Ich für meine Person stehe in Besorgnis etwas selber zu thun, und bin aus dieser Ursache kleinmüthig."

„Wenn ich das Schreiben Ewr. M. dem FM. Arnim übergebe, will ich es unvermerkt dahin richten, daß er an den Fürsten einen vertrauten Diener absende, der dessen Zusagen und Entwürfe in geschickter Weise anhören kann, ohne daß Ewr. M. dabei gedacht werde."

„Ew. M. haben bei der Verabschiedung gesagt und dahin gezielt, selbst nach Böhmen auf Eger zu gehen. Ich habe es gut geheißen, wenn es Ewr. M. auf solche Weise gefällig. Dennoch hätte ich wohl meine Bedenken gehabt; aber ich habe mir vorgenommen, niemals mündlich Ewr. M. zuwider zu reden. Wenn jedoch Ew. M. es durch Befehl begehren, will ich, so gut ich es verstehe, es unterthänigst schriftlich geben."

„Allergnädigster König und Herr, weil in der gepflogenen Handlung, die Ewr. M. im Anfange sehr annehmlich war, meine Ehre und mein guter Name betheiligt: so habe ich unterthänigst zu bitten, daß meine Verschimpfung gnädigst verhütet, und daß die lieben Freunde, die ich an mich gebracht, des Versprechens, das im Namen Ewr. M. ich ihnen gegeben, genießen mögen."

„Ich werde fleißig dahin arbeiten und antreiben, daß die schlesische Armee zunichte gemacht werde. Alsdann werden Ew. M. in der That erfahren, mit welcher unterthänigster Treue und Eifer die Länder mit Leib und Leben und Gut Deroselben zuspringen werden. Es sind vornehme wackere adelige Personen hierher gekommen, und haben meiner gewartet. Was ihr Vorbringen und Wunsch ist, wird Ewr. M.

geheimer Rath und Diener Steinberger anhören, auch lesen was **mir** die Frau Terczka schreibt, die mir auch eine goldene Kette und Geld geschickt hat, um alle unsere Geheimnisse weiß und sie treulich befördert."

Lassen wir die Verworrenheit der Begriffe von Recht und Ehre in dem wüsten Kopfe dieses Grafen Thun auf sich beruhen, so ergibt sich aus seinem Schreiben als Thatsache, daß Gustav Adolf ein Mistrauen oder eine Abneigung gegen Wallenstein sichtlich an den Tag gelegt hat. Daß dies Gefühl bei dem Schweden erregt worden sei durch das Angebot des Verrathes selbst, ist deshalb nicht anzunehmen, weil er ja längst zuvor seine Zustimmung zu dem Plane im Allgemeinen durch ein Handschreiben[1] an Wallenstein bestätigt hatte. Eher würde ins Gewicht fallen, daß Wallenstein ihm, dem Schwedenkönige, der in Betreff der äußerlichen Ehrenbezeigung so sehr punctiliös war, auf sein Handschreiben nicht auch selber schriftlich geantwortet hatte. — Dazu ferner lagen die Dinge im October anders als einige Monate zuvor, wo Gustav Adolf jenes Versprechen von 12,000 Mann gegeben. Inzwischen war die Schlacht bei Breitenfeld geschlagen, und Gustav Adolf mochte meinen, nunmehr auch ohne Zuthun Wallensteins seine Entwürfe durchführen zu können.

Aber der Bericht Thurns deutet die sichtliche Kundgebung eines Mistrauens, eines Argwohnes bei Gustav Adolf an. Es fragt sich also um einen Anlaß dazu.

Das Schreiben Thurns erhebt einen leisen Einspruch gegen die kund gegebene Absicht des Schwedenkönigs, selber nach Böhmen zu gehen. Die Kundgebung einer Absicht, deren Ausführung im October 1631 doch jedenfalls noch in weiter Ferne lag, so wie der Einspruch des Thurn dagegen haben ihre Tragweite. Wenn es dem Schwedenkönige wirklich gelang, Böhmen zu betreten: so war **er** dort der Herr, nicht Wallenstein. Der Eine aber wie der Andere trug Verlangen nach der böhmischen Königskrone. Wenige Wochen später hat, wie wir sehen werden, der Schwedenkönig vor den polnischen Ständen aus dieser seiner Begehrlichkeit kein Hehl gemacht. Diejenige Wallensteins werden wir bald aus seinen eigenen vertraulich gesprochenen Worten vernehmen. Die Meinung Wallensteins von sich selber tritt später klar hervor in seinen vertraulichen Reden[2] über den Tod Gustav Adolfs: „es sei gar wohl geschehen, daß der Schwedenkönig also umgekommen; denn es könnten doch zwei Hähne auf demselben Miste sich nicht vertragen".

---

[1] Vgl. Hildebrand 16. [2] Dvorský 30.

Hier jedoch zuerst, bei dieser Begegnung des Grafen Thurn, der als böhmischer Rebell wider Ferdinand II. mit seinen Gesinnungsgenossen sich den Wünschen Wallensteins zuneigte, taucht die Spur eines solchen Gegensatzes auf.

Daß überhaupt Entwürfe solcher Art in der Luft schwirrten, vernehmen wir auch noch von einer ganz anderen Seite. Eine Meldung sagt[1]: der Pfalzgraf Friedrich im Haag habe, mit Einrathen der Generalstaaten, seine Ansprüche an die Krone Böhmen auf den Schwedenkönig übertragen. Der Oberst Bubna begebe sich nach Böhmen, um dort einen Aufstand zu erregen und einen festen Platz zu gewinnen. Sobald dies geschehen, würden einige schwedische Regimenter folgen. Als Führer derselben wird der Graf Thurn genannt. — Da indessen dieser selbst vor Gustav Adolf den Plan Wallensteins vertrat, konnte er doch bis dahin nicht Mitwisser eines solchen schwedischen Planes sein.

Wie immer dem sei: es kommt auf die Hauptsache an. Diese ist, daß Wallenstein im Jahre 1631 und besonders nach der Schlacht von Breitenfeld alles gethan, was in seiner Macht stand, um als Rebell und Bundesgenosse des Schweden mit Heeresmacht gegen den Kaiser aufzutreten, daß jedoch dieser sein Plan scheiterte an der Sinnesänderung gegen ihn und demgemäß der Weigerung des Schwedenkönigs.

34. Wallenstein und der Feldzug Arnims in Böhmen.

Inzwischen schien Wallenstein weiter zu gehen auf der von Wien aus vorgeschlagenen Bahn einer geheimen Friedenshandlung mit Arnim. Der Paß, den er für diesen zum Zwecke der Zusammenkunft verlangt, ward am 13. October in Wien ausgestellt.[2] Am 17. schickte Wallenstein den Paß zurück,[3] mit dem Bemerken, daß die Abfassung ziemlich kaltsinnig, auch unterschiedliche nothwendige Clauseln darin ausgelassen seien. Er überschickte dabei einen neuen, nach seiner Ansicht besser gefaßten Entwurf. Dadurch ward Zeit gewonnen.

Der Paß in der neuen von Wallenstein verlangten Form ward ihm überbracht von dem Kriegsrathe Questenberg, den zugleich der Kaiser mit einem besonderen Creditiv,[4] vom 20. October, für Wallenstein ausstattete. Questenberg hatte den Auftrag, Wallenstein um die Wieder-

---

[1] Irmer I, 15. Ein anonymer Bericht an Franz Wilhelm von Osnabrück.
[2] Dudik 129. [3] A. a. O. 130. [4] A. a. O. 134.

annahme des Generalates zu ersuchen.[1] Es scheint, daß der Kaiser sich der Erfüllung bereits sicher gehalten habe. In einem kaiserlichen Schreiben,[2] vom 22., welches den Commandanten in Schlesien und in Böhmen, Tiefenbach und Maradas, gebot für die Reise des Arnim allen möglichen Vorschub zu leisten, wird Wallenstein genannt „unser General-Feldhauptmann“, und zwar so daß diese Worte in das Concept eigens hinein corrigiert sind.

Questenberg hatte mit seinem Auftrage nicht den gewünschten Erfolg. Wallenstein, wie nach dessen Aussage Raschin später berichtete, erwiderte: er habe es bei seiner Seele und seinem Gewissen verschworen. Nur das wolle er auf sich nehmen, mit dem FM. Arnim zu verhandeln, ob man es zu einem friedlichen Abkommen bringen könne. Wallenstein widerrieth auch neue Werbungen, die der Kriegsrath auf versprochenes spanisches Geld anzustellen meinte. Der Winter stehe vor der Thür: man möge die Unkosten sparen, weil man die Hoffnung habe, zu friedlichen Tractaten zu kommen. Es wäre hernach Zeit genug, in vier bis fünf Monaten.

Nach dem Abzuge des Kriegsrathes Questenberg, der, so weit erkennbar, den Wallenstein nicht durchschaute, kam zu diesem ein anderer Mann mit anderen Berichten, Sesyma Raschin. „Da bin ich,“ meldet[3] er, „von dem Könige wieder zu dem Fürsten kommen und habe ihm angezeigt, warum der König ihm dies Mal kein Volk schicken könne. Das hat den Fürsten hoch verdrossen und er hat gesagt: ‚Weil der König nicht will, wo doch die Dinge so weit gekommen sind, so muß es anders gehen. Ich muß sehen, daß der Arnim mit dem sächsischen Volk herein rückt.‘ Er gab dem Raschin den Auftrag sofort zurückzureisen und dem Thurn zu sagen: weil der Plan mit Schweden mislungen, so solle der General Arnim mit dem kursächsischen Volke auf das schleunigste nicht in Schlesien, sondern in Böhmen ziehen.

Die Worte kündigen einen ganz anderen neuen Plan an, dessen Tragweite sich erst aus dem Folgenden ergeben wird. „Denn,“ fährt in dem Berichte Raschins Wallenstein fort, „es sei große Furcht unter den Leuten, und es laufe alles von Prag weg. Es werde ihn (Arnim) auch der Hundsf... Don Balthasar nicht erwarten. Der Kaiser aber schriebe ihm, Wallenstein, und bäte, er möge wieder General werden.

[1] Bericht Raschins an Thurn bei Gaedeke 113. [2] Dudik 134.
[3] Dvorský 25.

Sie wüßten in Wien nicht, was sie vor Furcht thun sollten. Die Krone sei auch von Prag schon weggeführt, schade aber nichts, er könne ihm schon eine andere machen lassen. Wiewohl er selber zuvor nie gesagt," fügt Raschin bei, „daß er nach der Krone trachte, sondern der Terczka allein hat mir davon gesagt. Damals hat er, der Friedländer, unter anderen schändlichen und schmählichen Reden auch dieses gesagt: ‚Ich will mich an der Bestia, den Kaiser meinend, und den anderen Hundsf.... rächen, und will ihnen witzig genug sein. Ich habe mehr Witz als sie alle mit einander, und sie wissen nicht, wo sie sollen die Köpfe anjetzo hinstecken.' Den Tiefenbach achtete er nichts. Die meisten Officiere seien ihm zugethan. Des Terczka zwei Regimenter seien zu seinen Diensten, und er hoffe dasselbe Volk alles wohl zu bekommen."

Dem Auftrage Wallensteins gemäß begab sich Raschin nach Dresden zu Thurn, der ihn dann an Arnim entsandte. Von da an tritt Thurn mehr in den Hintergrund. Dem Arnim hatte Wallenstein am 18. eine Abschrift seines Paß-Entwurfes zugeschickt, mit der Anfrage, ob Arnim sich damit einverstanden erkläre. Arnim legte die ganze Frage einer Beredung zwischen ihm und Wallenstein dem Kurfürsten Johann Georg vor.[1] Nachdem er dessen Zustimmung erhalten, meldete er, am 20/30., aus Görlitz, seine Bereitwilligkeit, sobald der von ihm genehmigte Paß in seinen Händen sein werde, sich an dem zu bestimmenden Orte einzufinden. Raschin fand den Arnim in Schluckenau, also bereits auf böhmischem Gebiete. „Ich habe," meldet[2] Raschin, „dem General Arnim angezeigt, was ihm der Fürst entbieten lasse, nämlich daß er in Böhmen ziehen solle, habe aber wohl vermerkt, daß der Friedländer ihm schon etwas geschrieben haben müsse."

Arnim bedurfte jedoch der Einwilligung des Kurfürsten. Seine Boten an diesen in den ersten Novembertagen folgen rasch auf einander, weniger mit brieflichen als mit mündlichen Mittheilungen,[3] „die gar keinen Aufschub leiden". Namentlich verlangt Arnim die zwei Leib-Regimenter des Kurfürsten. Er drängt, daß man die günstige Gelegenheit nicht verliere. Thurn als schwedischer Gesandter bei Johann Georg redet gegen den Plan. Um diese Gegenrede zu bekämpfen, wendet Arnim die Sache, als gehe der Vorschlag von Johann Georg selber aus. „Je höher," schreibt[4] er aus Leitmeritz, am 30. October/9. November, „der

[1] Dudik 133. [2] Dvorský 26.
[3] Gaedeke 117. [4] A. a. O. 119.

Graf Thurn die Intention Ewr. K. D. improbiert, daß Sie mir an diese Orte zu gehen anbefohlen, desto verdächtiger kommen mir seine Sachen vor." Dennoch zaudert auch der Kurfürst. Arnim drängt, von Aussig aus, am 2/12. November, in die Räthe, dem Kurfürsten zuzusprechen,[1] „daß er diese hohe und wichtige Sache, darauf seine zeitliche und vieler tausend Leute ewige Wohlfahrt beruht, doch etwas emsiger thue". Zugleich meldet[2] er dem Kurfürsten: „Prag steht in Ewr. K. D. Händen. Werden Sie Einen Tag versäumen, so bekommen Sie nimmermehr die gute Gelegenheit wieder."

Auf diese Nachricht macht sich auch Johann Georg selber auf nach Böhmen. In Aussig vernimmt er, am 6/16. November, den Bericht des Arnim'schen Couriers, daß Prag capituliert hat. „Wir verspüren daraus," antwortet[3] er, „nicht allein Euere Sorgfalt und rühmliche Vorsicht, sondern auch Gottes wunderbarliche Direction, der Euere actiones hierin succurriert hat." Doch das genügt ihm noch nicht. Er fügt eigenhändig nach: „Ich erfreue mich von Herzen der unverhofften glücklichen Victorie, die wohl von unserem treuen Gott allein herrührt."

Andere waren freilich über den Ursprung dieser Art von Victorie anderer Meinung.

Sesyma Raschin beschreibt den Zug Arnims in Böhmen wie folgt.[4] „Arnim hat den 5. November Tetschen, folgends Leitmeritz und Aussig eingenommen, nicht Willens weiter gegen Prag zu gehen. So haben aber der Fürst und der Graf Adam Terczka ohne Unterlaß geschickt: wir sollten gerade auf Prag zuziehen: sie wollten ihre Köpfe zum Pfande setzen, daß die Kaiserlichen unser allda nicht erwarten würden. Und letzlich haben sie noch einen Fähnrich[5] vom Terczkaschen Regiment, der anfänglich beim Herrn Adam Terczka Hofmeister gewesen, auf dies aber bald zum Rittmeister gemacht worden, geschickt und sagen lassen, daß sie, die Einwohner, von Prag bereits ausreißen thäten. Da hat sich Arnim mit der Armada erst gegen Prag gewendet. Und es sind uns, als wir gegen Prag herannaheten, die Prager alsbald entgegen gekommen und haben die Prager Stadt aufgegeben. Der Herr Terczka ist hernach zu uns auf Prag kommen und hat berichtet: der Fürst (Wallenstein) hätte unser daselbst zu Prag erwarten wollen, aber er, Terczka, hat es ihm

[1] A. a. O. 121. [2] A. a. O. 123. [3] A. a. O. 124.

[4] Dvorský 26. Vgl. die Worte Arnims zu Nicolai bei Irmer I, 82.

[5] Man vgl. die Schreiben Wallensteins an Arnim bei Dudik 146, 150.

widerrathen und gesagt, er solle von Prag fortgehen. Es würde ihm nicht reputierlich, sondern verdächtig sein, wenn er alldort verbleiben thäte."

Wallenstein hatte Prag verlassen am 10. November, am 15. rückte Arnim ein, mit ihm Heinrich Matthes Graf von Thurn, der also seine officiell schwedischen Bedenken gegen den Zug überwunden hatte, und mit ihm Wenzel von Ruppa,[1] der einstige Kanzler von Böhmen, dem der Kaiser gegen einen Revers niemals wieder etwas gegen ihn zu thun, hatte Gnade widerfahren lassen. Der Kurfürst Johann Georg kam nach.

Stellen wir dem Berichte des Raschin die schwedische Auffassung dieses Verlaufes der Dinge gegenüber. Im Laufe des Monates November traf Laurenz Nicolai als schwedischer Resident in Dresden ein. Am 14/24. November meldet[2] er dem Secretär des Königs, Philipp Sadler: „Meiner Instruction und unserer Abrede zufolge darf ich nicht unterlassen zu berichten, daß ich, dieser Tage zu Dresden angelangt, allhier in dem Kriegswesen große Alteration und Veränderung gefunden habe. Denn anstatt daß die sächsische Armee hätte Schlesien sollen in Acht nehmen und den Oderstrom versichern, ich auch vermeint, dieselbe an den Orten anzutreffen, muß ich sie nun in Böhmen suchen. Der FM. Arnim hat sich den 20/30. October mit einem Theile der unterhabenden Armee von Görlitz weggewendet und seinen Zug über Schluckenau auf Tetschen an der Elbe hinaufgenommen, in der Ober-Lausitz aber drei Regimenter zu Fuß geworbenes Volk und in Nieder-Lausitz ein Regiment Ritterpferde samt 1500 Defensionern zu Fuß gelassen. Nachdem ihn dann das Glück so weit favorisiert, daß er sich ohne Widerstand des Elbestromes bis nach Raudnitz bemächtigt, und dadurch nicht allein den Leitmeritzer, sondern auch einen Theil des Saazer Kreises unterwürfig gemacht, und erfahren hat, daß die Grandes und insonderheit die Geistlichkeit von Prag entwichen, ist er den 4/14. dieses eilends mit zweiundeinhalb Regimentern zu Fuß, die doch sehr schwach, und vier Regimentern zu Pferde, von Laun an der Eger aufgebrochen und recta nach Prag gerückt, da er dann den 5/15. davor ankommen und gegen Abend mit Accord eingelassen worden. Er hat also mit einer so geringen Macht sich der großen und volkreichen Stadt bemächtigt. — Tiefenbach hat auch seinen Marsch durch Glatz auf Brandeis genommen, in Willens Prag zu entsetzen. Da er vermerkt, daß es zu spät und daß Brandeis von sächsischem Volke allbereits occupiert war, hat er sich

[1] Schebeck, Wallensteiniana 46. [2] Hildebrand 2.

mit der Armee bei Nimburg an der Elbe — soll ein guter Paß sein — sechs Meilen von Prag, logiert, was verursacht, daß man allhier inter spem et metum lebt, und sich allerhand Gedanken macht, daß Tiefenbach etwa seinen Karren herwärts wenden möchte, um dem Kurfürsten den Rückzug zu verlegen, was leichtlich zu thun wäre, inmaßen die dazwischen liegenden Päße sehr schwach und mit schlechtem Volke besetzt sind."

„Diese schleunige und fast präcipitierte Expedition kommt männiglich fremd vor, um so viel mehr, weil die kurfürstliche Armee faible, rückwärts übel versichert und nirgends, weder bei den Päßen in Schlesien und Lausitz, noch im Kurfürstenthum einige Garnison gelassen, nur allein hier in Dresden ungefähr 600 Mann. — Die kurfürstlichen Räthe sind fast alle dawider gewesen, daß ihr Herr in eigener Person in Böhmen ziehen solle. Dessen ungeachtet hat er es gewagt und ist mit seinen zwei Leibregimentern und etlichen wenigen Compagnien anderen Volkes, das er hier hat liegen gehabt, den 3/13. dieses Monates, so früh aufgebrochen, daß er denselben Abend bis auf Aussig kommen, von dannen er nach Leitmeritz und weiter, endlich nach Prag gelangt ist."

„Es wird davon verschieden geurtheilt. Etliche meinen, daß der von Wallenstein in diesem Werke das große Rad sei und daß alles von einer heimlichen Intelligenz mit ihm dependiere." — — „Es dürfte der Kurfürst wohl," meint endlich Nicolai, „das proximus egomet mihi spielen und vielleicht auf ein Diadema denken, davon man allbereits beginnt öffentlich zu reden." — Nicht Wenigen also erschien der Glanz der Krone Böhmens begehrenswerth, während der rechtmäßige Träger derselben diese Gelüste vielleicht nicht einmal ahnte.

Eben so wenig aber wußte oder ahnte der Kaiser etwas von dem falschen Spiele Wallensteins mit dem Hereinlocken Arnims in Böhmen. Am 2. November mahnt[1] der Kaiser die Commandanten Tiefenbach und Maradas, auf die Deckung von Schlesien und von Böhmen bedacht zu sein. Zugleich weist[2] er die höheren böhmischen Landesbeamten an, mit Wallenstein und mit Maradas, „denen die Größe der Gefahr, nebens Bewandtnis der Orte und sonsten alle Nothwendigkeiten besser bekannt sind" — „nothdürftige Unterredung zu pflegen". Er meldet weiter, daß er Gallas mit Mannschaft aus den oberen Reichskreisen zum Schutze für Böhmen heranziehe. Aber die Gefahr rückt näher. Am 12. November weiß der Kaiser bereits, daß im Leitmeritzer Kreise zusammen

[1] Dudik 141. [2] A. a. O. 142.

rottiertes Volk streife.[1] Tiefenbach soll es aufschlagen, „zuvörderst aber meine darin gelegene königliche Residenzstadt vor Gefahr und Ungelegenheit zu retten trachten".

Daß unterdessen Wallenstein, wie wir aus dem Berichte Raschins vernommen haben, durch den Terczka'schen Fähnrich den Arnim wiederholt zum Marsche auf Prag antrieb, wußten eben so wenig wie der Kaiser selbst, auch seine Generale Maradas und Tiefenbach. Denn der Verkehr des Wallenstein mit Arnim durch Trompeter und Couriere war offenkundig, und war gedeckt durch die den Generalen ertheilten kaiserlichen Befehle, einer Zusammenkunft Wallensteins und Arnims zum Zwecke des Friedens förderlich zu sein. Der Terczka'sche Fähnrich überbrachte[2] das erste Mal den kaiserlichen Paß für Arnim, und nahm denjenigen für Wallenstein wieder mit zurück. Was er mündlich berichtete, wußten nur Wallenstein und Arnim, und die Wenigen, denen sie es zu sagen für gut fanden. Es handelte sich dann um den Ort der Zusammenkunft. Auch dafür war jener Fähnrich der Vermittler, und zwar so daß Wallenstein, mit der Angabe des Zweckes, für ihn von Tiefenbach selber einen Paß verlangte.[3] Noch am 17., also zwei Tage nach dem Einzuge Arnims in Prag, mahnt[4] Wallenstein von Pardubitz aus sowohl Tiefenbach als Maradas, auf Prag zu ziehen und sich dort zu vereinigen. Daraus werde viel Gutes erfolgen, „indem alsdann der Feind an den Meißnischen Grenzen, woselbst er sich befinden soll, um so besser wird stringiert und in der Enge gehalten werden können".

Das Täuschespiel war also mit erstaunlichem Geschicke betrieben. Es war so weit gelungen: die Sachsen standen in Prag.

Der Zug hatte über das Königreich Böhmen unendliches Leid gebracht. Arnim selber beklagte[5] sich nachher bei dem Schweden Nicolai in Dresden über das Verhalten der böhmischen Exulanten, die sich seinem Zuge angeschlossen. Sie hätten gleich im Beginne gegen ihn tumultuiert, weil er in manche ihrer unbilligen Proceduren nicht habe willigen wollen, namentlich nicht in die Plünderung der Häuser und Habe der Katholiken in Prag und auf dem Lande, erstlich weil dies dem allgemeinen Religionsfrieden zuwider, auf den der Krieg der Evangelischen sich gründe, dann wegen des Accordes mit der Stadt, den er ja mit Ehre und

---

[1] A. a. O. 144. [2] A. a. O. 146. [3] A. a. O. 158.
[4] A. a. O. 164. [5] Bei Irmer I, 82.

Gewissen nicht übertreten könne. Der Graf Thurn aber habe gleich im Beginne wider den Accord sich der Kirchen bemächtigt, habe den Galgen umwerfen lassen, an den einige Namen angeschlagen, habe die Köpfe der Hingerichteten von 1621 von den Thoren herunter nehmen und sie unter feierlichem Leichenbegängnisse in der Teinkirche begraben lassen,[1] habe endlich auch die Landtafel und die Kanzlei verrücken wollen, bis er, Arnim, mit Macht ihn gehindert habe.

Das Urtheil des Schweden Nicolai lautete doch ein wenig anders. „Sie mögen die Sachen colorieren," schreibt[2] er, „wie sie wollen, so bleibt doch aus dem Verlaufe der Dinge klar, daß der Eigennutz und der offene freie Zugang sie nach Prag gelockt hat, dort sich einzurichten und Beute zu erlangen. Dies haben sie auch nicht versäumt, so daß kaum irgend ein höherer Officier, der nicht bis 50, 60, 70 auch wohl 100,000 an Werth bekommen hat, und der Feldmarschall (Arnim) selber auch wohl um einige Tonnen Goldes reich geworden ist. Den Kurfürsten hat der Feldmarschall bewogen sich hinein zu begeben, nicht deshalb weil es der Nutzen des Kurfürsten war, sondern nur damit dessen Autorität das Geschehene deckte. Auch hat der Kurfürst in Prag alles nur halb gethan und mit größter Irresolution."

So das Urtheil des Schweden, dessen Abneigung gegen diesen Feldzug Arnims in Böhmen daraus klar genug hervorblickt. Der Zug entsprach also nicht dem schwedischen Interesse. Aus dem Berichte Raschins dagegen haben wir vernommen, daß Wallenstein, auf die Kunde der Nicht-Willigkeit des Schwedenkönigs ihm 12,000 Mann zu übersenden, sofort in die Worte ausbrach, daß es dann auf andere Weise gehen müsse: Arnim müsse in Böhmen einrücken. Also Wallenstein wollte an seinem eigentlichen Plane festhalten. Es entwickelt sich daraus die weitere Frage, in welcher Weise das Einrücken Arnims in Böhmen, die Einnahme von Prag und das Verbleiben der Sachsen dort ein Mittel für die Zwecke Wallensteins sein konnte.

35. Wallenstein zum zweiten Male Obergeneral.

Noch bevor Wallenstein Prag verließ, erschien im Auftrage des Kaisers dort abermals vor ihm der Kriegsrath Questenberg, um ihn zur

[1] Vgl. auch Schebeck, Wallensteiniana 46. Danach war Ruppa der eigentliche Urheber und Leiter.

[2] Irmer I, 83.

Übernahme des Commandos zu bewegen. Wallenstein lehnte ab. Nach der Rückkehr nach Wien, 10. November, berichtete[1] Questenberg an Wallenstein: „J. K. M. haben die Meldung meiner Verrichtung in Prag mit sehr bestürztem Gemüthe angehört, und ich Sie dermaßen affligieret befunden, daß sich Einer billig darob zu erbarmen." Questenberg berührt Familienunglück des Kaisers, dann fährt er fort: „Eine böse Zeitung nach der anderen kommt allhier ein. Vom 6. und 7. schreibt man, daß in Prag alles über und über gehe, daß männiglich sich zur Flucht rüste und alles verzweifelt stehe. Der Kaiser fragte mich, ob Ew. F. Gn. sich auch hinweg begeben könnten wegen des Podagra, und fürchtete, daß der Feind sich sonst Ihrer Person bemächtige, so er etliche Male wiederholt. J. K. M. hätten einer erwünschteren Erklärung verhofft, fragten umständlich um Ewr. F. Gn. Zustand, repetierten vielmals, wie Sie mit großem Verlangen meine Rückkehr erwartet und auf dieselbe gehofft hätten. — Beim Fürsten von Eggenberg habe ich ebenfalls Ewr. F. Gn. Compliment ausgerichtet. Indem ich unter Anderem meldete, daß Ew. F. Gn. von mir verlangt, daß, wenn der Fürst von Eggenberg in dieser Materie mit Ihnen zusammen zu kommen begehrte, ich es nach Vermögen hindern wollte, fing er an zu lachen und fragte, ob Ew. F. Gn. ihn denn für einen Zauberer hielten." — Diesen Worten gemäß war also Wallenstein auf ein abermaliges Andringen gefaßt.

Die Erwartung ging sehr bald in Erfüllung. Am Abende des nächsten Tages, des 11., gelangte[2] an Questenberg ein Handschreiben des Kaisers für Wallenstein. Dasselbe lautet wie folgt. „Hochgeborener lieber Oheim und Fürst. Ich habe von dem von Questenberg mit mehrerem vernommen, welchergestalt D. L. der eingewendeten Ursachen und Motiven halber sich für entschuldigt zu halten gesonnen, daß Sie auf mein Begehren sich nicht einlassen könnten, den zuvor gehabten Kriegscarico wieder anzunehmen. Wie gern ich nun D. L. mit fernerem in Sie Setzen, bevorab bei Ihrer podagrischen Indisposition, damit Sie zur Zeit behaftet und daran leiden, verschonen wollte — alldieweil aber die Gefahr, Dr. Lbd. Wissens, von Tag zu Tag invalesciert und größer wird, und, je länger man derselben zuschaut, je beschwerlicher sich das Hauptwerk anlassen und einen unremedierlichen habitum contrahieren

[1] Förster II, 186.

[2] A. a. O. 187. Es muß D. L. heißen, denn nur den Kurfürsten schrieb der Kaiser mit E. L., den Reichsfürsten überhaupt D. L.

möchte: Als will ich D. L. hiermit gnädigst ersuchen und begehren, daß Sie sich mit dem ehesten aufmachen, und wenn Dero Gelegenheit nicht sein möchte gar hierher, doch wenigstens an einen solchen nahe gelegenen Ort gegen oder in Oesterreich zu begeben, und mich von dort aus Ihrer Ankunft zu berichten, auf daß ich dahinwärts meine Räthe zu Dr. L. abordnen könnte, um mit Deroselben von den Sachen nach Nothdurft zu conferieren, wie ich mir dann die verlässige Hoffnung machen will, daß D. L., so in der gegenwärtigen Noth mich begriffen sehen, mir nicht aus Händen gehen, viel weniger mich lassen werden."

Questenberg, der seinen angeführten Bericht an Wallenstein erst am 12. absandte, fügt demselben das kaiserliche Handschreiben bei, und schließt dann mit den Worten: „Allhier ist alles, alles in confusione, wie der Prophet sagt: Percute gentem hanc coecitate! -- Ich thue Ewr. F. Gn. mich gehorsamst befehlen, und bete, daß Ihro der heilige Geist endlich ein Besseres inspiriere."

Am Nachmittage desselben Tages traten[1] kaiserliche Räthe mit der spanischen Gesandtschaft zusammen zur Berathung der Frage, ob Ferdinand, der König von Ungarn und Böhmen, als Oberanführer zum Heere zu entsenden sei. Von einer nahen Gefahr für Prag hatte man in Wien am 12. noch keine Kunde. Überhaupt aber betraf die Berathung nicht das Heer in Böhmen oder Schlesien, sondern dasjenige, welches mit dem der Liga vereint unter Tilly damals am linken Mainufer stand.

Aus den Reden der Spanier blickt eine starke Verstimmung gegen die Häupter der Liga hervor. Schon der Name der Liga sei gehässig. Er diene den nicht-katholischen Fürsten zum Vorwande der Bewaffnung wider Kaiser und Reich. Die Aussendung des Königs Ferdinand, dem auch Tilly zu unterstehen habe, werde alle Übelstände solcher Art hinwegnehmen. Im Falle des Sieges werde der König Ferdinand der Retter des Reiches sein. — Die Kaiserlichen wandten ein, daß es am Gelde fehle, und daß ohne Geld der Name des Königs bloß gestellt werde. Die Spanier erwiderten: der König Philipp IV. habe schon vor Breiten-

[1] Kriegsacten F. 94. Daß in dieser Berathung wider Wallenstein die Einwände erhoben sind, welche Khevenhiller XI, 1949 berichtet, ist nicht glaublich, weil der Kaiser schon am Tage zuvor seinen bestimmten Willen ausgesprochen hatte. Ein Theil der Einwände bei Khevenhiller war schon bei der Berathung im Juni geltend gemacht, oben S. 216 uf.

feld eine halbe Million versprochen. Bereits habe er die Hälfte geschickt. Er werde auch mehr zahlen.

Die Kaiserlichen entgegneten weiter: es sei für den König kein General-Lieutenant da. Wenn dies, so wäre alles leichter. Kaiser Carl V. habe immer einen General-Lieutenant gehabt, Leiva, Alba u. a. Wie denn jetzt, wo man von einem endlichen Entschlusse Wallensteins noch nichts wisse. — Die Spanier stimmten zu: ein General-Lieutenant sei erforderlich. Weigere Friedland, so habe man einen Anderen zu suchen. Alle anderen Nachtheile aber würden nicht in Betracht kommen gegen die Unterlassung und gegen eine schimpfliche Flucht von Wien. — Die Kaiserlichen entgegneten: man müsse zuvor die Liga befragen. — Jene verneinten. — Im anderen Falle, meinten die Kaiserlichen, werde der Kurfürst von Bayern sich nicht unterordnen. — „Haben kaiserliche Truppen dem General Tilly gehorcht," versetzten die Spanier, „so können viel eher Truppen der Liga dem Könige gehorchen. Wenn aber nicht, so darf der Kaiser, der bereits genügende Ursache zum Verdachte hat, sich nicht länger täuschen lassen." — Die Kaiserlichen hielten abermals ihre Besorgnis entgegen: „Im Falle der Trennung der Heere würde die Liga mit Johann Georg und dem Schweden allein abschließen und den Kaiser preis geben." — „Ein übeler Wille," versetzten die Spanier, „ergibt sich schon jetzt aus dem bestehenden Bündnisse mit fremden Mächten" — d. h. dem bayerischen Bündnisse, vom 8. Mai, mit Frankreich — „aus dem Bestreben ferner durch französische Vermittelung, ohne den Kaiser auch nur zu nennen, bei dem Schweden die Neutralität zu erlangen." Nochmals zusammen fassend sagten die Spanier: „Die Ligisten trachten gütlich abzukommen. Sie suchen nur die eigenen Länder zu schützen. Darum thut Eile Noth, den König Ferdinand zu entsenden. Als General-Lieutenant für ihn erscheint als die geeignetste Persönlichkeit der Herzog von Friedland. Denn es muß ein zahlreiches Heer zusammen geworben werden. Das versteht Friedland wie kein Anderer." — Es ergab sich also auch die spanische Zustimmung für Wallenstein, jedoch an zweiter Stelle, als General-Lieutenant unter dem Könige Ferdinand.

Auf den Empfang des kaiserlichen Handschreibens vom 12. entsandte[1] Wallenstein von Pardubitz aus, am 17., an den Kaiser seinen Kämmerer Breuner mit der Bitte um Audienz für denselben. Was Breuner mündlich vorgebracht, ergibt sich aus der Antwort[2] des Kaisers

[1] Dudik 155. [2] Förster II, 189.

an Wallenstein, vom 24.: „Ich lasse mir also gnädig gefällig sein, daß D. L., sobald es Ihro immer möglich, gegen Znaim sich herauf begeben werden, alldahin ich des Fürsten zu Eggenberg L. zu Deroselben abordnen und meine Intention Ihro zu wissen machen werde.“ Der Kaiser verlangt weiter, daß Wallenstein einen Tag bestimme.

Diese Tagesbestimmung erfolgte nicht sofort. Am 24. meldet[1] Eggenberg an Wallenstein, mit Bezug auf das vorstehende kaiserliche Schreiben: „Ich habe mich zwar auf unterschiedliche Weise, in und außer Rathes, mündlich und durch andere Mittel entschuldigt: es haben aber J. M. so beweglich in mich gesetzt, daß ich endlich habe obediieren müssen. Was meine Tractaten mit Ewr. L. sein werden, haben Sie leicht zu erachten. Ich aber werde mich befleißen, Ihrer M. zwar zu dienen, aber Ewr. L. nicht zu undienen. Erwarte also von Deroselben avisiert zu werden, wann und an welchem Tage ungefähr Ew. L. zu Znaim anzukommen gedenken, damit auch ich mich zu rechter Zeit daselbst befinden und Ewr. L. aufwarten möge.“

Auch dann blieb die Zeitbestimmung noch aus. Wallenstein betrieb zunächst die Zusammenkunft mit Arnim, welche, nach der Intention des Kaisers, den Frieden mit Kursachsen bezwecken sollte. Nach verschiedenen Correspondenzen, deren äußere Thatsache immer dem General Tiefenbach angezeigt wurde,[2] bestimmte Wallenstein von Pardubitz aus das zwischen Prag und Nimburg gelegene Schloß Kaunitz, dem Grafen Terczka gehörig. Dort trafen sie zusammen, am 20/30. November.

Die Frage also ist, was in Kaunitz verhandelt worden sei. Wallenstein schickte ähnlich wie früher seinen Kämmerer Breuner zur mündlichen Berichterstattung an den Kaiser.[3] Was Breuner berichtet haben kann, liegt nicht vor. Dagegen haben wir eine Meldung von der anderen Seite. Einige Wochen später entsandte der Kurfürst Johann Georg an Gustav Adolf den Rittmeister Vitzthum zu seiner Rechtfertigung, daß er dem Grafen Thurn keine Werbungen verstattet habe. Bei diesem Anlasse fragte der Schwedenkönig, zu welchem Zwecke Wallenstein den Arnim zu einer Besprechung beschieden. „Darauf,“ meldet[4] Vitzthum, „habe ich alles berichtet, was deshalb passiert, und daß der Herzog von Friedland nichts als generalia vorgebracht, daß er von J. K. M. Befehl habe zu

[1] A. a. O. 190. [2] Dudik 159.
[3] A. a. O. 161. [4] Gaedeke 127.

vernehmen, ob auf dieser Seite man geneigt wäre, vom Frieden zu hören und zu tractieren."

Die Hauptsache also, um deren willen der Kaiser die Zusammenkunft verlangt und betrieben hatte, war in so weit berührt, daß gesagt werden konnte: man habe sie besprochen. Daneben aber waren ganz andere Dinge verhandelt.

Hören wir darüber zunächst den Bericht[1] des Sesyma Raschin. „Den 30. November sind der General Arnim, Herr von Bubna und ich nach Kaunitz; denn der Fürst hat begehrt: wir sollten mit einander dahin kommen. Der Terczka ist bereits da gewesen und uns entgegen gekommen, der Fürst aber erst nachher, hat etliche Stunden mit dem Arnim geredet: was es gewesen, kann ich nicht wissen. Als aber der Arnim bei Tafel gewesen, hat der von Bubna bei dem Fürsten Audienz gehabt, und als er von der Audienz kommen, gesagt, nämlich: ,weil er, Wallenstein, das Volk von dem Könige nicht bekommen und das sächsische Volk in Böhmen gerückt, so müßte er das Generalat auf sich nehmen, und die Sache müßte auf eine andere Form geben, und da werde er das Regiment in Händen haben und es alsdann besser thun können, was er bisher in seiner Intention gehabt."

Zu einem Theile ward dieser Plan Wallensteins noch vor der Kunde von seinem Ende von Zeitgenossen durchschaut. Zwei Jahre später schreibt[2] der Marchese de Grana an den Kaiser: „Jetzt erfährt man, der Herzog von Friedland habe vor zwei Jahren den Feind nach Prag begehrt, um J. K. M. zu nöthigen ihm die Waffen wieder zu geben." — Es fehlt also dieser Kunde der einen Hälfte des Planes diejenige der anderen, nämlich der weiteren Absicht, welche Wallenstein, nach dem Berichte Raschins, dem Bubna gegenüber ausgesprochen hat.

Gegen diesen Bericht des Sesyma Raschin könnte immerhin eingewendet werden, daß er ein sogenannter Kronzeuge sei, dessen Aussage aus zweiter Hand zum Beweise nicht genüge. Neuerdings jedoch ist dem Zeugnisse Raschins ein Bericht zur Seite getreten, der, von einem Unbetheiligten herrührend, nur bezweckt, die Aussage Arnims über seine Unterredung mit Wallenstein in Kaunitz für den Dienst des Schwedenkönigs wieder zu geben. Der schwedische Resident in Dresden, Laurenz

[1] Dvorský 27.

[2] Hurter, W.s vier letzte L. J. 110 n. 18. Aus dem K. u. K. Kriegsarchive.

Nicolai, schreibt,[1] am 30. December (A. St.) 1631, an den Secretär Sadler wie folgt.

„Der FM. Arnim hat mit mir discurriert von der vor diesem heimlich praktizierten Intelligenz zwischen der kön. Majestät und dem von Friedland, daß dieselbe Negotiation sei auf einem sehr guten Wege gewesen, aber male agendo interrumpieret worden durch den Herrn Grafen v. Thun, welcher vitio naturae — waren des Arnim formalia — die Sache divulgiert habe, erstlich durch eine Dame von Terczka, welcher der Graf dieses vertrauet, danach durch einen Brief, darin der ganze Handel mit vollen Worten und ohne Ziffern begriffen, und der Wallenstein öfters genannt wird, welcher Brief von den Kaiserlichen intercipiert, und alles so gemein worden, daß es die Jesuwider zu Prag erfahren haben, und die Kinder auf der Straßen damit geloffen sind. Es hat gedachter Wallenstein sich gegen den von Arnim bei ihrer jüngsten Entrevue deswegen heftig beschwerend gesagt: er wüßte nicht, wie er diesen wunderlichen Prozeß anders verstehen sollte, als daß der Herr Graf von Thurn dergestalt ihn hat wollen in Ungelegenheit, ja wohl auf Total-Ruin und Fall bringen. Es wäre nunmehr so weit kommen, daß, wenn Wallenstein sich von Suspicion und Blame befreien wolle, müßte solches nicht allein mit bloßen Worten, sondern wirklich geschehen: darum sei er, Wallenstein, nothwendig verursacht sich zum Kaiser zu begeben, um sich, so gut er könnte, bei diesem zu purgieren erst durch mündliche Entschuldigung und danach realiter durch Annehmung des Generalates. Er soll aber, wie besagter von Arnim mir weiter berichtet, protestiert und hoch betheuert haben, daß er einen Weg als den anderen in seinem Propositio und guter Affection gegen J. Kön. M. stets continuieren will, und weder selber thun noch durch Andere thun lassen ichtwas, das Ihrer Kön. M. präjudicieren oder zum geringsten Nachtheil gereichen möchte, sondern vielmehr alles dahin dirigieren, daß der Kaiser mit seinem ganzen Hause soll schmerzlich sehen und empfinden, daß er einen Cavalier affrontieret hat. — Dieses, sagte von Arnim, hat Wallenstein gebeten, Ihrer Kön. M. unterthänigst zu berichten, obtestando per omnia sacra, daß es nicht geschehe durch Brief, sondern daß der von Arnim solches Ihrer Kön. M. — so er es selber nicht thun könnte — durch eine vertraute Person mündlich sagen ließe. Wann nun mehrerwähnter von Arnim keine andere Gelegenheit hätte, habe er

[1] Hildebrand 5. Aus dem schwedischen Reichsarchive. Irmer I, 87 uf., nach dem in der K. Bibliothek zu Hannover befindlichen Concepte.

es mir als von Ihrer Kön. M. Accreditiertem vertraulich offenbaren wollen, hochnöthig haltend, daß Ihre Kön. M. diese des von Wallenstein Intention je eher je besser wüßten, damit, wenn Ihre Kön. M. erfahren, daß Wallenstein wieder auf des Kaisers Seite getreten, Sie nicht meinen sollten, er hätte darum sein Gemüth geändert und Ihre Kön. M. dadurch offendiert, (sondern)[1] die causam selbst entdecken möchten. (Im anderen Falle) würde nicht allein seine gegen Ihre Kön. M. noch tragende Devotion, darin er, Wallenstein, stets gedächte zu verharren, übel belohnt, sondern auch die wirklichen servitia, die er zu seiner Zeit und in kurzem verhoffe zu prästieren, sufflaminiert oder gar verhindert."

„Der von Arnim hat mehr als einmal mich beschworen und gebeten, hierin großer Dexterität zu gebrauchen und diese des Wallenstein Offerte keinem Menschen mehr denn Serenissimo nostro regi allein zu offenbaren, versicherte mich auch jurejurando, daß er es weder dem Kurfürsten noch dem Grafen Thurn habe wollen communicieren, damit es nicht auskäme, Ihrer Kön. M. zu Undienst und dem von Wallenstein zu Disreputation und Schaden. — Was man von dieser Offerte zu halten und wie weit man sich auf oftbesagten Wallenstein verlassen kann, das werden Ihre Kön. M., Dero hocherleuchtetstem Verstande nach, wohl wissen bei sich zu besinnen. Ich habe es bloß, wie es mir angedeutet, referieren sollen, mit dienstlicher Bitte, mein hochgeehrter Herr würdige mich einer Antwort zur Information, wie ich mich verhalten soll, wenn etwas Weiteres gesucht wird."

Daß dieses Schreiben an seine Adresse gelangt sei, ergibt sich aus dem Empfangsvermerke, so wie der Aufbewahrung im schwedischen Reichsarchive.

Demnach ward die Vorsicht Wallensteins, niemals etwas Schriftliches von sich zu geben, was ihn bloß stellen könnte, in diesem Falle durchlöchert durch den Wunsch, eine Mittheilung seiner Absichten an den Schwedenkönig gelangen zu lassen. Auch diese Mittheilung sollte nach seinem Willen nur mündlich gemacht werden. Aber der seinen Lippen entflohene Wunsch wurde auf dem Wege zu dem Schweden schriftlich fixiert, zum bleibenden Zeugnisse wider ihn, wenn auch dasselbe erst in unseren Tagen, 260 Jahre nach Wallenstein, aus dem Dunkel der Archive wieder empor getaucht ist.

---

[1] Beide Texte hier etwas unklar. Darum die eingeklammerten Conjecturen.

Drei Monate zuvor hatte Wallenstein dem Schwedenkönige den Verrath an dem Kaiser in Form einer offenen Rebellion angeboten, und war damit, wie der Überbringer Thurn ausspricht, aus Mistrauen abgewiesen. Er erneuerte nun das Angebot in der noch mehr gravierenden Form, daß er als Oberfeldherr des Kaisers den Kaiser zu Gunsten des Schweden zu Grunde richten wolle. Es ist die Vermuthung[1] ausgesprochen worden, daß Wallenstein dies abermalige Angebot nur zu dem Zwecke gemacht habe, um sich dadurch das Stillschweigen des Königs von Schweden über die bisherigen Verhandlungen zu erkaufen.

Nicht jedoch um Vermuthungen handelt es sich hier, sondern um Thatsachen. Es kommt darauf an, wie der Schwedenkönig die inhaltsschwere Meldung Nicolais aufgenommen. Aus dessen früheren Berichten wußte Gustav Adolf, daß Wallenstein den Arnim mit dem kursächsischen Heere, das nach der Verabredung von Halle nach Schlesien bestimmt war, wider die Abrede des Kurfürsten mit Schweden und demnach auch wider das vermeintliche schwedische Interesse, nach Böhmen hinein gelockt hatte. Die Folgerung, zu welchem Zwecke dies geschehen sei, lag nach dem Verlaufe der Dinge für den scharfblickenden Schwedenkönig doch gar zu nahe. Und nun ließ derselbe Wallenstein durch Arnim/Nicolai ihm vorbringen, daß die Indiscretion Thurns ihn genöthigt habe, das Generalat wieder zu übernehmen!

Lassen wir einstweilen diese Indiscretion Thurns dahin gestellt sein, und fragen zunächst nach der Wirkung, welche jener Bericht auf Gustav Adolf übte. Eine Antwort des Königs liegt nicht vor, scheint auch nicht erfolgt zu sein.[2] Demnach hat er abgewartet, was auf jenen Bericht von Arnim/Nicolai Wallenstein wirklich thun würde. Wallenstein dagegen scheint zunächst irgend welche Antwort erwartet zu haben. Indem diese ausblieb, geschah auch von seiner Seite kein weiterer positiver Schritt. „Und da ist," berichtet[3] Raschin, „zwischen dem Könige und dem Fürsten weiter nichts tractiert worden."

Es fragt sich dann noch um die angegebene Indiscretion Thurns. Unzweifelhaft blieb bei aller Vorsicht Wallensteins über seine Endziele nur mündlich sich auszulassen, sein Trachten nicht völlig unbekannt, wenn auch nur in der Form von Gerüchten. Es liegt mir ein Brief[4] aus

---

[1] Irmer I, XXXIX. [2] Vgl. Irmer I, 144. [3] Dvorský 28.
[4] Acten des 30jährigen Krieges F. 40.

Coblenz vor, vom 10. November, welcher beginnt: „Obwohl man keine nothwendige Correspondenz hier hält, so hat man doch in Erfahrung gebracht, daß Friedland dem Kaiser abgefallen, die böhmische Krone vom Carlstein abgeholt, und er zur Stunde gekrönt sein werde." — Am 31. Januar 1632 hatte der kaiserliche Resident in Constantinopel, Schmidt, eine Unterredung mit Morteſa Pascha über den Schwedenkrieg.[1] Schmidt bemerkte, daß Wallenstein wieder ein Heer sammele. Darauf der Pascha: „Ist denn nicht Wallenstein wider den Kaiser? Hier sagt Jedermann: er sei auf schwedischer Seite." — Schmidt versetzte: „Nein, er ist wieder General, und den Kopf will ich verlieren, wenn dem nicht so ist."

Gerüchte solcher Art schwebten also in der Luft. Für jene Indiscretion Thurns dagegen, deren Consequenzen Wallenstein vor Arnim als das Motiv seines Eingehens auf die Anträge von Wien aus an ihn hinstellt, ist bisher ein anderes Zeugnis nicht kund geworden. Auch wenn diese Aussage Wallensteins über Thurn nicht eine bloße Fiction ist, wenn wirklich ein solcher Brief Thurns existiert hat: so ist von der Erregung eines Mistrauens bei dem Kaiser dadurch keine Spur übrig geblieben. In den Briefen Questenbergs, der doch weniger ein Diener des Kaisers als Wallensteins war, findet sich keine Andeutung solcher Art. Auch die Gegner Wallensteins im Rathe des Kaisers, von denen wir doch einige Monate zuvor nachdrückliche Worte wider ihn vernommen haben, scheinen im Spätherbst völlig verstummt zu sein. Wallenstein, den vielleicht Niemand in Wien durchschauete, war zu einer unvermeidlichen Nothwendigkeit geworden.

Am 6. December[2] brach Wallenstein von Pardubitz nach Znaim in Mähren auf. Dahin entsandte der Kaiser den Fürsten Eggenberg, ausgestattet mit zwei eigenhändigen Schreiben, je des Kaisers und des Königs. Dasjenige des letzteren, vom 8. December, lautet[3]: „Hochgeborener lieber Fürst. Demnach J. K. M., mein gnädigster, geliebtester Herr Vater, Dero geheimen Rath Johann Ulrich Herzog zu Krumau und Fürsten zu Eggenberg zu Ewr. L. absenden, und dieselben, sich wiederum in die K. Kriegsdienste zu begeben, gnädigst ersuchen lassen: Als stelle ich mein Vertrauen um so viel mehr und sicherer dahin, daß sich Ew. L. dieses Ortes gewünschter Maßen erzeigen werden, dieweil Sie dabei nicht allein mit Ihrer vorher bekannten Treue, Vorsichtigkeit, rühmlichem Valor und Kriegserfahrenheit sich um allerhöchst erwähnte

[1] Turcica 1632. [2] Dudik 171. [3] Förster II, 191.

J. K. M., unser Erzhaus und das ganze gemeine katholische Wesen weiter verdient zu machen, und Ihre vorige vornehme Verdienste zu vermehren Occasion haben, sondern auch versichert sein können, so weit Sie mir in dieser Profession willfährig und nützlich assistieren, daß Sie hingegen alle Zeit allen annehmlichen Contento von mir zu erwarten haben werden. Wie mir nun Ewr. L. desiderierte Erklärung zu sonderlichem Gefallen gereicht, also verbleibe ich Ihro im Übrigen mit königlichen Hulden und Gnaden jederzeit förders wohl beigethan." — Der Brief entspricht also dem Ergebnisse der Berathung der kaiserlichen Räthe mit der spanischen Gesandtschaft, vom 12. November.

Etwas anders das Schreiben[1] des Kaisers, vom 10. December. „Hochgeborener Fürst, besonders lieber Oheim. Von dem Herzog von Krumau und Fürsten von Eggenberg, meinem getreuen alten und vertrautesten Diener und Rath, werden D. L. zu vernehmen haben, warum ich nothwendig zu sein erachtet, ihn zu Dr. L. abzuordnen, mit ihm über meine sehr und hoch angelegene, ja meine und der Meinigen und per Consequenz unseres ganzen Hauses Conservation betreffende Sachen zu conferieren. Ich versehe mich gänzlich, Sie werden sich also und dermaßen gegen ihn erklären, wie ich nicht weniger von Dr. L. als ebenfalls meinem getreuen lieben Fürsten und Diener verhoffen kann, und mich gänzlich getröste, und versichert weiß — mir auch nicht aus Handen gehen. Das bin ich mit Gnaden und allem Guten dankbar zu erkennen bereit und willig, mit welchem ich Dr. Lbd. und denen Ihren jederzeit beigethan verbleibe, Dr. Lbd. gutwilliger Freund Ferdinand."

In dem kaiserlichen Handschreiben fehlt also jeglicher Hinweis auf den König Ferdinand. Dagegen findet sich derselbe in der Instruction[2] für Eggenberg. Nach dem Auftrage den Herzog von Mecklenburg zu bewegen, das Amt des General-Obersten-Feldhauptmannes wiederum anzunehmen, heißt es weiter: „Und weil wir erheblich hoher Ursachen halben unseres geliebten Sohnes und Königs zu Ungarn und Böhmen Lbd. ins Feld zu schicken entschlossen, Sie demselben assistieren und an die Hand gehen wollen, damit die von Deroselben hervorblühende Expectation den gezielten Effect und scopum möchte erreichen, wie dann D. L. dessen versichert sein mögen und können, daß des Königs Lbd. jedes Mal Ihre consilia und actiones dergestalt in Obacht nehmen und ästimieren, auch solche Räthe und Minister Deroselben adjungiert werden sollen, so Dr. L.

[1] A. a. O. 192. Über das Datum Dudik 172. [2] Dudik 173.

allen gebührlichen Respect deferieren und Denselben nach Occasion und Gelegenheit der vorfallenden Läufe und Verrichtungen treulich an die Hand gehen werden."

Was zu Znaim zwischen Wallenstein und Eggenberg verhandelt und beschlossen ist, ergibt sich aus den Consequenzen. Von dem Könige Ferdinand als Oberanführer ist fortan dem Wallenstein gegenüber nicht mehr die Rede. Wallenstein willigte ein, das Commando „auf eine Zeit"[1] zu übernehmen, die er erst nachher auf drei Monate bestimmt zu haben scheint. Aber von dem Bestande eines kaiserlichen Heeres konnte kaum noch die Rede sein. Wallenstein unternahm es ein Heer neu anzuwerben.

Am 15. December machte der Kaiser die Ernennung den höheren Officieren kund mit den Worten[2]: „Demnach wir auf vorher gepflogene Tractation unseres Oheims und Fürsten des Hochgeborenen Albrecht, Herzogs zu Mecklenburg und Sagan Lbd., zum General-Capo über unsere kaiserliche Armada erkiest und benannt haben: Als ist hiermit unser gnädigster Befehl, daß Du von Ansehung dieses fürderhin Se. Lbd. dafür erkennen, und sammt allen Dir untergebenen Kriegsofficieren und Volk auf dieselben Deinen Respect und Gehorsam tragen, und Dero Ordinanzen in allem fleißig nachkommen und geleben sollest. Solches meinen und wollen wir gänzlich, und verbleiben Dir mit kaiserlichen Gnaden wohl gewogen."

Vielen Obersten war die Wieder-Ernennung erwünscht. Ihre Gratulationen strömten ein. „Der rechte Hirt," schreibt[3] der zweitälteste derselben, ein Freiherr von Traun, „kommt wieder zu der verlassenen und zertrennten Heerde. Ich halte mich für glückseliger unter Ewr. F. Gn. eine Pike zu tragen als auf diese Weise Oberst zu sein."

Auch an Tilly, für den die Ernennung Wallensteins mittelbar eine Entlassung enthielt, erging eine kaiserliche Ankündigung,[4] mit dem Auftrage, die unter ihm stehenden kaiserlichen Officiere davon in Kenntnis zu setzen, damit sie den etwaigen Befehlen Wallensteins „unfehlbar nachkommen sollen, maßen wir dann auch ihn, den Herzog, dahin erinnern lassen, damit die vor diesem zwischen beiden (Heeren) erhaltene gute Correspondenz noch fürders auch observiert und continuiert werden solle."

Auch Tilly sandte, von Nördlingen aus, am 31. December, dem Wallenstein seinen Glückwunsch ein. „Ich habe," meldet[5] er, „die Nach-

[1] So der Kaiser an Maximilian, bei Dudik 179. [2] A. a. O. 177.
[3] A. a. O. 190. [4] A. a. O. 179. n. 2. [5] A. a. O. 190.

richt gern und um so viel lieber vernommen, weil ich (dadurch) einer großen Bürde und eines Labyrinthes enthoben werde." Seinen Wünschen fügt er weiter hinzu: „Mit angehängtem Erbieten gegen Ew. F. G., die hierbevor gepflogene vertrauliche Correspondenz wiederum an die Hand zu nehmen und zu continuieren."

Ferner erhielt Wallenstein Glückwünsche von einer Persönlichkeit, von der er sie wohl kaum erwartet hätte, dem P. Lamormaini S. J. Stellen wir zuvor das damalige Verhältnis klar. In der Instruction für Eggenberg zu der Beredung mit Wallenstein in Znaim findet sich die merkwürdige Zusage[1]: wenn Wallenstein in Besorgnis stehe, daß der Beichtvater oder ein anderer Geistlicher seine Maßregeln hindere oder aufhalte: „möge er deswegen assecuriert und versichert werden, daß der Beichtvater und Andere sich hinfüro dessen gänzlich enthalten, und wir eben so wohl auch keineswegs es verstatten werden." — Danach muß angenommen werden, daß vorher Wallenstein durch Breuner eine Beschwerde dieser Art mündlich ausgesprochen hat. — Unzweifelhaft hat aber auch der Kaiser dem P. Lamormaini die Sache mitgetheilt. Denn dieser wendete sich dann direct an Wallenstein selbst. Indem er am 2. Januar 1632 seinen Glückwunsch meldet,[2] fügt er hinzu: „Dem Hören nach vermuthe ich, daß Ewr. Hoheit etwas Nachtheiliges über mich zugeflüstert ist. Ob dies so sei, frage ich weder, noch kümmere ich mich darum. Ich bin ein Ordensmann, dem es geziemt mehr auf das Urtheil Gottes zu achten, als auf die Worte und die Meinungen der Menschen. Und ich weiß, daß Ew. Hoheit vermöge Ihrer Einsicht und vermöge der Kenntnis, die Sie von mir und meinem Thun haben, unwahren und unwahrscheinlichen Reden über mich keinen Glauben schenken werden. Im Juli und August, wo die Gesinnung der katholischen Kurfürsten, so wie der Stand der Dinge ein anderer war, sehr verschieden von dem gegenwärtigen, habe ich dafür gehalten: es sei nicht an der Zeit, daß Ewr. Hoheit die Kriegesleitung von neuem übertragen werde. Welcher vernünftige Mann würde mir mit Recht darüber einen Vorwurf machen?"

In denselben Tagen berichtete[3] Graf Thurn dem Schwedenkönige, daß Wallenstein als „ein großer Feind der Jesuwider sie weder bei sich noch um sich gedulden wolle. Als der Auszug von Prag war, (hat er)

[1] A. a. O. 174. [2] A. a. O. 194.
[3] Hildebrand 9. Vom 9. Januar 1632.

selbst anbefohlen auf der Jesuwider Güter zu losieren, weil sie die Lärmbläser und Ursacher des Unglückes. Das ansehnliche Gebäu, so die Jesuwider zu Wien erbaut, dabei zwei stattliche Thürme, sein wunderlicher Weise nieder gefallen, (der eine) mit der Spitze in das Collegium, der andere auf die Kirche.[1] Da solches der Herzog von Sachsen dem General Wallenstein erzählt, sagte derselbe: Schad wäre es, daß die Thürme nicht voll mit Jesuwidern gesteckt und der Pater Lemermon zu höchst oben."

Eines Eingehens auf die Verschiedenheit dieser Kundgebungen bedarf es nicht. Es fragt sich um die ersten Bethätigungen des neuen Oberfeldherrn.

Aus dem Berichte Sesyma Raschins haben wir gesehen, daß Wallenstein den Arnim mit dem sächsischen Heere nach Böhmen hinein und nach Prag gelockt, um durch die Anwesenheit des Feindes in Böhmen auf den Kaiser den Druck zu üben, der den in Wien längst erwogenen Entschluß der Wiederberufung Wallensteins zur Reife bringen würde. Es war geschehen, und zwar so daß die scheinbare Sperrigkeit Wallensteins das Gewebe seines Planes völlig verdeckte. In Folge des Einrückens der Sachsen in Böhmen hatte jedoch der Kaiser noch andere Entschlüsse gefaßt. Er hatte den größeren Theil seiner Truppen vom Heere Tillys in Franken ab und nach Böhmen berufen. Am 20. December berichtete[2] Gallas dem Kaiser, daß er mit 10,000 Mann bereits vor zehn Tagen die Grenze Böhmens erreicht, auf seine Meldung jedoch weder von Maradas noch von Tiefenbach Befehle erhalten habe. Er berichtet weiter, daß er auf Pilsen anrücke.

„Indem ich Pilsen passiere," schreibt er dann, „erhalte ich den Befehl Ewr. K. M., vom 13., für die Haltung scharfer Kriegesdisciplin. Imgleichen empfange ich ein Schreiben von Don Balthasar Maradas, daß seine Meinung sei — maßen ich denn ohne dies zuvor dazu entschlossen — etwas mehr gegen den Feind auf Prag zu avancieren, habe demnach die Resolution genommen, mich des Passes entweder von Beraun oder von Rakonitz zu bemächtigen." — Über alles dies erstattete Gallas zugleich an Wallenstein ausführlichen Bericht,[3] mit dem Ausdrucke der Freude für sich und seine Truppen, wieder unter dessen Befehlen zu stehen.

Gallas marschierte weiter. Er fand Beraun von den Sachsen

[1] Über diesen Unglücksfall vom 12. December das Theatrum E. II, 510.
[2] Dudik 215. [3] A. a. O. 222.

verlassen. Er besetzte Carlstein. Er wollte weiter auf Prag. Dann aber erhielt er Bericht, daß Maradas den F.M. Tiefenbach bereits angewiesen, die Truppen in die Winterquartiere zu legen, daß demnach er, Gallas, allein noch dem Feinde gegenüber stehe. Er fragt bei Wallenstein an um Befehl,[1] am 21. December.

Es ist hier besonders wichtig die Daten festzuhalten. Den Stand der Dinge, am 23., zeichnet der F.M. Tiefenbach von Chlumetz aus dem Wallenstein mit den folgenden Worten[2]: „Der Kurfürst von Sachsen hat das meiste Volk aus Prag genommen, und allein des Grafen von Solms (Regiment), und eins von Landvolk, sammt 800 Pferden, die der von Hofkirchen commandiert, darin gelassen. Wenn das (kaiserliche) Volk beisammen hätte bleiben können, so hätte ich verhofft, ich wollte sie (die Sachsen) aus Prag leicht gebracht haben. Vielleicht aber thut es Gallas noch; denn, wie ich berichtet bin, soll er mit seinem bei sich habenden Volk nur auf fünf Meilen von Prag liegen, auch bereits etwas von der Cavallerie des Feindes geschlagen haben."

Am selben Tage, dem 23., gebot[3] Wallenstein aus Znaim dem Maradas: „Inmittels ersuche ich den Herrn hiermit, keine Minute zu versäumen, sondern in continenti und ohne einige Dilation die Regimenter dahin fortzuschicken, wo sie ihre Winterquartiere haben sollen, auf daß dieselben desto eher zu der Recrute greifen und nachmals auf den Sommer um so viel zeitiger dem Feinde entgegen ziehen können."

Inzwischen lief bei Wallenstein jener Bericht des O. Gallas ein, vom 21., mit der Anfrage um weiteren Befehl. Wallenstein antwortete,[4] am 25.: er habe bereits einen höheren Officier mit der Austheilung der Winterquartiere entsendet. Gallas soll „den Feind so viel möglich mit den Quartieren in der Enge halten und solche an der Avenuta so versehen, damit von dem Feinde denselben kein „Schimpf zugefügt werden möge", das übrige Volk in die Winterquartiere schicken, „damit sich dasselbe bei Zeiten remittiere und auf den Sommer desto eher und besser Ihrer K. M. Dienst versehen können."

„Verhalten Ihm im Übrigen nicht, daß, dieweil wir anjetzo uns dahier zu Znaim in Mähren befinden, wir dem Grafen Don Balthasar (Maradas) das Commando in Böhmen übertragen. Dannenhero wir Ihn in eilfertigen Sachen, so keinen Verzug leiden wollen, zu demselben seinen Recurs zu nehmen, hiermit verweisen wollen." — Endlich fügt

[1] A. a. O. 223. [2] A. a. O. 230.
[3] A. a. O. 231. [4] A. a. O. 224.

Wallenstein eigenhändig nach: „Ich bitte, der Herr ersuche die Obersten von meinetwegen, sie sollen ihre Regimenter complieren: ich verspreche ihnen, daß sie dessen keinen Schaden haben werden.“ — Auf die Anfrage des O. Gallas in Betreff seines Verhaltens gegen die Sachsen in Prag gibt also Wallenstein direct keine Antwort, weicht vielmehr aus durch den Hinweis auf Maradas, dem er das Commando in Böhmen übertragen habe.

Wallenstein überschickte[1] zugleich am 25. dem Maradas eine Abschrift dieser Verfügung an Gallas. Aber zwei Tage zuvor hatte Wallenstein, wie wir gesehen, den Maradas aufgefordert, keine Minute zu versäumen, sondern ohne Verzug die Regimenter in die Winterquartiere zu schicken. Es ergibt sich daraus, daß Wallenstein einen Angriff auf die Sachsen in Prag nicht wollte.

Aber auch der Kaiser seinerseits war thätig. Er erhielt Nachricht[2] von Tiefenbach, aus Chlumetz, vom 18., daß der Kurfürst zwei Tage zuvor, „ohne Rührung einiges Spieles oder Stoßung von Trompeten“, mit einigem Volke sich von Prag hinweg und wieder nach Dresden begeben habe. — Die Frage des Wiedergewinnes von Prag trat also heran. Weiter empfing der Kaiser den Bericht des O. Gallas vom 21. Er entsandte[3] den, am 24., angelangten Courier mit dem Originalschreiben alsbald nach Znaim an Wallenstein, „damit Sie, in Ersehung der Beschaffenheit, die weitere Nothdurft zu considerieren und ihm, Gallas, nach Gutbefinden darauf zu befehlen wissen mögen.“

Darauf antwortete[4] Wallenstein, am 27: „Ewr. K. M. gnädigstes Schreiben vom 24. d. habe ich zurecht empfangen, dessen Inhalt so wie, was Ewr. M. der Oberst Gallas wegen seiner Progressen gegen Prag unterthänigst avisiert, gehorsamst verstanden. Und verhalte Deroselben unterthänigst nicht, wasgestalt ich vorhin bereits erfahren, daß der Kurfürst zwar in Person von Prag nach Dresden, der von Arnim auch von Prag ab nach dem Saazer und Leitmeritzer Kreise verreist, um das Volk allda zu losieren, Prag aber mit zwei Regimentern zu Fuß und etlicher Reiterei besetzt hinterlassen.“

„Dannenhero ich besagtem O. Gallas auch Ordinanz gegeben, daß, im Falle er etwas Fruchtbarliches gegen den Feind verrichten, und denselben aus Prag oder gar aus Böhmen weg bringen könne, er solches

[1] A. a. O. 227. [2] A. a. O. 228.
[3] A. a. O. 224. [4] A. a. O. 226.

nicht unterlassen — wenn aber nicht, doch den Feind so viel möglich mit den Quartieren stringieren, solche an der Avenuta wohl besetzen und dann das übrige Volk in die Winterquartiere fortschicken solle, damit sich dasselbe bei Zeiten remittieren und auf den Sommer so viel eher und besser zu Felde ziehen und Ewr. K. M. Dienst versehen könne."

Die Verschiedenheit dieses Berichtes von Wallenstein für den Kaiser von seinem dem O. Gallas wirklich ertheilten Befehle liegt zu Tage. Der ergangene Befehl schloß einen Angriff auf die Sachsen, demgemäß den Wiedergewinn von Prag aus.

Über den ganzen Verlauf der Sache liegt ein besonderes Zeugnis vor. Der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg schied damals aus dem kaiserlichen Kriegsdienste. Auf der Reise von Wien nach Dresden besuchte er in Prag den Grafen Thurn. Dieser sprach in einem Berichte[1] an den Schwedenkönig die Vermuthung aus, daß Franz Albrecht kaiserliche Friedensanträge nach Dresden bringen solle. Thurn theilt weiter mit, was er vom Herzoge vernommen.

„Der Herzog hat offen erzählt, daß (von Seiten der Kaiserlichen) alles beschlossen und geordnet war, mit tapferer Resolution die Stadt Prag von zwei Seiten anzugreifen. Der General Fürst von Wallenstein hat es aber nicht haben wollen, sondern seine gegebene und aufgerichtete Macht erwiesen, daß er absolute commandiert, und befohlen, das Volk in die Quartiere zu legen, damit es sich im Lande ob und unter der Ens, in Mähren und Böhmen erfrische und stärke, und in gute Ordnung und Disciplin gebracht werde. Prag wäre allezeit zu gewinnen. Dann könne man mit der Macht gehen, wie es die Gelegenheit mit sich bringen werde."

„Es wird spöttlich von J. F. Gn. von Wallenstein, ja von Feinden und Freunden, discurriert, daß man (nämlich die sächsischen Soldaten) Wein und Getreide in unglaublicher Menge, auch von allem Vieh nach Meißen treibt." Von hier an läßt dann Thurn seiner Feder in der Schilderung des Treibens der sächsischen Soldaten freien Lauf. „Diejenigen, die sich so gutwillig und freundlich ergeben, werden unerhört übel tractiert und spoliiert zu selbsteigenem Ruin. Daher ist leicht abzunehmen, daß man nicht die Gedanken hat zu besiegen, sondern sich nur raubesweise zu bereichern. Denn die reichsten Kreise hat man ganz

[1] Hildebrand 8. Vom 9. Januar. Da der Bericht gedruckt, so suche ich ihn etwas lesbarer zu machen.

spoliiert, die anderen Kreise können und dürfen nicht zuführen. Mit Prag wird elendiglich gehaust, keine Ersparung, daher ist es unmöglich, daß es einen Bestand haben könne. Der Hunger wird Bürger und Bauer tödten und die Soldaten ins Elend jagen. — Mir war dieser Discurs, der bei dem Obersten Hoffkirchen an der Tafel geschehen, wo er als ein ehrlicher Cavalier nicht widersprochen, sehr anmuthig. Es ist auch die ganze Regierung dieser sächsischen Miliz durch die Hechel gezogen worden, daß man die Päſſe, die man in Händen gehabt, vernachläſſigt, diejenigen, die man besetzt hält, schlecht in Acht nimmt, wie absonderlich mit Rakonitz geschehen, wo kein Fußvolk zu der Reiterei gelegt worden, also daß man Schimpf und Spott hat."

Nachdem also Thurn in nicht wohl geordneter Rede davon ausgegangen, daß Wallenstein durch das Nicht-Gestatten eines Angriffes auf Prag seine absolute Macht habe zeigen wollen, so wie daß ihm dies bei Freund und Feind Spott zugezogen, wegen des übelen Hausens der Sachsen, ergeht er sich in einer weiteren Schilderung desselben. Zum Schlusse seines Briefes jedoch kommt er auf jenen Ausgangspunct zurück mit den Worten: „Also hat sich der Kaiser aller Sorge und Geschäfte begeben, seinem General alle Macht und Gewalt überlassen. Der junge König kann figliuolo di buon tempo sein, jagen und beizen. Gott geb es zu ihrer Ruina!"

Die Beschreibung, die hier Thurn von dem Hausen der sächsischen Soldaten in Böhmen macht, leidet jedenfalls eine Einschränkung: die ausgedehnten Güter Wallensteins und derjenigen, die er zur Schonung empfohlen, wurden der Regel nach nicht angetastet. So hatten es Wallenstein und Arnim bei der Zusammenkunft im Schlosse Kaunitz vereinbart.[1] Wenn dem zuwider gehandelt wurde, so geschah es von rückkehrenden böhmischen Exulanten, und Arnim versprach auf die Beschwerde Wallensteins volle Genugthuung,[2] 1/11. December. Auch ferner wachte Wallenstein darüber.[3] Entsprechend ließ auch der Kurfürst Johann Georg diejenigen seiner Soldaten, die im Herzogthum Friedland betroffen wurden, durch die Landesbehörden dort festnehmen.[4] Demgemäß wußte auch Johann Georg um jene Übereinkunft im Schlosse Kaunitz und es konnte ihm daher auch nicht wohl unbekannt sein, wem Arnim und er die Anregung dieses Feldzuges in Böhmen und den raschen und glücklichen Verlauf desselben verdankten.

[1] Dudik 127 cf. 160. [2] A. a. O. 128. [3] A. a. O. 270. [4] A. a. O. 279.

Der nächste Plan Wallensteins, der aus allen seinen Kundgebungen hervorblickt, bezweckte in den folgenden drei Monaten ein neues starkes Heer zusammen zu werben. Zwischen dem ersten Heere von 1625 und ferner, und dem neuen von Ende 1631 an, findet sich der große Unterschied, daß das erste zum überwiegenden Theile auf Kosten der Reichsländer zusammen gebracht war, daß dagegen für das neue die kaiserlichen Erbländer die Mannschaft stellten. Ähnlich war es mit den Geldern. Daß Philipp IV. von Spanien beisteuerte und ferner beisteuern wollte, haben uns die Reden seiner Gesandten dargethan. Daß diese spanischen Gelder sehr erheblich waren, ergibt sich aus der langen Reihe der Anweisungen,[1] die Wallenstein in diesen Monaten der Ausrüstung darauf machte. Wir finden darunter allein für die Werbung von Kroaten unter Isolani den Betrag von 20,000 Rthlr.[2] Zumeist kam es aber doch auf die Bewilligung der Stände der einzelnen Länder an. Der Kanzler Werdenberg theilt, bereits am 12. April 1631, Wallenstein mit, daß die steierischen Stände 1,600,000 Gulden bewilligt, und daß man von Kärnten und Krain nicht weniger erwarte.[3] Derartige Aufstellungen[4] werden in Betreff des Ganzen wohl immer Stückwerk bleiben. Und doch geben auch die bekannten einzelnen Beträge Grund genug für die Richtigkeit der Worte Khevenhillers[5]: „Der Herzog von Friedland hat die kaiserliche Armada allein aus den Mitteln, so die Erbkönigreiche und Lande treulich hergeschossen, mit allem Zubehör in die 40,000 Mann zu Roß und zu Fuß zusammen gebracht."

Der hauptsächliche Reichsfürst, welchem der Kaiser die Ernennung Wallensteins anzuzeigen hatte, war der Kurfürst Maximilian von Bayern. Am 19. December schrieb[6] ihm der Kaiser, daß er in Betracht des feindlichen Einfalles in Böhmen und des herabgekommenen elenden Zustandes seines Kriegsvolkes den Herzog zu Mecklenburg „auf vorher gepflogene Tractation vermocht und erhandelt habe, sich auf eine Zeit unserer Armada anzunehmen." Wallenstein werde sich gegen den Kurfürsten des gebührenden Respectes befleißen. — Der Kurfürst dankte, am 31. December, für die Mittheilung der geschehenen Thatsache und fügte[7] bei: „er stelle außer Zweifel, J. K. M. werde bei dieser Bestellung des Generalates über Dero Armada dasjenige, was dem bedrängten

[1] Bei Dudik 312. [2] A. a. O. 317.
[3] Hurter, Wallensteins letzte vier Jahre 74. [4] Vgl. Dudik 254.
[5] Khevenhiller XII, 19. [6] Dudik 178. [7] Aretin, Wallenstein 47.

R. Reiche und dessen verwandten katholischen Ständen, wie auch Dero Erbkönigreichen und Landen bei jetzigen Läufen zum Besten gedeihen mag, Dero bekannter kaiserlicher Providenz und Sorgfalt nach wohl bedacht und in Acht genommen haben."

Dies führt uns zu dem seit etwa Jahresfrist gelockerten Verhältnisse der beiden Häupter.

36. Der Kurfürst Maximilian im Spätherbste 1631.

Das Bestreben des französischen Ministers Richelieu, Maximilian von Bayern und die Liga von dem Kaiser loszureißen und zur Neutralität zu bewegen, hatte in so weit einen Erfolg gehabt, daß Maximilian sich mit Frankreich in das Defensiv-Bündnis vom 8. Mai einließ. So geheim es der Kurfürst hielt, der Kaiser erfuhr es. Am 9. August sprach[1] der Kaiser seine Beschwerde aus, daß ihm vorher über die Sache nichts mitgetheilt sei. Er hoffe, der Kurfürst werde nicht vergessen, daß der Schwede für seinen Angriffskrieg mit französischem Gelde ausgestattet werde.

Dazu kam Anderes. Den Kurfürsten verdroß das lange Ausbleiben der kaiserlichen Truppen aus Italien. Er erkannte nicht an, daß weniger der Kaiser die Verzögerung verschulde, als die Arglist des Cardinals Richelieu, der durch das Hinziehen des Abschlusses in Italien für den Schweden arbeitete. Dann brachte der kaiserliche Gesandte Curtius von Paris her die Bestätigung des Vertrages von Bärwalde und demnach des französischen Bruches des Regensburger Friedens. Aber die Anfrage des Kaisers an die vier katholischen Kurfürsten um ihr Gutachten erging gleichzeitig mit der Nachricht von Breitenfeld. Die Vollmacht für Tilly gegen Kursachsen, die der Sachlage nach der Kaiser aus Rücksicht auf die Kurfürsten lange hingezögert hatte, war in ihren Augen verfrüht gegeben. Ihr Gutachten verneinte die Zweckmäßigkeit eines Krieges gegen das friedbrüchige Frankreich. Die Äußerungen Maximilians ließen seinen Unmuth über die dem General Tilly wider sein Vorwissen gegebene Vollmacht klar erkennen. Er suchte mit Kursachsen wieder auf friedlichen Fuß zu kommen. Die Ereignisse rollten darüber hinweg. Der Schwede überschritt den Thüringer Wald und bedrohete Franken.

[1] Kriegsacten F. 94.

Bei dieser Sachlage setzte der Cardinal Richelieu aufs neue seine Hebel an. Der französische Gesandte St. Etienne weilte in München. Am 26. October verwahrte[1] sich Maximilian bei dem Kaiser gegen den Verdacht, der aus dieser Anwesenheit des St. Etienne bei ihm entstehen könne. Er schließt mit den Worten: „Die Erfolge des Schweden, der Schrecken und das Flüchten vor ihm, des Grafen Tilly noch ungewisser Succurs, machen mich perplex. Deshalb ist die Gelegenheit nicht außer Acht zu lassen, damit man im äußersten Falle von Frankreich her Assistenz und Interposition haben könne."

Am 27. October entsandte Ludwig XIII. den Baron Charnacé zur Vermittelung eines Stillstandes zwischen dem Schwedenkönige und der Liga. Dies war folgerecht gemäß der französischen Auffassung des Vertrages von Bärwalde. Dem entsprechend ferner hatte Charnacé dem Kurfürsten von Bayern zu sagen[2]: es werde ihm leicht sein zu erfahren, daß der Schwedenkönig seinen Krieg durchaus nicht gegen die katholische Religion führe, sondern, gemäß dem Vertrage mit Frankreich, sie an allen Orten, wo er sie begründet finde, unbehelligt belasse. — Die Beispiele von Erfurt und selbst von Würzburg haben gezeigt, daß Gustav Adolf darin noch nicht sofort und unmittelbar und unter seinem Namen durchgriff. — Charnacé hatte weiter auszuführen[3]: die vorgeschlagene Neutralität werde um so vortheilhafter sein, weil der Kurfürst und die Liga ihre Armee auf dem Kriegsfuße erhalten würden, oder auch zuletzt, wenn der Kaiser und der Schwedenkönig den Krieg fortsetzen sollten, den Ausschlag geben könnten, weil alsdann auch der Sieger so entkräftet sein würde, daß man ihn nicht zu fürchten habe, und auf jeden Fall Frankreich sie unterstützen werde. Schlage der Kurfürst die angebotene Neutralität aus, so werde er wohl den schwedischen Waffen unterliegen, und um so mehr dabei leiden, weil der Kaiser den Protestanten beigebracht, Kurbayern habe das Restitutions-Edict und dessen grausame Execution vorzüglich betrieben. — So behauptete Charnacé.

Die Verlegenheit und Unsicherheit, in welcher sich der Kurfürst Maximilian auf diesen Antrag befand, prägt sich aus in einem Briefe[4] an seinen Bruder Ferdinand von Köln. „Es ist," schreibt er, „ein

[1] Kriegsacten F. 94. [2] Richelieu, mémoires VI, 566.
[3] (Stumpf,) Geschichte der Liga 300.
[4] A. a. O. 301. Der Brief dort nicht datiert, aber der Inhalt weist ihn in die zweite Hälfte November. Ich setze ihn in directe Rede um.

wichtiger Entschluß, die angetragene Neutralität anzunehmen oder auszuschlagen. Im ersteren Falle wird der Kaiser uns beschuldigen, daß wir nicht nur die Pflichten gegen ihn als des Reiches Oberhaupt verletzt, sondern auch unser Wort gebrochen haben, indem wir ihm die Hülfe verweigert, welche ihm im vorigen Jahre auf dem Bundestage zu Regensburg, und schon vorher zu Würzburg und Mergentheim von der Liga versprochen worden ist. Der Kaiser wird sich beklagen, daß wir durch die Annahme der Neutralität die ganze Last auf ihn gewälzt, seine Erbländer in die äußerste Gefahr gebracht und zur Vertilgung der katholischen Religion beigetragen haben. — Schlagen wir dagegen die Neutralität aus, so wird der Schwedenkönig die bereits eroberten katholischen Länder in seiner Gewalt behalten und ferner einen Fürsten nach dem anderen verjagen. Ich weiß nicht, wie man die Mittel auffinden könne dies zu verhindern. Der Kaiser wird in Böhmen und Schlesien von seinen Feinden angegriffen. Seine Unterthanen in Ober- und in Nieder-Österreich sind geneigt zur Empörung. Die kaiserlichen Truppen werden deshalb in die Erbländer zurückgerufen, und das Reich sich selber und seinem Schicksale überlassen. Am kaiserlichen Hofe weiß man vor Bestürzung sich selber nicht zu rathen noch zu helfen. Bei so hülflosem Zustande ist also für die katholischen Stände offenbar alles zu fürchten, wenn sie nicht die Gelegenheit, wo sie sich bietet, zu benutzen eilen. Kommt auch noch, wie man sagt, der Herzog von Friedland entweder als Generallieutenant des Königs von Ungarn, oder in seiner vorigen Eigenschaft eines kaiserlichen obersten Feldhauptmannes wieder zum Vorscheine, so hat man sich von der kaiserlichen Armee einige Hülfe desto weniger zu versprechen, weil derselbe wohl eher den Untergang der katholischen Stände befördern, als zu ihrer Erhaltung beitragen wird. Die Bundesarmee ist im mislichsten Zustande. Neue Werbungen kann man wegen des Mangels an Sammel- und Musterplätzen nicht anstellen, und der kleine Haufe neugeworbenen Volkes, den man in Eile aufbringen kann, ist bald geschlagen und zerstreut. Von den Bundesständen, deren Länder verheert und verwüstet, ist kein hinlänglicher Beitrag zu erwarten, und ich allein kann nicht alles erschwingen. Ein Widerstand gegen das feindliche Heer, das täglich anwächst, und noch stärker anwachsen wird, wenn Magdeburg — wie wegen des geringen Vorrathes an Lebensmitteln nicht anders zu erwarten — wieder in des Feindes Gewalt gerathen muß, wird ganz fruchtlos sein." Maximilian zählt dann noch einige Nachtheile auf, die er fürchtete, die jedoch in solcher Weise nicht

eingetreten sind. Dann schließt er: „Da man nun bei diesen Umständen weder sich selbst schützen, noch vom Kaiser Schutz erwarten, und Keiner dem Anderen helfen kann: so ist es wohl der Klugheit mehr angemessen auf die eigene Rettung zu denken. Man leistet sogar, indem man durch die Annahme der Neutralität Land und Leute aus der Gewalt des Feindes zieht, dem österreichischen Hause einen Dienst, weil im entgegen gesetzten Falle diese Länder dem feindlichen Heere die Mittel geben müßten, die kaiserlichen Erbländer zu unterjochen. Auch werden die neutralen katholischen Stände vermögen den Frieden zu beschleunigen, indem, nach dem Berichte des französischen Gesandten, der König von Schweden erklärt hat, daß er, sobald die angebotene Neutralität angenommen sein werde, sich in Friedensunterhandlungen einlassen wolle."

Diese letzte Behauptung des französischen Gesandten hatte kein anderes Fundament als die Wünsche der französischen Politik. Der Schwedenkönig, auf den es ankam, hatte weder Neutralität angeboten, noch wollte er einen Frieden. Und doch dürfte gerade diese Behauptung für die Neigung, die sich in dem Schreiben des Kurfürsten kund gibt, ein sehr wichtiger Factor gewesen sein.

Diese Neigung blieb nicht völlig geheim. Am 27. November meldet[1] die Infantin Isabella in Brüssel dem Kaiser, vernommen zu haben, daß die Liga mit dem Gedanken der Neutralität umgehe, also ihn zu verlassen. Es handele sich um das kaiserliche Scepter. Der Kaiser möge entgegen treten. — Ferdinand II. antwortete,[2] am 20. December: er habe die Besorgnis einer Neutralität der Liga längst erwogen, und durch besondere Schreiben die Kurfürsten gewarnt. Bereits am Tage nachher hatte der Kaiser Anlaß, abermals ein Schreiben solcher Art an den Kurfürsten Maximilian zu erlassen.

Am 16. December ward ein französischer Reisender, Mirès, in Breisach am Rheine, das dem Erzherzog Leopold gehörte, als verdächtig angehalten. Seine Papiere ergaben, daß er ein französischer Courier war, ausgestattet mit einer Sendung für Charnacé in München. Der Erzherzog schickte die gefundenen Papiere im Originale an Maximilian, in Abschrift an den Kaiser.[3] Die Papiere, datiert von Chateau Thierry, am 7. November, enthielten drei verschiedene Vorschläge zu einem Bündnisse Frankreichs mit der Liga.

---

[1] Kriegsacten F. 94. [2] A. a. O.

[3] Khevenhiller XI, 2038.

Durch die Entdeckung wurden die Entwürfe im Keime vereitelt. Der Kaiser sprach, am 21., dem Kurfürsten Maximilian das Vertrauen aus,[1] daß er, in der Erkenntnis, daß die französischen Vorschläge nur den Plan einer verderblichen Zertrennung verfolgten, darauf doch nicht eingegangen wäre.

Maximilian antwortete[2] am 31. December: er habe die Papiere im Originale dem Charnacé vorgelegt, dieser jedoch seitdem nichts vorgebracht. Dann sprach er seinen Dank aus für die Versicherung der beharrlichen gnädigsten Affection. — Es darf angenommen werden, daß der Kaiser, nachdem der französische Plan, wenigstens in dieser Form vereitelt, die Worte des Kurfürsten nicht einer allzu scharfen Kritik unterzogen habe. Wie jeder Schritt, jede Äußerung des Kaisers gegenüber der Liga immer nur den Zweck hatte, die Liga bei ihm festzuhalten, während das Trachten der französischen Politik dahin ging, sie durch die Vorspiegelung ihres Schutzes von dem Kaiser zu trennen: so kann nicht verkannt werden, daß die Art und Weise, wie sowohl der Erzherzog Leopold als dann auch der Kaiser selber den glücklichen Fund der französischen Papiere verwendeten, ein Meisterzug ihrer conciliatorischen Politik war. Maximilian konnte sich dafür auf einen bloß schriftlichen Dank für die gnädige Gesinnung des Kaisers nicht beschränken: es war ihm die moralische Pflicht auferlegt, zu suchen sich durch eine Persönlichkeit seines Vertrauens vor dem Kaiser zu rechtfertigen.

Maximilian entschloß sich seinen Kanzler Donnersberg nach Wien an den Kaiser zu senden. Bevor jedoch dies, im Januar 1632, geschah, drängte näher und näher an ihn und die gesammte Liga sich die Frage der Entscheidung heran, im Angesichte der fort und fort rollenden Erfolge des Schwedenkönigs.

37. Fortschritte der schwedischen Waffen in Mitteldeutschland im December.

Wie der Rath von Schweinfurt bei dem Einbruche des Schweden in das Frankenland dem Kaiser meldete, daß ein mehr als panischer Schrecken ihm vorangehe: so war dies vielleicht in nicht geringerem

---

[1] A. a. O. 2039.

[2] Acten des 30jährigen Krieges. Die Antwort bei Khevenhiller XI, 2043, so wie bei Aretin, Bayern usw. 311, scheint sich auf die Sendung Donnersbergs zu beziehen.

Grade der Fall in Mainz. Die Gefahr eines feindlichen Angriffes hatte die Stadt seit Jahrhunderten nicht bedroht. Die geringen Befestigungen waren zerfallen.[1] Es fragte sich, ob die Zeit ausreiche sie herzustellen. Anselm Casimir bat, im October, Tilly um Hülfe, und, mit Beschwerde über den Abzug des Generals ostwärts, den Kaiser.[2] Weder der Eine, noch der Andere vermochte etwas zu thun.

Die Gefahr, die sich durch den Marsch des Schweden nach Würzburg zu verringern schien, ward drohender durch seine Umkehr den Main herab. Das Flüchten vieler Mitglieder der höheren Geistlichkeit und des Adels, auch wider den Willen Anselm Casimirs,[3] dauerte an bei Tage wie bei Nacht. Dies um so mehr, als gegen Ende November die Absicht des Schweden gegen Mainz offenkundig wurde durch die Occupation des Rheingaues. Es ward dort alles fertig gemacht zum Übergange über den Strom.

Dann jedoch scheinen auf die einkommenden Nachrichten von Westen her bei dem Schwedenkönige einige Bedenken aufgestiegen zu sein. Von Höchst aus schickte er, am 28. November/8. December, an Ludwig XIII. einen Gesandten, zum Berichte[4] über seine „Expedition ins Priesterland". Der Gesandte solle genau Acht geben, wie der König den Bericht aufnehme. Er solle erklären, daß Gustav Adolf mit den Ligisten gern hätte Frieden halten wollen, wenn sie sich nicht in den Krieg des Kaisers gemengt. Auch hätte er nicht anders die unterdrückten Fürsten und Stände, gemäß dem Vertrage mit Frankreich, herstellen können. Der König verfolge Niemanden der Religion wegen. Der Gesandte hatte endlich den Auftrag, über den Herzog von Lothringen heftige Beschwerde zu führen. — Die wahrheitswidrigen Behauptungen, wie die Thatsache der Entschuldigung an sich selber, lassen erkennen, daß der Schwede sich einer Zustimmung von Frankreich her zu seinem Vorgehen nicht mehr sicher fühlte.

Dazu kam ein Anderes. Der Hülferuf des Kurfürsten Anselm Casimir war in Brüssel nicht vergeblich verhallt. Die Infantin Isabella schickte ihm reichlich 2000 Mann unter Don Philipp de Silva. Den Umständen nach ist möglich und wahrscheinlich, daß dabei sowohl der Kurfürst als die Infantin der Ansicht waren: der Schwedenkönig werde Bedenken tragen vor einem Angriffe auf die Truppen der Macht Spanien,

---

[1] Bodmann 4. [2] Kriegsacten F. 94. [3] Bodmann 11.
[4] Geijer III, 203 n. 1. Das Arkiv hat dies Schreiben nicht.

mit welcher er nicht im Kriege war. Er schickte von Höchst aus den Herzog Bernhard nach Mainz, um bei dem spanischen General um dessen Absicht anzufragen.

Inzwischen trafen jene Hülferufe von Nürnberg ein, die, wie wir gesehen haben, den König für mehrere Tage ins Schwanken brachten. Die Nachricht des Abzuges von Tilly ins Land Ansbach, vom 5. December, stellte den ursprünglichen Plan des Schweden wieder her, jedoch mit Änderungen.

Er schickte den Landgrafen Wilhelm von Hessen mit dessen Truppen in den Rheingau, um dort das rechte Stromufer zu verwahren: er selber, am 1/11. December, brach von Frankfurt südwärts auf ins Darmstädt'sche hinein. Er wollte, wie er und die Seinigen sagten,[1] nach der Pfalz auf Heidelberg zu. Demnach schien er den Plan gegen Mainz aufgegeben zu haben. Oder schien es nur so? Der Verlauf der ganzen Sache mit den Änderungen, die darin stattfanden, wird ziemlich klar ersichtlich aus einem längeren eigenen Berichte[2] des Schwedenkönigs an den Reichsrath in Stockholm.

Er beginnt damit, daß er, ungeachtet der sehr merklichen Abneigung von Spanien gegen ihn, immer getrachtet habe, mit dieser Macht auf friedlichem Fuße zu bleiben. Er habe auch bei der Infantin in Brüssel eine Anfrage wegen der neuen Admiralität in Wismar gestellt, jedoch keine Antwort erhalten. Das Nicht-Antworten dürfte erklärlich sein durch die Frage, welcher kein Thatbestand zu Grunde lag. „Neulich nun," fährt der König fort, „als wir durch den Herzog Bernhard von Weimar den spanischen General Don Philipp de Silva in Mainz in derselben Angelegenheit besuchen ließen, hat er erklärt, keinen anderen Befehl zu haben als dem Erzbischofe von Mainz Hülfe zu leisten gegen uns. Nachdem wir dann bei dieser Beschaffenheit der Dinge unseren Marsch von Frankfurt aus nach der Pfalz angetreten und uns bereits der Stadt Gernsheim bemächtigt hatten, haben wir wahrgenommen, daß die Spanier daran waren, eine Brücke anzulegen zwischen einer Schanze, die sie auf dem rechten Rheinufer aufgeworfen, und Oppenheim am linken Ufer. Indem nun für uns das Weiter-Fortrücken, weil wider allen Kriegesbrauch, sehr bedenklich gewesen wäre, haben wir uns zurück und näher hinzu begeben, und erstlich den Spaniern in der Schanze[3] zureden lassen,

[1] Arkiv I, 542 und 772. [2] A. a. O. 542. Vom 31. December.

[3] Im Abdrucke irrig Sachsen statt skansen.

daß, weil die Schanze uns bei unserer Absicht hinderlich, und doch auch nicht so fest, daß sie sich gegen uns lange behaupten könnte, sondern nur ein Reduit wäre — sie dieselbe gutwillig verlassen und nicht einen Anlaß zur Feindseligkeit wider uns geben sollten, bevor noch wir von der Infantin eine Antwort erhalten, wessen wir uns von der spanischen Affection zu versehen. Nachdem aber sie sich nicht bloß geweigert dies zu thun, sondern auch aus Stücken und Musketen auf uns zu schießen begonnen, haben wir um so mehr ihre Feindseligkeit gegen uns verspüren können und sind dadurch genöthigt worden, wofern wir unser Vorhaben des Marsches in die Pfalz mit Sicherheit ausführen, so wie auch unsere Reputation gegen einen solchen Hochmuth bewahren wollten, besagte Schanze gerade gegenüber Oppenheim anzugreifen. Und obwohl sie mit geringerer Mühe zu nehmen gewesen wäre, so haben wir gleichwohl, weil in denselben Tagen eine solche Witterung einfiel, daß wir dadurch etwas aufgehalten werden mußten, uns lieber entschlossen über den Rhein zu begeben und die Stadt Oppenheim als den Rückhalt und Paß für die Schanze, denen die darin waren, abzuschneiden."

Stellen wir hier zunächst die Daten nach dem Augenzeugen Grubbe fest.[1] Am 3. (A. St.) nimmt Gustav Adolf Gernsheim. Am 4. kehrt er um gegen die Schanze. Am 7. Morgens vier Uhr erfolgt der Übergang mit etwa 1000 Mann über den Rhein. Dann fährt der Bericht des Königs fort wie folgt.

„Als wir nun mit einigen hundert Soldaten hinüber gekommen, hat wieder der spanische General Don Philipp de Silva die Unseren mit 16 Compagnien Reiter scharf angegriffen, so daß, wenn nicht Gott den Unseren Tapferkeit verliehen, auch sonst bei der Landung den Unseren etwas Vortheil gegeben hätte, so würde er (Silva) nicht unterlassen haben sie zurückzutreiben."

Der officielle Bericht von spanischer Seite,[2] gerichtet an den Grafen von Emden, wie der Graf Christoph von Ostfriesland, ein Vetter Gustav Adolfs, im spanischen Dienste gemeiniglich genannt wurde, lautet wie folgt: „Der König ist um vier Uhr Morgens etwa eine Stunde oberhalb Oppenheim über den Rhein gegangen. Es stand an dem Orte von unserer Seite eine Schildwache. Da jedoch die Schweden in starken Haufen landeten, so konnte unsere wachhabende Cavallerie nicht so bald

[1] A. a. O. 772. Bericht des Lars Grubbe, vom 9. December A. St.
[2] Beilage Nr. LXXIX der ersten Ausgabe. Bd. II, 475.

herbeikommen, daß sie nicht schon 2000 Mann Infanterie herüber gebracht hatten. Unsere Reiter, die wohl 500 Pferde stark sein mochten, durchbrachen zweimal die Reihen der Musketiere. Den Stachelwald der entgegen gestreckten Piken konnten sie nicht durchbrechen. Sie waren genöthigt abzuweichen und Raum zu geben. Der König war persönlich anwesend, auf dem ersten Schiffe gekommen."

Weiter sagt der Bericht des Königs: „Aber nachdem sich die Unseren mit Gottes Beistand behauptet und ihn, de Silva, abgeschlagen, auch die in der Schanze das gesehen, sind sie am 7. December mit uns in Accord getreten und haben ihre Schanze verlassen. Darauf haben wir am 8. die Stadt ohne einigen Widerstand, das Schloß mit stürmender Hand genommen. Obwohl wir das gern vermieden und lieber alle Freundschaft als Feindschaft mit den Spaniern gesucht hätten, so haben wir doch, weil wir nach allem Anderen was geschehen, uns nichts Gutes von ihnen zu versehen haben, und sie in aller Weise mit unseren Feinden zusammen gehen und des Thuns derselben sich theilhaftig machen — für gut angesehen ihren Absichten lieber zuvorzukommen als ihnen weiteren Raum zur Ausführung derselben zu gewähren. Weil es nun so weit gekommen ist, daß, wie wir wohl denken können, die Spanier die Gelegenheit dies zu vergelten nicht versäumen werden: so wollen wir gnädigst Euch um Rath gefragt haben, ob auch wir auf unserer Seite das Geschehene für einen Friedensbruch ansehen und demgemäß von Krone zu Krone den Krieg erklären, oder ob wir mit den Spaniern nur in so weit zu thun haben sollen als es die deutsche Freiheit und den deutschen Krieg angeht, oder ob wir endlich uns um die frühere Freundschaft und Neutralität mit ihnen bemühen sollen."

Von dem Plane des Marsches nach der Pfalz, mit welchem Gustav Adolf aus Frankfurt ausgezogen sein wollte, ist dann mit keinem Worte weiter die Rede. Von Oppenheim aus wandte sich der Schwedenkönig gegen Mainz.

Diejenigen Söldner, die in Gernsheim gelegen, so wie die Mehrzahl derjenigen, welche die Burg oberhalb Oppenheim vertheidigt, traten bei den Schweden um, in Allem 600 Mann.[1] Über diejenigen aus der Burg Oppenheim vernehmen wir noch eine andere Nachricht[2]: „Es ist ihnen vor der Unterstellung die Condition gemacht, daß, wo Einer von

[1] Bericht des Lars Grubbe in Arkiv I, 773.

[2] Acten des 30jährigen Krieges F. 50.

ihnen ausreißen würde, die Übrigen alle mit einander gehängt werden sollen — was sie auch mit einem leiblichen Eide bekräftigt."

Der Weg nach Mainz lag dem Schweden offen. Er erließ an den Kurfürsten Anselm Casimir ein Schreiben enthaltend die Aufforderung zu verbleiben.[1] Anselm Casimir würdigte es nicht das Siegel zu brechen. Bei ihm befanden sich die geflüchteten Fürstbischöfe von Würzburg und Worms. In der Nacht auf den 8/18. brachen sie alle drei von Mainz nach Kreuznach auf und weiter von da nach Lysur an der Mosel, um zunächst auf diesem Strome, dann den Rhein hinab nach Köln zu gelangen.

Am 9/19. zog der Schwedenkönig mit 9000 Mann gegen Mainz heran. Von Seiten der Spanier wird berichtet[2]: „Es sind 6000 zu Fuß, und 3000 Reiter. Die Infanterie ist gut und alt, meistens Engländer und Schweden. Ein Theil der Reiter ist gut, der andere nicht viel werth, schlecht beritten und ohne Waffen. Der König läßt den Soldaten Brot und Wein geben. Geld erhalten sie nicht. Die Officiere unter ihm sind übel zufrieden, selbst Oberste müssen den Titel Schelm, Stockschläge und Fußstöße hinnehmen. Der König selber ist ein braver Herr, drei bis vier verschiedener Sprachen mächtig, sehr gewandt in Manieren, in seiner Armee alles beherrschend und Tag und Nacht im Sattel."

Vor Mainz angekommen forderte der Schwedenkönig, am 10/20., die Übergabe. Die Besatzung von 2000 Mann, die zuvor sich vermessen sich bis auf den letzten Mann zu wehren,[3] schien am ersten Tage dies bethätigen zu wollen. Am Morgen des 12/22. jedoch steckte sie die weiße Fahne auf. Am nächsten Tage kam die Capitulation zu Stande. Daran betheiligten sich, außer den Befehlshabern, einige Domherren und Räthe.[4] Kraft dieser Capitulation nahm der Schwedenkönig alle und jede Geistliche und Bürger der Stadt Mainz in seinen Schutz, und verhieß ihr Sicherheit gegen Brand und Plünderung. Der Besatzung ward ein ehrenvoller Abzug mit zwei Stücken Geschütz bewilligt. Dem

---

[1] Bodmann 20, aus dem Mscpte des Weihbischofs Volusius.

[2] Die Beilage LXXIX zur ersten Ausgabe. [3] Bodmann 14.

[4] Das Schreiben Anselm Casimirs bei Bodmann 39. Leider sagt dieser S. 22: er wolle den Leser mit der umständlichen Relation eines Augenzeugen nicht ermüden, und gibt dabei den Inhalt der Capitulation so kurz an, daß die Angabe mit jenem Schreiben des Kurfürsten unvereinbar ist. Erst S. 69 bei ihm stimmt.

Schwedenkönige ward die Stadt und Festung Mainz mit allem Kriegszubehör abgetreten. Noch am selben Tage nahm er Wohnung in der Residenz der Kurfürsten-Erzbischöfe von Mainz, der St. Martinsburg.

„Es schien," sagt[1] bei diesem Anlasse ein venetianischer Historiker, „daß die Fama, welche die Fortschritte des Schweden verkündete, an Schnelligkeit durch seine Thaten überboten wurde." In so weit dies richtig ist, beschränkt es sich nicht auf die Person des Schwedenkönigs, sondern gilt für die schwedischen Waffen insgemein. Der württembergische Amtmann in Möckmühl berichtet[2] dem Herzoge: „Am 11/21. ist die Stadt Eberbach am Neckar auch und zwar nur durch acht schwedische Reiter überfallen und eingenommen worden. Sie haben stattliche Beute gemacht, selbigen Pfaffen, Schultheißen, Stadtschreiber, den Sohn des Jägermeisters aus Heidelberg, wie auch den Schulmeister gefangen genommen." Der Bericht hört sich an, als sähen wir den Wolf in eine Heerde Schafe einbrechen. Ähnlich ist es bestellt mit den gleichzeitigen Erfolgen des FM. Horn.

Dieser, den der Schwedenkönig als Commandanten in Würzburg zurückgelassen, brach von dort, am 11/21. December, mit 600 Mann zu Fuß und einigen Reitern auf gegen Mergentheim,[3] den Sitz des Hoch- und Deutschmeisters in friedlichen Tagen. Es lagen darin 500 Mann Besatzung, die, wie auch die Bürgerschaft, sich anfangs muthig zur Gegenwehr erzeigten. Nachdem am 14/24. das Geschütz zu spielen begonnen, ließ Horn sie sommieren. Sie erklärten sich bereit zur Übergabe. Am 15/25. zog die Besatzung aus nach Dinkelsbühl; jedoch fast die Hälfte trat um unter die Schweden.

Der Marsch Horns ging weiter auf die Reichsstadt Heilbronn. „Man hatte mich persuadiert," berichtet er, „daß selbe Bürgerschaft unserer Partei sehr wohl zugethan, auch sich der Besatzung, nämlich eines Regimentes Lothringer, leicht bemeistern könnte. Das Erstere hat zwar sich wohl befunden, das Andere aber nicht erfolgen wollen. Habe aber dennoch durch göttlichen Beistand, nachdem wir etliche Außenwerke, so der Feind bewacht, mit Force eingenommen, und in selbigen eine Anzahl gefangen und niedergehauen, den Feind, welcher noch 800 Combattanten stark gewesen, gezwungen, den anderen Tag, nachdem ich davor gerückt,

[1] Nani I, 400. [2] Acten des 30jährigen Krieges F. 50.
[3] Horns Bericht im Arkiv II, 339. Dazu Chemnitz 247.

die Stadt mit Accord aufzugeben. Die Garnison ist mit zehn Fähnlein ausgezogen, aber von selbigen über 300 der besten Soldaten bei uns geblieben und (haben) Dienst genommen. Von den Übrigen, deren ungefähr 500 nebst vielen Kranken gewesen, sind, wie mir die Convoi berichtet, auch gar viele zurückgeblieben und zum Theile erfroren, also daß über 200 Mann bei allen Fähnlein endlich sich nicht befunden. Ist also dieses Regiment, so des Prinzen von Pfalzburg und der Lothringischen der besten eins gewesen, fast ruiniert worden."

Dem Könige berichtet[1] Horn: „Ist also dem Allmächtigen zu danken, daß diese Stadt (Heilbronn), welche sowohl an Fortification als Situation so wohl gelegen, daß wenige Städte, so ich in Deutschland gesehen, ihr diesfalls zu vergleichen — durch so schlechte Mittel mit Verlust von nur zwei oder drei Soldaten erobert worden."

Jener andere Bericht Horns fährt fort mit den Worten: „Nachdem mir Gott die Gnade verliehen, daß ich mit so schlechten Mitteln — denn ich ohne die Reiterei über 600 an Musketieren und Dragonern nicht stark gewesen — diesen vornehmen Paß einbekommen, habe ich auch Wimpfen sowohl als mehr Örter den Neckar hinunter bis auf Moosbach besetzt, und in selbigen an unterschiedliche Obersten Laufplätze ausgetheilt."

Der FM. Horn nahm in Heilbronn sein Quartier im Deutsch-Ordens-Hause.[2] Der Comthur dort erhob Einwendungen, weil nach dem Reichsrechte fürstliche Schlösser von Einquartierung frei waren. Horn ließ erwidern, daß, da der König Mergentheim als des Deutsch-Ordens-Meister Residenz inne hätte, nunmehr der Orden sammt dessen Häusern dem Könige gehöre. — Es war das neue schwedische Völkerrecht, den Deutschen dargeboten auf der Schneide des Schwertes, und in erster Linie ausgeübt von dem Repräsentanten desselben, dem Könige selber. Auf den Bericht Horns erwiderte[3] er, daß er ihm das Hoch- und Deutschmeister-Amt schenken wolle, jedoch mit allen Bedingungen, die bisher daran gehaftet.

In ähnlicher Weise rasch wie die Erfolge Horns in Schwaben, waren gleichzeitig diejenigen Bernhards von Weimar in der Unterpfalz. Nur Mannheim erlangte er durch eine besondere Kriegslist. Vor Tagesanbruch erschien er mit einigen hundert Reitern am Thore, gab sich und die Seinen für verfolgte kaiserliche Truppen aus und verlangte Einlassung. Sie ward gewährt. Alsdann wandelten sich die Schutzsuchenden

[1] Arkiv II, 316. [2] Theatrum E. II, 496 b. [3] Arkiv I, 539.

in Feinde und bemächtigten sich der Stadt. Der Commandant rettete sein Leben durch ein Lösegeld, um dann auf den Spruch des Kriegsgerichtes in Heidelberg mit dem Kopfe dafür zu büßen.

Kehren wir zurück zu dem Schwedenkönige in Mainz. Am Tage nach seinem Einzuge dort ließ er in der Schloßkirche eine Dankpredigt halten.[1] Seine Soldaten sagen dazu das Lied:

Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort,
Und steur' des Papsts und Türken Mord usw.

Der König selber, wie der Fortgang darthun wird, meinte es mit diesen Worten, namentlich in Betreff des Türken, nicht so sehr schlimm. — Von dem hohen Domthurme herab verkündete das Wehen der schwedischen Reichsfahne die neue Herrschaft. Mainz sollte fortan der Centralpunct aller Militär- und Staatsoperationen, so wie der Sitz der Regierung der bereits occupierten Länder sein.

Zunächst jedoch lag die Hand des Schweden mit schwerer Wucht auf der Bevölkerung von Mainz. Der Geschichtschreiber der Stadt aus der französischen Zeit, 1812, ein Bewunderer Napoleons I., sucht nach Gründen,[2] „um das beispiellos barbarische Verfahren des schwedischen Regimentes gegen eine unverschuldete Bürgerschaft zu erklären". Es kommt wesentlich auf die Thatsachen an.

Entgegen dem Vertrage der Übergabe, durch welchen der Schwedenkönig der Geistlichkeit und der Bürgerschaft seinen Schutz zugesichert, kündigte er ihnen an, daß sie den Brand und die Plünderung abzukaufen hätten. Er forderte[3] von der Bürgerschaft 80,000 Reichsthaler, mit der hinzugefügten Drohung, daß er, im Falle nicht baldiger Zahlung, die Stadt in einen Steinhaufen verwandeln würde. Die Bürger warfen sich ihm zu Füßen und fleheten um Ermäßigung. Sie erhielten die Antwort: „Ich will ein Schelm sein, wenn ich Euch weiter etwas nachlasse."

Der Geistlichkeit von Mainz legte der König etwa die gleiche Summe auf, 81,000 Rthlr.[4] Sie bemühete sich sofort um eine Anleihe gegen Verpfändung der Einkünfte von Stiftern, Kirchen und Klöstern, namentlich in Frankfurt und in Darmstadt. „Unser Bevollmächtigter," melden sie dem Kurfürsten,[5] „hat sich bis in die dritte Woche bemüht und nichts aufbringen können, aus Ursachen und unter dem aller Orten

---

[1] Bodmann 24. [2] A. a. O. 30.
[3] A. a. O. 32. Der Wortlaut aus dem Mscpte des WB. Volusius.
[4] A. a. O. [5] A. a. O. 34.

erhobenen Vorwande: es seien Stifter und Klöster der Stadt Mainz, zusammt allen und jeden derselben Intraden und Gefällen, der königlichen Majestät in Schweden nunmehr allein und eigenthümlich zugehörig."

Als die Brandschatzung nicht gezahlt wurde, begaben sich die schwedischen Beamten in alle Kirchen, Klöster und Collegien, und verzeichneten die dort vorgefundene geistliche und weltliche Habe.[1] Sie repartierten die Summe der Brandschatzung und bestimmten die Zahlungsfristen. Nach dem Ablaufe derselben wurden die Gegenstände hervorgeschleppt und versteigert. Zu diesem Markte fanden sich namentlich Frankfurter und Hanauer Bürger ein.

Dennoch scheint es nicht, daß diese Verkäufe viel eingebracht haben. Der schwedische Kanzler Oxenstierna, der nachher die Verwaltung in Mainz übernahm, machte die Veränderung, daß er die Hälfte der Brandschatzung, also 40,000 Rthlr., allein auf die Jesuiten schlug,[2] obwohl der König sogleich am Tage nach seiner Ankunft das Collegium mit Mannschaft stark besetzt, alles unter Siegel gelegt, auch alle Güter und Renten sequestriert hatte.[3] Es ergab sich später, daß die Patres zwar im Vergleiche zu dem anderen Klerus sehr viel, an der ganzen Summe aber doch nur eine geringe, nicht über 4000 Rthlr. sich belaufende Quote abbezahlt hatten.[4]

Auch die Bürgerschaft konnte die Brandschatzung weder in Einer Summe zahlen, noch in beträchtlichen Theilen.[5] Die Schatzung ward also häuserweise repartiert, und nach fruchtlos verflossenem Termine die Häuser der Debenten niedergerissen, das Holzwerk verkauft. Daher füllte sich die Stadt mit weit gestreckten Ruinen. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden diese wüsten Stätten allmählich wieder bebauet.

Die Folge des schwedischen Waltens in Mainz war, daß schon im Monate März 1632 Hungersnoth sich einstellte,[6] und demgemäß, im Monate Juni, eine epidemische Seuche. In dem ersten Jahre derselben zählte man 6000 Leichen.

Dem Schwedenkönige lag, wie bisher in allen von ihm besetzten Städten, zunächst die Befestigung von Mainz am Herzen. Daher fürchtete man für die Kirchen und Klostergebäude. Der Dechant zum Liebfrauenkloster sprach in Köln die Besorgnis für sein Stift aus mit den Worten[7]: „Wer kann dafür stehen, daß wenn der Dom mit Pulver aufgesprengt

[1] A. a. O. 41. [2] A. a. O. 57. [3] A. a. O. 56. [4] A. a. O. 61.
[5] A. a. O. 47. [6] A. a. O. 48. [7] A. a. O. 66.

werden soll, nicht auch das angrenzende Liebfrauenstift Schaden erleide oder befreit bleibe von der angedroheten Feindseligkeit? Bisher hat der Schwede, nachdem er der Geistlichkeit und der Bürgerschaft durch Vertrag seinen Schutz verheißen, wider das Völkerrecht diesen Vertrag auch nicht im geringsten Puncte gehalten: folgerecht ergibt sich daraus, daß, wenn nicht zuvor der Dom erhalten bleibt, auch wir, mögen wir zahlen was wir wollen, unserer Kirche nicht sicher sind."

Der Dechant von St. Stephan hatte für seine Kirche besondere Besorgnis,[1] weil sie auf einer Anhöhe gelegen die Stadt dominierte, und weil die Schweden im kurfürstlichen Archive Entwürfe gefunden hatten, nach welchen in früheren Zeiten der Plan erwogen war, an der Stelle der Stephanskirche eine Citadelle zu erbauen.

„Auch[2] hatte der König bereits die Niederreißung aller zu Mainz befindlichen Kirchen, Capellen, Klöster usw. decretiert, welche nur durch die Fürbitte des französischen Gesandten, Marquis de Brezé, verhindert ward. Gleichwohl kamen nur die wenigsten ohne ein blaues Auge davon."

Außer den Festungswerken, die Gustav Adolf rund um die Stadt Mainz anlegte, ließ er gegenüber, auf dem Winkel der Einmündung des Maines in den Rhein, eine neue weitläufige Schanze erbauen, zuerst Pfaffentraub, nachher Gustavsburg genannt.[3] Als Material dazu dienten die Steine der Ruinen der St. Albanskirche in Mainz und überaus vieler zerstörten öffentlichen und Privatgebäude. Der Nachfolger Anselm Casimirs in Mainz, Johann Philipp, verwendete das Baumaterial dieser Schanze für die Festungswerke von Mainz selber.

Der Einspruch, den der Gesandte Brezé gegen die Niederreißung der Kirchen und Klöster von Mainz erhoben, war einer der sehr wenigen von französischer Seite, die bei dem Schweden einen Erfolg hatten. In anderer Beziehung hatten die Häupter der Liga von Frankreich her schwere Enttäuschungen zu befahren.

---

[1] A. a. O. 65.

[2] A. a. O. So der Wortlaut Bodemanns. Leider gibt er keinen bestimmteren Nachweis.

[3] A. a. O. 67.

Sechszehntes Buch.

Das Jahr 1632.

1. Frage der Neutralität für die Liga.

Nach dem Plane des französischen Ministers Richelieu sollte der Schwedenkönig als Söldner im Dienste der französischen Politik der Macht des Kaisers schwere Streiche versetzen, das Reich so zertrümmern, daß auch Frankreich den ihm gelegenen Antheil davon zu nehmen vermöge, — nicht jedoch solle der Schwede die katholischen Reichsfürsten antasten. Das hatte der Cardinal gemeint durch den Vertrag von Bärwalde zu bewirken, welcher von Seiten Schwedens der Liga die Neutralität zusicherte, wenn sie auch ihrerseits dieselbe beweise. Es war der französischen Politik sogar gelungen, das Haupt der Liga, den wegen des italienischen Krieges gegen den Kaiser verstimmten Kurfürsten Maximilian zu einer besonderen Defensiv-Allianz mit Frankreich zu verlocken, am 8. Mai 1631.

Allein der Weg, den der Schwede nach seinem Siege von Breitenfeld einschlug, entsprach nicht dem Interesse der französischen Politik. Nicht links wandte er sich, gegen den Kaiser, sondern rechts, in die Länder der Ligafürsten am Maine und Rheine. Diese richteten ihre Klagen an den König von Frankreich, der sich in Chateau Thierry befand.[1] Wir haben vernommen, daß er von dort aus den Baron Charnacé an den Kurfürsten von Bayern entsandte. Um näher zu sein, brach er von da auf nach Metz, und traf dort ein, kurze Zeit, nachdem Gustav Adolf die Stadt Mainz genommen.

Bei dieser Annäherung an die Ostgrenze verfolgte Richelieu mehr als eine Absicht. Die Gelegenheit war günstig die Festung Moyenvic wegzunehmen, welche der Kaiser auf dem Boden des Fürstbisthumes Metz hatte erbauen lassen. Metz war noch ein Reichslehen, stand aber seit dem Bündnisse des Kurfürsten Moritz von Sachsen mit Heinrich II. von Frankreich, von 1552, unter dem Schutze dieser Krone. Der damalige Fürstbischof hatte die Ehre, wie Richelieu sich ausdrückt,[2] ein

[1] Richelieu VI, 565. [2] A. a. O. 568.

natürlicher Bruder des Königs Ludwig XIII. zu sein. Am 27. December capitulierte Moyenvic.

Ein anderer Beweggrund sich nach Metz zu begeben, war für Richelieu die Besorgnis, daß der Schwedenkönig an dem Herzoge Carl IV. von Lothringen Rache nehmen werde für dessen Kriegeszug, im October, zu Gunsten des Kaisers. Richelieu und Ludwig XIII. zogen es vor, im französischen Interesse den Herzog zur Rechenschaft zu ziehen, besonders wegen der Verbindung, welche Carl IV. mit dem Bruder des Königs, dem Herzoge Gaston von Orleans, unterhielt. Denn nachdem Gaston seinen Bruder den König laut und offen einen Gefangenen des Cardinals Richelieu genannt,[1] die Mutter Maria de Medici in Brüssel bei der Infantin Zuflucht gesucht hatte,[2] war der Streit offenkundig, so sehr, daß Ludwig XIII. damals ein Schreiben seiner, wie Richelieu sagt, spanisch gesinnten Mutter an ihn in Gegenwart des ganzen Hofes ins Feuer warf.[3] Wegen dieser Verbindung mit Gaston hatte Carl IV. von der Nähe Ludwigs XIII. und des Cardinals mit einer bewaffneten Macht zu fürchten. Er eilte nach Metz, unterwarf sich dem Könige und dieser verzieh.[4] Beiderseits harrten sie einer besseren Gelegenheit. Einstweilen begnügte sich Ludwig XIII. damit, durch die Unterwerfung Carls IV. unter ihn Lothringen sicher gestellt zu haben gegen die etwaige Begehrlichkeit des Schwedenkönigs.[5]

Denn bereits begannen die zwei Bundesgenossen, der Cardinal Richelieu und der Schwedenkönig, die nur das mit einander gemein hatten, daß Jeder von ihnen den Anderen für die eigenen Zwecke verwenden und ausbeuten wollte, nun, wo sie einander räumlich näher kamen, mit wachsendem Mistrauen auf einander zu blicken. Das nächste Ziel des Schweden war die Aneignung der Länder der Ligafürsten, dasjenige des Richelieu die Sicherung dieser Länder durch eine Neutralität. Es kam also darauf an, welcher von ihnen den Anderen überlistete oder einschüchterte.

Den ersten Gesandten hatte der Schwedenkönig noch von Höchst aus, einige Tage vor seinem Übergange über den Rhein, nach Metz geschickt. Die Meldung desselben klang wie eine Entschuldigung für den Einbruch in das Priesterland, mit der weiteren Versicherung, daß

[1] A. a. O. 485. [2] A. a. O. 501.
[3] A. a. O. VII, 12. [4] A. a. O. VI, 573.
[5] A. a. O. VII, 6. [6] Geijer III, 203 n. 1.

der Schwedenkönig Niemanden der Religion wegen verfolge. In Mainz erschien dann am 22. December/1. Januar der Herr de l'Isle[1] mit dem Ersuchen: der König möge den Fürsten und Ständen der katholischen Liga, besonders dem Bayerfürsten, Neutralität gewähren, auch sein Land nicht antasten. Der Schwede antwortete[2]: er sei nicht abgeneigt, nur daß es mit Sicherheit für ihn selber geschehe. Diese bestehe darin, daß zuerst die Liga auf alle Feindseligkeit wider ihn verzichte, ihre Truppen von denen des Kaisers zurückziehe, diesem und seiner Partei weiter keine Hülfe leiste, die Truppen abdanke, und daß, damit alle Betrügerei vermieden werde, die unter dem Namen der Abdankung zum Schaden des Königs geübt werden könne — der König von Frankreich die abgedankten Truppen sofort wieder in Dienst nehme, und gegen Spanien verwende. — Aber Frankreich war damals mit Spanien nicht in offenem Kriege.

Mit dem rückkehrenden de l'Isle entsandte Gustav Adolf an Ludwig XIII. einen jüngeren Grafen Horn mit einem Handschreiben,[3] vom 24. December/3. Januar. Dasselbe sagt: wenn auch der Ursprung der Kriege verschieden, so sei doch das Endziel aller die Herstellung des Friedens. Zu diesem Zwecke befinde sich in Mainz, mit Zustimmung des Kaisers, der Landgraf Georg als Vermittler mit Anträgen. Es handele sich nur noch um Ort und Zeit. Ludwig XIII. möge Gesandte dafür ernennen und senden.

Daß der Kaiser und die Liga eine Friedenshandlung wünschten, wußte Gustav Adolf nicht bloß, sondern hatte es auch einige Tage zuvor an Oxenstierna ausdrücklich selber geschrieben.[4] Es hing also nur an ihm. Der Landgraf Georg sagte[5] ihm offen von Gießen aus, am 11/21. December: „Der Allmächtige hat die Wiederstiftung des Friedens nunmehr in die christlichen Hände Ewr. K. Würde gleichsam gegeben und vertrauet."

Gustav Adolf antwortete[6]: „Wie wir an dem ganzen Unwesen und so hoch ausgeschlagenen Kriegsflammen uns vor Gott und in unserem Gewissen wohl rein und unschuldig wissen", usw. — Er gestattete dem

---

[1] Grubbes Bericht in Arkiv I, 775. [2] A. a. O.

[3] Abschrift in Kriegsacten F. 94.

[4] Oxenstiernas brefvexling I², 748: I see af samma acter, att käysaren och papisterne sökia med flijtt att komma till tractat.

[5] Irmer I, 64. [6] A. a. O. 66.

Landgrafen nach Mainz zu kommen. Aus den dann folgenden Berichten des Landgrafen aus Mainz an seine Räthe[1] und an den Kaiser[2] läßt sich klar erkennen, daß es dem Schweden nur darum zu thun war, Zeit zu gewinnen.

Eben auch nur das Hinzögern kann der Zweck jener durch Horn an Ludwig XIII. überbrachten Aufforderung gewesen sein. Gustav Adolf wußte noch nicht, wessen er sich von Frankreich her zu versehen hatte. Er schreibt[3] an Banier, am 23. December/2. Januar: „Der König von Frankreich ist mit einer Armee in der Nähe, und hat ohne Zweifel nichts Gutes gegen uns im Sinne." Einige Tage später, am 31. December/9. Januar, schreibt[4] er an den Reichsrath in Stockholm: „Der König von Frankreich marschiert mit starker Macht heran und ist bereits in Metz: es scheint, daß er uns die Tractaten mit dem Kaiser schwer, und sich daraus eine Ehre machen will."

So viel ist gewis,[5] daß Ludwig XIII. damals an den Kaiser das Erbieten hatte gelangen lassen, im Reiche den Frieden zu vermitteln. Der Kaiser ließ erwiedern, am 3. Januar: aus dem Erbieten erkenne er die Friedensneigung des Königs. Für Italien aber halte der Kaiser fest an den Frieden von Regensburg, und erwarte dasselbe von dem Könige.

Kaum war der Gesandte de l'Isle von Mainz abgereist, als Charnacé von München her eintraf,[6] mit sich bringend die Zusage der Neutralität des Kurfürsten für ihn selber und für seinen Bruder von Köln, so wie für alle Ligafürsten, die binnen einem Monate sich dafür erklären würden. Bei der Überreichung, am 30. December/9. Januar, fügte Charnacé mündlich hinzu, daß zuvor der Schwedenkönig alles zurückgeben solle, was er einigen Ligafürsten genommen. Gustav Adolf antwortete sogleich, daß eine Rückgabe nicht geschehen könne, schlug dagegen die zuvor dem de l'Isle mitgetheilten Bedingungen vor. Doch behielt er das Schriftstück. Als am anderen Tage Charnacé dabei beharrte, daß in der Rückgabe die Grundlage der Neutralität bestehen müsse, schickte ihm der Schwedenkönig das Schriftstück zurück, mit der Erklärung, daß er sich auf die Neutralität hin in keiner Weise zu einer Rückgabe verstehen würde, sondern daß, wenn er endlich etwas zurückgäbe,

---

[1] A. a. O. 108. [2] A. a. O. 113. [3] Arkiv I, 537.
[4] A. a. O. 543. [5] Kriegsacten F. 95.
[6] Lars Grubbes Bericht in Arkiv I, 776. Auch für das Folgende.

dies geschehen würde zu Gunsten eines allgemeinen Friedens. Daß ein solcher zu erreichen sei, bezweifele der König nicht, und er habe dann einen guten Grund mit der Restitution dem Kaiser und Spanien eine Verbindlichkeit zu erweisen, besser als auf eine zweifelhafte Neutralität hin, ohne einen Dank, irgend einem Ligafürsten so große Vortheile wieder einzuräumen. Wenn jedoch Charnacé es dahin bringen könne, daß die vorgeschlagenen Bedingungen angenommen würden, so wolle der Schwedenkönig darauf hin und nicht anders um die Neutralität handeln lassen.

Die Antwort gefiel dem Charnacé nicht: er erneuerte seine Bitte um die Rückgabe. Im anderen Falle werde alle Welt urtheilen, daß der König durch den Krieg sein Privatinteresse suche. Die Bedingungen, meinte er, hätten keine Aussicht auf Annahme. Die Forderung der Entlassung des Heeres der Liga würde diese kaum anhören, geschweige denn eingehen wollen. Er machte einen anderen gewichtigen Vorschlag, wie der Krieg gegen das Haus Österreich und Spanien besser geführt werden könne, wenn die Ligisten ihre Länder zurück erlangten, ihre Truppen behielten, neutral wären, und der König von Frankreich für diese Neutralität Bürgschaft leistete. — Es ward ihm geantwortet, daß, wenn nach seiner Meinung gegen den Kaiser und Spanien der Krieg durchgeführt würde, dies, wenn nicht der Schwede die occupierten Länder bis zum Ende behielte, nicht geschehen könne ohne den Ruin der evangelischen Fürsten. Ohne die Abdankung der Truppen der Liga könne der König sich auf keine Neutralität einlassen. Noch weniger könne man dann einen anderen Krieg führen; denn es sei wider alle Vernunft, zweifelhafte Freunde im Rücken zu belassen. — Endlich versprach Charnacé die Sache in der vom Schwedenkönige verlangten Weise zu führen, ließ jedoch durchblicken, daß er auf einen Erfolg kein Vertrauen habe. Man erwiederte ihm, daß, wenn die Intention des Königs sich verwirkliche, niemals eine bessere Gelegenheit gewesen wäre, den Kaiser und Spanien zu schwächen.

„Dennoch," berichtet Grubbe weiter, „ist er, am 2/12. Januar, wieder zur Audienz gekommen und hat um die Restitution und die Neutralität angehalten, so wie um einen Waffenstillstand, bis darüber abgeschlossen werden könne. Darauf hat ihm der König die Restitution durchaus abgeschlagen, so daß der König davon auf irgend welche Neutralität hin nicht mehr hören will. Lieber wolle er die Länder in die Hände der Spanier geben, und einen allgemeinen Frieden machen. Das hat den Charnacé etwas verwirrt gemacht. — Er deutete dann an, daß

ein anderer französischer Gesandter kommen werde, der Marquis Brezé, Schwager und einziger Erbe des Cardinals Richelieu."

„In allen Conferenzen," schließt Grubbe, „hat Charnacé immer merken lassen, daß, wenn der König die Neutralität nicht zulassen wolle, er von den Franzosen, die katholisch sind, auch wider den Willen ihres Königs nichts Gutes zu erwarten habe. Dagegen versichert er unseren König, daß, sobald er der Liga die Neutralität bewillige, der König von Frankreich sofort mit aller Macht das Haus Österreich und Spanien angreifen werde. Nun steht der König im Bedenken, was er in einer so wichtigen Angelegenheit beschließen solle. Denn es ist offenbar, daß sie es mit der Neutralität nicht redlich meinen, sondern allein Zeit zu gewinnen suchen, um sich zu verstärken und wieder Kraft zu erlangen. Dagegen ist die Feindschaft der Franzosen durchaus nicht zu verachten, und darum hat der König noch nicht beschlossen, was er darauf antworten will. Bis der angekündigte Gesandte ankommt, wird ohne Zweifel in dieser Angelegenheit noch verhandelt werden." — So der Bericht des Schweden aus Mainz, vom 4/14. Januar. Wir haben also unsere Blicke nach Metz zu richten.

Es liegt ein Bericht[1] des Trierischen Gesandten Griesheim vor, niedergeschrieben nach seiner Rückkehr von Metz, zu Köln, am 20. Januar. Er meldet, daß er bei der Gefahr, welche bereits für Ehrenbreitstein und Köln herandrohe, in Metz auf wirkliche Assistenz gedrungen habe. Denn dies berühre die Krone Frankreich nicht weniger als die katholischen Stände in Deutschland. „Wiewohl," fährt er fort, „diese und dergleichen Motive den Herrn Bouthillier, den P. Joseph und andere königliche Räthe dergestalt erregt haben, daß auch der Cardinal Richelieu in vollem Rathe mit weinenden Augen seine Condolenz bezeugt hat: so habe ich doch keine Resolution erlangen können, bis endlich der päpstliche Nuntius, welcher wahrhaftig die deutsche Wohlfahrt und die Erhaltung der katholischen Religion mit Ernst meinen thut, neben mich getreten und eine runde Resolution auch fast mit Importunität begehrt hat. Hierauf hat man zwar wieder tergiversieren wollen, doch endlich durch den P. Joseph

[1] Beilage LXXXVI der ersten Ausgabe, Bd. II, 479. Im Beginne derselben muß es jedoch heißen: „Marggraven von Brezé" statt „Marggraven nach Brüssel". Es ist zu bemerken, daß sowohl die Mémoires du C. de R. t. VII Anfang, als die lettres etc. par Avenel t. IV, 237 et suiv. über dies Verhältnis zu G. A. sehr wenig ausgiebig sind.

rund gestehen müssen: ihre Macht sei noch nicht dergestalt beschaffen, daß sie allein ohne ihre eigene höchste Gefahr uns helfen könnten. Denn zur Zeit noch sei ihre Armee nicht 18,000 Mann stark. Auch würde es für Spanien ein gewünschter Handel sein, wenn sie etwas wagten und dann sich von dem Schweden schlagen ließen, damit hernach der Bruder des Königs seine Absichten durchsetzen könne. Sie wollten aber für dies Mal mit guten Diensten und der ansehnlichen Botschaft des Marquis Brezé es bei dem Schwedenkönige versuchen, und, wenn nichts zu erreichen, alsdann die Besatzungen von den italienischen Grenzen herbeifordern und die katholischen Kurfürsten und Stände keineswegs verlassen. Unterdessen könne man in Frankreich wohl leiden, werde auch der König es nicht übel aufnehmen, wenn man alles kaiserliche und spanische Volk und Hülfe, die zu erdenken wäre, zusammen brächte und sich vertheidigte, so gut man könnte. Ja, wenn der Schwede gar Luxemburg angriffe, so werde der König sogar für Spanien Hülfe leisten. Denn die ex abrupto wachsende kalte mitternächtige Macht sei ihnen jetzt mehr verdächtig als die spanische warme, langsam zunehmende Monarchie. Überdies lasse man den deutschen Kurfürsten und Ständen treulich rathen, daß, wenn auch die Neutralität zugestanden werde, nichts desto minder die Werbungen nachdrücklich fortgehen mögen, dem Vorgeben nach um einen reputierlichen Frieden zu erlangen, allen Umständen aber nach auch zu dem Zwecke den Friedländer in Moderation zu erhalten."

Der Bericht wiederholt: „Die französische Politik zur Zeit ist nicht gut schwedisch. Der apostolische Nuntius hat mir kräftig betheuert: die vornehmsten Rädelsführer, die dem Schweden in den Sattel geholfen, habe es mehr als tausendmal gereut. Wenn es nur Bestand hätte! Man hat sich zur Zeit auf Frankreich nichts Gewisses zu verlassen."

Ob unter denen, welche es reuete dem Schweden in den Sattel geholfen zu haben, sich auch die hauptsächliche Persönlichkeit befand, der Cardinal Richelieu, dürfte schwer zu sagen sein. Seine Thränen im Rathe des Königs sind nicht ein ausreichendes Zeugnis; denn er hatte solche immer im Vorrathe.[1] Sicher dagegen ist, daß er auch bei der Entsendung seines Schwagers Brezé an den Schweden seine Geltung bei diesem noch überschätzte. Seine Empfehlung für Brezé bei Gustav Adolf ist freundschaftlich gehalten.[2] Zugleich schrieb[3] er an den Kur-

[1] Soranzo 290. Bei einer Fürbitte bei ihm um das Leben Montmorencys proruppe in gran lagrime che ha sempre pronte.

[2] Avenel IV, 244. [3] A. a. O. 245.

fürsten Anselm Casimir, der sich in Köln befand: Ludwig XIII. verspreche sich, daß seine dringenden Verwendungen für den Kurfürsten wie für die anderen Häupter der Liga bei dem Schweden Erfolg haben werden. Dieser Meinung entspricht die Instruction[1] für Brezé, deren erster Satz lautet: „Man muß, wenn man kann, die völlige Rückgabe dessen erlangen, was der Schwedenkönig und die ihm verbündeten deutschen Fürsten der katholischen Liga genommen haben."

Am 6/16. Januar traf Brezé in Mainz ein.[2] In der Audienz am 8/18. Januar erneuerten er und Charnacé die früheren Vorschläge. Als der König davon nichts hören wollte, benannten sie den Rhein als Grenze, so daß die festen Plätze am linken Ufer zurückgegeben werden sollten. Gustav Adolf schlug ab. „Am 9/19. Januar legte dagegen er ihnen einige Puncte der Neutralität vor, die hauptsächlich darauf hinausgingen: die Liga solle sich friedlich verhalten, ihre Tuppen auf 10 bis 12,000 Mann in allem verringern; sie soll in keiner Weise, weder heimlich noch offenbarlich, dem Hause Österreich Beistand leisten; sie soll alles zurückgeben, was sie seit 1618 in Niedersachsen den Evangelischen genommen; sie soll den König in ruhigem Besitze dessen belassen, was er von ihnen occupiert. Dagegen wird der König mit ihnen Freundschaft halten, dasjenige was er dem Bayerfürsten, Kurtrier und Kurköln genommen, zurückgeben, und ihre Länder nicht weiter überziehen. Auch soll zwischen dem Pfalzgrafen und dem Bayerfürsten eine friedliche Vergleichung angestellt werden. Während hierüber verhandelt wird, soll vierzehn Tage lang Waffenstillstand sein, jedoch mit Ausnahme der Plätze, welche von schwedischer Seite bereits blokiert sind."

Man sieht, diese Bedingungen reden die Sprache des Siegers, und zwar nicht bloß über die Liga. Mit denselben kehrte Charnacé nach Metz zurück. Brezé verblieb in Mainz.

Der Schwedenkönig brach noch am selben Tage auf, weil Banier von der Elbe her ihm gemeldet,[3] daß Pappenheim mit 10,000 Mann anrücke, um Magdeburg zu entsetzen, und daß er, Banier, sich einer solchen Macht nicht gewachsen sehe. In Hanau traf Gustav Adolf die Königin Maria Eleonora, auf dem Wege zu ihm, geleitet von einer Bedeckung unter dem von Magdeburg her bekannten Obersten Schneidewein.

[1] A. a. O. 252. [2] Arkiv I, 778. Grubbes Bericht.
[3] Arkiv II, 337.



Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim.

Nach Khevenhiller, Contrafet
Kupferstich II, 252.

Die Königin scheint auf deutschem Boden einigermaßen nach der Art ihres Gemahles gehandelt zu haben. Wie er im Dome von Mainz das Lied: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort — anstimmen ließ, so sie in der Stiftskirche zu Fulda,[1] und in anderen Kirchen. Sie lud die geistlichen Herren zur Tafel. Während derselben brachte die Königin, ohne jeden Anlaß, den Cölibat der Geistlichen zur Sprache, mit der Behauptung, es sei Menschen nicht gegeben enthaltsam zu leben. Die Königin jedoch, obwohl in der Gesinnung eins mit ihrem Gemahle, scheint seine Schlagfertigkeit in der Controverse nicht besessen zu haben. Auf die ad hominem gerichtete Entgegnung des Propstes Schwalbach folgte eine Stille.[2]

Nach der Ankunft in Hanau rückte der Schwedenkönig am nächsten Tage weiter vor nach Gelnhausen, um dort abzuwarten, welche weitere Kunde ihm Banier über Pappenheims Verrichtungen senden werde.

2. Pappenheim in den ersten Monaten des Jahres 1632.

Am 23. November hatte der Kurfürst Maximilian eingewilligt[3] in das Erbieten Pappenheims, zwischen der Weser und der Elbe dem Schwedenkönige eine Diversion zu machen. Mit Truppen von dem Hauptheere, meinte jedoch der Kurfürst, werde Pappenheim dahin nicht durchkommen. Er für seine Person allein möge den Rhein hinab fahren, bei dem Kurfürsten von Köln sich anmelden und im Einverständnisse mit diesem die in Niedersachsen und Westfalen zerstreut liegenden Besatzungen von alten Truppen der Liga an sich ziehen. Damit werde er ohne Zweifel „ein schönes Corpo zusammen bringen und nicht allein bastant sein, des Landgrafen (Wilhelm) zu Hessen Progresse in Westfalen und der Enden zu verhindern, sondern auch ferner vermittelst Euerer bekannten rühmlichen Diligenz und Kriegserfahrenheit eine starke und nützliche Diversion gegen den Feind vorzunehmen.“

Auf den Empfang dieses Auftrages zeichnet Pappenheim in einem Schreiben an Wallenstein seine Aufgabe mit den Worten[4]: „Aufs wenigste getraue ich mir — mit Gottes Hülfe — die nothleidenden Besatzungen zu secourieren und von Belagerung zu befreien, viele neue Werbungen zu verhindern, viele bös affectionierte Gemüther in suspenso zu erhalten und einen ziemlichen Theil der sächsischen und hessischen Macht von den oberen Gegenden des Reiches ab und auf mich zu ziehen.“ — Darauf

[1] Komp 125. [2] A. a. O. [3] Röckl 8. [4] Dudik 203.

hin wies Wallenstein die kaiserlichen Befehlshaber im deutschen Nordwesten an Pappenheim.[1] Dies ist besonders deshalb wichtig, weil dadurch auch der Graf Wolf von Mansfeld, Commandant in Magdeburg, dem Befehle Pappenheims unterstellt wurde.

Am 8. December finden wir Pappenheim in Mainz.[2] Er sah voraus, daß weder Mainz, noch Mannheim sich würden halten können. Der Kurfürst Maximilian hatte ihm 200,000 Rthlr. zur Werbung versprochen. Pappenheim dringt auf die Bereitschaft dieses Geldes in Köln, sei es auch durch Wechsel über Venedig oder Mailand. Seine Aufgabe wird ihm immer gewichtiger. „Es ist ja notorisch," schreibt er, „daß um den Krieg aus dem Vaterlande zu bringen, da unten (in Niedersachsen und Westfalen) mit Einem Thaler und Einem Mann mehr als mit hundert allhier gedient ist." — Dies entsprach nicht der Meinung des Kurfürsten. Er konnte nur die Hälfte jener Summe nach Köln senden, zugleich mit dem Befehl,[3] daß Pappenheim sich nicht über die Elbe oder sonst allzu weit wagen solle, damit er für den Nothfall den katholischen Ständen im Süden zu Hülfe eilen könne. Diese Verschiedenheit der Ansichten ist fortan bleibend: Pappenheim trachtet sein Kriegstheater im Norden zu einem selbständigen oder auch gar zum hauptsächlichen zu machen: Maximilian sieht es als secundär an.

Am 30. December/9. Januar hatte Gustav Adolf in Mainz bereits einige Kunde von den Absichten Pappenheims. Er schrieb[4] an Banier, welcher Magdeburg blokiert hielt: „Wir haben vernommen, daß Pappenheim einen besonderen Anschlag vorhaben soll, der Euch und den Entsatz von Magdeburg betreffen möchte. Deshalb ermahnen wir Euch gnädigst, Euch wohl vorzusehen, damit bemeldeter Pappenheim Euch keinen Schaden zufügen könne." Der König fordert Banier auf zu fleißiger Correspondenz mit dem Landgrafen Wilhelm, mit Johann Friedrich von Bremen, mit Ake Tott u. A.

Vom 11. December[5] an weilte Pappenheim eine Reihe von Tagen in Köln, zur Beredung mit dem Kurfürsten Ferdinand, und den anderen Häuptern der Liga, die dort Zuflucht gesucht. Von dort begab er sich über Paderborn nach Hameln, welche Stadt er zum Mittelpuncte seiner Operationen zu machen gedachte. Am 11. Januar war er in Wolfenbüttel.[6] Er hatte 3000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter. Eine Reihe

[1] Dudik 205. [2] Kriegsschriften II², 125. [3] Röckl 11.
[4] Arkiv I, 540. [5] Röckl 11. [6] A. a. O. 12.

von Hoffnungen war bereits fehl geschlagen. Er hatte gerechnet auf die nach Capitulation aus Rostock ausgezogene Besatzung. Sie hatte sich theils bei den Schweden untergestellt, theils zerstreut und verloren. Rings umher standen die Feinde in Waffen. Da war der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel in seinem Lande, der Herzog Wilhelm von Weimar auf dem Eichsfelde, der Herzog Georg von Lüneburg als der General des Kreises Niedersachsen. Die Truppenzahl der Genannten allein betrug 28,000 Mann. Ferner standen in Waffen die Herzöge von Mecklenburg und mit ihnen der Schwede Ake Tott, Johann Friedrich von Bremen, diese alle entfernt. In der Nähe jedoch hielten der Schwede Banier und der Engländer Hamilton die Stadt Magdeburg blokiert. Abermals daher entsandte Pappenheim nach München seine dringende Bitte um Geld zur Werbung. Man wolle doch nicht glauben, sagt er: „daß die neuen Werbungen den Unterhalt schwer machen. Dies ist ganz falsch. Denn je mehr ich mich stärke, desto mehr Quartiere und Länder umfasse ich, und desto besser kann ich mich erhalten, weiter stärken und versichern; aber das Werk will menagiert sein von Einem, der nichts als die Sache consideriert." Wir sehen also das Kriegessystem des Mansfeld und des Wallenstein aufgenommen von Pappenheim, mit dem großen Unterschiede jedoch, daß jene ihre Personen voranstellten, Pappenheim die Sache.

Es darf dabei nicht unerwähnt bleiben, daß Pappenheim in seiner eigenen Umgebung nicht immer volle Zustimmung fand. Der ihm nächst stehende General Gronsfeld schreibt[1] in denselben Tagen: „Es kommen täglich neue seltsame und fast unerhörte Anschläge und Impresen auf die Bahn, so daß ich für meine Person nicht mehr weiß, wie ich mich darin finden soll. Wollte lieber hundert Meilen von hinnen als dabei sein; denn ich befürchte, es möchte endlich einen bösen unverhofften Ausgang gewinnen."

Der Bericht Pappenheims vom 11. kommt dann wieder zurück auf die ihn umgebenden Gegner. „Feindlich ist mir das ganze Land, Wasser und Erde, ausgenommen der Himmel. Eben bin ich im Werke begriffen, den Succurs für Magdeburg, welches ohne meine Ankunft sich gestern, am 10. Januar, dem Feinde ergeben hätte, im Namen des Herrn der Heerscharen vorzunehmen, und zu sterben oder der christlich katholischen Kirche und der kurfürstlichen Dt. diesen Dienst zu erweisen." — Es fragt sich also um den Stand der Dinge in Magdeburg.

[1] Röckl 14.

Beim Abzuge von da im Anfange Juni, hatte Tilly[1] reichlich 5000 Mann unter dem Grafen Wolf von Mansfeld dort belassen. In Folge der Schlacht von Breitenfeld war die Stadt nach allen Seiten abgeschnitten. Dem Schwedenkönige aber lag hoch und viel an der Stadt als dem Schlüssel des Elbstromes. Er entsendete Banier und Hamilton gegen sie. Die Streitkräfte Beider, zusammen etwa 10,000 Mann, durch die Witterung hart mitgenommen, namentlich die Engländer und Schotten unter Hamilton, reichten nicht aus zu einer eigentlichen Belagerung. Indem sie die Stadt blokiert hielten, setzten sie ihre Hoffnung auf den darin bevorstehenden Mangel an Brot. Die Ursache dessen war,[2] daß im August zuvor Tilly, nachdem er gleich nach der Eroberung die Stadt genügend verproviantiert, selber auf seinem Rückzuge von Werben her in Wolmirstedt einen Theil der Vorräthe von Magdeburg für sein darbendes Heer abgefordert hatte. Andere Berichte sagen,[3] daß der Vorrath an Lebensmitteln noch auf längere Zeit gereicht haben würde, scheinen aber nicht zu unterscheiden zwischen Fleisch und Brot. Wir vernehmen sogar, daß der General Mansfeld einmal das Streifen nach Kursachsen hinein, das Einbringen von Rindvieh und Schafen von dort sehr misbilligt, alles Genommene zurückgegeben und die vier Officiere der Streifpartei mit dem Tode bedroht habe.[4] Die Erklärung dieses Verfahrens dürfte in dem kaiserlichen Befehle zu finden sein, der nach Breitenfeld die Schonung von Kursachsen forderte. — P. Wiltheim, der im Vertrauen Mansfelds war, berichtet, daß zu Ende des Jahres 1631 die Lebensmittel für die 10,000 Köpfe in der Stadt nur noch auf Einen Monat reichten. Wie der Schwedenkönig unablässig den Banier mahnte, so erließ dieser wiederholt Aufforderungen an Mansfeld, daß er bei dem Mangel an Aussicht auf Entsatz, dem vergeblichen Widerstande ein Ende machen möge. Dennoch leuchtete für diesen zum ersten Male ein Hoffnungsstern empor in der Nacht vom 27./28. December. Ein Soldat vom Regimente seines Bruders, des Grafen Philipp von Mansfeld, gelangte in die Stadt, mit der mündlichen Nachricht, daß Pappenheim Entsatz bringen werde.

Es vergingen einige Tage, in denen doch der Zweifel überwog, ob ein Entsatzheer durch die Schweden gelangen könne, welche Sachsen und

[1] Bericht vom 3. Juni bei Wittich 683.

[2] Itinerarium Wilthemii, dem hauptsächlich ich hier folge.

[3] Vandhauer 283. [4] A. a. O. Dazu Pappenheims Bericht bei Röckl 20.

Thüringen besetzt hielten. Deshalb berief Mansfeld einen Kriegsrath über die Frage, ob man ostwärts durch das rechtselbische Sachsen und Brandenburg nach Schlesien durchbrechen könne. Als der Kriegsrath, zu welchem Mansfeld auch den P. Wiltheim zugezogen, diese Frage verneinte, gab Mansfeld seiner Gesinnung Ausdruck in den an Wiltheim gerichteten Worten: Pater mi, nobis hic erit moriendum!

Am Neujahrstage bewirthete Mansfeld seine Officiere und gab der Mannschaft Geschenke. Sie Alle hatten guten Muth. Unterdessen hatte jedoch auch Banier vernommen, daß die Besatzung auf die Ankunft Pappenheims hoffe. Er ließ verlauten: er werde Pappenheim entgegen gehen, ihn schlagen und dann keine Capitulation mehr gestatten. Bei dieser Lage der Dinge entschloß sich Mansfeld, um dem Kaiser die Truppen zu erhalten, dennoch auf Verhandlungen einzugehen. Am 25. December/4. Januar um Mittag traten auf freiem Felde zwischen Magdebnrg und dem Heere Baniers je drei Officiere von beiden Seiten zusammen. Die Kaiserlichen verlangten freien Abzug nach Großglogau. Der Weg dahin führte durch kursächsisches Gebiet. Darum wandte[1] sich Banier an den Kurfürsten Johann Georg. „Meines Ortes," schreibt er, „sehe ich nicht, wie ich bei sothanem Zustande meiner Armee, die in dieser grimmigen und hart anhaltenden Kälte in den abgebrannten Dörfern beinahe ganz unter dem bloßen Himmel logieren muß, wo auch der Proviant uns ziemlich schmal fallen will, diese Bedingungen ausschlagen soll." Damit daher dieser hochwichtige Platz dem Feinde entzogen werde, bittet Banier den Kurfürsten den Durchzug zu gestatten.

In der Erwartung der Antwort des Kurfürsten war festgesetzt, daß am 27. December/6. Januar ein schwedischer Oberst zum Zwecke des formellen Abschlusses in die Stadt geschickt werden solle. Bereits hatte für diesen der Graf Mansfeld als Quartier in der Möllenvogtei dasjenige des P. Wiltheim angewiesen, der dafür in das Liebfrauenkloster übersiedeln sollte.[2]

In der Nacht zuvor, also auf den H. Dreikönigstag, langte endlich ein Bote Pappenheims an, der achte, den er entsendet, der erste, der durchkam, mit einem Briefe an Mansfeld, daß er sich auf dem Wege befinde und bald eintreffen werde. Mansfeld schickte daher den schwedischen,

---

[1] Das Schreiben Baniers bei G. Droysen, das Auftreten Pappenheims 30.

[2] Vandhauer 289. Die Thatsachen richtig, nicht die Daten. P. Wiltheim war persönlich betheiligt.

in Magdeburg weilenden Trompeter an Banier zurück, mit einem kurzen Briefe,[1] daß er wegen zugesicherten Succurses nicht weiter tractieren dürfe, sondern nach Pflicht und Ehre denselben erwarten müsse.

Vier Tage später langten im Morgengrauen in Magdeburg vier Reiter an, die, mit Verlust eines fünften Genossen, von Helmstädt her durch das schwedische Lager gesprengt waren. Sie brachten für Mansfeld die Meldung, daß Pappenheim nahe sei, nicht jedoch zu dem Zwecke Magdeburg zu entsetzen, sondern um die dortige Besatzung mit seinen Truppen zu vereinigen, die Stadt dagegen, nach möglichster Zerstörung der Werke, den Schweden zu überlassen. Zum Zeichen der Überkunft der Reiter verlange Pappenheim dreimaliges Abfeuern des schwersten Geschützes in der Abenddämmerung. So geschah es, mit doppelter Ladung. Der Knall ward in Helmstädt vernommen.

Gemäß der alten Kriegesregel: bella constant fama — hatte Pappenheim schon von Wolfenbüttel aus verkünden und durch allerlei Mittel glaubhaft machen lassen, daß er anziehe mit 10,000 oder gar mit 20,000 Mann. Die Wirkung alles dessen auf Banier gibt sich kund in seiner Meldung[2] an den Schwedenkönig, aus Salbke, vom 1/11. Januar.

„Ewr. K. M. soll ich unumgänglich in aller Unterthänigkeit nicht bergen, daß mir eine Zeitung nach der anderen von unterschiedlichen gewissen Orten einkommt, daß Pappenheim in starken Märschen anziehe, um Magdeburg zu entsetzen, welches, vor acht Tagen bereits zum Accord willfährig, nunmehr aber deswegen ganz anderen Sinnes worden ist. Maßen denn mir diese Nacht im Vertrauen berichtet worden, daß er (Pappenheim) mit 8000 zu Fuß und 2000 zu Pferd, auch vielen Kanonen und anderen Kriegspräparatorien heut diese Nacht zu Assenburg gelegen habe und gewis auf mich zugehen werde, damit Magdeburg von mir quittieret werden möge. Wenn denn nun ich mit meinem bei dieser Winterzeit und durch so langwierige Blokierung sehr abgematteten Volke, ohne Hazardierung des Staates Ewr. K. M. dieser Orten, mir nicht getrauen darf, ihm im Felde zu begegnen, so lange bis ich secundiert werde: Als bin ich resolviert, mich mit dem Volke hinter die Saale zu retirieren, und dieselben Pässe möglichst zu defendieren und zu behaupten, weil J. F. Gn. der Herzog von Weimar auf mein Ersuchen heute

[1] Das Schreiben bei G. Droysen, das Auftreten usw. 30.

[2] Arkiv II, 337.

geschrieben, mir in solchem Nothfalle zu assistieren. Sobald mir nun solcher Succurs zukommt, hoffe ich zu Gott, es solle der Feind nicht allein diese Örter bald wieder quittieren, sondern (es soll ihm) auch schwer gemacht werden, die übrigen, so er noch hat, zugleich zu maintenieren."

Dennoch mag es bei der Abfassung dieses Schreibens dem General Banier zweifelhaft geworden sein, ob die angegebenen Gründe zur Rechtfertigung seines Rückzuges genügten. Er fügt zur weiteren Entschuldigung noch einen merkwürdigen Bericht[1] hinzu. Er erzählt, daß die Königin, wider seinen Rath bei den Bewegungen Pappenheims einige Tage in Leipzig oder Wittenberg zu verbleiben, sich am 28. December/7. Januar nach Naumburg begeben habe. „Was doch J. M. keinermaßen zuzuschreiben, sondern vielmehr in allen Dingen dem Obersten Schneidewein — den Gustav Adolf zum Commandanten in Halle gemacht — welcher wider meinen expressen Befehl mit seinem Volke ehestens zu mir zu stoßen, sich vorbei nach Leipzig gemacht, und J. M. sein Volk zur Convoi angeboten, maßen er denn auch zu dem Ende mit dessen meisten Theile mit Deroselben gezogen, wodurch ich denn in meinem Vornehmen, dem Feinde nicht also zu weichen, sondern vielmehr den Kopf zu bieten, einzig und allein verhindert worden, also daß nunmehr seinetwegen, weil er lieber, wie er allhier den Ruhm und Nachklang hat, den Rücken als die Stirn dem Feinde bietet, Magdeburg entsetzt und diese Länder vollends ruiniert werden."

Was immer man von dieser Entschuldigung an sich selber halten möge, so ist doch der Unmuth und die Geringschätzung, die sich darin gegen den Obersten Schneidewein ausspricht, ein beachtenswerthes Moment. Es war damals gerade ein Jahr verflossen, daß Falkenberg den Schneidewein, den ersten der Urheber des Jammers von Magdeburg, wegen seines Verhaltens von Neuhaldensleben als Feigling in Magdeburg hatte austrommeln lassen.

Der Abzug der Schweden geschah so eilig, daß die Plünderung ihres Lagers am nächsten Tage sich der Mühe verlohnte. Dann ward es angezündet. Unterdessen kehrten jene vier reitenden Boten Pappenheims zu ihm zurück. Auf ihren Bericht setzte er sich in Marsch, und traf am 4/14. Januar in Magdeburg ein. Die Truppen, die er mit sich führte, waren gering an Zahl, 1000 Mann zu Fuß und 600 Reiter,

[1] A. a. O.

jedoch ausgesucht an Qualität.[1] Auf die nähere Kunde des Abzuges ließ Pappenheim den Obersten Bönnighausen mit einer Anzahl Reiter den Schweden nachsetzen.[2] Nicht wenige Schweden wurden erschlagen oder gefangen, so wie „achtzehn Karren auf zwei Rädern erbeutet, deren eine jede acht kleine Stücklein gehabt, und ein Orgelwerk genannt wird".

Überhaupt zog der Erfolg Pappenheims mit Magdeburg die gewöhnlichen Consequenzen nach sich. „Es laufen Gottlob," schreibt[3] er am 17., „die Soldaten haufenweise vom Feinde hinweg. Ich gebe Jedem, der wieder kommt, einen Monatssold. Der Feind hat auch bereits Calbe verlassen und lauft auf Halle zu. Im Marschieren muß er seine Reiterei zurücklassen und die Infanterie damit bewachen, auf daß sie nicht zu mir laufen. Ich folge ihm nach, so weit es sich gebührt, und die Gefahr für Andere mir zuläßt." Er berichtet einzelne Erfolge, dann wie er[4] „auch meine ziemlich abgematteten lieben Soldaten mit der Ausplünderung von Gommern, Schönebeck und Salze wiederum ergötzt und erquickt habe". Indem er dem Kurfürsten Maximilian den Verlauf der Sache berichtet, fügt er doch die Verwahrung hinzu[5]: „Daß dies, indem ich mit so wenigem Volke gegen eine so große und ungleiche Anzahl gegangen, von mir nicht aus Temerität, sondern aus pur lauterer Noth und, so zu sagen — aus unumgänglicher Desperation — weil ich das Magdeburgische Volk bei mir haben, oder ohne dies mich doch hätte verlieren müssen — die Schanz in Gottes Namen gewagt und glücklich vollendet habe."

Pappenheim und Mansfeld vereinbarten in Magdeburg die Übergabe der Truppen. Da man die Festung Magdeburg nicht behaupten konnte, so gab es die Consequenz, daß man die Werke zu schleifen suchte, so weit das in der kurzen Frist weniger Tage möglich war. Die schwersten Geschütze, dreizehn an der Zahl, wurden auf die Elbbrücke geführt und dort in den Strom gestürzt.[6] Die leichteren Kanonen wurden zum Mitnehmen bestimmt, die überzähligen Waffen verbrannt, und eben so vor dem Abzuge die Brücke und die Elbschiffe angezündet. „Das gab eine solche Flamme und Rauch unter einander, daß es der Hölle gleichen möchte."

[1] Itinerarium W.: peditum vix erant mille, equites sexcenti, ac tormenta aenea quattuordecim.

[2] Bandhauer 290. [3] Röckl 16. [4] A. a. O. [5] A. a. O. 20.

[6] Bandhauer 291. Andere Berichte bei G. Droysen, das Auftreten usw. 34.

Auch da noch und bis in die letzte Stunde ward die Umgegend durch Gerüchte getäuscht. Namentlich lief in Zerbst das Gerücht um, daß Pappenheims nächster Marsch sich die Stadt Zerbst zum Ziele gesetzt habe.[1] „Was nun solches (Gerücht) für einen Schrecken, Angst, Winseln und Wehklagen allhier verursacht, das ist nicht zu beschreiben." So am Abende des 7/17. Januar. Am Morgen des 8/18. jedoch berichtete der Thürmer wahrzunehmen, daß Magdeburg in vollem Feuer stehe.[2] Zugleich kamen andere Nachrichten ein, daß der Aufbruch von Magdeburg aus nicht ostwärts, sondern westwärts gerichtet sei.

Dem P. Wiltheim ließ Pappenheim einen besonderen Wagen stellen, damit er darauf die Reliquien, namentlich den Schädel des h. Mauritius, und die kirchlichen Gewänder aus dem Dome fortführe.[3] Die nach dem Brande geretteten Kinder, für die P. Wiltheim Sorge getragen, überwies Pappenheim dem bis dahin gefangenen Dr. Gilbert, Prediger zu St. Ulrich, und gab ihm dafür die Freiheit. Am 20. Januar, bei starrendem Eis und Schnee, geschah der Aufbruch. Eine Strecke weit außerhalb der Stadt wurde das Heer aufgestellt, noch einmal zurückzublicken auf Magdeburg und namentlich den Heideck. Dieser, unterminiert mit vielen Tonnen Pulvers, sollte zusammen stürzen. Es erfolgte die Explosion, „ein solches erschreckliches Krachen und Donnern, als wäre Himmel und Erde über einen Haufen gefallen. Und als man sich umsah, war der Rauch und Dampf so groß und dick, daß man im geringsten nicht sehen konnte was über der Stadt geschehen war." So Vandhauer.[4] Anders Wiltheim. „Nachdem der Rauch sich verzogen, sah man von ferne den Heideck stehen wir zuvor.[5] Die Flamme war seitwärts ausgebrochen."

Pappenheim zog nicht direct westwärts auf Hameln, sondern in einem nordwärts convexen Bogen. Er erreichte Burgdorf zwischen Celle und Hannover. Es war seine Absicht den Herzog Georg zu treffen. Der ältere Bruder jedoch, Herzog Christian in Celle, erneuerte die Versicherung seiner Treue für den Kaiser und bat um die Verschonung seines Landes. Darum, schreibt[6] Pappenheim an den Rath der Stadt

---

[1] G. Krause II, 359. Kanzler und Rath an den Fürsten Augustus.
[2] A. a. O. 379. [3] Itinerarium W.: Auch für das Folgende.
[4] Vandhauer 291.
[5] Istud (fortalitium), flamma per latus erumpente, stetit immotum.
[6] V. d. Decken II, 306. Schreiben Pappenheims vom 23. Januar.

Hannover, habe er für dies Mal sein Vorhaben eingestellt, mit der Forderung jedoch, daß die Stadt ihm 12,000 Rthlr. zahle.

Nach Hameln zurückgekehrt sah Pappenheim um sich 10,000 Mann. Von dort aus erstattete er am 31. Januar dem Kurfürsten ausführlichen Bericht. Darin trug er sich mit großen Entwürfen. „Wissen demnach," schreibt[1] er, „Ew. Kurf. Dt. mich in allhiesigen Landen umringt von acht Generalen und ihren Armeen — ohne das was die Generalstaaten, Kursachsen und die Hansestädte täglich zu Hülfe schicken —: mit diesen allen getraue ich mich mit Gottes Hülfe wacker herum zu beißen: durch die Vortheile der Lage der festen Plätze und Pässe und anderer guten Kriegsstücke mich ihnen gleich, durch die Vortheile der Werbung und der von Ewr. Kf. Dt. gnädigst bewilligten 100,000 Rthlr. aber — für die Ewr. Kf. Dt. ich unterthänigsten Dank sage — mich ihnen allen überlegen zu machen und — was das vornehmste ist — alle ihre Macht von dem Oberlande abzuhalten, den niedersächsischen Kreis zu behaupten und eine Armee von 40,000 Mann inner vier Monaten auf die Beine zu bringen."

Eben darum aber dringt Pappenheim mit starkem Nachdrucke auf die Zahlung des ihm für sein Unternehmen versprochenen Geldes. In der weiteren Erörterung kommt er noch auf einen anderen neuen Plan. „Wenn aber," schreibt[2] er, „Ew. Kurf. Dt. auf Einmal und mit Einem Worte zu sagen, das Werk wieder auf die Beine bringen und den Feind in völlige Confusion setzen wollen, so wäre es um ein 15 oder 20,000 Ungarn oder Kosaken zu thun. Wenn diese unversehends sich gegen Thüringen zu machten, und ich ihnen von hier aus entgegen zöge und mich mit ihnen conjungierte, so wäre es gethan. Der König käme in die Sprünge: er müßte gehend werden, und den Main und den Rhein verlassen, wollte er anders nicht von allen den Ländern, die er im Rücken hat, abgeschnitten werden, auch alle seine Freunde und Helfer ruinieren lassen. Ich halte dafür, daß man dergleichen Leute leicht um ein Geringes zur Hand bringen könnte."

„Und ist Zeit über Zeit," schließt er, „daß man dem Werke, weil es noch zu remediieren, auf den Grund greife. Wozu ich denn verhoffe, mit diesem Magdeburgischen Succurs einen so guten Anfang gemacht und dem gemeinen Wesen einen so ersprießlichen Dienst geleistet zu haben, als wenn Ewr. K. Dt. ich eine Feldschlacht erhalten hätte."

---

[1] Röckl 21. [2] A. a. O. 22.

Die That von Magdeburg blieb für Wochen lang die einzige von Gewicht, die Pappenheim verrichten konnte. Auf die Meldung, daß er von Magdeburg wieder abgezogen, kehrte[1] der Schwedenkönig von Gelnhausen um nach Frankfurt. Er entsandte den Secretär Grubbe an den Landgrafen Wilhelm und an Banier, um den Stand der Dinge zu erkunden und sie aufzufordern, daß sie zugleich mit dem Herzoge von Weimar und mit dem General Tott trachten sollten, Pappenheim in die Klemme zu bekommen. Grubbe[2] traf Weimar und Banier, die bei Osterwiek ihre Truppen vereinigt hatten, bei Salzgitter, am 22. Januar/1. Februar. „Nachdem ich," schreibt Grubbe, „ihnen den Befehl Ewr. Majestät eröffnet, und sie auch aus sicherer Nachricht wissen, daß Pappenheim nicht bloß eine Armee zusammengebracht, sondern auch die Absicht habe, den Landgrafen anzugreifen, sind sie resolviert morgen aufzubrechen und sich bei Münden mit dem Landgrafen zu vereinigen. Inzwischen soll an Pappenheim die Anfrage ergehen, ob er sich den Bedingungen der Neutralität fügen wolle. Weigert er, so vermuthet man, daß, nächst Gottes Hülfe, diese Truppen mit denjenigen des Landgrafen, der mindestens 2500 Reiter und 1000 Dragoner dazu bringen kann, ausreichen werden den Feind zu ruinieren. Zu welchem Ende sie auch beschlossen haben, ihn aufs äußerste zu verfolgen, auf daß sie dann auch seine Quartiere ausnutzen, und, sobald alles gesichert, sich nach dem gnädigsten Befehle Ewr. M., um die Werbungen aufs höchste befleißigen können."

Diese für Pappenheim bedrohlich klingenden Worte gingen dennoch nicht in Erfüllung. Es gelang einer Abtheilung der Weimarischen Truppen, das ligistische Regiment des Obersten Löbel unweit Hameln aufzureiben.[3] Pappenheim selber zog sich über die Weser weiter westwärts, und erhob dort von den Städten Lemgo, Bielefeld, Herford schwere Contributionen. Banier und Weimar folgten ihm nicht dahin.

Unterdessen entwarf[4] Gustav Adolf, am 26. Januar/5. Februar, einen anderen Kriegesplan gegen Pappenheim. Der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel solle die Führung übernehmen, das Corps des Generals Tott aus Mecklenburg an sich ziehen und dann mit geeinigter Macht offensiv gegen Pappenheim vorgehen. Der Herzog Georg von Lüneburg solle unterdessen Wolfenbüttel blokieren, Johann Friedrich von Bremen im Erzstifte an dem Obersten Gronsfeld sein Heil versuchen. Die

[1] Bericht Oxenstiernas in Arkiv II, 352. [2] A. a. O. 348.
[3] V. d. Decken II, 44. [4] Arkiv I, 557.

Offensive gegen Pappenheim indessen ward stark eingeschränkt durch den Zusatz: „Jedoch werden J. F. Gn. der H. Landgraf sich auf das höchste hüten, daß Sie, summa rerum, keine Schlacht committieren und ohne evidenten und fast infallibilen Vortheil sich ohne expresse Ordre dazu nicht bewegen lassen, sondern dem Feinde nur alle Vortheile abschneiden, hingegen Ihre eigene Soldatesca conservieren und so viel als immer möglich verstärken mögen."

Der Befehl ist besonders deshalb von Interesse, weil sich daraus das Urtheil Gustav Adolfs über Pappenheim und dessen Gegner erkennen läßt. Praktische Folgen hatte er zunächst nicht, weil sich die Dinge sehr bald änderten, und einstweilen jeder der verschiedenen Gegner Pappenheims fortfuhr, nach eigenem Ermessen zu handeln. Weimar und Banier trennten sich. Der Letztere kehrte zurück ins Erzstift Magdeburg. Der Erstere brachte eine Besatzung in Goslar ein.[1] Von dort aus zog er in das Leinethal, besetzte Northeim und rückte nahe an Göttingen. In der Stadt waren nur etwa 300 Mann Besatzung unter einem Hauptmann. Der Herzog forderte die Übergabe, am 8/18. Februar. Der Hauptmann verweigerte. In der Morgenfrühe des 11/21. Februar ordnete der Herzog Wilhelm an acht Stellen zugleich den Sturm an. Er gelang. Pappenheim berichtet[2]: „Die Priester und Mönche sind übel tractiert, theils ermordet, Einer auch gar geschunden, und davon gefressen worden. Die Klosterjungfrauen gefangen, und auf der Gasse öffentlich und jämmerlich bei den Haaren geschleift worden."

Von Göttingen aus sandte der Herzog Wilhelm an den Rath von Duderstadt und die Landstände des Eichsfeldes einen Trompeter mit der Aufforderung, sich in der Güte zu bequemen und sich dem Könige von Schweden zu unterwerfen.[3] Es geschah. Die Soldaten in Duderstadt präsentierten dem Herzoge ihr Fähnlein und traten der Mehrzahl nach um.

Ähnlich griff der Landgraf von Hessen-Cassel um sich. Einige Orte im Stifte Paderborn, denen er früher Contribution auferlegt, hatten nach der Ankunft Pappenheims sich der Zahlung geweigert und ligistische Besatzung eingenommen.[4] „Solche Orte abermals zum Gehorsame zu bringen, versammelte der Landgraf seine Truppen. Er begab sich erstlich vor Warburg, woselbst etliche hundert Mann vom Feinde lagen. Er eroberte sie mit stürmender Hand und hieb viele darin nieder. Als die

[1] Theatrum E. II, 616. Chemnitz 290. [2] Röckl 33.
[3] Chemnitz 291. [4] A. a. O.

zu Stadthagen und Volkmarsen dies erfuhren, haben sie sich mit Accord ergeben."

Die Frage, warum nicht diese Kriegeshäupter gemäß dem ihnen von dem Secretär Grubbe überbrachten Befehle des Schwedenkönigs gemeinsam gegen Pappenheim handelten, dürfte sich am sichersten lösen aus einem Schreiben[1] des Landgrafen Wilhelm an seinen Vertrauten Wolf. „Banier," heißt es darin, „habe beim Trunke gesagt: wenn wir uns conjungieren, so schlagen wir Pappenheim gewis. Wer hat es aber dann gethan? Der Landgraf? Gleich als wollte er sagen: davon habe ich keine Ehre, sondern der Landgraf: ergo will ich nichts thun."

Die Folge also war, daß jedes dieser Häupter für sich selber handelte, für sich selber zu nehmen, zu greifen oder festzuhalten suchte, was ein fremder König, um sie zu Werkzeugen seiner Eroberungen zu machen, von dem Eigenthume ihrer katholischen Nachbaren ihnen geschenkt hatte. Darum brachten sie den Jammer ihres Krieges, den sie Religionskrieg nannten, weil sie die Katholiken mishandelten, über die Schwachen, die sich beugen mußten unter den jedesmal Stärkeren, um dann wieder dafür daß sie sich gebeugt hatten, der Rache des noch Stärkeren ausgesetzt zu sein. Für Pappenheim dagegen war die Nicht-Einigung, das Nicht-Zusammen-Wirken seiner zahlreichen Gegner negativ ein großer Vortheil.

Dennoch vermochte er nicht viel. Noch dazu sandte der Kurfürst Maximilian wiederholt ihm den Befehl der Abberufung an die Donau. Nach einem Kriegsrathe mit Gronsfeld, Lerchenfeld und Anderen, in Hameln, am 26. Februar, legte Pappenheim in einem ausführlichen Schreiben[2] die Gründe dar, die für sein Verweilen zwischen Weser und Elbe und gegen seinen Hinaufmarsch sprächen. Seine Mittel reichten nicht, um durch alle Feinde hindurch seinen Weg sich so zu erkämpfen, daß er mit einer namhaften Anzahl anlangen würde. „Sollte ich dann, durch Gottes Verhängnis, mit so wenigem Volke auf dem Wege von den Feinden zertrennt und dieselben dadurch noch immer mehr gestärkt werden, so würden sie ihre Intention in diesen Landen, bevorab in den Erz- und Stiftern Magdeburg, Bremen, Halberstadt, Hildesheim (Osnabrück), Verden, Münster, Minden und Paderborn, wo nicht auch zugleich Köln, ohne sondere Bemühung erhalten." Pappenheim hofft dagegen auf Vereinigung mit dem O. Reinach in Stade.

[1] Rommel VIII, 191 n. 254. [2] Dudik 336.

Einige Tage später, am 4. März, richtet Pappenheim von Lübbe aus an die geistlichen Fürsten in Köln eine ergreifende Klage.[1] „EE. Kfftl. und F. Gnaden apprehendieren leider noch nicht, wie ich wohl vermerke, die hohe Importanz der hiesigen Expedition, und wie nunmehr mit mir alles auf die Spitze des Verderbens und Unterganges der ganzen katholischen Kirche in Deutschland gestellt ist; (denn) sonsten würden Sie es so weit nicht kommen lassen. Wenn der Feind noch einmal so stark als ich wäre, wollte ich mich schämen, EE. Kf. und F. GG. zu importunieren; aber er ist es wohl dreimal: darum darf ich das Geringste nicht hazardieren. Denn, wenn ich schon einen Theil davon schlüge, so wären doch noch zween andere da, von denen jeder stärker ist als ich bin. Verliere ich dagegen Einmal, so ist es mit mir gethan, und es kommen Ewr. Kfftl. Dt. alsdann aufs allerwenigste 30,000 Mann auf den Hals, die ich bisher mit meinem Häuflein allhier, wie ein Damm im Wasserstrome, aufgehalten habe.“

EE. Kfftl. und F. GG. verlassen sich auf den König in Frankreich, dieser aber auf die raison d'état, auf sein Bündnis, und daß es kein Religionskrieg sei. O Gott, wie ist er betrogen! Wenn er die täglich zerstörten schönen katholischen Gotteshäuser und Kirchen, so viele vertriebene, martyrisierte, ja gar geschundene Priester und Religiosen sähe, wie wir sie sehen, er würde es vielleicht apprehendieren als — wie ich fürchte — es nachher zu spät mit Schaden erfahren, und EE. Kf. und F. GG. und alle Katholiken würden mehr Hülfe als Hoffnung von ihm haben. Wie kann man sich auf ein Bündnis mit denen verlassen, die doch so wenig halten, was sie versprechen? Die vielen Proben sollten ja ein Spiegel sein. EE. Kf. und F. GG. verzeihen gnädigst meine Freiheit: ich sage nichts als die Wahrheit. Wer so ob seinem Heil und Erhaltung desperiert, darf wohl noch einige Freiheiten vor seinem Tode sagen. Ich will gewis eher sterben als cedieren, und mit meinem und der Meinigen Fall manchen anderen vom Feinde mit unterdrücken. Aber was ist Deroselben und dem gemeinen Wesen damit gedient? Wäre es nicht besser, Sie conservierten sich, und mich, wie Sie hätten wohl thun können und noch könnten. Ich begehre keine so große Armee, sondern nur eine hinreichende Mannschaft von 15,000 Mann zu Fuß und 4000 Pferden, gegen einen Feind, der aufs wenigste 24,000 Mann zu Fuß und 12,000 Pferde stark ist. Aber was hilft es mir, wenn ich dies

[1] Röckl 32.

Alles schon hätte und sie nicht unterhalten kann? Was in Garnison liegt, muß ich täglich mit Geld unterhalten."

„Es gelangt demnach an EE. Kf. und F. Gnaden mein ganz unterthänigstes Bitten, Sie geruhen gnädigst mich mit Volk und Geld nicht zu lassen, insonderheit mit Geld, damit ich die alte Soldatesca und Garnisonen unterhalten könne. EE. Kf. und F. GG. haben doch genugsame Versicherung, wenn Sie es von dem Ihrigen nicht thun wollen, von der Plenipotenz, so ich von Ihro Kf. Dt. in Bayern Geld aufzunehmen habe. Derselbe Wechsel kann nicht lange mehr ausbleiben, und Dieselben können besser warten als ich. Werden aber EE. Kf. und F. GG. das Werk wie bisher stecken lassen und es nur Einer auf den Anderen schieben: so protestiere ich vor Gott und der katholischen Kirche, vor dem Kaiser und dem Vaterlande, daß ich an der Exstirpation des katholischen Glaubens in Germanien unschuldig, und citiere vor den gerechten Richterstuhl Gottes am jüngsten Tage Alle, welche es haben remediieren können und nicht wollen. Ich rede darum frei und ohne Scheu, dieweil ich hoffe, EE. Kf. und F. GG. ohne die Victorie nimmer zu sehen, sondern will eher mit tausend Freuden die Krone erlangen für den katholischen Glauben gestorben zu sein."

So Pappenheim am 4. März. Es war für ihn der tiefste Stand. Wir werden sehen, daß noch im Laufe desselben Monates in Folge der Rückwirkung der Ereignisse im Süden die Bahn für ihn freier wurde. Einstweilen blieb als die wichtigste That seines kühnen Zuges die Vereinigung der Besatzung von Magdeburg mit seinen Truppen. Der Trümmerhaufe von Magdeburg fiel dadurch den Schweden zu.

3. Der vierzehntägige Stillstand zwischen dem Schwedenkönige und der Liga, im Beginne 1632.

Von Gelnhausen, wohin der Schwede gezogen war, um je nach den Umständen bereit zu sein zur Hülfe für Banier gegen Pappenheim, kehrte er auf die Nachricht, daß der Letztere Magdeburg nicht behaupten wolle, nach Frankfurt zurück. Es handelte sich in den nächsten Tagen um die Frage, ob die Häupter der Liga eingehen würden auf die Art von Neutralität, deren Bedingungen der Schwede dictiert hatte, nicht, wie die Fürbitte[1] des Cardinals Richelieu sie wünschte, mit der Rückgabe des Genommenen, damit die Liga desto eher darauf eingehen könnte,

[1] Das Wort bei Chemnitz 276 b.

sondern wie der Schwede sie wollte, ohne diese Rückgabe, damit der Liga das Eingehen desto schwerer gemacht würde. Eben darum hatte er für die Annahme nur eine vierzehntägige Frist gestellt, beginnend mit dem 11/21. Januar, und endend mit dem 25. Januar/4. Februar. Wie er selber bei den Seinen die ganze Sache angesehen wissen wollte, ergibt sein Schreiben darüber an den FM. Horn, vom 10/20. Januar. Es lautet wie folgt.[1]

„Wir verhalten Euch nicht, wasgestalt uns des Königs in Frankreich Lbd. durch ihre Gesandten um eine Neutralität mit Kurbayerns Lbd. und der katholischen Liga freundbrüderlich ersucht. Wann wir dann hierauf gewisse Artikel begriffen, und ihnen, den HH. Gesandten, zustellen lassen, sie auch über sich genommen, innerhalb vierzehn Tage von Dato an, richtige Erklärung und Confirmation darüber herbeizuschaffen, inmittels aber kraft habender Plenipotenz Anstalt zu machen, daß der Pappenheim sich Angesichts (dessen) mit seinen Truppen aus Westfalen und dem Stifte Magdeburg retirieren, Kurbayern und der Liga Volk, auch da solches in Böhmen zu finden, sich alsobald daraus machen und abziehen solle: Als haben wir zur Beförderung des Werkes solche geringe Zeit nachgesehen, und überdies, (um) des Königs in Frankreich Lbd. freundbrüderlich zu gratificieren, versprochen, die vierzehn Tage über uns aller Feindseligkeiten gegen die Liga und den Herzog in Bayern zu enthalten, unter der Bedingung, daß dieselben sich der Vertröstung gemäß bezeigen, ihr Volk abführen und uns inmittels gleichfalls mit keiner Feindschaft begegnen werden. Solches haben wir auch an Euch gnädigst gelangen lassen wollen, und befehlen Euch hiermit, Ihr wollet solchen vierzehntägigen Stillstand Angesichts dieses, so wir Euch zu dem Ende auch bei eigenem Trompeter überschicken, Eurer unterhabenden Armee publicieren, und darauf alle Feindthätlichkeiten mit Plündern, Rauben und wie es Namen haben mag, gegen das kurbayerische und ligistische Volk, ihre Quartiere und Plätze einstellen, und diesfalls so lange in Ruhe stehen. Jedoch haben wir uns den Gesandten gegenüber expresse vorbehalten, daß diejenigen Städte, Plätze und Örter, welche von uns belagert und blokiert sind, nach wie vor belagert und blokiert bleiben, und daß es den Belagerten frei stehen möge, mit uns in währender Zeit zu tractieren, zu schließen, die Plätze zu übergeben und dem Accorde nach abzuziehen. Deswegen Ihr Euch hiernach zu richten, und, da ein

[1] Dudik 289.

oder anderer Ort von Euch belagert oder blokiert ist, keineswegs abziehen, sondern die Belagerung und Blokierung Euerem besten Vermögen nach fortsetzen wollet, gestalt solches diesem Stillstande unabbrüchig ist. Und wir verbleiben“ usw.

Demnach ergibt sich, daß wie der Schwede die Bedingungen der Neutralität für die Liga so angesetzt, daß aller Vortheil ihm verblieb, er nicht minder auch für die vierzehn Tage des Stillstandes, die er zum Eingehen auf die Neutralität gewährte, in Bezug auf den König von Frankreich die Rede des Gönners führte, der Liga gegenüber diejenige des Stärkeren.

Eine Reihe von Fürstbischöfen befand sich in Köln. Am 17. Januar meldeten von da aus die Kurfürsten Anselm Casimir und Ferdinand dem Kaiser, daß sie in ihrer Bedrängnis, wo kein Erzstift noch Stift mehr sicher, mit den dort anwesenden Fürstbischöfen von Würzburg, Worms und Osnabrück sich geeinigt, bei dem Könige von Frankreich um eine Friedensvermittelung nachzusuchen. Weil höchste Gefahr im Verzuge, so haben sie nicht erst auf die kaiserliche Zustimmung gewartet, sondern im Namen Aller die Fürstbischöfe Franz von Würzburg und Franz Wilhelm von Osnabrück nach Paris, den letzteren auch nach Brüssel entsendet. Sie versichern in kaiserlicher Devotion zu verharren. — Indem die Ligafürsten dem Kaiser die Entsendung kund thaten, verstand es sich von selbst, daß sie ihm auch das Ergebnis[1] mittheilen würden. Ein Act der Hinterlist oder gar des Verrathes liegt also nicht vor.

Bei dieser Entsendung mochten die Fürsten in Köln noch nicht wissen, daß der Schwedenkönig die hauptsächliche französische Bedingung der Neutralität, die Restitution, völlig abgelehnt hatte. Am 25. Januar legten die zwei Fürstbischöfe in ihrer Audienz bei Ludwig XIII. ihre Klagen dar. Sie erhielten keinen gewissen Bescheid. Am Abende begaben sie sich zum Cardinal Richelieu. Dieser versicherte in allgemeinen Worten, daß er bereit sei, sein Bestes zu thun. Er erwarte die Rückkehr des Charnacé, um dessen Bericht zu vernehmen. In der That traf Charnacé noch am selben Tage ein. Dann jedoch erfuhren die Fürstbischöfe in sechs Tagen nichts weiter. Die Bedingungen des Schwedenkönigs, sagte man ihnen nachher, seien viel zu weitschweifig, unförmlich, überflüssig, gar nicht annehmlich. Sie begaben sich wieder zu dem Cardinal und

[1] Bericht des Fürstbischofs Franz von Würzburg, im K. und K. Archiv. 30j. Krieg. F. 40. — Auch für das Folgende.

hoben hervor, daß ihr Auftrag dahin laute, für die Annahme der Neutralität die Restitution zu verlangen. Sie erhielten die Antwort, daß der König die Restitution sehnlichst wünsche, auch den Charnacé, um dieselbe inständigst zu sollicitieren, abermals und alsbald an den Schwedenkönig abschicken wolle. „Es wäre aber zu befürchten, daß der Schwedenkönig bei seinen andauernden siegreichen Fortschritten, und daher erlangten Mitteln den Krieg länger zu führen und sein Glück noch weiter zu versuchen, sich dazu gar nicht verstehen würde." Darum sei zur Zeit kein anderes Mittel zu finden, als daß man, um zu einem Friedensconvente zu gelangen, sich die schwedischen Bedingungen, so unbillig und schwer sie erschienen, gefallen lasse. Der König von Frankreich wolle inzwischen den Schweden, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und alle anderen protestantischen Fürsten mit allerhand beweglichen Motiven und Gründen zu einer förderlichen Zusammenkunft und demnach billigmäßigen Vergleiche vermögen, und verhoffe, daß den Fürsten der Liga eine gute und annehmliche Satisfaction sicherlich geschehen werde. Der König sei auch selber Willens, mit einer Armee von 30,000 Mann zu Fuß und 7000 zu Pferde sich des ganzen Werkes der Restitution mit allem Ernste und unverzüglich anzunehmen.

Der Cardinal Richelieu erbot sich den zwei Fürstbischöfen diese Resolution auch schriftlich zu geben. Sie nahmen nicht an. Sie würden, sagten sie, den drei Kurfürsten berichten.

Zum Abschiede mahnte sie der König Ludwig XIII., daß sie sich nicht theilen, noch zwiespältig sein, sondern „vertraulichen, offenen, lauteren Gemüthes und Herzens, und zum Besten des allgemeinen katholischen Wesens, und des Seelenheiles so vieler Unschuldigen, einmüthige und unzertheilte Consilia schöpfen möchten usw." „So wir," schließt der Fürstbischof Franz seinen Bericht, „mit gebührender Danksagung ad referendum genommen."

Offener und klarer als diese zwei Fürstbischöfe durch ihr ablehnendes Verhalten, sprach in denselben Tagen Anselm Casimir von Mainz in Köln dem französischen Gesandten De Saludie seine Meinung aus. Dieser Gesandte legte in einer Audienz bei Anselm Casimir die Sachlage offen dar.[1] Er sagte, daß der Schwedenkönig behaupte: er habe Mainz den Spaniern als seinen Feinden abgenommen, und sei darum nicht gemeint,

[1] Kriegsacten F. 95.

die Stadt wieder herauszugeben. „Gleichwohl habe der Gesandte so viel Nachricht erlangt, daß, wenn der Kurfürst die vorgeschlagene Neutralität annehme, alsdann die Restitution der Stadt Mainz um so eher erfolgen würde.“ — Der Kurfürst versetzte: die Sache sei so wichtig, daß er erst in einigen Tagen Antwort geben könne. Diese erfolgte am 26. Januar.[1]

Bei der eifrigen Sorgfalt, heißt es darin, welche die königliche Würde von Frankreich für das christliche Gemeinwesen, insbesondere für die katholischen Kurfürsten trage, wie dies sich aus dem Bemühen um einen Waffenstillstand bei dem Schwedenkönige ergebe, habe der Kurfürst der Zuversicht gelebt: der Stillstand werde vereinbart werden auf Grund der Bedingungen, welche die königliche Würde von Frankreich dem Kurfürsten von Bayern vorher ausdrücklich versprochen, also mit Einstellung der Feindseligkeiten und mit der Rückgabe der genommenen Länder, so wie daß im Falle der Weigerung die Krone Frankreich den Schwedenkönig durch zuträgliche Mittel dazu anhalten würde. Da nun aber der Kurfürst aus den wirklich vereinbarten Artikeln ersehe, daß er selber davon völlig ausgeschlossen sei, und sogar angewiesen werden solle, auf die Restitution seines ihm so unbillig genommenen Erzstiftes völlig zu verzichten, was doch wider Gott, wider die Gerechtigkeit, wider sein christliches Gewissen und wider seinen geleisteten theueren Eid laufe: so könne er nicht anders sich erklären als höchlich beklagen, daß der französische Name und dessen Autorität bei dem Schweden so wenig respectiert werde. Dagegen lebe er der gewissen Hoffnung: die königliche Würde von Frankreich werde keineswegs gestatten, daß ihre Reputation und Hoheit, wie auch Dero Intention für die Erhaltung des H. R. Reiches und der katholischen Religion also verachtet werde, sondern vielmehr sich der von Gott verliehenen Macht bedienen, und sowohl mit eigenen Waffen, als mit Zuziehung anderer katholischer Potentaten, welche lieber sterben als die katholische Religion unterdrückt sehen wollen, den Schwedenkönig dahin anhalten, daß er nicht allein die Stadt, sondern auch das ganze Erzstift Mainz, so wie nicht weniger Würzburg und Anderes was er unbilliger Weise genommen, verlasse und seine Kriegesmacht vom Boden des H. R. Reiches abführe. Der Kurfürst bitte: die königliche Würde von Frankreich wolle sich als ein christlicher König dieser erwünschten guten Gelegenheit bedienen, um ihre königliche Autorität zu vertheidigen gegen diejenigen, welche dieselbe so verächtlich misbrauchen.

[1] A. a. O.

Der Kaiser hatte Anselm Casimir aufgefordert, ein Gutachten für den Frieden zu machen. Indem Anselm Casimir für dies ihm bewiesene Vertrauen seinen Dank ausspricht,[1] am 29. Januar, bemerkt er, daß er auf der Gegenseite geringe Lust zum Frieden erblicke, vielmehr einen Verzug nach dem anderen. Ob dies geschehe zu dem Zwecke, einen katholischen Reichsstand nach dem anderen zu unterjochen, oder ob der Landgraf Georg das Gewicht nicht habe, seine Friedensvermittelung geltend zu machen, lasse der Kurfürst dahingestellt. Er seinerseits halte dafür: der Kaiser möge mit der Fortsetzung aller nöthigen Kriegsbereitschaft nicht feiern. — Stärker spricht[2] Anselm Casimir am nächsten Tage sich aus, nach einer abermaligen Audienz des Saludie. Es liege am Tage, sagt er, wohin das schwedische Absehen gerichtet. Der Kaiser möge Rathschlüsse fassen und Mittel ergreifen, durch die er seinen eigenen höchsten Stand wahre und die Unterdrückten befreie.

Die Reden Anselm Casimirs sowohl nach Frankreich hin als zu dem Kaiser kündigen seinen Entschluß an, und zugleich denjenigen der um ihn versammelten Häupter der Liga.

Weniger klar war noch für längere Wochen das Verhältnis zwischen dem Kaiser und Maximilian von Bayern. Zwar war der Zwischenfall, der sich durch die Erlangung der französischen Papiere in Breisach ergab, durch das großmüthig offene Verfahren des Kaisers erledigt; dennoch war ein Stachel haften geblieben. Am 10. Januar meldet[3] der Nuntius Rocci: „Der Kaiser hat sich gegen mich über den König von Frankreich sehr beklagt. Er kam zuletzt dahin zu sagen: ‚Der Herzog von Bayern hat die Absicht sich groß zu machen durch mein und der katholischen Religion Verderben.' Darauf ermangelte ich nicht zu antworten, daß es nothwendig sei, seine Rechtfertigung zu hören, und der Kaiser versetzte, daß er von Tag zu Tag eines Gesandten harre, um zu vernehmen, was er vorbringen werde."

Der Kurfürst sandte seinen Kanzler Donnersberg. Die schwere Aufgabe desselben zu entschuldigen, was kaum zu entschuldigen war, die Hinneigung zu Frankreich, wurde noch erschwert durch die Meinung auf kaiserlicher Seite, daß die von Maximilian betriebene Entlassung Wallensteins in Regensburg hauptsächlich das spätere Unheil verschulde.[4] Diese Meinung scheint jedoch dem Gesandten Donnersberg gegenüber nicht zum

[1] A. a. O. [2] A. a. O. [3] Gindely, Waldsteins Vertrag usw. 12.
[4] A. a. O. 13 n.**.

Ausdrucke gekommen zu sein. Dieser suchte darzulegen,[1] daß für den Kurfürsten das hauptsächliche Motiv, die französischen Annäherungsversuche nicht abzuweisen, gelegen sei in der beharrlichen Abneigung Spaniens gegen die Übertragung der pfälzischen Kurwürde auf ihn. Dagegen habe der Kurfürst niemals die römische Krone für sich gewünscht, vielmehr die dahin zielenden Anträge in jüngeren Jahren abgelehnt, werde also um so weniger in älteren Jahren ein solches Begehren tragen, sondern, wenn der Fall der reichsgesetzlichen Wahl eintrete, seine Dienste für den König von Ungarn und Böhmen aufwenden. — Die Verhandlungen legen klar an den Tag, daß man beiderseits Willens war, einander völlig wieder zu finden. Jedoch verschwieg Donnersberg nicht, daß die wechselseitige Zusicherung bereits geschlossen und von Frankreich acceptiert sei, Charnacé dagegen mit dem Schwedenkönige über eine gleiche Zusicherung unterhandele.

Demnach wußte man bei dieser Verhandlung in Wien noch nicht, wie sich der Schwedenkönig zu den Vorschlägen des Stillstandes und der Neutralität stellte. Dagegen durchschwirrten, im Januar, Gerüchte[2] von einer bereits abgeschlossenen Neutralität der Ligafürsten mit dem Schweden das Reich. Deshalb faßte der Kaiser den Entschluß, eben so wie er sich schriftlich und dann durch die Sendung des Grafen Trautmannsdorf mündlich zu dem Kurfürsten von Bayern aussprach, am 28. Januar, an sämmtliche Fürsten der Liga ein Rundschreiben der Abmahnung zu erlassen.[3] Darin wird zunächst dargethan, daß ein Eingehen auf eine solche Neutralität, welche die Einzelnen dem Belieben des mächtigen Schweden preis gäbe, unklug sein würde. Dann heißt es weiter: „Wir befinden in deutschen Historien kein Exempel, daß die aufrichtige edele deutsche Nation durch äußerliche Feindes Gewalt jemals sich habe bewegen lassen, ihrem Oberhaupte dem römischen Kaiser abzusagen und denselben in Gefahr zu stellen. Wir versehen uns dessen um so viel weniger, weil nicht allein die Unbilligkeit dieses schwedischen Krieges, und daß der König nicht einige rechtmäßige Ursache gehabt, das R. Reich dergestalt feindlich zu überfallen — von dem gesammten kurfürstlichen Collegium zu Regensburg öffentlich declariert, sondern auch die katholischen Kurfürsten daneben sich erklärt, daß, da sich der König von Schweden gelüsten lassen sollte, den Fuß auf des Reiches Boden zu

[1] Inhalt der Actenstücke bei Mailáth III, 271.
[2] Beispiele dessen bei Dudik 291 u. f. [3] Kriegesacten F. 95.

setzen und dasselbe feindlich anzufallen, auf solchen Fall uns sie, die gehorsamen Kur-, Fürsten und Stände, alle schuldige Hülfe und Beistand leisten, auch für uns, für die katholische Religion und das gemeine Wesen alles aufsetzen wollen. Dies ist um so mehr billig, weil die Gegner als die vornehmste Ursache des Krieges das Restitutions-Edict vom 6. März 1629 angeben. Wir haben aber dasselbe erlassen, um den katholischen Ständen Gerechtigkeit zu erweisen. Will man uns darum stecken lassen?" — Seinerseits verspricht der Kaiser, daß er sein und seines Erzhauses ganzes Vermögen aufsetzen wolle, damit für die Ehre Gottes und die h. Religion zu streiten, auch der katholischen Fürsten und Stände jetzt nothleidenden und durch unbillige Gewalt fast unterdrückten Unterthanen Heil und Wohlfahrt zu retten.

Bei den sich durchkreuzenden Gerüchten blieb für einige Zeit die Sache völlig unklar. Auf den Bericht eines kaiserlichen Obersten Contreras, daß der Kurfürst Maximilian sich auf die Neutralität eingelassen, entsandte[1] Wallenstein, am 6. Februar, an Aldringen, der sich mit seinem Corps bei Tilly um Nördlingen befand, den Befehl des sofortigen Abzuges nach Böhmen. Aldringen erhob Gegenvorstellungen. „Tilly und der General-Commissär Ruepp, die um den an mich ergangenen Befehl nicht wissen, haben gestern und heute in Betreff der Neutralität mir versichert, daß Kurbayern sich nicht wirklich eingelassen, und daß der bayerische Gesandte bei dem Kaiser nur hat vorbringen sollen, was wegen der Neutralität tractiert worden, und was den Kurfürsten zu dieser Tractation bewogen habe. Derselbe vermerke aber wohl, daß auf schwedischer Seite solches allein zur Gewinnung der Zeit auf einen Betrug angesehen, indem er nicht glauben könne, daß der König von Schweden die Bedingungen halten und die katholischen Fürsten in ihren vorigen Stand wieder einsetzen werde." — Die Worte ergeben, daß die französische Politik ihr Täuschespiel bei dem Kurfürsten Maximilian noch fortsetzte, und ihm ihre dem Schweden vorgeschlagenen Bedingungen noch vorspiegelte, nachdem dieser sie zurückgewiesen hatte.

Aldringen berichtet weiter: den Kurfürsten bedrücke nur die Besorgnis, daß die Kaiserlichen ihm keine Hülfe leisten werden. Er bittet daher Wallenstein, den Befehl des Abzuges zurückzunehmen. Es geschah. „Darüber," meldet[2] Aldringen zurück, „hat sich der Graf Tilly von Herzen erfreuet."

[1] Dudik 293. [2] A. a. O. 303.

Die vierzehn Tage des angekündigten Stillstandes liefen ab. „Sie sind heute zu Ende," meldet[1] Oxenstierna aus Frankfurt, am 25. Januar/4. Februar. „Aber noch ist keine Versicherung erfolgt, auf welche der König sich zu verlassen hätte. Ohne Zweifel wird bald etwas erfolgen, was immer."

Wie der Schwedenkönig nur ungern in den Stillstand gewilligt, so trachtete er von allen weiteren Versuchen dieser Art frei zu kommen. Er ließ verkünden,[2] daß er einen Brief des Kurfürsten Maximilian an Pappenheim aufgefangen, in welchem die Mahnung enthalten, daß Pappenheim die Diversion in Niedersachsen ehestmöglich ins Werk richten solle. Dies beweise, daß es den Ligisten mit den Tractaten kein rechter Ernst. — Die Thatsache des aufgefangenen Briefes war richtig.[3] Aber dieser Brief war vom 14. December, also etwa einen Monat älter als der Beginn des Stillstandes, konnte daher von einem übelen Willen Maximilians nach demselben kein Zeugnis ablegen. Auch hätte der Schwede dieser Fiction nicht bedurft; denn, wie zuerst Anselm Casimir von Mainz, so sandten auch die anderen Fürsten der Liga einer nach dem anderen fast sämmtlich dem Kaiser die Versicherung ihrer Treue ein. Diejenige des Erzbischofs Paris von Salzburg verdient besonders hervorgehoben zu werden.

„Es ist bisher," schreibt[4] er, am 16. Februar, „wegen einiger Separation oder Neutralität von Niemandem das Geringste an mich gelangt. Wenn es aber, gegen Zuversicht, vielleicht künftig noch geschehen möchte, weiß ich mich, ohne Ruhm zu melden, meines Ewr. K. M. geleisteten Eides und daraus folgender Obligation so weit zu erinnern, daß, ob Gott will, derselben zuwider meinerseits nichts vorgehen, sondern meine schuldige allergehorsamste Devotion und Treue auf alle Fälle wirklich erscheinen soll. Im Übrigen bin ich der gänzlichen, ja ungezweifelten Hoffnung, Gott der Allmächtige wird die Sache in kurzem wiederum zur erwünschten Besserung schicken und Ewr. K. M. als rechtem, ordentlichem Herrn und Oberhaupte des H. R. Reiches gegen alle Dero Feinde und Widerwärtige künftig beistehen." — Oben am Rande dieses Schriftstückes finden sich beigefügt die Worte: Digna fido principe oblatio, multis imitanda.

---

[1] Arkiv II, 351. [2] Chemnitz 278.
[3] Röckl 19. Vgl. Kriegsschriften II[5], 28.
[4] Acten des 30j. Krieges.

Nur von Einem der Häupter der Liga blieb die Zusicherung der Treue aus: es war Philipp Christoph von Sötern, Kurfürst-Erzbischof von Trier. Er stand schon seit 1627 in bleibender Correspondenz mit dem Cardinal Richelieu. In Regensburg 1630 fiel sein häufiger Verkehr mit dem Kapuziner Joseph auf. Seit dieser Zeit bezog Philipp Christoph ein französisches Jahrgeld von 36,000 Livres. Als der Schwede sich dem Rheine näherte, fand sich ein französischer Gesandter in Trier ein, und Philipp Christoph meldete,[1] am 21. December 1631, dem Könige Ludwig, daß dieser Gesandte, der Graf von Bruslon, ihm gekommen sei wie ein Engel vom Himmel. Er bot dem französischen Könige seine Festungen Ehrenbreitstein und Philippsburg an. Er nahm die Neutralität mit Schweden unter französischem Schutze an. Bereits am 16. Februar erging an den Kaiser der Protest des Domcapitels von Trier, daß ohne Vorwissen und ohne Zustimmung desselben der Kurfürst sich mit Frankreich eingelassen.

Philipp Christoph handelte also dem Könige von Frankreich gegenüber ähnlich wie dem Schweden gegenüber der Landgraf von Hessen-Cassel und die Weimarischen Brüder. Sie trugen den Verrath an Kaiser und Reich entgegen. Das Verbrechen der Weimarischen Brüder wog jedoch in so fern schwerer, daß sie nach der Abbitte für die erste Felonie und der Verzeihung derselben in Begehung der zweiten noch den Wortbruch hinzugefügt hatten.

Es fragt sich um den Erfolg der Sendung des Fürstbischofs Franz Wilhelm nach Brüssel.[2] Sein Auftrag lautete dahin, die Infantin Isabella um Vermittelung bei dem Schwedenkönige zu ersuchen, oder, wenn diese nicht zu erlangen, um Hülfe. Vor allen Dingen sei es wünschenswerth, daß zwischen den beiden Kronen Spanien und Frankreich ein gutes Einverständnis erhalten werden möge. Im anderen Falle sei der Ruin des Reiches, die Ausrottung der katholischen Religion, das Verderben der Nachbarländer zu befürchten. Die Infantin ließ durch den Cardinal Cueva ihren guten Willen versichern alles zu thun, was zum Schutze und zur Erhaltung der katholischen Religion dienen könne: eine Interposition bei dem Schweden jedoch werde keine Frucht schaffen, weil er am Rheine bereits feindlich gegen die Krone Spanien aufgetreten sei. An der Hülfe dagegen möge man nicht zweifeln. Der König Philipp IV.

[1] Briefe an Franz Wilhelm, in Osnabrück.

[2] Acten des 30j. Krieges. F. 40.

lasse zu diesem Zwecke 20,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde werben, sende auch bereits mehr Truppen an die Mosel. Don Gonzales de Cordova werde kommen die Armee zu führen, einstweilen der Graf von Emden.

Die Infantin lasse versichern, daß sowohl sie wie der König von Spanien gute Freundschaft und Nachbarschaft mit Frankreich erstrebten. Dies habe der König bewiesen durch die Hülfe gegen La Rochelle. Auch liege ja die Besorgnis nahe genug, daß im Falle des Bruches der zwei Kronen der Untergang aller katholischen Potentaten erfolge, weil dann der Tertius, der König von Schweden, um desto mehr und leichter seine Fortschritte machen könne. Von spanischer Seite werde keine Feindseligkeit geschehen; aber, wenn Frankreich, durch böse Rathschläge verleitet, gegen spanisches Gebiet etwas versuche, so müsse man sich wehren. Frankreich habe keine Ursache, dürfe nicht die Überkunft der Königin-Mutter Marie von Medici für eine Kränkung halten; denn diese sei zugleich auch die Mutter der Königin von Spanien, und selber die Tochter einer österreichischen Prinzessin. Eben darum habe zur Zeit der König Philipp IV. den Don Gonzales an den König von Frankreich entsendet, um zu einem besseren Verständnisse zwischen dem Könige und dessen Bruder, dem Herzoge Gaston von Orleans beizutragen.

Der Fürstbischof Franz Wilhelm erstattete, am 22. Februar, in Köln den Kurfürsten diesen Bericht über seine Sendung. Es lag danach vor Augen, daß für die Ligafürsten von Spanien her, bei allem guten Willen, nichts Nachdrückliches gegen den Schwedenkönig zu hoffen war. Nur von Frankreich aus hätte es geschehen können.

Nachdem der Botschafter der Ligafürsten, der Fürstbischof Franz von Würzburg, mit sehr geringer Hoffnung von Paris geschieden, ließ Richelieu, am 6. Februar, seinen König ein Handschreiben[1] an den Schwedenkönig unterzeichnen, als Antwort auf zwei Handschreiben des Schweden vom 23. und 24. December. „Diese Briefe," läßt Richelieu seinen jungen König sagen, „waren uns um so mehr willkommen, weil sie gleich im Beginne den liebwerthen Namen des Friedens verkünden, und einem Jeden darthun, daß Sie die Waffen nur deshalb ergriffen haben, um durch die Herstellung unserer gemeinsamen Freunde und die Bezwingung derer, die bisher sich milderen Mitteln nicht haben fügen

[1] Abschrift in Acten des 30j. Krieges.

wollen, zu der ersehnten Ruhe zu gelangen. Da dies gleichermaßen von unserer Seite, als wir uns zu dem so guten Vorhaben (durch den Vertrag von Bärwalde) verbanden, der eigentliche Zweck war: so wünschten wir in dieser Absicht zugleich zwischen Ihnen und allen Fürsten und Mitgliedern der katholischen Liga die Neutralität festzustellen, um die Gemüther zu einigen und zu versöhnen und im Beginne des Übels selbst — wenn man genöthigt war zum Kriege zu kommen — die geeigneten und wirksamen Mittel für den Endzweck vorzubereiten. Denn dieser Endzweck, zu welchem hin wir alle streben müssen, ist ja die Freiheit Deutschlands, ohne welche die öffentliche Ruhe nicht bestehen kann. Mit Freude und Genugthuung haben wir in Ihrem letzten Schreiben gelesen, daß nach Ihrer Ansicht es jetzt dafür zu tagen beginnt, und daß in Folge der Vorschläge, die auf Grund der Ansichten Ihrer Freunde und Verbündeten gemacht sind, Sie ein so erwünschtes, der ganzen Christenheit so heilsames Werk nicht haben zurückweisen mögen, und daß Sie, indem Sie nicht handeln wollen ohne uns, darüber unsere Meinung erfragen. Wir zweifeln nicht daran, daß Sie dieselbe mit Ihren so guten und lobwürdigen Regungen durchaus übereinstimmend befinden. Und indem auch wir des festen Glaubens sind, daß, wie wir beiderseits den Frieden eben so wohl im Herzen wie auf den Lippen tragen,[1] und wie unsere Bemühungen stets unseren Worten entsprechen, eben so auch Sie alle Mittel ergreifen werden, die zu diesem glücklichen Ende führen. Nun gibt es aber kein mehr zuverlässiges Mittel als diese Neutralität. Sie gewährt alle Vortheile, welche dazu dienen, zwischen den deutschen Fürsten als unseren Freunden und alten Verbündeten die guten Beziehungen zu befestigen, welche zu der Erreichung unseres frommen Zweckes durchaus erforderlich sind. Darum versprechen wir uns, daß Sie um so lieber in die vernünftigen Bedingungen für dieselben einwilligen werden, ohne festzuhalten an einigen Bedenken, die in Ihrem ersten Schreiben aufgeworfen sind. Ihre Großmuth wird um so leichter darüber hinweg kommen, da gar kein Anzeichen vorliegt, daß der Verzug von Seiten derjenigen, über welche Sie Sich beklagen, eine so heilsame Sache aufhalten wird. Wie wir bereits aus voller Zuneigung Sie darum ersucht haben, so bitten wir Sie abermals inständig darum, indem wir unseren Botschaftern, dem Marquis Brezé und dem Baron Charnacé, den ausdrücklichen Befehl gegeben haben, Ihnen in dieser Beziehung viele Ein-

[1] Et nous croyant très-assurément de même que, comme nous avons l'un et l'autre la paix dans le coeur aussi bien que sur nos lèvres, etc.

zelnheiten vorzulegen, und Ihnen unsere Intentionen ausführlicher zu entwickeln. Sie werden dieselben so gerecht und dem Gemeinwohle und Ihrer eigenen Befriedigung so sehr entsprechend finden, daß wir uns der Hoffnung hingeben, die Ihrigen werden davon nicht weit entfernt sein. Nachdem die Dinge in dieser Weise angebahnt sind, wird es uns sehr lieb sein, daß zur glücklichen Vollendung derselben Zeit und Ort eines Congresses vereinbart werde. Dahin werden wir gern unsere Botschafter senden, um in Allem was von uns abhangt, beizutragen für die öffentliche Ruhe und den Frieden von Deutschland."

Als Richelieu seinen König dies Handschreiben unterzeichnen ließ, wußte wenigstens er selber genau genug, wie gering die Aussicht auf eine Zustimmung zu demselben bei dem Schwedenkönige war. In der Wirklichkeit war das Schreiben ein Phrasengewebe zur Verdeckung eines nicht ehrenhaften Rückzuges. Daß Richelieu, auch ohne jene Mahnung Anselm Casimirs an Saludie, sich nicht unklar darüber war, in welche Stellung der gebietende Schwede ihn zurückgedrängt, ergibt sich aus der Instruction,[1] die er während der Anwesenheit des Fürstbischofs Franz in Paris, am 1. Februar, dem Gesandten Charnacé ertheilte. Er solle dahin trachten, heißt es darin, die wider das schon zuvor gegebene Versprechen genommene Festung Mannheim von dem Schweden zurück zu erhalten. Dies sei darum von besonderem Gewichte und Nachdrucke, damit nicht der König von Schweden sich gewöhne, dem Könige von Frankreich ungestraft das gegebene Wort nicht zu halten. — Es ist möglich, daß Charnacé in dieser Richtung Vorstellungen gemacht hat; aber es ist Thatsache, daß der Schwede Mannheim behielt.

In der Erkenntnis, daß mit dem Vorschlage der Neutralität für die Liga bei dem Schwedenkönige nicht durchzudringen sein werde, legte der Cardinal Richelieu, seinem eigenen Berichte[2] gemäß, seinem Könige vier verschiedene Vorschläge vor. Entweder könne Ludwig XIII. sich mit dem Schweden verbinden, um das Haus Österreich völlig nieder zu werfen. Oder er könne sich mit dem Hause Österreich vertragen, um den Schweden-

[1] Abschrift in Acten des 30j. Krieges. F. 40. Studeat obtinere fortalitium Mannheim contra fidem et promissionem jam antefactam captum, quod maximi momenti et ponderis est, ne ipse rex Sueciae assuescat S.mo Regi Chr.mo in posterum fidem impune fallere.

[2] Mémoires VII, 34.

könig und die protestantischen Fürsten zu bezwingen. Richelieu erörterte die Gründe für und wider den einen und den anderen Vorschlag, und fand, daß die Gründe dawider in beiden Fällen überwogen. Sein dritter Vorschlag lautete dahin, die Ligafürsten zur Annahme der Neutralität, wenn auch nach dem Gebote des Schweden, zu bewegen, und den Krieg wie bisher, in Deutschland fortbrennen zu lassen, nur mit einigen französischen Truppen an der Grenze, um sich derselben nach Gelegenheit zu bedienen. Er führt die Gegengründe an, daß in diesem Falle es unmöglich sei, das den Ligafürsten gegebene Versprechen der Hülfe zu erfüllen, ferner daß es für Ludwig XIII. wenig ehrenhaft sei, die katholische Religion und die Fürsten, die sich dazu bekennen, zu Grunde richten zu lassen, nachdem er versprochen sie zu schützen. Er hält ferner „die Besorgnis[1] entgegen, die man hegen müsse, daß der Schwede seine Waffen auch nach Italien trage gegen den apostolischen Stuhl, und überall völlig die katholische Religion zu Grunde richte, wie man wisse, daß dies seine Absicht sei."

Diese in der Geschichtschreibung jener Zeiten bisher wenig beachteten Worte des Richelieu sind von schwerem Gewichte für die Charakteristik der zwei hauptsächlichen Urheber des Kriegesjammers der Völker, sowohl des einen als des anderen.

Der vierte Vorschlag des Cardinals Richelieu, der ebenfalls jene Neutralität voraussetzte, ging darauf aus, im Einverständnisse mit dem Schwedenkönige für Frankreich das Elsaß, Breisach und die Rheinübergänge zu nehmen.

Nach reiflicher Überlegung des Für und Wider empfahl Richelieu, von dem dritten und dem vierten Vorschlage je etwas in Anwendung zu bringen. — Der Sachlage nach fragte es sich freilich dabei, in wie weit der König von Schweden eine solche Anwendung gestatten werde.

Endlich zeichnet Richelieu die Haltung der Parteien mit den Worten[2]: „Der Schwedenkönig blieb fest bei dem was er einmal sich vorgenommen, und schwankte nicht. Die Anderen waren eher unschlüssig als fest; aber die Unschlüssigkeit that dieselbe Wirkung wie die Festigkeit; denn in Folge dieser Unschlüssigkeit, indem sie das für sie Vortheilhaftere nicht ergriffen, blieben sie in demselben Stande wie zuvor. Besonders fiel es dem

[1] A. a. O. 38: La crainte qu'on devait avoir qu' il portât ses armes en Italie contre le Saint-Siège, et ruinât absolument partout la religion catholique.

[2] A. a. O. 44.

Kurfürsten von Bayern schwer irgend etwas zurückzugeben, was er von der Unterpfalz besaß. In dieser Unentschlossenheit beklagten er und die Liga sich heimlich unter einander über den König von Frankreich. Sie hätten gewünscht, daß er sich zu ihren Gunsten erklärte gegen den König von Schweden, der sie mishandelte. Dabei bedachten sie nicht, daß dieses Leid von weiter her über sie gekommen war, nämlich von der unersättlichen Herrschsucht des Hauses Österreich, welche den Schwedenkönig ins Reich gezogen und die Schwächeren gezwungen hatte, sich ihm in die Arme zu werfen. Eher hätte der Schwede sich mit Recht über den König (von Frankreich) beklagen dürfen, daß dieser Vertrag der Neutralität den Lauf seiner siegreichen Waffen hemmte."

Die Worte zeigen in merkwürdiger Weise, wie der Cardinal Richelieu vor sich selber die Thatsachen in das Gegentheil umzureden sucht. In Wahrheit beklagten sich die Fürsten der Liga über die Politik des Cardinals Richelieu nicht bloß heimlich, sondern, wie die voranGeführten Worte des Kurfürsten Anselm Casimir an den Gesandten Saludie gezeigt haben, sehr offen und ausdrücklich. In der Wirklichkeit hatte endlich auch der französische Vorschlag der Neutralität den Schweden gar nicht gehemmt, sondern durch seine Zurückweisung desselben der französischen Politik keine Ehre eingebracht.

Die Dinge waren anders gegangen, als der Cardinal Richelieu es sich gedacht. Er hatte im Beginne gemeint, den geldarmen, aber thatkräftigen Schwedenkönig durch den Glanz des französischen Goldes über das Meer zu locken und ihn zu verwenden als Sturmbock im Dienste der französischen Politik gegen das Haus Österreich. Zu diesem Zwecke meinte Richelieu durch den sechsten Artikel des Vertrages von Bärwalde ihm die Fesseln angelegt zu haben, welche die katholische Religion in Deutschland ungeschädigt belassen, so wie die Ligafürsten gegen seine Begehrlichkeit sichern, dagegen sie in das seit langen Jahren aufgespannte Netz der französischen Politik eintreiben sollten. Dafür bezahlte Richelieu, nach seiner Meinung, den Schwedenkönig. Dieser dagegen nahm das Geld und that das Gegentheil. Richelieu selber sprach es aus, daß auf die Dauer der Schwede die katholische Religion überall zu Grunde richten würde. Der Schwede ersah sich gerade die Länder der Ligafürsten, die er behandelte wie herrenloses Gut, als seine erste Beute, und wich davon, trotz aller Worte der Gesandten Richelieus, nicht Einen Schritt. An moralischer Qualität mochten der Schwede und der Franzose zum

Unheile ihrer Mitmenschen, nicht bloß der deutschen Nation, einander die Wage halten: an Arglist und Thatkraft hatte bis dahin der Schwede sich dem Franzosen überlegen gezeigt.

Wie jedoch der Cardinal Richelieu seinem Könige abrieth,[1] mit dem Schweden zu brechen, weil zu befürchten sei, daß dann dieser sich mit dem Hause Österreich vertrage, um sich auf Frankreich zu stürzen: so war von der anderen Seite her Gustav Adolf durchaus nicht Willens, Frankreich sich zum Feinde zu machen.[2] Es bot sich der Ausweg, daß auch für die Politik des Cardinals Richelieu Stücke der Beute abfallen konnten. Richelieu berichtet,[3] daß der Herzog Carl IV. von Lothringen für seinen Feldzug im Herbste zu Diensten des Kaisers die Rache des Schweden zu fürchten hatte, und daß Ludwig XIII. ihn gegen diesen Sturm habe sichern wollen. Darum schloß Ludwig XIII. mit dem Herzoge, am 6. Januar, einen Vertrag. Es war der Vorläufer zu einem Friedensvertrage des Schwedenkönigs mit dem Herzoge. Indem jener den Frieden anbot, fügte er hinzu, am 19/29. Januar: die Liga sei an allem Unfrieden schuld,[4] und weiter[5]: „Ich habe keine Ursache zum Hasse wider die katholische Religion gehabt und habe sie auch jetzt nicht.“ Der Herzog antwortete: „Ich nehme die von Ewr. Königlichen Würde dargebotenen Bedingungen von ganzen Herzen an, und zwar dies um so lieber, weil Sie sagen, daß Ihre Gründe zum Kriege fernab sind von einem Hasse gegen die katholische Religion.“

Dann verglichen[6] die zwei Könige von Schweden und von Frankreich sich dahin, daß, wofern keine gütliche Vermahnung verfangen würde, der König von Frankreich mit ganzer Gewalt den Herzog von Lothringen angreifen und dahin bringen solle, daß derselbe dem Könige von Schweden und dessen Conföderierten sich nicht mehr auffässig erzeigen möchte oder könnte. Dagegen wolle der König von Schweden, wenn etwa darüber der König von Frankreich von dem Kaiser, dem Könige von Spanien oder sonst Jemandem angegriffen würde, ihm mit aller Macht beistehen.

Der Herzog von Lothringen hatte als Pfand seines ferneren Verhaltens dem Könige Ludwig XIII. seine Festung Marsal einräumen

[1] Mémoires VII, 36. [2] Irmer I, 120. Arkiv I, 574.

[3] Mémoires VII, 6. [4] Kriegsacten F. 95.

[5] A. a. O.: Causas vero odii Religionis Catholicae procul habuimus atque etiam nunc habemus. Vgl. Chemnitz 280.

[6] Chemnitz 280.

müssen. „Kaum jedoch," erzählt[1] der Cardinal, „hatte der König den Rücken gewandt, um in sein Königreich zurückzukehren, als der Herzog von Lothringen, wider sein gegebenes Wort, wider seine Ehre und sein eigenes Wohl, seine Unterhandlungen mit dem Bruder des Königs und dem Hause Österreich wieder anspann." Im Juli überzog ihn der König aufs neue und machte sich in sechs Tagen zum Meister des Landes.[2] Von den sechs festen Plätzen desselben mußte der Herzog drei abtreten. „Das ist eine Lehre," setzt Richelieu hinzu, „für kleine Fürsten, niemals den Großen Anstoß zu geben, wenn sie sich nicht ins Verderben stürzen wollen."

Zugleich reifte, wie sich im Laufe der Zeit ergeben wird, für die französische Politik der Gewinn dessen, was Philipp Christoph von Trier anbot. Es war nicht gering, wenn auch nicht zu vergleichen mit der Beute des Schwedenkönigs.

4. Verhalten der Schweden zu dem Kriege Gustav Adolfs.

In den ersten Monaten des Jahres 1632 stand der Schwedenkönig in Deutschland auf der Höhe seiner Macht und seines Glanzes. Um ihn in Mainz drängten sich huldigend deutsche Reichsfürsten und die Gesandten fremder Mächte. Es fragt sich also, wie zu diesem Glanze die Völker sich verhielten, welche die Kosten desselben mit Gut und Blut zu tragen hatten, zunächst das schwedische selber.

Von Stockholm aus war Benedict Oxenstierna, selber Mitglied des geheimen Rathes, mit dem älteren Bruder Axel in beständiger Correspondenz.[3] Diesem schüttet jener seine Klagen aus. „Wir sind in einen Krieg gerathen," schreibt[4] er am 24. October 1630, „der unserer Macht nicht entspricht, sondern sie weit übertrifft, mit Feinden, gegen die unsere Kräfte gering zu schätzen, so daß, wenn es nach menschlicher Vernunft zu bemessen, für uns der völlige Ruin in Aussicht steht. Blickt man freilich zurück auf die Ereignisse der früheren Jahre, so wird man sehen, daß wir uns unablässig in solcher Enge befunden haben, und daß, obwohl die vergangene Noth geringer, so auch unsere Kraft dagegen geringer gewesen ist. Oftmals hat es geschienen, daß unser Staat auf die Neige gehe, und dann ist er doch, durch Gottes Gnade, wunderbarlich erhalten. Ich zweifele auch nicht, daß, wenn unsere

[1] Mémoires VII, 61. [2] A. a. O. 116.
[3] Oxenstiernas skrifter och brefvexling t. III. [4] A. a. O. 204.

Intention gut und aufrichtig, und dieser Krieg allein zu dem Zwecke geführt wird, unseren eigenen Staat zu sichern und den unterdrückten Evangelischen Hülfe zu leisten, Gott uns einen guten und gnädigen Ausgang verleihen werde. Mein Bruder verzeihe mir, daß ich so weit abirre und mich in meiner Phantasie ergehe."

Einige Wochen später schreibt[1] Benedict Oxenstierna: „Neues ereignet sich hier nicht, sondern alles bleibt ruhig und still, nur daß wir täglich von Theuerung, Hunger und Wehklagen vernehmen." Der geheime Rath stimmt der Absicht des Königs zu den Krieg fortzusetzen; jedoch kann weder der Adel, noch die Geistlichkeit, noch der Bürger, noch der Bauer, der nun bald nichts mehr zu essen hat, dazu beitragen. „Es wäre wohl zu wünschen, daß irgend ein Tractat vorgenommen würde, durch den dies Königreich zu billigen Friedensmitteln gelangen könnte."

Schwerer drückt die Last im Jahre 1631. „Ich gestehe gern," schreibt Benedict Oxenstierna, am 7. Mai, „daß, wo Gott dem Könige nicht andere Mittel gegeben als die er aus Schweden ziehen kann, ich genugsam erkenne, daß die Sache bereits einen schlaffen Ausgang genommen haben würde, wie wir ja auch vor dem Beschlusse zum Kriege im Rathe hinreichend hervorgehoben haben." — Die Räthe haben dem Könige vorher gesagt, daß das Land eine schwerere Belastung nicht ertragen könne.[2] Dafür hat der König seinen Schwager, den Pfalzgrafen Johann Casimir, ihnen nunmehr zum Director gesetzt. „Unsere Antwort darauf," meint[3] Benedict Oxenstierna, „wird ihm ohne Zweifel nicht behagen." — Der Reichstag ist versammelt, im Mai 1631. „Es scheint," meldet Oxenstierna, „daß man die allgemeine Aushebung bewilligen wird, jedoch mit großer Mühe und Klage. Auch sonst beschweren sie sich höchlich und insbesondere der Adel über das Getreide-Monopol, daß ihnen der Preis gesetzt wird, zu welchem sie ihr Korn verkaufen müssen, wo sie doch nichts haben als bloß und allein das Korn, um ihren Haushalt zu versorgen und Roßdienst zu thun. Eichenes Bauholz auszuführen, ist ihnen auch verboten. Und nichts desto minder müssen sie alles, was sie zum Haushalte bedürfen, drei- oder vierdoppelt bezahlen, nachdem das Salz auf 28, ja auf 30 Thaler gestiegen ist, und so Eins nach dem Anderen. Kurz Jedermann ächzet und seufzt und sagt, der Druck sei schwer, wie immer auch wir ihnen zureden und die Nothwendigkeit

[1] A. a. O. 206. [2] A. a. O. 220. [3] A. a. O. 221.

der Zeit vorhalten. Gott verhelfe dem Könige gesund zu uns zurück, und möge auch das deutsche Wesen glücklich und wohl ablaufen: dann wäre diesen Beschwerden leichtlich abzuhelfen."

Unter den schweren Klagen hebt Benedict Oxenstierna einige besonders hervor. „Eine arge Schwierigkeit," schreibt[1] er im September, „scheint unvermuthet über uns zu kommen, und bedarf wahrlich einer rechtzeitigen Abhülfe. Die Kupfermünzung steht nun völlig still. Silbermünzung gibt es im Lande nicht. Die Kupfermünze wird von Kaufleuten in solcher Weise ausgeführt, daß ich meine, innerhalb Jahresfrist werde sie mit Licht und Leuchte nicht zu finden sein. Reichsthaler kommen nicht ins Land; denn der Handel liegt so gut wie völlig danieder, und es wird bald dahin kommen, daß Waaren gegen Waaren umgetauscht werden und der Kaufhandel aufhört, der gemeine Mann seine Steuer mit Waare entrichtet, und dann die Verwirrung unlösbar wird. Es wäre hochnöthig, daß mein lieber Bruder dem Könige dies vortrüge und bei Zeiten Rath suchte."

„Die Aushebung ist nun auch in vollem Gange; aber es ist ein großer Mangel an Volk, und ich befürchte, daß mit jedem eingestellten Soldaten ein Hof öde wird. Man kann durch drei oder vier Kirchspiele reisen, ohne einen starken Mann zu finden. Uns ist ein baldiger Friede nöthig. Gott verleihe uns den, wo es Zeit ist!"

Wenige Tage nachher erscholl die Kunde des Sieges von Breitenfeld. „Nun hoffe ich," schreibt[2] Benedict Oxenstierna, „daß Gott einen guten und glücklichen Ausgang aus dem Kriege gewähren wird."

Statt dessen verlangte Gustav Adolf zu Ende 1631 aus Schweden 6 Regimenter zu Fuß und 1500 Reiter. Nur die Sendung von 3 Regimentern, sagt[3] Benedict Oxenstierna, sei mit der Sicherheit des Reiches vereinbar. Diese schien dem schwedischen Reichsrathe[4] bedroht zu werden von der einen Seite durch den Dänenkönig Christian IV., von der anderen Seite durch den Czaren. Der Reichsrath antwortete daher, daß er an Infanterie nur die Hälfte schicken könne, drei Regimenter. Es kam also auf die Aushebung dieser Truppen in Schweden an. „Ich darf wohl aussprechen," fügt[5] Benedict Oxenstierna jener seiner Meldung hinzu, „daß unser schwedisches Volk hiernächst sehr in Acht genommen werden muß, weil fortan Aushebungen in einem Jahr, in zwei, in drei

[1] A. a. O. 240. [2] A. a. O. 244. [3] A. a. O. 256.
[4] Arkiv II, 357. [5] Oxenstiernas skrifter och br. III, 256.

Jahren ein Geringes ergeben werden. Denn der Pfalzgraf selber hat das neu ausgehobene Volk in Smaland und Ostergothland gemustert und darunter entweder alte oder viel zu junge Leute angetroffen. Er sagt auch, daß bei der nächsten Aushebung sich ein großer Mangel erfinden werde. Die Obersten, die in den anderen Provinzen gemustert haben, sprechen sich in gleicher Weise aus."

Die so ausgehobene Mannschaft blieb nicht immer bei der Fahne. Darum erließ Gustav Adolf, am 6/16. November 1631, ein Mandat, in welchem es heißt[1]: „Uns ist vorgekommen, daß unsere finnischen Knechte die Gewohnheit angenommen haben, von ihren Fahnen zu verlaufen und sich theils nach Schweden, theils nach Livland oder Ingermannland zu begeben, um dort in Städten oder auf dem Lande Dienste zu suchen. Derjenige, ob adelig, ob unadelig, der einen solchen Knecht in seinen Dienst genommen, soll, binnen sechs Wochen nach der Publication dieses Mandates, ihn an seine Compagnie abliefern. Derjenige, welcher fortan sich untersteht, einen solchen Knecht zu herbergen, zu hegen, zu verstecken, oder auch in Dienst zu nehmen, soll alles Gut und Eigenthum verwirkt haben."

Aber der Glanz der Siege Gustav Adolfs strahlte zurück auf Schweden, und demgemäß konnte auch, wie es scheint, die Anerkennung von dort her nicht ausbleiben. In der Wirklichkeit jedoch empfand Gustav Adolf es schwer, daß auch nach seinen Erfolgen auf deutschem Boden keine Begrüßung aus Schweden an ihn gelangte. Am 26. November 1631 schrieb[2] er aus Höchst an den Pfalzgrafen Johann Casimir in Stockholm: „Bitte freundlich, E. L. wollen sich nicht verdrießen lassen, zu continuieren mein Bestes zu wissen bei dieser meiner Abwesenheit und nicht gestatten, daß ich so gar von den Meinigen möge vergessen werden, wie bisher geschehen."

Es scheint, daß Johann Casimir eine Mahnung in diesem Sinne ausgesprochen hat. Denn am 21. Februar 1632 berichtet[3] Benedict Oxenstierna seinem Bruder Axel: „Wir hatten unter uns beschlossen: es sei hochnöthig und dem Ritterstande geziemend, ein Mitglied des Rathes und eins aus der Ritterschaft zu entsenden, um den König wegen der großen und gewichtigen von Gott ihm verliehenen Siege zu beglück-

[1] Arkiv I, 508. [2] A. a. O. 521.
[3] Oxenstiernas skrifter och br. III, 258.

wünschen, auch dann ihm eine gebührende Danksagung abzustatten für alle Gnade und Fürsorge, mit einigen Complimenten. Auch erachteten wir es für dienlich, dabei ein Geschenk zu senden, um dadurch dem Könige unsere Treue und unseren guten Willen darzuthun. Wir haben dies dem Ausschusse der Stände vorgeschlagen, in der Meinung, daß sie gutwillig beitreten würden. Aber wir haben weit ein Anderes vernommen. Denn sie haben sich kurzweg entschuldigt, mit Vorwendung ihrer Armuth und der schweren Last auf ihrem Halse, so daß sie nicht noch etwas mehr zu tragen vermöchten: ihre Güter seien nun in Folge der Aushebung und anderer Lasten meistentheils verödet, so daß es ihnen auch schwer fiele den Roßdienst zu leisten. Wir machten ermäßigte Vorschläge. Auch das war ihnen zu viel. So wurde unser gutes und wohlgemeintes Vorhaben zunichte, was uns nicht wenig betrübte und in Furcht setzte, daß unser Stand nicht allein das Misfallen des Königs sich zuzöge, sondern auch die Misachtung von Fremden. Allein was wir nicht ändern können, müssen wir uns gefallen lassen."

„Wir haben dann unter uns erwogen, daß es dienlich sein werde, Einen aus unserer Mitte zu senden, wenn wir wüßten, daß dies dem Könige nicht misfallen würde. Zu diesem Zwecke wollten wir 5000 Rthlr. zusammen schießen zur Ausstattung und zum Zehrgelde, und von unseretwegen dem Könige gratulieren, auch bereitwillig sein von jedem Pferde, das wir zum Roßdienst halten, 60 Rthlr. zu geben. Geschenke zuwege zu bringen, dazu sind wir zu schwach. Doch mögen wir gleichwohl auch damit unser gutes und wohlmeinendes Herz bekunden, das wir für unseren König tragen. Mein Bruder wolle uns darüber seine gute Meinung mittheilen."

So im Februar 1632. Einige Monate später that Axel Oxenstierna dem Bruder kund: der König werde gern sehen, daß Jemand aus dem Rathe komme ihn zu beglückwünschen. Am 24. August antwortete[1] Benedict: „Gott weiß, wie herzlich gern wir, die wir im Rathe sitzen, das bereits ins Werk gestellt hätten!" — Dann geht er die Mitglieder des Rathes durch, mit der Angabe, warum sie es nicht vermögen. „In Summa, die Lasten und Beschwerden sind groß, aber es sind Wenige, welche sie tragen." Er selber würde bereit sein, obwohl er die Kosten meist selber auf sich nehmen müsse; jedoch könne er es nicht vor dem

[1] Oxenstiernas skrifter och br. III, 269.

Winter. So Ende August 1632. — Demnach ist während des Verweilens des Schwedenkönigs auf deutschem Boden irgend welche Deputation aus Schweden zur Feier seiner Siege an ihn nicht gekommen.

Indem ein Mitglied des geheimen Rathes, welches wissen oder vermuthen konnte, daß seine Worte vor die Augen oder zu den Ohren des Königs gelangen würden, sich in solcher Weise, wie wir vernommen, über die Zustände in Schweden ausspricht, läßt daraus sich ein Rückschluß ziehen nicht bloß auf die Realität dieser Zustände, sondern auch auf die Stimmung des schwedischen Volkes als entsprechend derjenigen, die der Schwedenkönig in den vorangeführten Worten selber angedeutet hat.

Der Krieg in Deutschland war das Werk des Schwedenkönigs, nicht seines Volkes, noch auch selbst der Aristokratie, die, wie die früheren Vorgänge im Rathe zu Upsala gezeigt haben, und Benedict Oxenstierna in den vorangeführten Worten zur Genüge andeutet, sich nur zögernd in den stärkeren Willen des Königs gefügt hatte. Auch seine ungeahnten und überraschenden Erfolge erregten nicht den Wunsch der Fortsetzung des Krieges, sondern eher die Hoffnung auf den Wiedergewinn des Friedens.

Anders die Wünsche und die Hoffnungen des Schwedenkönigs selber. Sein Auge haftete nicht an dem Boden, auf welchem er stand, demjenigen des römischen Reiches deutscher Nation, sondern schauete weiter hinaus.

5. Der polnische Plan Gustav Adolfs, und sein Successions-Entwürf.

Zu Ende 1631 war Gustav Adolfs Vetter Sigismund III. von Polen, dem jener die Erbkrone Schweden entrissen, bereits schwach und matt. Gemäß dem Wunsche einiger Stände der Republik, wie Polen sich nannte, ließ Sigismund III. dieselben in Warschau zusammen treten. An diese Versammlung richtete der schwedische Gesandte, Jacob Russel, von Riga aus, im Januar 1632, eine ausführliche Denkschrift[1] zu Gunsten seines Königs und wider das Haus Oesterreich. Er beantragte eine enge Conföderation zwischen seinem Könige und der Republik. „Die Natur und Eigenschaft einer solchen Einigung wäre diese, daß durch eine solche vom Himmel herab gegebene Occasion, von der Republik eben derselbe adoptiert und angenommen würde, der in Schweden König wäre, durch Gottes Gnade ein rechtmäßiger Herrscher der Ostsee, gleichfalls durch Gottes Güte und Gnade des heil. R. Reiches und daran

[1] Theatrum E. II, 571 uf. Londorp IV, 271 uf.

liegenden Königreiche Liberator und Befreier, der auch endlich aus besonderer gnädiger göttlicher Vorsehung ein Wiederbringer und Beschirmer wäre der Freiheit der gesammten Christenheit, und solchen unsterblichen Ruhm mit tapferem Heldenmuthe schützen und erhalten würde." In diesem Sinne setzte die Rede sich fort. Sie versprach vertrauliche Nachbarschaft und aufrichtige Correspondenz mit dem Großfürsten von Moskau, Sicherheit wider die Einfälle der Tartaren und die Anläufe der Zaporoger Kosaken, ungefärbte Freundschaft mit dem türkischen Kaiser; oder der König würde mit ihrer Tapferkeit dessen Gewalt hintertreiben, und alle Furcht durch seine auf wahre Gottseligkeit gegründete Felicität aus dem Wege räumen.

„Item es würden J. M. die ungarische und die böhmische Krone mit der Republik Polen durch ein unauflösliches Band vereinigen und in Freundschaft zusammen knüpfen."

Es sind also drei Kronen zugleich, nach welchen der Schwede seine Hand ausstreckt: die polnische, die böhmische, die ungarische.

„Item es würden J. M. den Gottesdienst und die Freiheit der Gewissen, worüber der göttlichen Majestät allein zu richten gebührt, dem Allerhöchsten anheim stellen." — — „Sie würden in der Republik alle Geistlichen, Patres, Bischöfe, Prälaten, sie seien gleich dem römischen oder dem griechischen Glauben zugethan, nach Standesgebühr respectieren." — „Item des römischen Stuhls Cardinäle, die etwa in der Republik Polen florieren, und alle andere geistliche Orden wolle der König in seinen Schutz nehmen und sie bei ihren Privilegien erhalten, dergestalt und mit dem unwandelbaren Beding, daß nur die Jesuiten sollen ins Kloster Czenstochau verschränkt[1] oder nach Spanien verschickt werden." — Es folgt dazu die übliche Begründung jener Zeiten gegen „dieses Gesindlein und Geschmeiß".

Unter den ehrenden Anerkennungen, die jemals dem Jesuitenorden zu Theil geworden, dürfte diese negative des Schwedenkönigs Gustav Adolf nicht als die geringste anzusehen sein.

Auf dieses Schreiben des schwedischen Gesandten Russel gaben die polnischen Stände keine Antwort. Als im März darauf der ordentliche Reichstag in Warschau zusammen trat, entsandte Russel dahin ein Schreiben desselben Inhaltes. Nach vielen erhobenen Bedenken wurde es angenommen und verlesen. Dann erhielt der Courier die Antwort: er hätte mit solcher

[1] In beiden Abdrücken steht: „verschenket".

Botschaft wohl mögen daheim bleiben; denn nach polnischem Gesetze sei derjenige, der bei Lebzeiten des Königs über die Wahl eines neuen etwas vorbringe, als Landesverräther zu bestrafen. Auch sei ein solches Schreiben wider den Vertrag des Stillstandes mit Schweden. Man wolle ihn, den Courier, für dies Mal heimkehren lassen. Jedoch müsse er Zeuge sein, daß die von ihm überbrachten Schriftstücke unter Trompetenschall öffentlich verbrannt würden.

Damit waren die schwedischen Zumuthungen von Seiten der Polen zurückgewiesen. Noch bevor die Nachricht davon zu den Ohren des Schwedenkönigs gelangte, sprach er zu Oxenstierna seine Absichten bei dieser Werbung bestimmter aus. „Es wäre nicht unrathsam," schreibt[1] er, „den Kurfürsten von Brandenburg zu bewegen, daß er bei der Königswahl in Polen unseren Namen nennte. Denn wenn auch kein anderer Erfolg davon zu erwarten, so wären doch vermuthlich dadurch allerhand Factionen in der polnischen Krone anzustiften, wodurch wir um so viel mehr gegen sie gesichert sein würden. Besonders würde dazu helfen, wenn die polnischen Magnaten durch die Vertröstung auf die Rückgabe des Genommenen in Parteien zerklüftet werden könnten. Dies Alles könnt Ihr mit den Brandenburgern besprechen."

Obwohl sich also daraus ergibt, was in dem nicht unwahrscheinlichen Falle des Mislingens der Bewerbung um die polnische Krone Gustav Adolf weiter bezweckte, so rufen doch einige der Angaben, welche der Gesandte Russel für die Werbung geltend gemacht, noch andere geschichtliche Fragen wach. Er stellte den Polen in Aussicht, daß Gustav Adolf mit ihrer Krone diejenigen von Böhmen und Ungarn vereinigen werde. Dies setzt also wie die völlige Niederwerfung des Kaisers, so auch die Vereitelung der Wünsche Wallensteins voraus. Russel versprach ferner den Polen, daß sie im Falle der Wahl Gustav Adolfs sicher sein würden gegen die Einfälle der Tartaren. Für die Qualität dieses Versprechens liegt auch von anderer Seite ein bestimmter Anhaltspunct vor.

Einige Monate später erfuhr[2] nämlich der kaiserliche Resident Johann Rudolf Schmidt in Constantinopel: der Chan der Tartaren habe dem polnischen Senate kund gethan, daß, wenn Polen Frieden mit den Tartaren wolle, es den Schwedenkönig als den Freund und Bruder

---

[1] Oxenstiernas skrifter och br. I², 767.

[2] Turcica 1632, vom 19. August.

des Chans zum Könige annehmen solle. — Diese Freundschaft war also da, wie wir auch zum Jahre vorher aus der Aufforderung des Schwedenkönigs an den Chan zum Angriffe auf den Kaiser vernommen haben. Allein es fragte sich dabei, ob der Chan sich rühren dürfe ohne die Erlaubnis des Sultans Murad in Constantinopel. Diese Frage wird erst einige Monate später zur Besprechung kommen, wo es dem Schwedenkönige gelang, direct in Constantinopel anzuknüpfen.

Die Werbung des Russel in Warschau zeigt also, daß Gustav Adolf außer der schwedischen Krone, die er thatsächlich besaß, noch einige andere ins Auge faßte, die er nehmen wollte. Es fragt sich also, ob diese seine Fürsorge sich beschränkte auf seine Gegenwart, auf sein eigenes Leben.

Gustav Adolf hatte keinen Sohn, und nur Eine Tochter, Christine, damals ein sechsjähriges Kind. Er gab nach Berlin hin seinen Wunsch einer Heirath derselben mit dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm kund. Bestimmter eröffnete er sich darüber mündlich und schriftlich seinem Kanzler Oxenstierna. „In Betreff der Brandenburgischen Heirath," schreibt[1] er, „wäre es nach unserer Ansicht gut, daß Ihr mit den Brandenburgern über die Bedingungen einer solchen Verbindung Euch etwas näher verständigt, wie wir mündlich sie Euch zu erkennen gegeben haben. Auch sähen wir gern, daß Ihr selber darüber Euch eine Instruction verfasset. Nach unserem Dafürhalten besteht die Hauptsache darin, wie, in Ermangelung unseres Mannesstammes, die Krone Schweden, unbeschadet der Majestät und der Freiheit des Königreiches, durch die genannte Heirath mit dem Hause Brandenburg und allen den Ländern, die wir hier draußen gewinnen können, vereinigt werden möge, so daß, obwohl ein Jedes seine Gesetze und Rechte für sich behalte, gleichwohl alle als Ein Körper zusammen bleiben und von Einem Haupte abhangen, ferner auch, daß wenn Gott uns mit einem männlichen Erben segnete, dann dieser Prinz bei unserem jure belli Erworbenen hier draußen verbleibe, und daß unsere Tochter ihr Recht hier draußen auf solche Weise behielte, wie die spanischen Königstöchter in den Niederlanden regieren. Auch wenn Gott uns mehrere Söhne verliehe, so soll der Prinz mit unserer Tochter in diesen occupierten Ländern allezeit die hauptsächlichen und besten Rechte genießen, vor unseren anderen Söhnen. Dabei jedoch muß vor allen Dingen als Fundament gesetzt werden, daß er in der lutherischen Religion und daheim in Schweden erzogen werde, und daß, wenn

[1] Oxenstiernas skrifter och br. I^2, 766. Vom 16. März 1632.

in der Religion von ihm irgend eine Veränderung vorgenommen, dadurch die Verbindung als von ihm verletzt und annulliert gelten soll, wie wir Euch dies mündlich weiter ausgeführt haben und Ihr es in Eurer Instruction besser verfassen könnt."

Ob ein solcher Plan, der nicht verwirklicht worden ist, ausführbar gewesen wäre — dies zu erörtern ist nicht die Aufgabe der geschichtlichen Betrachtung, die sich auf den Bericht der Thatsache eines solchen Planes beschränkt. Die Worte ergeben, daß der Schwedenkönig dasjenige was er, wie er sagt, jure belli erworben, für sich und seine Nachkommen auch behalten wollte. Auch abgesehen von den weiteren Entwürfen war dessen, was in den ersten Monaten des Jahres 1632 in seinen Händen war, schon reichlich. Die Stimmung des schwedischen Volkes über diese Erfolge und den Krieg überhaupt läßt sich erkennen aus jenen Berichten des Benedict Oxenstierna: es handelt sich darum auch über diejenige des deutschen Volkes fernere Zeugnisse der Zeitgenossen zu vernehmen.

6. Verhalten der nicht-katholischen Deutschen, namentlich der Reichsstädte zu dem Schwedenkönige, in den ersten Monaten 1632.

In späteren Zeiten, wo man den Jammer der Vorfahren nicht mehr vor Augen sah, hat man gar oft sich eine Freude der nicht-katholischen Deutschen über das Siegesglück des Schweden als selbstverständlich, als zweifellos vorgestellt. Man hat geredet von einer katholischen und von einer evangelischen Partei, gleich als hätte sich damals, wie der Schwede es wollte, die deutsche Nation in zwei Heerlager geschieden, in ein katholisches und ein nicht-katholisches. Voraussetzungen solcher Art, denen immer die petitio principii des Religionskrieges zu Grunde liegt, sind nicht Geschichte.

Thatsache ist, daß wir, namentlich nachdem der schwedische Ruf des Religionskrieges durch den Sieg von Breitenfeld eine Art Bestätigung erhalten hatte, eine Reihe von Flugschriften zur Verherrlichung des Schwedenkönigs aufwachsen sehen. Neben den von Nationalschweden ausgegangenen Büchern ragt hervor das Buch eines Archidiakonus zu Rochlitz, Lungwitius, unter dem Titel: „Josua redivivus, das ist dreifacher schwedischer Lorbeerkranz und triumphierende Siegeskrone. Leipzig 1632." Der Titel allein dürfte genügen. Der neue Cultus ward sogar zurückgewendet. In Bezug auf die Zeit vorher vernehmen wir in einer dieser

Flugschriften die Anklage[1]: „Die evangelischen Geistlichen haben den Papisten geholfen. Aus lauter Unwissenheit dessen, was des Kaisers ist oder nicht, haben sie gepredigt, gerufen und in die Welt geschrieen: die Evangelischen dürfen sich mit gutem Gewissen dem Kaiser mit Kriegesmacht nicht widersetzen. Das hat wahrlich Jedermann den Muth ganz niedergeschlagen."

Es kam dahin, daß im Lutherthume Flugschriften derselben Art emporstiegen, wie zehn Jahre zuvor im Calvinismus. Man muß Gott mehr gehorchen, hieß es,[2] als den Menschen. Gustav Adolf ist hier Josua, Gideon, Matathias. Den Papst traf die volle Zornesgluth. Man sprach davon, Gustav Adolf werde nach Rom gehen und Rom zerstören. Man berief sich dafür auf die Apocalypse. — Es ging eine Schrift aus: „evangelischer Herzklopfer oder lutherischer Gewissenswecker", im Anfange 1632. Es war eine Aufforderung an lutherische Soldaten der Liga ihren Eid zu brechen. „Es hilft auch hier Keinem, wenn er bei den Ligisten bleiben und vorwenden wolle: ich habe so lange gedient, und soll ich nun jetzt davonlaufen, mein Gelübde und meinen Eid brechen, meinen Namen an den Galgen schlagen lassen und also zu Schanden werden? Denn hast du lange gedient, so hast du wider dein Gewissen gethan und wider Gott und den christlichen Glauben gedient. Und selig bist du, wenn dich die Leute deshalb schmähen und verfolgen: es soll dir im Himmel wohl belohnet werden."

Eine Reihe von Einblattdrucken dieser Richtung, mit Kupferstichen ausgestattet, war auf Tilly persönlich abgesehen. Die Mehrzahl dieser Blätter ist werthlos: nur Eins derselben verdient eine besondere Erwähnung, weil es die erste Anklage gegen Tilly wegen einer Grausamkeit an Magdeburg enthält. Es sind sechs Kupferstiche mit begleitenden Versen von Pseudo-Tilly selber gesprochen, die sechs Scenen aus seinem Leben darstellen. Das Bild A zeigt ihn als den Sieger, mit den Worten: Hos ego! — mit der Unterschrift: Laetabunda superbia. Das Bild B hat im Vordergrunde einen Reiter, der mit einer Frau auf dem Pferde hinter sich, triumphierend einen Kranz zeigt, im Hintergrunde das brennende Magdeburg, mit der Überschrift: Gemitus innocentium nubes perrumpentes. Das

[1] Postillion an alle und jede evangelische Könige und Potentaten usw. 1631. Gedruckt unter blauem Himmel, nicht weit von Straßburg.

[2] Collegium Politicum über die Frage usw. 1632.

Bild C stellt eine doppelte Scene dar, ein Gastmahl, aus welchem sich ein Gefecht entwickelt, also eine Anspielung auf den Bruch mit Kursachsen und auf die Schlacht von Breitenfeld, mit der Unterschrift: Immoderata voluptas. — Das Bild D zeigt unten links Tilly trauernd über den bis zu ihm mit Leichen bestreueten Weg. Auf dem Bilde E, unterschrieben Confessio, will der Künstler den Tilly als Beichtenden bei einem Priester dargestellt haben, vor ihm stehend eine Erinnys mit der Unterschrift: Conscientia mille testes. Nach den begleitenden Versen weist der Priester dem beichtenden Tilly den Eintritt in ein Kloster zur Buße an. Das Bild F mit der Überschrift: Ultimum desperationis asylum, und der Unterschrift: Satisfactio — zeigt Tilly an der Klosterpforte, den Pförtner um Einlaß bittend. Klarer jedoch redet das Selbstgespräch des Pseudo-Tilly in den begleitenden Versen. Das Gewissen, sagt er darin, mahne ihn zum Strange. Dann schließt er:

Ich denke hin und her: bald mir der Strang gefällt,
Bald hab' ich meinen Trost aufs Kloster nur gestellt.
Doch hab' ich endlich noch den Schluß bei mir genommen:
Ich wollt' durch diesen Weg dem Teufel noch entkommen,
Und in der Klosterklaus abhelfen meinem Leid:
Gefällt es mir dann nicht, bin ich zum Strang bereit.

Der Einblattdruck gibt weder Ort noch Jahr an. Aber es ging im Winter 1631/32 das Gerücht,[1] daß Tilly sich in ein Kloster zurückziehen wolle. Das Gerücht kann daher geradezu die Anregung zu dieser Art von Kunstwerk gegeben haben. Der Plan Gustav Adolfs seinem Gegner Tilly die absichtliche Zerstörung von Magdeburg beizumessen, war offenkundig durch seine Rede an seine Officiere vor Breitenfeld, und, mehr noch, durch das Rachegeschrei der Schweden bei der Erstürmung des Schlosses Marienberg bei Würzburg.

Der Ursprung dieses Einblattdruckes führt also auf den Schwedenkönig selber oder dessen Umgebung zurück. Der Plan ward genauer ausgeführt in dem Werke: Le soldat suédois, welches damals Gustav Adolf durch den Genfer Professor Spanheim abfassen ließ.[2]

Indem aber damals die Persönlichkeit Tillys noch nicht durch die Lüge verdunkelt war, bereitete gerade sie der schwedischen Auffassung

---

[1] Acten des 30jährigen Krieges.

[2] Die Verleumdung gegen Tilly dort p. 238.

einige Hindernisse. Eine heftige Flugschrift,[1] die „zum allgemeinen Kriege gegen die verteufelten Papisten" auffordert, fährt dann fort: „Nun haben aber die deutschen Evangelischen nicht einen Cavalier, der dem Tilly gewachsen wäre. Deshalb kann nur der König von Schweden der Führer sein. Im anderen Falle ist der Sieg den Papisten gewis." „Ja sagst du mir, „fährt die Schrift fort, wenn auch das alles erfolgte: so sind gleichwohl die Ligisten so böse nicht." Der schwedisch-evangelische Schreiber hütet sich weislich zunächst auf das Thatsächliche dieses Einwandes einzugehen. Er beruft sich auf die Apocalypse 17, 18. „Dort beschreibt der heilige Geist," sagt er, „die große Blutdürstigkeit der babylonischen Hure, und diese ist nach aller Theologen Erkenntnis und unserem evangelischen Glauben gemäß der Papst. Dies kann die ganze Welt mit aller Klugheit und Macht so wenig ändern, als die ewigen Rathschlüsse Gottes." — Dennoch schlägt dem Schreiber das Gewissen, daß er doch auf jenen Einwand etwas zur Sache Gehöriges erwiedern müsse. „Und wenn schon, sagt er, die papistischen Feinde mit Vorbedacht und aus Mitleid den armen Mann verschonen wollten: so können sie dennoch wegen der äußersten Noth des Krieges das nicht thun." Dieß mochte wahr sein; aber die nahe liegende Frage, wer denn den Krieg errege, wer die Schuld desselben trage, ward weiter nicht berührt.

Es fragt sich, ob von einer wirklichen Freude der nicht-katholischen Deutschen über die Erfolge des Schweden die Rede sein kann. Aus dem Berichte des Rathes von Schweinfurt an den Kaiser haben wir die Worte vernommen: „Es geht dem Schwedenkönige ein mehr als panischer Schrecken voran." Ähnlich äußern sich unbetheiligte Zeitgenossen in anderen Ländern. So in Frankreich der Cardinal Richelieu[2]: „Die Fortschritte des Schwedenkönigs, der wie ein Blitz das ganze Deutschland vom baltischen Meere bis nach Mainz durchzogen, die Verwüstung, die er in allen Ländern seiner Gegner angerichtet, das Verderben der Mächte, die sich ihm entgegen gestellt, hatten in den Gemüthern aller deutschen Völker einen solchen Schrecken erregt, daß die Mehrzahl der Städte und der Fürsten sich für ihn erklärten." — „Der Schwedenkönig," sagt ein anderer französischer Zeitgenosse, der Marschall Bassompierre,[3] „nahm die Städte Würzburg, Frankfurt, Mainz, die weder befestigt, noch sonst

[1] Bericht und Beweis des trifftigen Effectes und Ausganges, welchen die Leipziger Schlacht usw. 1631.

[2] Mémoires VII, 16. [3] Bassompierre III, 349.

versehen waren, und breitete Furcht und Schrecken in solcher Weise um sich her, daß alles sich ihm ergab." — Von einer Zuneigung irgend welcher Deutschen zu dem Schwedenkönige reden also diese französischen Zeitgenossen nicht.

Nicht solche Flugschriften, wie die vorangeführten, welche der Wille des Mächtigen hervorruft, legen Zeugnis ab von der Stimmung des Volkes. Um diese zu erkunden, hat man der Bahn des Schweden in Deutschland von seiner Landung in Pommern an zu folgen, Schritt vor Schritt, und sich die Frage vorzulegen, wann und wo, ob in Pommern, ob in Brandenburg, in dem alten Erzstifte Magdeburg, vor oder nach dem Siege von Breitenfeld, in Thüringen, und weiter im Frankenlande, jemals ein unzweifelhafter Ruf der Zustimmung oder der Freude über die Ankunft des Schweden vernehmbar wird. Der Verlauf der Thatsachen hat uns gezeigt, wie es damit um die Stadt Erfurt stand, wo der Rath und die Mehrzahl der Bürger nicht katholisch waren. Sie nahmen den Schwedenkönig auf, nachdem sie zuvor alles aufgeboten, was sie vermochten, um ihn nicht aufnehmen zu müssen.

Ähnlich war es mit der Stadt Frankfurt, wo der Schwede im Beginne des Jahres 1632 sich auf seiner Sonnenhöhe befand. Der Rath von Frankfurt hatte, am 29. November/9. December, an den Kaiser seine klagende Entschuldigung abgeschickt, daß er, der schwedischen Macht nicht gewachsen, sich in das Unvermeidliche habe fügen müssen. Es kam dann an ihn die Kunde, daß diese Schrift nicht an den Kaiser gelangt, dagegen in Wien ein Flugblatt verbreitet[1] sei: „als ob man allhier den Schweden, wie die formalia lauten, an sich gelockt hätte." — Demgemäß sendet der Rath jenes Schreiben aufs neue ein, „nicht bloß um sich zu entschuldigen, sondern auch zugleich hierdurch ferner mit beständigster Wahrheit zu bezeugen, daß uns mit vorgedachtem gefährlichem spargiment vor Gott und männiglich allzu viel Unrecht geschehe, sintemal wir auf jeden Fall das gerade Widerspiel zur Genüge versichern, und mit unserem guten Gewissen wohl erhalten können, wasgestalt wir, daß solcher Kriegeszug auf diese Orte verblieben wäre, gleich anfangs gewünscht, und noch (wünschen) — wie wir auch der darob erfolgten Zumuthungen gegen diese Stadt uns keineswegs versehen, sondern darüber

[1] Eingabe des Rathes vom 17/27. Januar, im K. und. K. Archive. 30j. Krieg.

vielmehr, sobald uns solche unvermuthete Intention zu verstehen gegeben, und darauf eine so gewaltige Kriegesmacht uns allernächst auf den Hals kommen, wir — wie an sich selber unschwer zu erachten — in nicht geringe Perplexität, Sorge, Mühe und Unruhe gerathen. Derowegen zu unserer Befristung und thunlichster Salvierung dieser Stadt wir allen äußersten Fleiß und Mittel gesucht und versucht, gleichwohl aber es nicht gänzlich abwenden mögen, und also darob solche Ungelegenheit, deren wir viel lieber geübrigt, zu unserer und der Unserigen Beschwerung endlich über uns ergehen lassen müssen. Dannenhero wir ja von keinem Verständigen, zumal welchem nur in etwas bei jetziger Zeit der Stadt und angeregter Sachen Beschaffenheit bekannt, in so ungleichen Verdacht gezogen werden können, als ob wir einigermaßen dieser Stadt fremdes Kriegsvolk hätten zuziehen, oder Jemanden darein locken wollen, und nicht vielmehr alle mögliche Wege und Mittel gesucht, wie man sich dessen entbrechen und gefristen mögen. Maßen wir dann hierüber und in allem dem was deswegen unseres Theils verhandelt — Gott Lob — eines unzweifelhaften guten Gezeugnisses unserer Unschuld, und daß wir daneben unserer Pflichten halber uns der Nothdurft und thunlichen Dingen nach verwahrt, auf jeden Fall uns zu getrösten, auch mit gutem Grunde zu beweisen haben."

„Thun demnach unser in beikommender Schrift angehängtes allerunterthänigstes Bitten und inniglichen Wunsch anhero wiederholen, und uns allergehorsamst nochmals getrösten, Ew. K. M. uns hierin sicherlich allergnädigst Trauen und Glauben zustellen wollen, Dero wir uns und die hiesige Stadt zu beharrlichen kaiserlichen Hulden und Gnaden recommandieren, Ew. K. M. aber zuvörderst dem Allerhöchsten zu langglückseliger K. Regierung und Wohlstand getreulichst empfehlen thun. Ewr. K. M. allerunterthänigste gehorsamste Bürgermeister und Rath der Stadt Frankfurt."

Das Ergebnis also ist, daß die Stadt Frankfurt, während sie sich beugte unter die eiserne Faust des Schwedenkönigs in ihrer Stadt, dem Kaiser, der ihr nicht helfen konnte, ihre Anhänglichkeit und Treue betheuerte.

Etwas anders ist das Verhalten von Nürnberg. Der Rath dieser Stadt hatte bereits im October den Drohungen des noch fernen Schwedenkönigs sich in so weit gefügt, daß er den kaiserlichen Truppen jede Hülfe verweigerte. Aber Gustav Adolf wollte mehr: er forderte die thätige

Theilnahme der Stadt am Kriege, zunächst die Allianz mit ihm. Er selber und noch mehr sein Secretär Sadler ergingen sich, im Januar, zu dem Nürnberger Abgesandten Kreß darüber in scharfen Worten.[1] Man wisse noch nicht, sagte Sadler zu diesem, ob die Nürnberger des Königs Freunde oder Feinde. Komme die Allianz nicht zu Stande: so könne auch der König die Stadt nicht mit in den dereinst zuschließenden Frieden aufnehmen. Nürnberg möge sich nicht vor der Blokierung fürchten, vielmehr aggressiv vorgehen, auf viele Meilen Weges hin Ausfälle machen, alles unter Contribution setzen, und nehmen, was man erlangen könne. Die katholische Liga und ihre Helfer hätten ja den Nürnbergern Schaden genug gethan: man habe hinreichenden Anlaß sich dafür zu entschädigen. Innerhalb der Mauern von Nürnberg nütze das geworbene Volk nichts. Den Deutsch-Ordens-Herrn mit den päpstischen Pfaffen solle man hinausschaffen. — Kreß erwiederte: dies würde sich für Nürnberg nicht schicken, sondern müsse in des Königs Namen geschehen. Darüber erzürnte sich Sadler sehr und sagte: „Wenn das von Euch der König hörte, so sollte er Euch nimmermehr etwas Gutes zutrauen. Ist denn des Königs, Euere und aller Evangelischen Sache nicht Eine Sache? Was soll denn der unzeitige Respect? Eben so machten es auch die Frankfurter. Sie hielten dem Könige lange Reden, wollten gern schwedisch sein und auch kaiserlich bleiben. Der Kaiser und der König aber sind duo contraria. Derjenige, welcher schwedisch sein und die gute evangelische Sache, Freiheit und Gewissen verfechten helfen will, der darf ganz und gar und allerdings nicht kaiserlich sich qualificieren und dafür eine Neigung hegen. Den Frankfurtern ist auch dies, ihr unzeitiges Neutralisieren, sehr übel bekommen, und (sie) haben damit nichts Anderes erhalten, als daß man ihnen schwere Pflicht, eine starke Garnison aufgedrungen, und mit ihnen als mit wankelmüthigen, ungetreuen Leuten und bösen Patrioten verfahren. Neutral sein ist weiter nichts als des Königs Feind sein wollen.“

Der Schwedenkönig sprach dem Gesandten Kreß aus,[2] daß er von dem Rathe von Nürnberg namentlich baares Geld erwarte. Kreß hielt die Erschöpfung der Stadt entgegen. Er schlug die täglichen Ausgaben für Kriegszwecke auf 5000 fl. an. Der Handel liege danieder, das Geld fehle aller Orten, und es gewinne den Anschein, daß man sich bald mit Leder- und Kupfergeld werde behelfen müssen. Die Worte regten ein

[1] Soden I, 161. Auch für das Folgende.
[2] A. a O. 162.

Thema an, welches den deutschen Städten gegenüber dem Schwedenkönige sehr genehm war. Mit Kupfergeld, erwiederte er, könne die Stadt Nürnberg sich den größten Dienst leisten, und zwar ohne Schaden. Sie dürfe nur 2000 Schiffpfund Kupfer zu je 50 Rthlrn. kaufen und sie wieder zu 70 Rthlrn. ausmünzen. Er, der König, wolle auch die Städte Ulm und Frankfurt dahin vermögen, daß sie dasselbe thäten: dann wolle er auch die benachbarten Fürsten zu bewegen suchen, daß sie solche Münzen in ihrem Gebiete coursieren ließen. Er habe dies Mittel in Preußen, Livland, Pommern nützlich angewandt, und setze in die Stadt Nürnberg das völlige Vertrauen: sie werde ihm diesen Dienst, der ihr ja nicht zum Nachtheile gereiche, nicht abschlagen. Man müsse einmal zu einem solchen Werke (des Krieges) Geld haben, da nun dieses und Silber überall mangeln wolle, so müsse man aus Noth auf andere Mittel sinnen. Kupfer sei nach Gold und Silber das beste Metall: es werde deshalb ohne Zweifel seinen guten Werth stets finden, weil das kupferne Geschirr zerschlagen und überall verwüstet worden. Er, der König, habe auch das Mansfeldische Kupfer sich verschafft, und diese Bergwerke könnten nicht leicht mehr in Bau kommen. Mit der Kupfermünze erfolge auch richtige Bezahlung, weil sie müßte gewogen und Niemand damit betrogen werden könnte. Besonders diene es bei diesen Läufen dem armen Landmanne, der damit viel sicherer als mit Gold und Silber umgehen und nicht so leicht beraubt werden könne, weil es zu schwer. Er, der König, habe Hammerwerke in seinem Königreiche und wolle das Kupfer für den Rath zu Blech schlagen lassen, damit er es desto leichter vermünzen könne und die Kosten erspare. Der König bitte den Rath: dieser möge sich bald entschließen, was er thun wolle, damit der König sich danach richten könne. — Der Bericht des Gesandten fügt hinzu: der König lasse sich die Sache mit der Kupfermünze sehr angelegen sein, habe wohl eine Stunde darüber geredet, mit wiederholter Frage, ob der Gesandte ihn verstanden.

Auf den Bericht des Gesandten Kreß war der Rath von Nürnberg willfährig dasjenige zu thun, was zur Sicherung der Stadt zweckmäßig schien. Er ließ mehr Truppen anwerben, neue Befestigungen anlegen. Wegen der verlangten Anleihe entschuldigte er sich bei dem Könige. Die Frage der Ausprägung von Kupfermünze verwies er an die Hochgelahrten und Münzkundigen. Das Zugreifen auf das Deutsch-

Ordens-Haus in der Stadt[1] „hielt der Rath zur Zeit noch nicht für rathsam, weil es der Stadt Schaden bringen könne: der Comthur würde sich auf den versprochenen Schutz berufen.“ Daher nahm der Rath ein eigenmächtiges Vorgehen des Obersten Grafen Solms gegen den Deutsch-Ordens-Hof sehr übel auf.[2] „Weil der Rath die Absicht hatte, bei Gustav Adolf das Teutsche Haus sich als Geschenk auszubitten, so suchte er durch den schwedischen Gesandten Chemnitz das Vorgehen des Solms zu hintertreiben, und ließ den König bitten, keine in Nürnberg gelegenen Ordenshäuser und dergleichen Güter an Fremde zu verschenken, sondern sie vielmehr der Stadt zu gönnen.“

Wir sehen demnach, worauf es dem Rathe in Nürnberg ankam. Mit dem Wunsche nicht in den Krieg verwickelt zu werden, verschlang sich die Habgier nach fremdem Eigenthume, so jedoch daß der Rath es nicht aus sich selber nehmen, sondern von dem Schwedenkönige geschenkt haben wollte. Dies war der Zaum, an welchem Gustav Adolf den Rath von Nürnberg hielt und lenkte. Und dennoch meinte dann, wie der Verfolg ergeben wird, auch dieser Rath von Nürnberg, daß man ihn nicht der Untreue gegen Kaiser und Reich beschuldigen dürfe.

In ähnlicher Weise oder mehr noch ausgeprägt zeigt sich die Achselträgerei bei Bürgermeister und Rath der Reichsstadt Ulm. Sie betheuern[3] dem Kaiser ihre Devotion, jedoch mit schwerer Klage über den Druck der Kriegeslast, 5000 Rthlr. monatlich für die Stadt, 9000 Rthlr. für das Gebiet. Es sei ihnen nichts erlassen. „Wenn dann,“ fahren sie fort, „alles in Wahrheit also beschaffen und selbiges der leidige Augenschein mehr als gut und nützlich, offenbarlich mit sich bringt, und wir uns des H. R. Reiches Feinden und Widerwärtigen und ihren Attentaten, insonderheit aber des Königs in Schweden Handlungen, weder mit Rath noch mit That im geringsten nicht beipflichtig gemacht, sondern gegen Ew. K. M. und das H. R. Reich jederzeit in beständigster Devotion und gehorsamster Treue, wobei wir auch durch die Gnade Gottes zu beharren endlich entschlossen, allerunterthänigst bestanden, solche unsere ungefärbte Affection auch sowohl in den Vorjahren als in jetziger Zeit mit getreuestem Gemüthe, also und dergestalt im Werke erwiesen, daß wir ganz nicht begreifen mögen, warum und aus was Ursachen wir und die Unsrigen solche für Stadt und Land

[1] A. a. O. 167. [2] A. a. O. 168.

[3] Acten des 30j. Krieges. Vom 14/24. December.

verderbliche Beschwerung bis daher haben ausstehen und ertragen müssen, und noch bis auf diese Zeit davon keineswegs erleichtert sein mögen" — — Es folgt die Bitte um Erleichterung der Kriegeslast.

Als der Rath von Ulm diese Betheuerungen für den Kaiser niederschrieb, waren die Fäden der Verbindung mit dem Schwedenkönige bereits angeknüpft. Derselbe Relinger, der im October den Chemnitz nach Nürnberg begleitet hatte, um dort, zunächst durch das Mittel der Drohung und Einschüchterung, ein Bündnis mit dem Schweden zu betreiben, war dann zu gleichem Zwecke weiter gegangen nach Ulm.[1] Nicht ohne Erfolg, zumal als der Schwedenkönig die Überweisung des sämmtlichen katholischen Eigenthumes in Aussicht stellte. Der Vertrag,[2] durch welchen diese Schenkung „aus gnädigster Bewilligung" des Schweden vollzogen wurde, kam erst einige Wochen später zu Stande, im Februar 1632.

Über das Verhalten der vier hauptsächlichen Reichsstädte berichtet, am 23. Februar, der schwedische Secretär Nicodemi an den Reichsrath in Stockholm übersichtlich, wie folgt.[3]

„Sobald ich hier in Frankfurt eintraf, ertheilte der König mir einen Auftrag nach Heilbronn, wohin auf den 2. d. M. (A. St.) die vier Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Frankfurt und Ulm einen Convent ausgeschrieben. Es ward mir befohlen, zuerst bei Straßburg und Ulm auf die Allianz zu dringen, nachdem Frankfurt schon früher accordiert, auch Nürnberg bereits die Zusage gegeben, seinen Entwurf eingeliefert und nur in einigen Formalien Schwierigkeiten erhoben hatte. Da meine Commission ohne Vorwissen der Städte geschah, so fand ich die Abgeordneten nicht genügend informiert. Dennoch habe ich die Dinge dahin gebracht, daß die Straßburger, welche zuvor von keinem Bündnis etwas wissen wollten, weil sie an der Grenze gelegen, und darum in großer Furcht vor Frankreich, jedes Mal, so oft auch diese Macht sie zum Bündnisse aufgefordert, sich immer mit der Ausrede entzogen haben, daß sie zur eigenen Vertheidigung sich stark genug fühlten — die Straßburger also beschlossen haben sich mit dem Könige zu verbinden, in seinen Schutz zu begeben und ihm Paß und Repaß zu verstatten. Zum vollen Abschlusse werden sie ihre Deputierte an den König senden. Inzwischen

[1] Chemnitz 218 [a]. [2] A. a. O. 283 [b] und Theatrum E. II, 507.
[3] Arkiv II, 362.

ist schon der Effect erfolgt, daß sie den Truppen des Königs, über 1000 Reitern zugleich, verstattet haben über ihre Brücke ins Elsaß zu ziehen."

Unterbrechen wir hier den Bericht des Nicodemi, weil er in Betreff der Stadt Straßburg allzu günstig für den Schwedenkönig lautet. Es bedurfte später,[1] im Mai, noch einer besonderen Sendung des Nicodemi, um die Stadt zum Abschlusse des Vertrages zu bewegen. Nicodemi redete dem Rathe zu: „mit dem Könige zu cooperieren unter seinem Directorium, so Kursachsen selbst dem Könige übergeben." Daß dies der Wahrheit nicht entsprach, mochte der Rath von Straßburg nicht wissen. Der Rath erhielt die Zusicherung, daß der König die Stadt wider alle ihr Widerwärtige kräftig schützen, „letzlich[2] auch auf Mittel sinnen wolle, wie sie wegen ihrer erlittenen Schäden und aufgewandten Unkosten Ergetzung bekommen möchte, dergestalt daß, da inskünftige mit den feindlichen herumliegenden Gütern einige Veränderung vorgenommen würde, die Stadt Straßburg vor allen anderen bedacht werden sollte." Das ja war es, worauf es ankam.

„Die Ulmer," fährt der Bericht des Nicodemi fort, „haben sich völlig bereit nach der Intention des Königs finden lassen. Sie haben nicht allein eingewilligt Besatzung einzunehmen, Paß und Repaß über die Donau zu verstatten, sondern auch selber 1200 Mann angenommen, die dem Befehle des Königs unterstehen sollen, sogar auch begehrt, daß der König ihnen einen seiner Officiere als Commandanten sende, worauf der Oberst Redwen zu ihnen abgeordnet ist."

„Die Nürnberger haben gegen den zuvor ihnen zugestellten Entwurf Schwierigkeiten erhoben und gesucht Clauseln einzuschieben; aber es ist ihnen dabei ergangen wie früher den Polen: wo sie gern bessere Bedingungen erlangt hätten, haben sie die dargebotenen verloren; denn seitdem der König mit Ulm als dem ersten und nächsten Passe nach Bayern, und mitten im feindlichen Lande gelegen, richtig ist, legt er auf Nürnberg als eine Landstadt nicht mehr so hohen Werth. Nichts desto weniger ist die Stadt mit dem Könige eng verbündet, weil er in ihrem Kriegsrathe die zwei ersten Stimmen hat, auch der Stadtoberst Schlammersdorf ein Patent beim Könige sucht, so daß mit der Zeit sich alles wohl schicken wird."

[1] Chemnitz 347. [2] A. a. O. 349.

„Demnach ist es ein trefflicher Vortheil, daß Se. Majestät diese vier mächtigen und vornehmsten Städte zu seiner Devotion hat. Mir wurde dann befohlen, mit ihnen sämmtlich zu verhandeln, daß sie die Kupfermünze annehmen, welche der König überall in Deutschland einzuführen sucht, um die schwere Kriegeslast erträglich zu machen, ferner in ihren Städten die Accise errichten, die ein Merkliches austrägt, ferner Richtigkeit mit dem Geleite machen. Daraus kann Se. M. eine treffliche Summe jährlich haben, indem von allen Waaren, die zur Frankfurter Messe kommen, für Geleit und Sicherheit, die der König vermittelst Bedeckung verbürgt, eine bestimmte Quote bezahlt werden muß. Auf die zwei ersten Vorschläge hatten sie wenig geneigte Ohren, ausgenommen Nürnberg, welches die Kupfermünze in Erwägung gezogen, aber, wenn ich recht unterrichtet bin, aus keiner anderen Ursache, als weil einige Mitglieder des Rathes einen Vorrath Kupfer liegen haben, dessen sie auf diese Weise mit Profit los werden, um sich nachher wenig darum zu kümmern, ob die Münze gangbar oder nicht. Welche andere Bedenken sie haben, wird man bald vernehmen, nachdem man weiter mit ihnen so wie mit anderen Städten, Braunschweig und einigen, darüber verhandelt. Mit der Geleitsmannschaft hat es auch seine Richtigkeit, weil zur bevorstehenden Messe binnen vierzehn Tagen die Kaufleute sich ansammeln, wie das auch für dieses Mal vorgesehen war. Inzwischen ist die Allianz, die Dr. Salvius mit der Stadt Braunschweig geschlossen hat, von Sr. M. hier in Frankfurt ratificiert. Dazu stehen wir in Unterhandlung mit verschiedenen Fürsten."

„Die Neutralitäts-Handlung mit der katholischen Liga," fährt Nicodemi fort, „scheint zu Boden zu fallen; denn anstatt daß der König von Frankreich seiner Zusage gemäß den Bayerfürsten dahin brächte, die von Sr. M. vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen, welche auch von den beiden Kurfürsten von Trier und Köln (?) ratificiert sind, so kommt nun Charnacé und dringt auf einen allgemeinen Frieden. Das ist eine Ausflucht mit dem Scheine der Ehrlichkeit, unter welchem die Liga ihre Vorbereitungen zum Kriege treffen könnte. Die Stadt Köln hat auch, auf Grund ihres Handels auf dem Rheine, Neutralität begehrt. Der König hat sie unter gewissen Bedingungen bewilligt, und damit sind die Abgeordneten heimgereist. Welcher Entschluß dort gefaßt wird, kann man nicht wissen. Jedoch ist bereits bekannt, daß die Abgeordneten bei ihrer Heimkehr von dem gemeinen Manne nicht wohl empfangen sind, weil derselbe die Artikel über die Religion übel nimmt. Inzwischen

finden sich in Köln verschiedene kaiserliche Officiere ein, werben stark und erlangen dazu Vorschub von dem Kurfürsten und der Stadt. Der König ist vor Kreuznach, hat die Stadt in Händen; nur das Schloß hält sich noch."

So der Bericht des Schweden Nicodemi, der äußeren Sachlage gemäß. Es wäre eine Ausnahme von der Regel gewesen, wenn Gustav Adolf, auf welche Bedingungen immer, der Stadt Köln eine Neutralität hätte verstatten wollen. Der eigentliche Grund, weshalb er nicht schon zuvor stärker gegen Köln vorgegangen war, lag weniger an seinem Willen als an seiner Macht. Er hatte die erforderlichen Truppen nicht. Im Beginne 1632 hatten die Generalstaaten einen Theil ihrer Truppen abgedankt.[1] Gustav Adolf hatte erwartet, daß man sie ihm zusenden würde. Dies war nicht geschehen. Darüber äußerte er sich in Mainz zu dem holländischen Commissar Pauw: „Was bewegt den Prinzen von Oranien mir widrig gesinnt zu sein? Misgönnt er mir meine Ehre? Oder werde ich ihm zu groß? Wenn er gewollt, so hätten die Generalstaaten mir besser assistiert, und ich würde die Stadt Köln übermeistert haben. Es ist mir nicht um die Stadt zu thun: ich würde sie den Generalstaaten überlassen und die Beute mit ihnen getheilt haben, auf daß sie und ich, Jeder von uns, eine freie Seite gehabt hätten. Statt dessen hat man etliche tausend Mann abgedankt und sie meinem Feinde zugesandt, um diesen gegen mich zu verstärken. Wollten oder konnten die Generalstaaten dies Kriegsvolk nicht behalten: warum haben sie es nicht mir überlassen?" — Diese Misstimmung war bei der Verwandtschaft der Interessen vorüber gehend, kam jedoch damals der Stadt Köln zu gute.

Jene Bedingungen[2] des Schwedenkönigs an die Stadt Köln für die Neutralität, von denen Nicodemi berichtet, forderten namentlich die volle Gleichstellung der Evangelischen mit den Katholiken. Der Rath zögerte die Antwort so lange wie möglich hinaus. Dann berief[3] er sich für den Stand der Dinge auf die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens, so wie auf die Manifeste des Königs, daß er sich in Sachen der Religion nach den Reichsgesetzen richten und da, wo bisher die katholische Religion gewesen, sie also verbleiben lassen wolle.

Nach den vorangeführten Äußerungen des Schwedenkönigs dürfte es fraglich sein, ob die Macht der Gründe des Rathes von Köln auf

[1] Capellen I, 652. [2] Bei Londorp IV, 280.
[3] A. a. O. 281.

ihn eine überzeugende Wirkung geübt haben würde. Die Sachlage war eine andere geworden. Als die Antwort an den Schwedenkönig gelangte, hatte er bereits sich ostwärts gewendet. Und dadurch war die Stadt Köln vor dem drohenden Geschicke einer Belagerung bewahrt.

Die Thatsachen ergeben, daß die Gefolgschaft, zu welcher sich die Reichsstädte für den Schwedenkönig bewegen ließen, das Ergebnis von drei wichtigen Motiven war: zunächst der Furcht vor seinen Drohungen, dann der Hoffnung im Bunde mit ihm vom Kriege verschont zu bleiben, endlich der Habgier, das bisher kirchliche Eigenthum in der eigenen Stadt oder ringsumher von dem Schwedenkönige geschenkt zu erhalten. Stärker noch als auf die regierenden Patricier der Reichsstädte wirkte dies letzte Motiv auf die Reichsfürsten.

7. Gegenseitiges Verhalten der akatholischen Reichsfürsten und des Schwedenkönigs in den ersten Monaten 1632.

Voran unter den Reichsfürsten, welche wie der Schwede unter dem Namen des Evangeliums die Hand ausstreckten nach fremdem Eigenthume, steht der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel. Ihm verlieh der Schwede in Frankfurt[1] „wegen der so zeitig und am ersten gefaßten, hochrühmlichen, fürstlichen und tapferen Entschließung“, wegen des von ihm in dem Bündnisse und in dem Oberbefehle bewiesenen standhaften Eifers, und wegen des von dem Feinde ihm zugefügten viele Millionen Goldes betragenden Schadens — die Abtei Fulda, das Stift Paderborn, das Stift Corvei, eigenthümlich und erblich für den ganzen Mannesstamm von Hessen-Cassel, unter Vorbehalt des Rückfalles an die Krone Schweden. Er versprach ihm ferner bedingungsweise das Stift Münster. Diese Schenkung, die später verbrieft wurde, nahm der Landgraf an, wie er ausdrücklich sagte, ohne einigen Respect vor dem Kaiser, als ein nicht unterworfener, sondern freier Fürst und freier Verbündeter der Krone Schweden; aber dann doch wieder mit dem Zusatze: „bis daß es im R. Reiche deutscher Nation entweder durch das Schwert oder durch Vergleich einen versicherten Frieden und eine andere Verfassung geben würde.“ – Der letztere Satz erscheint nur als ein Ausdruck der Gewissensregung, kraftlos gegen den ersteren, welcher, so weit es von diesem Landgrafen abhing, die bestehende Reichsverfassung verneinte.

[1] Rommel VIII, 183.

Denn namentlich an dieser Schenkung, so wie überhaupt an allen Schenkungen dieser Art von Seiten des Schweden an deutsche Reichsfürsten und Stände, tritt uns grell und scharf die Verschiedenheit ihres Verhaltens entgegen, ob gegenüber dem rechtmäßigen Oberhaupte oder dem fremden Eroberer. Diese Fürsten und Stände hatten dem Kaiser es verargt, daß er als der Oberrichter des Reiches, gemäß seiner Überzeugung von den Grundgesetzen desselben, diejenigen Güter zurückforderte, welche nach und darum wider den Religionsfrieden von Augsburg der Kirche entfremdet waren. Und doch hatten diese Fürsten und Stände das oberrichterliche Amt des Kaisers durch ihren Lehnseid anerkannt. Nun war der Schwede gekommen, dessen Recht in seinem Schwerte bestand. Er nahm nicht bloß die bis dahin kirchlich-katholischen Länder und Stifter: er nahm, so weit seine Kanonen reichten, sie alle, auch diejenigen mit, in welchen wie in Magdeburg und Halberstadt, längst das Territorial-Kirchenthum überwog. Jegliches Land ohne Erbherrn, über welches, nach dem türkischen Ausdrucke jener Zeiten in solchem Falle, der Schatten seines Säbels hinweggeglitten war, nannte er sein, und theilte davon aus nach seinem Belieben.

Der Gedanke, daß unbetheiligte Deutsche ein solches Verfahren mit Genugthuung oder gar mit Freude angesehen hätten, ist widerstrebend. Wir haben darüber das Wort des nicht-katholischen Rechtsgelehrten vor der Schlacht von Breitenfeld vernommen, und es ist nicht denkbar, daß, wenn auch fortan solche Stimmen nicht laut werden durften, sie darum in der Brust verstummten. Die Anzahl der Deutschen von Charakter, welche dem schwedischen Rufe des Religionskrieges beistimmten, kann nur eine beschränkte gewesen sein. Aber sie beugten sich dem Stärkeren.

Auch waren die schwedischen Bedingungen, in welche der Landgraf Wilhelm willig sich fügte, anderen Reichsfürsten seiner Richtung doch bedenklich. Der Herzog Wilhelm von Weimar war in Frankfurt und Mainz nicht selber anwesend, sondern ließ sich durch einen Gesandten vertreten. Dieser meldete,[1] am 3/13. Januar, aus Mainz: „Sobald man Donationen von dem Schwedenkönige annimmt, wird es hinfort heißen, daß man ganz von Schweden dependiere, und dem Hause Österreich und allem kaiserlichen Respecte und Considerationen renuntiiere." — Daß der Respect der Weimarer Herzöge für den Kaiser, dem sie Treue ge-

[1] Röse I, Anmerkungen S. 329. Nr. 78.

schworen, an manchen Lücken krankte, hat sich an ihren Handlungen gezeigt; aber stärker doch noch war in dem Herzoge Wilhelm das Bedenken, sich bedingungslos in das Belieben des Schweden zu geben. Diese bedingungslose Hingabe aber forderte der Schwede, und wo nicht, so schenkte er nicht. Der Weimarer wollte nicht: mithin wollte auch der Schwede nicht. „Vielleicht," sagt[1] der Historiker des Hauses Weimar, „hat kein Fürst so viele Versprechungen von dem Könige erhalten als der heldenmüthige Wilhelm: aber keine ist ihm gehalten worden."

Es fragt sich weiter um das Verhalten des Schwedenkönigs zu den Erbfürsten in Betreff ihrer Erbländer.

Der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg hatte sich von der Contribution an den Schwedenkönig loszuwinden gesucht durch die Berufung auf seine Landstände, welche die 30,000 Rthlr. monatlich für die drei Monate August, September, October bewilligt hatten, nicht länger. Wir haben vernommen, welchen Bescheid Gustav Adolf darauf, am 2/12. November, aus Ochsenfurt ertheilte, mit welchem Nachdrucke er die Zahlung auch fortan verlangte. Um dennoch davon frei zu kommen, machte Georg Wilhelm einen anderen Versuch. Er ließ durch seinen Kammerjunker Burgsdorf dem Schwedenkönige kund thun, daß er selber zur Vertheidigung seines Landes 3000 zu Fuß und 1000 Reiter geworben habe. Er erhielt darauf von dem Schwedenkönige in Mainz, am 17/27. December, die Antwort[2]: „Wir haben aus hochwichtigen Ursachen unseren statum auf die bewilligten Hülfsgelder gesetzt, sehen auch nochmals nicht, wie wir ohne dessen Convulsion von dem vor Wittenberg gemachten Vergleiche abgehen, ohne denselben subsistieren und unseren exercitum immer mehr in salvo halten können, sondern, wie wir hierauf als eine Basis und festes Fundament unseren Krieg für dies Mal gegründet, und darob so tief in das Land versetzt: also müssen wir, da wir nicht in medio victoriae cursu von dem übernommenen christlichen Befreiungswerk ablassen und zurück gehen wollen, nothwendig, wie ungern wir es auch thun, uns an die bewilligte Contribution halten, und uns damit, so lange bis uns Gott andere Mittel weisen wird, behelfen."

Demnach hatten Georg Wilhelm oder vielmehr die märkischen Landstände fortzuzahlen. Aber der Schwedenkönig verlangte mehr: „Demnach," fuhr er fort, „wir aber hierbei leichtlich ermessen können, daß bei

[1] A. a. O. I, 80. [2] G. Droysen, Schriftstücke usw. 155.

der Continuation der besagten monatlichen Hülfeleistung Ewr. Lbd. der Unterhalt Ihrer eigenen Truppen allzu schwer und fast unerträglich fallen würde, können wir gar wohl geschehen lassen, daß Ew. Lbd. die anerbotene 3000 M. zu Fuße und 1000 M. zu Pferde uns überlassen und allgemach unserem General Johann Banier zusenden. Wir sind auch des freundbrüderlichen Erbietens, solche nicht allein in unsere Dienste unter dem Commando des Obersten Burgsdorf zu nehmen, und sie von der Zeit an, wo sie in unser Lager kommen werden, in unserem Solde und Bestallung zu unterhalten, sondern auch Ewr. Lbd. die Werbegelder dafür zu ersetzen."

Demnach wurde Georg Wilhelm, der einen Anlauf zur eigenen Bewaffnung genommen, wehrlos gemacht, und zahlte mit seinen Landständen selber die Kosten der schwedischen Herrschaft über ihn.

Gehen wir weiter zu den Mecklenburger Herzögen. Nach ihrer Herstellung waren die zwei Herzöge der Aufforderung des Schweden zu einer Allianz mit ihm ausgewichen durch den Hinweis auf die Wichtigkeit einer solchen Sache, von der das Wohl des Landes abhange, und die darum mit der Ritter- und Landschaft reiflich berathen werden müsse.[1] Gegen Ende September schickte Gustav Adolf den Rath Salvius in den niedersächsischen Kreis, zunächst an die Herzöge von Mecklenburg, um den von ihm bereits ausgefertigten Vertrag auch von ihnen unterzeichnen zu lassen.[2] Salvius fand keine Bereitwilligkeit. „Mit großer Verwunderung," schreibt[3] Gustav Adolf, am 5/15. November, an Salvius und Tott, „vernehmen wir, daß die Herzöge von Mecklenburg Schwierigkeiten machen, die begonnene Allianz abzuschließen, wo wir ja doch nichts Unbilliges von ihnen verlangen, und für die großen Wohlthaten, die wir ihnen erwiesen, uns wohl ein Besseres zu ihnen versehen hätten. Wir wollen daher, daß Ihr auf die Weise wie sie verlangen, durchaus nicht mit ihnen abschließt, und sehen lieber, daß Ihr weiter gar nicht daran rührt. Was die Contribution betrifft, so sind die 15,000 Rthlr., welche sie bieten, für ihr starkes Interesse an diesem Kriege viel zu wenig, und Ihr müßt sie auf mindestens 20,000 Rthlr. monatlich treiben. Ferner müßt Ihr und der General Tott daran festhalten, daß, sobald Ihr der Seehäfen mächtig, diese mit schwedischen Truppen besetzt und

---

[1] Chemnitz 282 b. [2] Arkiv I, 497.
[3] A. a. O. 506.

nicht den Herzögen zurück gegeben werden." Einige Tage später wiederholt[1] der Schwedenkönig mit Nachdruck dem General Tott: „Die Häfen dürfen uns nicht aus den Händen kommen."

Nach der Schlacht bei Breitenfeld hatte der Oberst Virmond in Rostock bald capituliert: länger jedoch hielt sich Gram in Wismar. Auf diese Stadt mit ihrem Hafen,[2] dem anerkannt besten an der deutschen Nordküste der Ostsee, kam es dem Schwedenkönige hauptsächlich an. Im December bewilligte der General Ake Tott, auf den Wunsch der Herzöge, die dadurch ihre Stadt Wismar wieder für sich zu erlangen hofften, dem Obersten Gram einen Stillstand auf vier Wochen, während dessen ein Officier sich zu dem F-M. Tiefenbach begeben und dessen Entscheidung einholen solle. Wie immer diese Resolution ausfiele, solle dann Gram capitulieren.[3]

Über diesen Stillstand erfuhr Tott von dem Schwedenkönige schweren Tadel. „Dieses Euer Verfahren," schrieb[4] ihm Gustav Adolf am 21. December/1. Januar, „läuft unserer Intention durchaus zuwider, und wir ersehen klar, daß die Herzöge von Mecklenburg den Stillstand und die Abführung unserer Truppen allein darum prakticiert haben, damit sie Wismar in ihre Hände bekommen und mit ihren Truppen besetzen. Wisset also, daß, weil Solches uns und der Krone Schweden in unserem mit schwerer Mühe und Kosten erlangten jure belli zum stärksten Präjudiz gereicht, wir deshalb den erwähnten Stillstand durchaus nicht gestatten wollen, sondern Banier befohlen haben, die von dort abmarschierten Truppen zurückzusenden. Ferner wollen wir, daß der Stillstand, wie er ohne unser Wissen und wider unseren Willen geschlossen ist, nicht gehalten, sondern Wismar aufs neue blokiert werden soll, bis es in unsere Hände gelangt. Und nachdem Ihr wegen Euerer Schwäche dem Werke nicht so vorstehen könnt, daß alles richtig und wohl zugehe: so haben wir an Euerer Statt Banier befohlen, die Sache zu einem guten Ende zu führen."

Schärfer lautete der Befehl des Königs an Banier. Wenn bei Ankunft desselben Wismar bereits in den Händen der Herzöge, so soll Banier, um sie herauszubringen, zuerst den Weg der Güte versuchen. Mislingt dieser, so soll Banier so viele Truppen wie möglich sammeln, und „Wismar mit den Herzögen darin mit Macht angreifen, bis wir

[1] A. a. O. 512. [2] Arkiv II, 354. [3] Chemnitz 254 b.
[4] Arkiv I, 532.

dessen mächtig werden und die Herzöge sich auf andere Weise accommodieren." — „Ist dagegen bei der Ankunft dieses Schreibens Wismar noch nicht über, so sollt Ihr den Stillstand, welcher von den Herzögen gemacht ist, sofort aufkündigen, die Truppen zurückrufen, Wismar aufs neue blokieren und nicht davon ablassen, bis es, uns zu Händen, bezwungen ist. Auch wollen wir die Sache so in Acht genommen wissen, daß sofern Tott sie nicht dirigieren kann, Ihr selber Euch hinbegebt und sie ausführt, bis Wismar in unserer Gewalt. Wenn dies in Gutem und ohne Offense der Herzöge nicht geschehen kann, so wollen wir, daß Ihr das Commando in Wismar auf Euch nehmt, so lange bis wir andere Verfügung treffen. Auch meinen wir, daß Ihr in diesem Falle unser Volk in Mecklenburg logieren sollt. Und wenn Ihr der 20,000 Rthlr. monatlich, die wir von den Herzögen begehren, nicht mächtig werden könnt, so lasset darum das Volk nicht Noth leiden, sondern nutzet das Land, so viel es Euch möglich ist, sowohl zum Unterhalte der Truppen als zur Verstärkung. Doch mahnen wir Euch, daß Ihr hierin mit Discretion verfahrt und zuerst alle gütlichen Mittel gebraucht, um die Herzöge zu überreden; allein, wenn sie sich in Güte nicht bequemen wollen, so laßt Euch unseren und des Königreiches Dienst vor allem Anderen angelegen sein, und sehet zu, daß wir nach jener Seite hin sicher und in unserer eigenen Macht verbleiben. Was hierin geschieht, das laßt uns täglich wissen. Besonders wenn Ihr genöthigt seid, die Herzöge mit Macht anzugreifen, so gebt uns zeitig Nachricht, damit wir nachrücken und auf die Havel und die Elbe zuhalten können. Wäre es auch, daß die Kaiserlichen in Wismar accordiert haben, so laßt Acht auf sie geben, und so fern[1] nicht Tott den Accord mit ihnen geschlossen, so laßt sie nicht Quartier genießen, sondern richtet es so an, daß sie alle mögen niedergehauen werden, weil wir von keinem Accorde, der nicht von Tott unterschrieben ist, wissen wollen."

Die zwei Schreiben legen die Gesinnung des Schwedenkönigs dar. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß die Herzöge von Mecklenburg dieselbe sehr bald gespürt haben. Sie eilten zuvorzukommen. Am 28. December/7. Januar finden wir den älteren der Brüder, Adolf Friedrich, in Mainz. „Wir vermuthen," schreibt[2] an diesem Tage Gustav Adolf

[1] A. a. O. 535: Och så framt Totten icke hafver slutat med dem accorder, så låten dem icke njuta något quarter, utan lagen så, att de måtte alle blifva nederhuggne. [2] Arkiv I, 539.

an Banier, „daß wir mit ihm ohne fernere Weitläufigkeit zurecht kommen. Deshalb soll der mit Wismar getroffene Stillstand auf keine Weise gestört, viel weniger denn gegen das Land des Herzogs eine Feindseligkeit verübt werden."

Auf Grund der Artikel des Stillstandes capitulierte Gram in Wismar. Demgemäß sollte er am 6/16. Januar ausziehen, verzögerte aber den Auszug, wie die Schweden behaupten, bis zum 12/22. Auf dem Marsche ließ[1] er „einen Lieutenant der Bedeckungsmannschaft, der ihm heimlich Volk abwerben wollte, aus Jähzorn, unbedachtsamer Weise erschießen". Die Nachricht verdroß den FM. Tott sehr. Dazu ward gegen Gram die Anklage erhoben, daß er vor dem Abzuge Kanonen vergraben, andere auf Wagen heimlich mit fortgeführt, den Schiffen Takelwerk entnommen habe. „Derhalben ließ Tott den Kaiserlichen (Gefangenen) scharf nachsetzen, um dieselben anzuhalten. Worüber, weil sie sich anfangs zur Wehre gesetzt, etliche hundert auf dem Platze geblieben. An die 2000 stellten sich gutwillig unter. Der Oberst Gram wurde gefangen nach Greifswalde gebracht."

Der Herzog Adolf Friedrich half unterdessen in Mainz und Frankfurt den Glanz erhöhen, der dort sich um den Schwedenkönig breitete. Zugleich bewies er dann die Richtigkeit jener Vermuthung des Zurecht-Kommens ohne Weitläufigkeit, und schloß in der Höhle des Löwen einen Vertrag, wie ihn der Schwedenkönig dictierte.[2] Den Namen der Herrschaft über Wismar beließ der König den Herzögen: die Realität nahm er. Er legte Zölle an zu Warnemünde und Wismar, mit dem Versprechen, den Herzögen den hundertsten Theil des Ertrages auszukehren. Die monatliche Contribution zu bestimmen, welchen die Herzöge für den Krieg zu zahlen hatten, überließen sie dem Könige. Sie versprachen, daß dieses Bündnis in seinem Wesen auch nach dem Kriege bleiben solle, und daß sie dem Könige und dessen Erben und Nachkommen wider deren Feinde mit Volk- oder Geldhülfe beispringen würden. — Der Vertrag war also thatsächlich gleichbedeutend mit Vasallenschaft.

Weiter handelte es sich für den Schwedenkönig darum, das Haus Braunschweig-Lüneburg an sich zu binden. Wir haben gesehen, daß der jüngste Sohn der Lüneburger Linie, Herzog Georg, von seinen Brüdern zum Stammhalter des Hauses erwählt, damals jedoch nur erst mit dem

[1] Worte des Chemnitz 255. Auch für das Folgende.

[2] A. a. O. 283 a.

Amte Herzberg appanagiert, dem Schwedenkönige in Würzburg seine Dienste angeboten und dafür große Versprechungen erlangt hatte. Es war Georgs Plan für das gesammte Welfenhaus einzutreten, demgemäß auch die Kräfte aller Länder desselben zu benutzen. Zunächst bemühete er sich, seinen in Celle regierenden Bruder Christian zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem Schweden zu bewegen. Christian, der während des dänischen Krieges eine wesentliche Stütze des kaiserlichen Ansehens in Niedersachsen gewesen war, sträubte sich. Seine Räthe und Landstände waren mit ihm einstimmig der Meinung,[1] daß jede Verbindung mit dem Schwedenkönige auf das sorgfältigste zu vermeiden sei. Denn es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß überall da, wo den mittelbaren Angehörigen des Reiches, den Ritter- und Landschaften, eine freie, nicht durch die Waffen erzwungene Erklärung verstattet war, diese conservativen Körperschaften auch in den Ländern des Territorial-Kirchenthumes sich alle in ähnlicher Weise reichs- und kaisertreu aussprachen, wie in Hessen-Darmstadt. Aus den Zeugnissen der Schweden selber haben wir vernommen, ein wie geringes Entgegen-Kommen sie auch da fanden, wo ihre Worte den rechten Nachdruck erhielten durch das Geklirre ihrer Waffen, in Pommern, in Brandenburg, in Mecklenburg. — Dennoch gab Christian von Celle dem Andringen seines Bruders Georg, den Aufforderungen des Schwedenkönigs endlich nach. Die ritterschaftlichen Räthe protestierten heftig.[2] Aber Georg holte den schwedischen Minister Salvius aus Hamburg herbei. Der Vertrag ward aufgesetzt. Salvius befand ihn entsprechend seiner Instruction. Der Vertrag ward dem Könige eingesandt. Er verschob die Unterzeichnung einmal und immer wieder, „bald[3] unter diesem, bald unter jenem nichtigen Vorwande, weil die Bedingungen desselben seinen politischen Absichten nicht genügten“.

Was der Schwedenkönig in dem Vertrage vermißt haben könne, wird klarer aus den Unterhandlungen, die er mit den Räthen des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig führen ließ. Denn Friedrich Ulrich, nicht geneigt durch seinen Stammesvetter Georg mit dem Könige zu unterhandeln, sandte selber seine Abgeordneten nach Mainz. Der Schwede ging gern auf eine besondere Unterhandlung ein. Die Braunschweiger Abgeordneten redeten vor den Schweden in Mainz sofort in der Tonart, welche Gustav Adolf von den Deutschen wünschte. Sie nannten ihn einen Moses, der das betrübte Häuflein aus der Papisterei

[1] V. d. Decken II, 22. [2] A. a. O. 25. [3] A. a. O. 26.

und der ägyptischen Dienstbarkeit herausreißen wolle.[1] Die Schweden antworteten in derselben Weise. Dann kam die eigentliche Unterhandlung mit dem Dr. Steinberg im Namen des Königs. Man einte sich. Es ward ein Bericht über die Sache gemacht, und von beiden Seiten genehmigt. Es fehlte nur noch die Unterschrift des Königs. Sie blieb lange aus. Nach vielem Treiben und Drängen erfolgte endlich am 1. Januar 1632 eine Abschrift des Actenstückes mit der Unterzeichnung des Königs zurück.

Die Braunschweiger lasen und starrten befremdet diese Worte an. Es waren darin schwere Puncte enthalten, über die bei der Berathung auch nicht Ein Wort gefallen war. Es war vor allen Dingen die Forderung an den Herzog, dem Schwedenkönige und seinen Erben an der Krone Schweden den Eid der Treue zu schwören. Die Braunschweiger Abgeordneten waren sehr aufgebracht. Sie weigerten nicht bloß die Unterschrift. Sie sprachen dem Dr. Steinberg in sehr wenig umwundenen Worten ihre Meinung aus, daß eine solche Forderung in schnurgeradem Widerspruche stünde mit den Proclamationen von Erhaltung des Reiches, von Herstellung der Fürsten und, vor allen Dingen, mit den vereinbarten Puncten. Man mußte von schwedischer Seite etwas thun, um sie zu beruhigen. Man fand das Auskunftsmittel, daß vielleicht der Geheimsecretär Sadler die anstößigen Artikel aus sich in das Actenstück hineingerückt haben möchte. Aber man widerlegte die eigene unglaubliche Lüge sofort dadurch, daß der König das in Wahrheit vereinbarte Actenstück nicht unterschrieb, und daß der angebliche Fälscher Sadler nach wie vor als Geheimsecretär im Dienste des Königes verblieb.

Der Forscher, welcher um zweihundert Jahre nach der Verübung dieses Falsums dasselbe aufgedeckt, fügt sein Urtheil hinzu mit den Worten[2]: „Nicht ohne Bedauern sehen wir den größten Mann, den der Occident seit Carl dem Großen aufzuweisen hat, zu kleinlichen Mitteln einer hinterlistigen Politik greifen, die ihn in die Classe gemeiner Eroberer setzen." — Diesem Forscher lag also der Gedanke fern, mit der Fackel des an der einen Stelle gewonnenen Lichtes auch andere Puncte der damals, vor nun sechszig Jahren, noch fast unbestritten herrschenden Tradition von dem Schwedenkönige zu beleuchten.

Gewichtiger als diese anderen Reichsfürsten war für den Schwedenkönig der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, zumal bei dem Wunsche

[1] A. a. O. Nr. 83 S. 294. [2] A. a. O. 34.

desselben, von dem Kriege wieder loszukommen. Johann Georg war nicht bloß einverstanden mit den Bemühungen seines Schwiegersohnes, des Landgrafen Georg, bei Gustav Adolf, sondern schickte auch eigene Gesandte, im Januar den Obersten Vitzthum.[1] Dieser trug dem Schweden die Ansicht des Kurfürsten vor, daß man die Friedensmittel, welche von katholischer Seite vorgeschlagen würden, anhören möge. Von Seiten des Kurfürsten werde man auch darauf bedacht sein, daß der König Satisfaction erhalte. „Darauf," schreibt Vitzthum, „haben J. Kön. M. zu unterschiedlichen Malen dieses Punctes halber von mir verlangt, Ew. K. D. zu erinnern, darauf zu gedenken, wie Ihrer Kön. M. Satisfaction geschehen möchte. Denn Sie vermeinten nicht den Frieden zu hindern, wenn Sie nur auch contentiert würden. Und ob ich wohl etliche Male angehalten, J. Kön. M. wollten mir Ihre Meinung, was für Satisfaction Sie begehrten, im Vertrauen entdecken: so haben Ihre K. M. sich doch niemals recht erklären wollen, sondern gesagt: ich könne leicht erachten, daß Sie viele schöne Länder dem Feinde abgenommen, die Sie so nicht wieder geben könnten. Sie müßten auch allbereits erfahren, daß Sie bei Etlichen, deren Land Sie von dem Feinde befreit, wenig Dank erlangt. Derowegen wollten Sie wissen, wie man Ihnen Satisfaction thun wollte." Der Schwedenkönig forderte also ein Angebot, welches der Natur der Sache nach Niemand ihm machen konnte. Dazu verlangte er von Kursachsen eine engere Allianz mit ihm.

In dieser Forderung liegt die Hindeutung auf den hauptsächlichen Differenzpunct zwischen Gustav Adolf und Johann Georg. Dieser Punct kam bestimmter zur Sprache in den Verhandlungen, die damals die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg in Torgau mit einander pflogen.[2] Johann Georg sprach seine Besorgnis aus vor den Rüstungen Wallensteins, die ihn bedroheten. Er werde genöthigt sein, meinte er, Hülfe von dem Schwedenkönige zu erbitten. Aber dann werde der schwedische General die Direction verlangen, und dies sei, namentlich wenn der Kurfürst selber bei dem Heere anwesend, seiner Hoheit und Reputation zuwider. — Bei den Schweden galt als die Seele des kursächsischen Widerstandes gegen die Vereinigung mit den Schweden der FM. Arnim, der nicht sich einem Schweden unterordnen wolle.[3] Es ist jedoch kaum denkbar, daß der Kurfürst oder seine Räthe eher geneigt gewesen sein sollten.

[1] Sein Bericht bei Irmer I, 116. Vom 24. Januar / 3. Februar.
[2] Chemnitz 292.
[3] A. a. O. 293.

Wie immer dem sei: der Kurfürst Johann Georg fügte sich nicht ein in das System Gustav Adolfs der absoluten Kriegsdirection für ihn allein. Vielmehr blieb Johann Georg eine selbständige Macht neben ihm, und konnte daher auch einen Frieden schließen ohne ihn. In so weit übte Johann Georg auf die Entschlüsse des Schweden einen Einfluß, nicht jedoch in Betreff der principiellen Frage des Krieges oder Friedens selber. Eben darum sind auch jene Verhandlungen[1] der zwei Kurfürsten in Torgau für den wirklichen Gang der Dinge ebenso bedeutungslos, wie etwa diejenigen des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel mit seinen Räthen, die nur das wiedergaben,[2] was dem Willen des Schweden entsprach, oder auch wie diejenigen des schwedischen Reichsrathes, dem der König ein Gutachten über einen Frieden abverlangte, ohne zugleich eine Vorlage zu machen.[3] In diesem ihrem Gutachten verlangen die schwedischen Reichsräthe unter Anderem, daß[4] „alle Inquisition auf die Evangelischen in des ganzen römischen Reiches Ländern und Städten abgeschafft und auf ewig zunichte gemacht oder verboten werde“. Mit Selbsterkenntnis jedoch setzen sie ihrer ganzen Darlegung die Worte hinzu, daß sie reden[5] „nach unserer Einfalt“.

Wie der Krieg nicht aus irgend welcher völkerrechtlichen oder einer anderen sachlichen Verwickelung entsprungen war, sondern lediglich aus dem persönlichen Willen des Schwedenkönigs: so hing auch in den ersten Monaten des Jahres 1632 die Frage der Fortdauer des Krieges oder des Friedens lediglich an seinem Entschlusse.

Der eifrigste und rastlose Fürsprecher für einen Frieden war in den Wintertagen 1632 zu Mainz und Frankfurt der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt. Seine Persönlichkeit war dem Schweden wenig genehm. Der Kurfürst Johann Georg dagegen, selber moralisch so ungleich schwächer, blickte mit warmer Zuneigung auf diesen seinen Schwiegersohn. Er sagte[6] dem schwedischen Gesandten Nicolai, indem er denjenigen seines Schwiegersohnes dazu rief: „Ich habe an Ihre königliche Würde, meinen vertrauten lieben Bruder, Eueren Herrn, geschrieben um die Verschonung des Landes meines lieben Sohnes, des Landgrafen, und um andere seine Privatsachen mehr, habe solches aber nicht weiter ausführen wollen wegen der großen Zuversicht, die ich zu Ihrer K. Würde trage, daß sie nichts desto weniger meiner Intercession erwünschten Raum und

[1] Chemnitz 292. [2] Irmer I, 125. [3] Arkiv II, 391.
[4] A. a. O. 392. [5] efter vår enfaldighet. [6] Irmer I, 146.

Statt geben werden. Das aber ist meines Herzens Meinung, daß alles was Ihre K. Würde meinem lieben Herrn Sohn, dem Landgrafen, hierin willfahren, das will ich schätzen und halten, als wäre es mir selbst oder meinen leiblichen Söhnen erwiesen. Wenn auch Ihr eine Beförderung dazu thun und nicht unterlassen wollet, so geschieht uns daran ein besonderes Wohlgefallen und wir wollen es bei Gelegenheit wieder um Euch verschulden."

Die Absichtlichkeit, mit welcher der Kurfürst sich in dieser Weise aussprach, deutet an, daß er die Schwierigkeit der Stellung seines Schwiegersohnes in der Umgebung des Schwedenkönigs in Mainz und Frankfurt wohl erkannte. Mehr als ein Berichterstatter[1] aus Frankfurt oder Mainz gibt Kunde von den Stachelreden, denen der Landgraf für seinen Friedenseifer bei dem Könige ausgesetzt war. Der Landgraf stand allein, gestützt nur auf seinen treuen Kanzler Dr. Wolf, den einstigen Syndikus von Straßburg, und auch damals, im Jahre 1621, Vermittler des Friedens. Die zwei Männer hielten aus, im Bewußtsein des Rechtes und ihres Patriotismus, wider den Strom.

Denn von dem Schwedenkönige her war seine ganze Umgebung mit dem Gedanken der Fortsetzung des Krieges erfüllt, und kleidete daher auch denselben in die Ausdrücke, die in gleicher Weise der Lebensanschauung des Königs entsprachen. Da heißt[2] es: „Man habe Ursache, für die vom Allerhöchsten aus heiligem verborgenem Rathe den Evangelischen verliehenen glücklichen Successe recht dankbar zu sein, sie klug und nützlich zu gebrauchen, und sich derselben durch liebliche Vertröstung und süße Vorbildung des Friedens nicht allzubald selbst zu entwehren und zu begeben. Saul habe Agag, den König der Amalekiter, leben lassen, und sich durch solche Undankbarkeit, gelinde und ungenügende Verfolgung der Victorien, gröblich an dem Herrn versündigt. Hannibal habe die vortreffliche Victoria bei Cannä wider die Römer erhalten: daß er aber diese Victorie nicht verfolgt und die Stadt selbst darauf nicht angegriffen — dessen hat er nicht allein damals von den Römern, sondern auch noch heute vor aller Welt den Spott: quod scilicet vincere noverit, sed non victoria uti."

Dem entsprechend fiel die endliche Resolution[3] des Schwedenkönigs für den kursächsischen Gesandten Kurt von Einsiedel aus: „Die Friedens-

[1] A. a. O. 123, 136. [2] A. a. O. 138 Nr. 8 der schwedischen Dubia.
[3] A. a. O. 134, 140.

tractaten, zu denen man von katholischer Seite sich erboten, vor die Hand zu nehmen, ist annoch ganz unzeitig, unrathsam, nachtheilig." Der Schwedenkönig wiederholte diese Worte „ausdrücklich klar und gar weitläufig zu dem Landgrafen Georg im Beisein vieler fürstlichen und gräflichen Personen". — In etwas anderer Weise gab er dem Kanzler Dr. Wolf seine Absicht zu erkennen. Darüber berichtete[1] später Kurt von Einsiedel: „Der König hat durch die Königin vermittelst des Hoffräuleins zu Solms dem fürstlich hessischen Kanzler, Dr. Wolf, ernstlich andeuten und befehlen lassen, er solle sich enthalten den Frieden weiter zu urgieren, oder von Ihrer Kön. M. eines bösen Conceptes gewärtig sein."

Während dieser Tage der Macht und des Glanzes in Frankfurt und Mainz nahete auch aus dem Haag der bereits fast vergessene Pfalzgraf Friedrich herzu. Er hatte zuvor zu dem Schweden denselben Slawata[2] geschickt, der zwei Jahre früher mit plumpem Kunstgriffe von Amsterdam aus den alten Tilly bei Wallenstein verleumdet. Slawata brachte seinem Herrn von dem Schwedenkönige die Antwort, daß er willkommen sein werde. Da endlich schien für Friedrich die Zukunft hell und licht wieder aufzugehen. Er hatte vertraut so oft und viel. Er hatte vertraut auf die Generalstaaten. Sie hatten ihn benutzt, wozu er ihnen gut war. Er hatte vertraut auf Mansfeld und auf Christian von Braunschweig. Sie waren als Abenteurer ihren Zwecken nachgegangen, hatten Krieg geführt um Kriegens willen, und durch den Haß des deutschen Volkes, den ihre Kriegesweise ihnen zugezogen, und der doch auf ihren Auftraggeber Friedrich zurückfiel, seiner Sache mehr geschadet als genützt. Dann hatte Friedrich vertraut auf den Dänen. Wie Christian IV. keine Verpflichtung für Friedrich auf sich genommen: so hatte er seinen Frieden mit dem Kaiser geschlossen, ohne Friedrichs auch nur Erwähnung zu thun. Nun endlich war der Schwede gekommen als der lang ersehnte Helfer und Erretter, der im voraus verkündet, daß er die Waffen ergriffen zur Herstellung seiner Freunde, und der nun siegreich vorgedrungen war bis in das Erbland Friedrichs. Endlich also schien dieser seiner Herstellung sicher zu sein.

Bevor Friedrich aus seinem Exile im Haag aufbrach, nahm er feierlichen Abschied von den Generalstaaten.[3] Sie erwiesen ihm die Ehre eines regierenden Königs. Die ganze Versammlung empfing ihn an der Thüre, nur der Vorsitzende blieb auf seinem Sessel. Friedrich erklärte

[1] A. a. O. 141. [2] Aitzema III^{b}, 180. [3] A. a. O.

den Hochmögenden, daß er für alle empfangenen Wohlthaten stets erkenntlich sein werde. Sie bewilligten ihm 150,000 fl., und ließen ihn durch eine Abtheilung Reiter bis in Hessen geleiten. Am 10. Februar gelangte er mit seinem Gefolge von 70 Reitern und 40 Karossen nach Frankfurt. Am nächsten Tage begrüßte er den König und die Königin von Schweden in Höchst. Gustav Adolf erwies seinem Schützlinge alle Ehre, ließ ihn zu seiner Rechten gehen, und gebot seiner Umgebung für Friedrich die Titel des Königs und der Majestät.[1]

Für die Ansprüche Friedrichs führte bei den Schweden im Namen des Königs Carl I. von England, des Schwagers von Friedrich, das Wort der Gesandte Sir Harry Vane. Die englischen Berichte[2] über die Unterredungen desselben mit dem Schwedenkönige oder dessen Räthen zeigen beiderseits eine weite Kluft. Während der Engländer sich für die Forderung der Herstellung Friedrichs in sein Erbland berief auf das Versprechen des Schwedenkönigs in seinem Manifeste, daß er die bedrängten Fürsten herstellen wolle, mußte er von schwedischer Seite her vernehmen, daß der Pfalzgraf dasjenige, was etwa der König ihm wieder geben wolle, dessen Gunst zu verdanken habe.[3] Der Engländer kannte noch nicht das neue Völkerrecht des Hugo Grotius, welches in Gustav Adolf einen sehr gelehrigen Schüler gefunden hatte. Dieses neue Völkerrecht verkündete[4]: „Es steht außer Frage, daß dasjenige, was von uns den Feinden entrissen ist, nicht von Seiten derjenigen zurückgefordert werden kann, die es vor unseren Feinden besessen und durch Krieg verloren haben." — Der Engländer Vane faßte die Sache anders. „Aus der übermüthigen Art," berichtet er heim, „mit welcher der Schwedenkönig tractiert, ist sehr deutlich zu vermuthen, daß er gesonnen, sich zum Meister von Deutschland zu machen, wenigstens allen deutschen Reichsfürsten Gesetze vorzuschreiben."

Der geringe Erfolg des Engländers Vane bei dem Schwedenkönige zu Gunsten Friedrichs, obwohl diesem der Hergang nicht unbekannt bleiben konnte, störte doch, wie es scheint, ihn nicht in seinen Hoffnungen. Er begleitete fortan seinen Gönner auf den Triumphzügen desselben im deutschen Lande, acht Monate lang, immer harrend und hoffend, was die Großmuth des Schweden ihm zuweisen würde.

[1] Harte II, 170.

[2] A. a. O. uf. Die schwedischen Berichte in Arkiv II, 580 und 589; Arkiv II, 364 nicht eingehend.

[3] Harte II, 175. [4] Grotius lib. III cp. VI § 7.

Die Februartage 1632 in Mainz sind — es ist zu wiederholen — der Glanzpunct der Macht und Herrlichkeit des Schwedenkönigs.[1] Dorthin wallfahren zu ihm deutsche Reichsfürsten, um Geschenke aus dem Eigenthume ihrer Mitfürsten entgegen zu nehmen von der Hand des fremden Eroberers, und dafür wieder ihm dienstbar zu sein für seinen Löwenantheil. Sie sitzen um ihn an der Tafel, unter ihnen willig und unwillig auch Georg von Darmstadt, der einzige eidestreue Patriot unter dieser Schaar. Dem Schwedenkönige gegenüber sitzt die Majestät von Böhmen; denn diesen vor aller Welt zu Spott und Hohn gewordenen Titel legt der Pfalzgraf Friedrich niemals ab. Gustav Adolf erweist ihm alle mögliche Ehre, und beide Herren stehen nach der Tafel eine lange Weile in freundlichem Streite der Höflichkeit, wer von ihnen zuerst die Hände waschen, oder, wie der Bericht meldet, die Präeminenz im Waschen haben solle. Dann beginnen die Könige von anderen Dingen zu reden. „Es ist doch schwer Krieg führen," meint der Schwede; „es wäre zu wünschen, daß der König von England etliche tausend Pfund dazu gebe." Friedrich erwidert: er hoffe das ganz gewis von seinem Schwager. Gustav Adolf fällt rasch ein: „Ja etliche tausend zu erhalten, ist nicht genug gegen eine große Armee, reicht auch nicht, um für E. L. in dieser Zeit Krieg zu führen; denn wenn man etwas ausrichten will, muß man sich besser angreifen." Hier handelte es sich allerdings nicht mehr um die Präeminenz beim Waschen: etwas Anderes meinte der Schwedenkönig.

Unterdessen treten die anderen Fürsten herzu und umringen den Schwedenkönig. Er fährt fort zu reden. „Wenn man auf ehrenhafte Weise zu Friedenstractaten kommen könnte, auf die etwas gewisses zu bauen wäre, die sowohl den bedrängten Unterthanen, als auch E. Liebden zu Heil und Wohlfahrt gereichen möchten, wollte ich wohl eben so lieb wie Kursachsen den Frieden wünschen. Aber ich will nicht einen Frieden eingehen, der die Religion in Gefahr setzt." Er erörterte das weiter, und schloß mit dem wohl berechneten Worte: „Zwar für meine Person könnte ich wohl leicht mit dem Kaiser accordieren und nach Schweden gehen. Wie es aber Euch Reichsfürsten und den armen Unterthanen ergehen, welchen Tanz sie Euch aufspielen würden, kann man leicht erachten."

Also war es die rechte Weise zu diesen deutschen Fürsten zu reden, die bis auf Georg von Darmstadt sämmtlich die wohlverdiente Strafe

---

[1] Das Folgende nach dem Berichte eines Augenzeugen bei Moser IV, 466 uf.

für ihre Felonie gegen Kaiser und Reich zu besorgen hatten. Der graue Pfalzgraf von Lautereck drängte sich vor und sagte: „Wir lassen Ew. Majestät so bald nicht wieder heraus.“ Das entsprach dem Sinne Gustav Adolfs. Er fuhr fort: „Ich wollte herzlich gern dem deutschen Lande den Frieden wünschen, auch meinen Privatnutzen, den ich doch nicht gering schätzen kann, wollte ich für den edlen Frieden gern an die Seite setzen. Aber ich sehe nicht ab, welche Mittel dazu sind. Wir würden sicherlich zwei Jahre mit Tractaten zubringen. Und zuerst muß Kursachsen auf seinen Privatnutzen verzichten, den es durch die Trennung der Union erlangt.“ Wir sehen, wie geschickt der König seinem Verbündeten den Boden unter den Füßen abgräbt. Er fährt in seiner Rede fort zu Friedrich von der Pfalz gewendet: „Also würde ich viel weniger von Ewr. Liebden als meinem Blutsfreunde, dem von Rechtswegen die Kur angeerbt und gegeben worden, im Geringsten nicht weichen, weil ich meinen Theil jetzo an Orten des deutschen Landes, besonders an Magdeburg habe, das mir viel gekostet und das ich mit dem Schwerte gewonnen habe.“ Der König meinte nicht die Stadt, sondern das Erzstift. Er kündigt hier also den Fürsten so nebenher seine Absicht an das Erzstift zu behalten, wie es ja freilich von Halle her nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

Der alte Pfalzgraf von Lautereck nahm wieder das Wort. „Es dürften sich wohl Mittel zum Frieden finden,“ sagte er, „wenn nur die Ligisten den eingewurzelten Grundsatz aufgäben, daß den Ketzern nicht Treue und Glauben zu halten sei.“ Der Schwede erwiderte schnell: „Ich weiß wohl ein Mittel dagegen: wir müssen eben dasselbe praktisieren, und allesammt fest und einig halten. Ich für meine Person bin also gesonnen, daß ich sie alle wohl aus der Welt jagen wollte, wenn es möglich wäre. Ich bilde mir zu Stockholm so viel ein, und meine in meinem Reiche so viel zu sein, wie der Kaiser in Wien. Fragt er nichts nach mir, so frage ich nichts nach ihm. Ich will noch in Schweden von meinen Unterthanen mehr erlangen, und sie sollen auch mehr mir gehorchen, als des Kaisers jemals gethan und noch thun.“ Dabei wurde der König sehr eifrig und heftig. Man vernahm, der Kaiser solle sich geäußert haben: er frage nichts nach dem Schweden. Der Schwede wendete sich zum Landgrafen Georg: „Ew. Liebden können ihm das wohl wieder sagen; denn ich weiß, daß Sie gut kaiserlich gesinnt sind.“ Der Landgraf wich aus; allein der König fuhr fort: „Wer 30,000 Rthlr. zur Belohnung bekommt, kann wohl gut kaiserlich sein; (eo enim modo pecuniam accipiendo libertatem vendit).“ Der Landgraf entfärbte

sich. Der Schwede aber fuhr fort: „Wenn ich einem etwas verehren sollte, so muß derselbe es wohl verdient haben; aber die am meisten es genossen und nun zur Erhaltung ihres Staates, zur Vertheidigung der Religion, ihrer Unterthanen etwas an Geld hergeben sollen, die wollen damit sich los machen, daß man über den Frieden unterhandeln solle. Das wäre mir wahrlich leicht, wenn ich nicht die Gefahr derer bedächte, die sich willig zur Wiederbringung der wahren Religion hervor gethan. Gesetzt ich wollte jetzt Frieden eingehen: so müßte mir die Liga die Kriegskosten erstatten. Von wem würden sie dieselben fordern, als von Euch? Sie würden Euch mit starken Garnisonen drücken. Sie würden dazu leicht Ursache finden Euch von Land und Leuten zu jagen, und also die Unterthanen um Leib und Seele zu bringen. Deshalb ist es nimmer rathsam bei dieser Zeit, da wir es, Gottlob, so weit gebracht, sich zu eximieren. Denn wenn wir recht zusammen setzen, können wir nächst Gottes Hülfe den Feind wie weit jagen und verfolgen, und künftige Friedensmittel erlangen. Wir haben über 2000 Compagnien wohl gerüstetes Volk. Will ich jede Compagnie nur auf 30 Mann anschlagen, wo sie doch 100 bis 120 stark sind: so können wir dem Feinde auf einen Tag 60,000 Mann ins Feld stellen. Wäre es denn darum nicht besser, daß wir jetzt einhellig unsere Macht zusammen setzen, und dem Glücke, das uns Gott zeigt, gehorsam und freudig nachfolgen?"

Den Gedanken des Schwedenkönigs entsprechend gab sein eifrigster Diener unter den deutschen Reichsfürsten, der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, sein Gutachten mit den Worten[1]: „Ewr. K. Würden und uns Evangelischen unserer erlittenen Schäden halber müssen die Päpstler, wie sie mit uns vorgehabt haben, mit ihren Ländern und Leuten bezahlen, und, obschon sie den bösen Willen, die Capitulationen, Verträge und Eide zu brechen, im Herzen behalten, muß man doch durch diese Armmachung und Lähmung ihrem Zorne und bösen Vorsatze die Kraft nehmen."

Diese Gedanken bei Gustav Adolf entstammen nicht erst seinen Erfolgen. Er hatte sie, wie wir seiner Zeit gesehen, bei der Erwägung seines Planes zum Kriege, in Stockholm oder Upsala[2] gekleidet in die Worte, die als die eigentliche Charakteristik des Schwedenkönigs stets zu wiederholen sind: „Als Hauptgrund (des Krieges) kann man setzen, welcher Gestalt die Intentionen der Katholiken und Evangelischen so

---

[1] Irmer I, 132. [2] Söltl III, 277.

scharf einander entgegen stehen, daß derjenige für thöricht zu halten, der nicht unzweifelhaft erkennt und bekennt, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten muß, keinen Mitteldingen aber, wie einer gütlichen Vergleichung getraut werden darf."

Das Ergebnis also war erbarmungsloser Krieg bis zur Vernichtung.

Aus den Reden, die sowohl von Gustav Adolf selber als in seiner Umgebung insgemein geführt wurden, war abzunehmen,[1] daß ein besonderer Anschlag dem Kurfürsten von Bayern gelten solle. Dagegen bemühete sich noch bis in den März hinein die französische Politik um die Neutralität für Bayern. Während so die Könige von Schweden und Frankreich, unfern von einander, in Mainz und Metz, höfliche Reden tauschten und doch nicht ohne gegenseitiges Mistrauen auf einander blickten, meldete von Osten her das Gerücht: Tilly habe den FM. Horn aus Bamberg geschlagen. Zum ersten Male also hatten die Schweden auf deutschem Boden eine namhafte Schlappe erlitten.

8. Tilly gegen Horn in Bamberg.

Nachdem die für den vierzehntägigen Stillstand anberaumte Frist abgelaufen war, durchschnitt Gustav Adolf jeden weiteren französischen Versuch der Neutralität für die Liga durch den Befehl[2] an den FM. Horn, sich weiter ostwärts im Frankenlande auszubreiten, so jedoch daß er mit Wilhelm von Weimar in Erfurt und mit Lars Kagge an der Saale Fühlung behalte, auch den Umständen nach mit dem sächsischen FM. Arnim in Böhmen. Horn solle sich in die Stadt Bamberg legen und das Stift so gut er vermöge, ausnutzen für die Verstärkung seiner Armee. Jedoch solle er nicht ein Treffen wagen, sondern sich defensiv verhalten. Der Herzog von Weimar erhielt den Befehl,[3] im Falle eines Angriffes auf Horn ihm zu Hülfe zu kommen.

Von Schweinfurt aus machte Horn mit seinen Truppen sich auf nach Bamberg. Diese Stadt, weitläufig gebaut, nicht befestigt, war nicht auf eine Vertheidigung eingerichtet. Der Fürstbischof mit den Seinen flüchtete sich in den festen Platz Forchheim. Am 1/11. Februar[4] zog

[1] Irmer I. 139.

[2] Arkiv I, 559. Das dort angegebene Datum 8. Februar (A. St.) kann nicht richtig sein, weil Horn am 1/11. Februar in Bamberg einzog.

[3] A. a. O. 560. [4] Soden I, 188.

Horn in Bamberg ein. Nach schwedischer Weise forderte er von der Bürgerschaft den Eid der Treue für den Schwedenkönig.[1] Der Fürstbischof bat von Forchheim aus den Kurfürsten Maximilian um Hülfe.

Es handelt sich zunächst um Tilly. Er stand, seit November, mit seiner geringen Macht, zu welcher auch die kaiserlichen Truppen unter Aldringen gehörten, in und um die Reichsstadt Nördlingen. Diese Stadt kann als Beispiel dienen, wie diejenigen nicht-katholischen Reichsstädte sich verhielten, an welche der Schwedenkönig seine Hebel der Versuchung durch die Erregung der Furcht oder der Habgier bis dahin nicht hatte ansetzen können.

Das Verhältnis erschien zu Anfang nicht als ein günstiges. Der Oberst Fahrensbach, der im Auftrage Tillys die Stadt Nördlingen besetzt hatte, klagte bei dem General den Rath und die Bürgerschaft an wegen ihrer schlechten Gesinnung gegen den Kaiser. Auf diesen Bericht befragte der General zwei Mitglieder des Deutsch-Ordens in Nördlingen, wie sich der Rath und die Bürgerschaft gegen sie verhalten, und ob der Kaiser auf die Stadt zählen könne.[2] Die beiden Männer erwiederten: der Rath und die Bürgerschaft von Nördlingen hätten gegen sie stets freundlich sich benommen. Jedermann begegne ihnen mit Achtung, und bezeige sich zu angenehmen Diensten bereit. Was die Gesinnung der Stadt gegen den Kaiser betreffe: so haben die beiden Ordensherren niemals einen Abfall von der schuldigen Treue gegen den Kaiser wahrnehmen können. Man bete fleißig für den Kaiser in Kirchen und Schulen. Offenbar müsse derjenige, welcher die Bürger einer rebellischen Gesinnung beschuldige, ein Feind der Stadt sein.

Demgemäß verfuhr Tilly nach seiner Art. Strenge Mannszucht verstand sich bei seinem Heere von selbst. Aber zugleich bewies der Feldherr dem Rathe von Nördlingen Vertrauen. Nur zu zweien der Thore ließ er sich die Schlüssel geben, die übrigen verblieben dem Magistrate. Wir haben gesehen, mit welchem Nachdrucke die Schweden in Erfurt alle Stadtschlüssel einforderten. Das Belassen eines Theiles derselben war also der Ausdruck eines Vertrauens. — Die Bürger versahen die Wachen. Das städtische Leben ging seinen Gang wie in Friedenszeit. Erst als der Feldherr die Stadt verlassen hatte, gegen Ende Februar, erhob sich eine Spannung zwischen dem Befehlshaber und den Bürgern.

---

[1] A. a. O. [2] Weng 27.

Aber wer war dieser Fahrensbach? — wird man fragen. Dieser Mann war eine der vielgewandten Persönlichkeiten jener Zeit, die, wie Hans Georg von Arnim, jeden Sattel gerecht fanden, der ihnen Vortheil zu bieten schien. Ein geborener Livländer war Fahrensbach, wie Arnim, erst polnisch, dann schwedisch, dann wallensteinisch. Wallenstein jedoch stieß ihn hinaus, und Fahrensbach wurde wieder schwedisch.[1] Dann wußte er, direct und indirect,[2] bei Tilly anzubringen, daß die Furcht vor Wallenstein ihn zu den Schweden gedrängt, und daß er diesen Dienst wieder verlassen habe allein um der katholischen Religion willen. Es ward ihm verstattet, im Mai 1631, ein Regiment zu werben. Während des Aufenthaltes in Nördlingen regte sich das Mistrauen gegen ihn so stark, daß Aldringen in einem Berichte[3] an Wallenstein das Verhalten des Fahrensbach sträflich nennt, und behauptet, daß nur die Nachsicht Tillys ihn noch dulde. Später sprach ein Kriegsgericht den Fahrensbach des Versuches zum Verrathe von Ingolstadt an den Schweden schuldig. Es ist daher, in Rücksicht auf die ganze Laufbahn dieses Menschen, nicht unwahrscheinlich, daß er mit Vorwissen des Schwedenkönigs in die Dienste der Liga getreten sei, um darin mittelbar für jenen zu wirken.

Wie Gustav Adolf vorausgesehen und berechnet, machte das Vorgehen des FM. Horn gegen Bamberg allen französischen Entwürfen der Neutralität für die Liga ein Ende. Bereits am 15. Februar meldet[4] Aldringen an Wallenstein, daß Tilly den Entschluß gefaßt, mit geeinigter Macht ganz von Nördlingen weg und nach Bamberg abzurücken. Er harre nur noch der Antwort des Kurfürsten. Schon am 17. jedoch mußte Tilly weiter melden, daß Bamberg und Hochstätt in den Händen der Schweden.

Eben damals war die schon früher berührte Verständigung vorgegangen, daß auch Wallenstein eine Neutralität der Liga als nicht bestehend anerkannte, demgemäß Aldringen mit den kaiserlichen Truppen bei Tilly beließ, und weiter sich zur Hülfeleistung bereit erklärte. Seine Worte darüber, vom 13. Februar, an den General Gallas, einem Dienstschreiben eigenhändig hinzugefügt, lauten[4]: „Ich bitte, der Herr sehe, daß gute Correspondenz zwischen dem kaiserlichen und der Liga Volke

[1] Dudik 59 n. 3.
[2] A. a. O. Ferner der Bericht Ruepps bei Hormayr 325.
[3] Dudik 305 n. 1. [4] A. a. O. 305.
[4] A. a. O. 302.

erhalten werde; denn, dieweil sich die Liga in keine Neutralität einlassen will, so müssen wir derselben mit allen Kräften zu Hülfe kommen." — Von hier ab an eröffnet sich also für die geschichtliche Betrachtung die gewichtige Frage, ob und wie Wallenstein diese Worte zur Wahrheit gemacht habe.

Tilly erhielt die Zustimmung des Kurfürsten zu dem Plane des Zuges auf Bamberg, nicht jedoch mit der ganzen Macht, weil Maximilian wegen eines möglichen Angriffes von Westen her, wo bereits die Fäden eines Bündnisses zwischen dem Schweden und Württemberg sich anspannen, die Donau nicht ganz entblößen wollte.[1] Dagegen wünschte der Kurfürst, wie Tilly, eine Mitwirkung der kaiserlichen Truppen von Böhmen aus. Donnersberg im Namen des Kurfürsten trug diesen Vorschlag in Wien vor.[2] Tilly wandte sich darüber direct an Wallenstein. Ausgehend von der Voraussetzung, es sei für Schweden und Kursachsen daran gelegen, daß letzteres sich in Böhmen befestige, fuhr er fort,[3] am 21. Februar: „Damit nun solchem schädlichen Beginnen und Vorhaben bei Zeiten vorgebeugt und dem Feinde im Königreiche Böhmen begegnet werde, habe Ewr. F. Gn. hochvernünftigem Nachdenken ich hiermit wohlmeinend anheim stellen wollen, ob es nicht rathsam, daß die Stadt Prag zur Zeit ohne längeren Anstand von zwei Seiten angegriffen und wieder genommen würde. Dies wäre, meines Erachtens, vermittelst des FM. Tiefenbach von der einen, des FZM. Gallas von der anderen Seite unschwer ins Werk zu richten. Hierdurch würden nicht allein des Feindes Truppen an selbigem Orte ihm verloren und die Quartiere und Posten in Böhmen wieder gewonnen, sondern es würde auch Kursachsen in die Enge getrieben. Je eher nun solche Impresa zu Werke gerichtet würde, desto besser und verständiger wäre es, damit den Kursachsen die Occasion benommen und keine Luft gelassen werde, sich weiters zu verstärken. Dies wollte bei Ewr. F. Gn. ich wohlmeinendlich unerinnert nicht lassen, unterdienstlich bittend, weil es allein vorschlagsweise geschieht, Sie wollen mich hierüber ungütlich nicht verdenken."

Es waren damals zwei Monate verflossen, daß erst Tiefenbach, dann Gallas die Austreibung der Sachsen aus Prag bei Wallenstein

---

[1] Bericht Donnersbergs an den Kaiser, bei Dudik 326.

[2] A. a. O. 323. Der ganze Bericht. [3] A. a. O. 344.

für keine schwierige Sache erklärt hatten. Tiefenbach war der Ansicht, daß auch Gallas allein mit seinem Corps es vermögen würde. Wallenstein hatte nicht zugestimmt. Er hatte dem Einen wie dem Anderen geboten, die Truppen ohne Verzug in die Winterquartiere zu legen, „damit sie nachmals auf den Sommer um so viel zeitiger dem Feinde entgegen ziehen könnten." Ein großer Theil von Böhmen mit Prag verblieb also in den Händen der Sachsen.

In den ersten Monaten des Jahres 1632 konnte sich der Stand der kursächsischen Truppen in Böhmen kaum verbessert haben. Es liegt darüber ein Bericht des schwedischen Residenten Nicolai vor, vom 13. März, aus Torgau.[1] „Es geht alles, sowohl in politicis als in militaribus schläfrig und langsam zu. Der Feind rührt sich nicht allein an allen Orten, sondern geht allbereits ins Feld. Die kursächsischen Truppen liegen noch so dissipiert, daß sie nicht können so bald zusammen stoßen. Es scheint auch, daß der von Arnim nicht große Lust hat, (in Person) in Böhmen zu gehen, oder mit der Armee lange darin zu bleiben, dürfte sich wohl, wenn er fertig wird, mit dem Volke nach Schlesien wenden und den Orten, wo etwas zu holen ist. Geschieht das, so werden sie alles kahl machen und in Schlesien eben so haushalten, wie sie in Böhmen gethan, wo alles in eine solche Confusion gerathen, daß es nicht genugsam zu verwundern. Die Einwohner, adelig und unadelig, sind ihres Vermögens priviert. Was an Vorrath von Korn, Wein und anderen Victualien da gewesen, ist von den Officieren unnütz verzehrt, das Übrige zum Lande hinausgeführt und ums halbe Geld verkauft. Die gemeinen Soldaten sind unterdessen vom Hunger und bösem Tractament wie die Fliegen weggestorben, und, was noch restiert, krank und malcontent. Die Städte sind ausgeplündert, insonderheit das vor diesem prächtige Prag, welche schöne Stadt nunmehr ein Dorf, oder nur zum ledigen Steinhaufen geworden ist."

Daß gemäß der Übereinkunft zwischen Wallenstein und Arnim im Schlosse Kaunitz die Besitzungen des Ersteren von den kursächsischen Soldaten nicht berührt werden durften, hat der Verlauf der Thatsachen ergeben. Wallenstein wachte scharf über das Halten dieser Zusage. Dennoch kam es vor, daß sie verletzt wurde. Auf eine Beschwerde Wallensteins darüber antwortete Arnim, am 11/21. März, in einer Weise, die das Verhältnis beider Männer charakterisiert. „Was Ew. F. Gn."

[1] Irmer I, 147.

schreibt[1] Arnim, „wegen des H. Cardinals von Dietrichstein, so wie des H. Grafen von Waizenhofen Häuser in Prag, daß dieselben aus Muthwillen der Soldaten verwüstet werden, an mich gnädigst gelangen lassen, habe ich gewis mit großem Unmuth vernommen, auch darauf alsofort es dem H. Obersten, Herrn von Hoffirchen, geschrieben, daß solches eingestellt, und daß es (ferner) nicht geschehe, äußerster Möglichkeit nach verhütet werden solle. Noch größeren Verdruß hat es mir gegeben, daß Ewr. F. Gn. Fürstenthümer selbsten nicht verschont. Bitte unterthänigst tiefergebenst, nimmermehr die Gedanken von mir schöpfen zu wollen, daß ich meines schuldigen Respectes so weit vergessen, und mit meinem Willen oder Wissen Ewr. F. Gn. geringsten Unterthan beleidigen lassen wollte. Ich kann Ewr. F. Gn. auch versichern, daß Se. Kurf. Durchlaucht selbst einen großen Unmuth darüber gefaßt." usw. — Danach ist anzunehmen, daß an den schweren Verlusten, welche nach dem Berichte Nicolais der Feldzug Arnims über Böhmen gebracht, die Güter Wallensteins sehr wenig oder auch gar nicht betheiligt waren.

Es ist nicht ersichtlich, daß Wallenstein auf den Rath Tillys, vom 21. Februar, einen Angriff auf Prag zu machen, eine Antwort gegeben habe. Dagegen erwiedert er, am 26. Februar, dem FZM. Gallas auf dessen Meldung, daß der Kurfürst von Bayern seine Vereinigung mit Tilly wünsche, wie folgt.[2] „Ob wir nun zwar auch an unserem Orte solches für billig achten, so wird doch aus Ursachen, daß der Feind im Königreiche Böhmen stark, und, wie uns berichtet wird, auch durch dasjenige Volk, so in Mecklenburg gelegen, benebenst etlichen tausend Mann Brandenburgern, sich nach Ihrer K. M. Erbkönigreichen und Ländern begeben thut — hingegen aber des kaiserlichen Volkes so wenig, daß man auch bis Dato gegen den Feind in Böhmen nichts Fruchtbares verrichten, noch auch die Hauptstadt Prag neben anderen Posten recuperieren können — solche Conjunction unmöglich sein. Dies zumal da wir des Herrn Person und seiner Truppen dort durchaus nicht entrathen können. Wir vermeinen auch, daß der Graf Tilly mit dem FZM. Aldringen dem schwedischen FM. Horn genugsam werde gewachsen sein. (Wir) halten sonst nicht bös zu sein, gestalt denn auch der Herr Gr. von Tilly und der von Aldringen eben dasselbe rathen, daß der Herr, weil wir dessen Person und des bei ihm habenden Volkes der Orten nicht entrathen können, den Feind, damit derselbe nicht auf

[1] Dudik 459. [2] A. a. O. 333.

die Oberpfalz dringen und des H. Kurfürsten in Bayern Lbd. allda große Ungelegenheiten zufügen möge, bei Eger so viel möglich travaglieren und divertieren solle. Wir zweifeln aber nicht, er als ein verständiger Soldat werde die Sachen so anstellen, daß, dieweil wenig Volk bei ihm, und, indem die Recruten noch nicht gemacht, ihm (von) diesen Orten her kein einziger Mann zum Succurs hingeschickt werden kann, er sicher gehen und der Armada kein Schimpf zugefügt werden möge."

So das Dienstschreiben. Es scheint Wallenstein nicht genügt zu haben; denn er fügt eigenhändig nach: „Ich wollte so gern als ich das Leben habe, des Herrn Conjunction mit dem Herrn Grafen Tilly sehen: aber wir haben zum ersten nicht so viel Volk, daß wir die Posten besetzen, noch weniger den Feind aus den seinigen treiben, geschweige denn anderen Ortes uns impegnieren können. Nichts desto weniger suche der Herr den Feind also zu divertieren, auf daß er sich nicht ganz dahin wenden könne; doch wird er müssen sicher gehen. Ich vermeine auch, (daß), wenn der Feind sich sollte gegen Böhmen wenden, der Herr die Sache also anstellen muß, auf daß er das oberpfälzische Volk zu ihm bekomme, auch den O. Aldringen, daß dieser sich ebenmäßig mit ihm conjungiere. Denn von hier kann der Herr auf keinen Succurs das Datum machen. Denn es ist noch in fieri, aber noch nicht effectuiert wegen der Rekruten, hoffe aber gegen Pfingsten, daß Alles wird complet sein. Bitte, der Herr correspondiere deswegen fleißig mit dem O. Aldringen."

Demgemäß will oder kann Wallenstein nicht den FZM. Gallas zu Tilly absenden. Er selber kann auch für den FZM. Gallas keine Verstärkung schicken. Gallas soll daher trachten, daß Aldringen mit ihm sich vereinige, also von Tilly sich trenne.

Noch bevor dieser Befehl Wallensteins aus Znaim an Gallas abging, hatte dieser, am 21. Februar,[1] die kursächsische Besatzung in Saaz überwältigt. Auf die Kunde dessen meldete, am 29. Februar, Wallenstein dem Kaiser[2]: „Nachdem ich vernommen, daß des Kurfürsten zu Bayern Lbd. begehren, indem Sie das Stift Bamberg zu entsetzen vorhaben, (daß zugleich) der Feind in Böhmen travagliert werde, damit derselbe sich nicht gegen die Oberpfalz wenden und Ewr. K. M. und Ihrer Lbd. Landen Ungelegenheiten zufügen, oder auch die Correspondenz zwischen dem kaiserlichen und dem ligistischen Volke verhindern könne,

[1] Khevenhiller XII, 17. [2] Dudik 331.

habe ich Dero FZM. Gallas anbefohlen, mit so vieler Mannschaft nur möglich den Feind in Böhmen zu travaglieren und zu divertieren, damit derselbe auf die Oberpfalz nicht dringen und also diese gegen dessen Attentate gesichert bleiben möge." Wallenstein meldet weiter, daß Gallas bereits die Stadt Saaz genommen, und fährt fort: „Also thue ich vermeldetem v. Gallas, damit er weitere Progresse gegen den Feind machen könne, noch mehr Volk zuschicken, um die bei ihm vorhandenen Compagnien zu verstärken. Gestalt Ewr. K. M. ich dieses also gehorsamst berichten solle."

Die Verschiedenheit zwischen dem Schreiben Wallensteins an Gallas und seinem Berichte für den Kaiser ist augenfällig. Dem Ersteren schreibt Wallenstein, daß er auf keinen Succurs rechnen dürfe, und darum, wenn der Feind sich gegen Böhmen wende, trachten solle, Aldringen an sich zu ziehen. Dem Kaiser antwortet Wallenstein in Anlaß der Bitte des Kurfürsten von Bayern, daß er dem Obersten Gallas Verstärkung zusende.

Besonders merkwürdig sind ferner in dem Schreiben Wallensteins an Gallas die Worte: „Es ist alles noch im Werden: ich hoffe aber, daß gegen Pfingsten alles wird complet sein." Mit dem Ende März liefen die drei Monate ab, für welche Wallenstein das Commando übernommen hatte. Es scheint ihm also hier, freilich nicht nach Wien hin, sondern einem seiner Untergenerale gegenüber, eine Andeutung seiner eigentlichen Absicht entschlüpft zu sein, das Commando dennoch fortzuführen.

Die Frage, ob dies geschehen, ob Wallenstein dazu sich bewegen lassen werde, war damals im kaiserlichen Rathe der Kern aller Gedanken, Wünsche, Hoffnungen. Diese Erwägungen bringt ein Schreiben des Fürsten Eggenberg, vom 20. Februar, an Wallenstein zum vollen Ausdrucke. Er sagt[1]: „Ew. Lbd. haben mir in Ihrer Antwort vom 2. d. M. zu meiner damals bevorstehenden Reise nach Graz Glück gewünscht, darum ich Deroselben nochmals, auch sonsten allezeit und auf alle Fälle dankbar und obligiert verbleibe. Ich bin aber eben zur selben Zeit durch das Podagra so hart angegriffen worden, daß ich solche meine Reise bis jetzt zurückstellen müssen. Vor Ende März verhoffe ich unfehlbarlich wieder hier zu sein. Was mir aber unter dieser Zeit zum meisten obliegt, muß ich Ewr. Lbd., zu denen ich mein getreues und meistes Vertrauen

[1] Förster II, 196.

habe, treulich und offenherzig entdecken. Der Februar ist nunmehr fast vorüber, der März wird auch unversehens verfließen, und also die verwilligten drei Monate sich enden. Was Ew. Lbd. diese Zeit her operiert und noch fort operieren, sieht Jedermann. Die Guten und Wohlmeinenden — unter denen ich gewis so viel und mehr als Niemand anders — werden dadurch aufgerichtet und getröstet: die Widerwärtigen verhindert und confundiert, und muß endlich ein Jeder, nach Gott, Ewr. Lbd., Ihrem Valor und Emsigkeit alles zuschreiben. Der von Ewr. Lbd. vertröstete Sopravento weht uns nunmehr an. Wer wird uns denselben aber erhalten, von Zeit zu Zeit bestärken und uns endlich in den Portum salutis vollkommenlich einführen, wenn Ew. Lbd. nach Verstreichung der drei Monate aus dem Schiffe treten, und dasselbe einem Anderen, er sei gleich wer er wolle, und heiße wie er könne, übergeben sollten? Ich gebe zwar Ewr. Lbd. nicht Unrecht, daß Sie denen gegenüber, so mit Ihro hiervon reden, auf diesem proposito verbleiben. Und solches wegen vieler Bedenken. Daß aber Ew. Lbd. diesen Ihren Abzug nach drei Monaten in Ihrem Gemüthe unwiderruflich beschlossen haben sollten, das, bekenne ich, würde mich wie der Tod kränken; denn ich auf solchen Fall unseren künftigen elenden Stand und Untergang nur gar zu viel vor Augen habe. Ewr. Lbd. hohem weitsehendem Verstande unterstehe ich mich nicht das Geringste vorzuschreiben, auch Ihr heroisches Gemüth nicht zu violentieren. Aber diese meine Fürsorge und mein Obliegen Ihro wohlmeinend und im innersten Vertrauen vorzutragen kann ich nicht umgehen, hoffend Ew. Lbd. werden es von mir nicht übel aufnehmen. Von Deroselben prätendiere ich auch für dies Mal keine kategorische Erklärung, obwohl alles das, was etwa Ew. Lbd. mir hiervon zu vertrauen belieben möchten, bei mir sub sigillo billig verbleiben würde, sondern ich bitte allein Ew. Liebden alles möglichen Fleißes, Sie wollen unter den anderen Ihren hoch und wohl erwogenen Considerationibus auch diese meine treuherzige Erinnerung einen kleinen Platz finden lassen, und mich in Ihrer Liebe, Gnade und Vertrauen erhalten, und glauben, daß ich bis an meines Lebens Ende" usw.

Auf dieses vertrauliche Schreiben antwortete[1] Wallenstein am 22. Februar, ebenfalls vertraulich, ausweichend. Sein Gesundheitszustand verstatte ihm nicht so fortzufahren wie er bisher gethan.

---

[1] Das Schreiben liegt nicht vor. Die Angabe hier ist zu ersehen aus Eggenbergs Antwort vom 12. März, bei Förster II, 199.

Am 28. Februar entsandte der Kaiser an Wallenstein den P. Quiroga, Beichtvater seiner Schwiegertochter, der Infantin Maria, und den spanischen Gesandten Bruneau. „Sie reisen," schreibt[1] der Kaiser, „zu Dr. Lbd., um mit Ihro gar geheime Sachen zu besprechen, um welche außer mir und dem Fürsten von Eggenberg Niemand eine Wissenschaft hat. Bruneau wird die Gedanken des Fürsten Eggenberg in der Sache eröffnen." — Da ein Bericht über diese Unterredung nicht vorliegt, so läßt sich der Gegenstand derselben nur vermuthen. Wenn sie die Fortdauer des Generalates betraf, so blieb sie ohne sichtlichen Erfolg.

Unterdessen befand sich Tilly auf dem Marsche gegen den Schweden Horn in Bamberg, von Nördlingen aus zunächst in nordöstlicher Richtung nach der Oberpfalz. Am 27. war er in Neumarkt, am 29. in Amberg, wo andere bayerische Truppen unter G. Kratz und die bambergischen zu ihm stießen. Der Plan des Marsches von dort auf Bamberg wurde festgestellt. „Dabei," meldet[2] Aldringen, am 1. März, an Wallenstein, „ist der Graf Tilly der Meinung, daß, wenn bei dieser Conjunctur die kaiserlichen Truppen in Böhmen zugleich auch sich movierten und die Stadt Prag angriffen — des Feindes Volk, so darin vorhanden, zugleich mit der Stadt sich verlieren müsse, der Feind auch genöthigt sein werde, alle Posten im Königreiche Böhmen zu verlassen. Im Falle aber solches aus allerhand beweglichen Ursachen sich nicht würde thun lassen, ist der H. G. v. Tilly der Meinung, daß wenn der G. Gallas mit mehrerem Volke, sonderlich aber mit Infanterie versehen wäre, man zum wenigsten die Stadt Eger und andere Posten wieder gewinnen könnte, deren Besitz dem Feinde sehr verträglich, bei jetziger Beschaffenheit aber sowohl dem Königreiche Böhmen als der Oberpfalz sehr nachtheilig."

Aus dem Hinweise Aldringens auf Prag geht hervor, daß Wallenstein auf den Rath Tillys, vom 21. Februar, Prag anzugreifen, nicht geantwortet hat.

Am 4. März erreichte Tilly die nürnbergische Universitätsstadt Altorf. Vor der Stadt am Kirchhofe harrten seiner die Professoren, bittend um die Erneuerung der früheren Salvegarde.[3] „Tilly machte ein saures Gesicht und stellte sich, als wollte er ohne Antwort vorbeireiten. Endlich sprach sein Hofmeister: weil man die Zusage nicht

[1] Förster II, 198. [2] Dudik 382.

[3] Ein Bericht aus Altorf, vom 26. Februar/5. März, in Acten des 30j. Krieges.

gehalten, fremde Truppen eingenommen, überdies Nürnberg dem Kaiser die Treue gebrochen und dadurch den General gezwungen, mit seiner Armee auf Nürnberg zu gehen, um die Stadt wieder in Gehorsam zu bringen: so könne die Bitte um Schutzwachen nicht statt finden. Doch wolle der General die Submission annehmen und danach sich verhalten. — Es ward ein Fähnlein in die Stadt gelegt. Tilly selber begab sich auf das Schloß. Am Abende kamen die Professoren wieder. Sie erhielten dieselbe Antwort. Am anderen Morgen, einem Freitage, ward die Bitte erneuert. Tilly fragte: was für Volk hier gelegen. Antwort: Nürnberger. Darauf Tilly: Man hat mir gesagt: Schweden. — Er verlangte darauf einen Revers der Verpflichtung für Professoren und Studenten, der zu hinterlassenden Salvegarde keine Molestien zuzufügen." — Die gewährte Salvegarde bestand aus sechs Mann.[1] Die ganze Armee Tillys damals wird angegeben auf 20,000 Mann, darunter 8000 bayerischer Landmiliz.[2]

Von Altorf ging der Marsch auf die kleine Stadt Lauf. Von dort aus wandte[3] sich Tilly, am 6. März, abermals an Wallenstein mit der Bitte, daß, da der Feind, dessen Stärke ihm unbekannt, jederzeit Gelegenheit habe, andere Truppen an sich zu ziehen, Wallenstein auch den General Gallas stärker mache, sowohl um Böhmens willen, als auch zur Hülfe für Tilly selber im Falle der Noth. Namentlich möge Gallas sich der Stadt Eger bemächtigen. — Tilly wies ferner auf die Zweckmäßigkeit hin, einen Theil der in Oberösterreich liegenden Truppen als Besatzung in die Reichsstadt Augsburg einzubringen und die nichtkatholische Bürgerschaft dort zu entwaffnen.

Bei dem Herannahen Tillys gegen Bamberg erwog der schwedische FM. Horn[4]: „ob es rathsamer dieses Ortes zu verbleiben oder denselben zu verlassen und sich bei Zeiten zu retirieren." Er kam zu dem Entschlusse sich in Vertheidigungsstand zu setzen und zu halten, bis Herzog Wilhelm von Weimar Succurs bringen könnte. Am Morgen des 28. Februar/9. März legte er in einem Schreiben an den König diesen Entschluß, so wie seine Motive und getroffenen Anstalten ausführlich dar.

Wenige Stunden später traf Tilly vor Bamberg ein. Sein Bericht darüber an Wallenstein lautet wie folgt.[5] „Vorgestern den 9. d. M.

---

[1] Soden I, 191. Dort mehrere Einzelheiten.
[2] Chemnitz 298. Adlzreitter 259. [3] Dudik 383.
[4] Arkiv II, 370. [5] Dudik 385.

Nachmittags und fast gegen Abend bin ich vor die Stadt gerückt. Als der Feind dessen gewahr worden, hat er sich mit seiner Cavallerie, ungefähr 5000 Pferde stark, alsbald vor der Stadt präsentiert, über ein Kurzes aber, als ich dagegen anfangs etliche Compagnien zu Pferde avancieren und unters Gesicht gehen lassen, mit dem größten Haufen angefangen sich in die Stadt zu retirieren und allein etliche Truppen außer der Vorstadt im Felde halten lassen. Wie er aber mich mit voller Macht gegen ihn zu avancieren und anzugehen verspürt und gesehen, hat der Rest gleichfalls nach der Stadt ungesäumt zu retirieren angefangen. Nun ist man ihm aber so nahe auf den Hals kommen und (ihm) dergestalt zugesetzt worden, daß unsere Truppen ihn durch die ganze Vorstadt und über die Brücke bis an und in die Stadt getrieben und geschlagen. Wie aber der Feind in der Stadt den Unserigen, so bereits etlicher Häuser darin sich zum Vortheile bemächtigt gehabt, zu stark worden und sie, in Ermangelung von Fußvolk, übermannt gewesen, haben sie sich wiederum zurück in die Vorstadt wenden müssen. Ich habe aber mit Approchierung und Beförderung des Volkes, unangesehen es vom stetigen Marschieren selbigen ganzen Tages und die Zeit vorher sehr müde und abgemattet war, so viel immer möglich, unnachlässig darauf rücken lassen und nicht gefeiert, bis ich die Stadt gewonnen. Und ob ich zwar dafür gehalten, der Feind würde sich in der Stadt länger gewehrt und aufgehalten haben: so hat er doch letztlich allein seine Dragoner an die Brücke gelegt und sich mit Schießen so lange entgegen gesetzt und gewehrt, bis er sich mit Reitern und Fußvolk die ganze Nacht hindurch in größter Furcht und Confusion mit Verlust und Hinterlassung vieler und des größten Theils der Bagage aus der Stadt retiriert und in die Flucht begeben. Ich habe ihm aber, so viel es möglich gewesen, folgen und nachhauen lassen, und was in der schnellen Flucht angetroffen, ist vollends niedergemacht worden. Wenn man mehr Tageslicht gehabt hätte und von der finsteren Nacht nicht gar übereilt worden wäre, so wäre, nächst göttlichem Beistande, eine herrliche Victorie zu verhoffen gewesen. Dennoch sind bei dieser Occasion der Feinde in die viertausend auf dem Platze geblieben und gefangen, jedoch auch diese meistens niedergemacht worden, gestalt auch das Land- und Bauernvolk, was ihnen unter die Hand kommen, gleichfalls alles niedergelegt hat, also daß den eingelangten Berichten nach das Bauernvolk bereits über fünfhundert niedergeschlagen."

Tilly meldet weiter, daß der FM. Horn mit dem Reste seiner

Truppen sich auf Schweinfurt zurückgezogen, das Stift Bamberg also völlig wieder frei sei. Er selber wolle sich nach Kulmbach und Baireuth wenden, um den Markgrafen Christian zur schuldigen Devotion zu bringen. Vornehmlich aber wolle er sich bemühen, die Stadt Eger dem Feinde aus den Händen zu reißen. Er erneuert daher seine Bitte an Wallenstein, daß der G. Gallas verstärkt werden möge: „also daß wir dergestalt einander assistieren und die Hand bieten, und darauf gesammter Hand und mit vereinten Kräften solche Impresa vornehmen und ausführen, auch, wo möglich, das ganze Königreich Böhmen vom kursächsischen Volke befreien mögen."

Noch bevor die Nachricht des Sieges von Bamberg an Wallenstein gelangte, antwortete[1] er, am 12. März, auf die Bitte Tillys vom 6., aus Lauf. Inzwischen hatte nämlich der bayerische Gesandte Kurz von Senftenau in Wien, auf sein nachdrückliches Ersuchen um Hülfe erreicht, daß der Kaiser an Wallenstein den Befehl ergehen ließ, dem Ligaheere 5000 Mann Cavallerie zur Hülfe zu senden. Demgemäß versicherte Wallenstein in seiner Antwort an Tilly, daß er, so viele Truppen er zusammen bringen könne, dem G. Gallas zuschicke, um nicht allein den inzwischen verstärkten Feind zu divertieren, sondern auch Eger anzugreifen und die Oberpfalz zu versichern. Er meldet[2] ferner, daß er dem commandierenden General in Böhmen, „Don Balthasar Maradas, anbefohlen, bis zwei tausend Pferde, denen in kurzem noch dreitausend folgen sollen, zu den bereits im Reich befindlichen und mit ihrem Respecte auf Ew. E. verwiesenen kaiserlichen Volk zu schicken und mit demselben conjungieren zu lassen. Weswegen dann Dieselben dem H. Grafen Don Balthasar und Gallas den Weg, wie sie sicher zu Ewr. Exc. kommen können, zu notificieren, Ihro belieben lassen wollen, damit also was zu Ihrer K. M. Diensten und Defension der gehorsamen Kurfürsten und Stände des Reiches von nöthen, desto besser in Acht genommen werden könne."

Auch in Betreff einer in Augsburg einzubringenden Besatzung stimmt Wallenstein der Ansicht Tillys zu, verneint jedoch, daß dies von den in Oberösterreich noch nicht fertigen Regimentern geschehen könne, sondern eher aus dem schwäbischen Kreise und vom Elsaß her. Er will dem Obersten Ossa dort diesen Auftrag geben.

---

[1] Dudik 389.

[2] Dankschreiben Maximilians vom 18. März, in Acten des 30j. Krieges.

Die Hauptsache in diesem Schreiben Wallensteins vom 12. März ist die Zusage der Sendung von 5000 Reitern zu Tilly. Dem Wortlaute nach erscheint dieselbe wie aus dem eigenen Entschlusse Wallensteins hervorgegangen, wo sie doch in der Wirklichkeit von dem Kaiser selbst auf die dringende Bitte Maximilians seinem Gesandten Kurz von Senftenau gegeben war. Jedenfalls ist die Zusage sowohl von dem Kaiser als dann auch von Wallenstein gegeben vor einer Kunde von der Niederlage des Schweden Horn in Bamberg, um so mehr also vor einer Ahnung der Entschlüsse des Schwedenkönigs in Folge dieser Niederlage. Die Zusage ist ein erheblicher Factor in der Entwickelung der Ereignisse der nächsten Wochen.

9. Der Zug des Schwedenkönigs ostwärts bis Nürnberg, im März.

Die Nachricht von Bamberg wirkte sofort bestimmend auf Gustav Adolf, selber dem FM. Horn zu Hülfe zu kommen.[1] Im schwedischen Hauptquartiere gingen von ihm die Worte[2]: „Wegen des Verlaufes in Bamberg habe ich meine Intention völlig ändern müssen. Vorher war ich bedacht, Heidelberg, Frankenthal und Philippsburg zugleich zu belagern, wie ich denn mit Volk und aller Nothdurft dazu gefaßt war. Nun hat der Alte (Tilly) mich zu Gaste geladen. Ich will ihm ehestens erscheinen, und so bald nicht wieder vom Halse kommen."

Der Schwedenkönig ernannte den Kanzler Oxenstierna zu seinem Legaten mit Vollmacht am Rheine, unterstellte ihm die militärischen Befehlshaber, den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, den Herzog Bernhard von Weimar, den Rheingrafen Otto, und übergab die Verwaltung des Erzstiftes Mainz dem Schweden Johann Sparre. Dieser erhielt „den ausdrücklichen Befehl den katholischen Gottesdienst nicht zu verwehren, die katholischen Geistlichen auf ihr Wohlverhalten zu dulden, auch gegen männiglich zu schützen, jedoch sie mit dem Eide zu beladen, daß sie dem Könige und der Krone Schweden treu und hold sein, Dero Schaden warnen und Bestes werben, keine Correspondenz mit Dero Feinden halten, viel weniger einigen consiliis wider dieselbe beiwohnen, auch wo sie das Geringste gegen dieselbe vernehmen würden, treulichst bei Leib- und Lebensstrafe offenbaren wollten."

[1] Chemnitz 301 a.

[2] Acten des 30j. Krieges. Communication eines schwed. Hofjunkers.

Das Verhältnis mit Frankreich war noch keineswegs klar gestellt. Bevor der Schwede aufbrach, forderte er den Botschafter Brezé zu sich und begehrte eine aufrichtige kurze Resolution, wessen er sich von den französischen Truppen an der Saar zu versehen.[1] Brezé antwortete zunächst mit höchlichen Klagen über die Finesse des Kurfürsten von Bayern. Indem der Franzose in dieser Weise einer schwedischen Feindseligkeit gegen Bayern, die doch nicht dem Interesse der französischen Politik entsprach, mittelbar das Wort redete, scheint er von der im schwedischen Hauptquartiere gegen Maximilian herrschenden Stimmung[2] keine Kunde gehabt zu haben. — Brezé betheuerte ferner,[3] „daß sein König es mit dem gemeinen Wesen recht aufrichtig und getreulich meine und von dem einmal beliebten guten Vernehmen, der Freundschaft und dem Bündnisse keineswegs abstehen werde." — Die Worte des Brezé scheinen das Mistrauen des Schweden gegen Frankreich beschwichtigt zu haben.

Indem er sich zum Aufbruche ostwärts hin anschickte, hielt er es für zweckmäßig, die Stände des fränkischen Kreises, namentlich die Reichsstädte Nürnberg und Schweinfurt, in seinem Sinne zu ermuthigen.[4] Das Aufgeben einer Stadt wie Bamberg, eines schier offenen Dorfes, ließ er melden, habe für das gemeine evangelische Wesen keine Bedeutung. „Ja der König bezweifele nicht im geringsten, der gerechte Gott hätte seiner christlichen Kirche Feind eben darum so weit geführt, daß er um so viel eher Endschaft mit ihm machen und abermals seine Macht an ihm beweisen möchte."

Am 5/15. März brach Gustav Adolf mit der Mehrzahl seiner Truppen von Höchst auf. Der Marsch ging auf Aschaffenburg. „Unser Intent," schreibt[5] Gustav Adolf an Oxenstierna, am 12/22., „war, unerwartet der Truppen des Herzogs von Weimar und Baniers, den Feind zu suchen und in Ansehung unserer starken Cavallerie zu einer Bataille zu zwingen". „Unterwegs aber ist uns Kundschaft eingekommen, daß der Feind sich in die Oberpfalz zurückgewendet. Deshalb sind wir gesonnen unseren Plan zu ändern und die Gedanken auf das Haupt-Dessein zu richten." Er meldet weiter, daß er nach Kitzingen vorgerückt sei, „um dort Wilhelm von Weimar und Banier zu erwarten, hiernächst ein kleines Corps von 3000 Mann, ohne die Garnisonen, unter dem F.-M. Horn oder einem Anderen zu formieren, selbiges zur Defension des

[1] A. a. O. [2] Irmer I, 139. [3] Chemnitz 301.
[4] A. a. O. [5] Arkiv I, 367.

Herzogthumes Franken, auch, auf den Nothfall, zum Succurs unserer Rhein-Armee, allhier zu lassen, und mit dem Reste fortzugehen, um das bewußte Dessein an der Donau mit göttlicher Hülfe ins Werk zu setzen."

Diese Worte vom 12/22. März deuten einen schon in Mainz erwogenen Plan des Schweden gegen den Kurfürsten von Bayern an. Der Rüstungen Wallensteins dagegen gedenkt Gustav Adolf mit keinem Worte, zog also bei diesem seinem Plane gegen Bayern den kaiserlichen General als einen Factor nicht in Rechnung.

In Kitzingen stieß zunächst zu dem Könige der FM. Horn. Gustav Adolf nahm ihm den Verlust von Bamberg nicht übel. „Das Unglück," schreibt[1] er an Oxenstierna, „ist meist daher entstanden, daß Horn unseren Befehl nichts zu hazardieren, allzu strict ausgelegt hat." Der König mochte über den Unfall Horns um so eher hinwegsehen, weil derselbe ihm den Anlaß geboten, jenes, wie er sagt, „bewußte Dessein an der Donau ins Werk zu setzen".

Während dieser Plan die Seele des Schwedenkönigs erfüllt, sehen wir ihn dennoch zugleich sein Auge richten nach allen Seiten. Er traut dem Dänenkönige nicht. Er schreibt[2] an seinen Schwager Johann Casimir in Stockholm: „Christian IV. arbeitet uns in mancherlei Weise entgegen, so daß wir nicht wissen, wessen wir uns von ihm zu versehen. Deshalb ist es rathsam, daß einige Truppen daheim bleiben." — Bestimmter noch schreibt[3] er an Adler Salvius, seinen Legaten in Niedersachsen: „Weil unsere und unserer Reiche Wohlfahrt nunmehr, je weiter wir in der Fortsetzung unseres Disegno uns entfernen, desto mehr auf der Armee des Generals Ake Tott beruht: so ist unser gnädigster Befehl, daß Ihr deswegen mit Rath und That dahin arbeitet, daß die Armee keineswegs hazardiert, oder in Battaglia gesetzt, sondern bloß und allein conserviert und erhalten werde." Zu diesem Zwecke schreibt er eine Reihe von Einzelnheiten vor. Es soll unablässig geworben werden, namentlich auch in England und Schottland. Das Corps des Marquis Hamilton war inzwischen zergangen und zerschmolzen: es sollen ihm neue Lauf- und Musterplätze in den Grafschaften Oldenburg und Ostfriesland angewiesen werden. „Zum wenigsten aber soll ein beständiges Corps von 6000 Mann an der Elbe gehalten werden, dessen vornehmste Bestimmung sein wird, auf die Krone Dänemark zu achten und die von daher zu besorgende Gefahr abzuwenden, dann auch uns stets den Paß

[1] Arkiv I, 579. [2] A. a. O. 565. [3] A. a. O. 571.

über die Elbe offen zu halten. — — Dabei sollt Ihr aber sehr behutsam gehen, und Euch nicht merken lassen, daß solches Dänemarks halber geschehe, vielmehr alle Anzeichen unseres guten Vertrauens und beständiger Freundschaft, sowohl Tott als Ihr, von Euch geben. Auch wenn Ihr bei den Dänen eine böse Opinion verspürt, sollt Ihr derselben vorsichtig entgegen arbeiten, ihnen die Unnothwendigkeit ihrer Befürchtung vorstellen, vielmehr, daß wir für sie sorgen, sie auch vermittelst der Freundschaft mit uns viel eher zu ihrer Absicht auf die Stifter gelangen können. Wenn aber solches alles nicht verfangen wollte, so sollt Ihr höflich protestieren, und alsdann ihnen alle Mittel und Gelegenheit zur Werbung von Truppen abschneiden, unter dem Vorwande, daß wir deren selbst bedürften, und, wenn nichts mehr helfen, sondern sie fort werben wollten, ihnen die Lauf- und Musterplätze zerstören und das Volk aufschlagen. Im Falle Ihr eine Actualität verspürt, oder die Absicht die Krone Schweden unversehens anzufallen, sollt Ihr in Holstein einrücken und selber den Krieg verfolgen, zuvor aber uns Nachricht geben und weiteren Befehl erwarten."

„Ferner wollet Ihr nicht aus der Acht lassen, uns die Stadt Bremen zu versichern, und selbige, wo möglich, mit Glimpf, wo es aber anders nicht sein kann, halb mit Forza in unsere Gewalt zu bringen."

Auch von Frankreich her fühlte Gustav Adolf, ungeachtet der Worte des Brezé, sich doch nicht ganz sicher. Er gab daher von Kitzingen aus dem Kanzler Anweisung, wie er sich in der Unterhandlung über die Neutralität für Trier zu verhalten, und zwar, wie sich später ergeben wird, einlenkend. — Jedoch zog er, weil man sich auf die Handlungen der Franzosen nicht durchaus verlassen dürfe, auch die Möglichkeit eines Bruches mit ihnen in Betracht.[1] Darum soll Oxenstierna die Unterhandlung mit dem englischen Gesandten über die Herstellung Friedrichs von der Pfalz nicht beschleunigen, bevor man wisse, wohinaus der Franzose wolle, vielmehr alles im Gange erhalten, um unterdessen von dem Engländer zu vernehmen, wessen man sich, im Falle einer Einmischung der Franzosen, von dem Könige von England zu versehen. Die französischen Gesandten dagegen soll Oxenstierna entlassen, jedoch mit reichen Geschenken, den Marquis Brezé mit einer Verehrung zu 15 oder 16.000 Rthlrn. an Werthe, den Baron Charnacé mit einer solchen zu 6000 Rthlrn. Der König vermuthet, daß Oxenstierna solche Kleinodien wohl auf Credit

[1] A. a. O. 580.

entnehmen könne. — Es liegt der Vergleich nahe, daß damals die gesammte schwedische Aristokratie nicht vermochte, für eine Deputation zur Beglückwünschung des Königs unter sich die Kosten mit 5000 Rthlrn. zusammen zu bringen.

Wie die Angelegenheiten der großen Politik, so umfaßt die rastlose Thätigkeit des Schwedenkönigs während dieses Marsches ostwärts auch die geringeren. Er will bewaffnete Schiffe auf der Elbe.[1] Er gibt an, woher die Fahrzeuge zu nehmen, und woher die Geschütze für sie. Er will eine Schanze auf der Insel im Strome vor Werben.[2] Er berechnet, daß der Wald, den die Insel trage, die Kosten des Baues decken könne, und befiehlt seinem General-Commissär Anderson, darüber mit den Ingenieuren und Werkmeistern in Verhandlung zu treten.

Dazu setzte der Schwedenkönig auf diesem Zuge seine Thätigkeit in Schenkungen fort, namentlich an Reichsstädte und fränkische Edelleute. Am 23. Januar / 2. Februar hatte er der Reichsstadt Schweinfurt eine Reihe von Gütern des Hochstiftes Würzburg und von Klöstern geschenkt[3]: bereits am 2/12. März folgte eine neue Urkunde[4] solcher Art, die eine Reihe von Dörfern des Stiftes und des Domcapitels umfaßte. Wieder eine neue Schenkung an Schweinfurt geschah am 18/28. März zu Windsheim.[5] Weiter schenkte der Schwede an die nicht-katholischen Grafen von Löwenstein-Wertheim eine Reihe von Klöstern und Dörfern.[6] Ferner schenkte[7] er der Reichsstadt Wimpfen eine Reihe von Besitzthümern katholisch-kirchlicher Genossenschaften — „alles zur besseren Aufnahme der Stadt, zuförderst aber zur Ehre Gottes, Fortpflanzung seines seligmachenden Wortes und Evangeliums, dann zum Nutzen der Stadt. Der König rechnete dagegen auf Treue, Dankbarkeit und alle mögliche Hülfe nebst Vorschub wider die Feinde der christlichen Kirche." — Bei diesen Worten hat sich in dem Protestanten, welcher sie für die Öffentlichkeit niederschrieb, und welcher, der Regel nach, eine Kritik nicht übte, dennoch der Drang zu einer solchen geregt. Er fügt sie hinzu mit den Worten: „Durch diese bedeutenden Donationen an Protestanten auf Kosten der Katholiken, besonders der geistlichen Güter, verlor aber der im Namen und zum Schutze der Religion von Gustav Adolf unternommene Krieg seinen ursprünglichen Charakter. Er wurde zum Eroberungskrieg, und

[1] A. a. O. 577. [2] A. a. O. 578. [3] Scharold I, 89.
[4] A. a. O. II, 33. [5] A. a. O. 36. [6] A. a. O. 27.
[7] Soden I, 207.

erinnert nur zu sehr an den großen Feldherrn des 19. Jahrhunderts, welcher dieselben Mittel zur Trennung der verschiedenen deutschen Völkerstämme benutzte, hierdurch aber den Samen der Zwietracht säete. Divide et impera — hieß der Wahlspruch hier wie dort." — Dies ist unzweifelhaft; aber eben so gewis doch sollte es sein, daß alles was der Schwede that, aus Einem und demselben Stücke war.

Voran jedoch stand für den Schwedenkönig das was er bezeichnete als „das Hauptdessein", oder als „das bewußte Dessein an der Donau". Von Windsheim aus, am 18/28. März, wies er den Kanzler Oxenstierna an, wie dieser sich dabei zu verhalten habe. „Wenn es geschieht," schreibt[1] Gustav Adolf, „daß der bayerische Gesandte zu Euch kommt, so sähen wir gern, daß er dort aufgehalten würde. Auch könnt Ihr zu dem Ende Euch mit ihm in Tractaten einlassen und vermelden, daß wir nicht abgeneigt sind, mit seinem Herrn eine Neutralität einzugehen, wenn wir nur genugsam versichert werden, daß er weder selber gegen uns etwas Feindliches vornehmen, noch auch unter irgend einem Scheine dazu helfen wolle. Diese Versicherung bestehe hauptsächlich darin, daß er entwaffne, und dabei uns verbürge, daß solche Abdankung in keiner Weise uns zum Nachtheile gereichen solle. Denn, weil wir vernommen haben, daß der Bayerfürst, nachdem er sich in den Neutralitäts-Tractat eingelassen, dennoch dem Kaiser starke Hülfe geleistet hat: so können wir nicht bei den früheren Bedingungen bleiben, daß er einige tausend Mann behalten solle, sondern wir dürfen nunmehr ihm auf keine andere Weise trauen oder uns vor ihm sicher halten, als daß er sein Kriegsvolk völlig abdanke, und dabei uns verbürge, daß es nicht unseren Feinden zugute kommen solle. Auch mögt Ihr in solcher Weise den Gesandten hinhalten, so lange Ihr könnt, und weder die Neutralität völlig abschlagen, noch auch irgend etwas versprechen, was uns zum Präjudiz gereichen möchte, bis wir sehen können, wie sich alles schickt, und wie diese unsere Expedition abläuft. Auch wenn er sich beschwert, daß dieser unser Marsch auf seines Herrn Land gerichtet und nicht ein Beweis irgend welcher Freundlichkeit sei, so könnt Ihr das so weit in Abrede stellen, daß diese Expedition mehr auf die österreichischen Länder abgesehen sei, und wenn sein Herr das Kriegsvolk abschaffen und sich völlig von dem Kaiser und dessen Anhängern, unseren Feinden, lossagen wolle: so könne es wohl geschehen, daß er von uns keine Noth mehr zu befahren habe."

[1] A. a. O. 581.

Etwas näher zur Sache durfte Oxenstierna zu den Franzosen reden. „Ihnen gegenüber," fährt der Schwedenkönig fort, „mögt Ihr sagen, daß wir gewis dafür halten, daß der Bayerfürst es mit der Neutralität durchaus nicht ernstlich meine, sondern nur dahin trachte, den König von Frankreich wie uns damit zu verleiten, weil uns für gewis berichtet wird, daß er mit seinem Volke und sonst wie immer er kann, den Feind gegen uns verstärkt."

Von dem Plane, den Gustav Adolf in seinem Schreiben, vom 12/22. März, an Oxenstierna als das „Hauptdessein", „das bewußte Dessein an der Donau" bezeichnet, hatte der Kurfürst Maximilian noch für längere Zeit keine Kunde. Die Nachrichten, die über eine schwedische Bedrohung der Donau an ihn gelangten, faßte er auf als die Vorboten eines schwedischen Zuges von Ulm aus die Donau abwärts.[1] Denn eben damals machte der Rath von Ulm seinen Verrath an Kaiser und Reich perfect durch den Abschluß eines Vertrages, kraft dessen er die Schenkungen des Schwedenkönigs annahm. Dieser[2] „verwilligte, daß, zu besserer und bequemerer Unterhaltung der Garnison, die in der Stadt und ihrem Territorium liegenden Deutsch-Ordens- und andere katholische, geistliche Höfe, Häuser, Güter und dazu gehörige Gefälle und Einkommen anderwärts nicht alieniert, sondern in der Stadt Administration verbleiben und genutzet werden sollten". Maximilian gab die Mannschaft, welche die Stadt Ulm für den Schwedenkönig unterhalten wollte, sogar auf 6000 Mann an.[3]

Im Angesichte dieser Gefahr, ob wahr, ob vermeintlich, und in der immer klarer herantretenden Erkenntnis, daß er von Frankreich her, ungeachtet des Bündnisses vom 8. Mai 1631, kaum etwas Anderes als Worte erhalten werde, suchte Maximilian durch Gesandte wie durch Briefe immer enger sich an den Kaiser anzuschließen. Zugleich war er bemüht sich mit Wallenstein auf guten, ja auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. In diesem Sinne schrieb er, am 10. März, an den Kaiser, und noch viel ausführlicher, an Wallenstein.[4] Auch diesem legt er die, nach seiner Ansicht, von Ulm aus ihm drohende Gefahr dar, und bittet um die Zusendung „einer ergiebigen Anzahl Volk zu Roß und zu Fuß". Weiter ergeht sich Maximilian in einer Übersicht über den ganzen Stand des Krieges, namentlich auch über die Thätigkeit Pappenheims in Niedersachsen. Er legt dar, daß Pappenheim nicht abberufen, sondern dort mit

[1] Dudik 361. [2] Chemnitz 283. [3] Dudik 361. [4] A. a. O. 351.

Geld unterstützt werden müsse. Er selbst habe Geld dahin geschickt. Er bittet Wallenstein dafür Sorge zu tragen, daß mehr geschickt werde, von Wien und von Brüssel. Denn Spanien thue gar zu wenig für die gemeinsame Sache, und der Schwede rühme sich laut und offen, daß er von den Spaniern gar nichts zu befahren habe.

In Wien mochte es scheinen, daß zwischen dem Kurfürsten Maximilian und Wallenstein ein unerwartet freundliches Verhältnis obwalte. Mit Verwunderung bemerkten[1] die Agenten der Ligafürsten, mit Freuden der Kaiser, daß Maximilian in seinen Schreiben an den Kaiser, so wie seine Gesandten am kaiserlichen Hofe, dem Wallenstein den Titel eines Herzogs von Mecklenburg gaben. Fern dagegen von Wien vernahm der Fürstbischof Franz Wilhelm von Osnabrück unter den Edelleuten seines Stiftes die auffallende Rede: Wallenstein werde mehr für den König von Schweden thätig sein als für den Kaiser.[2] Es war um dieselbe Zeit, wo der Großwesir in Constantinopel dem kaiserlichen Residenten Schmidt die Frage vorlegte, ob denn das Gerücht nicht wahr, daß Wallenstein zu dem Schweden übergegangen sei. Wie Schmidt in Constantinopel, so wies auch Franz Wilhelm in Osnabrück derartige Reden zurück. Er sprach dasselbe Vertrauen aus, wie sein Vetter Maximilian: Wallenstein trage in sich die Kraft und den Willen das Reich zu retten.

In dieser Stimmung erhielt der Kurfürst Maximilian durch einen eigenen Courier seines Kämmerers Kurz von Senftenau jene schon zuvor berührte Meldung, daß auf die Bewilligung des Kaisers Wallenstein einen Succurs von 5000 Mann Cavallerie für Tilly versprochen habe. Die Meldung war für Maximilian gleich der Herstellung des alten freundlichen Verhältnisses zwischen ihm und dem Kaiser. Er begleitete[3] seinen Dank, am 18. März, mit einer ausführlichen Darlegung des Standes der Dinge, auch in Schwaben.

„In der Reichsstadt Ulm, in Württemberg, in Baden-Durlach gehen die Werbungen für den Schweden je länger, je gefährlicher.“ — „Ulm hat einen schwedischen Commandanten eingenommen und das eigene Kriegsvolk dem Könige in Schweden schwören lassen.“ — „In der Stadt Augsburg gehen unter der nicht-katholischen Bürgerschaft, die der katholischen an Anzahl um ein Merkliches überlegen, allbereits muthige

[1] Berichte an den Fürstbischof F. W., in Osnabrück. [2] A. a. O.
[3] Acten des 30jährigen Krieges. Nicht bei Dudik 365 uf.

Reden. Daher habe ich gern vernommen, daß Ew. K. M. den O. Ossa aus dem Elsaß und dem Breisgau dahin schicken, um eine Besatzung einzulegen. Aber die Gefahr ist groß, weil von Ulm aus die Stadt Augsburg binnen Tag und Nacht zu erreichen. Darum habe ich mit den Rathspflegern verhandelt, und sie, in Ansehung der Gefahr, bereitwillig gefunden, vier Compagnien zu Fuß zu je 300 Mann einzunehmen. Bei der augenscheinlichen höchsten Gefahr für diese vornehme Reichsstadt, wie auch für die darin anwesende Geistlichkeit, gelebe ich der guten Hoffnung, Ew. K. M. werden diese meine mit den Stadtpflegern von Augsburg vorgegangene Handlung zu gnädigstem Gefallen aufnehmen und approbieren. Dies zumal bei den Fortschritten der Schweden in Ortenau und der Landvogtei Hochenberg, wie auch der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach unter dem Namen und Titel eines schwedischen Generals bereits sich der Länder seines Vetters Wilhelm von Baden-Baden bemächtigt, und darum es nicht leicht sein wird, aus dem Breisgau so viele Truppen zu senden, wie der gefährliche Stand in Augsburg erfordert. Sobald aber nur der von Ewr. K. M. verordnete Succurs von 5000 Reitern bei dem Grafen Tilly und Aldringen anlangt, können alle jene Werbungen desto leichter gehindert und zertrennt werden." — „Gelingt es aber, eine Anzahl Kriegsvolk aus dem Elsaß und Breisgau in die Stadt Augsburg einzubringen, so bin ich erbötig, das eingelegte Bundesvolk wieder herausführen zu lassen."

In ähnlicher Weise betrachtete Maximilian die Zusage der Sendung eines Hülfscorps von 5000 Mann Cavallerie als die Grundlage eines fortan guten Verhältnisses mit Wallenstein. Auch diesem schrieb[1] er am selben Tage, dem 18. März: „Mein Kämmerer hat mir gebührlich berichtet, welcher Gestalt Ew. Lbd. sich nicht allein ganz wohl und willfährig erklärt und zugleich die nothwendige Ordinanz wegen der von J. K. M. zum Succurs bewilligten 5000 Pferde alsogleich gehöriger Orten ausfertigen lassen, sondern auch mit welchem treumeinendem löblichem Eifer Sie Ihro das ganze schwere Werk des Kriegswesens und die Remediierung der jetzigen hochgefährlichen Läufe angelegen sein lassen, Ihro K. M. und dem R. Reich, auch dem gemeinen katholischen Wesen zum Besten, zuförderst auch wie geneigt und willig Sie Sich erbieten, sowohl mit mir als dem Grafen von Tilly, die hochnothwendige vertrauliche gute Correspondenz zu continuieren und fortzusetzen. Wie nun

[1] Dudik 367.

Ew. Lbd. durch solchen treumeinenden Eifer und obhabende Mühewaltung gebührenden Ruhm meritieren, sich auch sowohl bei Ihrer K. M. als Dero gehorsamsten und getreuen Reichsständen, zuvörderst um das ganze gemeine katholische Wesen Sich hoch verdient machen —: Als thue auch ich meines Theils besonders hierum und wegen der so willfährig für den obgedachten Succurs ausgefertigten Ordinanzen, dann auch der angebotenen guten Correspondenz und Vertraulichkeit, gegen Ew. Lbd. mich freundlich bedanken." — Welche Schreiben immer von dem Kurfürsten Ferdinand von Köln, von Pappenheim oder sonst woher an Maximilian gelangen, er theilt sie alle mit, damit Wallenstein einen klaren Überblick über die Sachlage habe.

Es ist der Höhepunct des Vertrauens von Maximilian in Wallenstein. Hatte Jener denn früher Diesem Unrecht gethan, ihn in nicht begründetem Verdachte gehabt? Es scheint fast, daß solche Gedanken bei dem Kurfürsten aufgestiegen sind. Er begnügt sich nicht mehr mit seinen eigenen Schreiben, mit den Betheuerungen seines Dankes, seines Lobes für Wallenstein. Auch mittelbar läßt er demselben diese Gesinnungen kund thun. Wallenstein ist befreundet mit dem Kapuziner Valeriano. Mit diesem Valerian steht die Kurfürstin Elisabeth in Briefwechsel. Sie schreibt[1] demselben gerade in jenen Tagen, daß ihr Gemahl immer eine wahre und aufrichtige Neigung zu Wallenstein gehabt, und zwar um so mehr da der Kurfürst nicht wisse jemals von Wallenstein beleidigt zu sein, vielmehr die guten Dienste anerkenne, die von Wallenstein bei dem Kaiser selbst und den vornehmsten Ministern des Kaisers ihm erwiesen seien. „Andere," sagt[2] die Kurfürstin, „welche behaupten beschwert zu sein, haben sich in Regensburg darüber beklagt. Es hat nicht in der Macht des Kurfürsten gestanden das zu hindern; aber es hat ihm nicht gefallen, daß die Dinge also ergangen sind. Wenn der Herzog von Friedland ferner gute Freundschaft unterhalten will: so ist der Kurfürst immer bereit mit aller Aufrichtigkeit ihm entgegenzukommen. Denn der Herzog kann überzeugt sein von der geneigten Gesinnung und der Willfährigkeit des Kurfürsten für ihn und sein Haus."

Der Brief gelangte an seine Bestimmung. Der Pater Valerian

[1] A. a. O. 377.

[2] Che se altri quali pretendendo d'esser stati gravati, si risolsero di lamentarsine in Ratisbona, non fù in potere di S. A. l'impedirlo, e Lei hebbe dispiacere che le cose passassero di tal maniera.

überschickte ihn sofort an Wallenstein.[1] Ob die Demüthigung, die darin Maximilian sich selber auferlegte, auch den Zweck erfüllte, für welchen sie augenscheinlich geschah, hatte Maximilian abzuwarten.

Während der Kurfürst Maximilian und Tilly hofften und harrten auf die von dem Kaiser und auf dessen Gebot von Wallenstein versprochene Hülfe, nahete der Schwedenkönig mit seiner Armee von 40,000 Mann[2] zu Roß und zu Fuß gegen Nürnberg heran. Das Verhalten dieser alten Reichsstadt fordert also zunächst unsere Aufmerksamkeit.

Der Schwede hatte wiederholt seinen Unmuth über die nicht entschiedene Haltung des Rathes von Nürnberg zu erkennen gegeben, und sein Secretär Sadler hatte vor dem Nürnberger Gesandten Kreß drohende Äußerungen gemacht. Bereits gab dieser Gesandte seine Meinung dahin kund, daß der Rath zur Abwendung des Zornes in den Vorschlag der Kupfermünze willigen möge.[3] — Anders lauteten die Berichte Tillys über das für Schweden freundliche Verhalten des Rathes. Der Kaiser richtete daher, wie an die Reichsfürsten von Württemberg und Baden-Durlach, so auch an den Rath von Nürnberg eine gleich lautende letzte Mahnung,[4] am 8. März.

Darin heißt es wie folgt: „Wie nun solches alles die uns als einzig rechtmäßigem Oberhaupte und römischem Kaiser geleistete theuere und schwere Pflicht und Eid erfordern, und es dem Rechte, den Reichsconstitutionen und selbst der Billigkeit ohne dies gemäß ist — wir uns auch keines Widrigen, vielmehr von Euch in alleweg versehen, Ihr würdet der Pflichtschuldigkeit nach dasselbe in gebührende Obacht und Observanz genommen und gehalten, ja dadurch Euere unterthänigst schuldige, so oft durch Abordnung mündlich und auch schriftlich gerühmte Devotion und Dienst, nicht weniger beständiglich in der That und re ipsa erzeigt und erwiesen (haben), noch Euch und zwar durch ungleiche persuasiones zu widrigen Sachen bereden lassen:

So müssen wir aber mit sonderem Befremden und mit Misfallen vernehmen und werden von glaubwürdigen Orten berichtet, daß zum Behufe des Königs von Schweden bei Euch ganz verdächtige unzulässige Werbungen vorgehen sollen, und demselben und seinem feindlichen Anhange und Commandanten mit allerhand Kriegesnothdurft an die Hand gegangen werde. Demgemäß haben wir dasselbe gegen Euch nicht unbillig

[1] A. a. O. 377 n. 1. [2] Murr 45. [3] Soden I, 207.
[4] Kriegsacten F. 95. Der Auszug bei Soden I, 208 ist ungenau.

zu ahnden, und ist daher an Euch unser fernerer gnädigster endlicher und ernster Befehl hiermit, daß Ihr von solchem unbilligen unzulässigen Vorhaben alsobald abstehet, mehrgenanntem Schweden und seinen feindlichen Adhärenten im wenigsten einigen Vorschub, Hülfe oder Assistenz, es sei durch was es wolle, weder durch Euch noch die Eurigen ganz nicht leistet — Euch zur schweren Verantwortung."

Auf diese eindringliche Mahnung glaubte der Rath von Nürnberg sich vertheidigen zu müssen. Sein Schreiben,[1] vom 10/20. März, beginnt mit der Bezugnahme auf die früheren vom 29. October und 2. November, und ist demnach im ähnlichen Sinne gehalten. „Wir haben," heißt es darin, „bei unseren Intentionen bisher so viel erhalten, daß wir weder eine Garnison der königlichen Würde in Schweden eingenommen, noch Deroselben einige Eidespflicht geleistet haben, inmaßen Ew. K. M. vor diesem sonderlich allergnädigst uns erinnern lassen. Nicht weniger haben wir mit allem Fleiße uns ferner dahin bearbeitet, daß der königlichen Würde weder Volk, noch Geschütz, noch Munition aus der Stadt bis dahin verabfolgt worden. Daher können wir mit Wahrheitsgrund sagen, daß diejenigen, die uns dessen beschuldigen, uns damit sehr Unrecht thun."

„Von den schwedischen Werbungen ist uns so viel bewußt, daß die meisten außerhalb unseres Gebietes geschehen. — Alles aber simpliciter zu verwehren, ist uns als den Geringeren unmöglich gewesen, wenn wir anders nicht haben erfahren wollen, daß uns mit Einnehmung einer Garnison, eidlicher Pflichtleistung, Hergebung Volkes, Geschützes und anderer Kriegsmunition zugesetzt, oder unsere Stadt und Landschaft durch Feuer und Schwert, angedroheter Maßen, eingeäschert würde, zumal es bei den bloßen Drohworten nicht verblieben, sondern vermittelst des völligen Anzuges und der vor Augen geschwebten Gefahr, bereits ein wirklicher Anfang mit großem unserem und der Unseren Schaden gemacht worden."

„Wie nun Ew. K. M. vermöge der unterschiedlichen Schreiben keinen Gefallen (daran) würden gehabt haben, wenn wir mit besagter Einnehmung einer Garnison, eidlicher Pflichtleistung, Hergebung Volkes, Geschützes und anderer Kriegsnothdurft eins oder das andere gethan, und ungütlich beschuldigter Maßen uns erzeigt hätten: so verhoffen wir

[1] Acten des 30jährigen Krieges. Der Auszug bei Soden I, 208 wenig zutreffend.

hingegen allerunterthänigst, Ew. K. M. werden uns, daß wir gleich anderen gehorsamen Ständen, was wir wegen obberührter geringer Werbung nicht abwenden können, pro tempore müssen geschehen lassen, und dadurch sowohl dasjenige, wessen wir obverstandener Maßen beschuldigt, als auch anderes größeres Unheil mit Gottes Hülfe verhütet, dabei auch sedem belli von diesem Kreise bisher abgewendet haben — allergnädigst für entschuldigt halten, auch deswegen zu einiger Ungnade wider uns sich nicht bewegen lassen, zumal wir auch den Officieren Ewr. K. M. wie der Liga die Werbung jederzeit frei gelassen und verstattet haben."

Der Rath wünscht dabei beharren zu können. Tilly hat aber in Altorf schwere Reverse gefordert, ferner Drohungen gegen Nürnberg ausgestoßen. Der Rath fürchtet, daß dadurch der König Gustav Adolf hergelockt werden könne. Er fährt fort:

„Daher müssen wir in Sorgen stehen: wir möchten bei solcher hierher gezogenen sehr starken königlichen Armee, die viel mächtiger als wir zu widerstehen vermögen, nicht mehr wie vorhin dasjenige, was uns bisher etliche Misgünstige ungütlich zugemessen, abwenden und verhindern können. Auf welchen beschwerlichen Fall dann, den wir unseren Theils gern noch länger verhütet sehen möchten, Ew. K. M. höchstverständig abzunehmen haben, daß alles erfolgende Ungemach, so doch Gott gnädig abwenden wolle, nicht wir, von denen, ohne unziemlichen Ruhm zu melden, reichskundig, was wir so viele Jahre her mit unerschwinglichen Contributionen, verderblichen Durchzügen, schädlicher Einquartierung usw. usw. zu Ewr. K. M. Kriegsdienst vielfältig in allerunterthänigstem Gehorsame geleistet haben — sondern diejenigen, die unter dem Prätexte des Schutzes das Reich in diese Gefahr gesetzt, würden zu verantworten haben. Wir an unserem Orte trösten uns unseres guten Gewissens, daß wir bisher keine Möglichkeit unterlassen, uns und die Unserigen dem H. R. Reiche zum Besten, vor fernerem Verderben und anderen Ungelegenheiten zu erhalten, und sind auch nochmals bei solcher Intention nach aller Möglichkeit zu verharren, allerunterthänigst erbötig."

Sie bitten, der Kaiser wolle Frieden machen, und schließen endlich: „Ew. K. M. wollen den Anklägern keinen Glauben schenken, zur Ungnade sich nicht bewegen lassen, und also nicht gestatten, daß wir mit der auf ungleichen Bericht angedroheten schweren Pön übereilt und dem H. Reiche zu dessen merklichem Präjudiz entzogen und allerdings untüchtig gemacht werden. Hierdurch wird verhoffentlich ferneres Anziehen der königlichen Würde in Schweden, so nunmehr sich mit großer Heeresmacht

mitten im Reiche befindet, gegen uns verhütet und viel anderes großes Unglück abgewendet."

Das lange Schriftstück legt nicht Zeugnis ab weder für die Ehrlichkeit, noch für Klarheit und Muth dieses Rathes von Nürnberg. Die ganze Rede drängt sich zusammen in den einen Gedanken: das Motiv unserer Handlungen ist in erster Linie die Furcht, und wir fürchten den Schweden mehr als den Kaiser. — Über das andere Motiv, daß der Schwede etwas zu schenken habe, und zwar fremdes Eigenthum — nicht der Kaiser, ward geschwiegen.

Die Schrift trug das Datum des 10/20. März. Am 17/27. März ließ der König durch den Gesandten Kreß sein Herannahen melden,[1] am 20/30. traf er selber mit der Armee bei Fürth ein. Auf die Einladung des Rathes von Nürnberg gab er zur Antwort, daß er bei der Armee übernachten wolle. Am anderen Morgen ritten die Mitglieder des Rathes und der vornehmen Geschlechter dem fremden Eroberer entgegen. Ihn geleitete ein Kreis von Reichsfürsten, die einst ihrem Kaiser den Lehnseid geschworen, Friedrich V. von der Pfalz, Pfalzgraf Augustus zu Sulzbach, Herzog Ernst zu Weimar, ein Herzog zu Holstein, ein Markgraf von Durlach, dazu das übrige Gefolge, in allem 300 Reiter. „So schön und prachtvoll auch der Einzug war," sagt ein Berichterstatter,[2] „so war doch der beste Schmuck nicht die dabei sichtbare prächtige Kleidung, nicht die Menge der Trabanten mit ihren geätzten, mit goldenen Quasten behängten Partisanen, nicht die vielen Sänften, Maulesel, Kammerwagen mit den fürstlichen, gräflichen und adeligen Frauen, nicht die ansehnliche uniformierte Leibwache, sondern vielmehr das freundliche herablassende Benehmen des Königs, seine ritterliche Gestalt und einnehmende Figur." — Nürnberger Poeten sangen, in deutscher und lateinischer Sprache, ihn an, zugleich als Josua, als Gideon, als Judas Maccabäus. Der Rath von Nürnberg verehrte ihm, außer den für einen Fürsten üblichen Geschenken an Wein, Hafer, Fisch, vier halbe Karthaunen,[3] mit der dazu gehörenden Munition, ferner zwei große silberne Globen, eine Himmels- und eine Erdkugel, beide zugleich Trinkgeschirre, innen vergoldet und außen schwarz eingelassen.

Darauf redete der Schwede zu dem Rathe wie folgt.[4]

„Ich bedanke mich gnädig der Verehrung. Ihr könnt mir aber

[1] Soden I, 217. Murr 45. [2] Soden I, 220. Auch für das Folgende.
[3] Soden I, 220. Murr jedoch erwähnt die Kanonen nicht. [4] Murr 46.



Gustav Adolf, König von Schweden.

München.

[illegible] und viel [illegible]

[illegible] weder [illegible] von [illegible] Gedanken [illegible] andere [illegible]

[illegible] selber [illegible] Nürnberg [illegible] Kreuz [illegible] Kraft [illegible] übrige Gefolge, [illegible] der [illegible] mit [illegible] großen silberne [illegible] innen [illegible]

[illegible] folgt [illegible] der Beratung [illegible]

[illegible] 217 [illegible] 220 [illegible]



Gustav Adolf, König von Schweden.

Das Original ist eine gleichzeitige Nürnberger Statuette, jetzt im k. bayerischen Nationalmuseum in München.

nichts Besseres verehren als die Beständigkeit bei dem allgemeinen evangelischen Wesen. Bitte, wollet Euch ja nichts davon abwendig machen lassen, keine Furcht noch Schrecken, keine große Verheißung, noch starke Bedrohungen, keine Wollust noch Vanität, keine Passion noch Affecte, denen die Menschen unterworfen, und (die) denselben können beigebracht werden, insonderheit bei diesen letzten bösen Zeiten, (bei dem) in der ganzen Welt dominierenden Fürsten der Geldgeizigkeit. Die Feinde werden nicht unterlassen alles zu tentieren, zu verheißen, auch zu drohen und zu schrecken, damit sie Euch von mir abwendig machen mögen. Denn es ist bekannt, was mächtigen und listigen Feind wir haben, auch welcher Gestalt das Haus Oesterreich, Spanien und (der) Papst sich hoch mit einander verbunden, alle Evangelische auszurotten und zu vertilgen. Dahin zielen alle ihre Consilia und Actiones, dahin gehen alle ihre Anschläge, dahin wenden sie alle ihre Stärke und Macht, dahin steht alles Thun und Lassen, Dichten und Trachten. Äußerlich suchen sie zwar pacem, aber einen solchen, der sowohl Euch als allen evangelischen Christen zu äußerster Ruin und vieler Millionen Seelen Verderben gereichen möge. Es hat Euch Gott zu Regenten gesetzt und viele tausend Seelen (Euch) anvertrauet, in einer so volkreichen Stadt, dergleichen ich meine Tage fast nie gesehen habe, die von Euch dependiert und sich nach Euch richtet. Ich will nicht zweifeln, Ihr werdet sie also regieren, daß Ihr es dermaleinst vor Gott und der ganzen Christenheit werdet verantworten können. Ihr seid alte Patricier allhier, und Euere Voreltern sind vor undenklichen Jahren in der ganzen Welt berühmt gewesen: diesem ihrem Lobe und Fußstapfen folget nach, und thut als gute Patrioten das Euerige bei diesem Wesen und großem Werke. Gedenket, was Gott über Euch verhängen möchte, wenn er Euch in Euerer Feinde Hände geben sollte, wie sie mit Euch und den Euerigen umgehen würden. Es hat Euch Gott der Allmächtige viel sehen lassen: wahr ist es auch, daß Ihr viel gelitten und ausgestanden habt: Gott hat uns dadurch unsere Sünde zu erkennen geben wollen, aber doch dabei allezeit gewaltig geschützt. Wie ich mich denn nicht genugsam verwundern kann und für eine augenscheinliche Schickung Gottes erkennen muß, der Eueren Feind gewaltig verblendet und zurückgehalten, daß er sich dieser und anderer Städte im Reiche nicht bemächtigt hat, die er doch vor zwei und drei Jahren schon in seiner Gewalt gehabt und nur zugreifen dürfen. Es hat Euch Gott wohl wunderlich erhalten, wie er mich denn auch zu diesem Werke berufen; denn ich mich eher des jüngsten Tages versehen, als daß ich nach

Nürnberg sollte kommen, und, wie Ihr gesprochen, so habe ich mein armes Land und Leute und was mir lieb ist, verlassen, so manchen theueren Helden mit hinausgeführt, welche ihr Leben neben dem meinigen gewagt, alles dem gemeinen evangelischen Wesen und zur Erhaltung der teutschen Libertät zum Besten. Will auch noch dabei und insonderheit gegen Euch thun, was mir nur wird möglich sein und so viel mir Gott Gnade dazu verleihen wird. Was ich Euch habe versprechen lassen durch Euere unterschiedliche Gesandten, das will ich halten. Bedenkt also, was dies Werk auf sich hat, um Gottes Barmherzigkeit willen, bleibt beständig, laßt Euch nichts abwendig machen, animiert auch andere von Euch dependierende Städte. Nicht sage ich Euch solches, als ob ich einen Zweifel in Euere Aufrichtigkeit setzte, sondern daß ich vielmehr currentibus calcaria addo. Es wird Euch Gott nicht alle Tage solchen Prediger schicken als wie mich, der ich begehre Euch durch Gottes Gnade zu helfen, zu trösten, allen Beistand zu leisten und unter die Arme zu greifen, so viel mir Gott Kraft und Stärke verleihen wird. Duldet und leidet noch etwas, bleibt beständig, thut das Euerige in diesem Werke: so wird Euch Gott, der Euch sein Heil so wunderlich bisher erzeigt, ferner seine Gnade geben, daß diese Euere Stadt floriere, grüne und zunehme, damit Euer Ruhm in der ganzen Welt sich ausbreite. So wollen wir Gott alsdann mit einander loben, ehren, rühmen und preisen, hier zeitlich und dort ewiglich."

Diese Rede des Schweden ist — man dürfte sagen — ein Meisterstück seiner Politik. Eben so wohl wie dieser schwankende und zagende Rath von Nürnberg wußte auch er, daß, wie seine erste Anknüpfung mit dem Rathe geschehen war durch seine Drohung mit Feuer und Schwert, so auch fortan die Furcht das stärkste Motiv war, welches diesen Rath beseelte, ihn hin und wieder trieb, bald dem rechtmäßigen Oberhaupte, bald dem fremden Eroberer unterthänig zuzureden. Indem aber die Furcht vor diesem letzteren überwog, und den Rath von Nürnberg in das aufgespannte Netz völlig hineintrieb, benutzte nun der Schwede die Gelegenheit, seine moralisch Gefangenen mit ihm selber solidarisch haftbar zu machen, als hätten sie gewollt, wozu er durch ihre Furcht sie gezwungen. Welche Gefühle immer in der Minderheit der Mitglieder des Rathes, die lieber an der beschworenen Pflicht, an Ehre, Recht und Treue für das geheiligte Oberhaupt des Reiches festgehalten, bei dem Anhören der verlogenen Worte des fremden Eroberers sich regen mochten: sie saßen gefangen mit in dem Netze, aus welchem kein Entrinnen mehr war.

Am Nachmittage besichtigte der Schwedenkönig, unermüdlich wie er in jeder Kriegesthätigkeit war, die Festungswerke der Stadt, und kehrte dann in das Lager zurück. Durch Worte war indessen das Werk mit Nürnberg nur erst halb gethan: es ward besiegelt durch eine That. Er verlieh der Stadt einen Schenkungsbrief,[1] beginnend mit den Worten: „Wir Gustav Adolf usw. thun kund und bekennen hiermit öffentlich vor Jedermänniglich, daß wir aus sonderbarer königlicher Huld und Gnade, auch wohlbedachtem freiem Muthe und eigener Bewegnis, sodann in Ansehung des lobwürdigen getreuen Eifers und der Devotion, welche des R. Reiches Stadt Nürnberg bisher zu des gemeinen evangelischen Wesens Wohlfahrt und uns getragen, und fürder beständig zu tragen sich erboten, dabei auch unzählich vielen Schaden von dem kaiserlichen und ligistischen Volke erlitten und ausgestanden — den edlen, ehrenfesten und weisen Bürgermeistern und Rath daselbsten zu einer Ergötzlichkeit, auch mehreren Aufnehmens und Stabilierung des Stadtwesens, wohlbedächtlich geschenkt und verehrt haben — schenken und verehren denselben und ihren Nachkommen hiermit und in Kraft dieses aus königlicher Machtvollkommenheit — das in ihrer Stadt belegene Teutsch-(Ordens-) Haus, sammt dessen Pertinentien und Zugehörung, so viel wir daran ratione juris belli zu suchen, zusammt den übrigen geistlichen in ihrer Stadt gelegenen Höfen und Häusern, sodann diejenigen Dompröpstischen und Bambergischen Unterthanen und Zehnten, so zwischen den drei Wassern der Rednitz, Schwarzach und Schwabach gelegen und sonsten dem Dompropstischen Amte Fürth angehörig gewesen, wir aber nunmehr durch Gottes gnädiges Verhängnis und unsere gerechten Waffen jure belli an uns gebracht, und damit auch nach unserem Willen zu disponieren haben“ usw.

Bevor jedoch der Schwedenkönig diese Schenkungsurkunde unterschrieb, erschien[2] am 24. März/3. April im Deutsch-Ordenshause der schwedische Commissar Chemnitz, und gebot dem Comthur sogleich bei scheinender Sonne das Haus zu verlassen. Dann eröffnete Chemnitz dem Rathe, daß der König dem Rathe das Haus schenke, die darin befindlichen Mobilien jedoch als feindliche Güter für verfallen erkläre. Es erfanden sich darin an Geld und Geldeswerth etwa 10,000 fl. — Für die Schenkung des Hauses begehrte der König 100,000 Rthlr.

---

[1] Vollständig bei Murr 48.

[2] Soden I, 230.

Bevor wir dem Schwedenkönige auf seinem Marsche gegen das Bayerland weiter folgen, haben wir unsere Blicke wieder nordwärts zu richten. Denn dies ist die Verkettung der Dinge. Indem der Erfolg Tillys über Horn in Bamberg den Schwedenkönig bewog, mit überlegener Macht vom Rheine ab sich dahin zu begeben und zu diesem Zwecke den General Banier und den Herzog Wilhelm von Weimar mit ihren Streitkräften an sich zu ziehen, erhielt dadurch Pappenheim an der Weser freieren Raum der Bewegung.

10. Pappenheim in Niedersachsen und Westfalen, vom März bis Mai 1632.

Auf die Nachricht vom Abzuge Baniers war Pappenheim beflissen, von dieser zu seinen Gunsten veränderten Lage der Dinge seinen Vortheil zu ziehen. Bereits am 15. März meldet[2] er dem Kurfürsten Maximilian: „Demnach der General Banier mit dem meisten Theile seines Volkes von diesen Landen aufgebrochen, und mir berichtet worden, daß an dessen Stelle der General Tott und der Herzog von Lüneburg sich mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel conjungieren und mich alsbald besuchen wollten, habe ich ihnen wollen zuvorkommen, und indem ich sie (Schweden und Hessen) längs der Weser her, sowohl unter- als oberhalb Hörter logiert, und ihre Postur gar schmal und lang befunden, habe ich mich durch Hülfe der Nacht und eines Waldes an der Weser zwischen sie gelegt, sie in der Mitte von einander abgeschnitten, und vier ihrer besten Regimenter, zwei zu Pferd und zwei von Dragonern, welche Banier als den Kern seines Volkes ihnen zurückgelassen hatte, alsbald auf das Haupt geschlagen. Vierhundert sind auf dem Platze geblieben. Den Rest habe ich zwischen mich und einen engen Paß bekommen, dann meistentheils in die Weser gesprengt, davon wenige überkommen, die Übrigen aber bei 500, darunter viele hohe Officiere, so ich selbst noch nicht eigentlich kennen kann, gefangen genommen. Das Schönste ist gewesen, daß alles dies Schauspiel im Angesichte des Restes von ihrer Armada — von welcher ein Theil über der Weser, der andere aber obermeldeter Maßen durch jenen Paß abgeschnitten war, und denen ich defensive mit Scharmützieren Gesellschaft leistete — also geschehen und angestellt gewesen, daß sie auch nicht mit Einem Mann haben succurrieren können, ausgenommen mit einem Schiff, darin bei 50 Mann. Die

[1] A. a. O. 233. [2] Röckl 35. Vgl. Dudik 401.

Bagage ist ziemlich reich, und nach der Gefangenen Aussage auf einem Wagen zwei Monatssolde gewesen, so meine arme Kinder sehr wohl accommodiert und ihnen das Gemüth zum Fechten gedoppelt hat. Nach verrichteter Arbeit, so ungefähr um Mittagszeit war, habe ich mich gegen den Rest auch präsentiert, aber keine Audienz erlangen können, sondern sie haben sich stracks unter die Stücke und Musketen der Stadt retiriert. Diese Victorie hat uns Gott so wunderbar und wohlfeil gegeben, daß wir nicht mehr als vier Soldaten verloren. Er verleihe seine heilige Gnade weiter!"

Dem Beginne entsprach der Fortgang.[1] Pappenheim trieb die hessen-casselischen Truppen aus Marburg, Volkmarsen, Stadtbergen, so wie aus dem Stifte Corvey, überschritt die Weser, warf dort bei Steuerwald einen Theil der Cavallerie des Herzogs Georg von Lüneburg nieder und scheuchte die Infanterie bis unter die Kanonen von Hildesheim. Sein Plan ging weiter dahin, die alten Ligaregimenter unter Reinach und Comargo in Stade im Erzstifte Bremen zu entsetzen, zunächst aber Eimbeck als den Sammelplatz vieler Flüchtigen zu nehmen.

Gleich auf die erste Unglücksnachricht von Höxter, schrieb aus Halberstadt, am 18/28. März, der General-Commissär Anderson, den der Schwedenkönig mit einer gewissen Autorität[3] über die Commandanten nach Niedersachsen entsendet, an den FM. Tott im Bremischen: es liege dem Könige weniger an der Belagerung von Stade, als daß alle Heerführer in Niedersachsen sich gegen Pappenheim vereinigen. „Denn wenn der Feind so fortfährt und weiter ins Land hineinrückt, eine Armee nach der anderen ruinierend, wie ihm das mit dem Landgrafen und Lars Kagge bereits geglückt ist: so steht nicht allein der ganze Kreis in großer Gefahr, sondern eben so auch mein Herr selbst mit seiner unterhabenden Armee und folgerecht Mecklenburg und Pommern. Dem zuvorzukommen, wird mein Herr es sich zeitig angelegen sein lassen, und zwar je eher je besser, sich zuerst mit dem Herzog Georg zu vereinigen, und sodann zuzusehen, wie dem Feinde entgegen zu treten und dessen Absichten zu verhindern."

Am 24. März/3. April traf Pappenheim vor Eimbeck ein. Der Rath hatte dem hessischen Obersten Uslar, der mit einigen Regimentern

[1] A. a. O. 39. Vgl. v. d. Decken II, 49. [2] Arkiv II, 384.
[3] Die Vollmacht a. a. O. Note.

sich zur Vertheidigung erbot, den Einlaß verweigert.[1] Dennoch wollte die Stadt dem Pappenheim Widerstand leisten. Die Belagerungsarbeiten begannen. Dann bat der Rath um Capitulation, zweimal vergeblich. „Derowegen[2] sie endlich, auf sonderbares Gutachten des Grafen Gronsfeld und des Obersten Bönnighausen fünf vornehme Jungfrauen herausgeschickt, und durch dieselben zum dritten Male um Zulassung eines Accords angehalten. Da es dann, durch Unterhandlung des obgedachten Grafen und des Obersten, dahin gerathen, daß eine Capitulation abgefaßt worden." Die Stadt mußte die Plünderung mit 38,000 Rthlrn. abkaufen.

Durch den Erfolg von Eimbeck hatte Pappenheim den Landgrafen Wilhelm und den Herzog Georg von einander abgeschnitten. Sein weiterer Plan war, nunmehr gegen Tott zu ziehen, der Stade belagerte.[3] Seine Hoffnungen schwollen an. Er rechnete auf eine Macht von 9000 zu Roß und 12,000 zu Fuß. Die ungleiche Proportion erklärt er aus der Beschaffenheit des Landes, in welchem man mit Cavallerie bald aufkommen könne, dann aus der Überlegenheit des Feindes an dieser Waffe, endlich aus der Schwierigkeit gute Fußtruppen zu bekommen. Nicht jedoch wolle er alle seine Truppen in Ein Corpus vereinigen. „Die rechte Methode ist den Feind durch Diversionen zu überraschen und zu verwickeln: daher nothwendig, daß unterschiedliche Armaden sind, theils den Feind zu intricieren, theils aber die Intentionen fortzusetzen, wie dann 4000 Mann frei ohne Feind und Widerstand mehr schaffen können als 10,000, welche mit dem Feinde behangen und occupiert sind. Und hierin, besorge ich, sei bisher gefehlt, daß man alles allein auf das Glück Eines Exercitus stellen wollen."

Von schwedischer Seite schätzte man damals die Stärke Pappenheims auf 8000 Mann.[4] Eine besondere Ursache seiner Erfolge jedoch fand man in dem Nicht-Zusammenwirken seiner Gegner. „Hier haben wir alle Privatabsichten," schreibt[5] Dr. Steinberg an Anderson. „Der Eine will im Stifte Bremen bleiben, der Andere im Magdeburgischen und Halberstädtischen, der Dritte in Hessen, der Vierte neutralisiert. Kann der Herr einen rechten Großhelfer machen, so bitte ich ihn so hoch ich kann. Sonst werden wir sammt einander Schimpf davon tragen." — In ähnlicher Weise berichtet[6] der General-Commissar Anderson

[1] V. d. Decken II, 50. [2] Worte des Chemnitz 337 a. Vgl. d. Bericht bei v. d. Decken II, 307. [3] Rödl 39. [4] Arkiv II, 444. [5] Decken II, 310. [6] Arkiv II, 398.

selber dem Könige, aus Magdeburg, am 30. März/9. April. Er erhebt die besondere Klage, daß der Herzog Georg sich nicht gerührt habe, weder nach Höxter hin, noch nach Eimbeck. „Es ist ein jämmerliches und elendiges Werk an diesen Orten, so daß, wenn Ew. M. nicht bald entweder Banier oder Horn als Commandanten hierher schicken, Pappenheim das ganze Land wieder einnimmt; denn es herrscht ein solcher Schrecken und Furcht vor ihm, gleich als wäre der Türke eingefallen." — Zugleich mahnt[1] Anderson den F.M. Tott, der vor Stade lag. Dieser hatte Klage geführt über den Abgang an seinem Kriegsvolke. Anderson antwortet: „Ich beklage und halte es für schlimm, daß ein großer Theil des Fußvolkes und der Pferde der Reiter in Hunger und Schmutz weggestorben sind. Gern hätte ich die Ursache dessen erfahren, da ich ja doch vermeine, daß an jenen Orten keine so große Noth sein solle, andererseits aus den Berichten Steinbergs heftige Beschwerden der Bevölkerung über die Truppen vernehme." Es folgt die Warnung vor Pappenheim. „Wenn dieser gerades Weges dahin anzieht, und zuerst das Lüneburgische Volk unter dem Herzog Georg ruiniert, wie er bei Steuerwald bereits den Anfang gemacht, und sodann gegen meinen Herrn ähnlich verfährt, was er desto leichter thun kann, wenn er den Herrn vor Stade in dem Stande findet, wie der Herr in seinem Berichte gemeldet: so kann der Herr hochvernünftig ermessen, in welche Gefahr, wenn, wie Gott verhüte, dem Herrn ein Unglück widerführe, alle diese Länder dadurch gesetzt werden. Welches von beiden nun wichtiger ist, entweder den Stand der Dinge zu bewahren durch die Conjunction (mit dem Herzoge Georg von Lüneburg), oder vor einer Stadt, die man zu gewinnen nicht sicher ist, in der Ungewisheit des eigenen Verderbens still zu liegen, das möge der Herr selbst entscheiden. Der Herzog Georg schreibt mir, daß er gern sich mit dem Herrn vereinigen will und zu dem Zwecke seine Truppen bereits abwärts zur Elbe marschieren läßt: deshalb halte ich für gerathen, daß der Herr in der Erwägung, daß Pappenheim ein hurtiger und schlauer Gast, die Gelegenheit zur Conjunction nicht versäume." Im ähnlichen Sinne schrieb[2] auch der Kanzler Oxenstierna von Mainz aus am 3/13. April, an Ako Tott. „Euch ist ohne Zweifel bekannt, wie der kaiserliche General Pappenheim mit einigen Truppen den Landgrafen und den Herzog Georg bedrängt, und vom Braunschweigischen aus nach eigenem Willen ohne Widerstand jenen Fürsten und ihren Ländern allen

[1] A. a. O. 399. [2] Arkiv II, 402.

erdenklichen Schaden zufügt. Auch könnt Ihr leicht ermessen, daß der König das nicht wohl aufnehmen wird. Desgleichen gibt es andere verschiedene Vorfälle, über die man sich zu verwundern hat, daß es dem Feinde zustehen solle zu thun was er will, während doch dort unten so manche starke Armeen des Königs vorhanden, sowohl unter Euerer als Anderer Führung, daß die Macht des Pappenheim dagegen nicht zu vergleichen." — Demnach fordert Oxenstierna die Vereinigung Totts mit dem Landgrafen und dem Herzog Georg.

Pappenheim dagegen brach am 3/13. April von Eimbeck auf. Anderson, vom Schlosse Gröningen aus, berichtete[1] es dem Könige. Aber er wußte nicht, gegen wen; denn Pappenheim hatte durch ausgeschickte Streifcorps allerlei Gerüchte über die Richtung seines Marsches ausstreuen lassen: nach Hildesheim, nach Goslar, nach Hannover, ja auch nach Stade gegen Tott. Dieser habe gemeldet, sagt Anderson, daß er an eigenem Volke nur 4000 Mann habe. Anderson erneuert die Bitte um die Sendung eines thatkräftigen Heerführers. Er beschreibt weiter den Zustand im Erzstifte Magdeburg. „Das Land hier ist ruiniert und übel zugerichtet. Denn ein jeder Officier hat gethan was er gewollt, und sich nach seiner Lust tractieren lassen, auch nur wenig Volk zuwege gebracht."

Eingehender berichtet[2] Anderson einige Tage später an Oxenstierna. „Nachdem ich mich um alle Dinge hier erkundigt, habe ich eine solche Verwirrung, Confusion und Unrichtigkeit befunden, daß es zum Verwundern ist, wenn noch ein Bauer auf dem Lande, oder ein Bürger in der Stadt wohnen kann. Denn hier hat Niemand Regiment noch Strafe geachtet, sondern ein Jeder hat gethan, was ihn gelüstet. Befehle und Verordnungen haben nicht abgehangen von dem Statthalter oder der Kammer, sondern alles von den Obersten und Hauptleuten. Ich kann und mag nicht schreiben, wie das zugegangen ist. Der General Banier kann wohl in guter Meinung gehandelt haben, daß er zu schleuniger Beförderung der Werbungen seine Autorität eingesetzt, so wie auch die Obersten ermächtigt hat, Verordnungen zu erlassen und Musterplätze anzuweisen. Aber er hat nicht den Nachtheil vorausgesehen, der daraus erfolgen mußte. Denn erstlich haben wenige, weder der Statthalter, noch die Officianten gewußt, wie oder was verordnet ist. Zum Anderen

[1] A. a. O. 407. Vom 6/16. April.

[2] A. a. O. 410. Vom 9/19. April.

ist bis heute weder eine Compagnie, noch ein ganzes Regiment complet, ja für einige hat noch keine Werbung begonnen. Zum dritten haben die Obersten und Officiere sich tractieren lassen, je nachdem sie von Bürgern und Bauern bis auf das äußerste etwas haben auspressen können. Zum vierten, ungeachtet es pro forma in der Anweisung der Musterplätze steht, daß der Unterhalt gemäß der Verpflegungsordnung gereicht werden soll, so wird doch diese Ordnung so ausgedeutet und von den Officieren so ausgeführt, wie ich das niemals weder gehört noch gesehen habe. Fünftens, wenn Jemand sich ihrem Begehren und Befehlen nicht gefügt hat, so haben sie ihm Strafe auferlegt und sie exequiert mit Reitern und Knechten, und die Menschen auf zehn oder zwölf Tage eingesperrt, so daß man hier schlimmer verfahren ist als einst in Nowgorod. Und doch liegen die Dinge hier ganz anders. Die Leute hier sind unsere Religionsverwandte. Sie haben dem Könige gehuldigt, nächst Gott ihn als ihren Herrn anerkannt und sich in seinen Schutz begeben. Endlich ist es weltkundig, wie viel das arme Volk hier zu Lande unter den Kaiserlichen hat ausstehen müssen. Wenn nun wir, von denen sie Trost und Schutz haben sollen, noch übeler an ihnen handeln als zuvor ihnen widerfahren ist: so mögen Ew. Gnaden nach Ihrem hohen Verstande leicht erachten, welches Jammern und Wehklagen dadurch verursacht wird."

So die Klage eines Schweden, der sein Versprechen hinzufügt, nach Kräften einzuschreiten. Seine Klagen betreffen zunächst den Zustand in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt. Stellen wir dazu die Klage des benachbarten Herzogs Friedrich Ulrich in Wolfenbüttel. „Seit 1625," schreibt[1] er dem Schwedenkönige, „ist mein gesegnetes Fürstenthum von Freund und Feind bis aufs Gebein ausgesogen und ausgemergelt; aber bei den jüngsten Märschen und jetzigem Stilllager ist ihm der Garaus gemacht. Meine Landleute entfliehen in die Städte oder in Einöden, und bauen dort das Elend. Sie werden von der undisciplinirten Soldateska gleich wilden Thieren gejagt, gemartert und erschossen. Die Weibsbilder werden barbarisch geschändet, die Kirchen beraubt, überall solche Unthaten verübt, daß sich die Sonne davor entsetzen und verdunkeln möchte. Die Soldaten reiten und gehen durch die Getreidefelder, um nachzusehen, ob sich etwa dort verjagte Menschen verborgen, und dann hilft kein Weinen, kein Flehen, kein Klagen. Zwischen

[1] Abschrift im Archive der Stadt Hannover, vom 5. Mai 1632.

Neustadt am Rübenberge, Hameln, Hannover, Braunschweig sind die Dörfer menschenleer."

Der Schwede Anderson in seinem Berichte an den Kanzler kehrt zurück zu dem Verhalten gegenüber Pappenheim. „Hier hat durchweg ein solches Jagen und Retirieren statt gefunden, was ich auf schwedisch als Zurück- und Weglaufen verstehe, daß es weitläufig zu schreiben wäre. Auch hat man so thörichte Nachrichten und Avisen von Braunschweig und anderen Orten bekommen, daß alles vor Schreck zitterte und das Volk nicht wußte, was es vornehmen sollte, besonders nachdem Pappenheim ohne Widerstand über die Weser kam und Eimbeck und Alfeld einnahm. Gott schlug Pappenheim mit Blindheit, daß er nicht den Schrecken benutzte, geradezu auf Tott loszugehen oder über hier auf Sachsen. Dann würde man sein Thun weit in der Welt gespürt haben. Ich rieth zuerst dem F.M. Tott lieber die Belagerung von Stade aufzugeben, sich mit dem Herzog Georg zu vereinigen und so mit gesammter Macht dem Feinde entgegen zu treten, bevor dieser das ganze Land und unseren Kriegsbestand dort ruiniere. Er schrieb zurück, daß seine unterhabende Armee, außer Lohausen und Herzog Franz Carl, nicht mehr betrage als 4000 Mann. Meine Ansicht war, daß es dann um so gefährlicher stehe, und um so mehr rieth ich zur Vereinigung. Wenn das Feuer aus sich selber erlischt, ohne daß Wasser aufgeschüttet wird, so ist es gut. Der Allerhöchste lasse alles wohl und nicht uns an unserer Langsamkeit zu Grunde gehen! Der Stand unserer Angelegenheiten ist sehr schlecht. In Magdeburg fand ich nicht für Einen Tag Lebensmittel im Vorrath, und auch hier ist nicht viel zu bekommen." — Nachdem Anderson einige Einzelheiten berichtet, kehrt er zurück zur Hauptsache. „Es kann nicht irgendwo schlimmer um unsere Angelegenheiten stehen als gerade hier. Doch kann Gott uns hier eben so mildiglich helfen, wie er zuvor an anderen Orten gethan. Ich habe unterthänigst gerathen, daß der König den F.M. Horn hersende; denn Kaggs Commando wird nicht respectiert, noch geachtet. Pappenheim ist wegen des Landgrafen Einfalls ins Stift Paderborn wieder nach Hameln gezogen; jedoch geht auch das Gerücht, daß er auf Stade marschiere, um die dortige Besatzung herauszunehmen, auch etwas gegen Tott zu versuchen. Man sollte endlich sich befleißen, eine Armee von 15,000 zusammen zu bringen. So lange das nicht geschieht, kann Pappenheim uns noch manchen Possen spielen; denn er hat dazu die schönste Gelegenheit, die er sich niemals besser wünschen könnte."

Der Schrecken vor Pappenheim, den nach seinem Erfolge bei Höxter namentlich die Berichte des Landgrafen Wilhelm verbreitet zu haben scheinen, gab sich kund an vielen Orten. In Dresden[1] war man der Meinung, daß Pappenheim mit 20,000 Mann von der Weser auf Wolfenbüttel ziehe, dann in das Stift Merseburg, weiter auf Halle, Leipzig und so fort in des Kurfürsten Land. Es bleibe kein anderes Mittel als die kurfürstlichen Truppen aus Böhmen zurückzurufen und sie dem Pappenheim entgegen zu schicken. — Eine Reihe von Tagen dauerte diese Meinung an. „Diese Zeitung," meldet[2] der Schwede Nicolai, „macht den Kurfürsten fast perplex und den gemeinen Mann sehr schreckhaft."

Zugleich war der Kanzler Oxenstierna in Mainz in Furcht vor Pappenheim. Am 12/22. April schreibt[3] er an den Landgrafen Wilhelm in Cassel: „Dieweil nach Inhalt meines neulichen Schreibens damals schon die Muthmaßung war und anjetzo glaubwürdig verlautet, daß Pappenheim des Vorhabens sein solle, sich mit ihnen (den spanischen Truppen an der Nahe) zu conjungieren, mich allhier mit Macht anzufallen und, wo es ihm möglich, die Brücke zu benehmen, solche Conjunction auch zeitig zu tentieren, meines gnädigsten Königs — Gottlob — glücklicher Succurs in Bayern dem Feinde desto mehr Ursache geben möchte — nun aber dies ein Werk, woran nicht nur dem ganzen gemeinen Wesen, sondern auch Ewr. F. Gn. im Besonderen sehr hoch gelegen wäre: so werden Ew. F. Gn. unterdienstlich gebeten, darauf ein fleißig wachendes Auge zu haben, und im Falle der Pappenheim sich obgedachter Maßen hierher wenden sollte, in Erwägung der gemeldeten meines gnädigsten Königs und Herrn hierbevor für diesen Fall gegebenen Befehle, sich alsbald zu bequemen, daß Sie mit Ihrer Armee gegen Hanau und Frankfurt ansetzen, daselbst, wo von nöthen, sich der Brücke bedienen und so eilig wie möglich zu uns stoßen mögen" usw. — In ähnlicher Weise schrieb[4] zugleich Oxenstierna an Ake Tott.

Zur selben Zeit jedoch sah sich gerade dieser durch Pappenheim bedrängt. Am 13/23. April antwortete[4] Tott von Buxtehude aus auf die Mahnung Andersons vom 9/19., daß „Pappenheim mit seiner Armee schon vor vier Tagen dieser Orten sich hat sehen lassen". Die

---

[1] Irmer I, 152. Nicolais Bericht vom 24. März/3. April.
[2] A. a. O. Vom 29. März/8. April. [3] Arkiv II, 414.
[4] A. a. O. 415.

Vereinigung der verschiedenen Gegner wider Pappenheim hatte, der Verabredung gemäß, zu Walsrode geschehen sollen. Aber Totts Bericht fährt fort: „Weil er nun allhier in der Nähe nur etwa eine Meile oder zwei oder drei zu Zeiten von hinnen, und sonst Niemand zu der Conjunction sich finden läßt als allein der Herzog Georg mit seinen Reitern, da dessen Fußvolk noch vor Hildesheim liegt, so muß man ihm den Paß auf Stade gestatten."

Neun Tage später, am 22. April/2. Mai, berichtet[1] Tott aus Buxtehude den weiteren Verlauf. Er meldet[2] zuerst, daß er, bei dem Ausbleiben anderer Truppen nichts habe thun können, als sich mit der ihm zu Gebote stehenden Mannschaft, 3500 zu Fuß und 800 Reitern, theils im Lande Kehdingen, theils im Alten-Lande zu verschanzen und defensiv zu verhalten. „Unterdessen kommt Pappenheim den 14/24. dieses mit 43 Cornetten Reiter und 5 Regimentern zu Fuß, wie alle Kundschaften lauten, 2600 Pferde und 4600 Mann zu Fuß stark, nebst 6 Stücken Geschütz und 3 bis 400 Wagen, logiert seine Armee selbige Nacht eine Meile von und er selbst in Stade. Obwohl ich nun bei so vermutheten Sachen schon vorher zeitig genug meinen drei Regimentern Ordre ertheilt, zu ihrer Defension die Deiche im Lande Kehdingen zu durchstechen und das Land unter Wasser zu setzen, wie allhier im Alten-Lande geschehen, so ist doch wegen andauernden großen Sturmes es unmöglich gewesen, daß ihnen solcher Avis zukommen und sie das Werk fortsetzen können. Darauf dann erfolgt, daß, nachdem, am 16/26., der Feind mit ganzer Macht angegriffen, die zu solchem Zwecke bei sich gehabten Brücken übergeworfen, die Reiter darüber setzen lassen, und sie (die schwedischen Truppen) ganz umringt, daß etwa 400 Mann, sammt den bei sich habenden Fähnlein — so wohl der meiste Schade ist — und Officieren ihnen in die Hände gerathen: die Übrigen haben sich ins Land Hadeln und der Orten salviert, daß also der Schade des Volkes noch zu reparieren steht." — Tott berichtet weiter, daß in den nächsten Tagen sich auch von den anderen Truppen, aus Mecklenburg so wie der Herzöge Georg und Franz Carl, einige um ihn gesammelt, und daß er das Fußvolk ins Alte-Land gelegt habe. Am 19/29. habe dann „der Feind mit seiner ganzen Macht in großer Furie alle unsere Posten attaquiert". Der Bericht Totts läßt den Ausgang dieses neuen Kampfes bei Horneburg nicht so ganz ungünstig für ihn erscheinen.

---

[1] A. a. O. 410. [2] A. a. O. 425.

Anders als der Bericht Totts lautet derjenige seines Gegners Pappenheim, aus Stade, vom 29. April/9. Mai.[1] „Ewr. Kurf. D. gnädigstem Befehle gemäß habe ich den Marsch auf Stade unternommen, unterwegs Verden mit stürmender Hand erobert, darin eine Compagnie Dragoner darnieder gehauen, danach davor im Felde das Leibregiment zu Pferde des Administrators zu Bremen aufs Haupt geschlagen, eine Reihe vornehmer Officiere gefangen, auch eine Standarte bekommen. Die Übrigen haben sich durch den Morast und das Holz salviert. Von dannen bin ich weiter auf Stade marschiert, habe den G. Tott davon abgetrieben, welcher sich dann nicht mehr als truppweise, so er zu recognoscieren ausgeschickt, sehen lassen, und gar nicht präsentieren dürfen."

„Nachdem ich allhier angelangt, habe ich den O.L. Comargo mit einigen Regimentern dem Feinde nach gegen das Alte-Land geschickt, etliche seiner Schanzen angegriffen und umziehen lassen. Die haben sich bei 24 Stunden gewehrt, hernach aber mitsammt zwei Regimentern, davon das eine des G. Tott, das andere des Herzogs von Mecklenburg Leibregiment gewesen, auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Officiere haben wir gefangen genommen. Die Soldaten aber, welche zuvor meistentheils unter uns gedient, an die 1200, sind unter die Regimenter untergestoßen. Der vorgemeldete O.L. Comargo hat mir von des Tott Regiment acht weiße, und von dem Mecklenburgischen Regimente auch acht Fähnlein, also in allem sechszehn Fähnlein präsentiert. Hernach ist gestern H. O.L. von Bönnighausen mit der Reiterei fortgerückt. Dem sind drei Compagnien Schotten, so die Schanzen secourieren sollen, begegnet: die haben sich gleichergestalt mit Fähnlein, Officieren und Soldaten ohne einige Condition ergeben. So haben die guten Leute Andere salvieren wollen und sich selbst verloren."

„Jetzt mangelt es mir allein an den Finn- und Lappländern: die sind alle fest und bezaubert, wie die Bauern im Lande ob der Ens. Hoffe aber zu Gott, ich will es ihnen wohl aufthun. Wenn ich sie nur einmal in die Enge bekomme, so sollen sie gewis so gut Quartier von uns empfangen, wie sie es den Unserigen gegeben haben."

Über diese Vorgänge, so wie über die Kriegführung in Niedersachsen überhaupt, faßt[2] der Schwedenkönig sein Urtheil, im Mai, von München aus in die Worte an den G. Tott: „Wir können uns nicht

[1] Röckl 45. [2] Arkiv I, 614.

genugsam verwundern, wie Pappenheim mit einer Handvoll Volkes, Euerem eigenen Vorgeben nach nicht über 5 oder 6000 Mann, al dispetto Euerer Armee, nach Stade gehen, und solche Progresse, die er sich niemals einbilden, (viel) weniger unterstehen dürfen, thun können, wenn ihn die Jalousien und Eigennützigkeiten der Generale nicht gelockt und zuversichtlich gemacht, Euere sorglose Administration aber die Thür geöffnet hätte. Wie könnte doch etwas übeler bestellt werden, als daß Ihr, ungeachtet unseres vielfältigen Ermahnens und Befehlens, und da Ihr so lange von des Pappenheim Ankunft gewußt, die Truppen nicht eher zusammen gezogen, bis Stade entsetzt, die Regimenter in Kehdingen ruiniert, der Paß Horneburg verlassen, und, wie zu besorgen, das ganze Volk discouragiert worden. Wo aber die Unachtsamkeit die Dummkühnheit begleitet, Eigennutz und Jalousie unter den Officieren regiert, und keine rechtschaffene Eintracht der Intentionen ist, da kann es nicht viel anders hergehen, und müssen wir beklagen, daß es so weit gekommen, die Verantwortung aber solcher Zerrüttung künftig den Urhebern derselben zumessen, welche ihnen ohne Zweifel eben so schwer fallen wird, als schädlich sie uns und dem gemeinen Wesen sein kann."

Schon vorher hatte Gustav Adolf von Augsburg aus seinen Secretär Lars Grubbe, dessen Berichte an den König jederzeit eine gewichtige Vertrauensstellung bekunden, nach Niedersachsen entsendet.[1] Am 2/12. Mai erstattete Grubbe von Erfurt aus dem Könige den ersten Bericht.[2] „Ich habe immer befürchtet," schreibt er, „daß auf das frühere Gerücht von einer Gefangennahme Pappenheims irgend eine schlimme Nachricht folgen werde. Und obwohl mit Gottes Hülfe die Sache noch zu redressieren ist, wenn nur das Kriegsvolk Ewr. M. gute Resolution fassen würde, den Pappenheim eng einzuschließen, wozu die Mittel wohl vorhanden: so sehe ich doch Eins vor mir, was eine nicht geringe Wichtigkeit zu haben scheint, nämlich daß er Dänemark mit ins Spiel zu ziehen sucht. Dies ist ein schwieriger Punct." Grubbe bespricht weiter die Gegner Pappenheims. „Sie sind theils unfleißig, theils unverständig, theils unwillig, insgemein geht Keiner dem Anderen mit Rath zur Hand. Dagegen haben Alle ihre Privatabsichten." Dennoch, meint Grubbe, sei abzuhelfen, wenn nur nicht die Schritte und Tractaten Dänemarks gegen jeden Entschluß Bedenken erregten. — Er will in

[1] Arkiv II, 436. [2] A. a. O. 446.

höchster Eile trachten zu Tott zu gelangen; aber zu seiner Sicherheit muß er einen langen Umweg suchen. „Denn Pappenheims Schatten dominiert allenthalben. Hier sind Alle vor ihm in Schrecken, und wohin immer mich die Reise führte, da war er Hannibal ante portas, obwohl er nun bekannter Maßen bei Stade ist. Da Sachsen und Brandenburg keine Noth leiden, sondern, wie hier berichtet wird, offensiv vorgehen können: so hoffe ich, daß diese Truppen nach der Elbe hin gegen Pappenheim Beistand leisten, nach Lage der Dinge und nach Kräften. — Dabei darf Ewr. M. ich nicht ungemeldet lassen, daß die große Unordnung, die hier bei den neuen Werbungen herrscht, alles ruiniert und alle Menschen uns abwendig macht, so daß Niemand mit Sicherheit reisen kann. Ew. M. können nimmer glauben, wie es in Wahrheit steht. Ewr. M. gute und löbliche Verordnungen werden nicht geachtet, sondern ein jeder einzelne Officier macht sich seine Ordnung und saugt das Land aus, so daß alles öde liegt."

In Gröningen unfern Magdeburg traf[1] Grubbe zusammen mit dem GC. Anderson, am 7/17. Mai. Die zwei Schweden erneuerten ihre Klagen über die mangelhafte Kriegführung gegen Pappenheim. „Es ist sehr zum Verwundern," schreibt Anderson, „daß man durch unnütze Diversionen dem Feinde die Gelegenheit gibt, einen Ort nach dem anderen einzunehmen, wo doch unsere Armee doppelt so stark dem Feinde auf die Haut gehen sollte, nicht bloß um seine Entwürfe zu verhindern, sondern auch ihn aufzuschlagen." Grubbe hatte den bestimmten Befehl für die Häupter mitgebracht, den Pappenheim zwischen Aller und Weser einzuengen.[2] Damals hatte an der Stelle Totts bereits Baudissin die Führung übernommen. Da das Creditiv für Grubbe auf Tott lautete, nicht auf Baudissin, so reiste[3] er nicht weiter, sondern theilte von Magdeburg aus dem G. Baudissin, sowie dem Herzog Georg, dem Landgrafen, und dem schwedischen Gesandten Salvius jenen Befehl schriftlich mit.

Inzwischen hatte sich jene wichtige Frage der Hereinziehung des Dänenkönigs in den schwedischen Krieg gelöst. Pappenheim hatte den bestimmten Auftrag, den Dänenkönig dafür zu gewinnen durch das Angebot des Erzstiftes Bremen für dessen zweiten Sohn. Wie von Seiten des Kaisers und des Kurfürsten Maximilian die Hoffnung, den Dänen-

[1] A. a. O. 454.
[2] A. a. O. 459. Grubbes Bericht, vom 13/23. Mai, an den König.
[3] A. a. O. 459.

könig zum Eingreifen zu bewegen, so war vom Beginne des Krieges an auf schwedischer Seite[1] diese Besorgnis lebendig, namentlich im schwedischen Reichsrathe. Gustav Adolf selber hatte wiederholt seine Bereitschaft auch zu diesem Kriege ausgesprochen. Christian IV. schwankte. Bald that er einen Schritt vorwärts, bald wieder zurück. Am 22. Mai jedoch berichtet[2] Pappenheim an Maximilian: „Deroselben weiß ich unterthänigst nicht zu bergen, wasmaßen aus den dänischen Tractaten wegen Übergebung des Erzstiftes Bremen ganz nichts worden. Denn ob zwar mit dem Könige vermittelst seines Statthalters in Glückstadt sowohl vor meiner Ankunft durch H. Ob. Reinach, und dann von mir selbst gehandelt, und (ich) von demselben ziemlich lang aufgehalten worden, auch resolviert gewesen, dem Könige die Stadt Stade auf gewisse thunliche Bedingungen einzuräumen: so hat er es doch endlich ausgeschlagen und sich durch das Dräuen des Königs in Schweden davon abwendig machen lassen.“

Demnach war auch für Pappenheim Stade nicht haltbar. Auf schwedischer Seite mochten Viele der Meinung sein, daß er dort gleichsam in einem Sacke stecke.[3] Die Meinung war nicht richtig. Pappenheim fügte die vorgefundene Besatzung seinen Truppen bei, zog ab erst in der Richtung auf Bremervörde, und wandte sich dann an dem Kloster Harsefeld vorbei nach Rotenburg, weiter nach Verden und von da die Aller hinauf nach Rethem.

Der Secretär Grubbe gab am 13/23. Mai seinem Unmuthe über die Kriegführung Ausdruck in einem Briefe[5] an Oxenstierna: „Gott weiß was die Häupter gegen Pappenheim vorhaben. Mir jedoch scheint, daß die evangelischen Fürsten, die zuvor mehr zurückhaltend waren, nach und nach sich in den Handel mischen, und zwar, wie mich dünkt, in der Hoffnung und der Absicht, ohne den Dank Anderer einen Theil des Raubes sich zu eigen zu machen, wie in diesen Tagen mit einem mainzischen Orte in Thüringen, der, zuvor von des Königs Majestät occupiert, von dem Kurfürsten von Sachsen durch Anschlagen seines Wappens, wie es niemals zuvor geschehen, in Besitz genommen ist. Eben so hat es der Herzog von Braunschweig mit einigen Dörfern auf dem Eichsfelde gemacht. Aber unser Esken, der dies nicht anders verstand als zum Präjudiz

[1] Arkiv I, 524, 571, 582, 587. — II, 354, 358, 379, 422, 441.
[2] Röckl 47. [3] Arkiv II, 462: der han dock var likasom uti en säck.
[4] A. a. O. 468.
[5] A. a. O. 461. In der Ortsangabe Kitzing steckt irgend ein Irrthum.

des Königs gereichend, hat dagegen an denselben Orten das königliche Wappen anschlagen lassen, in der Absicht damit jus regium bis zu weiterer Erklärung zu behaupten."

„Am Braunschweigischen Hofe laufen einige seltsame Dinge vor. Der König, wie jener angibt, hat ihm eine kleine Werbung bewilligt. Darüber fällt er (der Herzog) zu, und, wenn Jemand eher als die Allianz geschlossen war, auf einen Musterplatz innerhalb seines Gebietes Befehl gehabt hat, so hat er dem nicht mit gutem Willen weichen wollen, vielmehr ihn mit Gewalt durch seine neuen Werbungen austreiben lassen, und in die bestellten Werbungen Sr. M. nicht geringen Einbruch verübt. Die neugeworbenen Truppen (des Herzogs) werden auch zu keinem anderen Zwecke gebraucht als ihm das Land zu bewahren und dem Kriegsvolke des Königs Schwierigkeiten zu bereiten. Was, so wie manche andere Übelstände Dr. Steinberg (geborener Braunschweiger) heftig vertheidigt. Er nennt das billig, und behauptet selber dahin verordnet zu sein, um die Hand über die Allianz zu halten, mit weiterem Vermelden, daß wenn das Kriegsvolk in etwas das Land ausnutze, so könne weder der Fürst seine fürstliche, noch er seine gesandtschaftliche Tafel halten, mit anderen ähnlichen Entschuldigungen, denen er endlich beifügt: man möge bedenken, daß der Kaiser sich deshalb manche Feinde zugezogen, weil er sein Wort nicht gehalten habe. Dies erwähne ich nur nebenher, nicht zweifelnd, daß Erich Anderson Einzelnes darüber berichten wird. Dies hat zwar wenig auf sich; allein nirgends in der Welt, glaube ich, gibt es eine Nation, bei welcher mehr Laster und besonders Eigennutz im Schwange sind, als zu dieser Zeit hier im Lande. Dies sieht man aller Orten, und gebe Gott, daß alles ende, bevor das Privatinteresse zum Aufhören zwingt. Ich darf der Feder nicht mehr anvertrauen. Und obwohl Ew. Gn. von mir denken mögen, daß ich aus Affect schreibe, so nehme ich doch Gott zum Zeugen, daß nicht ein Affect mich leitet, sondern daß es mir wehe thut, daß des Königs Dienst nicht besser und redlicher in Acht genommen wird, was kein ehrlicher Mann genug beklagen kann. Es wird aller Orten Haus gehalten und so ungestraft, daß Einem davor grauen mag. Diejenigen, welche bei der Kön. M. große Anschläge machen und mit süßen und unterthänigen Worten sich in Credit setzen, sind die schlimmsten. Darüber habe ich Ewr. Gnaden jetzt mehr zu berichten, als ich jemals zuvor hätte denken können, nicht aus irgend welchem bösen Affecte, sondern aus Eifer für den Dienst des Königs."

Dem treuen Diener des Schwedenkönigs mochte es allerdings fern liegen, der letzten Wurzel des Übels nachzuforschen und zu erkennen, daß die Habgier, die bei den Kleineren ihn anwiderte, nur die Nachahmung des Beispieles war, welches der Größere gab.

In Rethem gelangte an Pappenheim ein Bote[1] Tillys mit der Meldung der schwedischen Gefahr für Bayern und dem Befehle näher heraufzuziehen. Pappenheim erkannte also, daß sein so oft geäußerter Wunsch durch seine Erfolge den Schwedenkönig nordwärts zu ziehen, keine Aussicht habe, so wie daß der Kurfürst nicht in der Lage sei, ihm die versprochenen und von ihm wiederholt verlangten 100,000 Rthlr. zu senden.

Demnach haben wir der schwedischen Gefahr für Bayern unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

11. Der Zug Gustav Adolfs auf Donauwörth, im April.

Am 22. März / 1. April brach der Schwedenkönig von Fürth bei Nürnberg südwärts nach Schwabach auf, und weiter in der Richtung auf Donauwörth. „Über die Gier seiner Rache an Bayern," sagt[2] der beobachtende Zeitgenosse Pappus, „vergaß er das Andere, auch Wallenstein selber, den er damals im Beginne seiner Rüstungen hätte erdrücken können." — So mochte es den Zeitgenossen scheinen; allein es fragt sich, ob für Gustav Adolf nicht noch ein anderes Motiv mitwirkte, die Rüstungen Wallensteins nicht so sehr bedrohlich für ihn anzusehen. Es fallen hier die schon früher berührten Worte ins Gewicht, welche Oxenstierna später, im Januar 1634, bei dem damaligen Erbieten Wallensteins zum Verrathe sprach[3]: „Wäre es dem Wallenstein ein Ernst gewesen: so hätte er das bei Lebzeiten des Königs vollzogen." Das Erbieten Wallensteins im Winter 1631/32 lag vor in jenem Berichte, welchen der schwedische Gesandte Nicolai von Dresden aus im Namen Arnims erstattet hatte. Wenn diese Worte ernstlich gemeint waren, so durfte darauf der Schwedenkönig eine entsprechende That Wallensteins erwarten, und konnte daher der Meinung sein, daß er die Rüstungen Wallensteins als für sich weniger gefährlich anzusehen habe.

Wie immer dem sei: die Gier der Rache des Schwedenkönigs gegen Bayern steht darum nicht in Zweifel. Wie sie hervorblickt aus seinen verschiedenen Äußerungen vom Marsche ostwärts an Oxenstierna, aus

[1] Röckl 48. [2] Pappus 66. [3] Hildebrand 70.

den Befehlen des Verhaltens gegenüber den bayerischen und den französischen Gesandten: so wird sie noch besonders angedeutet durch eine Äußerung in dem Berichte eines Johann Sparre, vom Marsche aus, am 23. März / 2. April, an den schwedischen Reichsrath. „Der Bayerfürst," schreibt[1] er, „wird verhoffentlich eine viel andere Marterwoche ausstehen müssen als er vor einem Jahre sich Rechnung gemacht." — Die Thatsachen der nächsten Wochen werden den tieferen Sinn dieser Worte erklären.

Aus der Stadt Nürnberg dagegen erfahren wir[2]: „Alle Prediger und Kirchendiener von Nürnberg erhielten (vom Rathe) den Befehl, vom nächsten Sonntage an, dem 25. März / 4. April, auf allen Kanzeln nach der Predigt im Gebete neben dem Kaiser und den Ständen des Reiches auch für den König in Schweden zu bitten: daß Gott seine vorhabende Kriegsexpedition segnen und fördern wolle." — Es darf fraglich sein, ob der Rath, der den Befehl gab, oder die Prediger, die ihn ausführten, von der besonderen Absicht des Königs eine Kunde hatten.

Derselbe Berichterstatter verzeichnet[3] über diesen Marsch der Schweden durch das Gebiet von Ansbach: „Von allen Seiten liefen indessen Klagen über die Schweden ein. Im Ansbachischen Amte Bertolsdorf und den daran liegenden Weilern erbrachen sie die protestantischen Kirchen, nahmen allen Kirchenornat, Meßgewänder und Chorröcke, zerschlugen die Bilder, raubten alles in die Kirchen geflüchtete Gut, nahmen Getreide und Vieh, und steckten Bertolsdorf in Brand. Schwedische Dragoner plünderten in dem Eichstättischen Dorfe Neunstetten die Kirche, verwüsteten das Tabernakel auf dem Altare, trieben alles Vieh weg und hausten ärger als die Heiden."

Dem Kurfürsten Maximilian und seinem General Tilly lag noch bis in den April hinein die eigentliche Absicht des Schwedenkönigs nicht offen vor. Es fragt sich also um ihr Verhalten, zunächst in den letzten Tagen vor der Ankunft des Schweden bei Nürnberg.

Nachdem der Kurfürst Maximilian ein freundliches Verhältnis mit Wallenstein hergestellt zu haben meinte, erfolgten seine Briefe nach Znaim rasch auf einander. Er schreibt am 23.,[4] am 25.,[5] am 28. März.[6] Nachdem Tilly erkannt, daß der Marsch des Schwedenkönigs vom Stifte

[1] Arkiv I, 779. [2] Soden I, 228. [3] A. a. O. 226.
[4] Dudik 398. [5] A. a. O. 411. [6] A. a. O. 391.

Würzburg aus geradezu auf Nürnberg gehe, entschloß er sich, um nicht durch die Schweden von der Oberpfalz und Böhmen abgeschnitten zu werden, aus dem Stifte Bamberg sich in die Oberpfalz nach Neumarkt zurückzuziehen und dort das Weitere abzuwarten. Dem Berichte darüber an Wallenstein fügt Maximilian hinzu, daß Tilly sich nicht getraue, mit seiner Macht dem Feinde gewachsen zu sein. Da nun bisher von den versprochenen 5000 Pferden nicht mehr als 300 in die Oberpfalz gelangt: „so werden demnach Ew. Lbd. aus allen Umständen ohne fernere Erinnerung und Maßgebung selbst vernünftig abnehmen und ermessen können, daß summum periculum in mora, und einmal die höchste Nothdurft sei, daß entweder dem Grafen von Tilly durch eilende Zuschickung einer ergiebigen Anzahl Volkes zu Roß und Fuß aus Böhmen succurriert, oder aber durch eine Diversion die Macht des Feindes alsbald und unverzüglich solcher Gestalt distrahiert werde, daß er nicht mit seiner völligen, von verschiedenen Orten her zusammen geführten Macht auf den Grafen Tilly zugehe, sondern genöthigt werde auch anderwärts zu helfen."

Es ist möglich, daß der Kurfürst dabei an eine Diversion gegen Kursachsen dachte. Denn Wallenstein hatte ihm einige Tage zuvor gemeldet,[1] daß er am 14. April und in den folgenden Tagen mit 50,000 Mann gegen das Kurfürstenthum Sachsen anziehen wolle, in der Hoffnung, entweder den Schwedenkönig dadurch nach Sachsen zu ziehen, oder diesen Kurfürsten, wenn er sich verlassen sehe, dahin zu vermögen, daß er mit guter Reputation dem Bündnisse mit dem Schweden entsage.

Auch Tilly hatte sich, am 26. März, mit der Bitte um die Beschleunigung des Succurses der Reiter, direct an Wallenstein gewandt.[2] Dringender lautete seine Bitte am 30., aus Neumarkt.[3] „Ewr. F. Gn. habe ich hiermit eilfertigst zu berichten keinen Umgang nehmen können, wasmaßen der König in Schweden mit aller Macht sammt einer Anzahl starker Stücke sich gegen den Donaustrom avancieren thut: daher ich verursacht und gemüßigt worden, mich aus dem Stifte Bamberg wiederum in aller Eile zurückzuwenden. Weil aber von den 5000 Pferden, die Ew. F. Gn. mir versprochen, mir bis Dato noch gar nichts zukommen, ich daher nicht weiß, wie, in Ermangelung dieses Succurses, die herannahende starke feindliche Macht abgewehrt werden könne: so habe ich für eine unvermeidliche höchste Nothdurft erachtet, Ewr. F. Gn. dies hiermit

[1] A. a. O. 373. Schreiben des Kurfürsten an den Kaiser, vom 27. März.
[2] Dudik, Nachlese usw. 191. [3] Dudik 393.

zu dem Ende unverzüglich zu melden, weil Deroselben unverborgen, was Ihrer K. M. und des bedrängten allgemeinen Wesens Dienst und Aufnehmen für merklichen und unverwindlichen Abbruch und Schaden leiden müßte, wenn der Feind seine Disegni am Donaustrome durchsetzen und die Oberhand gewinnen sollte. Demnach bitte ich gehorsamlich und hochfleißig, Ew. F. Gn. wollen Ihro gefallen lassen, nicht allein obangeregten Succurs der vertrösteten 5000 Pferde aufs eilfertigste, und je zeitiger und förderſamer je besser zu maturieren, sondern auch wo möglich etwas an Infanterie zugleich mit zu überschicken. Und wenn auch dabei Ew. F. Gn. an Ihrem Orte sich um so zeitiger movieren und Ihre frei habende Impresa ins Werk setzen möchten, wäre nicht zu zweifeln und gewis dafür zu halten, daß unsere Actiones allerseits um so viel besser und nach Wunsch, vermittelst göttlichen Beistandes, facilitiert, und hergegen des Feindes Vorhaben merklich gehindert werden sollte."

Die Worte dieses Tilly'schen Schreibens hatten ihre schwer wiegende Bedeutung für ihn selber wie für das Bayerland, und endlich für die Gesammtheit des Reiches.

Am 1. April brachen Tilly und Aldringen auf von Neumarkt in der Oberpfalz, und zogen auf Berching.[1] Dort erfuhren sie, daß der Schwede zu Nürnberg angekommen, daß er von den Patriciern dieser Stadt begrüßt sei als Retter und Befreier. Es lag nicht klar vor Augen, was er weiter vorhatte: ob er gerades Weges von Nürnberg aus auf die Donau ziehen werde gegen Ingolstadt, Neuburg oder Donauwörth, oder ob er zunächst das Heer unter Tilly angreifen wolle. Dem Kurfürsten[2] schien es unzweifelhaft, daß der Schwede ein Treffen suchen werde. Tilly bemühete sich auszuweichen. Deshalb zog er von Berching auf Berngries, in der Absicht, wie er durch Aldringen an Wallenstein melden[3] ließ, dort eine solche Stellung einzunehmen, daß er ohne zum Schlagen gezwungen zu werden, in Sicherheit das Hülfscorps erwarten konnte, welches Wallenstein zu senden versprochen hatte.

Zugleich jedoch ließen die Bewegungen des Schweden, am 2. April, noch die Besorgnis zu, daß er sich durch die Oberpfalz nach Böhmen wende.[4] Gemäß der Aufforderung Tillys that Aldringen auch dies sowohl nach Znaim an Wallenstein als nach Pilsen an Gallas kund. Diesem letzteren schrieb[5] Tilly selber, daß seine Aufstellung bei Elbogen, Brix

[1] Aldringen bei Dudik 404. [2] A. a. O. 398. [3] A. a. O. 404
[4] A. a. O. [5] A. a. O.

und Laun zwecklos sei. Besser sei es mit Allem aufzubrechen und zu Tillys Heere zu stoßen. Besonders aber hatte Aldringen im Namen Tillys den Oberfeldherrn zu bitten,[1] „den vertrösteten Succurs der 5000 Pferde am befürderlichsten herauszuschicken.“ Endlich schließt Aldringen: „H. Graf von Tilly hat mich erinnert dies zu gedenken, daß, wenn Ew. F. Gn. sich etwas zeitiger mit der Armada movieren könnten, dem gemeinen Wesen allseitig dadurch gleich mehr geholfen werden möchte.“

Auf jenes dringende Schreiben Tillys selber, vom 30. März, antwortete[2] Wallenstein, von Znaim aus, am 4. April: „Wir haben Ewr. E. Schreiben vom 30. v. M. empfangen, und daraus verstanden, was uns Dieselben um Maturierung des bewußten Succurses abermals ersuchen wollen. Und verhalten Deroselben darauf in Antwort nicht, daß, so viel die bewußten 5000 Pferde betreffen thut, dieselben bereits zu Ewr. Exc. im Marsche begriffen, wie dann gleicher Gestalt das kaiserliche Volk im Königreiche Böhmen gegen den 15. d. zusammen geführt, und ich alsdann den Feind allda anzugreifen nicht unterlassen werde.“ — In einem Schreiben an Aldringen besonders,[3] vom 4. April, erklärte Wallenstein, daß er einiges Fußvolk als Verstärkung für Tilly unmöglich abschicken könne. Am nächsten Tage, dem 5., meldete[4] Wallenstein dem Kurfürsten Maximilian, daß er den Maradas mit 20,000 Mann nach Eger legen wolle, damit er dort auf den Feind Achtung habe, und, wenn es die Noth erfordere, sich mit Tilly conjungieren könne. Er fügt weiter seinen Rath hinzu, daß wenn „der König von Schweden anjetzo gar zu stark auf Tilly anziehen thäte, derselbe sich in einem sicheren Posten halten möge, bis ihm mehr Succurs zukommen oder der Feind anderweitig divertiert werden könne.“ Dagegen ist in diesem Schreiben Wallensteins von dem bestimmten und ausdrücklichen Versprechen der Sendung von 5000 Reitern nicht die Rede.

Unterdessen war für Tilly die Absicht des schwedischen Marsches klarer hervorgetreten. Am 3. noch hatte er bei Berngries oder zwischen dort und Ingolstadt ein festes Lager schlagen wollen. Die Sonne des 4. April fand ihn im vollen Marsche auf Ingolstadt an der Donau. Eben dahin eilte auf die Kunde des schwedischen Anzuges der Kurfürst Maximilian aus München.[5] In der Nacht vom 4/5. traf er ein, und

[1] A. a. O. [2] Dudik, Nachlese usw. 196.
[3] Dudik 415 n. 1. [4] A. a. O. 412.
[5] Dudik 407. Maximilian an Wallenstein, 5. April.

berief sofort Tilly und Aldringen zum Kriegesrathe. Rund um die Stadt auf den Dörfern lagerte das Heer. Wie Maximilian an Wallenstein schreibt, ward es ihm und den zwei Heerführern klar, daß sie sich durch die Bewegungen des Feindes hatten irre leiten lassen. Nach allen Nachrichten hatte man annehmen müssen, daß der Schwede von Nürnberg aus sich gegen die Oberpfalz und von dort nach Böhmen oder Bayern wenden werde. Nicht das war geschehen. „Unversehens hat er sich gegen Donauwörth gewendet und allbereits gleichsam den Vorsprung gewonnen, daß noch ungewis und zweifelhaft ist, ob der Graf Tilly mit seiner Armee noch zu rechter Zeit bei Donauwörth anlangen und dem Feinde den Übergang über die Donau wehren könne." Die Worte schließen in sich, daß der Aufbruch Tillys dahin sofort erfolgte. Die Sonne des 5. April beleuchtete ihn und sein Heer abermals auf dem Marsche, von Ingolstadt aus, am rechten Donauufer westwärts.

Das alles berichtete der Kurfürst Maximilian sofort an Wallenstein. „Die höchste Gefahr für mich und mein Land," schreibt er, „bricht über mich herein. Sie kommt über mich für meine beständige Treue, meine Ergebenheit, meinen Gehorsam für den Kaiser. Es ist nicht nöthig zu erörtern, welche Folgen auch für die kaiserlichen Erblande das nach sich zieht. Darum ersuche ich Ew. Liebden ganz beweglich, Sie wollen gemäß Ihrer allezeit mir bewiesenen Neigung und Sorgfalt, gemäß der kaiserlichen Vertröstung und gemäß dem geleisteten Versprechen, mich in dieser Noth nicht hülflos lassen: Sie wollen mir ohne den geringsten höchst schädlichen Zeitverlust die hülfreiche Hand bieten. Sie wollen mir nicht bloß die versprochenen 5000 Pferde, von denen bis auf diese Stunde auch noch nicht Ein Mann bei dem Grafen Tilly angekommen, sondern auch noch mehr Hülfe zu Roß und Fuß, eiligst heranziehen lassen. Sie wollen erwägen, daß dem Schwedenkönige nicht so viel daran liegt dem Kurfürsten von Sachsen zu helfen, als vielmehr seine eigenen Absichten auszuführen, daß es deshalb nöthiger ist zum Schutze der kaiserlichen Erblande dem Schweden hier entgegenzutreten, als einen Angriff auf Sachsen zu thun. Enge und vertrauliche Correspondenz beider Heere ist durchaus nothwendig, und ich meines Theiles bin Willens nicht nur zu meiner Vertheidigung, sondern auch zu derjenigen des Kaisers und der Erblande das Äußerste aufzusetzen mit Gut und Blut."

Das ist der Inhalt des Schreibens, welches der Kurfürst Maximilian an Wallenstein richtet am 5. April. Der Kurfürst hat den Brief dictiert. Dann, indem er ihn unterschreibt, gibt er mit eigener Hand

noch einmal seinem Gefühle einen stärkeren Ausdruck. „Weil ich mich von Ihrer kaiserlichen Majestät nicht habe absondern und trennen lassen, sondern standhaft bei derselben verblieben bin: so muß ich dessen jetzt bei dem Schweden entgelten. Ich hoffe zu Gott, der Kaiser und Ew. Liebden wollen mich nicht lassen zu Schanden werden. Unterdessen will ich thun, was möglich ist, bis die Hülfe von Ewr. Liebden kommt."

An dem Tage, an welchem der Kurfürst diese Worte niederschrieb, dem 5. April, waren drei und eine halbe Woche vergangen seit dem Briefe Wallensteins an Tilly vom 12. März,[1] in welchem jener sagt, daß 2000 Reiter schon Marschbefehl erhalten, daß die anderen 3000 in kurzem folgen sollen. Es war bis dahin kein Mann gekommen. Aber vielleicht waren sie auf dem Wege?

Wallenstein nennt in jenem Briefe vom 12. März die Generale, welchen er diesen Befehl hat zukommen lassen. Es sind Don Balthasar Maradas und Gallas. Der letztere stand in Pilsen.

Gallas berichtet[2] am 27. März, also volle fünfzehn Tage nach jenem Befehle, daß aus hochwichtigen Ursachen erst dann einige der Truppen, die zur Verstärkung für Tilly bestimmt seien, ihren Weg dahin angetreten haben. Mithin war, obwohl am 5. April noch nichts angekommen war, doch einige Verstärkung auf dem Wege. Am 6. April entsandte[3] Wallenstein an Gallas den Befehl, mit Aldringen zu correspondieren, „damit auch insonderheit die Reiter, die zu Tilly geschickt werden, keinen Schaden vom Feinde empfangen und sicher durchgeführt werden mögen". Die Zahl dieser Reiter gab[4] Maximilian später an auf „20 Compagnien, und zwar meistens neugeworbene unarmierte Reiter, welche nach und nach angelangt und sämmtlich erst aus dem kurfürstlichen Zeughause zu Ingolstadt als Arkebusiere mit Brust- und Rückenstück, auch Casquett armiert worden."

Aber Wallenstein berichtete,[5] am 3. April, dem Kurfürsten, „daß allbereits die 4000 Pferde im Marsch begriffen, denen auch 1000 Kroaten, gestalt dieselben allbereits auf der Haide in Oesterreich gemustert worden, demnächst folgen sollen". Wenn dies sich so verhielt, so mußte jedenfalls der Höchstcommandierende in Böhmen, Don Balthasar Maradas, darum wissen. Allein am selben Tage, wo Wallenstein dem Kurfürsten jene

[1] A. a. O. 389. [2] A. a. O. 393. [3] Dudik, Nachlese 198.
[4] Aretin, Bayern usw. Urkunden zu Abschnitt 3 u. 4. S. 337.
[5] Dudik 393.

Nachricht gab, dem 3. April, schreibt Maradas an Wallenstein ganz anders. Wallenstein hatte am 12. März an Tilly ausdrücklich gemeldet, daß er dem Maradas den Befehl zur Absendung gegeben. Demgemäß wandten sich der Kurfürst Maximilian und Tilly nicht bloß an Wallenstein selbst, sondern auch an Maradas. Auch diesen trieben sie zur Eile. Das setzt Maradas sehr in Verwunderung. Er berichtet[1] an Wallenstein zuerst, daß er die Truppen, die in die Oberpfalz bestimmt, nach Pilsen zu Gallas geschickt. „Was Ew. F. Gn. ferner gnädig befehlen, dem soll pünctlich nachgelebt werden; allein der Kurfürst von Bayern und der General Tilly thun in ihren Briefen an mich Meldung von 5000 Pferden, die hinaus commandiert werden sollen. Ich aber weiß von nicht mehreren als den 30 Compagnien, wie Ew. F. Gn. mir gnädig geschrieben." — Hier also liegt der Sachverhalt der Hülfesendung zu Tage.

Der Kurfürst dagegen, der diesen Sachverhalt damals noch nicht durchschauete, erneuerte auf Grund der kaiserlichen Zusage vom 10. März unablässig seine Mahnung. Wie dem Wallenstein, so hatte er auch dem Kaiser Bericht erstattet am 5. April. Es folgte ein abermaliger am 6., trüb und schwer.

„Es ist," schreibt[2] er, „dem Feinde mit seiner gewöhnlichen Eilfertigkeit gelungen, daß, ehe und bevor der Graf Tilly mit seiner Armada bei Donauwörth anlangen können, er den hernächst an der Stadt liegenden (Schellen-) Berg[3] occupiert, und nicht allein seine Stücke darauf mit solchem Vortheile gepflanzt, daß er die Stadt und die Brücke allerdings dominiert, sondern auch mit solchem Ernste an allen Orten angesetzt, daß der Graf Tilly selber für besser und rathsamer angesehen, auch dem Herzog Rudolf Maximilian als Commandanten die Ordinanz gegeben, die Stadt, weil selbige nicht danach beschaffen, daß man sie ohne den augenscheinlichen Ruin des darin liegenden Kriegsvolkes länger hätte behaupten, weniger den Feind zurücktreiben können, selbst zu quittieren." Damit hat der Feind den Paß über die Donau und in das offene Bayerland in Händen. Der Weg nach Augsburg und nach München steht ihm frei. Demnach erneuert Maximilian seine dringende Bitte an den Kaiser, „mich und mein Land und Leute vor gänzlichem Ruin und feindlicher Vergewaltigung gnädigst zu schützen und zu erhalten, hierdurch auch Deroselbst Erblande desto mehr bedecken und in Sicherheit conservieren zu helfen. Und wie ich mich hierauf und auf Ewr. M. mir

[1] A. a. O. 413. [2] Dudik 415. [3] Darüber Du Jarry II, 171.

diesfalls beschehene ansehnliche Versprechen allerdings verlassen thue, also verbleibe ich auch um so viel mehr schuldig, solches mit gehorsamsten getreuesten Diensten zu erwiedern."

Bevor noch dieses Schreiben nach Wien gelangte, that der Kaiser, um dem Kurfürsten Anselm Casimir, damals in Köln, zu beweisen, daß er helfe, wo er helfen könne, diesem kund, am 7. April[1]: „Wir haben noch neulicher Zeit auf das Anhalten unseres lieben Vetters und Schwagers, des Kurfürsten in Bayern Ldd., 5000 Pferde zu Hülfe geschickt, welche mit dem ehesten, im Falle es noch nicht allbereits geschehen, zu dem Grafen Tilly stoßen werden."

Der Kaiser also war in gutem Glauben an das was in der That nicht bestand. Dann erst gelangte an ihn jenes Schreiben Maximilians. Er ließ, am 10. April, durch Questenberg an Wallenstein schreiben[2]: der Kaiser wünsche zu wissen, was Wallenstein auf das Ansuchen des Kurfürsten gethan. Und abermals[3] ließ er dann noch besonders melden: er zweifele nicht, daß Wallenstein den Succurs nach Bayern bereits abgeschickt habe.

Am Tage nach dem Gelingen des Angriffes auf Donauwörth, dem 28. März/7. April, berichtete auch Gustav Adolf dem Kanzler Oxenstierna den Erfolg: „Wir verhalten Euch nicht, daß wir gestrigen Tages allhier zu Donauwörth angelangt, selbiges alsbald zu kanonieren angefangen, und so weit forciert, daß die Garnison, welche über 2000 Mann stark gewesen, fast in conspectu der Tilly'schen Armee die Stadt quittieren müssen, davon zwar der meiste Theil niedergehauen, ein 400 gefangen, der Rest aber neben Rudolf Maximilian von Sachsen-Lauenburg entronnen. Gehen nunmehr fort, die Donau bis gegen Ulm zu versichern, zugleich Württemberg zu fassen und also unser Dessein fortzusetzen."

Gustav Adolf wußte aber selber am besten, wie wenig dies bereits in Mainz erwogene und festgestellte Dessein der Rache an Bayern übereinstimmte mit den Wünschen der französischen Politik. Diese, wenn sie auch den Defensiv-Vertrag mit dem Kurfürsten von Bayern, vom 8. Mai 1631, nicht erfüllte, hielt doch fest an dem Plane oder dem Wunsche der Neutralität für Bayern. Es handelte sich also für Gustav Adolf um die Aufgabe, die Klippe des Anstoßes bei Ludwig XIII. zu umschiffen.

[1] Acten des 30jährigen Krieges. [2] Dudik, Nachlese 207.
[3] A. a. O. [4] Arkiv I, 586.

Er gab seinem Kanzler die Instruction wie folgt.[1] „Nun zweifeln wir nicht, diese unsere Expedition werde bei dem Könige in Frankreich allerhand Klagen verursachen. Ihr werdet aber, (um) solchen vernünftig vorzubauen, nicht unterlassen dem französischen Gesandten zu remonstrieren, wie ungern und gezwungen wir hierzu kommen, daß wir auch nochmals nichts lieber sehen noch leiden möchten, als daß unsere Widerwärtigen dieses Neutralitätswerk nicht so schimpflich aus den Augen setzten. Und könnt Ihr eine besondere Neigung hierzu temoignieren, bis wir unsere Sachen dieser Orten besser stabilieren." — Eindringlicher als das Gaukelspiel solcher Reden, welches danach Oxenstierna vor Ludwig XIII. und Richelieu aufführen sollte, mochte auf diese die Thatsache wirken, daß, wie wir gesehen haben, der Schwede nicht mehr abgeneigt war, ihnen Ehrenbreitstein und Coblenz zu schenken.

Nach dem Falle von Donauwörth enteilten unablässig die Couriere des Kurfürsten Maximilian. Er schickte[2] am 7. einen höheren Officier an Gallas in Pilsen, und abermals am 8. seinen Truchseß Welser. Darüber berichtete[3] Gallas, am 10., an Wallenstein: er habe dem Welser den großen Eifer und die Sorgfalt Wallensteins betheuert. Wallenstein habe anbefohlen, nicht die geringste Zeit zu versäumen, um alles kaiserliche Volk zusammen kommen zu lassen. Welser sei dann voll Freude zurückgekehrt. — Demnach dürfte es fraglich sein, ob damals auch Gallas tiefer in die Dinge eingeblickt habe als sein Vorgesetzter Maradas.

Am 8. entsandte[4] Maximilian von Ingolstadt aus seinen Kammerrath von Törring, zunächst an den Kaiser, dann an Wallenstein, mit der Bitte „sich zu erklären, wie es die höchste Nothdurft erfordere". Der Kaiser antwortete[5] eigenhändig, sofort am 11.: „Mir ist gewis leid zu vernehmen gewesen, daß die Schweden sich meines H. Bruders Landen annähern. Er habe ein gutes Herz! Gott wird ihn nicht verlassen. Und mag sich mein H. Bruder zu mir getrösten, daß ich bei ihm alles das thun werde, was mein kaiserliches Amt erfordert, und was von einem getreuen und aufrichtigen Freund und Bruder erwartet werden kann. Wie ich dann dem von Mecklenburg anbefohlen, den Succurs zu befördern, zu welchem ich ihn gewis ganz geneigt, willig und begierig zu sein weiß." Dann entließ er Törring zu Wallenstein, der in den nächsten Tagen in Göllersdorf eintreffen mußte.

[1] A. a. O. [2] Dudik, Nachlese 201. [3] A. a. O. 203.
[4] Dudik, Nachlese 206. [5] Aretin, Wallenstein 49.

Bevor Wallenstein aus Znaim dahin aufbrach, erließ[1] er, am 10. April, an den Kurfürsten Maximilian eine Antwort auf dessen Meldungen vom 2. Sie betrafen die Erfolge Pappenheims bei Hörter an der Weser. Wallenstein sprach den Wunsch der Fortsetzung aus. Von einer Hülfeleistung schwieg er.

Dann brach er nach Göllersdorf in Niederösterreich auf, um sich mit dem Fürsten Eggenberg über die Weiterführung des Oberbefehls zu bereden.

12. Das zweite Generalat Wallensteins definitiv, 13. April.

Wallenstein hatte im December 1631 das Commando auf einige Zeit übernommen, die er dann selbst auf drei Monate ansetzte. Diese Zeit lief also ab mit dem Monate März. Die Verhaltungsbefehle dagegen, die er gleich damals, im December, an die Commandanten in Böhmen erließ, nehmen durchweg Bezug auf den nächsten Sommer, oder auf Pfingsten. In diesen Commandanten konnte also kaum die Meinung aufsteigen, daß Wallenstein alle seine Mühe für die Neuorganisation eines Heeres nur darum aufbiete, damit ein etwaiger Nachfolger alles wohl vorbereitet vorfinde, sondern sie konnten vernünftiger Weise nicht anders meinen, als daß derjenige, der die Sache begonnen, sie auch fortführen werde.

Am kaiserlichen Hofe aber hatte man dessen keine Gewisheit. Auf jegliche Anfrage oder Andeutung, direct oder indirect, zog Wallenstein sich hinter das Bollwerk seines Krankheitszustandes zurück. Sein letztes Schreiben, vom 22. Februar, an Eggenberg, schien fast die Hoffnung zu benehmen. Die Antwort Eggenbergs erfolgte erst am 12. März, aus Graz. Sie lautet wie folgt.[2]

„Ewr. Lbd. vertrauliches Schreiben vom 22. Februar ist bisher und darum so lange unbeantwortet geblieben, weil meine Hand diese ganze Zeit über durch die chiragrischen Schmerzen zum Schreiben ganz untauglich gewesen, und ist dieses eben das erste Mal, daß ich die Feder wieder ansetzen können. Mit Ewr. L. trage ich gewis ein aufrichtiges und von Herzen getreues Mitleiden, und empfinde Ihren Zustand und Ihre Beschwernisse nicht weniger als meine eigenen. Ich erkenne auch selbst gar wohl, daß Ewr. Lbd. nicht zuzumuthen, also und auf diese Weise wie Sie diese drei Monate über gethan, zu continuieren. Daher ich denn allezeit in diesen Gedanken gestanden, auch Ihro K. M. Intention

[1] Dudik, Nachlese 209. [2] Förster II, 199.

diese gewesen, mich eine gute Zeit vor dem Ende dieses Monats März zu Ewr. Lbd. zu begeben und mit Ihro alles das, so zu Ihro M. Dienst, auch zu Ewr. Lbd. selbst Satisfaction nothwendig und ersprießlich, zu adjustieren. Wie mir denn zu diesem Ende von Ihro M. gemessen befohlen worden, mich auf den 16. d. unfehlbarlich wieder zu Wien zu befinden. Ich bin aber allhier nunmehr vor etlichen Tagen, und nachdem es sich mit dem Chiragra etwas gebessert, in eine so schmerzhafte Hauptkrankheit gefallen, daß ich solche meine Zurückreise, wenn ich anders nach der Meinung der Ärzte nicht in eine Epilepsie oder Apoplexie fallen wolle, noch um etliche Tage verlängern muß. Deswegen denn bitte ich Ew. L. um Gottes willen, Sie schlagen mir diese Gnade nicht ab, und gedulden sich continuando in diesem Ihrem hohen Carico nur so lange, bis mit Deroselben ich mich ersehen und unterredet haben werde. Ich suche hierunter keinen Prätext, Ew. L. in dieser Ihrer Beschwerde und Perplexität vergebens aufzuhalten — davor mich Gott behüte — sondern sobald mir Gott nur so viel Kraft verleiht, daß ich die Bewegung der Sänfte werde erdulden können, mich alsdann und unfehlbarlich auf den Weg zu machen. Also haben Sie sich auch dessen wohl zu versichern, daß in der bevorstehenden unseren — geliebt es Gott — Zusammenkunft, neben Ihrer M. und des gemeinen Wesens Wohlfahrt, mir nichts höher und mehr angelegen sein wird, als Ewr. Lbd. allen möglichen Gusto und Satisfaction zu geben; denn also erfordert es die Schuld und die Liebe, womit ich Ewr. Lbd. kräftig verbunden bin und allezeit bleiben werde, und bitte Ew. Lbd. unterdessen zu meinem hohen Troste um eine gewährliche Antwort und milde Erklärung, weil mir dies Negotium viel mehr als kein anderes auf dem Herzen liegt. Dieselbe wird H. Gerhard von Questenberg, den ich darum ersucht, mir förderlichst zuschicken. Und ich bleibe bis an meines Lebens Ende" usw.

Dem Fürsten Eggenberg gestattete dennoch sein Zustand für längere Zeit keine Reise. Deshalb schickte der Kaiser, am 25. März, an Wallenstein den Bischof Anton von Wien, bekannt als Freund Wallensteins. Der Fürst Eggenberg pflegt in seinen Schreiben einen Krankheitszustand Wallensteins als Hindernis für ihn anzuerkennen. Der Kaiser gedenkt eines solchen nicht. Das Geleitschreiben für den Bischof Anton lautet wie folgt.[1]

[1] A. a. O. 202.

„Hochgeborener Fürst, lieber Oheim. Aus was erheblichen dem gemeinen Wesen und meinem Hause und zu dessen ferneren Erhaltung nützlichen und nothwendigen Ursachen ich den Bischof von Wien als Primitium zu Dr. Lbd. abordne, das werden Sie von ihm vernehmen. So hoffe (ich), Sie werden sich also treulich und willfährig erklären, als wenn ich meinen Fürsten von Eggenberg selbsten zu Dr. Lbd. abgeordnet hätte, da ich Ihro wohl versichern kann, daß er, Bischof, es gar gut mit Deroselben meinet. Wenn dann, wie kurz oben gemeldet, diese Tractation große Consequenzen nach sich ziehen thut: also weiß (ich) und halte mich versichert, daß Sie mir nicht aus Handen gehen, sondern sich meiner allerhöchsten Begierde gemäß erklären, und sollen versichert sein, daß ich es mit Dankbarkeit und kaiserlicher und königlicher Gnade zu erkennen niemals vergessen, sondern mit derselben Dr. Lbd. allezeit beigethan verbleiben werde."

Auch der König Ferdinand III. gab dem Bischof Anton ein kurzes Empfehlungsschreiben[1] an Wallenstein mit. Die Fassung und Haltung desselben läßt vermuthen, daß der Sohn sich nur dem Wunsche des Vaters gefügt hat.

Die Verhandlung des Bischofs mit Wallenstein hatte das Ergebnis, daß der letztere bis zu einer definitiven Vereinbarung mit Eggenberg im Amte verblieb. Als Ort für die Unterredung ward Göllersdorf in Nieder-Oesterreich angesetzt, etwa halbweges zwischen Wien und Znaim. Dorthin gab der Kaiser, am 11. April, dem Fürsten Eggenberg das folgende Handschreiben[2] für Wallenstein mit. „Hochgeborener Fürst, lieber Oheim. Dem Fürsten von Eggenberg habe ich anbefohlen, die mit Dr. Lbd. angefangene Erhandlung zu einem völligen Ende zu bringen, daraus mich versichernd, D. L. werden mir und meinem Hause zu Nutzen nicht aus Handen gehen, sondern sich gegen ihn, den Fürsten, also erklären, wie mein gnädigstes Zutrauen zu Ihnen gestellt ist. Wie ich dann mit den von Dr. Lbd. bis Dato beschehenen Verrichtungen und Anstellungen wohl zufrieden, und auch des ferneren mich zu Dr. Lbd. versichernd Dero gnädigster Kaiser und Herr beständig verbleibe." Auch der König Ferdinand III. gab abermals ein Handschreiben[3] mit, zugleich als Beglaubigung für Eggenberg und Ausdruck des Vertrauens in Wallenstein.

[1] A. a. O. 203. [2] A. a. O. 203. [3] A. a. O. 204.

Daneben erhielt Eggenberg eine Denkschrift für die Verhandlung, datiert vom 12. April. Sie lautet wie folgt.[1]

„Wir halten noch in gutem Gedächtnisse diejenigen großen ersprießlichen und nützlichen Dienste, welche Seine, des Herzogs zu Mecklenburg, Lbd. uns und unserem Erzhause die vergangenen Jahre über vielfältig erwiesen, wie Dieselben auch in dem zuletzt verlittenen Jahre von unseretwegen zu großem Schaden gekommen, so wir alles bei dem zu erwartenden Segen Gottes und dadurch hoffentlich zu erlangenden besseren Mitteln mit kaiserlichen Gnaden wirklich erkennen, und dasjenige, so Se. Lbd. unseretwegen erlitten und zu Schaden gekommen, in andere Wege zu ersetzen unvergessen sein wollen. Wir versehen uns zu Deroselben und ersuchen Sie gnädigst, in der gegenwärtigen Noth uns nicht lassen, sondern das Generalat nunmehr völlig bedienen, und Ihro alles was Sie unseres Dienstes zu sein befinden, angelegen sein lassen zu wollen, maßen wir dann Ihro alles anheim gestellt haben und darum trauen."

„Und wie wir bei uns selbst finden, daß Sr. Lbd. unerträglich fallen dürfte in die Länge uns so zu dienen wie eine Zeit her: also wird bei Deroselben stehen das Begehren zu thun, was Sie in Einem und Anderen vermeinen möchten, Ihro für Unterhaltung zu verordnen. Alsdann werden wir uns nicht lassen entgegen sein, was Seine, des Herzogs zu Krumau, Lbd. möchten approbieren und beschließen."

„Wenn dann etwa auch Sache wäre, daß Seine, des Herzogs zu Mecklenburg, Lbd. an uns irgend solchen Willen gelangen lassen, oder ein Begehren des Einen oder des Anderen zu mehreren Ehren, Dignitäten, oder einer Beförderung oder Erhebung halber, oder was etwa sonst vorfallen möchte, das nicht von so wichtiger Importanz, daß Seine, des Herzogs zu Krumau, Lbd. ein Solches an uns vorher zu remittieren eine Nothdurft zu sein befänden — verleihen wir Sr. Lbd. hiermit völlige Gewalt und Autorität von unseretwegen, in Eins und Anderes zu verwilligen und die Parole unserer nachfolgenden kaiserlichen Ratification, woran wir es denn gar nicht ermangeln lassen wollen, von sich zu geben. Wie dann geschehen könnte, daß vielleicht der Graf Schlick zum Amte des Kriegspräsidenten, Graf Michna zum Prädicate eines geheimen Rathes, St. Julian zur Beförderung zum Hofkriegsrathe vorgeschlagen wurde. Was etwa sonst und ferner vorfallen möchte, wo etwa in Einem und Anderem Sr., des Herzogs zu Mecklenburg, Lbd. Satis-

[1] Abgedruckt bei Zwiedinek-Südenhorst, Eggenberg usw. 198. Da das Original gedruckt vorliegt, so erlaube ich mir durch einige stilistische Änderungen es lesbarer zu machen.

faction zu geben stünde, was Dieselben uns proponieren oder vorschlagen oder sonst tractieren wollen möchten — remittieren wir Alles und Jedes in Seiner, des Herzogs zu Krumau, Lbd. beiwohnende Discretion, sich in allen solchen und dergleichen Sachen nach bestem Ermessen zu verhalten, und auf alle Weise dahin zu operieren und Fleiß anzuwenden, wie mit gutem Gusto Seine, des Herzogs von Mecklenburg, Lbd. uns zu sonderem wohlgefälligem und höchst nützlichem Dienste in der gegenwärtigen Noth das Generalat zu continuieren, disponiert und willig gemacht werden möchten. Maßen auch, wenn etwa wegen des Anspruches an Mecklenburg an uns begehrt werden sollte, das Fürstenthum Großglogau oder die Lausitz oder vielleicht beide als Hypothek zu setzen, es uns nicht entgegen sein würde, Sr. Lbd. darin zu willfahren. Dies alles stellen wir in Sr., des Herzogs von Krumau, Lbd. vernünftige Discretion mit gnädigstem Vertrauen. Dabei auch wollen Se. Lbd. mit besonderem Fleiße vorstellen, was es mit der ungarischen Grenze und der Wiener Stadtwache für eine Bewandtschaft und Gestalt habe, und daß wir für den Unterhalt derselben zur Zeit gar keine Mittel haben noch wissen. Da aber des Herzogs von Mecklenburg Lbd. selbst erkennen, wie viel und hoch daran gelegen, dieses in Acht zu nehmen: also werden sie für sich selber auch die Berechnung und Eintheilung danach machen und anstellen, damit diesfalls remediiert und dieser Noth Rath geschafft werden könne, bevorab wenn sie selbst dahin zielen sollten, daß, wenn durch Verleihung des göttlichen Segens im Reiche Friede gemacht, alsdann der Krieg wider die Türken in Ungarn gewendet werden könne. In solchem Falle würde Sr. Lbd. viel daran gelegen sein, die Grenze in guter Verfassung zu finden und darauf sich verlassen zu können. Alles Übrige remittieren wir des Herzogs von Krumau Lbd. Wien, den 12. April 1632. Ferdinand."

Eggenberg und Wallenstein traten am 13. April in Göllersdorf zusammen. Wallenstein stellte seine Forderungen, und Eggenberg bewilligte. Bereits am nächsten Tage kehrte Eggenberg nach Wien zurück, und erstattete dann dem Kaiser Bericht durch den GR. Bischof Anton von Wien, einen der Freunde Wallensteins. Der Kaiser genehmigte was geschehen war, und gab zugleich dem Bischofe Anton den Auftrag der Meldung an Wallenstein. Das Schreiben des Bischofs, vom 15. April, lautet wie folgt.[1]

[1] Förster II, 209.

„Alsobald gestern des Fürsten von Eggenberg Lbd. wieder hierher gelangt, haben J. K. M. mich zu Denselben geschickt, zu vernehmen, wie die Handlung mit Ewr. Lbd. abgelaufen, und auf was ein und Anderes beruht, wie ich dann nach vollständiger Vernehmung solches alles Ihrer K. M. referiert. Indem nun Ew. Lbd. sich also heroisch erklärt, und Ihrer K. M. gnädigstem Vertrauen und Intention nach Wunsch und Verlangen aller wohl Affectionierten so willig accommodiert, haben Sie erwiesen und der Welt zu erkennen gegeben, daß Sie nicht allein Ihre Feinde und Misgönner, sondern vielmehr, unerachtet und hintangesetzt so vieler Difficultäten und schwerer Bedenken, sich selber zu überwinden ein Meister sein. Dannenhero auch ganz billig, daß J. K. M. Ewr. Lbd. mit allen Gnaden, Dankbarkeit und Satisfaction entgegen gehen, wofür ich dann an meinem wenigen Orte jedes Mal treulich und emsig cooperieren werde. Ich congratuliere hierunter nicht so viel Ewr. Lbd. — denn (es ist) männiglich vor Augen, was für eine große Machina und schwere Impresa Sie über sich genommen — als Ihro K. M., Dero Erzhause, und Ihro angehörigen Land und Leuten, und dem ganzen katholischen Gemeinwesen. Denn ich sicherlich verhoffe, wie Ew. L. zur Verwunderung das Werk wieder so weit erhebt, also werden Sie solches auch durch göttliche Gnade und Beistand bis zu dem gewünschten Ende hinausführen und der ganzen teutschen Nation mit Ihrem unsterblichen Ruhme, Ihrem hohen Prädicate nach, dermaleinst einen allgemeinen Frieden im Lande stiften. Ew. L. wollen mich in Dero Gnade und Favor erhalten und sich beständiglich versichern, daß ich in allen Occasionen werde sein und verbleiben“ usw.

Man sieht, wie der officielle Charakter des Schreibens ein besonderes Colorit erhält durch die Subjectivität des Verfassers. Überbringer des Schreibens war der Graf Michna von Weizenhofen, ebenfalls wie der Bischof Anton ein Anhänger Wallensteins. In dem kaiserlichen Handschreiben,[1] welches den Grafen für eine besondere Angelegenheit accreditierte, finden sich die Worte: „Und wie ich zu Deroselben mein ganz gnädigstes Vertrauen gestellt, und mir Dero gegen mich und mein hochlöbliches Haus tragende treue Affection ganz wohl bekannt, als will ich nicht zweifeln, daß D. L. in dieser Particularsache Dero aufrichtigste Devotion erzeigen werden.“ — Wallenstein antwortete mit einem Handschreiben, und wiederum erfolgte[2] dann an ihn, am 17., die Sendung des Bischofs Anton von Wien.

[1] A. a. O. 205. [2] A. a. O. 210.

Der zwischen Eggenberg und Wallenstein vereinbarte Vertrag über das zweite Generalat ist bisher nicht aufgefunden worden. Man hat oft gemeint, einen annähernden Ersatz dafür in einer Aufstellung von Puncten zu haben, die sich in Khevenhillers Annalen verzeichnet finden.[1] Es fragt sich also, wie es sich damit verhalte.

Noch im selben Jahre 1632 ward ein Flugblatt[2] verbreitet: „Abdruck und Verzeichnis der Puncte und Artikel, auf welche usw. dem Herzog von Friedland das Generalat über die k. Armada erneuert. Anjetzo gemeinem Vaterlande teutscher Nation zum Spiegel und zur Warnung in Truck gegeben." Die zehn Artikel lauten wie folgt: „1. Solle er des Hauses Oesterreich und Spanien zugleich Generalissimus hinfüro sein und verbleiben, und 2. solchen Generalat in absolutissima forma haben. — 3. Der ungarische König Ferdinand III. soll, um das Königreich Böhmen vor Rebellion zu erhalten, persönlich in Prag residieren, und Don Balthasar mit 12,000 Mann zur Salvegarde in solchem Königreiche bis zu einem Generalfrieden verbleiben. — 4. J. K. M. sollen den Friedländer auf ein österreichisches Erbland zu seiner ordinari recompens versichern, und 5. von den eingenommenen Ländern das höchste Regal im Reiche als ein extraordinari recompens geben. — 6. Die Confiscation im Reiche schlechthin, also daß weder der K. Hofrath und die Hofkammer, noch das Kammergericht zu Speier einigen Einspruch dazu haben sollen. — 7. Daß Friedland, wie in Confiscations-, also auch in Pardonsachen frei zu disponieren Macht habe, und wann auch schon Einem oder Anderem sicheres Geleit vom kaiserlichen Hof ertheilt, solche doch ohne des Friedländers Confirmation nicht gelten, auch nur guten Namen, Leib und Leben, aber nicht die Güter betreffen: der Realpardon aber soll allein bei dem Friedländer gesucht werden; denn der Kaiser zu gelind und ließe Jedermann am Hofe pardonnieren, wodurch die Mittel, die Obersten und Officiere zu contentieren, abgeschnitten würden. — 8. Wenn etwan einmal im Reich es zu einer Friedens-Tractation käme, dann der Friedländer wegen seines Privatinteresse, sonderlich ratione des Herzogthumes Mecklenburg, mit eingeschlossen würde. — 9. Sollen ihm alle Unkosten zur Continuation solches Krieges, wohin und wann er solche begehrt, geliefert werden. — 10. Dazu auch alle kaiserliche Erblande ihm und seiner Armada zu einer Retirade offen stehen."

[1] Khevenhiller XII, 13.

[2] In meinem Privatbesitze. Auch abgedruckt bei Schebek, die Capitulation Wallensteins usw. 11.

Die Fassung dieser Puncte beweist, daß sie nicht den Inhalt eines fertigen Vertrages angeben, sondern Vermuthungen dieses Inhalts, und zwar von gegnerischer Seite. Die Verfasser des Theatrum Europaeum fanden dies Flugblatt vor und nahmen es mit einigen Veränderungen auf, so nämlich, daß sie einige Sätze noch weiter ausführten, namentlich aber den gegnerischen Ursprung des Flugblattes verwischten, und geradezu die Puncte als diejenigen hinstellten, „so bei Conferierung des Generalates verfasset worden."

Die ersten Bände des großen Sammelwerkes des Theatrum lagen dem Grafen Khevenhiller bei der Abfassung seiner Annalen fertig vor. Er verfuhr wie oft da, wo ihm kein urkundliches Material zu Gebote stand: er nahm die zehn oder elf Puncte aus dem Theatrum Europaeum in seine Annalen wörtlich[2] hinüber, mit dem ihm eigenen Zusatze von Worten Eggenbergs an Wallenstein, daß, wenn dieser das Commando nicht vollkommentlich annehme, der Kaiser andere Mittel ergreifen werde. — Dagegen enthält der wirkliche schriftliche Verkehr zwischen dem Kaiser, Eggenberg, Wallenstein damals von irgend welcher Drohung keine Spur, sondern nur das Gegentheil.

Es ist möglich und wahrscheinlich, daß der eine oder der andere jener zehn Puncte nahe zum Ziele trifft: eine Bürgschaft dafür haben wir nicht. Am wenigsten darf der Name Khevenhillers als Autorität dafür geltend gemacht werden. Und damit verlieren zugleich die Ausführungen, die in neuerer Zeit auf Grund der Hypothese jener zehn Puncte als einer Vertragsurkunde aufgebaut sind, ihren festen Halt. Wir haben uns damit zu begnügen, daß wir den Vertrag nicht kennen.

Einigermaßen jedoch bietet für den Wortlaut des Vertrages einen Ersatz ein Bericht[3] des spanischen Gesandten Onnate aus dem nächsten Jahre. „Der Herzog von Friedland," meldet er, „spielt in Deutschland eine so große Rolle, daß es, damit Ew. M. völlige Kunde von dem Stande der Dinge hier erlangen, mir nothwendig scheint, Bericht zu erstatten über seine Macht und die Art, wie er sie ausübt. — — Ich habe bisher nicht die Zeit gefunden, die Bedingungen des Vertrages mit ihm auszuforschen; aber die Thatsachen zeigen, daß außer den Versprechungen für ihn persönlich, die ohne Zweifel sehr weit gehen, ihm

[1] Theatrum E. II, 597. [2] Khevenhiller XII, 13.

[3] Im Originale abgedruckt bei Gindely, Waldsteins Vertrag usw. 19. Vom 2. November 1633.

die Waffen mit voller absoluter Autorität für Krieg und Frieden anvertraut sind, sowohl in Betreff der Anzahl der Mannschaft und der Werbungen, als der Besetzung der vacanten Stellen, keine ausgenommen, ferner in Betreff der Confiscationen an den Rebellen sowohl im Reiche als in den Erbländern, so wie der Belohnungen aus denselben, für welche Personen, wie und wann es ihm gut scheint. Dazu hat er die Vollmacht, in allen Königreichen und Provinzen Musterplätze zu bestimmen, Contributionen aufzuerlegen, sie einzuheben, Quartiere auszutheilen, überhaupt dasjenige zu thun, was in Betreff des Ganzen ihm zweckmäßig erscheint, wie und wann und in welcher Gestalt. Von diesen Vollmachten, die zum Glücke beispiellos sind, macht der Herzog von Friedland einen so absoluten und unbeschränkten Gebrauch, daß er dem Kaiser nur wenige Male berichtet, und dann nicht mehr als ihm gut scheint. Diese Art zu regieren zieht ohne Zweifel dem Kaiser bei allen Fürsten Europas vielen Miscredit zu, so wie Haß bei seinen Vasallen, welche sich tyrannisieren lassen müssen von ihrem Mitunterthan. Und wie der Herzog, um seine Waffen aufrecht zu halten, große Beträge eintreiben muß, so verursacht ihm das, zugleich mit der Rauhheit seines Charakters, viele Feinde, und gibt manchen Anlaß wider ihn zu murren."

Nach der Darlegung Onnates hatte also Wallenstein von dem Kaiser das Zugeständnis erlangt, in den Erbländern Contributionen in ähnlicher Weise zu erheben, wie er es während seines ersten Generalates in den Reichsländern gethan, zur bleibenden Misstimmung aller Reichsstände nicht bloß wider Wallenstein, sondern auch wider den Kaiser. Es ist aber sehr fraglich, ob Wallenstein für die Contributionen, die er in den Erbländern ausschrieb, nach den Intentionen des Kaisers gemäß dem Vertrage von Göllersdorf die Befugnis hatte. Denn mit Nachdruck erinnert[1] der Kaiser den Wallenstein im nächsten Jahre, daß für das Königreich Böhmen die erneuerte Landesordnung und die Privilegien bestehen, und daß Contributionen nicht durch Imposition, sondern durch gewöhnliche Landesverwilligung zu erlangen seien.

Bei diesen Beschwerden von Böhmen kam noch ein anderer Punct zur Sprache, der ein Licht zurückwirft auf die Errichtung des Vertrages von Göllersdorf. Der Kaiser schreibt,[2] am 9. September 1633, „daß

[1] Der Kaiser an Wallenstein, 30. August 1633, bei Gindely, Waldsteins Vertrag usw. 21.

[2] A. a. O. 22.

ihm unablässige und ganz wehmüthige Klagen und Beschwerden zukommen, daß, was etwa die Herrschaft Krumau und andere fürstlich Eggenbergische Güter an der Contribution restieren oder was auf selbige Güter zu contribuieren komme, von anderen Inwohnern erzwungen werden wolle". Demgemäß „begehrt der Kaiser, Wallenstein wolle dahin bedacht sein, daß diese Ungleichheit und Particular-Befreiung aufs Beste abgestellt und derlei hoch beschwerliche Klagen weiter verhütet werden".

Bei der ersten Verhandlung, im Spätherbste des Jahres zuvor, hatte Eggenberg die Worte gebraucht: er werde sich bemühen dem Kaiser zu dienen und dem Wallenstein nicht zu undienen. Er war also nun den Schritt weiter gegangen, bei der Schlußverhandlung auch seinem eigenen Interesse nicht zu undienen. Das gegenseitige Verhalten ruft die Erinnerung wach an das Wort, das Wallenstein einige Jahre zuvor gesprochen: „Eggenberg ist der beste Freund, den ich auf dieser Welt habe."

Dagegen liegt keine Spur vor und ist auch nicht anzunehmen, daß Eggenberg oder irgend ein anderer Anhänger Wallensteins am kaiserlichen Hofe eine Kenntnis oder auch nur eine Ahnung von seinen Versuchen bei dem Schwedenkönige gehabt hätte. Fassen wir bei dem Beginne des definitiven Generalates diese Versuche im Überblicke nochmals kurz zusammen.

Das Angebot Wallensteins im October des Jahres zuvor durch den Grafen Thurn hatte Gustav Adolf abgelehnt. Darauf hatte Wallenstein sich zu seinen Vertrauten verlauten lassen: dann müsse es auf andere Weise gehen. Auf seinen geheimen Betrieb waren die Kursachsen in Böhmen eingefallen und hatten Prag genommen. Die Furcht vor dieser wachsenden Gefahr steigerte den Wunsch des Kaisers zu dem Entschlusse, Wallenstein wieder zu nehmen. Dieser spielte den Nichtwilligen, wo er der Willigste war. Abermals ließ Wallenstein an den Schwedenkönig die Kunde bringen, daß nicht gegen diesen seine Waffen gerichtet sein würden, daß vielmehr seine Absicht gehe auf Rache an dem Kaiser. Der Schwedenkönig gab keine Antwort: er wartete ab. Wallenstein fuhr fort in seiner Simulation des Widerstrebens gegen sein ersehntes Ziel, die definitive Annahme des Oberbefehls, bis es ihm gelang, für diese Annahme die Bewilligung von Bedingungen auszupressen, wie niemals sie ein Unterthan seinem Kriegsherrn gestellt hat. Er war Feldherr mit fast unbeschränkter Machtvollkommenheit.

Und doch blieb ein großer Unterschied zwischen dem Plane vom October 1631 und den Entwürfen, die er in seiner neuen Stellung vom April 1632 an ausdenken mochte oder konnte. Im October zuvor wollte er wider den Kaiser ein Heer anführen, das einem anderen Könige vereidet war. Die Sache lag nun anders. Welche Gewalt immer über das Heer der Kaiser dem Generale einräumte: der Kriegesherr blieb er, der Kaiser. So viele Züge Wallenstein mit dem einstigen Söldnerhauptmann Ernst Mansfeld gemein hatte: so blieb doch der Unterschied, daß Wallenstein nicht, wie einst Mansfeld, sagen konnte: seine Soldaten hätten nur ihm und der Fahne geschworen. Weil dies bei Mansfeld sich in der That so verhielt, so durfte er es wagen, wie im Sommer 1622 geschah, sich mit seinem Heere nach vier verschiedenen Seiten zugleich anzubieten. Ein solches oder ähnliches Verfahren war für Wallenstein unmöglich. Obwohl zusammen geworben durch ihn als das Haupt der Werbung war die Armee nicht in der Art wie einst diejenige Mansfelds an die Person gebunden: sie war nicht eine Wallensteinische, sondern die kaiserliche Armee. Die Soldaten derselben, hoch und nieder, leisteten ihren Eid der Treue dem Kaiser.

Der Kaiser hinwieder sprach dem Wallenstein, wie wir vernommen, sein volles Vertrauen aus. Er hoffte von Wallenstein die Rettung aus seiner bedrängten Lage. Aber man wird die Sache nicht so fassen dürfen, daß die Einwilligung in die Bedingungen Wallensteins ein Ausdruck des Vertrauens war, sondern weil der Kaiser das Vertrauen hatte, so gab er um der Nothlage willen, auf das Zureden Eggenbergs und der anderen Anhänger Wallensteins, den Forderungen nach. Daß namentlich das Zurückweisen des Königs Ferdinand III. den Vater wie den Sohn tief schmerzlich berühren mußte, bedarf nicht des Beweises.

Wiederum aber war es die unvermeidliche Consequenz der Einwilligung in die Forderungen Wallensteins, daß, wenn die Leistungen den Erwartungen nicht entsprachen, die Saat des Mistrauens aufkeimen mußte.

Nach der definitiven Übernahme des Oberbefehles war es die erste Pflicht Wallensteins, das vom Kaiser am 10. März gegebene Wort der Hülfe für den Kurfürsten Maximilian von Bayern einzulösen. Dies um so mehr, weil Wallenstein dieselbe Zusage der Sendung von 5000 Mann Cavallerie an Maximilian wie an Tilly sich zu eigen gemacht hatte.

Auf die verschiedenen Zuschriften des Kurfürsten Maximilian im

Anfange April hatte Wallenstein die Antwort verschoben. Von Göllersdorf aus schrieb[1] er am 13. April: „Ewr. Lbd. Schreiben vom 5. d. habe ich zurecht empfangen und daraus verstanden, was Sie mir wegen des Zuges des Königs von Schweden berichtet. Nun hätte auch alsobald die gehörige Antwort darauf erfolgen sollen, wenn ich nicht darum so lange zurückgehalten, bis ich mich mit des Herzogs von Krumau Lbd. unterredet. Weil aber Dieselben gleich jetzo bei mir eingelangt, und neben Behändigung des von Ewr. Lbd. an mich gerichteten, auf Dero Abgesandten und Rath Wolf Dietrich Herrn von Törring zum Stein, lautenden Schreibens mich berichtet, was bei Ihrer K. M. Ew. Lbd. bereits durch denselben anbringen und suchen lassen: Als habe ich, ungeachtet Ewr. Lbd. Abgesandter noch bei mir nicht angekommen, länger nicht innehalten, sondern in Antwort Dieselben nur dieses versichern wollen, daß bei der je mehr und mehr vorbrechenden Feindesgefahr Sie gewis nicht hülflos gelassen, sondern zu Dero so hochnöthigen Defension und Conservation Ihro Land und Leute nach und nach mit so vielem Volke, als nur immer menschenmöglich sein wird, wirklichst und förderlichst succurriert werden sollen, dessen Ew. Lbd. sich ungezweifelt versehen und mich zu Dero beharrlichen Affection nochmals empfohlen halten wollen."

Das Schreiben thut der bestimmten Zusage der Sendung von 5000 Mann Cavallerie, nach welchen Tilly und Maximilian täglich sehnlichst ausschaueten, keine Erwähnung. Als dies Schreiben vom 13. bei Maximilian am Lech oder an der Donau eintraf, befanden sich dort die Dinge bereits in unheilvoller Wendung.

13. Tilly und Gustav Adolf, vom Lech bis Ingolstadt, im April 1632.

Nachdem der Schwedenkönig durch die Einnahme von Donauwörth den Paß über die Donau erlangt, meldete[2] Aldringen an Wallenstein, am 9. April, aus Rain am Lech: „Man hat sich resolviert, sich mit der Armee hier und am Lechstrom zu befestigen und des Feindes Vorhaben zu beobachten, weil auch für gewis berichtet worden, daß der Feind sein Intent auf Augsburg gesetzt haben soll. Es sind noch sechs Compagnien Pferde dahin geschickt. Die Bürgerschaft daselbst ist ganz kleinmüthig. Die vornehmsten Katholiken laufen davon. Diejenigen, welche bleiben,

[1] Dudik 414. [2] A. a. O. 418.

begehren nicht sich gegen den Feind zu wehren. Deswegen war der Kurfürst geneigt, alle Truppen von dort abzuführen. Tilly jedoch hat vor wenigen Stunden durch Courier abgerathen. Denn, wenn dem Feinde die Stadt Augsburg in Händen bliebe, würde er auch des Lechstromes mächtig sein und folgerecht ganz Bayern in seiner Gewalt haben, auch von dort aus in Oesterreich, so wie in Tirol oder zurück gegen Elsaß gehen können. Zur Verhütung dessen will man noch heute mit allem Volke nach Thierhaupten vorrücken und die Ankunft des Kurfürsten dort erwarten. Alle Sachen befinden sich dieser Orten in großer Confusion. Das kurbayerische Landvolk, auf welches man sich so viel verlassen, verläuft sich. Also daß, wenn Ihro kf. Durchlaucht nicht bald mit einem ergiebigen Succurs geholfen oder aber der Feind anderswo divertiert würde, ich nicht absehe, wie der anstoßenden Gefahr zu begegnen."

Zugleich entsandte[1] Tilly selber den Obersten Mohr vom Wald direct an den Kaiser. Das Creditiv für denselben schließt mit den Worten: „Ew. K. M. wollen Ihre auf den Beinen habende Armada der erforderlichen höchsten und unvermeidlichen Nothdurft halber ohne allen weiteren und verderblichen Verzug und Anstand movieren und in wirklichen Anzug bringen lassen."

Maximilian traf im Lager bei Thierhaupten ein. Am 12. schrieb[2] er von da abermals an Wallenstein: „Da der Feind mit großer Kriegesmacht von allen Seiten täglich andringt, und ich stündlich nichts Anderes zu erwarten habe als daß er in mein zumal offenes Land einbricht, und da wir ihm gegenüber nicht bastant sind: so ersuche ich Ew. Lbd. nochmals ganz freundlich. Sie wollen, meinem besonderen, zu Ihnen habenden Vertrauen und Ihrem löblichen Eifer nach, über den vorher bewilligten und verordneten Succurs der 5000 Pferde, noch mit allereheftem, weil summum periculum in mora, und Ihrer K. M. und dem ganzen gemeinen Wesen so merklich, ja das ganze Heil und die Conservation daran gelegen, die meiste Macht eilfertig gegen diesen Feind wenden, damit hiernächst Ew. Lbd. nicht allein das kaiserliche, sondern auch der Liga Volk, wohin Sie es von nöthen haben, desto freier verwenden können." — Die Worte enthalten ein Zugeständnis von ungemeiner Tragweite: Maximilian will, im Falle der Hülfeleistung Wallensteins, diesem auch das Obercommando seiner Truppen übergeben.

[1] Abgedruckt bei Villermont, Tilly II, 442.

[2] Dudik, Nachlese usw. 210.

Die Schweden standen am linken Ufer des Lechstromes. „Das ganze Bisthum Augsburg, meldet[1] ein Bericht vom 4/14. aus dem Hauptquartiere, „diesseit des Wassers, auch der Donaustrom von Ulm bis unter Donauwörth, zwölf Meilen lang, nebst vornehmen Städten und Pässen, als Stadt und Schloß Günzburg, Lauingen, Höchstädt, Dillingen, Gundelfingen, Elchingen usw. sind occupiert, darin großer Vorrath, sonderlich an Korn und anderem Getreide, aber wenig Wein gefunden: so alles inventiert worden, soll zu der königlichen Armee Nutzen gebraucht werden. Unsere Soldaten machen stattliche Beuten, können aber dieselbe nicht verpartieren. Ein Pferd gilt vier Reichsthaler, ein Ochs von drei Centnern drei Rthlr., eine Kuh einen Gulden, ein Schwein ein Kopfstück, Hühner und Gänse umsonst" usw. — „Der Feind hat sich zu Rain, zwei Stunden von hier verschanzt, die Brücke abgeworfen, den Lech an jener Seite bis gen Augsburg besetzt. Der König läßt Tag und Nacht an einer neuen Brücke arbeiten. — Aus Ölsnitz (in Kursachsen) wird avisiert, daß der Oberst Holk dem Tilly 5000 Mann folgen läßt." — Das Gerücht hatte keinen Grund; aber die Meinung war demnach auch bei den Schweden.

Nach dem Eintreffen des Kurfürsten Maximilian im Hauptquartiere war, mit besonderer Rücksicht auf den zu erwartenden Succurs der Wallensteiner, der Beschluß gefaßt, sich einstweilen nur defensiv zu verhalten.[2] Am 5/15. trachtete Gustav Adolf die neugeschlagene Brücke über den reißenden Lechstrom zu vollenden. Während des Kanonenfeuers von beiden Seiten verfaßte der Kurfürst seinen Bericht an Wallenstein. Zwei Tage später wiederholt[3] er denselben übersichtlich aus Ingolstadt. Nachdem der Kurfürst in diesem Berichte zuerst den Hergang der Tage bis zum 15. gemeldet und hervorgehoben, daß er gehandelt gemäß dem Rathe Wallensteins vom 1. April, sich defensiv zu verhalten, bis der versprochene Succurs herankommen könne, fährt er fort wie folgt. „Nun soll aber Ewr. Lbd. ich hiermit zu berichten nicht unterlassen, daß sich der Feind vorgestern den 15. dieses mit aller seiner Macht von Donauwörth moviert und mit äußerstem Fleiße bemüht, oberhalb Rain eine Brücke über den Lech zu schlagen. Und weil er die Finsternis der

[1] Arkiv I, 780.

[2] Bericht Maximilians an Wallenstein, 15. April, bei Dudik 421.

[3] A. a. O. 423. Gegen den Bericht des in erster Linie betheiligten Hauptzeugen kommen die Abweichungen Anderer nicht in Betracht.

vergangenen Nacht und einen am Morgen eingefallenen sehr dicken Nebel zum Vortheil gehabt, hat er mit Aufwerfung einer Schanze und Plantierung der Stücke nicht allein diejenigen, die an der Brücke gearbeitet, ziemlicher Maßen bedeckt, sondern auch, ohne daß es ihm verwehrt werden können, einen guten Theil an der Brücke fertig gemacht. Darüber es dann beiderseits zu starker Scharmützierung und Stellung der Stücke gekommen, und der Feind dadurch an der Verfertigung seines vorhabenden Werkes ab-, und bis in die Nacht jenseit des Lech zurückgehalten worden."

„Es ist aber unter währender solcher Action anfangs der kaiserliche FZM. von Aldringen mit einem Falconet an den Kopf, und bald hernach auch der Graf von Tilly mit einem Doppelhaken durch den rechten Schenkel oberhalb des Knies und zumal gar das Gebein entzwei geschossen worden, also daß sie beide von der Action hinweg geführt werden müssen. Und demnach sich so viel befunden, daß dem Feinde das Übersetzen bei so, gegen ihn zu rechnen, wenigem Volke, nicht zu verwehren, und eine Schlacht,[1] ohne Risico der ganzen Armada, wie auch ohne Ihrer K. M. und des ganzen R. Reiches und der katholischen Religion unwiederbringlichen Schaden, allen erwogenen Umständen nach, nicht hätte geschehen können: Als habe ich nach vorgangener reifer Consultation mit den kaiserlichen und des katholischen Bundes vornehmsten Kriegsofficieren für das sicherste und rathsamste gehalten, die Armada auf das Beste wie möglich nach Neuburg und dann ferner nach Ingolstadt zurückzuziehen. Inmaßen gestern mit guter Ordnung und ohne Verlust einigen Mannes geschehen."

Nach diesem Berichte Maximilians hat am 15., außer der Kanonade, ein eigentliches Treffen nicht statt gefunden. Mittelbar wird dies bestätigt durch ein Schreiben[2] Gustav Adolfs, vom 20/30. April, an den Kurfürsten von Brandenburg: „Wir haben den Paß über den Lech in conspectu der ganzen Tillyschen Armee mit Gewalt erhalten."

In der Schrift, die über das Verhalten Wallensteins in den Jahren 1632 und 1633, Maximilian im December 1633 dem Kaiser einsandte, findet sich die Angelegenheit des Rückzuges vom 15. April noch bestimmter angegeben. Dort heißt[3] es: „Der Retirade halber ist die Frage vor-

[1] Im Original: Der Schlag.

[2] G. Droysen, Schriftstücke usw. 158. Der Kupferstich im Th. Eur. II, 635, so wie entsprechende Beschreibungen sind demnach irrig.

[3] Bei Aretin, Bayern usw. Urkunden zum 3. und 4. A. S. 337.

gefallen, ob solche gegen München und den Isarstrom oder an der Donau hinab zu nehmen. Bei dem ersten Weg sind diese Motive vorgekommen, daß, wenn man Augsburg wohl besetze und bei München Stellung nehme, auch hierzu alles Landvolk stoße, so noch an dem Innstrome gelegen, dadurch der Feind mit göttlicher Hülfe könne aufgehalten, und zugleich diese vornehme Orte als Augsburg und München manuteniert werden. So müsse der Feind vielleicht auch Bedenken tragen, sich weit herein ins Land, oder an der Donau hinab zu begeben, weil er alsdann diese bei München liegende Armada auf der einen Seite, den Herzog von Friedland aber aus Böhmen her auf der anderen Seite, also zu besorgen habe, daß er, der Feind, in die Mitte komme und eingeschlossen werde. — Nichtsdestoweniger aber, weil der Herzog von Friedland einen starken Succurs so für gewis vertröstet und gleichsam versichert, daß derselbe längstens inner acht Tage an der Donau anlangen werde, haben J. Kf. D. die Retirade die Donau hinab vorgenommen und dadurch Augsburg und Dero Residenzstadt München, sammt einem guten Theil Bayerns in den Stich gegeben, allein darum, daß sie von dem vertrösteten Succurs nicht abgeschnitten werden, sondern sich mit demselben conjungieren und alsdann mit dem Feinde schlagen könnten. Dazu haben auch J. Kf. Dt. aus getreuem für das bonum publicum tragendem Eifer stark consideriert und apprehendiert, daß des Herzogs von Friedland Volk noch nicht beisammen, sondern distrahiert gewesen, und also der Feind demselben, da er mit seiner gewöhnlichen Furie und Resolution darauf zuginge, und J. Kf. Dt. nicht auf die Conjunction mit dem friedländischen Volke Acht gebe, leichtlich Schaden zufügen könnte. — Dies sind die Ursachen gewesen, daß J. Kfst. Dt. sich mit der Armada an der Donau hinab nach Ingolstadt retiriert."

Demgemäß fährt der Bericht Maximilians, vom 17. April, an Wallenstein fort mit den Worten: „In Ingolstadt wollen wir nicht allein den Rest der verordneten 5000 Pferde, sondern auch die Conjunction des weiteren Succurses erwarten, damit man alsdann dem Feinde genugsam gewachsen sein und ihn mit weniger Gefahr angreifen und wieder zurücktreiben möge. Wiewohl ich nun die Maturierung dieses weiteren versprochenen Succurses sowohl bei J. K. M. als bei Ewr. Lbd. vorher ganz inständig sollicitieren lassen — weil jedoch seitdem durch des Feindes Übergang über den Lech nunmehr sedes belli, und das in meinem vorigen Schreiben sorgfältig angedeutete Unheil meine Lande wirklich

ergriffen, und derowegen selbige vor dem gänzlichen Ruin und der feindlichen Vergewaltigung zu erretten, und dem Feinde seinen Vor- und Durchbruch gar in die kaiserlichen Erblande zu verwehren, summum periculum in mora ist: Als werde ich gedrungen Ew. Lbd. nochmals ganz freundlich zu ersuchen, daß Sie an gehörigen Orten die nothwendige Fürsorge treffen wollen, auf daß mit eilfertiger Beförderung und Heraufschickung dieses weiteren Succurses keine Zeit verloren, und, gleichwie der Feind dieser Orten seine meiste Macht zusammen geführt, also ihm auch mit den meisten Kräften begegnet, er desto leichter zurückgetrieben und hernach die ferneren Progresse und Ewr. Lbd. anderwärtige Impresen desto besser facilitiert werden mögen. Inmaßen ich des Vorhabens und resolviert bin, sobald nur dieser zu erwartende Succurs anlangt, alsdann nicht zu feiern, sondern mit der Hülfe Gottes solchergestalt zu verfahren, wie es Ihrer K. M. und des gemeinen Wesens Nothdurft, auch meiner Lande Defension erfordern, auch die Occasion und Beschaffenheit des Feindes an die Hand geben und zulassen wird."

Der erste Bericht Maximilians, vom 15., über den Beschluß des Rückzuges vom Lech nach Ingolstadt, traf so zeitig in Znaim bei Wallenstein ein, daß er bereits am 20. an Tilly die Condolenz entsandte,[1] daß dieser Unfall ihn in der Seele betrübe. Am selben Tage unterzeichnete[2] der todeswunde Tilly in Ingolstadt die Bitte, daß Wallenstein in dieser höchsten Noth bei Tag und bei Nacht die Hülfe beschleunige, damit der Feind durch eine Schlacht zurückgeworfen werden könne. Das Vertrauen dieser Führung setzt Tilly auf Gallas. — Der Tag ist noch nicht zu Ende, als Tilly durch Aldringen eine andere Nachricht von Wallenstein erhält. Danach hatte Wallenstein am 16. April von Znaim aus an Aldringen gemeldet, daß er in Person mit der lang ersehnten Hülfe sich dahin wenden wolle. Tilly, hocherfreut, läßt ein abermaliges Schreiben[3] an Wallenstein verfassen. Er rühmt dessen hochlobwürdigen Eifer. Er zweifelt nicht, sagt er, Wallenstein „werde zur Vermehrung Dero unsterblichen Namens und Nachruhmes das Äußerste anwenden und des Marsches halber keine Zeit verabsäumen lassen".

Allein es ist sehr die Frage, ob das Schreiben Wallensteins, vom 16., an Aldringen wirklich das enthalten habe, was dieser daraus gelesen und darauf an Tilly hatte berichten lassen. Denn am 15., einem Donnerstage, meldet[4] Wallenstein aus Znaim an Maradas in Böhmen:

[1] Dudik 422. [2] Villermont, Tilly II, 443. [3] A. a. O. 444. [4] Dudik 451.

„Wir geben dem Herrn hiermit zu vernehmen, daß wir entschlossen, mit Anfang künftiger Woche von hier aufzubrechen und zu Ende dieses Monates zum Tabor anzulangen. Derowegen der Herr die gehörige Anstellung zu machen anbefehlen wolle, daß nicht allein wir, sondern auch unser Hofstaat alldort logiert werden könne." — Der Aufbruch verzog sich. Am Dienstag, dem 20., meldet[1] Wallenstein dem Kaiser, daß „ich entschlossen bin, künftigen Freitag von hier aufzubrechen und mich zu der Armada zu begeben".

Auf diese Meldung schickte[2] der Kaiser, am 21., an Wallenstein die letzten dringenden Berichte Maximilians, mit dem Bemerken, daß sie erst vor anderthalb Stunden bei ihm eingegangen. „Damit Sie," schreibt der Kaiser, „erheischender Nothdurft nach, solche Anstellungen zu thun wissen, wie es des gemeinen Wesens Wohlfahrt erfordert, und mein ganzes Vertrauen nach Gott und seiner gebenedeieten Mutter in D. Lbd. gestellt ist." — Wallenstein schickte[3] am nächsten Tage, dem 22., den bei ihm anwesenden KR. Questenberg zurück an den Kaiser. Die Aufträge desselben betrafen „die Conservierung der Armada". Von einer Einwirkung jener Worte des Kaisers auf die Dispositionen Wallensteins, die bis dahin nicht die Einlösung des Versprechens der Hülfe für Bayern bezweckten, liegt nichts vor.

Maximilian schloß seinen Bericht vom 17. mit einer Darlegung von Einzelheiten, wie sehr der Schwede durch seine Emissäre sich um die Stadt Augsburg bemühe. „Jedoch," fügt er hinzu, „bin ich entschlossen, wenn Ewr. Lbd. genugsamer Succurs ankommt, die Stadt zu entsetzen. Es steht also der Erfolg zu erwarten." Der Succurs kam nicht, und Gustav Adolf verfolgte also ungehindert seinen Weg.

Am 7/17. ging der Marsch der Schweden an beiden Ufern des Lech stromaufwärts auf Augsburg zu.[4] Am 9/19. nahm der König sein Quartier in Lechhausen, und ließ oberhalb und unterhalb je eine Brücke schlagen. Die bayerische Besatzung der Stadt bestand aus 18 Fähnlein zu Fuß und 2 Compagnien Reiter. Gustav Adolf mochte sich besondere Hoffnung machen, von der Stadt als Befreier begrüßt zu werden, weil ja doch das Widerstreben der protestantischen Bürgerschaft gegen das jus reformandi, welches der Kaiser dem Fürstbischof zugesprochen, seit Jahren

[1] Dudik 452. [2] A. a. O. 471. [3] A. a. O. 473.

[4] Theatrum E. II, 636. Der Bericht liegt auch den schwedischen Erzählungen zu Grunde.

reichskundig war. Der König ließ durch einen Trompter der Stadt seine Verwunderung aussprechen, daß sie seine offenbaren Feinde aufgenommen. Er habe darauf zwar genugsame Ursache ihnen nach Verdienst abzulohnen. Indem er aber seiner angeborenen Clemenz sich erinnere, lasse er ihnen entbieten, aufs eheste und alsobald die Besatzung auszuschaffen.

Die Forderung fand keine Willigkeit.[1] Pfleger, Bürgermeister und Rath antworteten dem Schweden, schmerzlich vernommen zu haben, daß sie mit Einnahme der Garnison den König beleidigt haben sollten. Sie bezeugten vor Gott, daß ihnen keine Kriegsverfassung wider den König in den Sinn gekommen. Was geschehen, das sei aus Pflicht und Schuldigkeit für den Kaiser geschehen. Wäre der König mit der Einlegung einer Besatzung zuvor gekommen, so würden sie keinen Widerstand geleistet haben. Aber die Ausschaffung der Besatzung stehe nicht in ihrer Macht. Sie ersuchen den König, dem Commandanten einen leidlichen Accord anzubieten.

Wir sehen, daß, wie durchweg die deutschen Städte beim Herannahen des Schweden, auch Augsburg nur dahin trachtet, mit möglichst geringem Schaden abzukommen.

Aber Pfleger, Rath und Bürgermeister waren katholisch. Der Schwede erneuerte seine Forderung. Die Besatzung, ließ er melden, sei nicht stark genug, einer so mächtigen Bürgerschaft von innen und dem siegreichen Heere von außen zu widerstehen. — Der Rath legte die Mahnung der protestantischen Bürgerschaft vor. Sie erkannte an, daß der Rath in dem Gehorsame für den kaiserlichen Befehl correct gehandelt und daß es nicht in seiner Macht stehe, die Besatzung auszuschaffen. Diese aber werde nicht weichen wollen ohne sichere Bedingungen. Komme es dagegen zur Gewalt, so würden die Evangelischen als die Mehrheit der Bürger unverschuldet das Meiste zu leiden haben. Sie baten daher, der König wolle solche Bedingungen gewähren, die den Commandanten Bredow zum Abzuge ohne Schaden der Stadt bewegen würden.

Aber auch Bredow wollte es nicht auf einen solchen Kampf ankommen lassen. Er selber zuerst schickte Geiseln an den König, um zu unterhandeln. Der Vertrag kam zu Stande ohne Mitwirkung der Stadt. Am Abende des 10/20. zog die Besatzung von Augsburg frei aus nach Ingolstadt zu, und eine schwedische wieder in Augsburg ein. Zum

[1] Meiern III, 110. Die Facti species des Rathes.

Commandanten der Stadt und General des schwäbischen Kreises ernannte der König den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, bekannt aus dem Verlaufe der böhmischen Rebellion, eine derjenigen Persönlichkeiten, die, wie die Brüder von Weimar, gegen den Kaiser rebellierten, wenn ihnen die Hoffnung des Nehmens winkte, um Verzeihung baten, wenn diese entschwand, und wieder rebellierten, wenn eine neue Hoffnung aufging. — Am nächsten Tage forderte der König den katholischen Rath und den Ausschuß der evangelischen Bürgerschaft nach Lechhausen, und ordnete mit ihnen die Angelegenheiten der Stadt, so daß alle obrigkeitlichen Stellen mit Nicht-Katholiken besetzt wurden.

Bei dem Ausbleiben von Nachrichten von Oxenstierna war Gustav Adolf einige Tage hindurch unschlüssig,[1] ob er sogleich den Marsch auf Ingolstadt fortsetzen solle. Er zog vor zunächst sich in Augsburg huldigen zu lassen.

Um Mittag des 14/24. April geschah der Einzug des Schwedenkönigs, wie in Nürnberg, so auch hier mit zahlreichem Gefolge deutscher Fürsten.[2] Der Ritt ging, ohne anzuhalten, nach der St. Annenkirche. Dort bestieg der Hofprediger Fabricius die Kanzel. Er erging sich scharf gegen die, wie er sagte, „jesuitischen Mordhummeln und Blutegel",[3] besonders gegen „einen ihrer vornehmsten Rädelsführer", P. Becan. Es begegnete dabei dem Hofprediger das Unglück, die Meinung des P. Becan anders aufzufassen als der Wortlaut gestattete.[4] — Der schwedische Historiker setzt jedoch hinzu: „Solche Worte (des Hofpredigers Fabricius) kamen aus Gustav Adolfs Herzen." — Die Predigt[5] „hat bei hohen und niederen Standespersonen eine solche Freude und Frohlocken verursacht, daß auch vor Freuden viele Thränen darüber vergossen wurden."

Darauf ging der Zug nach dem Weinmarkt[6] Auf demselben sah man „die hohen Officiere usw., den neu eingesetzten evangelischen Rath, da denn auf dem Platze einige Regimenter Fußvolk in Ordnung gestanden, auch die ganze Bürgerschaft." — „J. K. M. standen oben in einem ausgehobenen Fenster des Hauses Marquard Fuggers. Sie haben erstlich zu der Bürgerschaft mit entblößtem Haupte eine Oration gethan, hernach durch den Secretarius Philipp Sadler den Eid ablesen lassen, des Inhalts: der K. Majestät und Dero Krone Schweden getreu zu

[1] Arkiv I, 591. Schreiben an Oxenstierna, vom 13/23. April.
[2] Theatrum E. II, 637. [3] Geijer III, 210.
[4] Vgl. das Citat aus Becan, in der ersten Ausgabe II, 483 n. XCII.
[5] Theatrum E. II, 638 a. [6] A. a. O.

verbleiben, Dero Nutzen und Bestes zu befördern, deren Schaden und Nachtheil aber zu hindern, in Summa alles zu thun, was Unterthanen ihrem natürlichen Herrn und rechtmäßiger Obrigkeit zu thun schuldig seien, so wahr ihnen Gott helfe an Seele und Leib."

Demnach wurden von der Bürgerschaft der bisher freien Reichsstadt Augsburg an Devotion für den fremden Eroberer auch sogar die Patricier von Nürnberg überboten. Zur Erklärung folgt in dem schwedischen Berichte der Satz[1]: „Den Tag vorher haben J. M. durch Georg Friedrich von Hohenlohe der Bürgerschaft den Eid vorhalten und dabei andeuten lassen, daß, wer solchen Eid zu leisten Bedenken trüge, sich anmelden solle. Aber es hat sich Niemand nichts dawider vernehmen lassen, sondern sowohl die Katholischen wie die Evangelischen haben den Eid wie vorgedacht, geleistet."

So die schwedischen Berichte aus dem Jahre 1632. Anders der Rath von Augsburg in späterer Zeit. Der Rath von 1635, katholisch, sagte bei dem Prager Frieden aus[2]: „Die hochbetrübte und nunmehr an den leidigen Armuthstab gebrachte Stadt Augsburg ist 1632 von der dahin gelegten starken Besatzung ohne Defension gelassen und von derselben in des Feindes Hand gegeben, auch unter dem schwedischen Joch drei ganze Jahre lang miserabiliter tractiert worden." — Der nichtkatholische Rath der Stadt von 1646 nimmt die vorstehenden Worte auf, und setzt hinzu[3]: „Solche pura und absoluta, von dem Commandanten, ohne der evangelischen Bürgerschaft Verschulden obermeldete Traditio, hat stracks verursacht, daß der König in Schweden der Stadt leges pro arbitrio vorgeschrieben, der gesammten Bürgerschaft beider Religionen, wie auch dem in der Stadt Schutz begriffenen Gotteshause zu St. Ulrich und Afra, Benedictiner Ordens daselbst, das überschwere Homagium, kraft dessen sie haben schwören müssen, dem Könige und der Krone Schweden getreu, hold, gehorsam und gewärtig zu sein, Dero Bestes zu fördern, Schaden aber zu warnen und äußerster Möglichkeit nach abzuwenden, auch das zu thun und zu lassen, was getreuen Unterthanen ihren natürlichen Herren zu thun und zu leisten obliegt — über alles von der Stadt beschehene Bitten und Anerinnern endlich überbunden" usw.

Daraus ergibt sich, daß die Worte der Bürger von Augsburg, vom 14/24. April 1632 auf dem Weinmarkte, nicht ihrem Willen

[1] A. a. O. [2] Meiern III, 111. Species facti des Rathes von Augsburg.
[3] A. a. O.

entsprachen, sondern lediglich demjenigen des fremden Königs, der jedoch seinen Nachdruck hatte an den schwedischen, nicht bloß zur Decoration ringsum aufgestellten Regimentern.

Seinen weiteren Plan zeichnet der Schwedenkönig dem Kanzler Oxenstierna mit den Worten[1]: „Wir gedenken nach der Versicherung der Stadt Neuburg, darin wir noch zur Zeit nicht mehr als fünf Compagnien Reiter haben, mit der Armee in Eil vor Ingolstadt zu rücken, uns allda zu verschanzen, die Donau beiderseits zu fassen, und dem Feind also den Paß über die Donau zu nehmen. Wenn dies geschehen, wollen wir vollends die Donau hinunter arbeiten, die Stadt Regensburg in unsere Devotion bringen, und also die Donau von oben herunter bis nach Regensburg, damit dem Feinde alle Überkunft abgestrickt und er gänzlich von Bayern abgeschnitten werde, zuschließen, und also ganz Bayern unter uns bringen oder zum wenigsten verderben. Das ist für dies Mal unsere Intention, die der Allerhöchste gnädigst segnen und felicitieren wolle."

Auf die Nachricht der Bedrohung Augsburgs entsandte[2] Maximilian, am 20. April, den Grafen Fugger an Wallenstein. Da Gallas in Pilsen erst Befehle erwartet, bittet Maximilian um Beschleunigung. „Ich glaube wohl," läßt Maximilian weiter sagen, „daß der Schwede durch Kursachsen diesen höchst nöthigen Succurs zu divertieren vermeint. Ew. Lbd. werden aber hochvernünftig erwägen, wenn er den Donaustrom abschneidet, wie er, weil Herr des Feldes, thun kann, was dann das Königreich Böhmen sammt den anderen Erbländern zu gewarten, und daß wir einander dann nicht zu succurrieren vermögen, hingegen, wenn der Feind dieses Ortes repoussiert, das Übrige sich von selbst ergeben wird." Maximilian dringt auf Befehle für Gallas in Pilsen.

Dann jedoch traf ein Schreiben Wallensteins, vom 16., ein, welches der Kurfürst so auffaßte,[3] daß Wallenstein die Armee bei Pilsen sammeln lasse, um dann selber sie ins Reich zu führen. „Also will ich," schreibt er am 22., „Ew. Lbd. mit großem Verlangen erwarten, und, weil Sie für gut befunden, daß ich Ihrer in einem sicheren Posten harre, so habe ich alles Volk nächst dieser Festung quartieren lassen." — „Der Feind," fährt er fort, „haust ärger als der Türke mit Brennen und

[1] Arkiv I, 591. [2] Dudik, Nachlese 221.

[3] Dudik 428. Das Schreiben W.s liegt nicht vor.

Niederhauen sowohl von Weibern als Kindern von fünf oder sechs Jahren, so er bisher in anderen Ländern nicht gethan, daraus wohl zu spüren, wie er gegen mich gesinnt. — Habe also das steife Vertrauen zu Ewr. Lbd., Sie werden nach aller Möglichkeit diese Conjunction beider Armaden Ihnen recommandiert und angelegen sein lassen."

Als von Wallenstein oder dem Anzuge des versprochenen Succurses keine weitere Meldung kam, richtete der todeswunde Tilly, am 23. April, abermals an Wallenstein eine dringende Mahnung. „Weil also," schreibt[1] er, „die Gefahr täglich je länger, je mehr überhand nehmen und sich häufen thut, und es an dem steht, daß sie nicht größer und heftiger sein könnte, daher, im Falle der Succurs nicht zum eilfertigsten erfolgen sollte, das H. R. Reich in kurzem in gänzliche Desolation und Ruin gestürzt werden muß: Als wollen Ew. F. Gn. abermals ganz hochfleißig ersucht und gebeten sein: Sie geruhen Ihro belieben zu lassen, den Succurs so viel immer menschenmöglich zu befördern und davon sich durch nichts irren oder abhalten zu lassen. Befehle Sie damit göttlicher Obacht zu allem beliebigen hohen Wohlstande."

Am nächsten Tage erneuerte auch Maximilian seine Mahnung an Wallenstein, in so bestimmter Weise als hätte er in der Seele des Schweden gelesen. „Sein Intent," schreibt[2] Maximilian, „ist auf Regensburg gerichtet." Die Stadt will über die 1500 Mann Kreistruppen kein Volk einnehmen. Sie hat Correspondenz mit dem Feinde. „Ew. Lbd. werden ermessen, was J. K. M. an diesem Hauptpaß gelegen, der die Donau absperren würde." — „Will man dem Feinde diesen großen Vortheil nicht einräumen, so erfordert die höchste Nothdurft, daß der Succurs eilfertig befördert werde; denn sonst dürfte auch die Conjunction beider Armeen schwerer werden."

Auch Gallas in Pilsen richtete, bei den wiederholten Mahnungen des Kurfürsten, am 20. an Wallenstein die Frage, wie er sich zu verhalten. Wallenstein antwortet,[3] am 22., aus Tabor. Nachdem der Schwede Augsburg genommen, sei seine Absicht wahrscheinlich auf Regensburg gerichtet. Wenn dies, so sei es Wallensteins Ansicht, daß auch der Kurfürst Maximilian am linken Donauufer her nach Regensburg gehe, um die Besatzung zu verstärken. Dann werde dem Schweden die Lust auf Passau und Oberösterreich vergehen, besonders, wenn er merke, daß

[1] Dudik 430. [2] A. a. O. 431. [3] A. a. O. 224.

man auch hier nicht feiere. — Des Bayerlandes oder einer Hülfe für Maximilian gedenkt Wallenstein in diesem Schreiben nicht.

Wallenstein war darauf bedacht, Passau zu schützen. Bereits am 20. April meldete[1] er dem Administrator Schwendi dort seine Absicht, einige Truppen dahin zu legen. Schwendi berichtete[2] darauf dem Kaiser, daß die Stadt Passau, von allen Seiten mit Bergen umgeben, von Natur zur Defension wenig geeignet sei. „Man muß dem Feinde bei guter Zeit begegnen, bevor er dieses Revier betritt." — Am 30. April gebot[3] Wallenstein dem Grafen Colloredo, zwei Compagnien ohne Zeitverlust nach Passau zu legen. — Am selben Tage meldet[4] Wallenstein dem Kaiser, daß, nachdem der Schwede sich auch der Stadt Augsburg bemächtigt, es „deswegen, auf daß er nicht weiter und gar in Ewr. K. M. Erbland Oesterreich vorbreche, zum höchsten von nöthen sei, daß man der Orten desselben feindlichen Attentaten begegne und sich in gebührender Verfassung halten möge." — „Wenn aber unter anderen und vornehmlich die unumgängliche Nothdurft erfordert, daß das kaiserliche Volk, so gegen den Feind dorthin geführt werden muß, den nothwendigen Unterhalt haben und, wegen Mangels desselben, nicht in Ruin gerathen möge": so ersucht Wallenstein den Kaiser, „die ernstliche Verfügung zu thun, damit Getreide den Donaustrom hinan, gegen Linz, Passau, Straubing, Regensburg, unverlängt geschafft werde; denn sonsten man sich mit dem Volke eher dahin nicht wird begeben können." — Von einer Hülfe für Bayern, von der am 10. März gegebenen kaiserlichen Zusage der Sendung von 5000 Mann, von der eigenen Zusicherung, die Wallenstein, wenn auch in allgemeinen Ausdrücken, noch am 13. April von Göllersdorf aus erneuert hatte, enthält das Schreiben Wallensteins an den Kaiser nichts. So am 30. April.

Unterdessen stand bereits der Schwede vor Ingolstadt. Am 18/28. April erblickte man von den Wällen der Stadt aus die schwedischen Fahnen.[5] In der folgenden Nacht gebot der König einen heftigen Sturm. Er ward abgeschlagen mit beträchtlichem Verluste der Schweden. Sofort jedoch stieg auf bayerischer Seite ein Verdacht empor. Es erschien auffallend, daß der Schwedenkönig so bald nach seiner Ankunft in der Nacht einen Sturm hatte unternehmen dürfen. Das Auffallende ward gesteigert

[1] Dudik, Nachlese 232. [2] A. a. O. 230.
[3] Dudik 434. [4] A. a. O. 435.
[5] Adlzreitter 263. Auch für das Folgende, namentlich 265.

durch die Berichte der Soldaten, daß die Schweden herangekommen seien mit großer Zuversicht, daß sie den Vertheidigern zugerufen: also sei es die Übereinkunft. Der aufsteigende Verdacht blieb haften an dem Obersten Fahrensbach. Es lag vor, daß dieser am Tage zuvor seinen Diener in auffälliger Weise hinaus geschickt, wo es diesem schwer fallen würde dem Feinde zu entrinnen. Es lag ferner vor, daß Fahrensbach freiwillig mit einem gewissen Ungestüme für sich die Vertheidung eines ausgesetzten Punctes gefordert. Man erinnerte sich ferner an sein wiederholtes Überlaufen in den schwedischen Dienst und zurück. Der Kurfürst ließ ihn verhaften. Das Kriegsgericht sprach ihn schuldig. Jedoch erst im folgenden Jahre endete er zu Regensburg durch Henkers Hand.

Der Miserfolg des Schweden vor Ingolstadt erschien dem französischen Residenten bei dem Kurfürsten, St. Etienne, als eine günstige Gelegenheit, die Verhandlung über die Neutralität für Bayern wieder in Anregung zu bringen. Es liegt von bayerischer Seite keine Nachricht vor, wie sich Maximilian zu dem Schritte des St. Etienne verhalten habe: nach der Angabe eines Kundigen[1] von französischer Seite handelte St. Etienne lediglich aus sich. Gustav Adolf gewährte die erbetene Audienz,[2] so jedoch daß sein Gefolge von deutschen Reichsfürsten ihn umstand. Dazu war St. Etienne in dem Nachtheile, daß er, weil nicht bei dem Schweden accreditiert, nicht als Vertreter Ludwigs XIII., sondern als französischer Privatmann vor Gustav Adolf stand. Um so freier konnte der König sich gehen lassen.

Auf den Vorschlag eines Vertrages, der dem Kurfürsten Maximilian die Neutralität gewähren würde, antwortete Gustav Adolf: „Ich glaube nicht, daß dies des Bayern Rath und wahrhafte Meinung sei: denn die aufgefangenen, bei mir eingelangten Schriftstücke geben ein Anderes und zwar das Gegentheil zu erkennen, indem der Kaiser dem Bayerfürsten, den ich noch meine Lebtage nicht einen Kurfürsten genannt, Vertröstung gethan, innerhalb weniger Zeit 50,000 Mann zu Hülfe zu schicken. Mir ist das lieb, weil dadurch Bayern desto eher ruiniert wird." — Darauf St. Etienne: „Ew. M. würden durch die Neutralität für den Bayerfürsten meinem Könige einen großen Gefallen

[1] Siri, memorie recondite VII, 465.

[2] Über diese Audienz gibt es verschiedene Berichte; jedoch sind die Abweichungen nicht sehr erheblich. Ich folge demjenigen des Balthasar Neu an Oxenstierna, im Arkiv II, 430, setze jedoch die indirecte Rede in die directe um.

erweisen." — Gustav Adolf: „Der Bayerfürst hat vor kurz verwichener Zeit im Stifte Bamberg mich feindlich angegriffen und dadurch Ursache gegeben, daß ich meine Reputation retten und mich gegen ihn wiederum wehren muß." — St. Etinne: „Der Bayerfürst hat für sich um einen solchen Angriff nicht gewußt, ihn auch dem Tilly nicht befohlen, sondern Jemand aus Bamberg hat darum sollicitiert." — Der König: „Ich sehe wohl, Ihr seid gekommen, mich mit Worten zu betrügen und unwahre Dinge vorzubringen. Denn der Bayerfürst hat seinen Landesausschuß dazu verordnet gehabt. Wenn der Tilly wider Befehl gehandelt: warum läßt der Bayerfürst ihn nicht aufhängen? — Aber der Bayer trägt eine doppelte Casake, die ist bald blau, bald roth, und darauf das burgundische Kreuz in weiß und roth. Er wird mich nicht mehr betrügen, dieweil ich sein Gemüth erkannt." — St. Etienne schwieg darauf nicht, sondern versuchte zu widerlegen, in einer Weise, die allzu vertraulich erschien. Gustav Adolf fiel ihm in die Rede, mit den Worten: „Je vous pardonne votre ignorance. Ihr sollt aber wissen, daß ich und Euer König in besserer Correspondenz mit einander stehen als Ihr vermeint. So seid Ihr an mich nicht gesandt, habt auch kein Creditiv aufzuweisen: darum solltet Ihr billig mit mehr Respect zu mir reden." — St. Etienne bat um Verzeihung und ersuchte: der König möge dem Bayerfürsten Bedingungen vorschreiben. Gustav Adolf antwortete: „Der Bayerfürst soll die Armee abschaffen und die Waffen niederlegen: dann will ich ihm leges vorschreiben." — Als St. Etienne darauf sein Ersuchen in allgemeiner Form wiederholte, antwortete der König abermals: „Ich sehe, daß Ihr gekommen seid mich zu betrügen. Deshalb stelle ich diese endliche Bedingungen: Bayern soll die Armee ganz cassieren, nicht jedoch sie dem Kaiser übergeben, sondern schwören lassen, in drei Jahren nicht wider mich zu dienen: alsdann will ich auf Ehrenwort ihm und seinem Land kein Leid mehr zufügen. Wenn ihm aber das nicht zusagt, soll er mir den Paß durch Ingolstadt frei lassen, damit ich meine Feinde verfolgen kann, denen er aber keinen Vorschub mehr thun darf — soll er weiter alles was er meinen Bundesgenossen genommen, wieder abtreten und restituieren, auch alles andere Volk in seinem Lande abdanken." — St. Etienne entgegnete: der Kurfürst als kaiserlicher und ligistischer General könne wohl sich darein fügen sein Volk abzudanken: das Andere aber stehe nicht in seiner Willkür. Der König, heftig erregt, ließ sich darauf abermals vernehmen: „Ich sehe wohl, daß Ihr mit solchen Unterscheidungen mich betrügen wollt. Wenn Bayern nicht morgen accordiert,

sondern auf des Friedländers Ankunft und Hülfe wartet, so werde ich alsdann anfangen in Bayern sengen und brennen, plündern und morden zu lassen." — St. Etienne sagte nochmals, sein König, der mit Bayern in guter Correspondenz, würde die Neutralität mit demselben gar gern sehen. Der König versetzte: „Ich habe durch den Gesandten Baron Charnacé dem Könige von Frankreich meine Intention kund gemacht, bin auch von dem Könige stark assecuriert. Aber selbst wenn auch Frankreich dem Bayer 40,000 Mann zuschickte, so kann ich es geschehen lassen: es gilt mir gleich, gegen welche Nation ich fechte. Käme es dazu, so wäre noch der Türke mein guter Freund." — Auf den Einwand St. Etiennes, daß doch der Türke der abgesagte Erzfeind der Christenheit, gab Gustav Adolf zur Antwort: „Wenn der Türke mit mir Freundschaft hält, so habe ich nicht Ursache sein Feind zu sein. Denn des Türken und der Papisten Abgötterei sind mir eine wie die andere. Will aber der Türk mein Freund nicht sein, so kann ich mit ihm eben so wohl Krieg führen wie mit einem Anderen. Denn ich weiß, daß der Allerhöchste mir beisteht, wie ich das bei Leipzig erfahren, wo ich meine Revanche bekommen, halte auch dafür, daß die Maulschelle, die ich den Kaiserlichen damals gegeben, des Castorhutes, den man mir in Preußen abgenommen, gar wohl werth und derselbe damit gut bezahlt sei."

Der Versuch des St. Etienne schlug nicht zum Vortheile der französischen Politik aus. Denn Gustav Adolf ließ dem Gesandten Brezé in Mainz melden[1]: er nehme nicht an, daß St. Etienne von dem Könige ermächtigt gewesen sei, in solcher Weise zu ihm zu reden.

Am Vormittag des 20/30. April trachtete[2] Gustav Adolf eine Schanze an der Donau zu recognoscieren. Eine Stückkugel aus der Schanze traf das weiße Pferd, welches er ritt, neben seiner Ferse und zerriß es. Der König, selber unbeschädigt, raffte sich aus Blut und Staub empor. Kurz nachher riß eine Kugel dem jungen Markgrafen Christoph von Baden-Durlach im Gefolge des Königs den Kopf weg. Nach der Rückkehr ins Lager berief Gustav Adolf die Häupter des Heeres, so wie sein deutsches fürstliches Gefolge um sich und redete zu ihnen wie folgt: „Der Tod des Markgrafen von Durlach, welcher ein Herr von vielen Tugenden war und deswegen höchlich zu beklagen ist, und diese rauchende Kugeln erinnern mich meiner Sterblichkeit, daß ich den gleichen

---

[1] Richelieu VII 44. [2] Theatrum E. II, 640.

Zufällen unterworfen bin, wie der ärmste Soldat in meiner Armada. Denn dies ist der alte Bund und das Gesetz der Natur, von dem mich weder meine hohe Geburt, noch die Krone, noch meine Victorien befreien können. Derowegen muß ich mich in den Willen und die Vorsehung Gottes ergeben, welcher, wenn er mich schon von der Welt wegnimmt, darum die gerechte Sache, die ich verfechte, nämlich Teutschland in seine alte Freiheit zu setzen, nicht verlassen wird. Er kann wohl einen Anderen verständiger, herzhafter, streitbarer denn ich, erwecken, der diesem Kriege zum guten Ende helfen wird. Mir ist unverborgen, daß mein glücklicher Succeß viele Neidharten erweckt, die sagen möchten und die Einfältigen überreden wollen: ich suchte nichts Anderes denn Andere zu plündern und mich zu bereichern. Aber ich will die spoliierten Fürsten selbst, die ich wieder in ihren Stand eingesetzt, zu Zeugen nehmen, ferner meine Creditores zu Frankfurt und anderswo, von denen ich große Summen Geldes entlehnt, endlich die so manchen Gefahren, denen ich mich freiwillig ausgesetzt: ob ich mein Königreich und was mir sonsten lieb ist, in einer anderen Intention verlassen, als dem Hause Österreich zu widerstehen und den lieben und sicheren Frieden wieder zu bringen." – „Allhier," heißt es weiter in dem Berichte, „erhub sich ein Geschrei unter den Umstehenden, welche dem Könige in die Rede fielen, und ihn zum Theile mit Thränen baten, daß er seiner inskünftig besser wahrnehmen und sie gleich wie bisher führen und commandieren wolle: sie aber wollten ihm treu verbleiben und hinfüro ihr Bestes nach Vermögen thun."

Während der Schwedenkönig, geschreckt durch die Mahnung der einschlagenden Stückkugel, ein Selbstzeugnis von sich gab, das dennoch weniger den Thatsachen als den Wünschen der Genossen seiner Beute entsprach, nahte unsern von da, in Ingolstadt selber, die Erfüllung der Mahnung heran für den besseren Mann. Es war dem alten Tilly vergönnt, in Sicherheit vor dem Schweden zu sterben.

In dem Hause des Rechtsgelehrten Arnold Rathe zu Ingolstadt war das Krankenlager des Feldherrn.[1] In den ersten Tagen war noch Hoffnung.[2] Nach der Ankunft in Ingolstadt erbat sich Tilly den Hofbarbier aus Ansbach.[3] Das Schreiben wurde von dem schwedischen

[1] Adlzreitter 264. Auch für das Folgende, wo nicht eine andere Quelle genannt wird.

[2] Dudik 422 n. 1. Maximilian an Wallenstein, 17. April.

[3] Arkiv II, 429.

Obersten Sperreuter aufgefangen und dem Könige eingeschickt. Gustav Adolf gewährte; jedoch scheint der Arzt erst etwa am 17/27. sich auf den Weg gemacht zu haben. Die Hoffnung war im Schwinden; jedoch nur die leibliche Kraft war gebrochen. Wir haben seiner Zeit, vom 20. und vom 23. April, die letzten eindringlichen Mahnungen an Wallenstein zur Hülfe vernommen. Noch am 25. protestierte Tilly in einem Schreiben[1] an den Schweden Gustav Horn nachdrücklich gegen eine schwedische Verletzung des Völkerrechtes. Es ist von Tillys Hand die letzte Unterschrift, von der wir Kunde haben. Doch noch immer forderte der Feldherr Bericht von allem, auch von den kleinsten Dingen, namentlich in der Nacht, als der Schwede stürmen ließ. Kein Wort, kein Zeichen verrieth den Schmerz, den er nach dem Zeugnisse der Kundigen leiden mußte, und die letzten Tage des alten Helden spiegelten seine ganze Laufbahn wieder. Er konnte zurückblicken in Frieden und Ruhe. Kein verdienter Fluch, keine Thräne belastete sein Gewissen. Was menschliche Kraft nach Maßgabe der Umstände zur Linderung der unsäglichen Noth der Zeit vermochte, das hatte er geleistet. Die lange Laufbahn seiner Siege war abgebrochen durch das größere Glück des Schwedenkönigs, durch alle die Umstände, welche für diesen förderlich, für Tilly hinderlich waren. Vor Allem fällt ins Gewicht, daß in dem schweren Jahre 1631 Tilly nicht, wie der Schwedenkönig, seine Entschlüsse fassen durfte nach eigenem Ermessen, sondern gehemmt war durch die von einander abweichenden Meinungen verschiedener Oberen. Allein der Umschwung der Dinge hatte den welterfahrenen Greis nicht unvorbereitet getroffen. Er war nie übermüthig gewesen nach einem Siege: er hatte das Vertrauen nicht verloren im Unglücke. Der bündigste Ausdruck dessen war seine letzte Mahnung an Wallenstein. Wenn sein Kurfürst zu ihm kam, um in den letzten Stunden seinen treuen Diener noch einmal zu begrüßen, das letzte Wort des Trostes ihm zuzusprechen: so wandten sich die Gedanken beider auf den Schutz von Regensburg.

Über seine Besitzthümer hatte der alte Held schon im Jahre 1625, vor dem Beginne des dänischen Krieges, zu Hersfeld verfügt.[2] Seine Erben waren die Kinder seines älteren Bruders Jacob, namentlich Graf Werner von Tilly. Das Neue, das später hinzugekommen war, bestand in den Ansprüchen an einige Ämter von Calenberg, in Folge der kaiserlichen Schenkung von 400,000 Rthlrn. Es gelang später dem schwedischen

---

[1] Bei Villermont, Tilly II, 447. [2] Das Testament ebenda.

Einflusse[1] beim westfälischen Frieden, diese Schenkung zu nichte zu machen. Das andere Besitzthum Tillys war gering. Die Infantin Isabella hatte ihm nach dem Tage von Stadtlohn eine kostbare Halskette übersendet, reich mit Diamanten geziert. Tilly widmete sie nach Altötting. Die Stadt Hamburg hatte ihm einst unerwartet eintausend Rosenobel zugestellt. Tilly stiftete dafür eine tägliche Messe in Altötting. Andere Geschenke hatte er nie genommen. Doch wird erzählt, daß er sonst noch 60,000 Rthl. besessen, die er sterbend seinen noch übrigen Veteranen vermacht habe.[2]

Und dann war die Zeit gekommen. Beim Sinken der Sonne am 30. April fühlte der alte Feldherr seine Stunde nahen.[3] Er gebot seinem Beichtvater im letzten Kampfe ihm die Worte zuzurufen, mit welchen er in schweren Stunden oft sich aufgerichtet: Domine in te speravi: non confundar in aeternum. Er berief seinen Neffen Werner Tilly an sein Bett, reichte ihm die Rechte dar, und legte segnend sie ihm aufs Haupt. Herzu traten dann auch Tillys Vetter Witzleben, und der Baron Ruepp, der seit langen Jahren als General-Commissär des Heeres bis an die Nordsee und wieder an den Fuß der Alpen mit ihm umher gezogen war. Tilly empfahl ihm seine Dienerschaft. Die Schatten des Todes traten näher. Tillys Augen wandten sich seitwärts: ein Schrecken schien ihn zu durchzittern. Der Beichtvater erkannte es. Er hob das Crucifix empor und rief: Domine in te speravi: non confundar in aeternum. Noch einmal schlug bei diesen Worten der Sterbende die Augen auf, sein Blick suchte das Crucifix, ein Lächeln überflog seine Züge und seine Seele war entflohen.

Draußen stürmte der Schwede und seine Kugeln umheulten die Stätte des Friedens.

Es wird berichtet, daß Wallenstein auf die Todeskunde in langes Schweigen versunken, dann in die Worte[4] ausgebrochen sei: at hic quidem parem non habet! So entsprach es der Wahrheit.

Die Krieger Tillys feierten sein Gedächtnis in dem Heldenklang

---

[1] Meiern IV, 490, 585. Vgl. Schmauß 837.

[2] So der Soldat suédois 483. Adl. sagt es nicht.

[3] Adlzreitter 264. Hier seine Worte: Compertissima memoro.

[4] Tillius redivivus 73. Schreiber 553, ohne bestimmte Angabe einer Quelle, legt Maximilian diese Worte bei.

oder Klagelied,[1] gesungen dem weitberühmten Helden Herrn Johann Tillyo:

Hört zu, ihr Helden alle,
Das Lied ist euch gemacht,
Daß breit und weit erschalle:
Darum hab ichs erdacht.
Graf Tilly der kühne Helde
Und aller Ehren werth,
Zieht nimmer in das Felde,
Hat eingesteckt sein Schwert.

Kein Held ist nie gewesen
Viel hundert Jahren her,
Hab auch von keinem g'lesen,
Der Tillyo gleiche wär,
An Herz, an Glück, an Siegen —
Ihr Römer, schweiget still,
Ihr müßt da unten liegen,
Wenn mans vergleichen will.

Aber die Krieger aus Tillys Schule feiern nicht bloß seine Thaten, sondern den ganzen Mann.

Vielmehr sein Gemüth zu loben,
Dieß that er mit der Hand,
Er sah auf das, was oben,
Der Welt ist es bekannt,
Daß Tillyus verachtet
Reichthum und große Ehr.
Hätt er nach diesen trachtet:
Wer hätt derselben mehr?

Sie loben seine Keuschheit, seine Mäßigkeit, seine Frömmigkeit, seinen Gehorsam, seine Großmuth. Sie nennen ihn ihren Vater.

Derhalben er gestorben
So gottselig und wohl,
All Sacrament erworben,
Wie's ein Christ haben soll.
Sein Feind hat ihn bereuet,
Freund gingen ihm nicht ab.
Der solches Leben führet,
Den drückt nicht schwer das Grab.

Die Worte, daß auch der Feind den alten Helden beklagt, sind nicht unrichtig. Neben den zahlreichen Schmähgedichten, die nach der Schlacht von Breitenfeld den Namen Tillys zum Spotte zu machen suchten, findet sich in dem Gustav-Adolfs-Liede von 1633 bei dem Berichte über Ingolstadt die Strophe[2]:

In dieser Stadt hat g'endet
Tilly der alt Soldat.
Für d' Liga er ang'wendet
So viel er Kräfte hat:

---

[1] Das Lied vollständig in Hormayrs Taschenbuch für 1848 S. 49, und in Gödekes eilf Büchern deutscher Dichtung. I. S. 264 f.

[2] Maltzahn 24.

Am Feind ist auch zu loben
Die Tugend und Mannheit,
So durch manch g'fährlich Proben
Er zeiget die allzeit.

In den nächsten Tagen erneuerte der Schwedenkönig die Versuche auf Ingolstadt, vergeblich. Eine eigentliche Belagerung war schwer, wenn nicht unmöglich,[1] weil Ingolstadt am linken Ufer des Donaustromes lag, der Schwede auf dem rechten stand. Es handelte sich um Regensburg. Nach einem Kreisbeschlusse hatte die Stadt 1500 Mann bayerische Kreistruppen aufgenommen. Diese genügten nicht. Es gelang dem Kurfürsten,[2] durch seine Verbindungen in der Stadt, nicht mit gutem Willen aller Bürger, noch 2500 Mann einzubringen, am 27. April. Gustav Adolf dagegen entsendete den F.M. Horn am rechten Donauufer her. Dieser gelangte bis Neustadt, am 23. April/3. Mai.[3] Von dort aus berichtete er dem Könige die geringe Aussicht auf das Gelingen.

Unterdessen brach Maximilian selber mit der Mehrzahl des Heeres von Ingolstadt nach Regensburg auf. Dadurch eröffnete sich für Gustav Adolf die Aussicht, Ingolstadt mit Erfolg zu belagern; aber es überwog in ihm die Besorgnis,[4] daß in diesem Falle der Kurfürst Maximilian und Wallenstein sich vereinigen und mit gesammter Macht auf Donauwörth gehen würden. Darum ließ der Schwede die Stadt Ingolstadt lieber unangegriffen, als daß er seinen Gegnern eine solche Gelegenheit gäbe und unterdessen selber durch die Belagerung Zeit und Menschen verlöre. So die Erwägung des Schweden. — In der Wirklichkeit war das Scheitern der Absicht auf Ingolstadt der erste größere Miserfolg, den der Schwedenkönig persönlich auf deutschem Boden erlitt.

Am 24. April/4. Mai wandte der Schwede sich von der Donau ab zur Rechten gegen das unglückliche Bayerland. Wir haben von seinem Aufbruche aus Mainz an die wiederholten Hindeutungen auf ein besonderes Dessein gegen den Kurfürsten und dessen Land vernommen. Auch für den F.M. Horn lautete der Befehl[5]: im Falle der Feind bei Regensburg die Donau überschritte, das Land vor ihm zu ruinieren und den Weg schwer zu machen. Er selber, der König, wolle auf München.

---

[1] Arkiv I, 786. [2] Theatrum E. II, 641.
[3] Arkiv II, 428. [4] Arkiv I, 786.
[5] Arkiv II, 435.

14. Gustav Adolf und Johann Georg im Mai 1632.

Zunächst nahm Gustav Adolf von Ingolstadt aus seinen Weg auf Moosburg. Von da aus gab er dem Grafen Philipp Reinhard von Solms in Dresden Kunde seiner weiteren Absicht. Wir kennen diesen Solms bereits aus dem dänischen Kriege. Damals hatte er, auch nach den Niederlagen Christians IV., als dänischer Commandant in Wolfenbüttel, gegenüber dem Proteste des Herzogs Friedrich Ulrich und der braunschweigischen Landstände, festgehalten an der erlogenen Rede des Religionskrieges, und durch die Raubzüge der Besatzung von Wolfenbüttel aus unendlichen Jammer über das Land gebracht. Diesen Mann, ein williges und fähiges Werkzeug wie früher des Dänen, so nunmehr des Schweden, hatte Gustav Adolf schon beim Beginne seines Zuges vom Rheine aus ostwärts als Gesandten an den Kurfürsten Johann Georg geschickt, um diesem die Vortheile des Zuges darzustellen.[1] Darunter jedoch barg sich ein anderer Plan. Johann Georg war der einzige Reichsfürst, der, mit dem Schweden verbündet, doch auf eigenen Füßen stand und die absolute Kriegsdirection des Schweden nicht anerkannte. An diesem Plane jedoch, den der Schwede vom Beginne an, lange vor seinem Einbruche in das Reich, sich ausgedacht, hielt er fest. Wie die sämmtlichen Reichsfürsten innerhalb seines Machtbereiches, ob gezwungen wie die Herzöge von Pommern und von Mecklenburg, und der Kurfürst von Brandenburg, ob freiwillig wie der Landgraf von Hessen-Cassel und die Weimarer Herzöge — die absolute Kriegsdirection des Schweden anerkannten: so sollte es auch Johann Georg, der in dem Vertrage vom 1/11. September 1631 dieser schwedischen Forderung ausdrücklich ausgewichen war. Er stand in Allianz mit dem Schweden, hatte nicht sich ihm untergeordnet.

Dies aber wollte der Schwede. Er suchte in Dresden die Unterordnung, wenn auch zunächst nur zum Theile, thatsächlich zu erlangen durch den Grafen Solms. Indem der König, ließ Gustav Adolf durch Solms in Dresden sagen, durch seinen Marsch nach Osten und nach Bayern die größte Macht des Feindes auf sich ziehe, könne es, wenn dieselbe ihm zu schwer falle, geschehen, daß der Kurfürst sowohl im allgemeinen, wie auch in seinem eigenen besonderen Interesse, mit einem

[1] Chemnitz 329.

starken Antheile seiner Armee, secundieren möchte.[1] „Diese vom Kurfürsten zugeschickten Truppen müßten dann nothwendig unter dem absoluten Commando des Königs stehen und von ihm dependieren."

Die Voraussetzung jedoch, welche der Forderung zur Grundlage diente, erwies sich nicht als begründet, weil der Schwedenkönig nur erst das bayerisch-ligistische Heer sich gegenüber sah. Vielmehr legte Johann Georg durch Solms dem Könige den Wunsch einer schwedischen Hülfe nahe. Darauf entwickelte Gustav Adolf, von Moosburg aus, am 29. April/9. Mai, dem Grafen Solms die Sachlage und seine weiteren Absichten, wie folgt.[2] „Weil die Stadt Regensburg unseres Succurses nicht erwartet, sondern den Feind eingenommen, dieser auch mit der ganzen Armee dahin zur Hülfe marschiert: so haben wir unsere Resolution geändert und den Marsch nach München vorgenommen, den FM. (Horn) aber gegen Regensburg geschickt, (mit dem Befehle) alles Land, das zwischen der Donau und der Isar liegt, zu ruinieren. Wir hoffen hierdurch dem Feinde seine nervos, die er sonsten aus diesem Herzogthume hätte, zu entziehen, und, im Falle der Fürst von Wallenstein sich mit dem Herzoge von Bayern conjungiert, wie man sagt, daß es nunmehr im Werke sein soll, eine solche sedem belli allhier zu machen, daß wir mit göttlicher Hülfe seine Macht wohl aufhalten und in seinen eigenen Landen mit deren Totalruin werden consumieren können. Inmittels weil wir durch diesen Streich, da wir das Herz der katholischen Liga gefaßt, und ungezweifelt ihre meisten Kräfte, so wie des Hauses Österreich äußerste Macht auf uns ziehen, wird verhoffentlich des Kurfürsten von Sachsen Ebd. so viel mehr Gelegenheit haben, ihre (des Kurfürsten) Sachen in Böhmen herzustellen, und mit ihrer Armee, die dennoch den eingelangten Specificationen nach in 20,000 zu Fuß und 10,000 zu Roß stark sein soll, wo nicht zu avancieren, jedoch zum wenigsten sich solcher Gestalt in Defension zu halten, daß sie vor der ankommenden Wallensteinischen Armee, von der vielleicht mehr Geschrei als Wolle sein mag, in den erlangten Vortheilen subsistieren möge." — „Zudem sind nicht das Königreich Böhmen oder Schlesien das rechte Magazin, aus welchem dem Feinde seine Kräfte an Volk, Geld und Munition zuwachsen, sondern vielmehr diese Pfaffenländer und die reichen mächtigen Städte. Diese also muß man ihm abschneiden und zum Gesammtvortheile ziehen." —

[1] A. a. O. 330. [2] Irmer I, 165.

„Wir werden demnach in Gottes Namen fortfahren, obgemeldete unsere Intention solcher Maßen, wie am Tage liegt und wir dem Allerhöchsten zu danken haben, fortzusetzen, da wir uns nunmehr im Kerne des Bayerlandes befinden und unsere Sachen daselbst Gottlob in solchen Stand gebracht haben, daß wir nicht allein eine feste sedem belli bekommen, sondern uns nach allen Seiten wenden, und, wo es die Noth erfordert, wohl gar bis nach Wien gehen dürfen."

So am 9. Mai. In den nächsten Tagen kamen andere Berichte. Von einem Anzuge Wallensteins zur Hülfe für den Kurfürsten Maximilian ward nichts vernommen. Dagegen meldete Solms von geheimen Verhandlungen zwischen Wallenstein und dem kursächsischen FM. Arnim.

Diese Nachrichten waren begründet. Wallenstein, der gemäß dem Vertrage von Göllersdorf fortan den Krieg führte lediglich nach seinem Ermessen, zog es vor, anstatt die vom Kaiser und von ihm versprochene Hülfe für den Kurfürsten von Bayern zu leisten, sich ob in Güte oder mit Gewalt, gegen Johann Georg von Sachsen zu wenden. Er verlangte und erhielt,[1] am 19. April, von dem Kaiser Vollmacht zur Friedenshandlung. Seine Beziehungen mit dem kursächsischen FM. Arnim dauerten fort, vermittelt durch die Correspondenz des letzteren mit dem Wallensteinischen Obersten Sparre. Die Thatsache dieser Correspondenz blieb in Dresden nicht unbekannt. Dort befanden sich auch Graf Thurn und Wenzel von Ruppa, der erstere wiederholt in Correspondenz mit dem Schwedenkönige.[2] Unter den Widersachern Arnims stand voran der Oberst Hofkirchen, bisher kursächsischer Commandant von Prag. Er hatte einige der mit Sparre gewechselten Briefe aufgefangen und sie dem Grafen Solms in Dresden übermittelt.[3] Es fanden sich darin die Worte: „der Herzog von Friedland erfreue sich, daß an etlichen Orten der Übermuth gestraft und im Reiche Friede erstrebt werde. Er, der Oberst Sparre, danke Gott, daß es so weit gekommen, wolle gern den Übermuth mit strafen." Es war nicht schwer die Beziehung solcher und ähnlicher Worte aufzufinden. Dazu wußte man, daß Arnim einem Schreiben an Sparre die Nachschrift beigefügt: „Lieber Herr Oberst, ich bitte um Gottes willen, er schreibe mir solche Briefe nicht: sonsten wird er mich unverschuldet um Ehre, Leib und Leben bringen. Er schreibe mir aber, was ich dem Kurfürsten weisen könne." Diese Worte,

---

[1] Dudik 470. [2] Hildebrand 7, 11. [3] Chemnitz 331 b.

die dann Sparre im trunkenen Muthe dem Hofkirchen in Prag ausgeplaudert, enthielten das Eingeständnis Arnims, daß der Kurfürst nicht alles was vorgefallen, erfahren hatte. In der Hauptsache jedoch handelte Arnim mit Vorwissen und Zustimmung des Kurfürsten.

In den Augen der Schweden erschien es besonders gravierend für Arnim, daß er von Wallenstein Geld angenommen, wie es hieß 40,000 Rthlr., oder nach Anderen 60,000 Rthlr. Nach der Aussage Arnims waren dies Rückstände an ihn aus seiner früheren Stellung im kaiserlichen Dienste.

Die Berichte des Grafen Solms über diesen Stand der Dinge trafen den Schwedenkönig in Moosburg. Kurz zuvor, am 12. April, hatte Gustav Adolf dem Kurfürsten von Brandenburg kund thun lassen,[1] daß es weder nützlich noch nothwendig sei, die Friedensvorschläge des Landgrafen Georg noch in Betracht zu ziehen, „angemerkt daß beim Gegentheil der wenigste Eifer zum Frieden nicht" sei. Damit schien für ihn aller Friedenshandel abgeschnitten. Er hatte dann, wie wir vernommen, am 9. Mai an den Kurfürsten Johann Georg die Aufforderung gerichtet, mit ihm zusammen, unter seiner Direction, Maximilian und Wallenstein zu bekämpfen. Nun kamen ihm die Nachrichten, daß abermals von Kursachsen aus ein Friedensbestreben sich kund thue. Gustav Adolf beeilte sich, entgegen zu treten.

Von Moosburg aus schrieb[2] er, am 3/13. Mai, zunächst an den Kurfürsten Johann Georg ganz anders als vier Tage zuvor. „Ob wir zwar beständig berichtet worden, es auch gänzlich dafür gehalten, daß Wallenstein mit seiner Macht sich gegen uns wende, mit der Tilly'schen Armee conjungiere und also die ganze Forza auf uns im Anzuge sei: so bekommen wir doch dessen so wenig Confirmation, daß wir besorgen müssen, (daß) gedachter Wallenstein auf Ew. Lbd. gehe und die Gefahr auf Dieselben und Dero Land und Leute fallen möchte. Wie wir nun jederzeit dahin gezielt, die Last von Ewr. Lbd. abzuziehen und unsere Consilia so formiert haben, daß wir dieselbe bei uns aufhalten und consumieren möchten: also haben wir wiederum, allein Ewr. Lbd. zum Besten, eine Nothdurft erachtet unsere Consilia zu ändern. Haben uns zu dem Ende resolviert, aus unserer Armee 10,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter zu wählen, mit denselben den geraden Weg auf Nürnberg zu gehen und so Ewr. Lbd. zum Succurs zu kommen."

[1] Irmer I, 161. [2] Arkiv I, 603.

Demnach kleidet Gustav Adolf seine Absicht, den etwaigen Friedenshandel, dessen er vor Johann Georg nicht gedenkt, mit bewaffneter Hand zu durchkreuzen, ein in seine Sorge für die Sicherheit des Kurfürsten. — Zugleich schrieb er an seinen Gesandten Solms in Dresden zwei verschiedene Briefe. Der eine,[1] zum Vorzeigen bestimmt, ist zuerst wesentlich desselben Inhaltes mit demjenigen an den Kurfürsten. Gustav Adolf hofft in vierzehn Tagen bei Nürnberg einzutreffen. Es folgt jedoch der gewichtige Schluß: „Demnach wir nicht absehen mögen, daß bei dieser Conjunction etwas Fruchtbarliches könne verrichtet werden, es sei denn, daß bei uns das directorium belli bestehe, und wir über die Officiere, nachdem die gemeine Wohlfahrt es erheischet, die Disposition haben: so werdet Ihr dahin arbeiten, daß solches uns undisputierlich gelassen, und wir, ohne einiges Ansehen, das gemeine Beste allein in Acht nehmen mögen. Wir sehen aber vornehmlich gern, daß J. Lbd. sich in Person bei der Armee befinden und wir uns mit Deroselben vor Allem besprechen mögen." — Es wird also damit dem Kurfürsten direct die Forderung der Unterordnung angekündigt.

Der andere Brief[2] des Schwedenkönigs an Solms, nur für diesen selber bestimmt, redet offener. Er bezeichnet die Verhandlungen, die zwischen Wallenstein und Arnim vorgehen, als Untreue. „Zwar wissen wir J. Lbd. viel aufrichtiger, als daß solches mit ihrem Consens vorgehen sollte: wir zweifeln auch nicht, sie werden unverlängt Rath schaffen, solcher Untreue exemplarisch zu begegnen. Nachdem aber die subtilen Praktiken groß und die Zeit und Läufe wunderbar, müssen wir billig Sorge tragen und wach sein, damit dem gemeinen Wesen hierdurch kein Schade geschehe." Deshalb wolle er heranziehen, und Solms soll sich bemühen, daß der Kurfürst seine „Armee so lange conserviere, bis wir mit unserer Armee anlangen und Ihro Lbd. unter die Arme greifen." Zu diesem Zwecke soll also Solms den sächsischen Hof nicht verlassen. Weiter aber verschärft der Auftrag sich zu den Worten: „Insonderheit werdet Ihr uns die Kriegsofficiere zu gewinnen suchen, und sonderlich den Obersten Hoffkirchen, Taube und andere ohne das[3] wohl Affectionierte unserer königlichen Gnade versichern, dabei sie disponieren, daß wenn Kursachsen von Arnim, oder anderen ihrer Leute zum Accorde gezwungen, oder sonst die Armee den Kaiserlichen in die Hände gespielt, oder auch

[1] A. a. O. 604. [2] A. a. O. 606.

[3] A. a. O. 607. Dort der Wortlaut: „ohne das Unserer wohlaffectionierten königlichen Gnade versichern".

von Ihro Lbd. selbst abgedankt werden wollte, sie alsdann dem gemeinen evangelischen Wesen nicht entsein, sondern uns ihre Regimenter zuführen und als redliche Patrioten ihre Freiheit unter uns verfechten wollten."

Demnach versteigt sich der Auftrag des Schwedenkönigs an Solms zu der Aufforderung der Erregung von Meuterei unter den kursächsischen Officieren.

Bevor jedoch diese Briefe des Königs, vom 3/13. Mai, in Dresden eintrafen, hatten die Dinge dort bereits eine andere Wendung genommen. Auf das Andringen der Schweden und schwedisch Gesinnten hatte der Kurfürst seinen FM. Arnim zur Rechenschaft vorgeladen. Dieser vertheidigte sich erst mündlich, dann schriftlich, unter anderem mit den Worten wie folgt[1]: „Die elenden Fundamente, welche meine Widerwärtigen producieren, werden ihnen wohl nicht mehr an die Hand geben, als daß ich gern einen christlichen und beständigen Frieden befördert sehe. Dazu bekenne ich mich rundaus, und es bedarf dies keines Beweises; denn Ewr. K. D. habe ich es mündlich wie schriftlich zu undenklichen Malen selbst unterthänigst eröffnet, und ich bestehe darauf, daß, wenn der Krieg länger dauern wird, so geht das R. Reich zu Ruin, vielleicht wohl gar zu Grunde. Wer nun ein aufrichtiges, redliches Gemüth hat, dem muß das ja zu Herzen gehen, und wenn dann dasselbe solcher Sorgen voll ist: so müßte man ja nach dem lieben Frieden mit großer Begierde Verlangen tragen. Solches ist bei mir. Darum habe ich niemals eine Occasion, die ich nur bequem gefunden, aus Händen gehen lassen, sondern sowohl gegen Freunde als gegen Feinde den Frieden aufs höchste recommandiert. Wie sich diese Gelegenheit mit dem Obersten Sparre präsentiert, habe ich ihm nach Möglichkeit remonstriert, wie gar ein betrübter Krieg dies sei, wo wir Teutsche, nicht allein Glaubensgenossen, sondern ein Bruder den anderen, ja der Vater den Sohn, der Sohn den Vater oftmals erwürgt, und, wenn es am besten geriethe, so würde das liebe Teutschland ein Raub und Beute ausländischer Völker und erbärmliches Schauspiel der ganzen Welt werden. Darum hatte ich mich erfreut, wie ich gespürt, daß J. F. Gn. der Herr General sich um den Frieden vormals so fleißig angenommen, betrübe mich aber anjetzo, daß er nunmehr so gar stille davon, wollte wünschen, daß er das Glück hätte, Frieden und Ruhe wieder zu stiften. Ob nun diese christliche Erinnerung

[1] Helbig, Wallenstein und Arnim 10. Irmer I, 176.

wider die Kirche Gottes, wider des H. R. Reiches und Ewr. Kf. D., wie auch aller anderen evangelischen Stände Wohlfahrt oder für eine gefährliche Praktik zu achten, wodurch Ew. Kf. D. verrathen und verkauft, darüber mag jeder ehrliebende Mann judicieren."

Wie vorauszusehen, erschien die ganze Vertheidigung Arnims dem Kurfürsten und dessen Räthen völlig befriedigend. Johann Georg stellte[1] ihm unter eigener Unterschrift eine Ehrenerklärung aus: „des gnädigsten Vertrauens, er (Arnim) werde wie bishero also inskünftige in allem sich ferner dergestalt erweisen, wie für einen tapferen, treuen, aufrichtigen Feldmarschall, welcher es mit seinem Herrn getreulich meint, Ehre, Amt und Gewissen erfordert, auch geschworenen Pflichten nach sich gebührt."

Der Kurfürst ließ dem Gesandten Grafen Solms diese Erklärung zustellen. Damit waren die Anklagen desselben gegen Arnim zurückgewiesen.

Am selben Tage, dem 5/15. Mai, ließ der Kurfürst dem Gesandten Solms eine Antwort[2] auf dessen frühere Anträge für den Schwedenkönig übergeben. Das königliche Schreiben aus Moosburg vom 3/13. Mai war noch nicht eingegangen. Und dennoch liegt, wie in jenen drei Schreiben des Schweden vom 3/13. Mai, so in diesem des Kurfürsten vom 5/15. Mai, die Gesinnung des Einen wie des Anderen zu Tage.

In weitläufiger Rede erkennt zuerst der Kurfürst an, „daß in dem überaus hochwichtigen, schweren Pacificationswerke gar behutsam und mit großer Dexterität und Vorsichtigkeit zu verfahren" usw. — „Dennoch aber, und bei dem Allem, befinden Se. Kf. D. auch nicht, wie man die beharrlich vorgeschlagenen und noch treibenden Friedenstractaten so ganz und gar zurücksetzen und anstehen lassen sollte." Es folgen die Motive. „Se. Kf. Dt. sehen hierbei vor allen Dingen auf Gottes geoffenbarten Willen und heiliges Gebot, darin er mit diesen Worten befohlen: Das ist, das Ihr thun sollt: schafft Frieden in Eueren Thoren! — Ferner: Jagt dem Frieden nach! — Und dann, daß nimmermehr Gott besser gedient, noch die christliche Kirche mehr erbauet werden kann als zu Friedenszeiten, hingegen aber die göttliche Majestät höher und mehr nicht als im Kriege pflegt erzürnt zu werden. Hiernebenst ziehen auch Se. Kf. Durchlaucht tief zu Herzen den recht elenden zerrütteten Zustand des geliebten Vaterlandes teutscher Nation, dessen erbärmliche Verwüstung,

[1] Irmer I, 170. [2] A. a. O. 181.

und wie jämmerlich alles darin steht und zu Grund gerichtet wird. Imgleichen das Winseln, Seufzen und Schreien der Armen, welches, da man es nicht erhören sollte, endlich allerhand Unsegen erwecken dürfte. Se. Kf. D. betrachten weiter hierbei Dero tragendes kurfürstliches Amt, und was Ihro daher und wegen der theueren Pflicht, damit sie dem H. R. Reiche verbunden, oblieget, kraft deren sie nach Inhalt der goldenen Bulle mit Dero weisen Vorbetrachtung dem christlichen Volke tröstlich sein soll. Und es rufen nicht allein die Elenden und Bedrängten, wie gedacht, mit Thränen und Seufzen nach dem heilwerthigen Frieden, sondern viele ansehnliche protestierende Stände selbst sind dessen begierig und thun Se. Kfst. D. dazu ermahnen." — „Es besorgen auch Se. Kfst. D., daß, wenn die evangelischen und protestierenden Stände, sonderlich aber auch die thränende und wehklagende, bis auf den äußersten Grad verzehrte und ausgesogene Armuth erfahren sollte, daß man dieses Ortes, ungeachtet von der Gegenpartei öfters Frieden angeboten, nicht einmal Zeit und Ort solchen anzuhören belieben wollte — es möchte bei denselben allerhand Nachdenken und respectives herzliches Seufzen, so wenig Glück bringen möchte, verursachen."

Die Worte sind der Grundton der ganzen ausführlichen Schrift. Sie gewährt der Nachwelt für Johann Georg das Zeugnis, daß er aus sich die Herstellung des Friedens lebhaft wünschte, läßt jedoch zugleich auch erkennen, daß er nicht die Willenskraft besaß, den Wunsch zum Entschlusse zu gestalten, dem Reichsoberhaupte wieder beizutreten und im Vereine mit ihm den fremden Eroberer als den alleinigen Friedensstörer zu bezwingen.

Andererseits aber wollte auch Johann Georg sich nicht dem Schweden unterordnen. Zum Schlusse des Schreibens mahnt er den Gesandten: der König wolle des Rechtes eingedenk sein, welches der kursächsische Prinz August auf das Erzstift Magdeburg habe. Es konnte dabei dem Kurfürsten nicht unbekannt sein, daß der König noch im September des Jahres zuvor in Halle die Erbhuldigung erzwungen hatte. — Endlich übersandte Johann Georg dem Könige seine Ehrenerklärung für Arnim, mit der Zusage, daß er, der Kurfürst, „nichts vorgehen lassen werde, so Ihrer k. Würde zur Beschwerung gereichen möchte." Dies schloß in sich, daß der Kurfürst Beredungen solcher Art auch ferner gestatten werde.

Dann erst trafen jene Schreiben des Schwedenkönigs aus Moosburg, vom 3/13. Mai, in Dresden ein. Die Antwort des Kurfürsten

verzog sich. Er verlangte zuvor das Gutachten Arnims. Dieser antwortete[1]: „Von Herzen hätte ich wünschen mögen, daß Ew. Kf. D. meinen einfältigen Gedanken vor der Zeit Raum gegeben und selbst ein solches Corpus formiert hätten, daß Sie der Assistenz nicht benöthigt: so würde ohne Zweifel mit höherem Ruhm, auch mehrerem Nutzen auf Ewr. Kf. D. Seiten das Werk haben können geführt werden." Nun aber sei die Assistenz nicht auszuschlagen. „Rathsam wäre es auch nicht, daß des Directorii halber für dies Mal Schwierigkeiten gemacht würden, sondern, weil der König in seinem Schreiben an Ew. Kf. D. nichts davon erwähnen, könnte es mit Stillschweigen übergangen, dem Gesandten aber die Antwort gegeben werden, daß, weil der König die persönliche Anwesenheit Ewr. Kf. D. bei der Armee gut befindet, Ew. Kf. D. sich alsdann mit dem Könige wohl vergleichen wollen." Für sich selber bat Arnim, wenn er die Armee nach Eger geführt habe, um seine Entlassung.

Der Kurfürst oder seine Räthe waren bedenklicher als Arnim. Ihre Antwort auf das Erbieten des Schwedenkönigs zum Anmarsche verzog sich. Als sie endlich, am 14/24. Mai, dem Gesandten Solms übergeben wurde, erhob[2] dieser eine Reihe von Einwänden gegen die Fassung des Schreibens, welches nichts enthalte über den Weg, die Lebensmittel, den Ort der Begegnung. — Solms meldet[3] dem Kanzler Oxenstierna, daß er sich sehr bekümmert und betreten fühle, nicht bloß wegen Kursachsen, sondern „weil alle Ausländischen fast ihrer Kön. M. vom Frieden vorsingen, und befürchten, daß man zu groß werde".

Auf die Einwände des Grafen Solms gab[4] Johann Georg am nächsten Tage, dem 15/25. Mai, die Stadt Eger als das nächste Ziel des Marsches für den Schweden an, mit dem Bemerken jedoch, daß der Kreis Eger ganz ausgezehrt sei. Zum Schlusse folgte die Hauptsache: „Und nachdem in der zwischen der Kön. Würde und der Kurf. Durchlaucht getroffenen und verbrieften Allianz, wie es, wenn die beiden Armeen sich conjungieren, des Directorii halber zu halten, buchstäbliche Versehung geschehen, so wird sich derselben gemäß allerseits billig zu bezeigen sein, und wird bei J. Kön. Würde, gemäß der Zuversicht Sr. Kurf. Durchlaucht, der Herr Gesandte alles glimpflich und aufs beste zu referieren wissen." — Damit war die eigentliche Absicht des Schweden, den Kurfürsten von Sachsen und dessen bewaffnete Macht unter seine absolute

[1] Gaedeke 128. [2] Irmer I, 190. [3] A. a. O. 192. [4] Arkiv II, 466.

Kriegsdirection zu bringen, den Kurfürsten zum Diener seines Willens zu machen — von Johann Georg zurückgewiesen.

Nur wurde dabei der Kursachse sich über den tiefen inneren Gegensatz zwischen ihm und dem Schweden nicht klar. Der Gedanke, daß Gustav Adolf, so lange Athem in ihm, des Krieges nimmer satt sein würde, scheint in Johann Georg nicht aufgestiegen zu sein. Er führt dem Schweden für den Frieden seine Gründe vor, denen in der Seele des Schweden kein Widerhall entsprach. Und eben so beharrte er dabei, die Vorschläge Wallensteins wenigstens zu hören.

15. Wallenstein in Böhmen, im Mai 1632.

Mit dem Vorwissen des Kurfürsten begab sich Arnim zu einer Beredung mit Wallenstein. Über den Verlauf derselben meldet er aus Laun, am 12/22. Mai: „Gleich jetzt komme ich von dem Herrn General von Friedland zurück. Es scheint, daß der Oberst Sparre in seinem Berichte etwas zu liberal gewesen. Jedoch ist Ihrer F. Gn. Erklärung dahin gegangen, daß er Plenipotenz den Frieden zu tractieren und zu schließen in Händen. Er hat mir solche auch zu lesen gegeben. Er betheuert hoch, daß er dessen sehr begierig, vermeint auch, daß es auf solche Wege zu richten, daß alle diejenigen, die sich zur Friedenshandlung schicken wollen, bei Land und Leuten, Ehre und Hoheit, wie auch vollkommener Possession der geistlichen Güter, sowohl derer die vor als die nach dem Passauer Vertrage eingezogen, und Freiheit der Religion ungehindert gelassen, und daß dies alles auf das kräftigste versichert werde. Der Herr General urgiert auch hart, daß er gegen künftigen Dienstag wiederum Antwort haben könne, begehrt auch, daß Ew. Kfstl. D. an Brandenburg gleichfalls schreiben möchte."

„Indessen aber müsse er mit der Armee fortgehen und keinen Augenblick versäumen. Denn er wäre bei den Jesuiten in eben so großem Verdachte, wie ich bei den Schweden. Wer ihm hiervon gesagt, ist mir unwissend. Sein Marsch geht allem Ansehen nach zuförderst auf Prag. Wenn sich die Soldaten dort nicht besser halten als in Schlan, so dürfte es wohl eben so ablaufen. Der H. General stellt sich selbst gar unwillig darüber, daß die Soldaten so untreu gehandelt. Viele haben sich wollen unterhalten lassen. Seinem Berichte nach habe er sie aber nicht haben wollen, sondern mit Prügeln aus seinem Quartiere schlagen lassen. So

[1] Helbig, Wallenstein und Arnim 11.

lange ich ein Soldat gewesen, habe ich solchen großen Unwillen nie gesehen, als bei dieser Armee, sowohl den Officieren als den gemeinen Soldaten. Wo Gott mir nicht sonderbaren Beistand leistet, fürchte ich, daß ich um meine Ehre komme; denn der Feind ist noch einmal so stark, und auf die Wenigen, so noch vorhanden, hat man sich allerdings nicht zu verlassen".

Demnach wünschte Arnim das Eingehen des Kurfürsten auf die Vorschläge Wallensteins. Dieser selber drängte am nächsten Tage nach durch ein neues Schreiben[1] an Arnim. „Aus des Herrn Schreiben habe ich vernommen, was mir der Herr in Einem und Anderem berichten thut. Nun weiß der Herr selbst gar wohl, ob ich zum Frieden incliniert bin oder nicht, und ob zwar ich im Willen gehabt, einen anderen Zug vor die Hand zu nehmen, so lasse ich davon ab und wende mich morgen gegen Prag. Ich will auch verhoffen, daß ich bis Dienstag des Herrn Kurfürsten zu Sachsen Lbd. Erklärung werde wissen, und, wo es anders möglich, mit Dero selbsten mich zu unterreden. Denn ich versichere Sie bei dem Gott, den ich anbeten thue, daß ich ein hohes Verlangen trage, mit Deroselben zu sprechen und alles das, was zu dem allgemeinen Frieden im Reiche nothwendig ist, festzustellen, auch Deroselben meinem äußersten Vermögen nach angenehme Dienste zu leisten."

Die Vorschläge Wallensteins an Johann Georg erwähnten den Schwedenkönig nicht. Dagegen wurde eine Äußerung[2] von ihm umhergetragen, aus welcher die eventuelle Absicht hervorgehen würde, auch über den Kaiser sich hinauszusetzen. „Wofern sich der römische Kaiser zur Niederlegung der Waffen (gemäß dem Wunsche des Kurfürsten) nicht verstehen wolle, so werde er, Wallenstein, nicht allein laut der ihm von J. K. M. ertheilten Plenipotenz derselben treulich nachzukommen sich unterstehen, sondern auch als ein Reichsfürst den statum des Reiches wohl in Acht nehmen und in pristinum statum zu setzen sich befleißen. Dabei der Fürst von Wallenstein sich verlauten lassen: er wisse wohl, daß der Papst, wenn er erfahre, das kaiserliche Edict sei cassiert, den Kaiser ungesäumt in den Bann thun werde. Doch er, Wallenstein, wolle solches nicht ungerochen lassen, wenn er gleich den Papst von Rom vertreiben müßte."

---

[1] A. a. O. 11.

[2] Irmer I, 189. Aufzeichnung über ein Gespräch des O. Klitzing, mitgetheilt vom Grafen Thurn.

Wenn Wallenstein wirklich diese Äußerungen gethan, so liegt in ihnen der weitere Gedanke verborgen, daß er durch einen Sonderfrieden mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, und demnach als das Haupt des daraus erwachsenden Bundes dem Kaiser wie dem Schwedenkönige Bedingungen vorschreiben werde.

Wenn dies die Absicht Wallensteins war, so erwiesen sich die Voraussetzungen nicht begründet. „Wir müssen bekennen," schreibt[1] Georg Wilhelm von Brandenburg, „daß des Herzogs von Friedland vorgeschlagene Puncte beim ersten Ansehen einen ziemlichen Schein haben: nur macht uns bei diesem Werke in etwas ein Nachdenken, daß dabei der königlichen Würde in Schweden nicht gedacht wird, wo doch bekannt, welche starke Macht dieselbe auf den Beinen hat." Es folgen weitere Bedenken, namentlich daß die katholischen Reichsstände sich an dasjenige, was Wallenstein über das Restitutions-Edict verhandele, nicht gebunden erklären würden. Die Angebote Wallensteins hatten bei Georg Wilhelm sehr geringe Aussicht.

Kaum mehr bei Johann Georg. Der schwedische Gesandte Solms meldet[2] in jenen Tagen dem Könige, daß der Kurfürst ihn zu sich beschieden und ihm ein eigenhändiges Schreiben Wallensteins vorgelegt habe, enthaltend in empfindlichen Worten die Frage: ob er in zwei Tagen Frieden machen wolle oder nicht. Darauf habe der Kurfürst gesagt: „Die Pfaffen und ihre Knechte sind alle Schelme: sie suchen mich zu betrügen, ich will ihnen desgleichen thun." — Es war ein Ausdruck einer der Stimmungen, die bei dem willensschwachen und trunkfälligen Manne täglich wechselten wie Ebbe und Fluth.

Johann Georg wollte, wie er sagte, einen allgemeinen Frieden. Er ließ durch Arnim antworten,[3] daß er vermöge seiner Allianz mit dem Schwedenkönige ohne dessen Vorwissen und Einwilligung nichts abschließen dürfe.

Wallenstein, wie er angekündigt, zog mit ganzer Macht, 30,000 Mann wie es hieß, gegen Prag. Das Unternehmen war nicht ein gewagtes. Der Darmstädter Gesandte List in Dresden meinte[4]: die Sachsen würden die Stadt vorher verlassen. Dies war in der That die Absicht. Der kursächsische Bericht nach Berlin nachher besagte[5]: weil

[1] A. a. O. 195. [2] A. a. O. 172. [3] Transehes Bericht bei Irmer I, 197.
[4] A. a. O. 192. [5] A. a. O. 196.

Prag nicht zu halten gewesen, habe der Kurfürst einen Theil des Volkes, zwei Regimenter, vorher abführen, etliches aber, nämlich vier Regimenter zu Fuß und zwei Cornet, noch drinnen belassen, welche auch sollten abgeführt werden. Aber der Herzog von Friedland wäre unversehens davor gekommen, hätte Bresche geschossen, und endlich die Kursachsen mit einem schimpflichen Accord, als Zurücklassung der Fahnen, Cornetten und Obergewehre, ausgetrieben. FM. Arnim wäre im Anzuge gewesen, entweder die Stadt zu entsetzen oder das Volk zu salvieren, hätte aber im Marschieren die Occupierung erfahren."

Demnach lag die Stadt Prag, welche sowohl Maradas als Gallas noch vor dem Ende des Jahres 1631 wieder zu erlangen sich getraut hatten, seit jener Zeit bis zum 25. Mai, wo Wallenstein seinen Einzug hielt, wie eine reife Frucht zum Aufnehmen da.

Allein ungeachtet der nach Maßgabe der Umstände nicht sehr schweren strategischen Leistung ist es erklärlich, daß die Nachricht dieser Einnahme von Prag durch die Welt erging wie diejenige einer großen Waffenthat. Namentlich in Wien. Auf die Meldung, die Wallenstein durch seinen Kämmerer Breuner überbringen ließ, schrieb[1] ihm der Kaiser: „Mit meinem sonderbaren Contento und Freuden habe ich von dem Breuner die Wiedereroberung meiner Hauptstadt Prag vernommen." Der Kaiser bittet „aus sonderbarer zu Deroselben tragender Liebe und gnädigster Affection: Sie wollen Ihre Person in guter Obacht haben; denn Niemandem besser als mir ist wissend, wie viel mir und dem ganzen gemeinen Wesen an Dero Erhaltung gelegen."

In den nächsten Tagen drängte Wallenstein die kursächsische Armee ganz aus Böhmen hinaus. Es ward dem General Arnim zum großen Verdienste angerechnet,[2] daß es ihm gelungen sei, die Brücke über die Elbe bei Leitmeritz zu sichern und durch den Abmarsch über dieselbe die kursächsischen Truppen vor der Einschließung und der Übergabe zu retten.

Der Wiedergewinn von Prag aber stand voran als das wichtigste Ereignis. Die Nachricht machte besonders auch auf den Schwedenkönig einen gewichtigen Eindruck. Wir haben uns also zurückzuwenden zu ihm, in die Tage, wo er von Moosburg aus dem Kurfürsten von Sachsen seine Absicht des Marsches nordwärts angekündigt hatte.

---

[1] Förster II, 219 Nr. 357.
[2] Khevenhiller XII, 21.

16. Der Kriegeszug des Schwedenkönigs durch Bayern, im Mai 1632.

Am 3/13. Mai hatte Gustav Adolf von Moosburg in Bayern aus sowohl seinem Gesandten Solms in Dresden als dem Kurfürsten Johann Georg selber seine Absicht des Marsches nordwärts angekündigt, so daß er in vierzehn Tagen bei Nürnberg einzutreffen gedenke. Dennoch scheint er dann zu seinen Erwägungen vom 29. April/9. Mai und zu dem Entschlusse des Zuges durch Bayern zurückgekehrt zu sein. Den Zweck des Zuges gibt er, übereinstimmend mit seinen früheren wiederholten Kundgebungen, an mit den bereits angeführten Worten[1]: „Wir haben den Marsch nach München vorgenommen, den FM. Horn aber gegen Regensburg geschickt, (mit dem Befehle) alles Land, das zwischen der Donau und der Isar liegt, zu ruinieren." — Eben so, wie wir zu seiner Zeit vernehmen werden, hat, nach den in Bayern geschehenen Thaten, der Schwedenkönig sich zu den Rathsdeputierten in Nürnberg ausgesprochen.[2]

Ein hervorragender schwedischer Historiker[3] der damaligen Zeit hat die Sache gewendet. Nach ihm verüben zuerst die bayerischen Bauern an den schwedischen Soldaten schwere Grausamkeiten. Dann fährt er fort: „Diese Unthaten und Mördereien verursachten auf königlich schwedischer Seite eine so heftige Erbitterung gegen die bayerischen Bauern, daß solches hinwieder an ihnen mit Feuer und Schwert auf das grimmigste gerochen ward. Worüber derselben nicht wenige niedergemetzelt und etliche hundert Dörfer in die Asche gelegt sind." — Die Thatsachen beiderseits sind unzweifelhaft. Dagegen müssen Ursache und Wirkung in die Reihenfolge gestellt werden, die den vorangeführten Worten des Schwedenkönigs entspricht. Die zwei Hauptstädte jedoch, Landshut und München, durften sich loskaufen. Vernehmen wir, wie das geschah.

„Den 10. Mai[4] zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags ist der König sammt dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Herzog Bernhard und Anderen von Moosburg her ankommen, dem der ganze Adel, die Clerisei und der Magistrat bis zu der Judenpforte entgegen gegangen, und sämmtlich einen Fußfall gethan. Es hat der alte Bürgermeister, Herr Spielberger, für sie alle, die ganze Stadt und Erhaltung derselben mit

[1] Irmer I, 165. [2] Breyer 233. Soden I, 306. [3] Chemnitz 322.
[4] Der Bericht eines Augenzeugen im Theatrum E. II, 644.

gebührender Manier gebeten und geredet. Welchen aber der König niemals angesehen, sondern gleich mit hochmüthigen ernstlichen Worten gemeldet: ‚Stehet auf, betet Gott an, ist besser.‘ — Hernach als der Bürgermeister, neben dem Roß sammt Anderen gehend, seine Oration vollendet, sagte der König mit diesen teutschen formalibus: ‚Wann ich Eurer Greulichkeit gedenke, so Ihr an meinen Soldaten verübt, weiß ich schier nicht, ob Ihr Menschen oder wilde Thiere seid. Ihr schneidet ihnen die Ohren und Nasen, hackt ihnen Hände und Füße ab, und also mörderisch und grausam geht Ihr mit ihnen um: was soll dann ich Euch Barmherzigkeit erweisen, und wie soll ich jetzt mit Euch umgehen?‘ — Darauf der Bürgermeister und Andere aufgeschrieen: sie wissen um solche Mordthaten nichts: sie könnten die Missethaten Anderer nicht tragen oder entgelten, hätten zu dergleichen nie gerathen oder geholfen, begehrten Gnade und Barmherzigkeit. — Darauf abermals der König: ‚Daß Ihr solches nicht selbst verbracht, ist des Glückes Schuld. Hättet Ihr es können thun, so wäre es von Euch ebenfalls geschehen. Ich hätte dem Bayerfürsten kein Wasser in seinem Lande getrübt; denn was hat ihn die Noth angegangen, daß er mich zu Bamberg aus meinem Hauptquartiere geschlagen? Habe ich nicht mit ihm selbiger Zeit tractieret, und also, während ich vorn mit ihm tractiere, schlägt er hinten meine Truppen: ist das redlich?‘ — Hierauf ist wiederum von dem Bürgermeister allerhand Entschuldigung, und daß man dabei nicht betheiligt, noch Wissenschaft habe, geantwortet worden. Darauf der König diesen lateinischen Vers gesagt:

Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.

‚Und noch über das geht Euer Bayerfürst hin und conjungiert sich mit den Kaiserlichen. Und wenn mir der Kaiser den Kopf zerschlägt, werdet Ihr dessen genug lachen. Daher, was habe ich davon, wenn ich schon Euere Stadt und Steinhaufen erhalte? Sagt mir Eine Ursache, welche mich bewegen solle Euch zu verschonen. Sagt mir, was habe ich bei Gott zu verdienen, wenn ich Euerer verschone. Verdient habt Ihr mit Feuer und Schwert vertilgt zu werden.‘ — Ob dieser scharfen Worte war Jedermann ertattert, durfte Niemand replicieren; jedoch hat einer aus den Vornehmeren aufgeschrieen: es sei bis Dato noch unerhört und des Königs Sanftmüthigkeit, auch bewiesenen Kriegesthaten zuwider, an diesem Orte einen Anfang der Crudelität gegen die unschuldigen und unterthänigsten Bürger zu machen: es sei dergleichen auch durch das ganze Deutschland noch nicht erhört worden.“

„Unter solchen Reden und Nachlaufen des noch zweifelhaftigen Volkes ist der König mit ernstlichem Gesichte und meistens erhobenen Augen die Stadt hinab und bis zu dem fürstlichen Palaste, der neue Bau genannt, geritten, allwo man abermals die königliche Clemenz, und daß er doch ein einziges Gnadenzeichen wollte erscheinen lassen, eifrig gebeten. Derselbe ist aber in dem Hofe vom Pferde abgestiegen, und (hat) mit seinem Comitate das fürstliche Haus zu sehen begehrt. Etliche aus der Bürgerschaft sind gefolgt, und haben gnädige Resolution erwartet, aber vergebens. Im Durchgehen der Zimmer ist dem Könige ein Deliquium oder Schwachheit unversehens zugestanden, so gar daß er sich auf eine steinerne Bank in etwas umgeleget, wovon er sich aber bald wieder erholt, zu Pferd gesessen und durch die Stadt geritten, um selbe ganz eilfertig zu besichtigen."

„Als er durch die Judenpforte, wo er auch herein gekommen, passieret, ist ein greuliches Wetter entstanden, mit Blitz und Hagel, auch Einem aber sehr starken Donnerstreiche, davon der König nicht wenig moviert und erschrocken sein solle. Gleich darauf hat er dem FM. Horn befohlen mit der Stadt wegen der Ranzion zu tractieren und weitere Anstalt zu machen, ist von dannen zurück auf Moosburg und Freising. Die Ranzion (für die Stadt Landshut) ist auf 100,000 Rthlr. accordiert, auch davon die Hälfte gleich damals erlegt worden. Für den Rest sind acht Geisel aus der Clerisei, Adel und Bürgerschaft mit und nach Augsburg geführt worden."

Der Marsch des Schweden sollte über Freising nach München gehen. Diese Stadt, nur mit einer Mauer umfangen, war nicht im Stande sich gegen ein Kriegsheer zu vertheidigen. Der Kurfürst Maximilian hatte bereits am 16. April, nach dem Rückzuge vom Lech auf Ingolstadt, den Rath von München angewiesen,[1] im Falle der Gefahr gemeinsam mit dem französischen Residenten St. Etienne und dem ihm zugeordneten bayerischen Rathe Küttner zu handeln. In Freising trat Etienne, am 14. Mai, vor den König. Dieser zeigte sich zornig, daß die Stadt ihm noch keine Boten der Unterwerfung entgegen geschickt: er drohte mit dem Angriffe am nächsten Tage. Wie von bayerischer Seite berichtet wird,[2] wußte Etienne, daß einige Reichsfürsten in der Umgebung des Königs ihn zur Zerstörung der Stadt anreizten. Es gelang dem Franzosen, den Schweden dahin zu beschwichtigen, daß er versprach die

[1] Das Schreiben bei Sutner 22. [2] Adlzreitter 269.

Stadt und die Einzelnen mit Plünderung und Brand zu verschonen. wenn die Bürger freiwillig ihre Unterwerfung entgegen trügen. Wenn nicht, so sei nunmehr die Gelegenheit geboten, Magdeburg wett zu machen, und Rache zu nehmen für alle in dieser Stadt München geschmiedeten Entwürfe. — Noch in der Nacht bewog[1] Etienne durch seinen in München weilenden Secretär Beringhen den Rath von München zur Absendung einer Deputation nach Freising. Am 5/15. trat sie vor den Schwedenkönig. Eine Einigung über den Betrag der Brandschatzung erfolgte noch nicht.

Am 7/17. Mai erschien der König vor der Stadt, ließ seine Armee aufmarschieren, und hielt mit seinem Gefolge deutscher Reichsfürsten um Mittag seinen Einzug.[2] Nur drei Regimenter marschierten mit ein, die übrige Armee lagerte um die Stadt. Gustav Adolf setzte den Betrag der Brandschatzung von München auf 300,000 Rthlr. an. etwa drei Achtel der Summe, die jährlich das Königreich Schweden an Steuern aufbrachte.[3] Dafür war die Stadt frei von Brand und Plünderung, nur die Häuser der entwichenen Bürger wurden den Soldaten preis gegeben.

Das bewegliche Eigenthum des Kurfürsten nahm der Schwedenkönig selber. Die Kostbarkeiten waren rechtzeitig vorher nach Salzburg abgeführt, Einiges jedoch verblieben, namentlich Gemälde von Albrecht Dürer, von beiden Lucas Kranach und einer Reihe anderer Meister. Noch Jahre lang nachher waren sie in Schweden als ursprünglich bayerischen Eigenthumes kenntlich durch das anhaftende bayerische Wappen.[4] Auch andere Beute ergab sich. Es fanden sich im Zeughause Laffetten ohne Kanonenrohre, bis die Nachforschung ergab, daß diese vergraben waren.[5] Sie wurden hervorgewühlt, in Allem, wie es hieß, einhundertundvierzig, zu nicht geringem Theile die Siegesbeute der Feldzüge Tillys. Der König, der eine besondere Freude an diesem Funde hatte, wohnte häufig der Arbeit des Hebens bei und förderte sie durch ausgetheilte Ducaten.

Überhaupt war sein Verhalten in der Stadt München ganz anders als dasjenige in Landshut. Er zeigte die volle Leutseligkeit, die, wenn

[1] Das Schreiben bei Sutner 23.

[2] Ausführlich im Theatrum E. II, 645, welches Chemnitz 322, wie oft, ausschreibt. [3] Geijer III, 52.

[4] Barthold I, 45. Die Aufzählung aus Caroli Ogerii Ephemerides 250.

[5] Theatrum E. II, 645.

er wollte, ihm zu Gebote stand. Jedes Kloster in der Stadt erhielt eine Schutzwache von vier Mann.[1] Er besuchte die Kirchen, namentlich die Liebfrauenkirche am Himmelfahrtstage, dem 20. Mai, und weilte dort zwei Stunden unter vielen Fragen an den Dechanten. Der König war belesen, sprachenkundig, und nach Maßgabe der theologischen Richtung, die ihm diente, waren ihm Controversen nicht fremd. Er begab[2] sich zu den Jesuiten und disputierte lateinisch. Dann wandte er sich an den Pater Rector mit der Frage, ob er auch für den Tilly ein Seelenamt gehalten. „Wo glaubt Ihr, daß der Tilly jetzt sei?" — Auf die Antwort des Paters: er müsse hoffen, im Himmel — fuhr der Schwede heftig heraus: „Er war ein Tyrann!" — In dem Einen Worte brach die wahre Natur des Schweden voll hervor.

Der Kurfürst Maximilian sprach über die Verschonung der Stadt München durch den Schweden dem Cardinal Barberini seine Ansicht später aus mit den Worten[3]: „Obwohl der Schwedenkönig dem Scheine nach mit den Kirchen und den Orden in München milder verfahren ist, so kann man dies doch weder seinem Charakter beimessen, der, wie die Zeit ferner zeigen wird, nur dahin strebt, die katholische Religion auszurotten, noch auch den guten Diensten des französischen Residenten, sondern lediglich seinem Eigennutze, der den armen Bürgern von München auferlegt hat, sich selber, die Kirchen, die Orden, von der Verwüstung durch Feuer und Schwert mit der ungeheueren Summe von 300,000 Rthlrn. loszukaufen."

Dem Kaiser berichtet über diesen ganzen Hergang der Dinge in Bayern der Kurfürst Maximilian, am 24. Mai, von Stadt am Hof aus, wie folgt.[4] „Ewr. K. M. mag ich hiermit nicht verhalten, daß mir gestern bei eigenem Courier von München Bericht eingelangt, wasmaßen der Feind selbige meine Residenzstadt am Sonntage dem 16. dieses durch Accord nunmehr auch in seine Gewalt bekommen und zur Brandschatzung anfangs 500,000 Rthlr. begehrt, selbige aber hernach auf starkes und inständiges Bitten meiner hinterlassenen Räthe, sammt der Stadt und Bürgerschaft auf 300,000 Rthlr. moderiert habe. Daneben bin ich ferner berichtet worden, daß sich der König in Schweden gegen einen

[1] Adlzreitter 268.
[2] Wittmann, Die Jesuiten usw. 22. Hormayr, Taschenbuch für 1839 S. 177.
[3] Das Schreiben vom 19. October 1632 bei Gregorovius 142.
[4] Acten des 30jährigen Krieges.

meiner zu München verbliebenen Räthe vernehmen lassen, daß er geneigt mit mir eine Friedenshandlung anzustellen und inmittels unter währender Tractation einen Anstand einzuwilligen, und daß ich zu solchem Ende Jemanden mit Vollmacht zu ihm absenden möge, mit der weiteren sonderbaren Andeutung, daß, wenn zwischen mir und ihm die Sachen accommodiert, ich mich alsdann zwischen Ewr. M. und ihm als Mediator gebrauchen lassen könne. Er wisse wohl, daß ich mich allein auf den kaiserlichen Succurs verlasse; aber er wolle Mittel finden, daß, wenn gleich selbiger endlich erfolgen würde, er mir und meinem Lande nicht zu Nutze kommen solle. Denn er, der König, könne sich am Lech bei Augsburg in einen solchen Posten legen und verschanzen, daß ich mit meiner Armada, wenn schon der erwähnte Succurs dabei, ihm nicht würde zukommen können, sondern daß die Soldatesca sich in diesem meinem zu solchem Ende von ihm in Grund verwüsteten und in Asche gelegten Lande eher selbst consumieren müsse.[1] Inmaßen ihm dann eben dieses Mittel wider den Grafen Tilly zu Werben an der Elbe vor diesem allbereits auch gelungen, und er diesen verursacht habe, wenn er nicht sich selbst sammt dem Volke consumieren wollte, sich von dannen zu retirieren. Dies alles habe ich dem Herzoge von Mecklenburg und Friedland alsbald auch communiciert, damit S. Lbd. sich desto besser danach richten und den Succurs also befördern möchten, daß dem Feinde nicht zu viele Zeit und Luft gelassen werde, seine Intentionen durchzusetzen. Wie S. Lbd. mir denn schon vor diesem versprochen, selbigen Succurs auf das möglichste zu befördern, daneben aber auch die Ursachen vertraulich eröffnen lassen, deren wegen sie solches nicht thun könnten, bis die Sachen mit Sachsen auf einem oder anderem Wege versichert und accommodiert werden. Derowegen bin ich des Erfolges mit Verlangen gewärtig und unterlasse gleichwohl nicht, mit dem beisammen habenden Volke, so viel ohne Risico der Armada geschehen kann, den Feind möglichst zu travagliieren und ihm Abbruch zu thun. Und hat zwar der Feind den meisten Theil seines Volkes auf Augsburg marschieren lassen, der König selber aber hält sich noch zu München, läßt mit Sengen und Brennen in selbiger ganzen Gegend herum nicht allein jämmerlich verfahren, sondern hat auch etliche Truppen gegen das Gebirge, etliche aber gegen den Innstrom und Wasserburg zu commandiert, vermuthlich nur zu dem Ende, alles ebenmäßig wie anderer Orten geschehen, öde und in

[1] Ähnlich G. A. bereits am 13/23. April an Oxenstierna, im Arkiv I, 590. Dies also für den Fall, daß W. zur Hülfe komme.

Asche zu legen. Dies wird er, wie zu besorgen, bis gen Augsburg fortsetzen, und, wenn gleich er endlich mein Land wiederum quittiert, mir und meinen armen Unterthanen einen unüberwindlichen Schaden und Ruin hinterlassen. Dennoch will ich lieber alles in Geduld annehmen und ertragen, als von meiner zu Ewr. K. M. tragenden beständigen Treue und Devotion mich im geringsten abwendig machen lassen, sondern mich vielmehr getrösten und zu Deroselben des gehorsamsten Vertrauens sein, daß der allmächtige Gott Deroselben noch wohl Mittel schicken werde, meine Treue und die erlittenen Schäden mit billigmäßiger Ergötzung gnädigst zu bedenken." — Endlich fügt der Kurfürst die letzten Berichte Pappenheims über seine Erfolge in Niedersachsen bei.

Von Wallenstein her kam kein Succurs für Bayern, sondern statt dessen an den kaiserlichen G. Aldringen unter Maximilian der Befehl, zum Hauptheere in Böhmen zu stoßen. Wenige Tage später jedoch und bevor noch Wallenstein die Abmahnungen des Kaisers und des Kurfürsten von diesem Befehle erhalten,[1] stellte er dem Kurfürsten anheim, nach eigenem Ermessen Aldringen dort zu behalten, oder fortzusenden. Maximilian aber wünschte mehr als nur Aldringen zu behalten, und schüttete abermals vor dem Kaiser seine Klagen aus. „Obwohl ich Sr. Lbd. beinebens auch remonstrieren lassen, wasgestalt ich verhoffte, den König von Schweden vermittelst göttlichen Beistandes zurückzubringen und wo nicht gar mit seiner Armada zu schlagen und zu trennen, doch ihm einen merklichen Abbruch zu thun, wenn ich nur noch 10 bis 12,000 Mann haben könnte, und deshalb auch begehrt, daß diese mir zugeschickt würden: so haben sich doch Dieselben entschuldigt, daß, weil sie mit dem kursächsischen und brandenburgischen Volke so weit verwickelt, sie mir für dies Mal einen weiteren Succurs nicht zuschicken könnten, ich daher Patienz haben möge, bis sie die Sachen in Böhmen und an der Elbe zu etwas besserer Sicherheit gebracht. Nun hat es aber mit dem Feinde eine solche Beschaffenheit, daß der König für seine Person von München aus mit etwas Volk gegen das Land Schwaben sich gewendet, die Mehrzahl aber seiner Armada in und um München gelagert hat. Derowegen ich dann des Herzogs zu Mecklenburg und Friedland Lbd. ersucht, daß, wenn sie mir je den versprochenen und bis dato erwarteten völligen Succurs nicht ganz erfolgen lassen könnten, sie mir zum wenigsten mit

[1] Dies geht aus Maximilians Berichte, vom 2. Juni, an den Kaiser hervor. Auch für das Folgende.

einer geringeren Anzahl, sonderlich von gutem Fußvolke, behülflich sein wollten. Mit denen und mit der bisher beisammen habenden Armada hätte ich mir dann getraut, dem Feinde unter Augen zu ziehen, und nach Verhältnis seiner in meinem Lande hinterlassenen Kriegsmacht nebst göttlicher Hülfe etwas Gutes auszurichten. Dieweil sich aber Se. Lbd. obangedeuteter Maßen hierüber entschuldigt, so bin ich mit der bei mir habenden Armada nicht so weit bastant, daß ich ohne augenscheinliche Gefahr wider den Feind anziehen könnte. Wie denn des Herzogs Lbd. mich gar beweglich erinnern lassen, daß ich vor Dero Herauskunft und Conjunction mich mit dem Feinde nicht gar zu weit einlassen, sondern die Schäden, die ich und mein Land unterdessen leiden, nicht so hoch achten wollte, sintemal sich schon Mittel finden würden, dieselben, zumal da sie um des gemeinen Besten willen geschehen, in andere Wege zu ergänzen: so muß ich mich gleichwohl patientieren. Wie höchst schädlich und beschwerlich unterdessen aber dieser allzu lange Verzug des versprochenen Succurses, auf den ich mich allerdings so lange seither sicherlich verlassen, und meine Actiones fundiert und angestellt, mir und meinem armen Lande fallen thut — das haben Ew. K. M. selbst gnädigst zu ermessen und von meinem Abgesandten, Grafen Wolkenstein, mit mehreren Umständen, insonderheit auch nunmehr gnädigst vernommen, mit was für unaussprechlicher Tyrannei der Feind in meinem Lande verfahren, auch mit Sengen und Brennen alles in Grund verwüsten thut. Daher ist erfolgt, daß seither, nach des von Wolkenstein Abreise, nicht allein der obere Theil meiner Lande bis an die tirolische Grenze, zwischen Lech und Innstrom, guten Theils in der Asche liegt, der Überrest ausgeplündert worden, und auch noch unaufhörlich damit fortgefahren wird, sondern es hat auch, bei dem Ausbleiben des Succurses, der Feind die Zeit gehabt, meine Hauptstädte München und Landshut zu erobern, und um 400,000 Rthlr. zu brandschatzen. Dadurch hat er auch zur Continuierung und Ausführung seiner feindseligen Intentionen wider Ew. K. M. desto mehr und bessere Mittel in die Hand bekommen, wie er daneben nicht unterlassen, meine Residenzen in diesen beiden Städten zu spoliieren, und einen ansehnlichen Vorrath von Geschütz und Hauptstücken wegzuführen. Die meisten Klöster im Lande sind ganz ausgeplündert und über ihr Vermögen gebrandschatzt. Dies Alles hätte verhindert werden mögen, wenn mir mit einigem Succurs die hülfliche Hand wäre geboten worden. Nun aber, weil sich derselbe so gar lange hinauszieht, muß ich leider meine Lande und Leute meistentheils in des Feindes barbarischen Muthwillen

gestellt sein lassen, und den Ruin und die Verwüstung des Übrigen, sowohl von Freunden als von Feinden, unter welchen, den Brand ausgenommen, gar kein Unterschied, mit schmerzlichen Augen ansehen. Dadurch gerathe ich nun in solchen unersetzlichen Schaden, daß ich nicht allein in vielen Jahren Ewr. K. M. und dem H. R. Reich, zuvörderst auch dem gemeinen katholischen Wesen, aus meinen Landen, wie gern ich auch wollte, keine Dienste leisten, sondern auch schwerlich die Mittel werde haben können, mich und die Meinigen unserem Stande gemäß zu erhalten. Es werden auch der Proviant und die Lebensmittel bei diesem längeren Zuwarten nunmehr also aufgezehrt, daß zu besorgen, es werde, ehe der Succurs anlangt, ein guter Theil des Volkes, sonderlich die Reiterei, sich selber consumieren. Daher dann, wenn Ew. K. M. diese meine und meiner Lande erlittene, noch je mehr und mehr zunehmende unaussprechliche Schäden nicht mit gnädigstem kaiserlichem Mitleiden ansehen, und, Dero angeborenen kaiserlichen Milde nach, inmaßen meine gehorsamste Zuversicht und Hoffnung zu Deroselben gestellt ist, mit anderwärtiger Ergötzung demjenigen nach, was der Graf von Wolkenstein bei Deroselben in meinem Namen unterthänigst vor- und angebracht, gnädigst erkennen werden, ich und mein Haus um meiner beständigen Treue und Devotion willen, und daß ich mich davon (durch) alle obangedeutete höchst schädliche Verfolgungen und Widerwärtigkeiten nicht habe abwendig machen lassen, und die mehrmals offerierte Securität meiner Lande nicht annehmen wollen, allerdings ruiniert sein und die Mittel nicht mehr haben würde, mich sammt Land und Leuten weiter zu erhalten, und Ewr. K. M., Dero löblichem Hause, dem R. Reiche und der katholischen Religion, wie ich doch allezeit ganz willig und bereit bin, nutzbare Dienste zu erweisen. Dahin es aber Ew. K. M. verhoffentlich nicht werden kommen lassen, sondern sich gegen den Grafen Wolkenstein dergestalt gnädigst resolvieren und bezeigen, wie ich hoffe, daß es der Sache Beschaffenheit, auch meiner gegen Ew. K. M. und Ihr löbliches Haus continuierende Treue und Affection meritiert."

So der Kurfürst Maximilian damals gleich, am 2. Juni, an den Kaiser. Aus den Worten ist, bei aller Erregung, dennoch die Rücksicht erkennbar, die Maximilian auf das Verhältnis nimmt, welches der Kaiser gegenüber Wallenstein auf sich geladen. In der That meldete der Graf Wolkenstein aus Wien, am 7. Juni[1]: „Man untersteht sich hier nicht,

[1] Aretin, Wallenstein 49.

dem Herzoge einen Befehl zu ertheilen: es sind nur Communicationen und Ersuchungsschreiben." In diesem Falle jedoch hatte der Kaiser noch am selben Tage an Wallenstein einen Courier entsendet mit der Mahnung[1]: „Der General wolle die kurfürstlichen Länder nicht weniger als Ihre eigene Erbkönigreiche und Fürstenthümer in guter Obacht halten, und jederzeit ordnen und vornehmen, was zur Conservation derselben gereichen möge."

Dieselben Beschwerden, die der Kurfürst im Juni 1632 in solcher Art vorbringt, daß die Rücksicht auf das Verhältnis des Kaisers zu Wallenstein erkennbar wird, und andererseits so daß er nicht durch eine zu herbe Äußerung die noch immer zu hoffende Hülfe völlig verscherzen möge — diese selben Beschwerden hat er später, wo derartige Erwägungen für ihn hinweggefallen waren, schärfer und bestimmter ausgesprochen. Es geschah in dem „Discurs über des Friedländers Actionen", den er im December 1633 dem Kaiser einreichte. Darin heißt es wie folgt.[2] „Es möchte zwar der Herzog von Friedland dagegen einwenden: er hätte auf die Defension der Erblande Ihrer K. M. gesehen: der Kurfürst möge dagegen klagen wie er wolle. Allein er (Wallenstein) hätte, wie notorisch, einen genugsamen Succurs herausschicken und die Erblande dennoch versichern, auch dem Kurfürsten von Sachsen einen Weg wie den anderen überlegen sein können. Ja man hätte den Schweden in Bayern und Kursachsen in Böhmen zugleich, mit göttlicher Hülfe ruinieren können, wenn man nur die Streitkräfte hätte recht theilen und anwenden wollen. Aber die vergeblichen Tractaten mit Arnim, und das unnöthige, allzu häufige Zusammenhalten des Volkes haben alles verdorben. Denn der Herzog von Friedland hat in Böhmen nichts verrichtet oder occupiert als Prag, was doch zeitiger, oder auch ohne Unterlassung des Succurses hätte geschehen können. Und obschon der Herzog Gelegenheit gehabt alles in Prag befindliche feindliche Volk wegzunehmen, hat er doch dem Feinde zur Courtoisie, dem Kaiser und dem katholischen Wesen aber zum Schaden, es unaufgehalten fortgelassen, also den Feind nicht schwächer gemacht; hier außen aber hat inzwischen alles verloren gehen müssen."

So der Kurfürst Maximilian. Entschiedener noch reden über das Verhalten Wallensteins die schwedischen Historiker jener Zeit.

---

[1] Kriegsacten F. 96.

[2] Aretin, Bayern usw. Urk. zum 3 und 4 A. S. 340.

„Maximilian," erzählt[1] Spanheim, „mochte immerhin Couriere mit der Bitte um Hülfe nach Wien und an Wallenstein entsenden. Dieser fand immer Ausreden seinen Marsch aufzuschieben, den Herzog in der Noth zu belassen, und die Schweden in der Freiheit, ihm einen derben Streich zu spielen. Man hätte in Wien wohl gewünscht, daß Wallenstein eher eingriffe; aber alles was man thun konnte, war der Ausdruck des Wunsches und des Ersuchens. Wallenstein erkannte über sich keine Direction, noch einen Herrn."

Ähnlich sagt Chemnitz[2]: „Obwohl es von bayerischer Seite an vielfältigen Courieren und Ermahnen, auch auf kaiserlicher Seite an Erinnern bei dem Herzoge von Friedland nicht ermangelte — denn des Commandos hatte der Kaiser in der Capitulation mit dem Herzoge sich begeben — nahm sich doch dieser vor, nachdem er dem Herzoge in Bayern eine estrapade wohl gönnte, erstlich das Königreich Böhmen von den Kursächsischen, die sich dort eingenistet hatten, zu säubern, ehe er dem Herzoge von Bayern zu Hülfe käme." — Und weiter[3]: „Er ließ den Herzog unter der Last zappeln."

Ähnlich sagt Pufendorf[4]: „Während Gustav Adolf in Bayern in solcher Weise verfuhr, gab der Kurfürst dem Wallenstein gute Worte, daß er die alten Differenzen bei Seite setzen und eilfertig ihm die hülfreiche Hand bieten möge. Der Kaiser unterließ auch nicht, den Wallenstein daran zu erinnern; denn befehlen wollte dieser sich nicht lassen, wie er ausdrücklich ausbedungen. Allein er meinte, es sei seiner Gravität zu nahe, wenn er sofort nachkommen würde. Ja er freuete sich, daß Bayern unter der Last dieses Unglückes ein wenig sich beugen müßte, gleich als ob er, Wallenstein, dadurch einige Revanche erhielte."

Indem diese schwedischen Historiker den Gang der Thatsachen von ihrem Standpuncte aus beurtheilten, hatten sie augenscheinlich keine Kunde von der am 10. März, vor dem Anzuge des Schwedenkönigs, gegebenen kaiserlichen Zusage einer Hülfe von 5000 Reitern für Maximilian und Tilly, der Zusage, die am nächsten Tage Wallenstein als seine eigene wiederholt hatte, und an deren Erfüllung er von da an sowohl von Maximilian wie von Tilly fast täglich gemahnt worden war. Die Thatsache an sich selber gereicht nach keiner Richtung hin dem Feldherrn Wallenstein zur Ehre: die Modalitäten, welche sie begleiten, stempeln sie zum Wortbruche und, weil, nach den wiederholten Versicherungen sowohl

---

[1] Soldat suédois 520. [2] Chemnitz 329 a.

[3] A. a. O. 336 a. [4] Pufendorf lib. IV § 24.

Tillys als Maximilians, von dem Eintreffen des Versprechens an die Dispositionen Tillys und Maximilians auf diese Zusage gebaut waren — zum Verrathe. Über das unglückliche Bayerland kam das Zusammenwirken der Rachgier von zwei ganz verschiedenen Seiten, von dem Schweden her, der sie ausübte, von Wallenstein her, der keinen Schritt that, die Bethätigung der fremden Rachgier zu hindern.

Während, wie Maximilian beschrieben, das Bayerland brannte, verbrachte der Schwedenkönig das Pfingstfest, 20/30. Mai, zu Augsburg. Dort ließ er sich in seinem Cabinette von seinem Hofprediger Dr. Fabricius Vormittags und Nachmittags eine Predigt halten.[1] „Abends aber bekam der König plötzlich Lust zum Tanzen. Man traf deshalb sogleich Anstalt, daß die meisten Patriciertöchter in den Fuggerischen Häusern erschienen, wo der König und die anderen fürstlichen Personen etliche Stunden sich mit englischen und deutschen Tänzen belustigten.“[2]

Am selben Tage, an welchem Maximilian aus Stadt am Hof dem Kaiser jenen flehenden Brief schrieb, am 23. Mai/2. Juni, gab Gustav Adolf von Augsburg aus dem Kurfürsten Johann Georg Antwort auf dessen Bitte um Hülfe gegen Wallenstein.[3] Die Antwort lautete ausweichend. Zugleich verfaßte Gustav Adolf für seinen Kanzler Oxenstierna eine übersichtliche Darlegung[4] des Standes seiner Angelegenheiten, besonders auch des Verhältnisses zu dem Kurfürsten Johann Georg. Dies geschah also vor seiner Kunde der Einnahme von Prag durch Wallenstein. Voran tritt damals bei Gustav Adolf die Besorgnis vor Arnim. Die sächsische Armee, meint er, an 20,000 Mann stark, sei dem Wallenstein

[1] Soden I, 280.

[2] Die Zeitung Germania, 18. Juni 1884, Nr. 137. Erstes Blatt. 3. Seite. 2. Col. Eine Familie in Augsburg besitzt einen gewirkten Kragen von Gustav Adolph. Er ist hinter Glas, neben des Königs Bildnis in Wachs, in einen Rahmen gefaßt. Unter dem Kragen steht Folgendes geschrieben:

Diesen Kragen hat Gustavus Adolphus, König in Schweden, getragen, und meiner Eheliebsten, Jacobina Lauber, geborenen Augsburgerin, nebst vielen Pretiosis, verehrt, um willen sie zu derselben Zeit, als gedachter König in Augsburg gewesen, die schönste Jungfrau allda war. Daher sie auch von höchstgedachter Majestät gewürdigt worden, daß derselbe mit ihr bei einem angestellten Balle öfters getanzet; die Ursache aber, warum der König ihr diesen Kragen verehrt, war diese: weil sie sich, als der König sie gnädigst liebkoste, aus Schamhaftigkeit in etwas geweigert, mithin mit ihren Fingern die in dem Kragen befindlichen Löcher gerissen hatte.

[3] G. Droysen, Schriftstücke 57. [4] Arkiv I, 619 uf.

zur Genüge gewachsen. Dennoch dringe der Kurfürst auf Hülfe. Es erwachse daraus die Gefahr, daß inzwischen, bis die Schweden herankommen, Arnim sich mit Wallenstein verständige, und dann auch den Schweden einen Frieden aufzwinge nach Beider Willen. Dies zumal, da man von Sachsen her für die Schweden den so weit entfernten Ort Leitmeritz zur Vereinigung vorschlage. „Wir sind deshalb," schreibt Gustav Adolf, „in einer nicht geringen Schwierigkeit und starkem Bedenken."

So groß aber auch für Kursachsen die Gefahr, meint Gustav Adolf, so sei es doch nicht rathsam, alle südwärts erworbenen Vortheile aufzugeben und mit der ganzen Armee nordwärts zu gehen. „Denn so wie die Sachen hier jetzt beschaffen sind, so ist unserer Meinung nach Banier mit der Armee, die wir ihm bei München belassen, zur Genüge im Stande, den Bayerfürsten und was ihm zur Hülfe kommen kann, nieder zu halten. Vor uns liegen andere Vortheile. Weil der Feind den Bodensee verlassen, so hat uns der Herzog von Württemberg 4000 Mann von seinem Landvolke zugesagt, nebst 4000 Mann, die er in seinem Lande anwerben kann. Geld zur ansehnlichen Werbung haben wir bereit. Der Hugenottenführer Herzog von Rohan hat uns 6000 Mann angeboten, um die Überkunft von Spaniern aus Italien zu verwehren. Es ist deshalb unsere Meinung, daß wir, bis die Saaten reif werden, die Zeit ausnutzen, uns stark zu machen und eine ansehnliche Armee zu bilden. An Kursachsen wollen wir den Pfalzgrafen August absenden, um entweder einen Sonderfrieden des Kurfürsten mit dem Kaiser zu verhindern, oder doch möglichst unschädlich für uns zu machen."

Der Schwedenkönig zählt eine Reihe von Truppen auf, die für ihn geworben werden. Nach der Schweiz hin hat er an zwei Oberste, Namens Erlach, Commission gegeben auf 3000 Mann. Er rechnet auch die Württemberger, die Rohan'schen Truppen mit. Wenn nur die Sache mit Kursachsen einigermaßen wohl abgehe, und es nicht zum offenen Abfall komme, so könne er sich wenden nach der einen oder der anderen Seite, könne mit Banier in die österreichischen Erblande gehen, die ziemlich wohl disponiert seien, oder auch nach Straßburg fortrücken und das Elsaß mit Bayern verknüpfen. — Demnach hat Gustav Adolf damals, zu Ende Mai, nicht einen festen Plan. Seine Entschlüsse werden vielmehr bedingt durch den Verlauf der Dinge in Kursachsen.

Zugleich jedoch faßt der Blick des Schweden auch andere für ihn verwendbare Factoren ins Auge. Sein Vetter Sigismund III. von

Polen war gestorben: an eine abermalige Bewerbung um seine eigene Wahl, wie im Januar, scheint nach dem übelen Verlaufe damals der Schwede nicht mehr gedacht zu haben. Aber ein neuer König, ob Ladislaus, ob Casimir, konnte dem Kaiser helfen wollen. Deshalb kam es dem Schweden erwünscht, daß der Großfürst von Moskau sich erbot, in seinem Namen in Pommern eine Armee anzuwerben, um die Polen zu bedrängen.[1] — Es kann nicht genug wiederholt werden, daß, wie namentlich Gustav Adolf, so fast alle Mitglieder des schwedischen Hauses Wasa wider das eigene Interesse den politischen Fehler begangen haben, Moskau groß zu machen auf Kosten Polens.

Ferner schauete Gustav Adolf aus nach Spanien. Am Rheine und an der Mosel hatte er durch seinen Angriff den Krieg mit den Truppen der Infantin Isabella begonnen. Der Reichsrath in Stockholm hatte darauf das Verhalten von spanischer Seite für einen Friedensbruch erklärt.[2] Gustav Adolf that nun den weiteren Schritt, in Göteborg eine Schiffscompagnie zu errichten,[3] unter der Leitung des Admirals Ryning, mit der Aufgabe, die Unterthanen des Königs von Spanien in der Westsee zu verfolgen und zu schädigen.

Unterdessen durchtobte auch die südlichen Gegenden des Schwabenlandes ein erbitterter Kampf. Die katholischen Bauern wollten sich der schwedischen Herrschaft nicht fügen. Sie sammelten sich bei Weingarten, bei Bregenz, bei Kempten im Allgäu.[4] Es war in den Erhebungen kein fester Plan und keine rechte Führung. So wurden sie niedergeschlagen, eine nach der anderen, und beiderseits hüllte sich die Grausamkeit in den Namen der Religion. Als der Oberst Ossa mit 4000 Mann von Breisach her zur Stütze herankam, fand er seine Grenze an der Reichsstadt Biberach, auch hier unter dem Namen der Religion. Beim Anzuge Gustav Adolfs auf Memmingen eilte Ossa zurück. Memmingen war der südlichste Punct, den der Schwedenkönig erreichte.

Dort ernannte er den Herzog Wilhelm von Weimar zu seinem Generallieutenant.[5] In dem darüber aufgestellten Reverse versprach dieser deutsche Reichsfürst, der einst dem Kaiser Treue geschworen, diesen Eid wiederholt gebrochen und dann die Verzeihung des Kaisers erbeten und erlangt hatte, daß er, „bei fürstlichen klaren Worten, Treue und Glauben

[1] A. a. O. 623. [2] Arkiv II, 437. [3] Arkiv I, 623.
[4] Ausführlich im Theatrum E. II, 646. [5] Soden I, 281.

an Eides statt, dem Könige, dessen Erben und der Krone Schweden diesfalls getreu, hold und gewärtig sein, dessen Bestes fördern und Schaden hindern wolle. Sollte der König aus diesem Leben abgerufen werden, so verspricht der Herzog die Armee zusammen zu halten, sie für die Erben an der Krone Schweden zu erhalten und sie zum Besten der Krone Schweden zu führen und zu gubernieren."

Von Memmingen kehrte Gustav Adolf um nach München. Dahin riefen ihn die Klagen über die Höhe der auferlegten Contribution, über die Unmöglichkeit sie aufzubringen. Verschiedene Versuche einer Anleihe hatten kein Ergebnis gebracht. In den ersten Junitagen war noch nicht der dritte Theil beisammen. Dagegen stellten[1] die hinterbliebenen kurfürstlichen Räthe, der Magistrat und die Bürgerschaft dem Könige vor, „daß bereits alle Kräfte völlig erschöpft, so zwar daß, wie sie sagten, sie mit Wahrheitsgrund behaupten dürfen, daß leider in gar vielen Häusern nicht ein einziger Heller, wohl auch nicht ein Bissen Brotes mehr zu finden, daß also bei hiesiger Stadt Anderes nicht übrig, als daß nach und nach die unschuldigen Bürger vor Hunger verschmachten müßten." — Da damals erst 90,000 Rthlr. erlegt waren, ließ der Schwedenkönig zur Bürgschaft für die noch übrige Summe aus den Einwohnern zweiundvierzig als Geiseln entnehmen, zur Hälfte geistliche, zur Hälfte weltliche,[2] und sie nach Augsburg bringen. Die Gefangenschaft dieser Unglücklichen in Augsburg war hart und schwer, bis nach drei Jahren, auch ohne daß die Summe völlig bezahlt war, die Wiedereinnahme dieser Stadt den noch Übrigen die Erlösung brachte.[3]

Unterdessen wurden die Nachrichten vom Norden her bedrohlicher. Der König brach von München auf nach Donauwörth. Unterwegs, von Rain am Lech aus, ließ er durch Solms dem Kurfürsten Johann Georg melden,[4] daß er keine Gelegenheit versäume, ihm zu Hülfe zu kommen. Von Donauwörth aus schrieb[5] er, am 2/12. Juni, dem Kanzler Oxenstierna, daß die Nachricht des Falles von Prag bestimmend auf ihn gewirkt habe, wenigstens einstweilen von seinem Plane an der Donau und weiter südwärts abzulassen und sich wieder nordwärts zu wenden. Von diesem Entschlusse aus entwickelt sich eine neue Gestaltung des Krieges.

---

[1] Sutner 27. [2] Die Namen bei Sutner 40. [3] A. a. O. 49.
[4] G. Droysen, Schriftstücke 60. [5] Arkiv I, 624.

Inzwischen hatten sowohl der Kaiser für sich und das Reich und die Defensive, als auch der Schwedenkönig für die Offensive sich um Bundesgenossen bemüht. Wir haben die Bestrebungen beiderseits ins Auge zu fassen, diejenigen des Kaisers in Rom, diejenigen des Schweden in Constantinopel und in Siebenbürgen. Bevor wir aber auf diejenigen des Kaisers in Rom eingehen, ist zur Klarstellung erforderlich ein Rückblick auf die Rede des Schwedenkönigs vom Religionskriege.

17. Schwedische Verneinung des Religionskrieges vor den romanischen Nationen.

Es ist wiederholt darauf hingewiesen, daß der Schwedenkönig ein Jahr vor seinem Einbruche in Deutschland das Princip seines demnächstigen Krieges in die Worte faßte[1]: „Als Hauptgrund könnte man setzen, daß die Absichten der Katholiken und der Evangelischen so scharf gegen einander wären, daß der für thöricht zu halten, der nicht unzweifelhaft erkennen und bekennen würde, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten müsse, keinen Mittelbingen aber, oder gütlicher Vergleichung getraut werden könne.“

Dies Princip des erbarmungslosen Religionskrieges schien eine Ermäßigung zu erleiden durch den sechsten Artikel des Vertrages von Bärwalde, vom 16/26. Januar 1631, in welchem der Schwedenkönig versprach, sich in Sachen der Religion gemäß den Reichsgesetzen zu verhalten, und dort, wo er die Übung der katholischen Religion finde, sie ungestört zu belassen. In Wahrheit standen Princip und Versprechen mit einander in unvereinbarem Gegensatze.

Die Frage ward praktisch erst beim Betreten von Erfurt, wo Katholiken und Protestanten bis dahin in friedlicher Eintracht zusammen lebten. Wir haben dort das Bestreben des Schwedenkönigs beobachtet, sein Princip des Religionskrieges zum Gemeingute aller Protestanten zu machen. Das wichtigste Mittel für diesen Zweck ist die Verschenkung des Eigenthumes katholischer Corporationen an nicht-katholische. Nicht jedoch Gustav Adolf persönlich tritt darin voran. Er läßt häufig durch Andere machen, und nur aus dem Nachdrucke, mit welchem sie vorgehen, wird erkennbar, daß sie als Diener seines Willens sich anlehnen an ihn. — Dasselbe Verfahren sehen wir in Franken. Noch vor dem Ende

[1] Söltl III, 277. Aus der Collectio Cameraria.

des Jahres 1631 läßt der schwedische Hofprediger Fabricius sich verlauten,[1] daß binnen einem halben Jahre das Stift Würzburg zur evangelischen Religion gebracht sein werde. — Ähnlich erging es weiter in Mainz. Namentlich bethätigt der Schwede selber in ausgiebigem Maße fort und fort das Verschenken kirchlichen Eigenthumes katholischer Corporationen an nicht-katholische, besonders an Reichsstädte, als das sicherste Mittel des Haders fortan.

Während jedoch der Schwedenkönig in dieser Weise die Zwietracht der Deutschen unter einander anzufachen suchte, und zugleich selber vor den Bürgern deutscher Städte, wie Erfurt und Nürnberg, seine Brandreden vom Religionskriege hielt, war er zugleich beflissen, vor den romanischen Nationen seinen Krieg nicht als denjenigen der Religion, sondern als Staatenkrieg geltend zu machen.

Zu diesem Zwecke halfen ihm mit die Generalstaaten der Niederlande. Sie zahlten ihm für seinen Krieg nach dem bei ihnen üblichen Ansatze dieselbe Summe, wie einst für Mansfeld, oder für Christian IV., monatlich 50,000 fl.[2] Während des Aufenthaltes des Schweden in Mainz, im Januar 1632, schickten sie an ihn den Gesandten Vosbergen. Die Instruction desselben lautet wesentlich wie folgt[3]: „Es ist nun aller Welt kundig, daß Spanien und das Haus Österreich sich seit langer Zeit geeinigt haben, um zuerst eine absolute Regierung in Deutschland einzuführen und dann anderen Königen und Fürsten von Europa Gesetze vorzuschreiben. Diese Plane von Spanien und Österreich zur Verwirrung der Christenheit hören niemals auf, und werden seiner Zeit auch gegen Schweden wieder ausbrechen. Deshalb muß die günstige Gelegenheit benutzt werden, Spanien und Österreich so zu dämpfen, daß man die Macht derselben fernerhin nicht mehr zu fürchten nöthig hat. Darum geben die Hochmögenden dem Könige zu bedenken, ob er nicht die Freiheit des betrübten Deutschland völlig herstellen und die Spanier aus dem Reiche treiben will. Sie wünschen darüber wie über seine Kriegsplane die ferneren Entschließungen des Königs zu vernehmen."

„Zu diesem Zwecke haben die Hochmögenden," also berichten sie dem Schweden, „auch an den französischen König einen Gesandten geschickt, um denselben mehr und mehr zum gemeinen Besten der Christenheit und zur Fortsetzung seiner Unterstützung für den König Gustav Adolf anzu-

[1] Scharold 87. [2] Londorp IV, 214. [3] Aitzema III [b], 192.

feuern. Zugleich hat der Gesandte den Auftrag, die düsteren Gerüchte zu bekämpfen, die von einigen ausgestreut werden, als sei es die Absicht, die römisch-katholische Religion in Deutschland zu ändern oder zu unterdrücken, und ferner, als dächten die Hochmögenden selbst an Unterhandlungen mit Spanien zum Frieden."

„Und obwohl es ja offenkundig ist," sagen die Generalstaaten, „daß die Spanier durchgängig solche Listen und Kunstgriffe zu ihrem Vortheile zu gebrauchen suchen — obwohl es ja genugsam vorliegt, daß der Krieg in Deutschland nicht ein Religionskrieg, sondern ein politischer Krieg, und zwar gegen das Haus Österreich ist, und daß der König zum allgemeinen Besten darin so löblich wie rechtmäßig verfährt: so möge doch der König nach seiner hohen Weisheit erwägen, ob er nicht gut finde, derartige Kunstgriffe, die man bei Frankreich übe, abzuschneiden, und den Feinden jegliche Gelegenheit und Vorwand zu benehmen, wodurch dieselben zwischen dem Schwedenkönige und Frankreich Mistrauen auszusäen trachten."

Gustav Adolf selber wendete andere Mittel an. Er kannte die Macht der Presse, so sehr, daß vor ihm vielleicht von keinem Anderen dieselbe so ausgiebig benutzt worden ist, und zwar nicht bloß in Betreff der Flugblätter, die er ausstreuen ließ, sondern auch der Bücher, welche auf die Nachwelt kommen sollen. Er ersah sich als den Geschichtsschreiber seiner Kriegszüge in Deutschland für die Länder romanischer Zunge den Genfer Professor Spanheim.[1] Dieser unterzog sich der Aufgabe. Er schrieb, ohne seinen Namen zu nennen, unter der Maske eines schwedischen Soldaten,[2] der den Krieg mitmacht und daher das Selbsterlebte wieder gibt. Unverkennbar sind ihm Originalberichte in reichlicher Zahl zur Verfügung gestellt. Allein nicht die geschichtliche Erzählung an sich ist Hauptsache, sondern sie dient als der Träger des einen Gedankens, den Spanheim in die folgenden Worte kleidet.[3]

„Die Schweden führen aus dem Artikel des Vertrages von Bärwalde über die katholische Religion den Beweis, daß der Krieg ihres Königs nicht ein Religionskrieg, sondern ein Staatenkrieg sei, der sich stütze und rechtfertige durch politische Gründe, welche von einem katholischen Könige gebilligt werden. Denn niemals hätte sich dieser auf die

[1] Bayle sub voce Spanheim.

[2] Le soldat suédois. Genève. Par Pierre Albert. 1633.

[3] A. a. O. 17.

Sache eingelassen, wenn er nicht einen klaren Einblick in die Plane des Schwedenkönigs gehabt, wenn er nicht erkannt hätte, daß es hier Gustav Adolf nur um einen politischen Krieg gegen den Kaiser, und nicht um einen Religionskrieg zu thun sei. Deshalb haben die Freunde des Kaisers Unrecht mit dem Vorgeben: es handle sich doch um die Religion, und Gustav Adolf wolle dieselbe ändern. Es ist unrecht von ihnen gegen den Schwedenkönig diese Lärmglocke zu läuten, und in ihre Streitigkeiten andere katholische Mächte hineinziehen zu wollen, die nichts damit zu thun haben."

Und weiter ließ der Schwedenkönig diesen Professor Spanheim schreiben[1]: „Nach der Schlacht bei Breitenfeld schrie man Feuer über Feuer. Und obwohl ja dieser Krieg entzündet war lediglich durch den maßlosen Ehrgeiz des Hauses Österreich, welches mit eisernem Scepter über die armen Deutschen herrschen, welches eine bedingte Abhängigkeit in eine absolute Sclaverei verwandeln wollte, indem es zu diesem Zwecke sich befliß den Deutschen alle Mittel des Widerstandes zu entreißen und ihnen nichts übrig zu lassen als Klagen: so riefen doch die Parteigänger des Hauses Österreich überall aus, daß es sich handele um die katholische Religion, daß es um sie geschehen sei, wenn man nicht eile diesen Brand zu löschen. Sie wurden widerlegt durch die Erfahrung, so wie die Aussagen einer großen Zahl von Katholiken, welche, wie sie vor der Ankunft des Königs in dieser Beziehung in Ängsten und Sorgen gestanden, dann nach derselben ihre Meinung und ihre Rede völlig änderten und die Hand des Königs küßten und segneten. Denn sie sahen, daß er durchaus nicht ihre Religion antastete, noch ihr Gewissen bedrängte, sondern, wie innerlich ihre Gesinnung und äußerlich ihr Bekenntnis, so auch die öffentliche Übung desselben ganz so beließ, wie sie es wünschen konnten und wie sie es zuvor gehabt hatten — indem er sich begnügte von ihnen die Huldigung zu fordern, welche nothwendig war für seine eigene Sicherheit, so wie eine leidliche Contribution für seine Armee, und dagegen sie schützte gegen Plünderung und alle Art militärischer Unordnung, nicht bloß durch strenge Befehle zum Schutze der Katholiken, sondern auch in Übertretungsfällen durch scharfe Züchtigungen."

Spanheim in seinem Eifer für den Schwedenkönig versteigt sich einmal zu der Behauptung[2]: „Die katholischen Geistlichen in Mainz und verschiedenen anderen Orten sagten laut aus, daß sie von den Schweden

[1] A. a. O. 190. [2] A. a. O. 309.

besser behandelt wurden als zuvor von den Spaniern und den Kaiserlichen." — „Die Jesuiten[1] gaben auf ihren Kanzeln ihre Freude kund, und erhoben tausend Wünsche für den König." — Wie es in Wirklichkeit um die Geistlichen in Mainz bestellt war, haben wir seiner Zeit ersehen (S. 453 u.f.).

Wie Gustav Adolf durchweg nicht von Anfang an, und namentlich nicht persönlich, den Katholiken gegenüber die rauhe Seite herauskehrte, so namentlich nicht den Jesuiten. Wie in Erfurt, so hatte er auch in München sich freundlich mit ihnen unterhalten. Seine Umgebung dort sprach[2] sich lobend zu den Jesuiten aus, daß sie nicht geflohen seien. „Hätten Sie Ihr Collegium verlassen," sagte Wilhelm von Weimar, ähnlich also wie in Erfurt, „so wäre es dort schlimm ergangen." Eben dasselbe sagte der Hofprediger Fabricius. Man vernahm von dem Schwedenkönige bei Tafel die Worte[3]: wenn er römisch-katholisch wäre, so würde auch er die Jesuiten vor Anderen hoch halten.

Auch in Dillingen ergriffen die Jesuiten nicht die Flucht.[4] Am 18. April eröffnete ihnen der Commandant Osten: es habe dem Könige wohl gefallen, daß sie geblieben. Auch sei es sein Wille, daß sie den Unterricht fortsetzten. So der Anfang. Dann wandten sich die Dinge. Am 10. Juni forderte jener Oberst eine Brandschatzung von 100,000 fl. Er erschien nicht mehr persönlich, sondern schickte einen Officier, der die Patres mit scharfen Worten anfuhr: von ihnen her rühre der Krieg. Es kam ein Haufe Soldaten, der das Haus rein ausplünderte. Besonders fahndete man nach einem Diamanten von unermeßlichem Werthe. Der Gouverneur habe vernommen, daß im Paracelsus eine Anmerkung vorkomme: dieser reiche Diamant befinde sich bei den Jesuiten in Bayern an der Grenze von Schwaben. Das sei Dillingen. — Der Diamant fand sich nicht. Es ward den Patres vorgehalten, daß sie vorher eine Reihe von Wagen mit Schätzen beladen nach Tirol geführt. Sie seien des Königs Gefangene, bis sie sich mit der zehnfachen Summe lösten, also einer Million. Einige von ihnen wurden nach Ulm geführt. Sie verlangten vor den König gebracht zu werden, der ihnen schriftlich seinen Schutz versprochen. Wirklich geleitete man sie nach Augsburg. Dort jedoch wurde gegen sie die neue Anklage erhoben, daß sie mit dem Feinde correspondiert. Man setzte sie ein bei Wasser und Brot, vier an der

[1] A. a. O. 353. [2] Wittmann 27.
[3] A. a. O. 29. [4] Haut 100.

Zahl, von denen einer starb. Es ward dann um das Lösegeld gehandelt, und es gelang ihnen es bis auf 1600 spanische Dukaten herunter zu drücken. Für diesen Betrag leistete ein protestantischer Bürger von Augsburg Bürgschaft.

Demnach lief anfängliche Freundlichkeit für die Jesuiten in Dillingen ähnlich aus wie in Erfurt und Mainz, und dies führt auf das Wesen der Sache: die anfängliche Freundlichkeit war eine Maske, berechnet für denselben Zweck, dem das Buch Spanheims diente.

Es ist also die Frage, ob die Bemühungen des Schwedenkönigs nach dieser Richtung hin Erfolg hatten. Es kam ihm dabei zu statten, daß, wie es der Politik des Cardinals Richelieu entsprach, den schwedischen Krieg nicht als Religionskrieg ansehen zu wollen, so in gleicher Weise auch der Republik Venedig. In ihrem Hasse und ihrer Furcht vor der Macht Spanien sahen die Staatsmänner der Republik die Dinge in einem anderen Lichte als sie wirklich waren, namentlich in Betreff Frankreichs und Schwedens. Wir haben darüber einen merkwürdigen Bericht[1] von Mocenigo, der bis in das Jahr 1632 als Botschafter in Madrid verweilte. „Man darf annehmen," meldet Mocenigo dem Senate, „daß für Spanien die Zeit gekommen ist die Züchtigung zu erleiden für das schwere Übel, welches sie zur Zeit in Deutschland verschulden. Der König Philipp II. hat mit höchster politischer Kunst, aber vielleicht doch nicht ohne Frömmigkeit, immer den Vorwand der katholischen Religion hoch gehalten. Die Minister jedoch in den Zeiten des dritten und des vierten Philipp haben sich dessen mit offenbarer Affectation bedient, um dadurch die Grundlagen der allgemeinen Freiheit zu untergraben, und sich die Bahn zur Herrschaft über andere Staaten zu eröffnen. Daher haben sich die Anderen geeinigt und verbunden sich zu vertheidigen, und die Völker gegen jene zu erregen, welche sie Tyrannen des Gewissens nannten. Unter Allen jedoch hat mit höchster Vorsicht und großem Vortheil der König von Frankreich den Punct der Religion von demjenigen des Staates unterschieden, und sich zum Herrn in seinem Königreiche gemacht, ohne den Haß des Volkes zu erregen, und mit der guten Hoffnung, es unter seinem Scepter in derselben wahren Religion geeinigt zu sehen. Dieses Ziel und dieser Grundsatz hat auch dem Schweden seine Unternehmungen erleichtert, und es scheint nicht, daß die Waffen

[1] Mocenigo 671.

dieses Königs auf ein Hindernis stoßen werden, es wäre denn daß er selber seinen Sinn änderte und den Grundsatz aufgäbe, die Gerechtigkeit zu wollen und in keiner Weise den Vorwand oder den Punct der Religion in seine Siege zu mengen."

Wir sehen also, daß dieser venetianische Staatsmann von Gustav Adolf gerade das Gegentheil dessen glaubt, was dieser persönlich den Deutschen predigte.

Um für den Senat in Venedig keinen Zweifel zu belassen, ergeht sich Mocenigo noch weiter in seiner Schilderung. „Der König von Frankreich," sagt er, „hat das lebendige Beispiel aufgestellt, nach der Niederwerfung der Rebellen mit dem Schwerte, ihnen die freie Wahl zu belassen, seinem Beispiele in der Übung der wahren Religion zu folgen. Dieser Grundsatz wird zur Zeit nicht bloß von dem Cardinale Richelieu ausgeübt, sondern auch von dem Könige von Schweden. Indem er in den Ländern, die er sich unterthan macht, die Übung der katholischen Religion frei beläßt, räumt er dadurch die Hindernisse vieler und mächtiger Feinde hinweg, und einigt sich sogar auch mit den katholischen Kurfürsten."

Die Ausführungen Mocenigos ergeben, daß dieser Staatsmann und demgemäß wahrscheinlich auch die ganze Signoria von Venedig in der irrthümlichen Anschauung lebten, welche der Schwedenkönig bei ihnen wünschte, und für welche er derartige wahrheitswidrige Bücher wie dasjenige des Genfer Professors Spanheim schreiben ließ.

Es geschah freilich auch, daß von Franzosen her den Schweden Zweifel in den Weg traten. So in Constantinopel von dem französischen Gesandten Marcheville gegenüber dem schwedischen Gesandten Paul Straßburg.[1] Es ist von Interesse zu vernehmen, wie der Letztere dabei sich verhielt. Über seinen Bericht von den Erfolgen des Schwedenkönigs redete Marcheville mit ihm sehr höflich, so jedoch, daß er wiederholt der Bekümmernis Ausdruck gab: es sei zu besorgen, daß dieser aus politischen Gründen für das Gemeinwohl der Könige und Fürsten unternommene Krieg endlich in einen Religionsstreit auslaufe, was für Spanien erwünscht sein würde. — „Daraus entnahm ich," schreibt dieser schwedische Gesandte, „daß die Jesuiten geschäftig seien, dem Gesandten dies einzuflößen, und daß es darauf ankomme, ihre Verleumdungen zu niederlegen. Um dies zu vollbringen, habe ich den höchsten Fleiß aufgewendet." Ob es ihm gelungen sei, sagt er nicht.

[1] Szilágyi 113.

Daß jedoch diese wahrheitswidrigen Bemühungen, einerseits des Schwedenkönigs und seiner Diener, andererseits des Cardinals Richelieu, für die Länder romanischer Zunge den Krieg des Schweden nicht als einen Religions-, sondern als einen politischen Krieg hinzustellen — daß diese Bemühungen auch in Frankreich ihre Erfolge hatten, ergibt sich augenfällig aus der späteren Besprechung des Paters Bougeant S. J. über den Vertrag von Bärwalde. „Obwohl," sagt[1] er, „dieser Krieg nur ein Staatenkrieg, ein rein politischer Krieg war: so lag doch Grund vor zur Besorgnis, daß er der Religion nachtheilig werden und man daher Ursache nehmen könnte, gegen Frankreich wegen der Betheiligung einen Vorwurf zu erheben. Darum nahm der König (von Frankreich), sowohl aus wahrhaftem Eifer, als um sich im voraus gegen derartige Vorwürfe sicher zu stellen, Bedacht darauf, den Vertrag mit aller möglichen Sicherheit für die Religion abzufassen. Es wurde ausdrücklich festgestellt, dem Kurfürsten von Bayern und den anderen katholischen Fürsten, wenn sie auch ihrerseits dazu geneigt wären, die Neutralität zu bewilligen. Weiter wurde bestimmt, daß der Schwedenkönig in den Städten, die er sich unterwürfe, keine Änderung in der Religion vornehmen, und daß er überall den Katholiken die freie Religionsübung gemäß den Gesetzen des Reiches belassen solle." So freilich stand es in dem Vertrage von Bärwalde, den jedoch der Schwede nicht hielt. „Demnach," fährt Bougeant fort, „darf man sagen, daß Frankreich, anstatt durch seinen Beitrag zum Kriege der Religion zu schaden, ihr nützliche Dienste leistete, weil es ihr Bürgschaft gegen die Unterdrückung gewährte." — Dies sind fast dieselben Worte, welche Richelieu einst seinem Gesandten Bautru in Madrid in den Mund gelegt[2]: L'assistance qu'on donnait au roi de Suède, conservait la religion en Allemagne, qui apparemment s'y fût perdue sans la considération du roi. — Diese Behauptung also des Richelieu war wie zum französischen Nationaleigenthume geworden. — Der Historiker Bougeant führt dann in seiner Rede weiter aus, daß Richelieu dabei das politische Ziel verfolgte, die katholischen Reichsfürsten von dem Kaiser loszureißen, und unter den Schutz des Königs von Frankreich zu ziehen. „So wußte der Cardinal Richelieu, während er nur für das Interesse der Religion bedacht zu sein schien, das Staatsinteresse Frankreichs zu fördern."

Die Darstellung dieses französischen Historikers gab in späterer

[1] Bougeant I, 247. [2] Mémoires VII, 221.

Zeit die Meinungen wieder, welche in seiner Zeit auch der Cardinal Richelieu mit Berufung auf den Vertrag von Bärwalde hatte verkünden lassen.

Aber glaubte Richelieu selber nach dem Verfahren des Schweden noch daran? Eine solche Meinung könnte ein Zeugnis sein für seine Ehrlichkeit, nicht für seinen Scharfblick. Wir haben bereits gesehen, daß Richelieu sich in den ersten Monaten 1632 über den Schwedenkönig keiner Täuschung mehr hingab. Indem er damals vor Ludwig XIII. die Gründe erörterte,[1] die gegen und die für den Schwedenkönig sprachen, führt er unter den ersteren auf: la crainte qu'on devait avoir qu'il portât ses armes en Italie contre le Saint-Siége, et ruinât absolument partout la religion catholique, comme on savait qu'il en avait dessein. — Schärfer hat wohl kaum ein Anderer über das letzte Ziel des Schweden sich ausgesprochen. Aber der Cardinal Richelieu war nicht zuerst Katholik, noch Diener der Kirche, sondern zuerst französischer Minister, oder, richtiger noch, der absolute Herr Frankreichs, der den Willen seines Königs in seiner Hand hatte wie weiches Wachs. Der Neid und der Haß gegen das Haus Oesterreich, der Wunsch es zu vernichten, war die dominierende Leidenschaft seiner Seele, und darum sah er bei der Leistungsfähigkeit des Schweden in dieser Richtung über das Andere hinweg, und ließ vor Frankreich und vor der übrigen Welt verkünden, daß der Schwede, weil gebunden durch den Vertrag von Bärwalde, einen Religionskrieg nicht führe.

Es ist daher nicht anders anzunehmen, als daß, wo die Mächte Frankreich und Venedig in diesem Sinne redeten, sie vielfach Glauben fanden, auch bei Katholiken, die misgestimmt waren gegen Spanien, namentlich in Italien und selbst in Rom.

18. Das spanisch-kaiserliche Bündnis vom 14. Februar 1632. Sendung des Cardinals Pazmany als kaiserlichen Botschafters an Urban VIII.

Bei dem Anwachsen der schwedischen Gefahr für den Bestand des Reiches zog der Kaiser Ferdinand II., vom Herbste des Jahres 1631, ein allgemeines Bündnis der Christenheit für die Erhaltung desselben gegen den Schwedenkönig in Erwägung. Bereits am 2. November 1631

[1] Mémoires VII, 38.

that er diese Absicht dem Kurfürsten Anselm Casimir von Mainz kund.[1] Das Bündnis, Monate lang zwischen den kaiserlichen Ministern und der spanischen Botschaft in Wien berathen, gedieh zum Abschlusse am 14. Februar 1632.[2] Das Bündnis stellte sich die Aufgabe, das H. R. Reich, nunmehr seit achthundert Jahren das erste der Christenheit, in seinem Bestande und seiner Würde zu erhalten, und zu diesem Zwecke den Schwedenkönig und dessen Anhänger im Reiche zu bekämpfen. Der Kaiser unterzeichnete persönlich, im Namen des Königs Philipp IV. von Spanien der Botschafter Cadareita und der Resident Bruneau. Nicht jedoch auf diese zwei Mächte sollte sich die Allianz beschränken: allen Königen, Fürsten und Republiken der Christenheit solle das Bündnis mit der Aufforderung zum Beitritte mitgetheilt werden, zunächst und vor allen Anderen dem gemeinsamen Vater der Christenheit, dem Papste Urban VIII. Als seinen Botschafter zu diesem Zwecke nach Rom ersah sich der Kaiser den Cardinal Pazmany, Primas von Ungarn.

Auf die Ankündigung des Auftrages antwortete[3] Pazmany, am 10. Februar: „Nach meiner Ansicht rührt alles Mistrauen und alle Zwietracht, alle Kriege zwischen den katholischen Mächten her aus der Einen Quelle, der Furcht vor der spanischen Macht, und entsprechend der kaiserlichen. Das Heilmittel dagegen wäre, daß der Papst alle katholischen Mächte zu einem Bündnisse zu einigen suchte, einerseits zur Ausrottung der Ketzerei, andererseits zur Austreibung der Türken aus Europa, mit gegenseitigem Eide der vertragenden Mächte unter einander sich nicht zu bekämpfen." — Der Kaiser acceptierte nicht diesen Vorschlag. „Es ist nicht an der Zeit," antwortete er, „jetzt, wo wir mit den Türken einigermaßen einen Frieden haben, und doch auch etliche nicht-katholische Fürsten zum Bündnisse mit uns zu bewegen hoffen — einen Plan solcher Art vorzuschlagen." Im Übrigen setze er sein Vertrauen auf Pazmany.

Der in der Herstellung der Kirche in Ungarn unermüdliche Primas hatte damals auf den Monat März eine Synode einberufen.[4] Dazu sprach er die Besorgnis aus, daß Mühe und Kosten der Reise nach Rom verloren sein würden. Aber der Kaiser beharrte. Er bezeichnete die Reise als durchaus nothwendig und sehr nützlich. Er ging weiter. Bei der Erschöpfung seiner Mittel bat er den Primas die Kosten der Reise

[1] Romana 1632. [2] Theatrum E. II, 593. Du Mont VII a, 30.

[3] Romana 1632. Die Antwort des Kaisers bei Miller II, 71.

[4] Katona XXXI, 517 sqq.

einstweilen auf sich zu nehmen. „Arm wie ich war," schreibt[1] Pazmany, „konnte ich doch dem besten Kaiser seinen Wunsch nicht abschlagen. Darum nahm ich die Mühe auf mich und auf meine Kosten. Der Kaiser drängte: ich möge nicht zaudern; denn die wachsende Gefahr fordere Eile. So machte ich mich bereit, binnen zehn Tagen aufzubrechen."

Der Kaiser, wie er schon zuvor durch seinen Botschafter Paul Savelli dem Papste Urban VIII. die Sendung Pazmanys angekündigt, stattete Pazmany aus mit einem warmen Creditive,[2] so wie mit einer Denkschrift,[3] die in kurzen Zügen den Verlauf des ganzen Krieges überblickt. Er hebt darin hervor, daß der Schwede nicht überall sofort mit der Austilgung der katholischen Religion beginne, sondern in seiner Arglist zuerst die Gemüther der Unvorsichtigen zu verstricken suche, bis er seine wahre Natur der Todesfeindschaft gegen die Kirche enthülle. Der Kaiser weist weiter darauf hin, daß die Vorschläge, die der Schwede neulich der Tagsatzung der schweizerischen Eidgenossen in Baden habe machen lassen, bereits seine Absicht des Einbruches auch in Italien ankündige. Am wenigsten möge der Papst auf diejenigen hören, welche die Welt glauben machen wollen, es könne in Deutschland ein Krieg zur Niederwerfung der Macht des Hauses Oesterreich geführt werden, ohne Schaden der Religion. Die Niederwerfung des Hauses Oesterreich in Deutschland würde gleichbedeutend sein mit dem Untergange der Kirche.

Bestimmter faßte sich die Aufgabe Pazmanys in die drei Puncte[4]: der Papst möge der erschöpften kaiserlichen Schatzkammer mit außerordentlichen Subsidien zu Hülfe kommen. Ferner möge der Papst den König Ludwig XIII. von Frankreich von dem Bündnisse mit dem Schweden abmahnen. Endlich möge der Papst dem Bündnisse zur Erhaltung des H. R. Reiches beitreten.

Am 19. Februar brach der Primas Pazmany mit einem Gefolge von achtundvierzig Personen von Preßburg auf. Die winterliche Zeit und die Ermüdung der Pferde verlangsamten die Reise, so daß erst am 28. März die Ankunft in Rom erfolgte. Inzwischen hatten dort die Dinge sich nicht günstiger gewendet.

Bereits im Februar meldete[5] Paul Savelli wiederholt, daß der Papst Urban VIII. sehr unmuthig sei über die Reden des spanischen Botschafters Cardinal Borgia gegen die Lauheit des Papstes gegenüber

[1] A. a. O. 520. [2] Katona XXXI, 520. Miller II, 68.
[3] Miller II, 57. [4] Katona XXXI, 519. [5] Romana 1632.

dem Verlaufe der Dinge in Deutschland. In einer Audienz der Brüder Paul und Friedrich Savelli, am 28. Februar, redete Urban VIII. viel von den schweren Ausgaben, welche ihm die Angelegenheit des Valtellin, dann der mantuanische Krieg verursacht. Es lag darin die Andeutung, daß er auf ein Verlangen des Kaisers nach neuen Subsidien gegen den Schweden nicht eingehen werde. Dies bestätigte ihnen nachher sein Neffe, der Cardinal Barberini. Der Papst erklärte, daß er eine Defensiv-Liga der italienischen Fürsten wünsche, zur Abwehr auch des Schwedenkönigs. Dieser aber, wie er vernehme, wolle nunmehr seine Waffen gegen Artois wenden. — Dieser letzte Irrthum des Papstes Urban VIII. kann nur französischen Ursprunges sein. — Er setzte endlich hinzu, daß Frankreich im Besitze Pinerolos ihm von dort her den Frieden Italiens verbürge.

Dies ablehnende Verhalten des Papstes bewog den Cardinal Borgia, einen ungewöhnlichen Schritt zu thun, zu welchem er jedoch dem Wortlaute nach von seinem Könige ermächtigt war, wie er auch später für das Geschehene das volle Lob des Königs erhielt.[1] Nachdem er, am 8. März, im vollen Consistorium des Papstes und der Cardinäle zuerst spanische Angelegenheiten vorgebracht, redete er weiter mit den Worten[2]: „Sobald der katholische König die Verschwörung aller Häretiker mit dem Schwedenkönige, so wie die Niederlagen der Katholiken in Deutschland erfahren, hat er gemäß dem Beispiele seiner Vorfahren, welche, weil sie lieber für die Religion als für ihre Herrschaft kämpften, dadurch ihm seinen ruhmvollen Titel erworben haben, alle Gedanken und Mühen dahin gewendet, daß er einer so großen Gefahr sofort begegnen möge. Darum hat er, mit Hintansetzung seiner Interessen in Indien, in Italien, in Belgien, in Spanien, dem Kaiser eine große Summe Geldes zugeschickt und seinen Truppen aus Belgien Widerstand gegen den Schweden befohlen. Während er unterdessen in seinen Königreichen eine größere Hülfe vorbereitete und zugleich erwog, daß die von allen Seiten her zusammen wirkenden Waffen der Häretiker nicht wohl anders als durch die Gemeinsamkeit auch der katholischen Waffen abgewehrt werden können, hat er sich an Se. Heiligkeit als den gemeinsamen Vater gewendet, und mit höchstem Verlangen demüthig gebeten, daß Se. Heiligkeit nicht bloß mit Darbringung eigener Mittel zu Hülfe komme, sondern auch, was gewichtiger, alle katholischen Fürsten und Völker hinweise auf die Gefahr, und sie ernstlich mahne, die Sache der Religion gegen diese Bedrohung

---

[1] Miller II, 113. [2] Der Wortlaut bei Gregorovius 123.

mit der Anspannung aller Kräfte zu vertheidigen, und daß Se. Heiligkeit sich in apostolischer Sorgfalt als den Nachfolger der heiligen und ruhmreichen Vorgänger erweise, die ihr apostolisches Wort gleich einer Posaune haben erschallen lassen, um für den Schutz und die Förderung des christlichen Gemeinwohles Bündnisse zu errichten. Daß Se. Heiligkeit vermöge Ihrer Einsicht und Frömmigkeit dies in besonderer Weise leisten würden, durfte Se. Majestät mit Recht erwarten. Allein weil das Übel von Tag zu Tag sich steigert und Se. Heiligkeit dennoch zaudert —"

Bei diesem Worte fuhr der Papst empor und gebot dem Redner Schweigen. Borgia jedoch nach einigem Stocken vollendete den Satz, daß ihm der König geboten in seinem Namen dies in der hohen Versammlung vorzubringen. Erregter noch als zuvor gebot der Papst abermals Schweigen, mit den weiteren Worten: „In welcher Eigenschaft reden Sie? Wenn als Botschafter, so ist hier nicht der Ort; wenn als Cardinal, so haben Sie hier nicht zu reden ohne vorherige Erlaubnis." — Borgia entgegnete, daß er geredet habe als der Botschafter des katholischen Königs, als Mitprotector von Spanien, und als Cardinal in der Sache Gottes, und daß, da Se. Heiligkeit ihm zu schweigen geböte, seine Schrift für ihn reden würde. Bei diesen Worten trat er näher und legte die Schrift zu den Füßen des Papstes nieder. Urban VIII. nahm sie auf.

Die verschiedenen Berichte[1] lassen erkennen, welche ungemeine Erregung die Mitglieder der Versammlung durchzuckte, für und wider. Mehrere der Cardinäle fügten dem Gebote des Papstes für Borgia zu schweigen, ihren Zuruf hinzu; andere entgegneten, daß Borgia im Namen des Königs von Spanien rede. — Die Erregung der Gemüther in Folge dieser Scene ließ nicht so bald nach, zumal da der Papst wiederholt sich über jenes Auftreten Borgias beschwerte. Die kaiserlich Gesinnten gaben sich der Hoffnung hin, daß die Ankunft Pazmanys den Papst beschwichtigen werde.[2] Der Papst dagegen faßte den Entschluß,[3] drei außerordentliche Nuntien auszusenden, an den Kaiser und an die zwei Könige von Spanien und von Frankreich. Auf die Mittheilung erwiederte Savelli dem Cardinal Barberini, dem Neffen des Papstes: das sei nicht das rechte Mittel. Dem Kaiser berichtete er, daß er nun nicht mehr an eine stärkere Hülfe des Papstes glaube. Dieser dagegen berief ein Con-

[1] Mehrere derselben in Romana 1632, und bei Gregorovius 123 uf.

[2] Gregorovius 131. Savellis Bericht vom 13. März.

[3] Romana 1632. Bericht Savellis vom 20. März.

sistorium, um seinen Entschluß mitzutheilen. Er begann mit einer Anrede, die wie eine Antwort auf diejenige des Cardinals Borgia vom 8. erschien, jedoch so rasch, daß zwölf Cardinäle zu spät kamen, unter ihnen auch Borgia.[1]

Unterdessen nahete der Cardinal Pazmany heran und traf am 28. März in Rom ein.[2] Sechszig Sechsspänner von Cardinälen und anderen vornehmen Römern holten ihn ein und geleiteten ihn bis zum päpstlichen Palaste. Nachdem er seine Reisekleidung bei dem Cardinale Barberini geändert, führte ihn dieser sofort über eine Geheimtreppe zu den päpstlichen Zimmern. Nach dreimaliger Kniebeugung trat Pazmany heran zum Kusse des Fußes, der Hand, des Gesichtes, und sprach dann, zum Sitzen geheißen, mit bedecktem Haupte seine Begrüßung, zugleich im Namen des Kaisers und des Königs von Ungarn. Der Papst nahm sie freundlichst entgegen. Es war nicht die Absicht des Cardinals, in dieser ersten Audienz ein Wort über Deutschland zu reden; aber der Papst selber, indem er sein väterliches Wohlwollen für den Kaiser aussprach, äußerte zugleich seine Meinung, daß doch nunmehr die Fortschritte des Feindes in Deutschland langsamer gingen. Pazmany entgegnete: ein Stillstand solcher Art sei dem freien Tage eines Tertianfieber-Kranken zu vergleichen: der Feind, trotzend auf seinen Erfolg, werde seine Siege unablässig fortsetzen. Er gab in wenigen Worten einen Überblick seit Breitenfeld. Der Papst sprach seine Verwunderung aus. Der Feind sei demnach wie geflogen, oder doch wenigstens eher gereist als nach Kriegesweise vorgegangen. Es scheine ihm, daß die deutschen Städte allzu wenig fest und gegen einen Angriff verwahrt, weil der Feind auch in diejenigen, die mit stärkerer Besatzung versehen, leicht den Zugang gefunden.

Damit brach der Papst ab und entließ Pazmany mit der Mahnung sich zu pflegen. Der 3. April ward angesetzt zum Empfange des Cardinalshutes, welchen Pazmany noch nicht besaß. Die Ceremonie ward vollzogen in feierlichster Weise, und dann die erste Audienz auf den 6. April angesetzt.

„Nachdem ich," berichtet[3] Pazmany, „im Namen des Kaisers und des Königs von Ungarn die Begrüßung ausgesprochen, überreichte ich

[1] A. a. O. Bericht vom 3. April.

[2] Der eigene Bericht Pazmanys, zum Theile bei Katona XXXI, 521, ausführlicher bei Miller II, 127. [3] Miller II, 130.

mein Creditiv. Als ich dann meine Rede begann, unterbrach Se. Heiligkeit mich mit der Frage, ob in dem Creditive der Kaiser mich als seinen Legaten (Botschafter) bezeichne. ‚Wenn dies,‘ fügte der Papst hinzu, ‚so werden wir das Schreiben nicht öffnen; denn es ist unter der Würde eines Cardinals, eine Botschaft von einem Anderen als dem apostolischen Stuhle auf sich zu nehmen, weil ja die Cardinäle Königen gleich geachtet werden.‘ — Ich erwiederte, daß es doch auch Fälle gebe, wo Cardinäle als Botschafter von Königen, geschweige denn des römischen Kaisers, fungiert hätten. — Ich wolle jedoch nicht in eine weitere Erörterung dessen eingehen, sondern, nachdem Se. Heiligkeit erklärt, der Kaiser habe nur schreiben dürfen, mir einige Geschäfte aufgetragen zu haben, antwortete ich: es sei meine Absicht, diese vom Kaiser empfangenen Aufträge Sr. Heiligkeit darzulegen.“

„Also begann ich meinen Vortrag. Se. Heiligkeit vernahm ihn schweigend, bis ich erwähnte, daß der Kurfürst von Sachsen sich an den Unruhen betheiligt wegen des Restitutions-Edictes, welches Se. Heiligkeit gelobt habe. Hier fiel der Papst sehr erregt ein mit den Worten: er habe das Edict nicht gelobt. Vielmehr habe er im Consistorium, wie die Protokolle beweisen können, sich über das Edict so unbestimmt ausgesprochen, daß eher daraus hervorgehe, er habe, wenn er auch die Frömmigkeit und den Eifer des Kaisers gelobt, doch das Edict nicht gut geheißen. Wenn die Secretäre in der Abfassung der Breven weiter gegangen, so sei das nicht in seinem Sinne geschehen. — Er fügte hinzu, daß aus den wieder gewonnenen Kirchengütern denjenigen, welchen sie mit Recht zukämen, nichts wieder gegeben sei, sondern daß die Häupter alles für sich genommen, und daß vielleicht jetzt Gott dies strafe.“

„Da mir,“ fährt Pazmany fort, „aus meiner Instruction Thatsächliches darüber nicht weiter zu Gebote stand, unterließ ich jegliches Eingehen darauf, und fuhr in meinem Vortrage fort.“

„Der Kaiser weiß sehr wohl, daß es an Persönlichkeiten nicht fehlt, die, durch ihre Leidenschaft des Hasses irre geleitet, selber meinen und auch Anderen einzureden sich bemühen: der Krieg in Deutschland sei ein lediglich politischer Krieg, und habe mit der Religion nichts zu thun, oder was dasselbe ist, der Krieg bezwecke nur die Macht des Hauses Oesterreich zu brechen, ohne Schaden der Religion. Das wird lediglich zu dem Zwecke vorgegeben, damit diejenigen, welche der gemeinsamen Sache helfen könnten und sollten, zu müssigen Zuschauern gemacht werden. Wer jedoch den Ursprung und den Fortschritt dieses Krieges,

und namentlich das Verhalten des Schwedenkönigs selber überdenkt, wird leicht zur Klarheit darüber kommen, daß dies eine Fiction ist, daß es sich dagegen wahrlich um die Ausrottung der katholischen Religion handelt.“ Pazmany legte dann das Verfahren des Schweden in den Stiftern Würzburg und Mainz an Einzelheiten dar.

„Se. Heiligkeit,“ berichtet weiter Pazmany, „vernahm meinen Vortrag schweigend, bis ich an die drei Bitten kam, die ich im Namen des Kaisers vorzubringen hatte. Dann erhob sich der Papst und schritt zum Schreibtische, um, wie er sagte, diese Puncte zu notieren. Der Darlegung des Thatsächlichen bedürfe er nicht, weil auch er über Deutschland seine sicheren Berichte habe, aus denen er noch mehr wisse. Ich erwiederte, daß ich alles was ich gesagt, auch in Schrift bei mir trage, und es hiermit überreiche. Der Papst nahm das Schriftstück, warf den Blick darauf, ergriff dann die Feder und strich das Wort legatus (Botschafter) durch. Das sei eben so viel, sagte er, wie wenn diese Bezeichnung nicht da stünde.“

„Ich fuhr dann fort, die drei Bitten darzulegen. Auf den ersten Punct, die Bitte um Subsidien, wandte der Papst ein die Höhe der Schulden des apostolischen Stuhles, die Menge der Ausgaben für arme Völker, die für den Krieg in Italien aufgewendeten Kosten, und die bereits früher für Deutschland geleisteten Beträge. — Auf den zweiten Punct, die Abmahnung des Königs von Frankreich von dem Bündnisse mit dem Schweden, erwiederte der Papst: er habe sich dafür bereits viel bemüht und seinem Nuntius in Frankreich aufgetragen, dem kaiserlichen Gesandten darin zur Seite zu stehen. Mit erhobener Stimme betheuerte er dann nochmals, er habe sich in dieser Sache viel bemüht.“

„Auf meine Darlegung des dritten Punctes, daß dies Bündnis nur gegen die Verstörer des H. R. Reiches gerichtet sein solle, fiel der Papst ein: ‚Und was geschieht, wenn einer der Bundesgenossen den anderen überfällt?‘ — Ich antwortete, daß in den Artikeln des Bündnisses dem vorgebeugt, und daß alle solche Besorgnisse am besten zerstreut würden durch die Betheiligung Sr. Heiligkeit. — Nachdem der Papst alles angehört hatte, betheuerte er abermals seine Zuneigung für den Kaiser und versprach alles in Erwägung zu ziehen.“

„Dann wandte sich der Papst zu der Protestation des Cardinals Borgia, mit starker Beschwerde, daß dieser im Consistorium sich jenen Angriff auf ihn herausgenommen. Er erörterte das weiter. Indem so

der Papst selber die Gelegenheit gab, bat ich darüber etwas sagen zu dürfen."

„Ich versicherte zunächst, daß ich weder mit Vorwissen, noch auf Befehl des Kaisers, noch auf Rath eines anderen Menschen in dieser Sache etwas vorbringen würde, sondern als Cardinal, hauptsächlich darum, weil ich durch meinen Cardinals-Eid mich als dazu verpflichtet ansehe."

„Ich habe," fuhr Pazmany fort, „die im Namen des Königs von Spanien geschehene Protestation fleißig erwogen, und halte dafür, daß sie nicht ohne gewichtige Ursache, noch auch ohne Rücksicht auf die schweren Consequenzen erhoben worden ist, besonders von einer so bedächtigen Nation her, welche schwere Angelegenheiten reiflich zu erwägen pflegt. Indem die Protestation die Ursache der gegenwärtigen Verwickelungen Ewr. Heiligkeit beimißt, scheinen mir die Worte nicht auf eine bloße Unterlassung zu deuten, wie wenn ein Steuermann im Sturme sein Schiff nicht lenkt, sondern auf eine Mitwirkung, wie wenn Ew. Heiligkeit durch ein geheimes Verständnis zu den gegenwärtigen Gefahren beitrügen. Obwohl mir die Geheimnisse der Höfe nicht bekannt, so darf ich doch aus verschiedenen Combinationen annehmen, daß Viele der Meinung sind, es bestehe zwischen Ewr. Heiligkeit und dem Könige von Frankreich irgend ein geheimes Einverständnis, welches auf eine Gefahr für das Haus Oesterreich abziele. Ich gedenke dabei, daß der Cardinal Bagny, während er als apostolischer Nuntius das Bündnis zwischen dem Kurfürsten von Bayern und dem Könige von Frankreich betrieb, mit ausdrücklichen Worten geschrieben hat: es sei der Wunsch Sr. Heiligkeit, daß die kaiserliche Würde vom Hause Oesterreich ab und auf Bayern komme. Eine Abschrift dessen habe ich mit eigenen Augen gesehen. Ferner habe ich die Artikel eines Bündnisses zwischen Frankreich, Savoyen und Anderen gesehen, zur Zeit des Angriffes auf Genua vor einigen Jahren. Darin wurde bei der Vertheilung der dem Könige von Spanien in Italien gehörigen Länder das Königreich Neapel dem apostolischen Stuhle zugewiesen. Dann erinnere ich mich anderer Gerüchte, aus welchen verschiedener Verdacht entkeimte. Ja auch die Bemühungen Ewr. Heiligkeit Ihre Städte zu befestigen, Waffen und Kriegsgeräth mit vielen Kosten anzuschaffen, wird von Vielen als Vorbedeutung eines schweren Krieges ausgelegt. Es fehlt nicht an Persönlichkeiten, welche die im Geheimen

[1] Außer dem fortlaufenden Berichte bei Miller II. 133 hat Pazmany über diesen Theil der Unterredung noch eine Secreta Relatio geschrieben, bei Miller II, 149. Diese schalte ich hier ein.

gesprochenen Worte weiter tragen, welche daraus eine Zuneigung für Frankreich und für Savoyen folgern, welche bei Glück und Unglück des Hauses Oesterreich aus den Mienen und Worten Trauer oder Freude heraus deuten. Die Hauptsache ist, daß kaum etwas im Geheimen geschehen kann, was nicht mit der Zeit den hohen Häuptern bekannt wird. Und daher rührt endlich die allgemeine Meinung der Menschen, daß der Ausgang des Krieges in Deutschland zu schweren Erschütterungen Anlaß geben werde."

„Demgemäß habe ich gebeten, daß Se. Heiligkeit die Ursachen zum Verdachte vermeiden, mit dem Könige von Spanien sich versöhnen und die Consequenzen der Protestation Borgias abschneiden wolle. Das einzige Mittel dazu sei das Eingehen auf das von mir angetragene Bündnis. In diesem Falle würde ich es auf mich nehmen, daß durch die Vermittelung des Kaisers Liebe und Vertrauen hergestellt werden. — Auch habe ich nicht unterlassen, die Gefahren und die Ärgernisse vorzustellen, wenn — was Gott verhüte — der Papst sich durch französische Versprechungen verleiten ließe, einen Anlaß zum Bruche zu geben."

„Der Papst, sehr verwirrt, antwortete, daß vieles geredet werde, jedoch sich nichts durch ein authentisches Schriftstück beweisen lasse. Dann heftig auflodernd sprach er gar viel, und legte mir endlich Schweigen auf, unter den in der Bulle Leos X. angedroheten Strafen. Auch werde ich Niemandem jemals wieder sagen, was ich da vernommen."

Man sieht, diese Vorstellungen Pazmanys bei Urban VIII. betreffen nicht mehr bloß Deutschland, sondern die gesammte damalige Christenheit. Und darum mögen, zur Klarstellung des Sachverhaltes, hier sofort die gleichzeitigen Worte eines anderen Mannes folgen, dessen Trachten in der Einwirkung auf den Papst Urban VIII. zu den Bemühungen Pazmanys in scharfem Gegensatze stand. Es ist der französische Minister Richelieu, selber wie Pazmany, Cardinal der Kirche.

Auf die Kunde der Protestation des Cardinals Borgia im Consistorium vom 8. März, so wie des weiteren Verlaufes, richtete der Cardinal Richelieu an den Papst Urban VIII., am 20. April, das folgende Schreiben.[1]

„Heiligster Vater. Während die Frömmigkeit des Königs sich schwer betroffen fühlt durch das Unglück, welches die Kirche in der Theilung und der Zwietracht der christlichen Fürsten erleidet, hat Se. M.

[1] Avenel IV, 284. Der Auszug in Mémoires VII, 27 ist abgeschwächt.

noch ein besonderes Misfallen empfunden an dem übelen Auftreten einiger spanischen Minister wider Ew. Heiligkeit und an dem geringen Respecte eines derjenigen, die zunächst verpflichtet sind, Ew. Heiligkeit zu ehren. Nicht genug kann ich mein Erstaunen darüber ausdrücken, daß er sich so weit vergessen, Klagen und noch weniger schickliche Redensarten vorzubringen, anstatt der Lobeserhebungen und demüthigen Dankesbezeugungen, welche der besonderen Güte und Umsicht der Regierung Ewr. Heiligkeit gebühren."

„Ew. Heiligkeit haben so klar dargethan, immer die Ruhe der Christenheit zu wünschen und die Differenzen beilegen zu wollen, welche sie stören könnten, daß Niemand, der nicht von Leidenschaft verblendet, verkennen kann, daß Sie nichts unterlassen haben, was einem so guten Endzwecke dienen kann. Wenn unter denen, welche diese Wahrheit anerkennen müssen, Einige das Gegentheil behaupten wollen, so sieht Jedermann klar, daß nur ihr Eigennutz ihnen die Augen vor der Gerechtigkeit verschließt und ihnen den Mund öffnet, um wider das Zeugnis ihres eigenen Gewissens zu reden. Es scheint, daß mit Gottes Zulassung seit einiger Zeit in dieser Art Manches geschehen sei, damit Ew. Heiligkeit neue Zeugnisse von dem Eifer des frömmsten und größten Fürsten der Christenheit empfangen, der es sich immer zum besonderen Ruhme schätzen wird, alle Ihre Interessen zu umfassen, und sich an den Mühen und guten Entschlüssen betheiligen will, die Ew. Heiligkeit für den Fortschritt der Religion und die Sicherung der allgemeinen Ruhe immer dargethan haben. Dafür glaubt der König nicht wenig beizutragen, indem er die Deferenz zu erkennen gibt, die man dem Heiligen Stuhle schuldig ist, so wie diejenige, welche in besonderer Weise der Person eines durch seine seltenen Tugenden so hervorragenden Papstes gebührt."

„Was mich betrifft, Heiligster Vater, so würde ich mich der Ehren, die ich in der Kirche habe, so wie der Gnaden, deren ich mich von einem Fürsten erfreue, an dessen Dienst ich mit aller Art des Respectes verkettet bin, durchaus unwürdig erachten, wenn nicht auch ich eifrigst die Ruhe ersehnte, die Ew. Heiligkeit und Se. Majestät mit solchem Eifer für die Christenheit erstreben, und die bisher nur von denen gestört wird, welche danach trachten Ihnen beiden immer entgegen zu sein. Ich hoffe, daß Gott mehr und mehr diese Wahrheit der ganzen Welt zu erkennen geben, und daß Ew. Heiligkeit Grund haben werden beizustimmen, daß, so wie der König immer bereit ist, alles was er vermag, für die Ehre Gottes, das Wohl der Kirche und den allgemeinen Frieden aufzuwenden,

er auch keine Gelegenheit versäumen wird, Ihnen Beweise der aufrichtigen Zuneigung zu geben, welche er für die Interessen Ihres Hauses hegt. Diesen werde auch ich, seinen Intentionen und den Verdiensten Ewr. Heiligkeit entsprechend, immer treu verbunden sein."

Erwägen wir, daß dies Schreiben abgefaßt ist in derselben Zeit, wo Richelieu unter den Gründen für oder wider den Schwedenkönig einmal hervorhob[1]: la crainte qu' on devait avoir qu' il portât ses armes en Italie contre le Saint-Siége, et ruinât absolument partout la religion catholique, comme on savait qu' il en avait dessein — und daß dann dennoch in ihm seine Herrschsucht und der von derselben unzertrennliche Haß wider das Haus Österreich überwog zu Gunsten des Schwedenkönigs: so tritt uns die Verlogenheit seines Schmeichelbriefes um so klarer entgegen. Demnach sollte auch dieser Brief einem Grundgedanken seiner Politik dienen, der Todesfeindschaft wider das Haus Österreich. Seine eigentliche Absicht gab Richelieu am selben Tage brieflich dem Cardinale Bagny bestimmter zu erkennen. „Mein Rath ist," schreibt[2] er, „daß Se. Heiligkeit gegen die Insolenz des Borgia eine gute und starke Resolution fassen möge. Es heißt, daß der Papst entschlossen ist, alle diese spanischen Herren in ihre Residenzen zu schicken. Nach meiner Ansicht wird er wohl daran thun, weil das ein Schritt, an dem er mit Zustimmung der ganzen Welt festhalten kann. Allein man darf eine solche Sache nicht anfangen als mit dem Entschlusse sie durchzuführen, welchen Widerspruch und Widerstand man immer dabei finde. Durch dieses Mittel wird der Papst sich frei machen von den Widerwärtigkeiten, die Spanien, um ihn zu Tode zu ärgern, zur Zeit ihm bereitet, und wenn, von jetzt an in vielleicht zehn Jahren, Gott über seine Person verfügte, so wären alle diese Feinde außerhalb Roms, und folglich außer Stande seinem Hause zu schaden. Ich bitte Sie, Sr. Heiligkeit und dem Cardinal Barberini die Zuneigung kund zu thun, die ich immer haben werde für alles was sie angeht."

Es ist nicht erforderlich, die Tragweite dieser letzten Andeutungen des Richelieu zu erörtern, weil aus ihnen eine Thatsache nicht reifte. Es kommt nur darauf an, seine damalige Absicht zu constatieren, wie sie aus seinen Worten sich ergibt. Fassen wir diese kurz zusammen, so ist es der Zweck des Richelieu, den offenen Bruch des Papstes Urban VIII. mit dem Könige Philipp IV. von Spanien herbeizuführen, also das

[1] Mémoires VII, 38. [2] Avenel IV, 283.

Schisma. Wenn der Papst Urban VIII. dahin sich verleiten ließ, so kam er unabwendbar nicht, wie er oft gefürchtet, unter den Druck der spanischen, sondern der französischen Politik.

Diese Absicht ging nicht in Erfüllung. Der Papst Urban VIII. war weniger französisch gesinnt als Richelieu meinte oder ihn zu stimmen suchte. Er war andererseits weniger kaiserlich gesinnt als Pazmany meinte von ihm hoffen zu dürfen und zu müssen.

Die Differenz über den Titel eines Botschafters setzte sich in Worten fort: praktisch war sie für die Thätigkeit Pazmanys kein Hindernis.[1] Im Principe dieser Sache trat der Kaiser für seinen Botschafter ein, und eben so in der Angelegenheit des Restitutions-Edictes. Er sandte ihm Abschriften derjenigen Actenstücke zu, in welchen der Papst das Edict nicht bloß gebilligt, sondern höchlich gelobt hatte, so wie der Correspondenz über die Verwendung. „Aus welchem Allem zur Genüge sich ergibt, was auf den Einwurf des Papstes zu entgegnen ist.“[2]

Allein wenn auch derartige Behauptungen, zu denen der Unmuth des Papstes weniger gegen den Kaiser als gegen Spanien ihn fortgerissen, sich als unhaltbar erwiesen: so gelang es doch auch nicht ihn völlig umzustimmen. „Ich sehe,“ schreibt[3] Pazmany, „daß man besonders darauf hinarbeitet, indem man wenig gewährt, viel daraus zu machen.“ „Freilich aber ist es auch gewis,“ fügt er dann hinzu, „daß Großes nicht geleistet werden kann, weil bei dem Papste der Entschluß feststeht, den im Castelle St. Angelo verwahrten Schatz nicht anzugreifen.“

Am 24. April erhielt Pazmany abermals eine lange Audienz.[4] Er legte in ausführlicher Rede aus dem Verhalten des Schwedenkönigs die Absicht dar, die katholische Religion in Deutschland zu unterdrücken. Diese Gefahr aber betreffe nicht bloß Deutschland allein, sondern im Falle der Niederlage des kaiserlichen Heeres bedrohe dasselbe Unheil die gesammte Christenheit. Pazmany wies hin auf den Fall von Donauwörth, vom 5. April, welcher dem gierigen Schweden den Weg nach Bayern eröffne. Quocirca paternam Sanctitatis V^ae^ providentiam

---

[1] Romana 1632. Bericht vom 24. April: Difficultate illa de Legatione objecta, ego nihil retardatus, perinde negocia M^tis^ V^ae^, et cum S. S^te^ et cum Em^mis^ Cardinalibus tractavi ac antea.

[2] Miller II, 90: ex quibus affatim ad hanc objectionem quid respondeatur, suppetet.

[3] A. a. O. II, 76. [4] Bericht vom 24. April in Romana 1632.

ac opportuna auxilia Christianae provinciae desiderant. Ego quoque Sanctitatem Vestram humillime obtestor, misereatur tantam populi Christiani cladem. Et pro quorum conservatione vita ipsa profundenda est pastoris, nedum Ecclesiarum thesauri erogandi, eos in tempore sublevet, ne, si non in tempore adhibeantur remedia, ratio apud Deum omissae diligentiae reddi debeat.

Mit blutigen Thränen, sagte weiter Pazmany, sei die Nachricht zu beklagen, die er für gewis eben erhalte, daß der allerchristlichste König dem Schweden im nächsten Monate eine Million Livres zahlen wolle, und eben so viel nach Ablauf des Sommers. Er wisse ferner, sagte er, daß der Papst Bedacht nehme auf künftige Gefahren; besser aber doch sei es hinweg zu sehen über eine ungewisse künftige Gefahr, und statt dessen das in der Gegenwart drohende Verderben ins Auge zu fassen.

Dann hob Pazmany noch einen besonderen Umstand hervor. Der Palatin von Ungarn melde ihm: ein schwedischer Abgesandter sei bei dem Fürsten Rakoczy in Siebenbürgen gewesen, und dann nach einigen Verhandlungen dort weiter nach Constantinopel gegangen, um für jenen calvinischen Fürsten die Hülfe der Türken wider den Kaiser und die Katholiken in Ungarn zu erbitten. Bereits rege es sich im häretischen Theile des ungarischen Adels, der aus Haß gegen die katholische Religion lieber das türkische Joch auf sich nehme, um jene zu vernichten. „Es bittet mich daher der Palatin von Ungarn, daß ich im Namen der katholischen ungarischen Nation zu den Füßen Ewr. Heiligkeit ersuche und flehe, daß bei diesem schwierigen nnd gefährlichen Stande der Dinge Ew. Heiligkeit dem Kaiser zu Hülfe kommen wolle. Denn das Schicksal von Deutschland zieht auch dasjenige von Ungarn, die Erhaltung oder den Untergang nach sich. Die Gefahr ist nicht mehr fern, weil bereits eine Menge Häretiker zu den Waffen greift."

Die Antwort des Papstes war jedoch bereits schriftlich aufgesetzt. Sie betraf die drei Puncte, welche Pazmany zu Anfang formuliert hatte. Der Papst verlas sie. In Betreff des Verlangens von Subsidien könne der Papst, bei der eigenen finanziellen Bedrängnis, über die bisher bewilligten Beträge hinaus nichts geben. Diese jedoch wolle er fortsetzen. — Der Papst werde auch ferner, wie er bisher gethan, den König von Frankreich eindringlich ermahnen, daß er nicht durch ein Bündnis die Macht der Häretiker steigere. — Auf das zwischen dem Kaiser und dem

Könige von Spanien geschlossene Bündnis endlich könne der Papst aus vielen Gründen sich nicht einlassen. — Mit dieser Mittheilung durch Verlesen mußte Pazmany sich begnügen: eine Abschrift erhielt er nicht.

Dagegen schickte ihm der Papst den Cardinal-Staatssecretär Azollini zur weiteren Darlegung der Gründe gegen den Beitritt zu dem Bündnisse. Es sei der feste Wille des Papstes niemals mit einem katholischen Fürsten in Krieg zu gerathen: ein Beitritt zu dem Bündnisse aber könne diese Consequenz ihm auferlegen. Dagegen können an dem Bündnisse auch häretische Mächte Theil nehmen, mit denen doch der Papst sich niemals einlassen dürfe, wie etwa um den der Kirche feindseligen Passauer Vertrag zu vertheidigen. Allerdings habe der Papst den Regensburger Frieden vermittelt, nicht jedoch für die Erhaltung desselben eine Bürgschaft auf sich genommen. Wenn Frankreich das dem Herzoge von Savoyen genommene Pinerolo nicht zurückgebe, so trage nicht der Papst die Schuld. Mit den Graubündtnern als Häretikern wolle der Papst in Betreff der Alpenpässe nicht in Beziehung treten. Weil für den Eintritt des Papstes in das Bündnis kein anderes Motiv vorliege, als daß er Subsidien zahlen solle, er aber zu den Subsidien, wenn er es vermöge, auch ohne Bündnis erbötig sei: so falle jeder Grund hinweg. Auch sei es endlich nicht der Brauch, ein fertiges Bündnis mitzutheilen und den Beitritt zu verlangen, sondern ein solches Bündnis gehe aus gemeinsamer Berathung hervor. Zu einer solchen werde der Papst erbötig sein.

Pazmany antwortete: der Kaiser habe den Artikeln des Bündnisses zugestimmt, weil die vorhandene Gefahr einen Verzug nicht leide. Der Kaiser zweifele nicht, daß gegen den Schwedenkönig der Papst alles aufbieten werde. Da ferner der Kaiser unter den Königen der erste Sohn der Kirche und zugleich der Schirmvogt derselben sei, und wiederum die päpstliche Autorität in vielfacher Weise gestützt werde durch die Mühewaltung des Kaisers, so hoffe dieser sicherlich, der Papst werde die Gelegenheit ergreifen, sich um das Reich wohl verdient zu machen. Andererseits auch möge der Papst bedenken, welches Ärgernis entstehe, wenn er in dieser schweren Gefahr Deutschland preis gebe.

Unterdessen trafen die Nachrichten ein von dem schweren Unglücke, das über Bayern gekommen, vom Tode Tillys, von der Übergabe Augsburgs, von dem Brande des Bayerlandes. Der Papst und mit ihm sein Neffe, der Cardinal Barberini, hatten sich auf das Castell Gandolfo

zurückgezogen. Dahin richtete[1] Pazmany, am 8. Mai, ein Schreiben an Barberini. „Aus zuverlässigem Berichte," schreibt er, „weiß ich, daß nirgends anderswo bisher der Feind seinen Sieg mit solcher Grausamkeit misbraucht hat wie in Bayern. Es schaudert mich zu gedenken, welche abscheuliche Brutalitäten jenes katholische Volk ob des Hasses des Schweden gegen die katholische Religion erdulden muß. Auch bisher schon ist aus dem Verfahren des Schweden ersichtlich, daß er nicht bloß darauf ausgeht, die Macht des Hauses Österreich in Deutschland zu drücken, sondern vielmehr alle katholischen Fürsten, ob geistlich, ob weltlich, aufzureiben, ja von Grund aus zu vernichten. Dies wird zur Evidenz dargethan durch seinen Einmarsch in Bayern. Zugleich zeigt diese Vergewaltigung Bayerns, wie wenig über den Schweden die Autorität oder die Macht des Königs von Frankreich vermöge. Denn in den Artikeln des bayerisch-französischen Bündnisses vom 8. Mai 1631 ist ausdrücklich bestimmt, daß Bayern von jeder feindlichen Invasion frei bleiben, und dafür ihm die Hülfe Frankreichs bereit stehen soll: nun lehren die Thatsachen, daß alles anders ist."

Am 13. Mai begab sich Pazmany selber nach dem Castell Gandolfo, um dort noch einen abermaligen Versuch zu machen. „Dort," schreibt[2] er am 16., „habe ich vorgestern und gestern mit Sr. Heiligkeit und dem Cardinal Barberini sehr ausführlich geredet. Ich habe das für Italien bevorstehende Unheil, den bereits gegenwärtigen Jammer des christlichen Volkes, mit allem mir möglichen Nachdrucke der Worte dargelegt. Ja, ich habe darauf hingewiesen, daß mit dem Aufgebote aller Kraft das Ärgernis der Völker, der Untergang der Religion abgewendet werden müsse. Allein ich habe nichts Anderes erlangt als zuvor, daß es nicht am Willen mangele, sondern an Mitteln des erschöpften Schatzes."

Unterdessen entsandte der Papst, wie er dies zuvor verkündet, an den Kaiser den außerordentlichen Nuntius Grimaldi. Das Breve vom 17. April, welches Grimaldi überbrachte, enthielt die Worte[3]: Consulemus semper rationibus Majestatis Tuae, quae praeliatur in Germanicis castris praelia Dei ad exarmandam perfidiam atque impietatem. Quare nihil intentatum relinquimus quod esse possit tantae causae salutare. — Grimaldi überbrachte daher auch die Geld-Bewilligungen des Papstes, die jedoch jenen Worten kaum entsprachen.

[1] Romana 1632. [2] Miller II, 98. [3] Romana 1632.

Sie flossen aus einem Zehnten in Italien. Nach der Angabe[1] Pazmanys hatte derselbe in Friedenszeiten betragen 200,000 Scudi, damals also, nach dem mantuanischen Kriege, weniger. Mit berechnet aber waren darin die 10,000 Scudi monatlich, die der Papst schon bisher theils dem Kaiser, theils der Liga zahlte. — Wenn also die ganze Summe vollständig war, so betrug sie nur erst zwei Drittel der Brandschatzung, welche damals der Schwedenkönig allein von der Stadt München forderte.

Noch einmal machte Pazmany einen Versuch in dieser Sache. Die Worte Urbans VIII. schienen ihm günstiger als zuvor. Dann jedoch erfolgte im Namen des Papstes ein Schriftstück, welches Pazmany charakterisiert mit den Worten[2]: Scriptum involutum, ambiguum, verbis tantum copiosum cum admiratione legi.

Die Gerüchte jener Zeiten wußten sogar von wohlgefälligen Worten des Papstes Urban VIII. für den Schwedenkönig zu erzählen, und solche Worte sind, wie es zu geschehen pflegt, dann auch in deutsche Geschichtsbücher[3] übergegangen. Wie diese Gerüchte der äußeren Zeugnisse ermangeln, so sind sie innerlich höchst unwahrscheinlich. Es ist immerhin möglich, daß auch in Rom, wie es in Venedig geschah, Manche sich täuschen ließen durch die Behauptungen Richelieus und seiner Diener, daß die französische Politik durch ihr Bündnis mit dem Schweden die Religion in Deutschland sicher gestellt habe. Und ferner ist es möglich, daß der Verdruß über den mantuanischen Krieg und die Nachwehen desselben manchen Römern das Unglück der kaiserlichen Waffen als eine Vergeltung erscheinen ließ. Aber von einer solchen Meinung bis zu einer Freude über die Waffen des Schweden an sich selber ist immer noch ein sehr weiter Schritt. Pazmany hat sowohl zu dem Papste, als über den Papst zu dem Kaiser scharf genug geredet: irgend eine Andeutung einer geneigten Gesinnung Urbans VIII. für den Schwedenkönig ist aus seinen Worten nicht zu entnehmen.

Unzweifelhaft aber auch hatte der Erfolg der Mühen Pazmanys in Rom seinen und des Kaisers Wünschen und Hoffnungen nicht entsprochen. Zu Ende Mai brach er von Rom zur Heimkehr auf.

---

[1] Miller II, 99.

[2] A. a. O. 113.

[3] Söltl III, 295. Ähnlich Ranke, Päpste II, 560. Gregorovius 69. Vgl. dagegen Pieper in den hist. pol. Blättern Bd. 94, 483 ff.

Geringere Aussicht noch als bei dem Papste hatte die Werbung um den Beitritt zu dem Bündnisse bei Ludwig XIII.[1] Der Graf Schwarzenberg, der im Namen des Kaisers in Paris den Antrag vorbrachte, erhielt zur Antwort eine Fülle von Reden, die günstig erscheinen konnten, und dann eine Reihe von Einwänden. Es sei wider Vernunft und Herkommen, sagte man, daß eine Aufforderung ergehe einem Bündnisse beizutreten, welches, ohne Befragung des allerchristlichsten Königs, zwischen dem Kaiser und dem Könige von Spanien abgeschlossen sei. In dem Bündnisse werde von den Königen nur der katholische König genannt. Es sei kein Grund ersichtlich, warum in dem Bündnisse der Regensburger Friedensschluß genannt werde, und nicht auch derjenige von Chierasco, der doch die Schwierigkeiten des ersteren geebnet habe, während in Betreff beider Verträge gesagt werden müsse, daß weder der eine noch der andere für den eigentlichen Zweck, die Bekämpfung des Schwedenkönigs, eine Bedeutung habe. Endlich schließe die Bedingung der Allianz, das dem Reiche Entrissene wieder zu gewinnen, einen neuen Quell furchtbarer Kriege in sich.

Auf diese französische Antwort vom 14. April entwickelte sich dennoch ein weiterer Schriftwechsel. Die Höflichkeit Ludwigs XIII. ging so weit, daß er in einem Handschreiben vom 11. Juli den Eifer und die Bemühungen des Kaisers um die Herstellung des Friedens anerkannte, eben dasselbe Lob aber auch für sich in Anspruch nahm.[2] Der Kurfürst Maximilian dagegen, der um jene Correspondenz nicht wußte, berichtete[3] in jener Zeit dem Könige Ludwig XIII.: der Gesandte La Grange aux Ormes habe offen erklärt: sein König wolle zur Zeit keinen allgemeinen Frieden in Deutschland, und habe darum ihn geschickt einen solchen zu hindern. „Daß diese Worte des Gesandten," fügt Maximilian hinzu, „der Gesinnung und dem Auftrage Ewr. M. nicht entsprechen, das anzunehmen zwingt mich die hohe Meinung, die ich von der Tugend und Gerechtigkeit Ewr. M. habe."

Die Thatsachen bewiesen, daß der Gesandte La Grange nicht die Unwahrheit geredet hatte. Um so weniger war auf einen Beitritt Ludwigs XIII. zu jener Allianz zu rechnen.

[1] Relatio summaria etc. [2] A. a. O.

[3] Bavarica 1631/2: Professus est, R^m V^m M^tem nolle generalem pacem in Germania hoc tempore conciliari, et ideo ad illam impediendam sese missum esse. Hoc ab eo dictum praeter mentem et mandatum V^ae M^tis me credere cogit ea quam habeo de virtute et justitia illius summa existimatio.

Bei dem Könige Carl I. von England brachte der spanische Resident Necolalde den Antrag zum Beitritte vor.[1] Der König antwortete selber mündlich und hernach durch den Großschatzmeister: die Allianz erscheine ihm ein geeignetes Mittel den allgemeinen Frieden herzustellen. Er selber jedoch lebe in Frieden, stehe mit dem Könige von Schweden in guter Correspondenz, habe in Deutschland keine Besitzungen, um deren willen er sich bewogen fände beizutreten. Wenn jedoch der Pfalzgraf Friedrich, um dessen willen er alles thue, hergestellt werde, so sei er zu einer engeren Verbindung mit dem Hause Österreich willig und bereit. — Eben dasselbe wiederholte Carl I. in einem Handschreiben, vom 29. August, an den Kaiser. — Die Bedingung war unerfüllbar.

Nur die Herzöge in Italien betheuerten ihre Neigung und ihren guten Willen, entschuldigten sich jedoch mit ihrer bedrängten Lage.

Welche Hoffnungen also immer der römische Kaiser Ferdinand II. und der König Philipp IV. auf diese Allianz gesetzt haben mochten: der Erfolg war sehr gering. Zur selben Zeit bemühete sich auch der Schwedenkönig um Allianzen. Wir haben von Pazmany zu Urban VIII. die Worte vernommen, mit denen er hinwies auf die von Osten her aufsteigenden, zunächst Ungarn bedrohenden Wolken. Dahin also haben wir unsere Blicke zu richten.

19. Der schwedische Gesandte Paul Straßburg bei Georg Rakoczy und bei der Pforte.

Nach dem kinderlosen Tode des Bethlen Gabor von Siebenbürgen im Jahre 1629 sollte seine Witwe, die brandenburgische Prinzessin Katharina, mit türkischer Gutheißung seine Nachfolgerin sein. Allein vom Beginne an erwuchs ihr, bei ihrer Hinneigung zur katholischen Kirche, eine starke Gegenpartei.[2] Die Fürstin, selber schwankend und übel berathen, vermochte sich dagegen nicht zu halten. Ein Landtag in Klausenburg erwählte den Ungar Georg Rakoczy zum Fürsten. Katharina ward hinausgedrängt nach Tokay. Vom Januar 1631 an begann die Herrschaft des Georg Rakoczy.[3] Der Sultan erkannte ihn an. Der Palatin Esterhazy, im Namen des Kaisers, ließ geschehen, was er nicht

[1] Relatio summaria etc.

[2] Katona XXXI, 427. Zinkeisen IV, 465. Am ausführlichsten über die ganze Sache der Bericht Straßburgs bei Szilágyi, Georg Rákóczy 46.

[3] Katona XXXI, 463.

ändern konnte. Dagegen versprach[1] ihm Georg Rakoczy in bündigster Weise, die Türken und die Tartaren nicht wider den Kaiser zu erregen.

Katharina hatte wiederholt ihren Bruder Georg Wilhelm von Brandenburg und durch diesen ihren Schwager, den Schwedenkönig, um Hülfe gebeten. Gustav Adolf ging darauf ein, sich für seine Schwägerin zu verwenden, so jedoch daß an die Sendung zu Gunsten von Katharina sich ungleich weiter gehende Entwürfe knüpften.

Am 29. April/9. Mai 1631 entsandte er von Frankfurt a./O. aus an Georg Rakoczy seinen Rath Paul Straßburg, mit einem gewichtigen Schreiben.[2] „Da uns nicht bekannt," heißt es darin, „aus welchen Gründen unsere Schwester, die Witwe des Fürsten von Siebenbürgen, Katharina, geborene Markgräfin von Brandenburg, von der Regierung entfernt worden: so haben wir unseren Rath Paul Straßburg entsendet, damit er den Stand der Dinge erforsche und nach Thunlichkeit unserer Schwester helfe. Indem wir aber wissen, daß jenes Fürstenthum unter der Oberhoheit der leuchtenden[3] Pforte steht, haben wir unserem Gesandten ferner befohlen, sich dahin zu begeben, und, so weit die Verhältnisse gestatten, dort zu erwirken, daß auf unsere Schwester gerechte Rücksicht genommen werde. Auch die Autorität Ewr. Erlaucht ist so groß und gewichtig, daß Ihre Verwendung die Sache der Fürstin aufrecht halten könnte. Deshalb bitten wir Ew. Erlaucht recht dringend, daß, so viel es ohne Nachtheil der ottomanischen Staatsgewalt geschehen kann, Sie uns zuliebe sich dahin bemühen, daß unsere Schwester von unserer Fürsprache Trost und Nutzen zu verspüren habe." So die Verwendung Gustav Adolfs für seine Schwägerin bei demjenigen, der sie vertrieben hatte, als Einleitung[4] für den wichtigeren Theil der Mission des Straßburg. Dieser lautet: „Wenn inzwischen, nach Maßgabe der jetzigen gefährlichen durch die Umtriebe unserer gemeinsamen Feinde verwirrten Zeiten, außerdem etwas der gemeinsamen Sache Dienliches zur Sprache kommt, wie es entweder unser Gesandter vorbringt, oder Ew. Erlaucht uns mitzutheilen für gut erachten: so mögen Sie es ihm sicher anvertrauen, so wie auch wir ihm eingebunden haben, daß er, was dienen kann unsere Freundschaft mit der leuchtenden Pforte zu befestigen, und den gemeinsamen Nutzen bezweckt, mit Ewr. Erlaucht vertraulich erwägen solle."

[1] A. a. O. 487. [2] Katona XXXI, 475.
[3] Fulgida Porta, eine in jener Zeit häufige Bezeichnung.
[4] A a. O. 498.

Die Worte deuten an, daß für die Sendung des Paul Straßburg auch Rakoczy nur eine Mittelstufe war, daß sie wesentlich gerichtet war an die Pforte selber. Nach dem Brauche der Zeiten jedoch durfte sich der Pforte ein Gesandter nur mit Geschenken in der Hand nahen. Wiederum aber konnte Straßburg zunächst nach Ungarn nur über polnisches Gebiet gelangen. Durch Polen schwedische Geschenke für den Türken zu tragen, war unmöglich. — Dazu verzog sich der Aufbruch Straßburgs durch eine Krankheit für Monate lang. Erst im November 1631 brach er von Elbing auf.[1]

Der polnische Kanzler Zadzik, obwohl nicht ohne Verdacht in Betreff des eigentlichen Zieles, gestattete dem Straßburg die Reise durch Polen nach Ungarn, so jedoch daß er ihn durch eine bewaffnete Mannschaft geleiten ließ. Der Führer derselben sprach in trunkenem Muthe offen aus, daß man wohl wisse, was Polen von einer Freundschaft des Schweden mit den Türken zu befahren habe.[2] Dennoch verlief die Reise ohne eine eigentliche Gefahr für Straßburg. Am Weihnachtsfeste 1631 stand er auf ungarischem Boden. Es scheint freilich, daß er den Ungarn, über die er ein scharfes Urtheil fällt,[3] kaum mehr getraut habe als den Polen. Straßburg reichte den Ständen ein nachdrückliches Schreiben[4] zu Gunsten Katharinas ein. Im Beginne Februar 1632 traf er in Weißenburg ein, wo Rakoczy ihn mit hohen Ehren empfing. Allein weder die Unterhandlungen über Katharina, noch diejenigen über ein Bündnis des Rakoczy mit dem Schwedenkönige gediehen zu einem Abschlusse. „Er stellte nicht so wohl Bedingungen," meldet[5] Straßburg, „als daß er Gesetze vorschreiben wollte." Rakoczy versicherte[6] jedoch dem Schwedenkönige direct seine Bereitwilligkeit, und versprach, nach der Wiederkehr des Straßburg von Constantinopel mit ihm abzuschließen.

Nach seiner Ankunft in Siebenbürgen hatte Paul Straßburg dem holländischen Gesandten Cornelius Haga und dem Patriarchen Cyrillus in Constantinopel, an welche zwei hauptsächlich er gewiesen war, die Bitte kund gethan, bei der Pforte zu erwirken, daß er als Gesandter des Schwedenkönigs nach Constantinopel kommen dürfe. Zwar bringe

[1] Von hier an liegt zu Grunde Straßburgs Relation von 1634 für die Königin Christine von Schweden, bei Szilágyi 83.

[2] A. a. O. 89.

[3] A. a. O. 96: ab origine sua Ungaros fuisse gentem natura proditricem consideravi. [4] Monumenta Hungariae historica XXI, 1.

[5] A. a. O. 99. [6] A. a. O. 40.

er nicht, nach üblicher Weise, Geschenke mit sich, weil er seine Reise durch theils geradezu feindliches, theils unsicheres Land habe machen müssen. Dagegen trage er bei sich Handschreiben des Königs an den Sultan und an die hohen Wesire. In Constantinopel möge man erwägen, daß bei dem Ruhme und Glanze der schwedischen Waffen die Freundschaft keines anderen europäischen Königs für die hohe Pforte so gewichtig sei wie die des Schweden. — Auf den Bericht dessen bei dem Großwesir Redscheb Pascha erhielt Haga die Antwort, daß der schwedische Gesandte auch ohne Geschenke willkommen sein werde. Am 25. Februar traf diese Antwort in Weißenburg ein.

In den ersten Tagen des Monates März brach Straßburg von Kronstadt auf. Es fragt sich also um die damaligen Meinungen in Constantinopel.

Die Bemühungen des Schwedenkönigs, im Jahre 1631, durch das Angebot von 150.000 Rthlrn. die Tartaren gegen den Kaiser in die Waffen zu bringen, waren fehl geschlagen, weil die Pforte, die in ihrem Kampfe gegen Persien der Tartaren bedurfte, ihnen die Erlaubnis zu einem anderen Kriegeszuge verweigerte.[2] Im Laufe des Jahres gelangten dann nach Constantinopel namentlich über Siebenbürgen die Nachrichten von den Fortschritten des Schweden im Reiche, noch dazu mit Übertreibungen, wie sie den Absichten des Georg Rakoczy entsprechen mochten. Tilly, hieß es,[3] sei gefallen, Wallenstein rebellisch und im Bunde mit dem Schweden, der Kaiser nach Graz geflüchtet, Ungarn, weil es sich gegen den Schweden nicht vertheidigen könne, bereit sich ihm zu ergeben: der Sturz des Kaisers stehe bevor. So im Januar 1632. — Der kaiserliche Resident Schmidt eilte von einem vornehmen Türken zu dem anderen, um diese Gerüchte zu bekämpfen. Er suchte einen Freund des Mufti auf, und begann seine Rede mit Übertreibung gegen Übertreibung. „Weil der Schwedenkönig," sagte er, „von der Macht des Herzogs von Lothringen sein Verderben fürchtet, so setzt er seine Hoffnungen auf die Türkei und sucht sie zum Bruche mit dem Kaiser zu bewegen. Darum hat er an Rakoczy, der in der Religion mit ihm verwandt, einen Agenten geschickt, um durch diesen für den Bruch zu wirken. Er verspricht dem Rakoczy große Dinge, dies und jenes, will

[1] A. a. O. 105, 127.
[2] Turcica 1631. Bericht des Residenten Schmidt vom 17. Mai.
[3] Turcica 1632. Vom 20. Januar 1632.

ihn, wenn er selber für sich seinen Zweck erreicht, zum unabhängigen Fürsten machen, so völlig frei, daß auch die Pforte nicht wagen soll, in Zukunft von ihm den Tribut zu verlangen, den er bisher bezahlt hat." — In dieser Weise setzte Schmidt seine Rede fort. — Der Türke erwiederte, daß allerdings über die Siege des Schweden viele Gerüchte im Umlaufe seien, und daß Rakoczy scheine dem Bethlen Gabor nachahmen zu wollen. Die Pforte werde jedoch nicht gestatten, daß etwas zum Nachtheile des Friedens mit dem Kaiser geschehe. Der Türke führte den Residenten dann zum Mufti selber. An diesen richtete Schmidt seine Rede mit den Worten: „Ihnen als dem Ausleger und höchsten Diener der Gesetze lege ich die Frage vor, ob es einem Kaiser, der bei Gott und seinen Propheten und Heiligen die Beobachtung des Friedens geschworen hat, erlaubt sein kann den Frieden zu brechen, sobald er die Gelegenheit als günstig ansieht, von dem Bruche einen Vortheil für sich zu erlangen?" — „Nein," antwortete der Mufti, „das darf nicht sein, sondern ein Jeder ist verpflichtet seine Eide zu halten. Eine Gewisheit, daß wir nicht die Absicht haben, den Frieden zu brechen, habt Ihr daran, daß die Ottomanen nur aus gerechtem Grunde Krieg führen, nicht aus ungerechtem. Jedes Mal wo Ihr uns einen solchen Anlaß gebt, werden wir Euch offen sagen, daß wir Euere Freundschaft nicht mehr wollen. Im Übrigen denkt doch nicht, daß wir unsererseits den Frieden mit Euch dem Könige von Schweden zuliebe brechen würden. Er ist ein uns fremder Fürst, wir kennen ihn nicht, wissen nicht was er ist. Es kann ja geschehen, daß, wenn er uns zu nahe kommt, wir selber genöthigt wären, zur Deckung unserer Grenzen bei Buda ein Heer aufzustellen."

Diese Frage schien bereits zur Sprache gekommen zu sein. Denn ein anderer türkischer Minister antwortete[1] dem Residenten: wenn der Schwedenkönig allzu nahe komme oder sich zum Kaiser mache, so wisse er nicht, ob dann nicht die Türken unvermeidlich mit ihm in Krieg gerathen, oder einen neuen Frieden mit ihm schließen würden, unter anderen Bedingungen als denen mit dem dermaligen Kaiser. — Die Türken riethen, der Kaiser möge den Palatin Esterhazy anweisen, die Fürstin Katharina nicht in dem Besitze von Tokay zu schützen, weil dies der Paß von Ungarn nach Siebenbürgen, und darum bei den Siebenbürgen die Besorgnis rege erhalten werde, daß Katharina als geborene deutsche Fürstin deutsche Truppen zur Hülfe für sie herbeirufen könne.

---

[1] A. a. O.

In diesem Falle würde die Pforte den Siebenbürgen zu Hülfe kommen müssen.

Einige Tage später, am 31. Januar, traf[1] Schmidt den Mortesa Pascha in Scutari. Dieser versicherte abermals: die Pforte werde gegen die geschlossenen Capitulationen nichts vornehmen. Er selber habe sie dem Sultan Murad vorgelesen und dessen Zustimmung erhalten, so wie auch des jetzigen Großwesirs Redscheb und des Mufti. Schmidt versetzte: es sei von dem Schwedenkönige her ein Gesandter auf dem Wege, Paul Straßburg, mit dem Auftrage, die Freundschaft der Pforte mit dem Kaiser zu schwächen. Mortesa Pascha erwiederte: wenn gleich ein schwedischer Gesandter herkomme, so thue das dem Frieden keinen Eintrag. Die leuchtende Pforte stehe offen für Jedermann: kein Gesandter eines Königs, er komme woher er wolle, dürfe ungehört abgewiesen werden.

Unterdessen trafen im Februar und März immer wieder neue Meldungen von den Fortschritten des Schweden ein, eifrig verbreitet von dem Siebenbürgen Todolaghi und dem Holländer Cornelius Haga. „Das Geschrei," schreibt[2] Schmidt im März, „von den Siegen des Schweden ist laut bei Groß und Klein. Kommt der Gesandte, so werden die Türken das Anerbieten der schwedischen Freundschaft gern annehmen, zumal wo es unterstützt wird von Frankreich, Venedig, Holland, Siebenbürgen. Alle diese Gesandten bringen Geschenke dar, und ich stehe mit leeren Händen. Ich habe keine Nachricht, gräme mich bis in die Seele, daß ich so verlassen bin. Die Couriere, die ich aussende, kehren nicht wieder. Ich bitte um meine Abberufung." — Dennoch harrte der treue Mann aus.

Am 6. April begaben sich der Holländer Haga und der Siebenbürge Todolaghi von der Stadt aus dem Gesandten Straßburg entgegen.[3] Es galt sonst der Brauch, daß die Gesandten fremder Könige in feierlichem Aufzuge eingeholt wurden. Davon wurde in diesem Falle abgesehen, einmal weil die kurz vorher geschehene Empörung der Janitscharen in Constantinopel noch nachzitterte, dann, weil es unerhört war, daß ein Gesandter nicht Geschenke mit sich brachte. Am 8. April zog Straßburg in der Stille ein, und erhielt als Wohnung den Palast des Fürsten der Moldau zugewiesen. Dort ließen sofort die Gesandten von

[1] A. a. O. [2] Turcica 1632. Vom 10. und 28. März.
[3] Szilágyi 105.

Frankreich, England, Holland, dann auch der Venetianer und der Patriarch Cyrillus ihn begrüßen. Dieser letztere stand damals und für lange Jahre als Schwedenfreund in Constantinopel voran.

Wegen der Feiertage verschob sich die Audienz des Schweden bei dem Großwesir Redscheb Pascha bis zum 15. April. In diesem Würdenträger, dem der Mufti, Namens Hussein Effendi, zur Seite saß, fand Straßburg einen, wie er meldet,[1] „ingrimmigen Feind der Spanier und des Hauses Österreich, unserer Partei in wunderbarer Weise zugethan, so daß nichts ihm erfreulicher war als von mir die Siege und Fortschritte des Königs zu vernehmen." Straßburg berichtet ausführlich, wie sehr diese türkischen Würdenträger ihn geehrt. Einer derselben stellte die Frage, unter welchem Himmelsstriche das schwedische Königreich gelegen, wie weit es sich erstrecke. Straßburg ersuchte um einen Erdglobus. Auf diesem zeigte er dann, daß die Jurisdiction und Herrschaft seines Königs zur Zeit sich erstrecke von Lappland bis nach Straßburg im Elsaß. Der Türke, fügt[2] er hinzu, hanc amplitudinem vehementer admirabatur.

„Von dem Anbringen des Gesandten Straßburg," meldet[3] Schmidt, am 25. April, „habe ich nur so viel erfahren können, daß der Schwede mit der Pforte Frieden und Freundschaft aufrichten will. Jedoch sagt man mir auch, der Schwede erbiete sich, wenn er in Ungarn komme, die zwischen Ewr. K. M. und der Pforte aufgerichteten Capitulationen zu beobachten, und begehre ferner die Bewilligung eine Großbotschaft hierher zu senden." — Bestimmter heißt es in Hammers Geschichte der Osmanen[4]: „Paul Straßburg versprach die Aufrechthaltung der Capitulationen, wenn der König von Schweden Ungarns Krone auf sein Haupt setzte." Der letztere Gedanke stimmt zu den Worten, welche einige Monate zuvor der schwedische Gesandte Russel an den polnischen Reichstag gerichtet hatte.

Straßburg hatte einen unermüdlichen Gegner an dem kaiserlichen Residenten Schmidt.[5] Dieser legte dem Mufti wie dem Großwesir seine Beweise vor, daß die Schweden Correspondenz unterhielten mit dem Patriarchen Cyrillus, so wie mit den in Constantinopel sehr gefürchteten

[1] A. a. O. 107. [2] A. a. O. 110. [3] Turcica 1632.
[4] Hammer III, 129.
[5] Die Berichte Schmidts vom 27. April und 6. Mai, in Turcica 1632.

Kosaken. Der Mufti räumte ein, daß es ihm lieber gewesen sei, der Schwede wäre nicht gekommen. Aber der Eine wie der Andere zog sich zurück auf den Satz: die leuchtende Pforte stehe offen für Jedermann.

Gewichtiger als die Betheuerungen des Großwesirs war für den Residenten seine eigene Beobachtung. „Ich bin doch der Meinung," schreibt er, „daß die Türken anjetzo nicht leichtlich etwas werden anfangen. Denn in diesem Reiche sind große Unordnungen. Die Miliz leistet keinen Gehorsam. Der neue Rebell in Anatolien macht viel zu thun. Auch wissen die Türken nicht, wie es in diesem Jahre mit Persien ablaufen wird."

Dieselben Erwägungen, nur noch ungleich eingehender, machte der schwedische Gesandte Straßburg. In seiner Schlußrelation überblickt er die Geschichte der Türken in den letzten Jahrzehnten.[1] Er erörtert die Kämpfe mit dem Schah Abbas von Persien, das schwere Ringen um den Besitz von Babylon. Es ist ja wiederholt in unserer Geschichtsdarstellung zur Sprache gekommen, daß dieser Schah Abbas, den ob seiner Einsicht, seines weiten Blickes, seiner Kraft und seines Glückes auch Paul Straßburg den ersten Fürsten jener Zeit zuzählt, durch seinen Kampf gegen die Türken der natürliche Bundesgenosse des Kaisers und des Reiches war. Auch mit seinem Tode erlosch der Krieg zwischen der Türkei und Persien nicht, sondern loderte oftmals für die erstere Macht sehr gefährlich immer aufs neue empor. Dazu entbrannten die häufigen Rebellionen. Daher kam auch Straßburg, wie einige Jahre vor ihm der Engländer Roe, aus der lebendigen Anschauung der Dinge zu dem Urtheile: es sei zum Verwundern, daß nicht längst dieses weite Reich, zumal bei der Schwäche seiner Lenker, in sich zusammen gebrochen sei.

Dennoch machte er seine Versuche, namentlich bei dem Großwesir Redscheb und dem Mufti.[2] Er begann mit der Sache der Fürstin Katharina, und lenkte von da aus über zu der Stellung des Schwedenkönigs. „Ich erzählte ihnen," schreibt er, „von des Königs großen Thaten, von den erhabenen Geistes- und Körpergaben, von der bewunderungswürdigen Lage und Sicherheit der schwedischen Königreiche, von deren Macht, Streitkräften und Ausdehnung, von der langen Dauer der Kriege, insbesondere von den letzten Expeditionen in Livland, Preußen,

[1] Szilágyi 115. [2] A. a. O. 121.

Deutschland, von der Lage und Beschaffenheit der Länder und der Kriegsbefähigung der Völker. Das vernahmen diese vornehmen, nach Neuigkeiten überaus begierigen Türken mit besonderem Wohlgefallen und Bewunderung. Nebenher trachtete ich fleißig zu erforschen, ob die Umstände bei den Türken so beschaffen, daß[1] sie bei noch währendem persischem Kriege auch Europa angreifen und dem Kaiser Ferdinand oder dem Polenkönige Sigismund zu thun geben könnten. Dabei fand ich, daß diesen Barbaren die Bewegungen im Westen überaus besorglich und verdächtig erschienen, weil sie nämlich fürchten, daß zwischen den christlichen Völkern ein Friede zu Stande komme und dann die ganze Last des Krieges sich auf sie heranwälze. Und da sie wissen, daß die europäischen Soldaten an Waffenübung und Kampfesweise den ihrigen weit überlegen sind, so wollen sie ihre Streitigkeiten mit den Oesterreichern lieber auf jegliche Weise hinzerren, als ihnen offen den Krieg ansagen. Nicht weniger auch bemühen sie sich einen Krieg mit den Polen zu vermeiden, welche, weil seit der Niederlage Osmans in beständiger Kriegsübung und Erfahrung geblieben, ihnen als überlegen gelten. Denn obwohl Murad selber, von unglaublichem Hasse gegen die Polen erfüllt, Rache wider sie brütet: so sind doch die hauptsächlichen Wesire jeder Unternehmung gegen Europa sehr abgeneigt, und treten, mit der Hervorhebung der Wichtigkeit des persischen Krieges, jeglichem Versuche des Sultans in jener Richtung entgegen. Bei ihnen steht es unerschütterlich fest, daß Babylon wieder gewonnen werden müsse und vorher weder Friede noch Stillstand mit dem Schah von Persien eingegangen werden dürfe."

Der Bericht des Paul Straßburg zeigt, daß der Schwedenkönig Gustav Adolf eben so wie alle seine Vorgänger, von den böhmischen Rebellen und ihrem Pseudo-Könige Friedrich an, die Türken über Westeuropa heranzuziehen suchte, und daß ihm dabei als die zwei hauptsächlichen Hindernisse entgegen standen erstlich die Besorgnis der Türken, daß doch endlich einmal wieder das geschehen könne, was seit Gregor VII. alle Päpste erstrebt, daß das gesammte christliche Abendland sich solidarisch fühlen würde wider sie — dann die eigene Verwickelung der Türken mit den Persern.

Obwohl demgemäß, nach dem eigenen Berichte des Paul Straßburg, er bald erkennen mußte, daß der eigentliche Zweck seiner Sendung,

[1] A. a. O. 122: ut durante bello Persico Europam quoque aggredi et Ferdinando Caesari aut Sigismundo Polonorum regi negotium facessere possint.

das Eintreten der Türken für den Schwedenkönig, in unerreichbarer Ferne lag, so steigerte sich doch, namentlich unter der Einwirkung des viel geltenden Holländers Haga, die Höflichkeit der Türken vor dem schwedischen Gesandten. Ungeachtet der Gegenbemühungen[1] des Residenten Schmidt, seines Hinweises auf den Frieden mit dem Kaiser, ward Straßburg am 2. Mai zur Audienz vor den Sultan Murad geführt. Er beschreibt[2] ausführlich die bei dieser Audienz entwickelte Pracht, namentlich auch die Person des 27jährigen Sultans. „Er hat ein volles Gesicht, funkelnde dunkelbraune Augen, kurzen Nacken und breite Schultern, untersetzten Körper von gedrungenem Gliederbau, zeigt sich namentlich im Reiten behend und ausdauernd. Dabei ist er lebhaft, hochfahrend, grausam, rachgierig, sehr reizbar, dem weiblichen Geschlechte übermäßig ergeben, hartnäckig, ehrgeizig, heuchlerisch, habgierig, von gutem Gedächtnisse, reifer Überlegung und eindringendem Urtheile." — Der Großwesir bot dem Sultan das Handschreiben des Schwedenkönigs dar, und gab in der üblichen Redeweise dem Gesandten die Antwort, daß die Freundschaft des Schwedenkönigs dem Sultan immer sehr angenehm sein werde.

Wie richtig indessen der schwedische Gesandte in jener Charakteristik einige Züge des jungen Sultans getroffen, bewährte sich nach wenigen Tagen an demselben Großwesir.[3] Dieser stand, wie es schien, in so hoher Gunst, daß der Sultan ihm eine seiner Schwestern verlobte, nach der Ansicht des Holländers Haga, um ihn irre zu führen.[4] Nachdem der Großwesir am 17. seinen Vortrag bei dem Sultan gehalten und dann heimgekehrt war, wurde er binnen einer Stunde wieder gerufen. Im Serail ließ der Sultan ihm das Reichssiegel nehmen und darauf befehlen, sein letztes Gebet zu sprechen. Dann ward er erdrosselt und die Leiche auf den Platz vor dem Divan geworfen. Dort holten die Diener sie ab und begruben sie in Scutari. Das unerhört große Vermögen des Gestorbenen, welches man auf fünf Millionen Ducaten schätzte, ward für den Sultan confisciert. Nach dem Berichte des Holländers Haga[5] war Redscheb Pascha das Haupt einer Partei gewesen, die den Sultan vom Throne stürzen wollte, und deren Plan nur der Mufti vereitelt hatte.

[1] Bericht vom 6. Mai. [2] Szilágyi 112.

[3] Übereinstimmend in Schmidts Berichte vom 24. Mai, in Brieven van Cornelis Haga 395.

[4] A. a. O.: om hem te abuseeren. [5] A. a. O. 396.

Es fragt sich um die Folgen des Ministerwechsels für die schwedischen Anträge.[1] Als Paul Straßburg und Cornelius Haga vor dem neuen Großwesir Mehemed erschienen, eröffnete ihnen dieser: die Pforte lasse es bei der Antwort bewenden, die vorher Redscheb Pascha gegeben. Der Sultan acceptiere das Anerbieten der Freundschaft des Schwedenkönigs, wolle sich aber in dessen Krieg nicht mischen. Er habe mit dem Kaiser Frieden und Verträge aufgerichtet, und könne ohne Ursache wider dieselben nicht handeln. — Der Großwesir theilte diese seine Antwort auch dem Residenten Schmidt mit.

Williger als die Häupter der Türken war auch dies Mal der Chan der Tartaren. Ein Jesuitenpater, der bis dahin unter den Tartaren gewirkt, und auf Befehl des Chans dessen Antworten an den Schwedenkönig lateinisch abgefaßt hatte, erschien im Mai in Constantinopel bei dem Residenten Schmidt. Dieser meldete[2]: „Der Pater erzählt mir, die Tartaren seien sehr geneigt und würden mit Freuden fortziehen. Es liege nur daran, daß Schweden die versprochene Summe Geldes übermache und ihnen den Paß durch Siebenbürgen zuwege bringe. Dagegen hoffe ich, der Schwede werde dabei große Schwierigkeiten finden. Ich werde bei dem jetzigen Großwesir nachdrücklich anhalten, daß er an den Chan der Tartaren ein scharfes Schreiben erlasse; denn ohne Erlaubnis der Pforte darf der Chan nichts vornehmen."

Einige Tage später brachte[3] Schmidt die Sache bei dem Großwesir zur Sprache. „Vor Allem," meldet er, „habe ich die schriftliche Antwort des Tartarenchans an den Schwedenkönig angezogen, in welcher der erstere gegen die Erlegung einer Summe Geldes 24,000 Tartaren durch Siebenbürgen hinzusenden verspricht, und habe um wirkliche Ab- und Einstellung eifrig angehalten. — Der Großwesir gab zum Bescheid: er habe zwar zuvor vernommen, daß der Schwede den Chan um die Sendung von Tartaren ersucht, aber nicht gehört, daß ihm etwas bewilligt sei, weil die Pforte mit dem Kaiser in Frieden stehe. Es könne nicht sein, daß der Chan ohne Consens der Pforte dergleichen thun dürfe. — Nachdem ich aber zum anderen Male repetiert: der Kaiser habe aus Moskau, wo der schwedische Gesandte mit einem tartarischen durchgereist, gewisse besondere Nachrichten empfangen, und mir Befehl geschickt, dieselben

[1] Schmidts Bericht vom 24. Mai.
[2] Turcica 1632. Bericht vom 24. Mai.
[3] Turcica 1632. Bericht vom 8. Juni.

an der Pforte ernstlichst zu urgieren, hat mir der Großwesir zugesagt, er wolle dem Chan deswegen zuschreiben, damit er sich hüte, dem Schweden eine Hülfe wider den Kaiser zu schicken. Ich möge mich dessen nicht weiter anfechten lassen; denn er wolle gewislich Abhülfe schaffen."

Nach den Worten dieses Großwesirs Mehemed Pascha ergab es sich noch weiter, daß der Wechsel im Ministerium nicht zum Vortheile des Schweden gereiche. Redscheb, sagte Mehemed, habe den Schweden Straßburg nach Constantinopel gebracht. Wenn damals er, Mehemed, zu entscheiden gehabt, so wäre Straßburg niemals vor den Sultan gekommen. Weil es aber geschehen, so müsse nun die hohe Pforte, welche für Jedermann offen stehe, ein Übriges thun, damit der schwedische Gesandte seinem Könige von der Hoheit und der Höflichkeit der Pforte berichten könne. Dann wiederholte er: „Im Übrigen aber sollten wir nur nicht gedenken, daß die Pforte des Schweden halber wider Ew. K. M. etwas vorhabe. Die Antwort und Resolution sei schon abgefaßt, nämlich: der türkische Kaiser mische sich in des Schweden Kriege nicht ein. Er habe mit Ewr. K. M. Verträge und Freundschaft, die er ohne Ursache nicht brechen könne. — Eben diese Worte sind mir auch von dem Mufti gesagt worden."

Von dem Gesichtspuncte dieser Rede des Großwesirs aus gewinnt auch die Abschieds-Audienz für Straßburg, die am 24. Juni statt fand, ihr volles Licht. Straßburg verfaßte über dieselbe, über das Aufgebot an Pracht, über die ihm erwiesenen Ehren einen ausführlichen Bericht[1] an den Schwedenkönig. Darin schreibt er: „Die Böswilligen und Feinde Ewr. M. waren vor Zorn außer sich, die Gesandten der anderen Mächte von Neid und Eifersucht erfüllt, und Alle insgesammt forschten nach den Gründen des ungewöhnlichen Vorganges." Der Bericht wird vollaus bestätigt durch denjenigen des langjährigen holländischen Gesandten Cornelius Haga[2]: „Solche Ehrenbezeugung ist, so viel ich gesehen und gehört, noch niemals zuvor dem Gesandten irgend einer Macht erwiesen."

Und doch bestand, was der Gesandte Straßburg für die Wünsche des Schwedenkönigs von Constantinopel zurückbrachte, in dem Berichte dieser Ceremonien und in den entsprechenden Worten. Die Gefahr der Wünsche des Schwedenkönigs im Jahre 1632 wird einleuchtender durch

[1] Abschriftlich in Turcica 1632. Vom 6. Juli.

[2] Brieven van Cornelis Haga 405: Diergelycke vertooninge ick noyt gesien of gehoort heb, dat aen eenige Ambr te vooren gedaen is geweest.

den Vergleich mit 1683. Wenn im Jahre 1632 das Osmanenthum eine Fluthwelle entsendet hätte, wie es um fünfzig Jahre später wirklich geschah, so ist nicht abzusehen, was unter den Füßen zweier solcher Persönlichkeiten wie Gustav Adolf und Kara Mustafa, aus der christlichen Cultur des Abendlandes geworden wäre. Aber nur jene Wünsche des Schweden sind ein geschichtliches Factum, nicht mehr. Sie scheiterten an dem Nicht-Können der Türken. Und daß sie scheiterten, daß die Nacht des dreißigjährigen Krieges für Deutschland nicht noch grausiger wurde als sie wirklich war — das ist, wie ausdrücklich wiederholt werden muß, in diesem Falle zu einem bedeutenden Theile, so weit menschliche Urtheilskraft reicht, eine Folge der Thätigkeit des einstigen Schah Abbas von Persien.

Weder die Türken, noch die Tartaren waren also für den Schweden verwendbar. Aber es blieb ostwärts noch eine dritte Macht, auf die er Hoffnung setzte, der Fürst Georg Rakoczy von Siebenbürgen.

„Nachdem ich wahrgenommen," schreibt[1] Straßburg in seinem Schlußberichte, „daß bei dem dermaligen Stande der Dinge die Häupter der Türken nicht dahin zu bringen sein würden, den Kaiser oder den König von Polen direct anzugreifen, habe ich alles aufgeboten zu erwirken, daß es wenigstens indirect durch Rakoczy geschehe. Denn obwohl unter den Türken nicht die Einigkeit und Kraft bestand, die zu großen Unternehmungen durchaus erforderlich, so waren sie doch einmüthig in ihren Wünschen zum Verderben des Hauses Oesterreich und harrten der günstigen Gelegenheit." Straßburg berichtet weiter, daß an die Paschas in Ungarn die Befehle ergangen seien, ihre Truppen bereit zu halten.

Auch Rakoczy selber ruhete nicht. Nachdem er mit Straßburg nicht zu einem Abschlusse gekommen, hatte er sich, wie wir vernommen, direct an den Schwedenkönig gewandt. Dieser antwortete,[2] von Augsburg aus, am 18. Mai, in der ihm üblichen Redeweise. „Ew. Erlaucht werden ohne Zweifel wissen, mit welcher Last nicht weniger als Glück durch die Gnade Gottes wir bisher die Sache geführt, was wir für die Sicherheit des christlichen Erdkreises und zum Vortheile aller Fürsten und Staaten, deren Heil damit verknüpft, bisher geleistet haben, und welche Bürde wir noch jetzt tragen. Wir haben unsere königliche Person an die Gefahr dieser Sache gesetzt. Wir versagen nicht bloß unseren eigenen Königreichen bisher unsere von ihnen ersehnte Gegenwart, sondern bewahren

[1] Szilágyi 124. [2] A. a. O. 51.

auch allein durch unsere Waffen Deutschland vor dem Untergange, indem wir hauptsächlich zu dessen Schutze mehr als 400 Compagnien Reiter und 105 Regimenter Infanterie unterhalten, nicht weniger zu einem neuen Beispiele, als mit unseren sehr schweren Kosten, und endlich, indem wir mit ganzer Kraft alles beitragen, was die Herstellung der Sache von denjenigen erfordert, welche dieser Herstellung sich selber und alles verdanken. So verfahren wir, damit sie nicht bloß um so eifriger sich uns anschließen, sondern auch selber lieber für die gemeinsame Sache und uns beitragen, als uns Bedingungen auferlegen."

Wenn, wie es scheint, Gustav Adolf gemeint hat, durch diese Mahnung den Rakoczy zum freiwilligen Beitritte zu bewegen: so rechnete dagegen dieser als Nachfolger und Schüler des Bethlen Gabor. Er schickte seinen Boten Buoncidai mit seinen Bedingungen. „Es scheint," schreibt[1] darüber ein Schwede, „daß dieser Herr (Rakoczy) von seines Vorgängers Humor sei und ihn in Vielem imitiere: er will das Sicherste spielen und nichts hazardieren oder thun ohne seinen überaus großen Privatnutzen, gestaltsam er, wie man mir geschrieben, von dem Könige soll gefordert haben 40,000 Rthlr. monatlich, und seine Conquesten dabei eigenthümlich zu behalten. Auf solche Condition wolle er eine Armee von 60,000 Mann errichten zum Besten J. Kön. M. und der gemeinen Sache." — Die Meinung Gustav Adolfs von diesen Bedingungen geht hervor aus der Instruction,[2] die er zum Zwecke der Unterhandlung an Paul Straßburg erließ. Sie ist lehrreich besonders auch in Betreff der Stellung, welche der Schwedenkönig zu seinen Verbündeten in Anspruch nimmt.

„In den Bedingungen eines Bündnisses zwischen dem Könige und Rakoczy verlangt der Letztere zuerst das Versprechen des Königs, den Vertrag binnen sechs Monaten von allen Verbündeten unterzeichnen und bekräftigen zu lassen. Dies Verlangen, so wie die weiter folgenden Bitten, gehen augenscheinlich aus Unkenntnis der Sachlage und der Person des Königs hervor."

„Denn, nachdem der König in Deutschland festen Fuß gefaßt, haben mit ihm als dem Haupte verschiedene Fürsten und Stände zu ihrer

[1] Irmer I, 262. Die Zahl dort: 400,000 ist offenbar ein Druckfehler.

[2] Szilágyi 55. Vom 21. Juni. Ähnlich, jedoch abgeschwächt, das Schreiben des GA. an Rakoczy, a. a. O. 57, vom 25. Juni. Auch in Monumenta Hungariae historica XXI, 4. Deutsch bei Chemnitz 352.

Vertheidigung und Herstellung einige Bündnisse abgeschlossen, verschieden je nach Bedingungen und Zeitumständen, nicht damit der Krieg ein Bundeskrieg sei, über welchen die Autorität der Entscheidung bei den verbündeten Königen und Fürsten beruhe, sondern so daß der Krieg lediglich und allein von dem Könige abhange. Mit ihm allein haben die Fürsten über ihr Bündnis zu verhandeln, und nur die vom Könige unterzeichneten Verträge haben diesen Fürsten selber, wie den auswärtigen Königen und anderen Fürsten zu genügen."

„Wie die gegenseitige Vertheidigung, insoweit die Streitkräfte und die Kriegsraison es verstatten, in dem Bündnisvertrage bestimmt wird: so kann, wie das Verhältnis des Königs, der alles leistet, verschieden ist von demjenigen der nur Beitretenden, der König von Schweden die Entscheidung über einen Frieden auch nicht einmal mit verbündeten Königen theilen. Im Übrigen erscheint es der Billigkeit entsprechend, daß der Fürst Rakoczy in den zukünftigen Frieden eingeschlossen, und, falls ihm das Glück minder günstig wäre, für seine Herstellung Sorge getragen werde."

„Aus dem schweren, langen, allgemeinen Kriege, der doch immer gleichsam derjenige des Königs war, ist leicht abzunehmen, daß die Mittel und das Geld nicht im Überflusse da sein können, geschweige denn daß die Bundesgenossen einem Anderen als dem Könige, und auch diesem nur schwer, Subsidien vorstrecken können. Es gibt für den Fürsten Rakoczy kein leichteres und eher zur Hand liegendes Mittel, als daß *er nach dem Beispiele unseres Krieges aus den unterworfenen Ländern die Kraft nehme und zeitig sich darauf lege, damit so der Krieg den Krieg ernähren könne.*"

In den hier durch den Druck hervor gehobenen Worten wird also die Art der Kriegführung, welche einst Ernst Mansfeld thatsächlich begonnen, dann Wallenstein, und darauf Gustav Adolf nachgeahmt, von diesem letzteren in kurzen Worten als System und Richtschnur aufgestellt.

Außer den ersten Forderungen der Gewährleistung durch die Bundesgenossen und der Subsidien erhob Rakoczy noch den Wunsch, daß der Schwedenkönig andere noch nicht eingenommene Länder im voraus ihm zuspreche. Gustav Adolf wies auch diese und andere Begehrlichkeiten zurück. Er verlangte, daß Rakoczy nach geschlossenem Bündnisse sofort zu den Waffen greife und dabei vertraue, daß der König ihm gern bewilligen werde, was zum Wachsthume und zur Zierde des Fürsten gereichen könne.

Das an Rakoczy direct gerichtete Schreiben[1] des Königs sucht ihn stärker anzufeuern. Unter den Gründen zur Erhebung wider den Kaiser führt es einen an, welchen der officielle schwedische Historiker Chemnitz wieder gibt mit den Worten[2]: „Sintemal man am kaiserlichen Hofe ihm nicht allein ganz auffätzig und gehässig, sondern auch ihn auszurotten steif und fest beschlossen, und hierin durch gewisse, dazu auserlesene Werkzeuge sich fleißig bearbeiten thäte." Ein näherer Nachweis dieser Behauptung fehlt.

Eben so wenig wie zuvor zwischen Straßburg und Rakoczy, gediehen auch diese directen Verhandlungen zu einem Abschlusse. Jedoch endeten sie damit noch nicht. Denn auch die Bemühungen, deren Straßburg gedenkt, die Paschas in Ungarn für alle Fälle in Stand zu setzen, waren nicht ganz verloren. Eben so wenig ruhete man von schwedischer Seite. Im Anfange August erhielt der kaiserliche Resident Schmidt[3] in Constantinopel vom Hofkriegsrathe in Wien einen schwedischen Brief zugestellt, den, nach Siebenbürgen bestimmt, kaiserliche Truppen in Ungarn abgefangen hatten. Darin hieß es: der König lasse Rakoczy ersuchen, unter irgend einem Vorwande in Ungarn etwas anzufangen. Dies werde die Türken nöthigen mit einzutreten, und in Folge dessen die kaiserliche und die türkische Macht an einander gebracht werden. Schmidt begab sich zum Mufti und legte ihm die Sache vor. Er mahnte, daß man sich wohl besinnen möge, bevor man dem Siebenbürger etwas bewillige. Nach der Einnahme von Prag, behauptete er, habe Wallenstein auch den Kurfürsten von Sachsen gedämpft und treibe nunmehr den Schwedenkönig in die Enge. Darum nehme dieser seine Zuflucht zu Rakoczy. — Der Kaiser befinde sich nunmehr in dem Stande, allen Gegnern wohl gewachsen zu sein. „Mir aber," schloß Schmidt, „wäre es leid, wenn Sie sich verführen ließen und zu meiner Zeit der mit Mühe gepflanzte Friede zerbräche."

So übertrieben diese Rede des Residenten Schmidt war, so meldet[4] doch auch der Holländer Cornelius Haga in denselben Tagen von dem mächtigen Eindrucke, den die Kunde des Wiedergewinnes von Prag und die weiteren Berichte des kaiserlichen Residenten Schmidt auf die Türken gemacht. Dieser selber fährt in seiner Meldung fort: „Der Mufti stellte

[1] A. a. O. 57. [2] Chemnitz 352 b.

[3] Turcica 1632. Bericht vom 7. August.

[4] Brieven van Cornelis Haga 415.

sich, wie wenn er gar nichts davon wüßte. Er habe nicht gehört, daß Rakoczy etwas wider Ew. K. M. sollicitiere. Ich aber weiß für gewis, daß die aus Siebenbürgen gekommenen Schreiben jetzt in seinen Händen sind." — In der That war ein Agent des Rakoczy, Jussuf Aga, mit solchen Briefen in Constantinopel eingetroffen.[1] — Schmidt hatte auch Kenntnis von den an die Paschas in Ungarn ergangenen Befehlen, ihre Truppen beisammen zu halten. „Wozu das," fragte er den Mufti, „wenn man den Frieden erhalten will?" Sie redeten darüber hin und her.

„Obwohl," meldet[2] der Holländer Haga, „die Erzählungen des Residenten Schmidt bei den Türken nicht völligen Glauben finden, so erregen sie doch bei ihnen einiges Nachdenken und lähmen die vorige gute Absicht und den Entschluß, dem Fürsten von Siebenbürgen beizustehen, so daß wir über die Antwort an Jussuf Aga unsicher sind." — Noch am selben Tage erhielt[3] der Resident Schmidt von einem Pascha die Mittheilung: der Sultan lasse dem Rakoczy ausdrücklich schreiben: er solle in Ruhe stehen.

Welche Schriftstücke immer noch gewechselt wurden: die Gesinnung des Rakoczy kam damals über Wünsche nicht hinaus. Der Plan des Schwedenkönigs, den Osten in seinen Krieg wider den Kaiser und das Reich zu verflechten, war nach allen drei Seiten: der Tartaren, der Türken, des Rakoczy — mislungen.

In seiner Antwort auf die Vorschläge des Rakoczy hatte dagegen der Schwedenkönig hervorgehoben, daß er allein Herr seines Krieges sei. Es kam darauf an, ob dieses sich wirklich genau so verhielt.

20. Gustav Adolf und der Rath von Nürnberg, im Juni.

Auf die Nachricht der Einnahme von Prag durch Wallenstein schrieb[4] Gustav Adolf aus Donauwörth, am 2/12. Juni, an Oxenstierna in Mainz: „Unsere Intention war unsere Stellung hier zu befestigen, und, nach allem Anscheine, hatten wir, mit Gottes Hülfe, wie wir nichts höher wünschten als unser Vorhaben nicht zu ändern, gute Aussicht auf das Gelingen. Seitdem jedoch ist es bei Kursachsen so unglücklich zugegangen, daß Prag von Wallenstein eingenommen, und ein großer Theil der kursächsischen Truppen zu Grunde gerichtet ist, daß ferner der

[1] A. a. O. [2] A. a. O. [3] Turcica 1632. Vom 7. August.
[4] Arkiv I, 624.

Kurfürst, bei Wallensteins nachdrücklicher Verfolgung des Sieges, unsere Hülfe dringender begehrt, auch sie nöthig zu haben scheint. Darum, damit er nicht entweder durch Feindes Macht, oder bösen Willen in seiner Umgebung, zu widerwärtigen Entschlüssen bewogen, und dadurch unsere Stellung nordwärts, auf welche sich wie auf ein Fundament unsere Wohlfahrt gründet, völlig umgestürzt oder unheilbar schwierig gemacht werde — haben wir einen anderen Entschluß fassen und uns dahin wenden müssen."

Der König meldet weiter, daß er den General Johann Banier in Bayern belasse, und den Pfalzgrafen August von Sulzbach mit Instruction an Kursachsen entsende. Dieser Pfalzgraf traf erst später in Dresden ein, nachdem bereits Gustav Adolf die gewichtigen Fragen des Krieges und des Friedens mit dem Rathe von Nürnberg verhandelt hatte. Diese Verhandlungen zunächst also fordern unsere Aufmerksamkeit.

Am 6/16. Juni befand sich Gustav Adolf bereits in Schwabach. Dort erhielt er die Nachricht, daß Pappenheim von Hessen her im Anzuge sei auf Franken. Wenn diese Nachricht sich bestätige, schreibt er an Oxenstierna in Mainz, so verlange er dessen Anzug mit 8000 Mann den Main herauf.[1] Die Nachricht war nicht begründet. Und doch erweist sich fortan die Besorgnis vor einer Herankunft Pappenheims als ein ständiger Factor in der Rechnung des Schweden.

Von Donauwörth aus hatte er den Rath von Nürnberg in Kenntnis gesetzt, daß sein Marsch nach Kursachsen gehe.[2] In Fürth brachten ihm Gesandte des Rathes die üblichen Geschenke entgegen, und empfahlen die Stadt seinem Schutze, am 8/18. Juni.[3] Der König erwiederte, daß er an eine nahe bevorstehende Gefahr für Nürnberg nicht glaube, jedoch rathe, sich für eine tapfere Vertheidigung zu rüsten. Er redete weiter über die Friedenshandlung des Kurfürsten von Sachsen. Auch er sei geneigt zum Frieden, sagte er, wenn es mit Erhaltung der evangelischen Religion und Libertät geschehen könne. Wenn aber nicht, so getraue er sich mit der Hülfe Gottes, dann der vier ausschreibenden Städte (Nürnberg, Ulm, Straßburg, Frankfurt) und der Stadt Augsburg diesen Krieg glücklich fortzusetzen. — Diese Worte bahnten den Weg zu einer gewichtigen Verhandlung des Königs mit dem Rathe von Nürnberg.

---

[1] A. a. O. 625. [2] Soden I, 290.
[3] A. a. O. 293.

In seinem Namen erschienen[1] am nächsten Tage in Nürnberg seine zwei Secretäre, Sadler und Chemnitz. Den Ersteren haben wir kennen gelernt aus den Verhandlungen mit den Gesandten des Herzogs Friedrich Ulrich, nicht als zuverlässigen Mann. Der Letztere hatte vom Beginne an die Fäden mit Nürnberg angeknüpft. Der Rath ordnete auch seinerseits zwei seiner Mitglieder zur Unterredung mit ihnen ab. Der König verlange zu wissen, sagten Sadler und Chemnitz, ob zu dieser Zeit ein Friede zu schließen; ferner mit welchen Bedingungen und Versicherungen; dann mit welcher Entschädigung für den König; endlich, ob, für den Fall, daß Kursachsen einen besonderen Frieden mit dem Kaiser schließe, Nürnberg beitreten oder ferner mit dem Könige halten wolle. — Die Nürnberger suchten diesen dornigen Fragen mit Berufung auf den Rath auszuweichen. Zu diesem Zwecke der Meldung an den Rath legten die zwei Schweden ihnen den Stand der Dinge in ihrer Auffassung dar. Sie betonten namentlich, daß, um einen beständigen und sicheren Frieden zu erlangen, man zuvor ein rechtes corpus formatum auf den Beinen haben und also sub clypeo tractieren müsse.

Die Antworten der Nürnberger, welche nach dieser ersten Unterredung die Secretäre Sadler und Chemnitz dem Schwedenkönige berichtet, mochten diesem nicht genügt haben. Am Morgen des 9/19. ließ er durch den Hofmarschall Krailsheim dem Rathe melden, daß er in die Stadt kommen werde. Er beabsichtige, das Mittagsmahl auf dem Schlosse in Nürnberg zu halten, dabei auch den kaiserlichen Krönungsornat und die anderen dort aufbewahrten Reichskleinodien zu sehen.[2] Der Rath traf die Vorbereitungen für das Mahl. „Die gewünschte Besichtigung der Reichskleinodien usw. entschuldigte der Rath mit dem Mangel an Zeit, und weil sie an verschiedenen Orten in alten Gemächern, Gewölben und Kisten verwahrt seien: man wolle aber keine Mühe sparen, sie an Einem Platze zu vereinigen, um sie Sr. M. noch heute vorzeigen zu können." Der König verstand den Wink, und ließ auch seinerseits ab. Er gab zur Antwort, daß er erst um vier Uhr in die Stadt kommen und nicht im Schlosse, sondern in seinem früheren Quartiere Wohnung nehmen wolle. — Von einer Besichtigung der Reichskleinodien ist fortan nicht mehr die Rede.

---

[1] A. a. O. 294. Breyer 207. Der letztere Bericht schließt sich genauer dem Protokolle an.

[2] Soden I, 297. Nicht bei Breyer, der sich nur an das Protokoll hält.

Dagegen erhielten die Deputierten des Rathes, in Anwesenheit von Sadler und Chemnitz, eine Audienz, um im Namen des Rathes auf jene vier Fragen zu antworten. Ihnen erwiederte der Schwedenkönig in längerer Rede wie folgt.[1]

„Aus Euerem Anbringen habe ich abzunehmen, daß Ihr zwar den alten Stand des Römischen Reiches wohl kennt, nicht aber den jetzigen, noch unser Verhältnis zu demselben. Denn, was zunächst die Friedenshandlung betrifft, so ist zwar der Friede das höchste Gut, das Gott den Menschenkindern verleihen kann; allein wir müssen, wie bei Thucydides und Polybius zu lesen, die Intention desjenigen, der mit uns einen Frieden schließen will, wohl in Acht nehmen, und uns vorsehen, daß derselbe hernach nicht weiter uns schaden könne, und das Letzte nicht ärger werde als das Erste. Obwohl nun das Haus Österreich und die Liga zu allem was wir begehren, sich erbieten, das Restitutions-Edict cassieren, ja noch ein Mehr thun möchten: so geschieht dies doch alles nur mit Papier. Wir sind dabei nicht genugsam versichert, sondern, wenn sie hernach wieder die Macht und die Oberhand über uns bekommen, und wir dagegen nicht mehr gefaßt sein sollten, würden sie ein viel ärgeres Edict machen als das vorige gewesen und noch schärfer mit uns verfahren als jemals zuvor geschehen. Das habt Ihr so gewis und wahrhaftig zu glauben, als Gott im Himmel und ein gerechter Gott. Und darum sind in Euerer Stadt so viele tausend Seelen in höchster Gefahr, über die sich noch die Nachwelt würde zu beschweren haben. Ja, ich will lieber glauben, daß ein bloßes Papier wider eine halbe Karthaune schützen sollte, als daß die Gegner Euch dergleichen Frieden und stattliche Versprechen halten würden. Man weiß ja, wie es die Papisten in solchen Fällen zuvor gemacht: warum wollt Ihr denn anjetzt den Papst und die Spanier, von denen der Kaiser und die Liga abhangen, für so fromm halten? — Auch ist ja schon bekannt, daß der General Wallenstein vom Kaiser wider die Evangelischen absolute Gewalt der Confiscation und Execution empfangen hat, gegen welche weder das Reichskammergericht, noch der Reichshofrath einen Einspruch erheben dürfen. Deswegen habt Ihr wohl zuzusehen, daß Ihr Euch durch das schöne liebliche Wort des Friedens nicht verführen laßt."

„Ich zwar habe mehr Ursache Frieden zu machen als Ihr oder Jemand anders. Denn ich habe, Gottlob, Land und Leute genug, habe

[1] Breyer 215. Da das Protokoll gedruckt vorliegt, so setze ich die oft schwerfällige indirecte Rede, mit einigen Kürzungen, in die directe Rede um.

auch in Teutschland, durch Gottes Beistand, in weniger Zeit viele ansehnliche Plätze erobert. Auch bin ich schon lange, bereits von Jugend auf, im Kriege gewesen, werde auch dabei alt und matt. Weil ich aber dabei nicht meinen Profit oder eigene Ehre suche, sondern die Wohlfahrt des gemeinen evangelischen Wesens, und die Libertät und die Rettung meiner bedrängten Freunde und Glaubensgenossen: so kann ich noch zur Zeit und solcher Gestalt zum Frieden nicht rathen; denn ich sehe gleichsam vor Augen, wie es hernach, wenn ich Teutschland wieder verlassen sollte, Euch und Anderen, die Ihr dann den Ligisten nicht mehr würdet Widerstand leisten können, ergehen werde."

„Demgemäß halte ich es zweitens für rathsam und nothwendig, zuvörderst auf ein corpus formatum bellicum zu gedenken, welchem, wie es bei den Gegnern geschieht, zur einheitlichen Leitung Ein qualificiertes Oberhaupt vorstehen würde. Will man als solches den Kurfürsten von Sachsen erwählen, der ja zur Zeit auch ein Heer im Reiche hat, so will ich davon nicht abrathen; ja ich will, wenn man sich in dieser Weise in genügenden Stand setzt, mich ihm oder auch einem Anderen gern unterordnen. Der Landgraf von Hessen-Cassel hat auch einige Truppen, jedoch nicht genug. Er ist der Erste, der, neben Kursachsen, mir beigetreten. Der Kurfürst von Brandenburg dagegen hat sich dermaßen feindselig gezeigt, daß er nicht allein dem Feinde allerhand Vorschub gethan, sondern auch seine Geschütze wider mich und mein Kriegsvolk gerichtet, auf uns losgebrannt und keinen Paß gestatten wollen, so daß, wenn er nicht mein Schwager gewesen, ich ihn von Land und Leuten wollte getrieben haben, daß er mit einem Stecken hätte davon gehen müssen. — Ich habe ihm zwar angeboten, mein Volk ihm zu überlassen, und selbst den Krieg in Pommern zu führen. Aber wie Boas zu seinem Freunde gesagt, daß, wenn er das Erbe kaufen wolle, er auch die Ruth nehmen müsse: so habe auch ich meinem Schwager frei gestellt, das Land zu behalten, jedoch daß er dabei den Krieg führen und die armen Leute defendieren solle. — Zudem habe ich auch andere Particular-Ursachen, warum ich Pommern nicht also von mir lassen kann, nämlich wegen der See. — Mit Kursachsen habe ich zwar auch Particular-Differenzen wegen des Erzstiftes Magdeburg, welches der Kurfürst seinem Prinzen August zueignen möchte, wogegen ich seit Jahr und Tag viele Unkosten darauf gewendet und die Hauptstadt wieder gewonnen habe. Jedoch werde ich mich desfalls eher und besser mit Kursachsen, als wegen Pommerns mit Kurbrandenburg vergleichen, was solcher gestalt nimmermehr

zu hoffen. — Friedrich, König in Böhmen, hat zur Zeit nec manus nec pedes."

„Weil nun, wenn man anders nicht wieder unter das Joch der Papisten kommen will, von diesen zwei Dingen eins sein muß, nämlich daß entweder die evangelischen Stände in Teutschland sich selbst genugsam schützen und ein corpus formatum mit Einem Haupte machen, oder aber mit mir sich einigen und für Einen Mann stehen — denn sonst wären es nur unverbundene Reiser, die man bald von einander trennen kann, wie es die mit der Union und mit dem Leipziger Schlusse gemachte Erfahrung lehrt: so begehre ich die Meinung der hiesigen Stadt zu wissen, was sie zu thun gesinnt, ob sie sich trennen, oder zu mir halten will."

Mit dieser Frage schloß Gustav Adolf jedoch seine Rede noch nicht. Er mahnte dem Beispiele der holländischen Städte zu folgen, die durch ihre Einigkeit der ganzen Welt formidabel geworden wären. Er erörterte dann das zukünftige Verhältnis der Städte zu ihm selber.

„Ich verlange kein anderes Verhältnis der Städte zu mir, als dasjenige des Bundesgenossenschaft. Auch begehre ich nicht neue Reichsgesetze vorzuschreiben. Wenn der eine oder der andere Fürst solchem Corpus evangelicum nicht beitreten will, so möge er davon bleiben: verhoffentlich wird er dann dem Bunde auch nicht schaden wollen. Desgleichen mag auch der Kaiser mit seinen Kurfürsten thun, was er will, und, wenn er an sieben nicht genug hat, so mag er siebzehn machen. Wenn dagegen die Städte bei mir getreulich halten, getraue ich mir, mit Gottes Hülfe, dem Feinde gewachsen zu sein. Gedenket nur daran, was ich in so kurzer Zeit, nicht durch meine Tugend, sondern durch Gottes Macht und Beistand, in Teutschland ausgerichtet und erobert habe. Eben so wohl wie die Jesuiten kann auch ich Teufel austreiben, habe deren 5000 auf Einmal, neulich zu Augsburg, ausgetrieben. Es war eine Lust zu sehen, wie sie da auszogen, und gewislich für ein rechtes Wunderwerk Gottes zu achten. Es ist aber auch kein Zweifel, daß, wenn die Städte, besonders die sechs als Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und Erfurt, getreulich zusammen setzen und zu mir halten, alsdann auch die Fürsten desto weniger von solchem Corpore sich absondern wollen."

„Allein ich muß auch von jeder dieser Städte wissen, wessen ich mich von derselben zu versehen. Straßburg hat sich nunmehr ziemlich wohl erklärt; allein ich merke, daß die Consulenten allzu sehr auf die

alte Verfassung des Reiches sehen, was doch bei dem jetzigen Stande der Dinge nicht mehr möglich, noch rathsam. An Augsburg ist nicht zu zweifeln. Die Stadt hat ehrliche Leute, und die Bürgerschaft ist über ihren jetzigen Zustand herzlich erfreut. Ulm hat sich bisher auch fein erzeigt, und will ich in dasselbe keinen Zweifel setzen. An Frankfurt jedoch zweifele ich sehr, weil diese Stadt, vornehmlich dem Handel zugewendet, ihre Beziehungen in Österreich, Spanien und dergleichen Orten, daher auch dahin ihr Absehen gerichtet hält. In Nürnberg blüht zwar auch der Handel; aber die Verfassung der Stadt ist aristokratisch, die Regierung bei den Patriciern: darum haben die Kaufleute nicht ein solches Ansehen und eine solche Macht wie in Frankfurt. Daher auch will ich mich zu dieser Stadt eines Besseren versehen."

„Was nun meine Recompens betrifft, so dürft Ihr nicht meinen, daß ich etwa wie ein hergelaufener Soldat etliche Monatssolde begehren oder nehmen wolle. Auch ist es mir nicht um mehr Land und Leute zu thun, deren ich in meinem Königreiche, Gottlob, vorher genug habe, sondern ich begehre zu wissen, ob Ihr es nicht für billig haltet, daß ich diejenigen Örter, welche ich mit Gott durch die Waffen von den Papisten erlangt, wie Würzburg, Mainz und andere, in meiner Gewalt behalten solle. Ich will davon nicht viel ex jure civili disputieren, sondern nur in Acht nehmen, was de jure gentium Recht ist, wie Ihr darüber bei Hugo Grotius lesen könnt, der weitläufig de jure belli et pacis geschrieben. Und dann ob es nicht auch billig, daß ich an den Orten, die ich meinen Freunden, den evangelischen Fürsten restituiert, wie Mecklenburg und Pommern usw., diejenigen Oberhoheitsrechte behielte, die zuvor mein Feind, der Kaiser, dort gehabt. Denn dem Freunde will ich zwar das Seinige wieder geben, wie mit Mecklenburg und Pommern bereits geschehen, aber dem Feinde sein gehabtes Recht alsobald und schlechterdings wieder abzutreten, das ist ja nach dem Völkerrechte nicht billig, zumal da der Kaiser als Feind mir auf das heftigste zugesetzt und mir die Ostsee hat entziehen wollen, in welchem Falle ich in meinem Lande nicht mehr sicher würde gewesen sein, wie man sich ja bereits General des Oceans geschrieben. So hat der Kaiser auch meine Nachbaren, Freunde und Glaubensgenossen in Teutschland auf das härteste tractiert und feindlich angegriffen, deren ich mich auch ja habe annehmen und ihnen Beistand leisten müssen. Ich gedenke aber nicht auf meinem jus so stricte zu beharren, sondern will, wenn es zur Friedenshandlung kommen sollte, zusehen, wie sich die Dinge anlassen werden. Inmittels

wünsche ich von Euch Euere Meinung zu vernehmen, was ich auf solchen Fall thun oder nicht thun solle, so mit Würzburg oder Mainz. Denn die anderen, welche gutwillig mir zugetreten, wie die hiesige Stadt, will ich als gute Freunde halten und sie bei dem Ihrigen belassen und schützen."

Auf diese längere Rede des Schwedenkönigs suchten die Nürnberger in allgemeinen Worten möglichst zustimmend zu erwiedern. Bei dem Namen des Kurfürsten von Sachsen jedoch sprachen sie die Hoffnung aus, daß er nicht einen Sonderfrieden schließen würde, und verlasen zum Zeugnisse für diese Ansicht sein letztes Schreiben an den Rath von Nürnberg. Der Schwedenkönig fiel ein: „Das kursächsische Schreiben ist ein bloßes Papier, und ich weiß nicht, ob man sich darauf verlassen darf. Ich wünsche genauer zu wissen, was, in gedachtem Falle, die Stadt Nürnberg zu thun gesinnt ist. Ich muß wissen, wessen ich mich von den Städten zu versehen habe."

Während die Nürnberger darüber redeten, daß ihre Stadt sich von einem gemeinsamen Beschlusse der Städte nicht absondern würde, für sich allein aber nichts Fruchtbares vermöge, trat der sog. Winterkönig Friedrich unangemeldet ein. Gustav Adolf wandte sich von ihm, um fortzufahren. Auf das Zurückweichen der Nürnberger jedoch beschied er sie zur Fortsetzung auf den nächsten Tag, den 10/20. Juni.

In der abermaligen Audienz begannen[1] die Nürnberger mit dem Preise und Lobe des lieben Friedens als des höchsten Gutes der Menschen auf dieser Welt. Jedoch sei es billig, daß zuvor, wie der König angedeutet, unter seiner Direction ein beständiges corpus formiert werde, damit man wie die Gegner sub clypeo tractieren könne. Auch sei man der gleichförmigen Meinung, daß dem Könige nicht genommen werden dürfe, was ihm nach dem Völkerrechte gebühre. Dagegen halte man es für besser, wenn die Fürsten und Städte insgesammt mit dem Könige verbündet verblieben, als daß im Falle einer Trennung die Städte allein das Werk fortsetzen sollten. Darum ersuche der Rath: der König wolle sich noch ferner angelegen sein lassen, die von dem Gegentheil so stark gesuchte, und den evangelischen Ständen höchst schädliche Separation zu verhüten. Zu diesem Ende werde es auch die Stadt Nürnberg an nichts

[1] Breyer 226.

erwinden lassen. — Demnach suchte der Rath in höflicher Rede, welche die Deputierten in entsprechender Weise noch weiter verbrämten, der eigentlichen Forderung des Schwedenkönigs zu entkommen.

Darauf nahm er das Wort. „Ich sehe, daß Ihr den jetzigen Stand des R. Reiches, und wie dazu unsere Angelegenheiten sich verhalten, nicht recht versteht.“ Dann wiederholte er, was er am Abende zuvor von dem Frieden, von dessen Versicherung, von dem corpore formato, dem dazu gehörigen Haupte, von dem Exempel der Holländer, ausführlich dargelegt. Er betonte abermals, daß die Städte lediglich seine Bundesgenossen, sonst aber mit keinem anderen Bande ihm verpflichtet sein sollten. Dann fuhr er mit hoher Betheuerung fort: „Im anderen Falle kann ich nicht absehen, wie so viele tausend Seelen in Teutschland vor der Papisten Tyrannei zu salvieren und ein Anderes vor Gott und der Nachwelt zu verantworten. Allhier ist sonderlich viel Volkes, dessen Wohlfahrt die Regierenden in Acht zu nehmen schuldig sind. In Sachsen sind auch viele gute und fromme Leute, für die ich täglich bete und denen ich gern helfen möchte. Der Kurfürst für seine Person ist zwar auch wohlgesinnt genug; allein sein Senat taugt nichts, sondern ist sehr verdächtig. Wenn es aber mit dem Kurfürsten zur Entkräftung kommt, so wird er endlich wohl durch die Noth gezwungen sich accommodieren und besser in die Sache schicken müssen. Denn ich sehe nicht ab, wie der Kurfürst mit seinen 15,000 Mann der auf ihn eindringenden Macht genugsam werde widerstehen können. Denn weil in Böhmen schon alles ausgezehrt, so geht das kaiserliche Volk alles nach Sachsen.“

Weiter redete der König über andere Reichsfürsten. „Wie ich schon gestern sagte,“ fuhr er fort, „hat sich der Kurfürst von Brandenburg sehr hart gegen mich erzeigt, und gar mit seinem Pulver die Stadt Stralsund beschießen helfen, auch sonst sich ganz widerwärtig verhalten. Dessen ungeachtet, und um allen Differenzen abzuhelfen, habe ich meinem Schwager den Vorschlag gemacht, daß, weil ich noch keinen Sohn habe, ich meine Tochter mit seinem Sohne verheirathen, und, wenn ich keinen Sohn bekäme, demselben auch die Krone Schweden geben wolle, jedoch mit dem Bedinge, daß der Kurprinz bei mir und in meiner Religion erzogen würde. Denn ich habe, bei meinem Aufbruche aus Schweden, die Religion in meinem Lande, Gottlob, so pur hinterlassen, wie sie an irgend einem Orte zu finden sein mag. Und ich lasse es nicht mehr

dahin kommen, daß der König eine andere Religion als die Unterthanen haben sollte. Es hat aber der Kurfürst von Brandenburg sich zu diesem Vorschlage nicht verstehen wollen."

„Den Herzog von Mecklenburg," fuhr weiter der Schwedenkönig fort, „habe ich auch etwas obstinat gefunden und viel mit ihm zu thun gehabt, bis ich ihn endlich zurecht gebracht und ihm das Verhältnis klar gemacht. Denn er hielt mir immer entgegen, daß er, wenn er nicht den Kaiser als seinen Oberlehnsherrn anerkenne, kein Reichsfürst mehr sein würde. Dagegen wies ich ihn hin auf das Beispiel des Herzogs von Savoyen, welcher auch ein freier Fürst und keinem Oberen untergeben sei. Als der Herzog nicht weiter konnte, kam endlich ein Schulfuchs herbei und erhob den Einwand, wie es dann mit den Prozessen beim Reichskammergerichte hergehen solle, wenn dort Mecklenburg nicht mehr als Reichsstand anerkannt würde. Darauf hielt ich ihm vor: es sei doch reichskundig, wie kürzlich gerade die Herzöge von Mecklenburg unschuldig und ungehört verurtheilt, verjagt, und ihre Länder einem Fremden gegeben seien."

„Daraus," folgerte Gustav Adolf weiter, „ist leichtlich abzunehmen, wessen sich andere Stände und besonders die Städte zu versehen, wenn der Feind ihrer wiederum mächtig werden sollte. Und darum auch ist es an der Zeit, auf andere Mittel und Wege zu gedenken, wie dergleichen Tyrannei zuvorzukommen. Dies ist jedoch nicht dahin gemeint, daß man die Constitutionen des Reiches alle mit einander ganz aufheben müsse, sondern was zur Polizei-Verfassung, zum Civil- und Criminal-Prozeß gehörig, kann man wohl behalten. Es kommt nur darauf an, ein corpus in corpore zu errichten, nämlich eine evangelische für sich bestehende Körperschaft im R. Reiche. Dazu ist ferner nothwendig, daß diese Körperschaft einen besonderen Gerichtshof hat, mit ihrem Haupte als Vorsitzendem, damit einem Jeden in gleicher Weise Recht widerfahre. Wenn der eine oder der andere höhere Reichsstand in dieses Corpus nicht eintreten will, so mag es ihm frei stehen: bei dem jetzigen Zustande im Reiche wird einem Jeden aber die Noth selbst weisen, was er zu thun hat."

Der Schwede sprach also nicht direct die Auflösung des alten Reiches aus; aber aus dem Gesagten folgte mit Nothwendigkeit dies als das Ziel. Den Nürnbergern, die bei allem ihrem Thun und Lassen hauptsächlich erstrebten, möglichst unbehelligt durch die Kriegswogen hindurch zu lavieren, und die noch nach der Anknüpfung mit dem Schweden

dem Kaiser wiederholt ihre Treue betheuert hatten, mußten die neuen Zumuthungen des Schweden sehr hart und fremd vorkommen. Um sie zu begütigen, wie es scheint, schlug er, zum Beweise seines guten Willens, noch eine andere Seite an, diejenige der Kriegsdisciplin.

„Er klagte," meldet der Bericht,[1] „über die gefallene böse Disciplin seiner Obersten und Soldaten auf das allerheftigste und beweglichste, und bat um Gottes Barmherzigkeit willen: wir sollten doch nur Beschwerde führen, wann wir etwas zu beweisen hätten, oder sollten alsobald wider die Schuldigen selbst exequieren, die Soldaten hängen und die Officiere einsetzen lassen, bis sie allen Schaden restituiert hätten, und dies ohne Ansehen einiger Person." — „Ich mache mir oft ein Gewissen," fuhr Gustav Adolf fort, „ob ich länger bei solchen Leuten sein darf, und weiß nicht, wie ich es vor Gott verantworten soll. Hätte ich anfangs gewußt, daß es so zugehen und ich solche Leute antreffen würde, wollte ich keinen Degen für sie angerührt haben. Nun aber muß ich erfahren, daß man mich betrogen. Jedoch, wenn man nur klagt und die Klage beweist, so will ich ernstlich und ohne alles Ansehen der Person vorgehen." Er führte mehrere Beispiele an, wo kein Beweis erbracht sei. „Daß ich bisher nicht so eingeschritten," fuhr er fort, „hat keine andere Ursache, als daß man nicht geklagt, oder die Klage nicht bewiesen hat. Denn es wird mir alles mit Absicht verborgen und, wo Einer wider den Anderen klagt, gleichsam für ein Schelmstück gehalten. Unterdessen muß ich gleichwohl insgemein hören, daß man nur immer klagt: der Schwede, der Schwede thue dies und thue das usw. Dagegen aber sollte man auch dem Soldaten das verschaffen, dessen er zum Leben nothdürftig bedarf: dann würde das Holzwerk, die Fenster und Anderes in den Häusern wohl unverwüstet bleiben." Er zählte einige Beispiele auf, in Würzburg und Erfurt, wo die von ihm eingesetzten Regenten selber seinen Erwartungen und Vorschriften nicht entsprochen hätten. „In des Feindes Lande," fuhr er dann fort, „ist es ein Anderes, wie neulich in Bayern, wo ich selber den Soldaten befohlen, wie sie hausen sollten." — Diese Worte bestätigen abermals, daß der Jammer, der über Bayern gekommen war, dem vorbedachten Willen des Schwedenkönigs entsprach.

„Es ist mir," fuhr er fort, „um den Profit gar nicht zu thun. Ja, ich habe bisher von dem Meinigen über drei Millionen aufgewendet,

[1] A. a. O. 231.

und doch auch mit dem Verkaufe meines Kupfers keine Kronen wieder nach Schweden senden können." Und damit bahnte er sich den Weg zur Rückkehr auf seine Forderung an die mächtigen Städte.

„Die Hansestädte," sagte er, „haben zwar bisher auch etwas bei der Sache gethan und sich accommodiert, aber nur mit einem Stücke Geldes. Lübeck hat zwar tausend Musketiere geschickt. Wenn diese Stadt aber mit der einen Hand etwas gibt, will sie es mit der anderen wieder nehmen und mich nicht gern gar zu groß machen."

„Wenn die Städte recht zusammen halten und sich mit mir beständig vereinigen, so kann, mit Gottes Hülfe, wohl etwas ausgerichtet werden. Und darum will ich die Stadt Nürnberg getreulich erinnert haben und die Meinung derselben auf meine Vorschläge, auch im Einzelnen, vernehmen."

Die Nürnberger Deputierten erwiederten: es würde gut sein, wenn die Fürsten und Städte darüber zusammen kämen und sich eines einhelligen Schlusses mit dem Könige verglichen. In solchem Falle werde Nürnberg nicht unter den letzten sein. — Der Schwedenkönig erwiederte: „Ich kann keinen Reichstag ausschreiben. Wenn man jedoch zusammen kommen wollte, so muß ich zuvor versichert sein und gewis wissen, daß die Reichsstände in einem solchen Convente nicht wider mich selber einen Beschluß fassen."

Es ist das indirecte Eingeständnis des Schweden, daß seine Stellung in Deutschland lediglich auf seinen Waffen und der Furcht vor ihnen beruhe.

Andererseits ist bemerkenswerth die Wendung, welche durch seine Antwort die Unterredung erhielt. Der Schwede hatte das specielle Votum von Nürnberg in Betreff seiner Vorschläge verlangt. Die Nürnberger antworteten mit dem Hinweise auf einen Convent. Daß der Schwede sich auf diese Antwort einließ, gereichte den Nürnbergern für den Zweck ihres Loskommens von der schwedischen Forderung zum Vortheile. Sie benutzten ihn, indem sie auf das Bedenken des Schweden gegen einen Convent eingingen. „Das wäre," sagten sie, „die größte Undankbarkeit, wäre auch nimmermehr anzunehmen, (daß ein solcher Convent einen Schluß gegen den König machte), sondern ein solcher Convent würde J. M. mehr nützlich als schädlich sein, und könnten J. M. ihre Commissarien und Gesandten dabei haben."

Damit war der Schwedenkönig von seiner eigentlichen Forderung an Nürnberg abgedrängt. Er redete abermals: er könne nicht einen

papierenen Frieden machen wie Dänemark. Wenn die evangelischen Stände wider fernere Tyrannei beständig gesichert sein wollten, müßte man der Sache anders helfen. Er redete weiter in diesem Sinne. — Die Nürnberger dagegen hielten fest an der gewonnenen Position. „Wir wiederholten nochmals, daß die Sache eine gesammte Berathung und dazu gehörige Zusammenkunft erfordere, auf welchen Fall die hiesige Stadt gewislich nach allem Vermögen mithelfen würde, dessen sich J. M. versichert halten könne. Und mit dieser Erklärung ließen sich J. M. endlich contentieren und erkannten an: die Sache wäre von größter Importanz und von nöthen, daß sie von Mehreren deliberiert würde."

Der Rückzug des Schweden von seiner ersten Forderung an die Reichsstädte, und speciell zunächst an Nürnberg, prägt sich aus in seiner Schlußrede: „Weil ich nunmehr auf dem Wege zu Kursachsen, so erbiete ich mich, mit dem Kurfürsten darüber zu tractieren, auch mit den anderen Fürsten deswegen verhandeln zu lassen. An Weimar und Hessen-Cassel ist nicht zu zweifeln. Württemberg hat sich auch so erklärt, daß gute Hoffnung auf mehr vorhanden. Markgraf Christian ist auch ein guter Herr, desgleichen die zu Ansbach, wenn sie nur viel dabei thun könnten. — Inmittels sollen Abgeordnete der Städte zu Frankfurt zusammen kommen, wohin auch ich meinen Reichskanzler Oxenstierna als genugsam befähigte Persönlichkeit mit der erforderlichen Instruction abordnen werde. Thut auch Ihr desgleichen. Bedenket, wenn Pommern, Mecklenburg, Ober- und Niedersachsen, die Pfalz, Franken, Schwaben, das Rheinland bis an die Weser, und darunter die vornehmsten Reichs- und Hansestädte, recht zusammen hielten: was dieser Länder-Tractus, mit Gottes Hülfe, würde ausrichten können! Weil nur Köln dazwischen, so könnte es leicht geschehen, daß, wenn die Generalstaaten sich auch mit diesem Corpus vereinigten, worauf in alle Wege zu gedenken ist, Köln allein sich nicht lange werde halten können." — Endlich verlangte der König die Erklärung der Stadt auch schriftlich. Dann brach er auf ins Lager.

Am nächsten Tage überreichten die Deputierten die zuvor vom ganzen Rathe gut geheißene Erklärung den schwedischen Secretären Sadler und Chemnitz. Diesen erschien die Schrift zu kurz und zu allgemein gehalten. Sie werde wenig nützen, sagten sie, jedoch auch wenig schaden. Die Schrift nenne nur ein corpus formatum bellicum, nicht auch politicum. Sie sage nicht, daß das Corpus auch nach dem Friedensschlusse

fortdauern solle. Sie enthalte kein Wort von einer Recompens für den König. — Darüber ward verhandelt. Die Nürnberger fanden endlich den Ausweg, daß es zweckmäßig sein würde, zuerst die Forderungen des Königs schriftlich aufzusetzen und ihnen zur schriftlichen Antwort zu übergeben. Die Schweden erklärten sich einverstanden. Damit war für die Nürnberger abermals Zeit gewonnen.

In den Unterredungen dabei sprachen sich die schwedischen Secretäre noch offener aus als Gustav Adolf selber. Sadler äußerte sich: wenn man mit der Zeit den König zum römischen König oder Kaiser erwählen wollte, so werde er doch die im Reiche üblichen Wahlcapitulationen nicht annehmen, noch darauf schwören. Die Jesuiten müßten völlig aus dem Reiche geschafft werden. „Das Capo des so oft gedachten corporis formati werde der König nicht gern von der Krone Schweden kommen lassen. Der Jüngling von Mitternacht, davon im Propheten Jeremias, werde noch weiter gehen" usw. Es ist demnach sehr möglich, daß auch Sadler von den weiteren Absichten des Schwedenkönigs auf die Kronen von Polen, Ungarn und Böhmen dieselbe Meinung hegte, welche einige Monate zuvor der schwedische Gesandte Russel dem polnischen Reichstage verkündigt hatte.

Einstweilen handelte es sich für den Schwedenkönig um die Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen in die absolute Kriegsdirection.

21. Die Botschaft des Pfalzgrafen August an den Kurfürsten Johann Georg.

Der Bescheid des Kurfürsten Johann Georg an den Grafen Solms über die Frage der Friedensgerüchte lautete dahin, daß er zwar die Vorschläge Wallensteins habe anhören lassen, ohne Wissen und Wollen des Schwedenkönigs jedoch nichts schließen werde.[1] Der Pfalzgraf hatte den Auftrag dafür den Dank des Königs auszusprechen, so wie dann dessen Friedenseifer darzulegen. Diesen Worten gemäß sieht Gustav Adolf es wie einen Vorwurf an, daß der Kurfürst in der dem Grafen Solms ertheilten Resolution vermeine, den König zu Friedensgedanken bewegen zu müssen. „Es geschieht Sr. Kön. M. diesfalls ungütlich, als welche schon längst nichts Höheres gewünscht noch gesucht, als wie die Christenheit dermaleins tranquillisiert, das R. Reich in Friede und Ruhe gesetzt, und sonst allgemeiner Wohlstand angerichtet werden möchte,

[1] Die Instruction bei Irmer I, 199.

sich auch genugsam zu bescheiden weiß, daß solches dem Worte Gottes entsprechend, der Billigkeit gemäß, und allen Interessenten nützlich und nothwendig sei."

Wir haben dabei uns gegenwärtig zu halten, daß zur selben Zeit der schwedische Gesandte Paul Straßburg in Constantinopel am Werke war, andere Emissäre des Schweden bei den Tartaren, er selber an Georg Rakoczy von Siebenbürgen schrieb — das Alles zu dem Zwecke, um von Osten her einen Kriegessturm wider den Kaiser zu erregen. Am nächsten Tage ferner, nachdem der Schwedenkönig jene Instruction für den Pfalzgrafen August unterzeichnet, am 2/12. Juni, meldet[1] er seinem Kanzler Oxenstierna: „Es erscheint uns hochnöthig, daß die schwedischen Truppen hier im Reiche in volle gute Ordnung gebracht und zu einer etwas ansehnlichen Zahl erhöht werden, auf daß wir und das Vaterland, sowohl gegen den König von Dänemark, als gegen irgend ein anderes Unglück, das uns zustieße, uns darauf verlassen können. Darum stellen wir Euerer Erwägung anheim, ob es nicht gut wäre, daß wir die (schwedischen) Reichsstände entweder zu einer neuen Aushebung aufforderen, nur mit der Ermäßigung, daß allein der zwanzigste Mann einberufen und dadurch die hier befindlichen Regimenter in guten Stand gebracht werden, oder ob wir, anstatt einer neuen Aushebung, eine neue Aushebungssteuer verlangen sollen, welche die Mittel zu diesem Kriege vermehren würde." — Einige Tage noch schwankte Gustav Adolf über den Entschluß. Am 26. Juni/6. Juli meldete[2] er dem Pfalzgrafen Johann Casimir, daß er an den schwedischen Reichsrath Befehl erlassen, zwölf Regimenter in Schweden und acht in Finnland auszuheben. Wir haben früher (S. 497 u. f.) die Worte des Gabriel[3] Oxenstierna über die Bürde der Aushebung für das menschenarme Schweden vernommen. Und doch war die Last, die mit jenen Worten der Schwedenkönig abermals seinem Lande zumuthete, nicht in Vergleich zu bringen mit dem Jammer, den sie für die deutschen Länder in sich bargen.

Anders allerdings lauteten die Worte des Schwedenkönigs vor dem Kurfürsten Johann Georg. Nicht aus Privatrücksichten, ließ er durch den Pfalzgrafen sagen,[4] sei er gegen eine Präcipitation des Friedenswerkes, sondern einzig und allein im Hinblicke auf das allgemeine evan-

[1] Arkiv I, 324. [2] A. a. O. 635.
[3] Irrig steht früher der Name Benedict. [4] Irmer I, 201.

gelische Wesen, „alldieweil solches keineswegs stabiliert, noch durch einigen Frieden beständig versichert werden kann, es sei denn zuvor unter den Evangelischen im Reiche ein solches corpus formiert, das bastant, die Verträge wider das Haus Österreich, Spanien und die gesammten Papisten selber zu behaupten." Es klingt hier wie immer, wo Gustav Adolf auf deutschem Boden zu Nicht-Katholiken redete oder reden ließ, jener Grundton durch, den er zuerst im November 1629 in Upsala angeschlagen: derjenige des Kampfes der Vernichtung gegen die Katholiken.

Wie in diesem Puncte, so entspricht auch in vielen anderen die Instruction für den Pfalzgrafen August den Reden, die der König persönlich einige Tage zuvor zu den Abgeordneten des Rathes von Nürnberg gehalten, nur daß die Ausfälle auf den Kurfürsten von Sachsen unterblieben. Andererseits kam auch eine Verschärfung vor. Für den Fall, daß der Kurfürst einen Sonderfrieden mit dem Kaiser schließe, handele es sich um die Frage[1]: „wie Ihrer Kön. M. und der Krone Schweden Contentement zu geben." Darauf habe der Pfalzgraf „das Interesse des Königs zu repräsentieren und beizubringen, wie solches an denselben gewachsen, wasgestalt nämlich 1. theils (einige) Fürsten und Stände von Land und Leuten gänzlich entsetzt und verjagt gewesen, deren Lande von J. Kön. M. erobert und nicht aus ihrer, sondern des Feindes Händen genommen und also jure belli an sich gebracht worden; 2. theils (einige) Länder von dem Feinde gänzlich occupiert gewesen, so sehr, daß den Fürsten eine Mehr nicht als der Name übrig geblieben, welche ebenmäßig von Ihrer Kön. M. dem Feinde entzogen und acquiriert worden; 3. theils (einige) sich gar öffentlicher Feindschaft gegen Ihre K. M. und Dero Krone angenommen und deshalb billig für Feinde gehalten werden könnten; 4. theils (einige), obwohl sie in ihrer eigenen Postur gestanden, wie der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Wilhelm von Hessen, und daher Ihre K. M. auf sie nichts zu prätendieren, jedoch in Rücksicht auf die empfundene Assistenz Ihrer K. M. obligiert, daß sie ihr zu ihrer Prätension verhülflich sein sollen; 5. die übrigen fast alle, weil sie den Feind favorisiert und ihm wider Ihre Kön. M. — es sei nun unter was Prätext es wolle — mit Volk, Geld, Munition und Anderem gestärkt, auch nicht eher davon abgestanden, bis sie mit Gewalt abgehalten worden, mit Fug als Feindes Helfer und Unterthanen tractiert werden

[1] Chemnitz 364[a]. Neuerdings bei Irmer I, 205.

möchten; 6. etliche Lande aber pure Feinde gewesen, und dem Gegner mit dem Schwerte abgenommen worden, und daher jure belli an Ihre Kön. M. und Dero Krone Schweden gewachsen seien. Welches aber Ihre Kön. M. nicht darum meldeten, als wären sie gemeint, solches alles mit Gewalt der Waffen mordicus zu behaupten, stellten es vielmehr der Kurf. Durchlaucht als ihrem guten Freunde allein zu dem Ende vor, damit sie sehen, was und wie hoch ihre acquisita jura seien." — Es folgen einige mildere Sätze, die den Kurfürsten zum Schiedsrichter zu machen scheinen. Dann jedoch heißt es abermals: „Gestalt J. Kön. M. denn der Hoffnung leben, J. Kurf. D. werden, wie diese ihre acquisita jura, sonderlich das supremum jus über die erhaltenen Lande genugsam erkennen und keineswegs streitig machen."

Der Kurfürst ließ eine Erläuterung dieser Forderungen verlangen.[1] Der Pfalzgraf erwiederte: er wisse über dasjenige, was in klaren Buchstaben begriffen, im Besonderen nichts weiter anzudeuten, halte aber seines Ortes dafür: die Forderungen des Königs seien theils dahin abgesehen, damit man begreifen möge, was er im strengen Wege an den Evangelischen prätendieren könne, theils damit er desto mehr Disposition mache, daß ihm mit billiger und genugsamer Satisfaction begegnet werde. Es folgte die Angabe der Namen. Mit der ersten Classe sei Mecklenburg gemeint, mit der zweiten Pommern, mit der dritten Kurbrandenburg, als welches dem König und Dero Armee nicht allein den Paß verweigert, sondern auch sonst weder mit Proviant noch Anderem im Anfange zu Willen sein wollen, worüber dem Könige in die 5000 Knechte zu Grunde gegangen seien. In der vierten Classe seien Kursachsen und der Landgraf Wilhelm von Hessen. In der fünften Classe seien die anderen evangelischen Fürsten und Stände, die dem Gegentheile contribuieren und sich mit Muster- und Sammelplätzen, auch anderen unermeßlichen Pressuren belegen lassen müssen. Mit der sechsten Classe seien diejenigen Länder und Leute gemeint und verstanden, die den Katholiken genommen worden. „Und demnach auch bei dieser Classe die Worte hell und klar, und solche Länder unstreitig jure belli an Ihre K. M. und Dero Krone cum jure supremo angewachsen, so wissen J. F. Gn. (der Pfalzgraf) hierüber keine fernere Erläuterung zu geben, sondern erachten, daß Ihrer K. M. Gedanken dahin gestellt, daß solche Länder Deroselben mit allen und jeden Gerechtsamen, wie es die vorigen Inhaber besessen, zuständig."

---

[1] A. a. O. 215.

Die deutsche Geschichte ist nicht arm an fürstlichen Verräthern des Vaterlandes. Ein Seitenstück jedoch zu diesem Überbringer und Vertreter der Löwenrechnung eines fremden Königs, dem Pfalzgrafen August von Sulzbach, dürfte kaum aufzufinden sein.

Die Wahl dieser Persönlichkeit zum schwedischen Botschafter bei Johann Georg scheint nicht eine glückliche gewesen zu sein. Nur Einmal zu seinem Geburtstage, am 24. Juni/4. Juli, lud der Kurfürst ihn zur Tafel. Nachdem sie vorher über die Frage der Herstellung des Pfalzgrafen Friedrich Unterredung gepflogen, äußerte sich dann bei der Tafel der Kurfürst zu seinem Gaste in solchen Worten, daß, wie der Schwede Nicolai meldet[1]: „der Pfalzgraf den anderen Tag mir gegenüber wünschte, daß er mit dergleichen Reden hätte mögen verschont bleiben, sonderlich in publico und der Gegenwart der Kurfürstin, welche diese Tischrede so beherzigt, daß ihr die Augen sind übergegangen."

Mag jedoch immer auch eine persönliche Abneigung mitgewirkt haben, so waren doch jedenfalls die Aufträge des Pfalzgrafen dem Kurfürsten sehr wenig erwünscht, namentlich der wichtigste von allen, die Forderung der absoluten Kriegsdirection für den Schwedenkönig. In den Unterredungen ward von kursächsischer Seite diese Forderung berührt mit den Worten[2]: „Nachdem in der Proposition auch eines absoluten Directoriums Meldung geschehe, (so erwachse die Frage), was des Königs eigentliche Gedanken dabei wären. Denn der Kurfürst hielte dafür, daß entweder Friede gemacht, oder der Krieg fortgesetzt werden müsse. Er selber seines Theils suche aber nichts Anderes als den Frieden, auf welchen Fall, und wenn alles im Reiche in den vorigen Stand gebracht würde, ein dergleichen absolutes Directorium nicht nöthig sei." — Aus den eigenen Reden des Schwedenkönigs an die Abgeordneten des Rathes von Nürnberg haben wir bestimmtere Andeutungen vernommen, welche Gedanken der Schwede an diese seine Forderung des absoluten Directoriums knüpfte. Zwischen den Anschauungen, die in jenen Worten des Kurfürsten ihren Ausdruck fanden, und den Aspirationen des Schwedenkönigs gähnt demnach eine weite Kluft.

Die schwedische Richtung vertrat in den Beredungen zu Dresden namentlich der württembergische Kanzler Jacob Löffler, den der König zu diesem Zwecke dem Pfalzgrafen August beigegeben. Die kurfürstlichen

[1] Irmer I, 213, 254. [2] A. a. O. 214.

Räthe machten geltend,[1] „daß der Kurfürst bisher vornehmlich aus dem Respecte, daß er dem Könige sein Wort gegeben", sich auf eine Friedenshandlung nicht eingelassen. „Dagegen jedoch stehe das Bedenken, daß die Gegner den Frieden suchen, anerbieten und begehren, und daß derselbe verhoffentlich zu des ganzen evangelischen Wesens hohem Vortheile dies Mal vermittelst göttlicher Gnaden zu erheben, daß eine solche Occasion, bevorab in Betracht des unbeständigen, wankenden Glückes nicht völlig außer Acht zu lassen, als wodurch die göttliche Allmacht besorglich erzürnt werden möchte: es müsse doch endlich finis belli, nämlich der edle Friede, wiederum gesucht und zuwege gebracht werden." — „Und ist es einmal an dem," sagten[2] sie ein anderes Mal, „daß die Friedenstractaten nicht länger zu verweigern; denn der Kurfürst wird von anderen Reichsständen hierzu nicht allein beweglich erinnert, sondern auch beschuldigt, daß an ihm das Hindernis liege, mit welcher Verantwortung er sich nicht beladen lassen will." — Da irgendwelche Beziehungen zwischen katholischen Fürsten und Johann Georg damals nicht existierten, so können mit diesen anderen Reichsständen nur nicht-katholische Reichsstände gemeint sein.

Auf derartige Reden entgegnete[3] Löffler, daß der Stand des Reiches nunmehr ganz anders beschaffen, als man seit acht hundert Jahren erfahren. Daher könne man, ohne weitere Verletzung der gemeinen Wohlfahrt, schwerlich nach den gewöhnlichen Regeln und dem Herkommen verfahren. Denn „das kurfürstliche Collegium sei völlig zerrissen, die Reichsstände unter einander getrennt, von Seiten der Katholiken alle Gesetze aufgehoben und über den Haufen geworfen, und nunmehr alles auf die höchst gefährlichen Extreme und gänzliche Desolation und Umkehrung des ganzen Gemeinwesens gestellt, (so daß), im Falle es ihnen aus Gottes Verhängnis und gerechtem Zorne über unsere schweren und übergroßen Sünden gelingen sollte, dann die Evangelischen nichts Anderes denn eine vollkommene Verjagung und Exstirpation zu gewarten haben würden." — Demnach lief der ganze Galimathias auf den einen Gedanken Gustav Adolfs hinaus, nämlich auf seine Fiction einer Todesfeindschaft zwischen Katholiken und Nicht-Katholiken als das Mittel zum Zwecke seines endlosen Eroberungskrieges.

Bei den Schweden und schwedisch Gesinnten in Dresden lief eine Reihe von Äußerungen um, die man, sei es mit Recht oder mit Unrecht,

[1] A. a. O. 224. [2] A. a. O. 225. [3] A. a. O. 226.

dem Kurfürsten zuschrieb.[1] Er habe gesagt: „Ich bekenne mich schuldig, dem Könige zu assistieren, bin dazu auf gewisse Maße verobligiert, muß ihm aber dergestalt assistieren, daß ich auch diejenigen, welchen ich höher verobligiert bin, nicht lasse ganz ruinieren und vertilgen.“ Man bezog diese Worte auf den Kaiser. Und weiter[2]: „Der König hat mir zwar anfangs gute Hülfe geleistet, seither aber mir Land und Leute verderben, auch die Meinigen übel tractieren lassen, daß auch mein Eidam, der Landgraf (Georg), nicht mehr seinen Stand führen oder bei seiner Gemahlin und Herrschaft (zu) bleiben weiß.“ — Ja ein Staatsmann ließ sich verlauten[3]: „Wenn der Kurfürst, Arnim und Werder es aufrichtig und redlich mit dem Könige meinen und nicht aller Möglichkeit nach trachten, des Königs weiteren Progreß im R. Reiche zu hindern, damit der Kaiser und das Haus Oesterreich nicht gar subvertiert werde, so wolle er nimmer selig werden.“

Dagegen versichert[4] der schwedische Gesandte Nicolai dem Könige, daß nach seiner Kenntnis sowohl im Lande, wie am Hofe und in der Armee man dem Könige wohl gesinnt sei und seinen Fortschritt wünsche. Man bete für ihn öffentlich und im Stillen, erhebe seine großen Verdienste um den Kurfürsten und das Land, beklage, ja verwünsche die Undankbarkeit und das vorsichtige Verhalten, welches ihm gegenüber gezeigt werde. „Die Prediger, bisweilen auch Dr. Hoe selber, thun das Ihrige zur Sache, deuten in merklicher Weise hin auf die Irresolution des Kurfürsten, warnen vor des Feindes List und mahnen zur Beständigkeit.“

Dieser Dr. Hoe ist dem Leser nicht mehr eine fremde Persönlichkeit. Er hatte im Jahre 1620 gepredigt zur vollen Zufriedenheit des Kaisers und dafür reichlichen klingenden Lohn erfahren. Von 1629 an machte er sich geltend als die hauptsächliche Stütze des Widerstrebens in Augsburg gegen das Reformationsrecht, welches der Kaiser dem Fürstbischofe dort zugesprochen hatte. Im März 1631 war er die Posaune des Leipziger Bundestages. Im November 1631 bot er sich dem schwedischen Gesandten Nicolai in Dresden zu Dienstleistungen an.[5] Er scheint dann rasche Fortschritte gemacht zu haben. Einige Wochen nach jenem Berichte über das Wirken der Prediger beschäftigt sich Nicolai mehr eingehend mit Hoe besonders. In einer ansehnlichen Tischgesellschaft,

[1] Bericht Nicolais an den König, bei Irmer I, 249. [2] A. a. O.
[3] A. a. O. 250. [4] A. a. O. 251.
[5] A. a. O. 60. Nur die Thatsache angegeben.

berichtet[1] er, bei welcher Hoe ein hauptsächlicher Gast, „fielen allerlei Tischgespräche vor von den Absichten der Katholiken, insonderheit der kaiserlichen und spanischen, wohin sie von Anfang an gezielt, was für Effecte daraus hin und wieder resultiert, wie stattlich man von dieser (der kursächsischen) Seite dazu geholfen, und wie man sich endlich abusiert befunden habe. Der Herr Oberhofprediger mußte es mit Achselzucken zugeben, wie er es denn auch durch einen ausführlichen vernünftigen Discurs beklagte. Auf die Frage, warum man denn noch in allen Kirchen durch das ganze Kurfürstenthum für den Kaiser so fleißig bete, antwortete er: es sei bisher aus gewissem Respecte so verordnet und gehalten worden. Wenn aber seine Stimme im Capitel gelten möge, solle es hinfüro eingestellt werden und nicht mehr geschehen. Er wolle die Abschaffung bei dem Kurfürsten zuwege bringen oder seine Entlassung begehren. — Wenige Tage später ist im Oberconsistorium die Frage erörtert worden, ob bei den obwaltenden Umständen für den Kaiser ferner zu beten sei oder nicht. Die Berathung führte zum Beschlusse der Verneinung. Den Sonntag darauf hat der Oberhofprediger eine herrliche Predigt gehalten, die Grausamkeit und blutdürstigen Absichten der Gegenpartei beweglich ausgeführt und nach der Predigt aus der gewöhnlichen Gebetsformel den Namen des Kaisers ausgelassen. Dies ist ebenmäßig in den anderen Kirchen auch geschehen, mit höchster Verwunderung der Zuhörer, insonderheit derer, welchen die Ursache dieser schleunigen Veränderung unbekannt."

Der Kurfürst Johann Georg war und blieb hin und hergezogen von Neigungen und Abneigungen nach der einen oder der anderen Seite. Diese Unentschlossenheit prägt sich unverkennbar aus in dem Gutachten,[2] welches seine geheimen Räthe ihm über das Anbringen des Pfalzgrafen August verfaßten, am 25. Juni/5. Juli. Es beginnt mit dem Ausdrucke des Wunsches, „daß wir in Gnaden damit hätten verschont bleiben mögen". Es werden dann die einzelnen Puncte so erörtert, daß aus dem Wortreichthume das Bestreben hervorblickt, jeder bestimmten Antwort auszuweichen, und alle Fragen zu vertagen auf einen zu berufenden Convent der nicht-katholischen Reichsstände. Nur in Einer Angelegenheit lautete die Antwort bestimmt. „In Betreff eines Friedens," sagen die Räthe, „ist uns Anderes nicht bewußt, als daß Ew. kf. Durchlaucht bei allen Gelegenheiten, wo man vom Frieden geredet, keinen anderen als

[1] A. a. O. 263. [2] Irmer I, 235.

einen allgemeinen, sicheren, für unsere evangelische Religion und deren Angehörige vorträglichen Universalfrieden gemeint, und darauf sind auch die bisher ertheilten unterthänigsten Gutachten gerichtet gewesen."

Dieses Gutachten stellt in der Hauptsache die Intention des Kurfürsten klar: er will nicht einen Frieden schließen ohne den Schwedenkönig, will aber auch nicht der Direction desselben unterstehen.

Es ist kaum anzunehmen, daß Johann Georg den Gedankengang des Schwedenkönigs völlig erkannt habe. Dieser hatte ihm sagen lassen, daß er mit ganzer Macht zu Hülfe kommen werde. Von Hersbruck aus entsandte[1] er am 12/22. Juni an Oxenstierna in Mainz die Aufforderung, ihm Verstärkung zuzuschicken. Oxenstierna vermöge dies, weil er ja, außer den Besatzungen von Mainz und Frankfurt, über 9000 Mann verfüge. Am 17/27. Juni, wieder noch von Hersbruck aus, erneuerte[2] Gustav Adolf den Befehl, dies Mal mit bestimmterer Angabe des Zweckes. Damit wir, sagt er, „nicht allein dem Feinde, wenn er uns angriffe, nicht aus dem Wege gehen dürfen, sondern auch dem Kurfürsten selber, wenn er mit dem Feinde colludieren wollte, respectierlich sein mögen."

Gustav Adolf fügt weiter hinzu, daß ja doch der Kanzler die Hülfe zu senden vermöge, weil er keinen Feind auf dem Rücken und in Frankfurt a/M. sich allein vor der Untreue der Bürger in Acht zu nehmen habe. Schon einige Wochen zuvor hatte der König den Kanzler auf die Gesinnung der Bürger von Frankfurt nachdrücklich hingewiesen.[3] „Obgleich wir nicht gern sähen, daß Ihr zu einem extremen Entschlusse kommen solltet, so ist es gleichwohl doch, wenn Ihr irgend ein Anzeichen eines Abfalles bemerkt, in solchem Falle besser, Mainz in Gefahr zu lassen und mit der ganzen Armee die Stadt Frankfurt zu bewahren, nur daß Ihr die Truppen vor der Stadt ließet, so daß Ihr, ohne Ruin der Bürgerschaft, derselben Meister bleiben könnet. So lange jedoch nicht die höchste Noth drängt, darf es zu solchen Entschlüssen nicht kommen."

Indem Gustav Adolf, nach der Vereinigung von Wallenstein und Maximilian bei Eger, den ursprünglichen Plan mit ganzer Macht dem Kurfürsten von Sachsen zu Hülfe zu ziehen, oder auch, wie seine Worte an Oxenstierna ergeben, ihn in Furcht zu setzen, aufgab und statt dessen für sich eine feste Stellung bei Nürnberg wählte, veränderte sich die

[1] Arkiv I, 629. [2] A. a. O. 631. [3] A. a. O. 600.

Lage der Dinge dahin, daß nun er den Kurfürsten zur Hülfesendung aufforderte. Am 23. Juni/3. Juli entsendete er an den Pfalzgrafen August in Dresden die Mahnung,[1] auf diese bereits versprochene Hülfeleistung zu dringen. Daß eine solche kursächsische Hülfstruppe dann dem Befehle des Königs unterstand, bedurfte keiner Erörterung.

Damit erlosch jedoch in der Umgebung des Königs nicht jener andere Gedanke, daß man dem Kurfürsten Respect einzuflößen habe. Der jüngere Camerar, Joachim, der im Dienste des Schwedenkönigs seinem Vater Ludwig gefolgt war, schrieb an diesen, damals Gesandten im Haag, am 26. Juni/6. Juli die Worte[2]: „Der Kurfürst von Sachsen treibt sein altes Spiel fort, unterhandelt heimlich mit dem Feinde, und was er Feindliches gegen ihn unternimmt, ist nur zum Scheine. So wird es das Beste sein, ihn, so lange er nicht weise wird, als Feind zu behandeln."

Der letzte Gedanke, dessen Ausdruck hier für den Schwedenkönig selber als zu stark erscheint, regte sich nicht bloß bei dem Secretär Camerar. Am 19/29. Juni hatte der Schwedenkönig den Herzog Wilhelm von Weimar abgemahnt, weiter auf Dresden zu marschieren, allerdings nicht mit scharfen Worten, und ihm den Weg nach Coburg angewiesen. Der Herzog Wilhelm beharrte bei seiner Richtung. Am 30. Juni/10. Juli schrieb[3] der König an den Pfalzgrafen August, seinen Botschafter in Dresden. „Wir lassen Ewr. Lbd. unverhalten sein, daß der Herzog Wilhelm dieser Tage uns durch Schreiben und Schickung seines Stallmeisters zu erkennen gegeben, was gestalt Se. Lbd., auf das inständige Anhalten der Grafen von Thurn und Solms, auch Ewr. Lbd. selbst Einrathen, zur Beförderung des gemeinen evangelischen Wesens, insonderheit zur Conservation der sächsischen Armee und Verhinderung der daselbst vorgehenden gefährlichen Praktiken, ex voto des ganzen Kurfürstenthumes, sich resolviert, mit der Armee nach Dresden zu gehen, dahin auch allbereits avanciert sei."

Die in diesen Worten gegebenen Andeutungen lassen zur Genüge erkennen, um welchen weit aussehenden Plan es sich dabei handelte: Wilhelm von Weimar will mit Rath und Zuthun jener Individuen die Gelegenheit des Verdrusses von Gustav Adolf gegen den Kurfürsten Johann Georg benutzen, um dem alten Hasse und Neide der Weimarer

[1] G. Droysen, Schriftstücke 229. [2] Söltl III, 305.
[3] G. Droysen, Schriftstücke 230.

Ernestinischen Linie gegen die Albertinische Genüge zu leisten. Es ist bemerkenswerth, daß der Schwede für die an dieser Absicht Betheiligten, selbst für seinen Botschafter, der von Dresden aus mit eingerathen, kein Wort der Missbilligung hat. Denn er fährt fort wie folgt.

„Nun lassen wir zwar die Fundamina solcher Resolution auf sich selber beruhen, als (weil) wir die Gewisheit eigentlich nicht sehen, sondern erst nach dem Ausgange beurtheilen müssen. Wir hätten aber wünschen mögen, daß J. Ldd. (Herzog Wilhelm) das Sicherste spielen und lieber mit den Truppen unseren vielfältigen Ordres nach zu uns hätte kommen wollen als des Kurfürsten Ldd. mit Zuführung der Truppen zu einer Zeit, wo er derselben nicht bedürftig und sich keines Feindes befahrt, ein Mistrauen zu verursachen oder sonst zu widrigen Impressionen Anlaß zu geben. Weil es nun aber so weit gekommen, daß man nach Maßgabe der Sachlage Entschluß fassen und alles zum Besten wenden muß, haben wir für gut angesehen, daß wenn die Sachen noch in integro, der Herzog mit den Truppen sich alsofort wiederum zurück und herwärts machen, seine Ankunft aufs höflichste excusieren und dabei Ansuchung thun solle, daß des Kurfürsten Ldd. uns mit etlichen Ihrer Truppen assistieren wolle. Im Falle aber die Sachen über Verhoffen besser liefen und des Kurfürsten Ldd. sich wohl bezeigen sollte, alsdann möge der Kurfürst den größeren Theil seiner Armee dem Herzog Wilhelm untergeben und uns schicken, den Rest aber neben dem Landvolk und unseren pommerischen und den brandenburgischen Truppen unter einem qualificierten Chef zwischen der Oder und der Elbe und Großglogau herum halten und auf die Sicherheit Brandenburgs und Sachsens sehen lassen." Als den geeigneten Chef schlägt Gustav Adolf den schwedischen GM. Boetius vor. — Demnach führte der kleine Umweg zu demselben Ziele: die kursächsischen Truppen würden in diesem Falle sämmtlich unter schwedischem Commando stehen.

Bei diesem Plane durfte aber der Schwedenkönig den Kurfürsten nicht weiter bruskieren lassen. Darum fährt er fort: „Nachdem aber eine Nothdurft sein will, daß des Kurfürsten Ldd. hierbei geziemend tractiert werden, haben wir nicht vorbei gekonnt, Ew. Ldd. hierunter zu bemühen." Der Pfalzgraf soll also freundlich vorstellen, daß der König alle seine Vortheile im Süden hintangesetzt, nur um dem Kurfürsten zu Hülfe zu kommen, und daß er dabei die ganze Last des Feindes auf sich gezogen. Darum möge nun auch der Kurfürst gleiche Treue beweisen.

Im Fortgange des Schreibens wandeln sich in den Worten des Schwedenkönigs die Dinge völlig um. Im Beginne desselben hat er dargethan, daß ihm wohl bekannt, in welcher nicht freundlichen Absicht der Herzog Wilhelm den Marsch nach Dresden angetreten. Gegen Ende dagegen heißt es: „Anjetzo aber, weil unser GL. Herzog Wilhelm wider unser Vermuthen fast aus augenscheinlicher Schickung Gottes mit der Armee zu Dresden angelangt, zweifeln wir um so weniger, daß des Kurfürsten Lbd. bei solcher guten Gelegenheit, und da er sich nicht allein zur Zeit keines Feindes versieht, und unseres vom Herzog Wilhelm zugebrachten Succurses nicht bedarf, sondern auch den seinigen uns so viel sicherer zubringen kann, sich unserem Ansuchen bequemen werde."

Es ist nicht ersichtlich, daß der Kurfürst Johann Georg über die eigentliche Absicht des Anmarsches seines Stammesvetters Wilhelm zur Klarheit gekommen sei. Es scheint vielmehr, daß auch sein Verhältnis zu dem Pfalzgrafen August, der doch für jene Absicht mitgewirkt, gegen Ende freundlicher geworden sei. Noch bevor jenes Schreiben des Königs, vom 30. Juni/10. Juli, in die Hände des Pfalzgrafen kam, konnte er am 5/15. Juli dem Könige melden,[2] daß der Kurfürst dem Herzoge vier Regimenter zum Succurse für den König überwiesen, „und ferner, daß, wenn keine Gefahr sich in der Lausitz erzeigen werde, er mit der ganzen Armee zu folgen resolviert sei." Gustav Adolf nahm die Meldung mit Dank entgegen,[3] so wie mit dem Ersuchen: der Pfalzgraf wolle befördern, daß dies je eher je besser und lieber geschehe. — Die wirkliche Stimmung des Schwedenkönigs darüber drückt sein Secretär Camerar ironisch aus in der Meldung[4] an seinen Vater im Haag: „Der Kurfürst von Sachsen hat auch einige Abtheilungen gesendet, die mit dem Herzoge Wilhelm von Weimar ankamen, damit man ihm ja trauen solle!" — In der That bewies der Verfolg der Dinge, daß Johann Georg mit einer Sendung weiterer Hülfe keine Eile hatte.

Die Resolution,[5] welche endlich der Pfalzgraf auf die schwedischen Anträge erhielt, am 9/19. Juli, entsprach dem bisherigen Verhalten des Kurfürsten, so wie namentlich dem Gutachten der geheimen Räthe, vom 25. Juni/5. Juli. Sie wich jeder bestimmten Erklärung über die schwedischen Forderungen aus. Sie erwähnte diejenige eines corpus formatum Evangelicorum im Reiche nicht mit Einem Worte. Dagegen lobte sie

[1] Irmer I, 228. [2] Droysen, Schriftstücke 232. [3] A. a. O. 233.
[4] Söltl III, 307. [5] Chemnitz 366.

die früheren Zustände. „Wie man vor diesem es jederzeit für ein rechtes Mittel beständiger Ruhe geachtet, daß man die Waffen völlig niederlegen, die Liga gänzlich aufheben, und sich an des Reiches Fundamental-Satzungen, heilsamen Constitutionen, Kreisverfassungen und Executions-Ordnung begnügen sollte: so könnte auch noch dadurch, wenn sie nur fleißig in Acht genommen und nascens malum in herba gedämpft würde, allen Machinationen rühmlich begegnet werden."

Wie der Schwedenkönig einige Wochen zuvor von seinem Standpuncte aus den Nürnberger Abgeordneten den Vorwurf gemacht, daß sie den dermaligen Stand des Reiches nicht verstünden: so galt dies nach einer solchen Erklärung des Kurfürsten Johann Georg noch viel mehr dem letzteren. Der Wunsch oder das Princip der Erhaltung und Herstellung, wie es hier bei Johann Georg zum Ausdrucke gelangt, stand in geradem Gegensatze zu der nimmersatten Gier des Schwedenkönigs. Folgerecht hätte von diesem Principe aus sich der Kurfürst wider den Schweden wenden müssen. Aber Consequenz war nicht die starke Seite Johann Georgs. Indem es ihm und seinen Räthen nicht klar wurde, daß dieser Schwedenkönig nach seinem ganzen Thun und Lassen einen Friedensschluß überhaupt nicht wollen konnte, hielt Johann Georg fest an seiner Erklärung nur einen Universal-Frieden schließen zu wollen. Damit war der Gedanke eines Sonderfriedens zwischen ihm und dem Kaiser ausgeschlossen, und in so weit dem Wunsche des Schweden Genüge geschehen.

Unterdessen standen bereits bei Nürnberg die mächtigen Heere einander gegenüber.

22. Vereinigung des Kurfürsten Maximilian und Wallensteins.

Wir haben das Klageschreiben des Kurfürsten Maximilian, vom 2. Juni, an den Kaiser vernommen. Nach dem Bescheide, den ihm sein Gesandter Ruepp von Wallenstein zurückgebracht, hatte er nicht bloß zunächst auf keine Hülfe von Wallenstein zu rechnen, sondern mußte noch als eine Vergünstigung ansehen, daß Wallenstein bei dem Befehle der Abberufung Aldringens nicht beharrte. Was immer Maximilian denken oder fühlen mochte: seine Nothlage zwang ihn zur Freundlichkeit gegen den kaiserlichen General, von dem allein er noch eine Hülfe hoffen konnte. Auf den Bericht Ruepps antwortete[1] er daher an Wallenstein: „Wie es aus den Ewr. Lbd. durch den von Ruepp zu Gemüth geführten starken

[1] Förster II, 225. Vom 2. Juni.

Motiven die höchste Nothdurft erfordert, habe ich wohl auch den verhofften Succurs mit desto größerem Verlangen erwartet, damit ich doch diesen höchst schädlichen Feind, welcher nunmehr auch den oberen Theil meiner Lande bis an die tirolische Grenze und darin viele ansehnliche Klöster ausplündern, ganze Märkte, Schlösser und Dörfer abermals in die Asche legen thut, von München und aus meinen Landen hinweg hätte bringen können. Weil es aber Ewr. Lbd. so schwer und bedenklich fallen thut, zur Zeit und bei so beschaffenem Kriegswesen in Böhmen auch der begehrten wenigen tausend Mann zu entrathen, so will ich in Gottes Namen, wie schwer und höchst schädlich es mir auch fällt, auf Ewr. Lbd. geschehenes freundliches Erinnern und Anerbieten auch diese, dem von Ruepp angedeutet kleine Zeit noch mich gedulden und Ihrem Selbstandeuten nach mich festiglich darauf verlassen, Dieselben werden alsdann — es nehmen die Sachen selbiger Orten einen Ausschlag wie sie wollen — mit der Armada heraus ins Reich und (nach) der Hauptwurzel alles Unheiles zutrachten, wodurch Sie zugleich Ihrer K. M. Erblande versichern, Sachsen zur Willigkeit bringen, und das ganze Römische Reich zu Ihrem unsterblichen Lobe liberieren. Außer dessen wird gewislich diesem Wesen niemals ein Ende zu machen sein, sondern (es werden) allein Zeit und die übrigen Mittel sich consumieren. Und gleichwie ich Ewr. Lbd. wegen der glücklichen Eroberung der Stadt Prag hiermit congratuliere, als wünsche ich auch, daß beide Armaden bald conjungiert und mit der Hülfe Gottes ein so großes Übel gedämpft werde."

Als die Bewegungen des Schwedenkönigs im Beginne des Monates Juni es wahrscheinlich machten, daß er Bayern verlassen und sich nordwärts wenden werde, trat die Aussicht auf die Vereinigung näher. Am 6. Juni ließ Maximilian durch Aldringen, von Regensburg aus, an Wallenstein melden,[1] daß er bereit sein werde, auf halbem Wege entgegen zu kommen. Auch Wallenstein seinerseits kündigte[2] am 8. Juni, also wahrscheinlich in Folge der kaiserlichen Mahnung vom 3., dem G. Aldringen seinen bevorstehenden Aufbruch an.

Das Commando in Böhmen verblieb dem G. Maradas, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle nichts Feindliches wider Kursachsen zu unternehmen. Wallenstein ließ dies Verbot für die Böhmen insgesammt in Eger sogar öffentlich ausrufen.[3] Diese Stadt diente ihm für seine

[1] Förster II, 224. [2] Hurter, W. vier letzte L. J., 151.

[3] Theatrum E. II, 667.

Truppen als Sammelplatz, von welchem aus er sich in das Reich begeben wollte. Zugleich setzte sich Maximilian mit seinen Truppen von Regensburg aus nordwärts in Bewegung.

Auf diese Nachrichten lenkte der Schwedenkönig aus seinem Lager bei Fürth ostwärts ab nach Hersbruck. Er selber gibt einige Tage später, am 15/25. Juni, dem Kurfürsten Johann Georg,[1] so wie genauer noch, am 17/27. Juni, von Hersbruck aus dem Herzoge Wilhelm von Weimar eine kurze Übersicht[2] seiner Märsche bis dahin. „Wir waren, der Abrede nach, mit unseren Truppen nach Nürnberg avanciert, in der Meinung gerades Weges fortzugehen, um uns mit Ewr. Lbd. zu vereinigen. Nachdem wir aber bei unserer Ankunft vernommen, daß der Herzog in Bayern mit seiner ganzen Macht, außer der wenigen Besatzung, die er in Ingolstadt und Regensburg belassen, aufgebrochen, sein Land quittiert und in dem Marsche nach Weiden sein solle, unzweifelhaft, um sich mit Wallenstein, welcher ebenmäßig seinen Marsch auf Eger genommen, zu vereinigen und so mit gesammter Macht entweder auf Kursachsen oder auf uns zu dringen, haben wir nicht umgehen können, uns von dem Wege in etwas abzulenken, und zu versuchen, ob wir den Herzog in Bayern, ehe er sich mit Wallenstein vereinigte, attrapieren und schlagen, und also Kursachsen sowohl wie uns desto mehr außer Gefahr setzen möchten. Inmaßen wir darauf gegen Weiden zu marschiert sind und, mit der Hülfe Gottes, allem Ansehen nach unser Intent erreicht hätten, wenn es uns an richtiger Kundschaft nicht gemangelt und dadurch der Herzog eines Tages Vorsprung gewonnen hätte. Weil er aber vor uns zu Weiden angelangt, auch von Wallenstein einen ziemlichen Succurs bekommen, nämlich in die 36 Cornet Kroaten und zwei Regimenter zu Fuß, und die übrige Wallensteinische Armee sich allbereits zu Eger befunden, wir überdies zwei Gewässer und anderthalb Meilen Wald passieren müßten, also dem Feinde, wenn er sich bei der Stadt oder den Pässen in Postur gestellt hätte, ohne große Beschwerde und Zeitverspildung nicht wohl beizukommen, wohingegen er sich nach Gefallen hätte verstärken mögen: so haben wir es eingestellt ihn dergestalt weiter zu suchen, und resolviert, nunmehr ohne längeren Verzug unseren Weg direct auf Meißen zu nehmen und des Kurfürsten von Sachsen Lbd. in möglichster Eile zu succurrieren."

---

[1] G. Droysen, Schriftstücke 61. [2] Arkiv I, 633.

„Inmittels, damit wir die Last des Krieges so viel möglich von J. L. abwenden möchten, haben wir unserem General der Infanterie, Johann Banier, befohlen, Ingolstadt zu belagern und nachdrücklichst anzugreifen, indem wir nicht zweifeln, der Feind werde solchen importanten Platz nicht lassen, sondern möglichst zu entsetzen suchen, und also uns so viel mehr Gelegenheit geben, gegen Wallenstein einen Hauptstreich zu führen."

„Damit wir aber unser Corpus gegen den Feind gebührend in Verhältnis setzen, und dasselbe zu rechter Zeit und Stelle zusammen führen mögen, sehen wir kein bequemeres Mittel, als daß solches je eher je besser um Coburg geschehe." — Demnach erhält Wilhelm von Weimar den Befehl sich dahin zu begeben, und gleicher Weise sollen der Herzog Georg von Lüneburg und der Landgraf Wilhelm aufgefordert werden. Auch hofft Gustav Adolf dazu etliche tausend Mann Kursachsen zu erlangen. — Der Gedanke eines Lagers bei Nürnberg ist demnach am 17/27. Juni bei Gustav Adolf noch nicht vorhanden.

Der Bericht Gustav Adolfs ergibt, daß von ihm ungehindert der Kurfürst Maximilian seinen Marsch vollzog.

Von Weiden aus entsandte der Kurfürst, am 22. Juni, an Wallenstein den General Aldringen mit der Meldung,[1] daß er dort glücklich angelangt, „in der Hoffnung Ew. Lbd. bald zu sehen und Ihnen mein aufrichtig gegen Sie tragendes Gemüth persönlich zu erkennen zu geben. — Ew. Lbd. werden ohne Zweifel Ihren Marsch, wie es die Nothdurft erfordert, zu beschleunigen Ihnen um so viel mehr angelegen sein lassen, weil Ewr. Lbd. Gegenwart und Autorität alles zu gutem Effect befördern wird." — Am 25. Juni erreichte Maximilian die Stadt Tirschenreuth, nur noch einige Stunden von Eger. Von dort aus entsandte er Ruepp an Wallenstein. Am nächsten Tage trafen die zwei Häupter in Eger zusammen.

„Als nun," meldet[2] Khevenhiller, „der Kurfürst aus Bayern und der Herzog von Friedland einander empfangen, da waren Aller Augen auf beide Herren gerichtet; denn männiglich (hat) gewußt, daß der Herzog von Friedland seine vorige Abdankung und seinen vermeinten Affront dem Kurfürsten zugeschrieben, und (daß) der Kurfürst der Meinung war, der Herzog werde es ihm nicht vergessen und ungerochen lassen, und

[1] Förster II, 231.

[2] Khevenhiller XII, 24.

daher ihm billig nicht hätte trauen dürfen. Allein beider Interesse und die Erhaltung von Land und Leuten hat aus der Noth eine Tugend gemacht, so daß beide ihre Passionen in Freundlichkeit und Vertrauen verkehrt. Doch haben die Curiosi bemerkt, daß der Kurfürst die Kunst zu dissimulieren besser als der Herzog gelernt; denn jener hat seine Gesinnung vor fremden und den eigenen Leuten verborgen, während der Herzog bei den Seinigen die Passion also und oft ausbrechen lassen, daß seine Reden gar häufig selbst vor den Kurfürsten gekommen sind, der sie aber alle vernünftig beantwortet und dissimuliert."

Der schon früher angeführte Discurs des Kurfürsten, vom December 1633, berichtet[1]: „Sobald die Conjunction erfolgt, hat der Herzog von Friedland bei dem Kurfürsten um ein Anlehen von 300,000 Rthlrn. inständig angehalten, mit Vermelden, daß er das kaiserliche Volk, das er führe, weil die Contributionen nicht eingehen, anders nicht fortzubringen wisse. Unangesehen nun die kurfürstlichen Lande wegen des so lange ausgebliebenen Succurses mehrentheils in Grund verbrannt und verheert, hat der Kurfürst doch, zur Contestierung seines Eifers für den Kaiser und dessen Dienst, von seinem Vorrathe, den er mit Mühe und Entbehrung zurückgelegt, 200,000 Rthlr. baar auf eine bloße Handschrift und geschehene Vertröstung gutwillig dargeliehen."

Die vereinigte Armee war, nach der Schätzung[2] Maximilians über 40,000 Mann stark, „des schönsten besten Volkes, so man erwünschen und mit Augen sehen sollen"; diejenige des Schwedenkönigs wurde, nach der Aussage von Gefangenen, auf höchstens 15,000 Mann geschätzt.

Die Consequenz, welche sich aus der Vereinigung für die Kriegführung fortan ergab, zeichnet der Schwedenkönig in einem Schreiben aus Hersbruck, vom 19/29. Juni, an den Herzog Wilhelm von Weimar, der sich, nicht mit dem Willen des Königs, auf den Marsch nach Dresden begeben hatte. „Wir hören ungern," schreibt Gustav Adolf, „daß E. L. mit Ihrem Fortzuge dergestalt geeilt haben, daß Sie gegen den 21. Juni/ 1. Juli allbereits zu Dresden zu sein gedenken. Zwar können wir uns leichtlich die Rechnung machen, daß das Gerücht von der bayerischen Vereinigung mit Wallenstein und dasjenige vom Andringen Pappenheims Ew. Lbd. verursacht haben, Ihren Marsch so zu beschleunigen, um des Kurfürsten Lbd. in Eil zu entsetzen, müssen auch unseres Ortes solchen

[1] Aretin, Bayern usw. Urk. zum 3. u. 4. A. S. 341.
[2] A. a. O. [3] G. Droysen, Schriftstücke 183.

Eifer Ewr. Lbd. billig loben: wir verhalten aber Deroselben freundvetterlich nicht, daß zwar der Herzog in Bayern sich mit den Wallensteinischen Truppen um Eger vereinigt, allwo sie sich noch befinden — daß sie aber auf des Kurfürsten Lbd. gehen sollen, hat gar keine Apparenz. Vielmehr ist zu glauben, daß sie entweder nach Franken oder Thüringen gehen, um uns zu suchen, oder gar sich zurück nach Bayern wenden — bevorab wenn sie hören, daß Banier Ingolstadt belagert — um die kaiserlichen Erbländer zu vertheidigen. Deswegen will es eine hohe Nothdurft sein, daß nicht allein wir uns hier herum so lange enthalten, bis wir sehen, wo der Feind eigentlich hinaus wolle, und uns auf alle Fälle gefaßt machen ihm zu widerstehen, sondern daß auch Ew. Lbd. Ihres Ortes bedacht seien, Ihren Marsch dergestalt anzustellen, daß wir Ihre Truppen erster Tages zu uns bekommen, und uns damit in möglicher Eilfertigkeit verstärken. Wir sehen also nochmals keinen mehr bequemen und sicheren Weg, als daß Ew. Lbd. sich gegen Coburg wenden und allda zu uns stoßen, oder, wenn wir dieser Orten längs auf den Feind sehen müßten und nicht so bald dort sein könnten, Ihren Weg vollends auf Bamberg oder gar auf Schweinfurt nehmen, um sich mit uns — was nunmehr unser Hauptzweck sein soll — zu vereinigen." Einstweilen jedoch soll Coburg der Ort des General-Rendezvous sein. Gustav Adolf berichtet, wie früher, daß er entsprechende Befehle auch an den Herzog Georg von Lüneburg, sowie an den Landgrafen Wilhelm je nach ihrer Stellung gegenüber Pappenheim gegeben. „Ew. Lbd. wollen demnach sich mit allen Ihren Truppen unverlängt zu uns finden, damit wir auf alle Fälle gefaßt sein mögen, dem Feinde unter die Augen zu gehen. Gestalt wir dann der endlichen Resolution sind, sobald wir nur vernehmen, daß der Feind seinen Kopf gegen Kursachsen strecken werde, alsdann Deroselben zum Succurs anzuziehen und dem Feinde den Kopf zu bieten. Wir hoffen auch, des Kurfürsten von Sachsen Lbd. werden Ihro nicht entgegen sein lassen, uns auf allen Fall mit ihren Truppen entgegen zu rücken, um desto sicherer sich mit uns zu conjungieren."

Demnach legt Gustav Adolf hier dar, daß er in Folge jener Vereinigung Wallensteins mit dem Kurfürsten Maximilian aus der Offensive in die Defensive zurück gedrängt sei, jedoch hoffe, durch die Heranziehung aller Streitkräfte von seiner Seite bei Coburg die Offensive wieder aufzunehmen. Er denkt also bei diesem Schreiben an den Weimarer Herzog noch nicht an eine feste Stellung bei Nürnberg.

Am selben Tage jedoch noch, wenn anders die angegebenen Daten[1] richtig sind, änderte er seinen Plan. Er begab sich nach Thummenberg, eine halbe Stunde von Nürnberg, und beschied dahin Abgeordnete des Rathes von Nürnberg.[2] Er eröffnete ihnen, daß es zwar seine Absicht gewesen, anderswohin zu marschieren, daß er aber besorge, dann von der Stadt Nürnberg völlig abgeschnitten zu werden und dadurch ihr den völligen Ruin zu bereiten. Er erklärte deshalb seinen festen Entschluß bei Nürnberg zu bleiben und es mit allen Kräften zu beschützen. Deshalb müsse man ihm, da der Feind sehr stark, gebürlich an die Hand gehen und die Stadt so verwahren, daß er jedenfalls Schutz und Sicherheit darin finden könne. Dann umritt er die ganze Stadt, besichtigte die Außenwerke mit großer Aufmerksamkeit und verlangte die unverzügliche Anlegung von Verschanzungen, in welche alle Gärten vor der Stadt einzuschließen seien.

Die Deputierten dankten dem Könige für die bisherige Vertheidigung der Stadt, und versprachen die unverzügliche Ausführung seines Befestigungsplanes. Dann begab sich der König wieder nach Hersbruck. Der Rath von Nürnberg dagegen in seiner Gesammtheit faßte seine Beschlüsse gemäß dem Berichte seiner Deputierten.

Und dies führt uns wieder auf den bereits früher angeregten Vergleich des Geschickes der Städte Nürnberg und Magdeburg. Damals waren erst wenige Monate verflossen, daß dieser Rath von Nürnberg, im März des Jahres, vor dem Kaiser sich selber das Lob zugesprochen, vermöge seiner umsichtigen Leitung die Stadt Nürnberg durch die wilden Wirbel und Klippen des Krieges hindurch gesteuert, sie unversehrt erhalten zu haben. Unzweifelhaft war dies das Bestreben der Lenker der Geschicke von Nürnberg gewesen. Nicht minder war zwei Jahre zuvor auch in dem Rathe von Magdeburg dies der hauptsächliche Wunsch gewesen, nicht mit in den Krieg hinein verwickelt zu werden. An diesem Wunsche und an diesem Bestreben hatten die an List überlegenen Diener des Schweden den minder klar blickenden Rath von Magdeburg eingefangen, und ihn weiter geführt von Stufe zu Stufe, bis die Gesammtheit der Bewohner von Magdeburg den Entwürfen des Schweden zum Opfer gebracht wurde, mit Hab und Gut, mit Leib und Leben. So war es dem Rathe von Magdeburg geschehen, der aus der Ochlokratie hervorgegangen war.

[1] Das Schreiben bei G. Droysen, Schriftstücke 183, und Soden I, 320.

[2] Soden I, 320. Auch für das Folgende.

Nürnberg ward aristokratisch regiert. Aber die Aristokraten von Nürnberg krankten an denselben Leidenschaften wie die Ochlokraten von Magdeburg, namentlich der Furcht und der Habgier, und an eben denselben lenkte der Schwedenkönig persönlich sie an den Punct, den sie zuerst und zumeist hatten vermeiden wollen, nicht bloß an die sowohl active als passive Theilnahme an dem Kriege, sondern auch an das Tragen der schwersten Last desselben. Denn seine Verheißung die Stadt zu schützen, lautete in anderer Form dahin und bedeutete in der Wirklichkeit, seinen Vertheidigungskrieg gegen den stärkeren Feind auf Kosten der Stadt zu führen.

Für den Rath von Nürnberg gab es nach der Erklärung des Schwedenkönigs aus dieser Zwangslage kein Entrinnen mehr. Am 20/30. Juni berieth er mit dem Ingenieur, den der König ihm zugewiesen, die anzulegenden Verschanzungen. Es ward beschlossen, das Werk in Gottes Namen anzufangen. Am nächsten Tage begannen 6000 Bürger zu graben. Es ward Niemand von der Arbeit ausgenommen, als der Rath und die Prediger. Diese mahnten von den Kanzeln herab im Sinne des Schwedenkönigs. Man arbeitete Tag und Nacht, so daß in fünfzehn Tagen das ganze verschanzte Lager vollendet war. Vom 26. Juni/6. Juli an datierte[1] der Schwedenkönig seine Briefe aus dem Lager bei Nürnberg.

Wir haben von ihm vernommen, daß er nach allen Richtungen seine Boten aussandte, um Verstärkungen an sich zu ziehen. Auch der Kurfürst Maximilian hatte, schon von dem Einbruche des Schweden in Bayern an, an Pappenheim in Niedersachsen den Ruf ergehen lassen, herauf zu kommen. Es fragt sich also um die Verrichtungen Pappenheims in dieser Zeit.

23. Pappenheim und der deutsche Westen im Juni und Juli 1632.

Nachdem Pappenheim zu Rethem an der Aller gegen Ende Mai den Befehl des Kurfürsten zum Hinaufzuge empfangen, entwarf er einen anderen Plan[2] und legte ihn den Ligafürsten in Köln dar. Er beklagt, daß der Schwedenkönig seine ganze Macht gegen Bayern als den besten Nerv der Liga wende. „Daher bin ich resolviert gewesen, meine unterhabende, wiewohl annoch junge und kleine Armee gerades Wegs hinauf

[1] Arkiv I, 635.

[2] Röckl 48. Leider fehlen Ort und Datum. Wahrscheinlich jedoch Rethem, Ende Mai.

zu führen. Indem ich aber betrachte, daß ich mich zu separieren, den einen Theil so viel nöthig hier zu lassen, und mit dem anderen Theil hinauf zu marschieren, mich nicht bastant befinde usw., habe ich darum mit Rath und Zuziehung der bei mir habenden hohen Officiere, bei der jetzigen Beschaffenheit der Dinge es dem gemeinen Wesen am vorträglichsten erachtet, daß ich von hier erster Tage zwar wieder hinauf, jedoch nicht höher als ins Land Hessen mich begeben könnte. Allda will ich mich der Festung Cassel unterfangen, und derselben, wie stark sie auch ist, innerhalb weniger Wochen, vermittelst der Gnade und des Segens Gottes, bemächtigen. Alsdann soll mir dieselbe das Centrum und Fundament des ganzen Hauptwerkes sein, also daß ich dafür halte: ich könne bei dem jetzigen Stande der Dinge nichts Nützlicheres und Gewisseres tentieren, nichts Gewisseres, weil mich dieser einzige Zug fast noch einmal so stark als ich bin, und dem hierländischen Feind ganz und gar superior machen kann."

Pappenheim gibt weiter an, daß in solchem Falle die Stifter Paderborn, Köln und Münster keiner Besatzungen bedürfen, daß er sie alle an sich ziehen und „insgesammt ein solches Corpus formieren kann, daß ich mir getraue, nicht allein dieser Belagerung gewachsen und bastant zu sein, sondern zugleich allen hier unten habenden Feinden, als dem Landgrafen von Hessen, dem Herzog Georg von Lüneburg, den Herzögen von Mecklenburg, dem unfürstlichen Herzog Franz Carl von Lauenburg, dem FM. Tott und dem G. Baudissin, welche alle zusammen ich über einen Haufen zu mir zu ziehen verhoffe."

Zur Ausführung dieses Planes verlangt Pappenheim von den Ligafürsten in Köln die Summe von 200,000 Rthlrn., sowie die Anwerbung von 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern, die man in den Kurfürstenthümern Köln, Bayern, Mainz eilfertig aufbringen könne.

„Wenn man aber," schließt Pappenheim, „wider meine gefaßte tröstliche Hoffnung solche Hülfe und Mittel mir versagen oder darin säumig würde, wüßte ich in Wahrheit nicht, was ich wider so viele feindliche Armeen, welche, je öfter ich sie schlage, gleichsam je länger, je zahlreicher sich vermehren, oder, was gewis ist, je länger je besser zusammen stehen, in die Länge erhalten, oder der katholischen Liga solche Dienste, wie die schwebenden großen Gefährlichkeiten erfordern, und dieselbe von mir erwartet, thun könnte, sondern müßte vielmehr gleichwie Andere die Hände und die Füße sinken lassen, mich zugleich dem Unglücke unterwerfen, und bei guter Zeit, ehe ich gar enerviert würde, nach der Elbe

und zu der kaiserlichen Armee, so gut ich könnte, retirieren. Was aber EE. K. D. und F. Gn. insgesammt in eine sehr schlechte Reputation bringen möchte, daran ich doch unschuldig wäre."

Der Verlauf der Dinge zeigt, daß die Ligafürsten in Köln, bei allem guten Willen für Pappenheim, diese Mittel für ihn nicht hergeben konnten. Neben dem was Ferdinand von Köln wirklich leistete, blieb Pappenheim beschränkt auf dasjenige was er in der Art wie bisher zusammen bringen konnte. Seinen Plan auf Hessen-Cassel führte er in der Weise aus, daß er die Städte an der Werra eine nach der anderen einnahm.[1] Von dort begab er sich auf das Eichsfeld, nahm Heiligenstadt und Duderstadt. Auch seinerseits erlitt er Verluste, namentlich in Witzenhausen. Dennoch blieb er überlegen. Die Frage, wohin er nun seine Waffen wenden werde, ward in der zweiten Hälfte des Monates Juni an vielen Orten erwogen.

Indem der Secretär Lars Grubbe von Würzburg aus diese Lage der Dinge überblickte,[2] kam er auch dem Schwedenkönige gegenüber zur Erörterung der Frage, die er zuvor dem Kanzler ausgesprochen, ob der Schwede sich auf die deutschen Fürsten verlassen dürfe, mit besonderem Bezug auf den Landgrafen Wilhelm. „Wie ich für mich selbst und von Anderen vermerke, daß unter der Hand geheime Entwürfe bei dem Landgrafen betrieben werden, so wird er nicht gern seine Armee aus der Hand lassen, sondern trachten, mit guten oder scheinbaren Vorwänden sie auf alle Fälle bei sich zu behalten. Auf seine Zuneigung zu Ewr. M. mag immerhin etwas zu rechnen sein: dagegen bleibt sein Verhalten derartig, daß Ew. M. bei der jetzigen Sachlage darauf nicht zu bauen haben. Bleibt Pappenheim in der Nähe bei Cassel und in Hessen, so wird der Landgraf darüber vielleicht seine Truppen einbüßen, und darauf wird folgen, daß, wenn alles verzehrt, auch die Festungen in Gefahr stehen. — Die Dinge hier in Franken lassen sich nicht so an und werden nicht so in Acht genommen, wie es sich gebührte. Es scheint zu besorgen, daß wenn etwas über uns käme, nicht alles zum Dienste Ewr. M. ablaufen würde. Diejenigen, welche die Vornehmsten sind, bestellen die von Ewr. M. ihnen gegebenen Güter, forschen und bemühen sich um mehr, betreiben ihre Werbungen, so daß der eigene Beutel verschont wird. Inzwischen wissen sie oder kümmern sich um Ew. K. M. nicht

[1] Röckl 52. [2] Arkiv II, 497. Vom 14/24. Juni.

weiter, sondern nur um das eigene Interesse. Darum auch will Keiner, so hochnöthig es für Ewr. M. Dienst wäre, einen Vorgesetzten haben. Diesem Beispiele folgen meist alle Anderen, und so wahr mir Gott helfe, es sind wenige, die im geringsten auf Ewr. M. Staatsgewinn oder Bestes bedacht sind. Man mißt alle Hülfe ab, bis dahin daß sie verhindert und vergeblich gemacht wird, so daß, wenn sie vom Feinde dazu Befehl hätten, dies nicht fleißiger und klüger betrieben werden könnte. Ew. K. M. wollen in Gnaden dies von mir aufnehmen, wie ich Gott zum Zeugen rufe, auch meine arme Seele dafür einsetze, daß ich weder hier noch anderswo irgend eine andere Intention noch Eifer habe als für den Dienst Ewr. M., welchen ich ohne allen anderen Affect zu befördern suchen werde, so lange ich lebe, in dem beständigen Streben, daß mir niemals etwas Unrechtes zur Last gelegt werden könne. — Demgemäß, wie ich auch sonst vermeldet, haben Ew. M. Ursache sich wohl vorzusehen. Denn obwohl der höchste Gott dessen ungeachtet Ew. M. wohl aufrecht halten wird, so können doch unbeständige, eigennützige, übelwollende, schlechte und falsche Menschen manches Hindernis in den Weg werfen."

So die Zeichnung der deutschen fürstlichen Diener des fremden Königs von schwedischer Hand. Dem Zusammenhange nach steht dem Schweden bei seiner Zeichnung im Vordergrunde die Persönlichkeit des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel. Auch hatte ja dieser zuerst das Beispiel des freiwilligen Abfalles von Kaiser und Reich zu dem Schweden, so wie damit der selbstthätigen Entfesselung des Kriegesjammers über die eigenen Unterthanen und die Nachbarländer gegeben.

Wenige Tage nachdem der Schwede Grubbe den Landgrafen in dieser Weise gezeichnet, traf die Hand der Kaiserlichen schwer auf die Hessen. Am 28. Juni verfaßte Pappenheim in Polle an der Weser einen Bericht[1] an den Kurfürsten. „Der Herzog von Lüneburg, der Bischof von Bremen, und Baudissin liegen bei Hildesheim mit 70 Cornetten und 12 Regimentern zu Fuß. Und ob sie sich wohl stärker als ich befinden, dürfen sie mich doch nicht angreifen, noch meiner im freien Felde erwarten, sondern verschanzen sich nahe an der Stadt, die 1400 Mann von ihnen eingenommen hat. Ich verhoffe mit Gottes Hülfe sie erster Tage anzugreifen." Bevor noch Pappenheim seine Schrift

[1] Röckl 52

beendet, hatte er eine neue Nachricht beizufügen. Der Landgraf von Hessen hatte einen Angriff auf das von Pappenheimern besetzte Volkmarsen unternommen. Die Besatzung capitulierte, am 27. Juni, bevor Hülfe kam. Aber diese unter Gronsfeld war auf dem Wege. Daher konnte Pappenheim jenem Berichte hinzufügen[1]: „Das in Volkmarsen gelegene Volk ist gegen Parole und Accord spoliiert worden. Darüber hat Gott seine rechte Gnade gegeben, daß unsere Cavallerie eine Stunde darauf angelangt, und die ganze neue hessische Armee geschlagen und zertrennt hat. Vom Fußvolk ist nicht Ein Mann davon gekommen. Der Cavallerie Cornette hat man noch nicht gezählt; aber sie ist auch ganz zertrennt. Zehn Stücke und ein Mortier sind genommen, und, was das größte Glück ist, haben wir nicht Einen Mann verloren."

Ungeachtet der Erfolge Pappenheims zwischen Elbe und Weser forderte jedoch der Kurfürst Maximilian in seiner bedrängten Lage abermals den Heraufzug. Pappenheim erwog, zu Ende Juni, bereits den Weg und den Zeittermin, der davon abhange, ob er die Mittel bekommen könne.[2] Er erörtert zunächst, warum er bisher dem Rufe nicht gefolgt. „Für mein Hinaufkommen," schreibt er, „war es zweifelhaft, ob ich hindurch gelangen könne. Wenn nicht, so wäre hier und dort die Zeit der Occasion verloren. Und ob ich schon durchgekommen wäre, hätte ich doch einen Schaden allhier droben nicht compensieren können. Denn allhier wären die schon halb complierten Werbungen von 6000 Pferden und (eben) so viele zu Fuß, diese ganze Armada, bei der wenige Häupter noch Soldaten geblieben wären, zusammt dem ganzen niedersächsischen Kreise verloren worden. Denn die hiesige Macht ist der allgemeinen Opinion, in die mich die Industria und die von Gott verliehenen Successe gesetzt, bei weitem nicht gleich. Und es sind unsere Victorien und der hiesige Status noch so zart, daß das geringste Übersehen alles gehabte Glück leichtlich zu Boden werfen könnte, also daß hier mehr durch Vortheil und Kunst als durch Macht zu gubernieren, sintemal die Feinde bis Dato weit stärker als wir gewesen. Und bin ich noch bis auf diesen Tag also divertiert und von allen Enden angetastet, daß die geringste Unordnung, die unter uns käme, uns leichtlich in volle Confusion bringen könnte. Der Bischof von Bremen (Herzog Johann Friedrich) zwickt

[1] A. a. O. 53. Vgl. Theatrum E. II, 661 a. Rommel VIII, 196.

[2] Röckl 53. Die Fassung der nächst folgenden Worte Ps. gibt keinen rechten Sinn. Ich suche daher denselben herzustellen.

mich auf einer Seite, der Landgraf von Hessen auf der anderen, die Thüringer auf der dritten, und der Herzog von Lüneburg, Franz Carl zu Sachsen und Baudissin haben ihre Armaden unter dem Walle der Stadt Hildesheim. Ich habe auch sonst keinen Feind als das ganze Land in und um und um, also daß, wenn ich Einen angreife, so kommt mir der Andere in den Rücken, und wenn ich dann mich gegen denselben kehre, so hat sich der Dritte schon wieder erholt. Doch bin ich Gottlob ihnen Allen Mannes genug, wenn nur nicht Andere vom Rheine her auch dazu kommen."

„Die eigenen Freunde selbst sind mir oft zuwider; denn defendiere ich Hildesheim, so klagen Münster und Paderborn. Defendiere ich Münster und Paderborn, so sagt Hildesheim, ich lasse es verloren gehen. Und so bald uns das Glück den geringsten Sonnenschein blicken läßt, wünscht mich der Eine wie der Andere auf hundert Meilen weit von ihnen."

„Nach Thüringen und dem Harze hin habe ich mich zwar Gottlob also versichert, daß ich ziemlich Ruhe habe, so lange es währen wird. Denn ich habe in Heiligenstadt und Duderstadt die katholischen Bürger armiert, und zwanzig neue und halb geworbene Compagnien zu Roß und Fuß dahin gelegt. Die haben sich in kurzer Zeit so gestärkt, daß sie bis vor die Pforten von Erfurt streifen und den Feind der Enden in dem Seinigen festhalten. So haben auch die Hessen, denen ich zehn alte und andere dergleichen vierzig neue Compagnien auf die Grenze gelegt, seit ihrer letzten Zertrennung den Kopf nicht aufgerichtet. Inzwischen ergänzen sich gleichwohl alle diese neue Werbungen, und es mangelt mir nur der Mustermonat. Denn vermöge der Capitulation bin ich keiner Compagnie Quartier schuldig, bis sie vierzig Pferde bringt, mit welchen ich die Quartiere und Musterplätze occupiere und behaupte, und mich ihrer gleichwohl im Kriege behelfe, so gut ich kann."

„Alle diese Verwickelungen und Beschwernisse wären gewis demjenigen Capo, so ich allhier gelassen haben wollte, wie tapfer und gut es auch sein könnte, schwer gefallen, insonderheit bei so großer Diversion und Inferiorität. Also dieweil ich mit meinem Abzuge alles unter und über sich gehen sehe, habe ich es für den Dienst Ihrer Kurf. Durchlaucht besser erachtet, noch etwas hier zu verharren."

„Sollte aber Ihre Kurf. D. gnädigst belieben, einzweimal hunderttausend Rthlr. eilfertig herzuschicken: so wäre der Sache noch zu helfen. Ich wollte meine Kräfte bald verdoppeln, und wenn ich meinen Feinden

einmal superior werden könnte, würden Ihre Kfst. D. vielleicht erst erkennen, was für einen getreuen Diener Sie an meiner wenigen Person hätten. Ob nun schon Ihre Kfst. D. zu meiner Verstärkung nichts schicken wollten, so müssen doch die Garnisonen unentbehrlich Geld haben. Denn sie leiden überaus große Noth, sintemal sie außerhalb des Brotes alles bezahlen müssen, wollen sie anders nicht die Inwohner der Festungen auf einmal austreiben und alles depopulieren. Dazu gehört Geld, das wir nicht haben."

„Werben und werben ist Ihrer Kf. Dt. mehr als nöthig, und je mehr der Krieg glückt, desto größeren Nutzen kann man davon haben. Und je übeler es ausgeht, desto nothwendiger sind die Werbungen. J. K. D. können nicht allein aus Teutschland, sondern auch aus Italien, Lothringen und Burgund, Ungarn und Polen, sonderlich aber aus diesen Landen, so viel Sie nur wollen und Geld schicken, Volk genug haben. Und der weise Mann hält allezeit ein corpo di riserba, sowohl zum Glück als zum Unglück. Das, hoffe ich, werden J. K. D. gnädigst zu Herzen fassen und betrachten, daß ich in meinen auch importunis consiliis diesen jetzigen statum schon längst vorgesagt und gewarnt habe."

„Im Übrigen können Ihre K. D. sich meiner Treue ruhig versichert halten, so wie daß ich mein Interesse im geringsten nicht achte, sondern allein dahin strebe, wie ich Gott, seiner Kirche, Ihrer K. D. und unserem Vaterlande dienen können."

Indem also Pappenheim ausgeht von der Vertheidigung, warum er bisher dem Rufe des Kurfürsten zum Hinaufzuge nach dem Oberlande nicht Folge geleistet, wandelt sich die Darlegung seiner Kriegesweise in die Ankündigung, daß er auch ferner noch auf seinem Kriegsschauplatze im Norden zu verweilen gedenke.

Er hatte schon zuvor darauf hingedeutet, daß mehrere seiner Gegner sich um die Stadt Hildesheim als Stützpunct gesammelt hatten. Sie belagerten das Schloß Calenberg. Pappenheim und Gronsfeld überschritten,[1] am 3. Juli, von Polle aus auf der dortigen Schiffbrücke die Weser, und zogen dann stromabwärts, Pappenheim nach Hameln, Gronsfeld mit seinen Reitern zur Hülfe für Calenberg. Der Zug gelang ihm nicht, wie einige Tage zuvor derjenige nach Volkmarsen. Er wurde mit Verlust zurückgeworfen. In Folge dessen entschloß sich Pappenheim, mit ganzer Macht vor Hildesheim zu ziehen.

[1] Röckl 56.

In dem Lager unter der Stadt befand sich der Secretär des Königs, Lars Grubbe.[1] Er gibt die Anzahl der vereinigten Truppen auf 8000 zu Fuß und 4000 Reiter an, diejenige der Pappenheimer auch auf 4000 Reiter, aber 12,000 zu Fuß. Die Absicht Pappenheims sei, meint er, sich der drei Städte Hildesheim, Goslar, Braunschweig, zu bemächtigen und das Dreieck, welches sie durch das Verhältnis ihrer Lage bilden, zu seiner Basis zu machen. Dagegen wolle man diesseits sich defensiv verhalten, um so mehr, da die Besorgnis vor einer dänischen Einmischung noch nicht geschwunden sei. Es hieß, daß Pappenheim sich berühme, binnen sechs Wochen eine so gute Armee zu haben, wie jemals Tilly sie besessen.

„Es ist zum höchsten zu beklagen," fährt dann Grubbe fort, „daß in dieser kleinen Armee eine so unsäglich große Unordnung einreißt, daß man nicht wohl ein Mittel zur Abhülfe finden kann. Und da auch hohe Officiere sich daran betheiligen, so hält keine Hand über die guten Ordnungen Ewr. M., sondern beinahe ein Jeder thut was er will. Besonders unter den Truppen des Herzogs Georg ist dies zu beklagen, wo von oben bis unten alles übel zugeht. Der Herzog mit seinem Hofstaate wohnt in der Stadt, und die arme Stadt muß die ganze Last des Unterhaltes tragen. Die Obersten und die Truppen in den Garnisonen verlangen ein solches Tractament und drücken das arme Volk wider alle Billigkeit und über die Ordnungen Ewr. M. hinaus, so sehr, daß sie es verlaufen müssen. Auch gibt sich der Rath (der Stadt) bereits der Meinung hin, daß der Herzog Georg beabsichtige, sich auf diese Weise zum Herrn der Stadt zu machen. Ich werde, so viel mir möglich, mich dem widersetzen, und helfen die Ordnungen Ewr. M. zu handhaben, und solchen und anderen Insolenzen zu steuern und zu wehren. Dazu jedoch ist erforderlich, daß, wenn Ew. M. von mir in dieser Beziehung Dienste verlangen, Sie dem Herzog und den anderen Generalen entbieten, daß sie mir zur Hand gehen und nicht sich unterstehen nach ihrem Kopfe eigennützige und unter Ewr. M. zuvor unerhörte Unordnungen anzustellen."

Am 29. Juni/9. Juli rückte Pappenheim auf den Moritzberg vor Hildesheim. „Er war jedoch," meldet[2] Grubbe, „auf der anderen Seite, so daß wir nicht an ihn gelangen konnten und er nicht an uns. Auch beließ er seine Regimenter in weitläufiger Ordnung. Er ließ acht

[1] Arkiv II, 506. [2] Arkiv II, 514.

Kanonen auffahren und daraus in die Stadt drei Salven geben, die jedoch keinen weiteren Schaden anrichteten, als daß die Kugeln zwei Schweine trafen. Dann begab er sich nach Calenberg zurück, und läßt, wie Kundschafter melden, es jetzt demolieren."

Zu diesem eilfertigen Abzuge von Hildesheim ward Pappenheim bewogen durch Nachrichten von einer Gefahr für Köln. Wenden wir also zunächst unsere Blicke nach dem Rheine.

Beim Beginnen des Jahres 1632 haben wir gesehen, daß der französische Plan der Neutralität für die Liga hauptsächlich bei dem Kurfürsten Philipp Christoph von Trier bereitwilliges Entgegenkommen fand. Er begab sich in französischen Schutz. Nicht jedoch stimmten zu das Domcapitel und die Landstände, die lieber die Spanier herein riefen. Andererseits war der Schwedenkönig sehr wenig geneigt. Er stellte als Bedingungen[1] den freien Paß über die Brücke bei Coblenz, die Einräumung von Ehrenbreitstein oder die eidliche Verpflichtung der Besatzung für ihn, dann die Zahlung einer Geldsumme für den Unterhalt des schwedischen Heeres. Darüber ward zwischen Schweden und Frankreich verhandelt.

Als aber Gustav Adolf im März ostwärts zog, begann er nachzulassen. Von Kitzingen aus schrieb[2] er, am 14/24. März, an Oxenstierna in Mainz: „Weil Frankreich die Neutralität zwischen uns und dem Kurfürsten von Trier zu stiften sich bemüht, wir uns aber keineswegs dazu verstehen können, wir seien denn genugsam versichert, daß dieselbe von Trierischer Seite auch gehalten werde, dazu jedoch außer der Einräumung der Festungen Udenheim (Philippsburg) und Ehrenbreitstein wenig Mittel: so werdet Ihr bei weiteren Tractaten die Sache dahin richten, daß uns diese Plätze abgetreten werden. Wenn aber Solches nicht zu erhalten, so könnt Ihr, (um) die Franzosen zu contentieren, es dahin moderieren, daß besagte Festungen dem Könige in Frankreich so lange in die Hände gestellt und wir also der Neutralität versichert werden. Es müßten dabei die französischen Gouverneure daselbst vorsichtiglich verpflichtet werden, daß sie solche Plätze zu unserer Sicherheit der Neutralität gemäß, und (um) die Freundschaft zwischen uns und Frankreich zu erhalten, manutenieren."

Demgemäß wurde zwischen Philipp Christoph und Saludie ein Vertrag[3] geschlossen, durch welchen der erstere die Festung Ehrenbreitstein

[1] Khevenhiller XII, 78. [2] Arkiv I, 575. [3] Londorp IV, 275.

zu überliefern versprach. Der Vertrag ward von Ludwig XIII. am 30. April zu St. Germain bestätigt.[1] Am 5/15. Mai stellte[2] Oxenstierna einen Paß aus für den Baron de Saludie und die französische Mannschaft, die er nach Ehrenbreitstein führen würde. Die schwedischen Commandanten in Kreuznach, Bingen und ferner wurden angewiesen, sie als Freunde zu behandeln. — Gustav Adolf selber war damals geneigter als zuvor. „Was die Einführung der Franzosen," schreibt[3] er aus Augsburg, am 18/28. Mai, „in Ehrenbreitstein betrifft, auf welche Charnacé und Saludie dringen, so erachten wir, daß, im Falle darunter kein Arges verborgen, dieselbe wohl anzunehmen, und unserem Staate nicht anders als ersprießlich sein könnte, wie wir denn dieselbe sowohl in Ehrenbreitstein als auch in Philippsburg wohl leiden möchten, sintemal uns hierdurch alsdann aus beiden Orten keine Feindschaft und Gefahr zu erwarten wäre, verhoffentlich aber zwischen Frankreich und Spanien die Jalousie dermaßen zunehmen sollte, daß es zu unserem merklichen Vortheile ausschlagen würde." — Zugleich ratificierte[4] er den zwischen Philipp Christoph und Saludie abgeschlossenen Vertrag über die Auslieferung von Ehrenbreitstein, am 20/30. Mai.

Es handelte sich nicht mehr bloß um Ehrenbreitstein, sondern auch um Coblenz dazu. Oxenstierna, der seinem Schwiegersohne, dem FM. Horn, das Commando gab, war auch persönlich bereit, dazu mitzuhelfen. Aber damals kehrte Pappenheim von Stade zurück. Man wußte noch nicht, was sein nächstes Ziel. Oxenstierna richtete,[5] am 22. Mai/1. Juni, an Baudissin die dringende Mahnung, dem Pappenheim auf dem Fuße zu folgen, „namentlich, wenn er sein Intent auf den Rheinstrom gerichtet haben sollte". Unterdessen rückte Horn von Mainz aus gegen Coblenz heran.[6] Er hatte 7000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd. Die kleinen spanischen Besatzungen in der Stadt Lahnstein, in den Schlössern Lahneck und Stolzenfels hielten sich nicht. Weiter nahm Horn die Karthause. Er war bis auf einen Musketenschuß nahe an Coblenz, als der Commandant Merode die Capitulation anbot. Durch die Vermittelung des französischen Gesandten Charnacé gelang sie sofort. Merode mit 3000 Mann zog ab. Am 23. Juni/3. Juli datierte Oxenstierna seinen Brief aus der Karthause bei Coblenz.

[1] A. a. O. [2] Arkiv II, 451.
[3] Arkiv I, 618. [4] Londorp IV, 278.
[5] Arkiv II, 474. [6] A. a. O. 503.

Zugleich jedoch traf ihn dort eine andere Nachricht. „Nun wäre ich zwar resolviert gewesen," schreibt[1] er dem Landgrafen Wilhelm, „auf diesen durch Gottes Hülfe erlangten sehr glücklichen Progreß die Armee alsbald weiter abwärts in das Kölnische gehen zu lassen, der ungezweifelten Hoffnung, daß dadurch, neben anderem nützlichen Effecte, auch von Ewr. F. Gn. Landen und Dero beihabendem Volke eine große Last des Feindes sollte können divertiert werden: so empfange ich aber gleich jetzt unversehenen Bericht, als ob Ewr. F. Gn. Armee sollte bei Volkmarsen überfallen, getrennt und geschlagen worden sein." — Die Bestätigung der Nachricht durch ein Schreiben des Landgrafen erhielt[2] Oxenstierna, am 27. Juni/7. Juli, also um vier Tage später, in Kreuznach an der Nahe. — Demnach hatte für dies Mal der Tag von Volkmarsen das kölnische Land gegen die Schweden geschützt. Der FM. Horn zog dagegen die Mosel aufwärts, um, wie sein Bruder Klaus sich ausdrückte,[3] „hierdurch auch den Moselstrom ganz rein zu machen". Weiter berichtet[4] er: „Der König in Frankreich wie auch die Stände dort haben mächtig hoch und wohl aufgenommen, daß Se. Majestät nach der Eroberung die Stadt Coblenz den Franzosen überantwortet hat."

Nachdem die Schweden die Stadt Coblenz den Franzosen überliefert hatten, wuchs dennoch, ungeachtet des Erfolges der Pappenheimer bei Volkmarsen, in dem Kurfürsten Ferdinand die Besorgnis für Bonn und Köln lebhaft empor. Dagegen kam zu statten, daß eben damals der Schwedenkönig den Kanzler Oxenstierna mit dessen Truppen vom Rheine in das Lager bei Nürnberg rief. Es ward daher den Franzosen nicht schwer, bei dem schwedischen Kanzler, der von Coblenz aus sich sofort nach Mainz zurück begab, für den Kurfürsten Ferdinand von Köln einen Stillstand auf zwei Monate zu vermitteln. Ferdinand nahm an, und wir werden seine Entschuldigung vor dem Kaiser darüber später vernehmen. Ferdinand rief daher Pappenheim nicht zur Hülfe herbei, sondern wollte, daß dieser wie bisher zum Schutze der Fürstbisthümer Münster, Paderborn und Hildesheim an der Weser verbliebe.

So dachte der Kurfürst Ferdinand, anders Pappenheim, der seine besonderen Zwecke hatte. Nach seinem Abzuge von Hildesheim auf die Weser, schrieb[5] er, am 11. Juli, an die Stadt Köln: „Als ich mich

[1] A. a. O. 505. [2] A. a. O. 503. [3] A. a. O. 552.
[4] A. a. O. 553. [5] Röckl 57.

nach so mancher überstandenen Gefahr und so vielen von Gott verliehenen Victorien im höchsten Grade meiner Glückseligkeit und Progresse in diesem Lande gesehen, auch allbereits die Stadt Hildesheim, zusammt den Armaden des H. Georg und des G. Bandissin, zu belagern und zu beschließen in völligem Handel gewesen, sie auch allbereits so beängstigt, daß ich ihnen bis auf 24 Schritte an die Thore und ihrer Schanze nahe gekommen, empfange ich zwar nicht von Herren, auch nicht von Ihrer Kurf. D. oder einiger persona publica — was zu erbarmen — sondern allein von eifrigen Privatpersonen die gewisse Avisen, in welcher höchsten Gefahr die Stadt Köln, der vornehmste Schlüssel des Rheines, durch den Verlust von Coblenz, dem Moselstrome, und durch den daher eröffneten freien Paß des Feindes auf Köln oder Mastricht gesetzt sei. Dieses nun, und nicht allein meine, sondern auch dieser Armada particulare Consideration haben mich verursacht, meine Progresse, Victorien, sammt dem so theuer erworbenen Weserstrom zu verlassen und mit den 20,000 Mann den geraden Weg zum Succurs anzuziehen." Dann gibt Pappenheim die einzelnen Anstalten an, die er getroffen, und schließt: „Ich für meine wenige Person versichere den Herren, daß ich den statum dieser Lande unvergleichlich gefährlicher gefunden, und gleichwohl durch die Hülfe des Allmächtigen alles wieder zum vorigen Flor und Wohlstand gebracht habe, verhoffe zu seiner Allmacht, ich werde nach so guten von mir erlangten Kräften und ungleich besserem Zustande bei den Herren ein viel Mehreres prästieren können, bin auch sammt der ganzen Armada vom Höchsten bis zum Geringsten erbötig, bei dem katholischen Glauben und den Herren den letzten Blutstropfen aufzusetzen."

Demnach fehlte für diesen Entschluß Pappenheims, an und über den Rhein zu ziehen, das wichtige Erfordernis: der Kurfürst Ferdinand von Köln hatte ihn nicht gerufen. Es fragt sich daher um seine besonderen Motive. Er hatte am 8. Juli das irrthümliche Gerücht[1] vernommen, daß der Kurfürst Maximilian den Schwedenkönig aus Bayern geschlagen, und daß dieser sich im Marsche nach dem Norden befinde. Wenn dies sich bestätigte, so wurde, wie er selber sagt, sein Verbleiben an der Weser noch nöthiger. Dann aber hebt er mit Nachdruck hervor, daß er Köln nicht preisgeben dürfe, und bemerkt endlich, daß die Infantin in Brüssel ihm für eine Hülfeleistung monatlich 24,000 Rthlr. geboten habe. Nach der Lage der Dinge war dies Motiv für ihn gewichtiger als das Vordringen der Schweden und Franzosen am Rheine.

[1] A. a. O. 56.

Auch dem Kaiser gab Pappenheim Nachricht durch den kurmainzischen Rath Griesheim, den eben damals der Kurfürst Anselm Casimir und der Fürstbischof Franz von Würzburg aus ihrem Asile in Köln an den Kaiser entsendeten. Von Calenberg aus schreibt[1] Pappenheim: „Nun befindet sich der Status des nothleidenden gemeinen katholischen Wesens dieser Enden in jetziger Zeit, Gott Lob, in solchen terminis, und ereignen sich an einem und anderem Orte im H. R. Reiche solche Mittel, welche, wenn man sie nur ergriffe, dem ganzen Werke bald eine andere Gestalt gewinnen würden. Es mangelt aber mehrentheils an guter Correspondenz und daß wegen der großen Distanz, auch der dazwischen befindlichen Feindes Gefahr Keiner dem Anderen zu rechter Zeit Nachricht geben kann, in was für einem Stande man sich allemal befindet. Derohalben hielte ich zwar nichts nöthiger als daß zu Ewr. K. M. ich mich in Person verfügte und Dero meine Gemüthsmeinung allerunterthänigst mündlich an den Tag gebe. Wenn ich aber das Übel, so meine Absenz dieser Orten etwa verursachen möchte, consideriere, so muß ich mir die Hoffnung gänzlich aus dem Sinne schlagen." Er verweist also auf den Bericht, den Griesheim abstatten werde.

Für die Leistungen Pappenheims bis dahin ließen die zwei Kurfürsten von Mainz und Köln, so wie Franz von Würzburg durch Griesheim dem Kaiser ihre nachdrückliche Anerkennung aussprechen. „Er hat großen Nutzen und Dienst, dem Feinde aber merklichen Abbruch gethan." Ähnlich auch für den Grafen Gronsfeld: „Er hat keine Mühe noch Arbeit gespart."

Der wesentliche Auftrag Griesheims lautete dahin, im Namen der drei geistlichen Fürsten überhaupt zu dem Kaiser zu reden. Folgen wir also zunächst diesen Vorgängen.

Auf die Erklärungen des Fürstbischofs Franz von Würzburg, eines geborenen Grafen Hatzfeld, erwiederte[2] der Kaiser am 7. August: „Diese aufrichtigen Erklärungen gereichen uns zu danknehmigem kaiserlichem Gefallen, und wie wir an Deroselben standhafter Treue und Devotion niemals gezweifelt, so leben wir auch der gänzlichen Hoffnung, daß Sie von solcher aufrichtigen Beständigkeit niemals aussetzen, sondern wie bisher dabei festiglich verharren werden." Der Kaiser spricht ihm das volle Vertrauen aus, daß die Reise nach Metz im Beginne des Jahres dem allgemeinen Reichsinteresse nicht schädlich gewesen sei.

[1] Kriegsacten F. 97. [2] A. a. O.

Um der Gefahr willen, die eine mögliche Gefangennahme Griesheims auf seiner Reise nach Wien hätte bereiten können, enthielten seine schriftlichen Instructionen nicht alles was er dort zu sagen hatte. Er verfaßte daher in Wien noch einen besonderen Bericht,[1] am 20. August.

„Der französische Gesandte hat im Namen seines Königs dem Kurfürsten von Mainz und dem Fürstbischofe von Würzburg viele Erbietungen gemacht, so jedoch, daß darunter immer nur die Reichsstände und niemals der Kaiser mit darin verstanden wurden. Beide Fürsten haben rund abgeschlagen und dabei ausdrücklich vermeldet, daß, obwohl sie nach ihren Ländern ein großes Verlangen trügen, sie dennoch in solcher Weise ihre Herstellung nicht begehrten, sondern geduldig erwarten wollten, bis sie von dem Kaiser oder im Auftrage desselben mit ordentlichen Mitteln und beständigem Grunde eingesetzt werden könnten. Sie stellen es zwar dahin, ob Frankreich ferner Gesandte schicken, eine Zusammenkunft berufen und thunliche Mittel vorschlagen wolle, können aber dazu keine sonderliche Apparenz wahrnehmen. Dagegen stellen sie als unfehlbares Princip voran, daß alle Tractaten, die in diesem hochwichtigen Friedenswerke vorzunehmen, von dem höchsten Oberhaupte, dem Kaiser, ausgehen müssen. Auch würden sie zu einem solchen von Frankreich vorgeschlagenen Convente ihre Gesandte zu keinem anderen Zwecke abordnen, als nur zur Berichterstattung für den Kaiser. Dazu befürchten sie sehr, daß wenn man einen Sonderfrieden aufzurichten, also eine Trennung zwischen Haupt und Gliedern zu machen trachte, dann alle Unkosten, Mühe und Arbeit allerdings vergeblich sein und der vorhabende Convent besser unterlassen würde."

„Zwar hat sich der Fürstbischof von Würzburg bereit erklärt, im Falle praktikabele heilsame Mittel für die katholische Christenheit und des H. R. Reiches Wohlfahrt vorhanden wären, sich ohne Ansehen der großen Gefahr und schweren Kosten an den kaiserlichen Hof zu begeben, solche zu eröffnen und das Werk von Grund aus anzugreifen. Die jetzige Gestaltung der Dinge aber kommt dem Fürstbischofe fast vor wie diejenige im vergangenen Winter, und er muß sich verwundern, daß man von französischer Seite abermals eine solche Anregung thut und sich nicht erinnert, daß von allem dem, was ihm damals bei seiner persönlichen Anwesenheit in Frankreich versprochen, so gar nichts gehalten, sondern

[1] A. a. O. Ich setze den Bericht in die directe Rede um.

nur das gerade Widerspiel getrieben worden. Daß Frankreich die Spanier in der Pfalz gehindert, die Schweden auf vielfache Weise unterstützt und vieles Andere zum Nachtheile der katholischen Mächte gethan, kann alle Welt bezeugen. Der Gesandte des Königs möge daher selber ermessen, welches Fundament auf sein Angebot zu setzen sei."

„Diese an den französischen Gesandten gerichteten Worte erregten denselben so sehr, daß er in die Frage ausbrach, ob der Fürstbischof noch nicht Elend genug ausgestanden, sondern dessen noch mehr versuchen wollte. Er erhielt zur Antwort: ‚Mein Elend darf man mir nicht vorwerfen. Diejenigen, die das Unglück verursacht und befördern helfen, wird der allmächtige Gott schon finden. Ich dagegen habe in meinem Elende so viel erfahren, daß ich nächst Gott bei keinem Menschen als meinem rechten ordentlichen Oberhaupte Zuflucht suchen werde. Mein großes Elend ist gerade das, daß ich meine gehabte ansehnliche Mittel nicht für den Kaiser und das Gemeinwohl habe anwenden können. Wird der allmächtige Gott mir einmal wieder nach Würzburg verhelfen, so werde ich meine Sachen anders anstellen.' — Darauf ist der Gesandte mit geringer Befriedigung von Köln nach Bonn zurückgekehrt."

Weiter hatte Griesheim, welcher der Armee Pappenheims als Assistenz-Rath beider Kurfürsten von Mainz und Köln beigewohnt, auch im Namen des letzteren zu reden, namentlich in Betreff des Eingehens auf den zweimonatigen Stillstand. „Der Kurfürst," berichtete[1] er, „hat durch französische Vermittelung nicht eine Neutralität abgeschlossen, sondern auf zwei Monate einen Stillstand, der nunmehr bis auf drei Wochen abgelaufen ist, und zwar nur zu dem Zwecke, um seine Residenz Bonn zu sichern, während er dem FM. Pappenheim in allen seinen Ländern rechts vom Rheine freie Verfügung belassen hat. Ein hauptsächlicher Grund dafür war die Kleinmüthigkeit der Stadt Köln, welche so vielen geistlichen Personen mit Kirchenschätzen als Zufluchtsstätte diente. Dagegen hat der Kurfürst alles was er vermochte, für Pappenheim aufgewendet. Er würde bereit sein auch sein Silbergeschirr herzugeben. Nur eins nimmt er aus, einen Ring, den ihm der Kaiser geschenkt, und den er mitnehmen will ins Grab. Der Kurfürst von Mainz und der Fürstbischof von Würzburg haben sich einige Baarschaft gerettet, von der sie jetzt leben. Der Kurfürst von Köln besitzt keine. Müßte er flüchtig werden, so hat er von der einen Seite die Schweden, von der anderen

[1] A. a. O. Dieselbe Denkschrift vom 20. August.

die Franzosen, von der dritten die Holländer. Der Kurfürst will ohne Vorwissen und Belieben des Kaisers keine Neutralität; aber die schwere Frage für ihn ist, was er thun soll, wenn der Stillstand zu Ende geht."

Das Gutachten[1] der kaiserlichen Räthe über die Darlegung Griesheims für Ferdinand von Köln lautete maßvoll. Ein Dolus sei dem Kurfürsten nicht zuzutrauen: besser aber wäre es gewesen, sich auf den Stillstand nicht einzulassen. Das Schreiben[2] des Kaisers, vom 30. August, sprach die Zuversicht aus, daß „die katholischen Kurfürsten als die vornehmsten Stände und Hauptsäulen des Reiches zuvörderst und in alle Wege gedenken, wie sie sich mit uns als ihrer von Gott ihnen vorgesetzten Obrigkeit desto stärker conjungieren und dergestalt beständig verbleiben mögen."

Während Griesheim in Wien die Sache der Kurfürsten von Mainz und Köln vertrat, vollführte Pappenheim seinen Zug zum Entsatze von Maastricht, zu welchem die Infantin in Brüssel ihn aufgefordert hatte, nicht mit Zustimmung des Kurfürsten Ferdinand von Köln. Mehr jedoch noch als dieser mochte der Bruder Maximilian, der wiederholt seinen FM. Pappenheim zurück gerufen, nach der Vereinigung mit Wallenstein die stürmische Kraft desselben vermissen.

24. Die zwei feindlichen Heerlager bei Nürnberg, im Juli und August 1632.

Nachdem der Schwedenkönig den Entschluß gefaßt, mit Anlehnung an die Stadt Nürnberg der anziehenden Übermacht der Kaiserlichen Stand zu halten, wurden seine Aufforderungen an Oxenstierna dringender. „Wir wollen hoffen," schreibt[3] er am 28. Juni/8. Juli, „Ihr werdet nunmehr in vollem Werke sein, uns begehrter Maßen zu willfahren. Indem wir aber besorgen, der Feind möchte sich zwischen uns und Euch einlegen und unsere Zusammenkunft hindern wollen, werdet Ihr so viel mehr eilen und dem Feinde zuvorzukommen suchen. Wenn Euch aber die Zeit zu kurz würde, müßt Ihr Euch mit den anderen anziehenden Truppen, denen des Herzogs Wilhelm, des Landgrafen (Wilhelm), des Herzogs Georg, oder auch des Generals Banier, die alle wir ebenmäßig zu uns beschieden, um Windsheim conjungieren und allda ein Corpus formieren,

[1] Kriegsacten F. 97. Vom 25. August. [2] A. a. O.
[3] Arkiv I, 637.

(um) damit auf den Feind zu gehen, wenn er sich wider uns legt, und ihn mit allen möglichen Mitteln hinzuhalten, bis Ihr Gelegenheit haben könnt zu uns zu stoßen. Wenn er aber auf Euch andringen würde, könntet Ihr mit den Truppen Euch an den Mainstrom legen und die eine Seite desselben dem Feinde so lange streitig machen, bis wir Mittel finden, mit unserer Armee durchzubrechen, was gewis geschehen soll, oder sonst den Feind von Euch abzuziehen. Es soll aber kein anziehender Theil außer der äußersten Noth auf den anderen warten, sondern welcher zuerst ankommt, soll, wenn er anders kann, ungesäumt fortziehen und zu uns stoßen."

„Demnach wir auch auf den Fall, daß die oben genannten Generale zusammen kommen, uns schlechter Vertraulichkeit unter ihnen versehen, vielmehr aber, wie bisher bei so vielen Commandanten geschehen, nur auf Jalousien und Rangstreitigkeiten gefaßt sind, und daher, wenn nicht Einer die Autorität über sie besitzt, wenig Fruchtbares hoffen können: so befinden wir es der hohen Nothdurft, daß Ihr mit Eueren Truppen selbst aufziehet, und im Falle der Vereinigung der Generale von unseretwegen ihnen vorstehet, die Beschlüsse leitet und zu unserer Intention und Dienst richtet. Inmaßen wir denn Euch solches hiermit gnädigst befehlen." Durch diesen Befehl wurde also der schwedische Kanzler der Vorgesetzte jener deutschen Reichsfürsten.

Die einlaufende Kunde, daß die kaiserliche Armee im Anmarsche und bereits bei Hersbruck sich befinde, bewog den Schwedenkönig noch am selben Tage, dem 28. Juni/8. Juli, zu einem abermaligen Schreiben[1] an Oxenstierna. „Weil wir bei der Beschaffenheit unserer Armee, und da wir ungleich schwächer sind als der Feind, keinen Rath finden ihm unter die Augen zu rücken, sondern uns so lange hier in dem stark verschanzten Lager zu halten gedenken, bis die Verstärkungen eintreffen: so ist die höchste Nothdurft, daß der Succurs möglichst beschleunigt werde." — — „Dabei Ihr aber wohl in Acht zu nehmen, daß solcher ja sicher geführt werde, alldieweil verlauten will, daß der Feind etliche Regimenter zu Roß und Fuß nach Forchheim, und so vermuthlich in das Stift (Bamberg) geschickt haben solle, und wir fast keine größere Sorge haben, als daß wir von einander abgeschnitten werden möchten."

Es liegt nahe zu vermuthen, daß, was Gustav Adolf befürchtete, der Gegner hoffen oder erstreben würde. Der Fortgang der Dinge wird zeigen, ob oder wie das geschah.

---

[1] A. a. O 628.

Der Schwedenkönig verlangte[1] von dem Rathe von Nürnberg eine bessere militärische Organisation der Bürgerschaft, damit sie zur Besetzung der Außenwerke dienen könne: Der Rath war willig. Es wurden 24 Compagnien errichtet, und nach den Buchstaben des Alphabets benannt. Die Gesammtstärke betrug ungefähr 3000 Mann. Die geworbenen Soldaten der Stadt, unter den Obersten Leubelfing und Schlammersdorf, betrugen etwa 4000 Mann. Schlammersdorf war einer derjenigen, die wie Bernhard von Weimar, früher im dänischen Dienste, im Lübecker Friedensschlusse durch Wallenstein Begnadigung erhalten hatten.

„Gustav Adolf fürchtete[2] auch große Verrätherei in Nürnberg, und ließ den Rath ermahnen, besonders gegen Feuersgefahr gute Verordnungen zu treffen." Dringender war eine andere Mahnung. Von allen Seiten[3] liefen schriftliche und mündliche Klagen ein über Raub, Plünderung, Nothzucht, Niederschießen schuldloser Menschen. Der König ward darüber heftig erzürnt. Er versammelte deshalb am 29. Juni a. St., dem Peter- und Paulsfeste, alle Officiere um sich, und hielt in Gegenwart des Winterkönigs Friedrich und anderer Fürsten und Herren eine erregte und eindringliche Rede.

Unter anderen sagte er folgende Worte: „Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Herren, Ihr Edelleute, Ihr seid diejenigen, die Ihr Untreue und Frevel an Euerem eigenen Vaterlande beweiset, welches Ihr selbst ruiniert und verheert. Ihr Obersten, Ihr Officiere vom höchsten bis zum niedrigsten, Ihr seid diejenigen, die Ihr stehlet und raubet, ohne Unterschied, Keiner ausgenommen. Ihr bestehlt Euere Glaubensgenossen. Ihr gebt mir Ursache, daß ich Ekel an Euch haben muß, und Gott, mein Schöpfer, sei mir Zeuge, daß mir das Herz im Leibe gället, wenn ich Euerer Einen anschaue, daß Ihr an den guten Gesetzen und meinen Geboten solche Frevler und Verbrecher seid und Ursache gebt, daß man öffentlich sagt: Der König als unser Freund thut uns mehr Schaden als unser Feind. Ihr hättet, wenn Ihr rechte Christen wäret, zu bedenken, wie ich mein königlich Leib und Leben für Euch und Euere Freiheit und um Eueres zeitlichen und ewigen Gutes und Wohles willen spendiere. Ich habe Euerethalben meine Krone ihres Schatzes entblößt und in die

[1] Soden I, 324. [2] A. a. O. 328.

[3] A. a. O. 328. Auch im Theatrum E. II, 654. Chemnitz 404 verlegt die Rede auf den 28. August.

vierzig Tonnen Goldes aufgewendet: dagegen habe ich von Euch und Euerem teutschen Reiche nichts bekommen, daß ich mich schlechtlich damit bekleiden könnte; ja ich wollte eher bloß geritten sein, als mich mit dem Euerigen bekleiden. Ich habe Euch alles zugewendet, was mir Gott in die Hände gegeben: ich habe, reverenter zu melden, nicht einen Saustall behalten, den ich nicht mit Euch getheilt hätte. Keiner unter Euch hat mich jemals um etwas angesprochen, was ich ihm versagt hätte; denn es ist mein Brauch Keinem eine Bitte abzuschlagen. Wo Ihr mein Gebot und Ordnung in Acht genommen, wollte ich Euch die eroberten Länder alle ausgetheilt haben. Ich bin — Gott Lob und Dank — reich genug, begehre nichts von dem Euerigen, und wenn Ihr auch Gott vergessen und Euere Ehre nicht bedenken, oder gar von mir absetzen wollet und gleich zu entlaufen gedenket, soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, mein Leben für Euch auf dem Platze lassen will. Wollet Ihr rebellieren, so will ich mich zuvor, neben meinen Schweden und Finnen, mit Euch herumhauen, daß die Stücke von uns fliegen sollen. Ich bitte Euch durch die Barmherzigkeit Gottes, geht in Euch, in Euer Herz und Gewissen; bedenkt, wie Ihr haushaltet und wie Ihr mich betrübt, so gar, daß mir die Thränen in den Augen stehen möchten. Ihr handelt übel mit mir wegen Euerer schlechten Disciplin, nicht wegen Eueres Fechtens; denn darin habt Ihr gehandelt wie redliche und ehrliche Cavaliere, wofür ich Euch viel obligiert bin. Bitte deswegen nochmals durch die Barmherzigkeit Gottes, gehet in Euer Herz und Gewissen und bedenket, wie Ihr dermaleins, Eueres Thuns halber, vor Gott Rechenschaft ablegen wollet. Mir ist so wehe bei Euch, daß es mich verdrießt, mit einer so verkehrten Nation umzugehen. Wohlan, nehmt meine Erinnerung und Vermahnung zu Herzen: mit ehestem wollen wir an unserem Feinde sehen, was ein ehrliches Gemüth und ein rechter Cavalier ist."

Über solche des Königs gethane Rede, sagt weiter der Bericht, sind Alle wie erstarrt gewesen, und Vielen die Augen übergegangen. Als auch hierauf dem Könige geraubte Kühe vor dem Zelte eines Corporals gewiesen wurden, ergriff er diesen bei den Haaren und übergab ihn dem Profoß mit den Worten: „Komm her, mein Sohn, es ist besser, ich strafe Dich, als daß Gott nicht allein Dich, sondern auch um Deinetwillen mich und uns Alle mit einander strafen werde." Desgleichen wurden zwei Rittmeister, die geraubt, zur Strafe gezogen.

Die Rede des Schwedenkönigs zeichnet die deutschen Fürsten und Herren in seinem Dienste in scharfer und derber Weise. Es ist sehr wohl möglich, daß ihm dabei auch der vorangeführte Bericht seines Secretärs Lars Grubbe vorschwebte, der die Züge zu seiner Zeichnung hauptsächlich der Persönlichkeit des Landgrafen Wilhem von Hessen-Cassel entnahm. Denn der Bericht Grubbes ist aus Würzburg vom 14/24. Juni, die Rede des Schwedenkönigs im Lager bei Nürnberg vom 29. Juni/9. Juli.

In dieser Rede machte also der Schwedenkönig den deutschen Fürsten und Herren, die ihm dienten, den Vorwurf, daß sie Untreue und Frevel an dem eigenen Vaterlande begingen durch Rauben und Stehlen. Aber nicht damit begann die Untreue. Der erste Schritt derselben war zuvor gethan: es war der Bruch des Eides der Treue für Kaiser und Reich. Der Bruch dieser älteren Pflicht war die Schwelle, über welche diese Fürsten und Herren eingetreten waren in den Dienst eines fremden Königs gegen Kaiser und Reich, gegen ihr Vaterland. Und zwar war das Motiv der ersten Untreue hauptsächlich die Habgier. Die zweite Untreue, die der Schwede rügte, war die Consequenz der ersten, zu welcher er sie aufgefordert hatte. Und auch in der Bethätigung dieser zweiten Untreue folgten diese deutschen Fürsten und Herren dem Beispiele des Schweden. Wie er Fürstenthümer und Länder nahm, so weit er mit seiner Degenspitze langen konnte, und die Rückforderung der berechtigten Eigenthümer an seine Degenspitze verwies: so wollten auch die Deutschen, die ihm dienten, nehmen, was ihnen nicht gehörte, ein Jeder nach seiner Art und in seinem Bereiche.

Die Rede des Königs entsprang nicht aus einem Eifer für Recht und Gerechtigkeit, nicht aus der Anerkennung des siebenten Gebotes überhaupt als der Grundfeste alles menschlichen Zusammenlebens, sondern aus der Zweckmäßigkeit, aus der Besorgnis vor dem Zerfall aller Disciplin, und damit vor der Auflösung des Heeres. Um so merkwürdiger dann der Mangel an Selbsterkenntnis, der sich in der Rede dahin verkehrte, daß der Schwedenkönig seine Persönlichkeit zum Muster des Nichtgelüstens nach fremdem Eigenthume hinstellte. Diejenigen, die seine Rede vernahmen, aber zugleich auch dabei wußten, daß seine Hand schwer und sicher traf, mögen sich des lauten Spottes enthalten haben: für uns Spätere verliert die Rede durch die Realität der Dinge, die in dem Thun des Schwedenkönigs persönlich vorliegt, einen erheblichen Theil ihres Ernstes und wandelt sich in eine Schauspielerei.

Am 1/11. Juli rückte die kaiserliche Armee gegen Schwabach an.[1] Die Bürgerschaft, in der Meinung nur streifende Rotten vor sich zu haben, setzte sich zwei Stunden lang zur Wehr, mit solchem Eifer, daß eine Kugel nahe an Wallensteins Kopfe vorbei pfiff. Erzürnt darüber gebot er alles niederzuschlagen. Der Kurfürst trat begütigend ein, mit der Einrede, daß die Bürger und Bauern in der Stadt aus Unverstand so gehandelt. So verhielt es sich in der That. Auf die ersten Kanonenschüsse steckte die Bürgerschaft eine weiße Fahne aus. Es erfolgte ein Accord, der jedoch nur das Leben zusicherte, nicht die Plünderung verhütete. „Es blieb fast nicht ein Nagel in der Wand."

Gustav Adolf meinte,[2] wie er an Oxenstierna schrieb, aus diesem Marsche nicht anders abnehmen zu können, „als daß des Feindes Vorhaben dahin gerichtet sein mag, zwischen uns einzugehen, und weil er uns allhier mit Gottes Hülfe wenig anhaben möchte, entweder durch Württemberg an den Rhein, oder nach Würzburg an den Main zu gehen. Deswegen wir dann für rathsam achten, weil wir allhier, Gott Lob, in genugsamer Verfassung, auch diese Stadt als noch zur Zeit nach Vermögen versehen, (wir) auch auf dem Rücken selbst noch die Campagne offen haben, und daher mit dem Feinde auszuhalten uns wohl getrauen — daß Ihr zwar ganz bis hierher zu uns zu marschieren, zur Zeit noch unterlasset, dagegen so viel wie möglich eilet, damit Ihr Würzburg mit ehestem erreichen, selbige Stadt versichern und Euch mit dem Generale Banier vereinigen mögt."

Bald jedoch erkannte Gustav Adolf aus den Bewegungen des kaiserlichen Heeres, daß es nicht die Absicht Wallensteins war weiter zu ziehen, sondern ihm gegenüber sich zu lagern. Die kaiserliche Armee rückte nach Stein vor,[3] anderthalb Stunden von Nürnberg, und bezog von da, längs des linken Ufers der Rednitz bis nach Zirndorf, ein Lager, das mit vielen Befestigungen und Schanzen versehen ward. Es erwuchs daraus sofort die Frage, wie sich ein Heer, dem nicht wie dem schwedischen, die Vorräthe einer reichen Stadt zu Gebote standen, dort erhalten wolle. Der Eindruck, den diese Bewegungen Wallensteins auf Gustav Adolf machten, ergibt sich aus dem Zusatze, den er am 4/14. Juli der Erneuerung seines Befehles an Oxenstierna zum Marsche an den Main hinzufügte, mit den Worten[4]: „Wenn Ihr nur bald nach Würzburg kommt und mit Banier und Wilhelm von Weimar am Mainstrome das

[1] Relation oder Nürnbergische Kriegs-Chronika 10. Soden I, 333.
[2] Arkiv I, 639. [3] Soden I, 339. [4] Arkiv I, 640.

Corpus formiert, dadurch dem Feinde die Pässe am Maine sperrt und den Proviant aus dem Stifte (Bamberg) abschneidet: so werdet Ihr in kurzem ein Wunderspiel sehen und erfahren, daß der Feind vor Hunger vergangen sei, sich also selber ruiniert habe."

Entsprechende Befehle[1] ergingen an den General Banier, der mit Bernhard von Weimar dem bayerischen General Kratz gegenüber an der Donau stand. „Es ist viel rathsamer," sagt Gustav Adolf, „daß Ihr dort oben etwas in die Schanze schlagt, wenn nur Augsburg und Ulm versichert bleiben, als daß allhier der ganze Stand der Dinge in Gefahr gestellt werde." Einige Tage später drückt er diesen Gedanken in einem Schreiben an Oxenstierna noch stärker aus mit den Worten[2]: „Der Feind (Holk) wird im Stifte Würzburg nicht großen Vortheil machen können, obgleich die Unterthanen sich zu ihm schlügen und abfielen, alldieweil Solches ad summam rerum wenig thut, so lange die Festungen in unseren Händen, und wenn wir nur allhier mit dem Hauptwerke fertig, würde sich alsdann das Übrige wohl wiederum herbei finden."

Den Gedanken auch den Herzog Georg von Lüneburg und den General Baudissin, die in Niedersachsen und Westfalen mit Pappenheim verwickelt waren, zur Hülfe an den Main zu ziehen, ließ Gustav Adolf schon am 4/14. Juli wieder fallen.[3]

Aber auch Anderen mochte der Befehl wenig erwünscht kommen. Johann Banier meldete[4] von Donauwörth aus, am 5/15. Juli, daß der bayerische Oberst Kratz Landsberg am Lech wieder gewonnen und sogar Augsburg bedrohe, so wie daß der Erzherzog Leopold von Tirol ihn stütze. Er wiederholte[5] aus Augsburg, am 9/19. Juli, daß er einstweilen von dort nicht nordwärts ziehen dürfe. „Denn das Land ist wieder ganz rebellisch worden, indem in den Flecken und Dörfern die Reiter und das Fußvolk, so wegen der Werbung dahin gethan, von den Bauern niedergemacht werden."

Mit diesen Worten deutet Banier besonders auf das unfern von Augsburg gelegene Friedberg. Dort hatten eingedrungene Kroaten mit den Bürgern die von ihm angegebene That verübt.[6] „Sobald Banier solches erfahren, hat er stracks von Augsburg aus etliches Volk dahin commandiert. Dieses hat das Städtlein, aus welchem die Kaiserlichen sich allbereits schon wieder weggemacht hatten, mit Macht angefallen, die

[1] A. a. O. 642. [2] A. a. O. 645. [3] A. a. O. 641.
[4] Arkiv II, 519. [5] A. a. O. 523. [6] Theatrum E. II, 657.

Thore mit Petarden gesprengt, und obwohl die Bürger stark Feuer heraus gegeben, mit Gewalt erobert, alle Mannschaft darin niedergehauen, die Weiber und Kinder aber in das Feld geschafft, hernach das Städtlein geplündert und in Brand gesteckt." In ähnlicher Weise führte Bernhard von Weimar Krieg wider die, wie man sie benannte, „kaiserlichen und rebellischen Bauern" in Oberschwaben um Weingarten und Ravensburg.

Gegenüber der wachsenden Macht des Obersten Kratz zog Banier den Herzog Bernhard nach Augsburg an sich.[1] Bei ihrem Anrücken gegen Landsberg trugen der Rath und die Vornehmsten der Stadt die Schlüssel entgegen und boten sie fußfällig dar. Die Stadt ward mit Plünderung verschont. Weiter aber kam die Nachricht ein, daß die schwedische Besatzung in Füssen vor dem Erzherzog Leopold capituliert habe. Banier entsendete dahin den Herzog Bernhard. „Gestern Nachmittag," berichtet[2] dieser aus Füssen, am 18/28. Juli, „sind wir, Gott Lob, allhier glücklich angelangt, haben hiesigen Ort, darin das Aldringensche Regiment zu Fuß, ungefähr 13 oder 1400 Mann stark, und etwas von Reiterei gelegen, mit Sturm eingenommen, auch alle Fähnlein, den Obristlieutenant und in die 1100 Soldaten gefangen bekommen. Diese haben sich alle untergestellt. Wir sehen nunmehr des Feindes Schanzen an, welche eine halbe Meile von hier im Gebirge liegen: läßt es sich schicken und in der Eile thun, wollen wir diesfalls nichts versehen."

Inzwischen war jedoch auch bei Bernhard von Weimar der wiederholte Befehl des Schwedenkönigs zum Anzuge nach dem Maine eingetroffen. Banier verwendete[3] sich bei Oxenstierna, am 21/31. Juli, den Herzog einstweilen noch an der Grenze von Tirol zu belassen. Die Bitte ward nicht gewährt. Am 28. Juli/7. August macht Banier von Nördlingen aus die Meldung,[4] daß Bernhard am selben Tage dort zu ihm stoßen werde.

Den Kanzler Oxenstierna traf der Befehl des Schwedenkönigs zu seiner Verstärkung an den Main zu ziehen, in der Stadt Coblenz,[5] welche er gerade zuvor den Franzosen überliefert hatte. Sein Schwiegersohn Gustav Horn arbeitete damals die Mosel hinauf: Oxenstierna rief ihn zurück. Wie also an der Grenze von Tirol Bernhard von Weimar um der größeren Aufgabe des Schwedenkönigs willen auf weitere Vortheile verzichten mußte, so an der Mosel Gustav Horn. Es gelang ihm

[1] Arkiv II, 541. Theatrum E. II, 657. [2] Arkiv II, 556.
[3] A. a. O. 555. [4] A. a. O. 559. [5] A. a. O. 541.

noch, in zwei Tagen den Commandanten von Trarbach zur Capitulation zu bringen.[1] Vor Berncastel mußte er umkehren, am 10/20. Juli, und nach dem Geheiße seines Schwiegervaters sich auf Mainz zurückziehen, zum Ersatze desselben, der dem Rufe des Königs folgend sich ostwärts bewegte.

Am raschesten hatte sich der Landgraf Wilhelm beeilt. Am 6/16. Juli meldete[2] er von Kaltennordheim aus dem kürzlich ihm vorgesetzten Chef Oxenstierna, daß er am 10/20. zu Neustadt an der Aisch eintreffen werde.

Am 25. Juli/4. August finden wir Oxenstierna mit seinen Truppen in Schweinfurt.[3] Für längere Zeit war damals die Correspondenz zwischen ihm und dem Lager bei Nürnberg abgeschnitten. Er für sich entwickelte dann den Plan alle Plätze am Main stark zu besetzen und mit den übrigen Truppen nach Bamberg zu gehen, um dort um so sicherer die ankommenden Kursachsen aufzunehmen. Der Plan erhielt jedoch nicht die Zustimmung des Königs. Er antwortete am 1/11. August: „Indem wir erwägen, daß all unser Heil und Wohlfahrt vornehmlich daran hangt, daß die Armee so stark wie immer möglich gemacht, der Feind damit in die Enge gebracht, von den Commoditäten zu leben abgeschnitten und entweder zur Retirade oder zu merklicher Separation gezwungen werde, damit sich uns die gesuchte Occasion eröffne, unsere Intention fortzusetzen, wohin als dem Hauptziele alle Entwürfe gerichtet sein müssen: so stehen wir fast an, ob es nicht, um dahin zu gelangen, füglicher gewesen wäre, wenn Ihr, unserer jüngsten Meinung nach, das Corpus bei Rothenburg gesammelt hättet, damit nach Ansbach oder, wie wir damals meinten, nach Lichtenau avanciert, folgends bei Roth zu uns gestoßen wäret, oder auch Euch sonst nahe an des Feindes Armee gelegt und die Gelegenheit Euch mit uns zu conjungieren gesucht hättet." Der König erörtert weiter die Vortheile, die sich aus der Ausführung des Marsches nach seinem Vorschlage ergeben würden, ohne doch denselben vorzuschreiben. Acht Tage später, am 7/17. August, bespricht[4] er abermals den Zug Oxenstiernas. „Wir stellen Euerer Discretion anheim, kann uns auch gleich viel thun, welchen Weg Ihr brauchen wollt, nur daß Ihr denselben ungesäumt ergreift und Eueren Marsch dem Hauptzwecke gemäß einrichtet, dabei auch Euch in Acht nehmt, daß der Feind Euch an keinem ungünstigen Orte angreife und zum Treffen zwinge, sondern daß Ihr allezeit den vortheilhaftesten Ort wählt, selbigen nach Nothdurft mit

[1] A. a. O. 553. [2] A. a. O. 522.
[3] A. a. O. 558. Vgl. Arkiv I, 644. [4] A. a. O. 650.

stacketierten Reduiten versehet und beschließet, und also aus einem verschanzten Quartier in das andere gehen mögt." — Der König will keinen bestimmten Weg vorschreiben. Und doch kommt er in der weiteren Darlegung dahin, denjenigen auf Windsheim als den rathsamsten zu bezeichnen. Diesen Weg schlug Oxenstierna ein.

Wie die Darlegung des Königs zeigt, ist er erfüllt von dem Gedanken, daß Wallenstein, der seine Übermacht nicht zu einem Angriffe auf ihn selber benutze, hier oder da den zur Hülfe anziehenden Truppen entgegen treten werde. Wenden wir uns also zu dem Lager Wallensteins. Es liegt darüber der spätere zusammenfassende Bericht des Kurfürsten Maximilian an den Kaiser vor.[1]

„Damals (das ist beim Anzuge der verbündeten Heere gegen Nürnberg) war die gesammte Resolution, mit vereinten Kräften auf den Feind zu gehen und denselben zum Schlagen zu nöthigen, inmaßen man den König bei Nürnberg, nach der Aussage der Gefangenen selbst, auf das stärkste zu 15,000 Mann schätzte. Auf dieser Seite erstreckte sich die Armada über 40,000 Mann effectiv, des schönsten und besten Volkes, so man wünschen und mit Augen sehen sollen. Der Herzog von Friedland war der Meinung: man solle sich mit dieser ganzen Macht gegen den Feind logieren, dadurch könne er eingeschlossen und seine Cavallerie mit Benehmung der Fourage in kurzer Zeit ruiniert werden. Der Kurfürst hat eingewandt, daß es nicht vonnöthen diesseits so viel Volk gegen des Königs schwache Armee zu halten, und erinnert, daß man dadurch die Zeit, Gelegenheit und Volk verliere, inzwischen aber der Feind im Elsaß und an anderen Orten durch verschiedene Truppen Fortschritte mache. Es werde auch bei solchem Stillliegen diesseits für eine so mächtige Anzahl Volkes mit Proviant und Fourage eben so schwer fortzukommen sein, als es wahrscheinlich, daß, wann man vermeine, den Feind zu consumieren, die Consumtion unseres eigenen Volkes zum guten Theil erfolgen werde. Inmaßen sich dann nachher gezeigt, mit welchen unsäglichen Mühen, Ungelegenheit und Kosten für die ganze Armada in die elf Wochen — so lange ist man bei Nürnberg gelegen — der Proviant auf der Achse aus Bayern beigebracht worden, solchergestalt, daß, mit des Kurfürsten und des Landes unüberwindlichem Schaden, viele tausend Schaff Getreide, so noch zu bezahlen, hergegeben worden. Ungeachtet dieser Motive und Erinnerungen des Kurfürsten ist der Herzog von

[1] Aretin, Bayern usw. Urkunden zum 3. u. 4. A. 341. Aretin, Wallenstein 50.

Friedland auf seiner Opinion beharrt. Derowegen hat der Kurfürst weiter vorgeschlagen, daß man den Feind, als welcher die eine Seite gegen Mitternacht ganz frei gehabt, recht einschließen solle. Zu solchem Ende möge man mit der ganzen Armada in Battaglia über den Fluß Rednitz rücken, also näher an den Feind gehen und denselben ins Gesicht nehmen, unterdessen den General Holk, der damals mit einem Corps bei Forchheim lag, auf den Ort Lauf zugehen und denselben angreifen lassen. Daraus müsse eins von zweien erfolgen: entweder werde der Feind dem Orte succurrieren oder ihn verloren gehen lassen. Unterstehe er zu succurrieren, so könne man mit dieser Armada gleich auf ihn gehen und die lang gewünschte Occasion zum Schlagen mit großem und mehr als doppeltem Vortheile bekommen. Succurriere er nicht, so werde er durch den Verlust von Lauf völlig eingeschlossen, und es könne ihm dann auf jener Seite vermittelst Lauf und Rotenberg das Fouragieren ebenfalls fast ganz benommen und dadurch seine Cavallerie in vierzehn Tagen ruiniert werden."

„Alle diese und andere treuherzige und begründete Vorschläge des Kurfürsten aber haben bei dem Herzoge von Friedland nichts gegolten. Derselbe hat alles nach seinem eigenen Gefallen disponiert und dirigiert, und die Ordonnanzen ohne Wissen des Kurfürsten ausgefertigt. Inzwischen hat die Armada merklich und zwar um viele tausend Mann abgenommen, der Feind aber Zeit und Luft bekommen, sein Volk von allen Orten herbei und zusammen zu bringen und sich zu stärken. Auch dies hätte man, wenn man die Vorschläge des Kurfürsten hätte in Acht nehmen wollen, wohl verhindern und einen guten Schlag ausführen können. Aber man hat, mit Misfallen der Officiere und der ganzen Armada, alle Occasion vorbeigehen lassen, und es ist nichts fortgegangen. Wenn bereits eine Sache insgesammt und mit Gutbefinden der Generalofficiere beschlossen, auch von dem Herzoge von Friedland approbiert worden, hat er sie doch nachher, wie die Officiere bezeugen müssen, nicht ausführen lassen, sondern alles nach seinem Kopfe dirigiert."

Bei dieser Lage der Dinge mochte Maximilian bei sich um so mehr beklagen, daß der stürmische Pappenheim ihm nicht zur Seite stand. Daß er ihn herberufen, wußte man auch im schwedischen Lager. „Wir konnten nicht vermuthen," schreibt[1] Joachim Camerar, am 11/21. August, „daß Pappenheim sich nach Maastricht gewendet, weil wir die Briefe des Herzogs

[1] Söltl III, 309. Aus der Collectio Cameraria na.

von Bayern aufgefangen, in welchen er ihn dringend ermahnt, sich in dies Lager zu begeben. Ich wundere mich, daß er dagegen gehandelt hat.“ Was Joachim Camerar als Secretär Gustav Adolfs seinem Vater Ludwig schreibt, entspricht durchweg den Äußerungen des Königs selbst.[1] Daher darf dasselbe gelten auch für seine weiteren Worte: „Jedermann verwundert sich über die Unthätigkeit Wallensteins.“

Demnach fielen für Wochenlang zwischen den zwei Herren nur Scharmützel vor ohne Consequenz. Ereignisse von Bedeutung waren nur die Übergabe der Nürnbergischen Feste Lichtenau an die Kaiserlichen, und die schwedische Einnahme von Freistadt in der Oberpfalz. Die Übergabe von Lichtenau wurde von schwedischer Seite als ein schwerer Nachtheil empfunden,[2] weniger wegen der Bedeutung des Ortes an sich, als weil Gustav Adolf ihn zum Sammelplatz der für ihn anziehenden Verstärkungen bestimmt hatte. — Dies geschah am 27. Juli/6. August, einige Tage später die schwedische Einnahme von Freistadt. Darüber schreibt[3] der König an Oxenstierna, am 1/11. August: „Wir haben gestern den Obersten Dubadel mit etlichen Dragonern nach Freistadt commandiert, allwo des Feindes Haupt-Magazin gewesen, und sind selbst mit 500 Musketieren und etlichen Truppen von commandierten Reitern nach Burgten gegangen, um ermeldetem Dubadel die Retirade zu versichern. Nun ist nicht allein Freistadt von ihm mit Petarden und Escaladen erobert, darin ein solcher Vorrath von Brot, Mehl, Salz und anderen Lebensmitteln, so man auf tausend Wagen nicht laden können, ruiniert, und die Stadt sammt dem Magazin in Grund verbrannt worden, sondern wir unseres Theils haben auch den General-Wachtmeister Sparre mit 8 Compagnien verschiedener Reiter, 20 Compagnien Kroaten und 500 Musketieren, welche einen Anschlag auf unsere Fouragiere gehabt, angetroffen, chargiert und diese Truppen völlig ruiniert. Sparre selber und andere Häupter sind gefangen.“

Der Verlust von Freistadt traf das kaiserliche Lager schwer; denn auch so schon waren die Lebensmittel kaum zu beschaffen. Außer den Combattanten befanden sich, nach der Angabe des anwesenden Haupt-

[1] Man vgl. A. a. O. 316 Note.

[2] Relation usw. 16. Soden I, 361. Murr 60. Soldat suédois 421. Chemnitz 360. Mit bombastischer Ausführung Harte II, 406.

[3] Arkiv I, 649. Ausführlicher in der Relation usw. 15, und bei Soden I, 346.

mannes Burgus,[1] im Lager 15,000 Weiber. Eben so groß war die Anzahl des Trosses von allerlei Art. Dazu kamen 30,000 Pferde. Burgus hebt ferner hervor den Mangel an Sparsamkeit. „Dem Soldaten ist kaum für einen Monat dasjenige genug, womit der Bauer für ein Jahr ausreicht.“ Dazu war die Örtlichkeit des Lagers niedrig, der Boden vielfach sumpfiger Wiesengrund, daher die Luft ungesund. Das Wasser des Pegnitzflusses reichte nicht aus oder war nur mit Kampf zu erlangen: darum grub man Brunnen, deren Wasser die Keime zu Krankheiten in sich barg. Der Würzengel der Ruhr fraß um sich.

Für das Schwedenheer lieferte die Stadt Nürnberg täglich 42,000 Pfund Brot.[2] Aber der König verlangte auch Geld, am 20/30. Juli eine Anleihe von 200,000 Rthlrn.[3] Der Rath hatte kein Geld. Die deshalb berufenen Kaufleute erklärten, daß es unmöglich sei, diese Summe herbeizuschaffen. „Man[4] fürchtete aber, wenn man den König dies Mal ganz hülflos lasse, dadurch seinen Soldaten Anlaß zur Meuterei zu geben oder sie zum Fechten unwillig zu machen, wozu es bald kommen möchte. Man wollte ferner den König nicht disgustieren und zum Aufbruche von Nürnberg veranlassen, wodurch die Stadt mit ihren Bewohnern an Seele, Leib, Hab und Gut in die äußerste Gefahr gesetzt und dem Willen des Feindes völlig überlassen werden dürfte.“ Der Rath wandte sich an die Bürgerschaft und bat sie, so wie die Schutzverwandten, die in Nürnberg Zuflucht gesucht, daß „zur Bezeugung der Ehre Gottes, dem nothleidenden evangelischen Wesen und zur Erhaltung der Freiheit und Wohlfahrt des lieben Vaterlandes ein Jeder zu einem freiwilligen Darlehen nach seinen Kräften beitragen möge“. Der Rath stellte für die Beiträge Obligationen mit Verzinsung aus, und der königliche Secretär Sadler versprach die Rückzahlung binnen einem Vierteljahre. Der Rath wies die erste Hälfte der Summe an durch Wechsel auf Amsterdam und Hamburg. Gustav Adolf dagegen bestätigte[5] seine Schenkung des Deutsch-Ordenshauses an die Stadt, am 25. Juli/4. August, mit dem Zusatze, daß das nach Nürnberg gehörige Amt zu Dinkelsbühl so wie andere Ämter mit darin begriffen sein sollen. In Anlaß dessen verstieg sich sogar der Winterkönig Friedrich zu der Bemerkung,[6] daß man hier die Haut des Bären vertheile, bevor man ihn habe.

[1] Burgus 281. [2] Soden I, 352.
[3] A. a. O. 357. [4] A. a. O. Murr 59.
[5] Soden I, 360. [6] A. a. O. 358.

Es ward damals in Nürnberg ein besonderes Gedicht verbreitet, lautend wie folgt.[1]

Nürnberg, des Reichs Zierd auserkorn,
Der Feind hat Dir den Tod geschworn;
Doch Gott sich gnädig zu Dir wendt
Aus Schweden Dir ein' Vater sendt,
Der für Dich unterm Himmelssaal
Wacht mit all' seiner Heldenzahl.
Drum hilf, daß ihnen nicht gebricht,
Ihr Wohlstand Dein Erlösung ist.
Gern Magdeburg jetzt alles thät,
Wenn nicht nach Schad der Rath zu spät.

Das Sammelwerk, dem diese Verse entnommen, setzt hinzu: „Dies Gedicht wurde im königlichen Lager verfertigt zur Aufmunterung der Stadt und um sie in beständiger Devotion zu erhalten.“ — Diese Angabe erhält ihre Bestätigung aus einem inneren Grunde. Die zwei letzten Verszeilen sprechen genau denselben Gedanken aus, welchen der Schwedenkönig ein Jahr zuvor in seinem Manifeste zur Entschuldigung seiner Nicht-Hülfe für Magdeburg verkündet hatte.

Der Rath von Nürnberg redete freilich ganz in der Tonart des Schweden, weil er nicht anders konnte. Der Hofprediger Fabricius[2] that einem der Geistlichen von Nürnberg kund, der König pflege seit etlichen Jahren am 27. Juli/6. August sowohl in seinem Königreiche als im Feldlager einen Fast- und Bettag zu halten. In Betracht der leidigen und gefahrvollen Zeiten befahl auch der Rath die Feier, und schrieb für die Predigt einen Bibeltext vor, der sich eignete als Ausgangspunct zum Lobe des Schwedenkönigs. Dieser hatte schon zuvor jedem Prediger einen Pokal geschenkt.[3] Da dies und die Annahme ohne Vorwissen des Rathes geschehen war, so wurden sämmtliche Prediger zur Verantwortung gezogen. Das Einschreiten der Schweden glich die Sache aus.

Langsamer als im Wallensteinischen Lager, und doch unabwendbar stieg auch in Nürnberg die Noth empor. Die Zahl der Einwohner wurden auf 40,000 angeschlagen; jedoch war sie gestiegen durch viele Flüchtlinge, zum Theile mittel- und obdachlos. Über diese zuerst kamen der Hunger und die Ruhr und griffen dann weiter. Am 11/21. August verzeichnet[4] Camerar: „Unser Zustand ist noch immer derselbe; doch

[1] Soden I, 428. Er bezieht sich auf die Scheurl'sche Chronik.
[2] A. a. O. 357, 359. [3] A. a. O. 355. [4] Söltl III, 309.

beginnt die Sterblichkeit in der Stadt." Es wurden täglich über hundert Leichen begraben.[1]

Unterdessen naheten die Hülfstruppen für den Schweden heran. Am 9/19. August[2] stießen diejenigen vom Rheine, die kursächsischen, weimarischen, hessen-casselischen Truppen bei Windsheim zu denen unter Banier und Bernhard von Weimar, die schon zuvor eingetroffen waren. Dort gelangte an das Haupt dieser Armee, den Kanzler Oxenstierna, die Aufforderung[3] des Königs zum raschen Anmarsche auf Bruck unweit Nürnberg.

Eine Nachricht aus Nürnberg erzählt[4]: „Den 12/22. August hat Markgraf Christian allhier in Ayrmanns Saal beim Lauferthor ein großes Bankett gehalten, dabei sich J. Kön. M. befunden, sehr lustig erzeigt und gesagt: nunmehr sei sein Succurs zu Neustadt vorhanden, befinde sich also seine Armee in 16,000 zu Roß und 30,000 zu Fuß, und 104 Stück Geschütz. Seines Feindes Armee sei auch 13,000 zu Roß, mit der Infanterie hoffe er ihm gewachsen zu sein, an Geschütz habe der Feind 74 Stück. Wenn der Feind Stand halte, solle innerhalb zweier Tage Arm und Bein gutes Kaufes sein. Gott werde ihm beistehen."

Am 16/26. August traf das stattliche Heer unter Oxenstierna bei Bruck ein. Die Stimmung dieser angekommenen Truppen spiegelt sich wieder in dem Schreiben[5] eines der Officiere, vom 18/28. August. „Seit meinem jüngsten aus Windsheim haben wir unseren Marsch durch sonderliche göttliche Hülfe so weit fortgesetzt, daß wir in des Königs Lager nunmehr wohl angelangt, die Armee aber bei dem Passe zu Bruck um besserer Bequemlichkeit willen hinterlassen. J. K. M. kamen gestern früh heraus das Volk zu besichtigen, travaillierten gewaltig und belustigten sich darin, nicht ohne besondere Verwunderung, daß der Feind uns nicht Einmal durch eine einzige Partei im Marsche incommodiert, sondern die Conjunction so ganz ruhig geschehen lassen. Gott ist billig dafür zu loben und zu bitten, daß er alle consilia so dirigieren wolle, daß es uns Allen erfreulich sein, zuvörderst aber zu seines Namens Ehre gereichen möge. Der Feind liegt noch immer still, zieht die Truppen zusammen, was für consilia er ergreifen, ob er offensiv oder defensiv gehen werde, haben wir zu erwarten. Wir haben nicht vermeint, daß seine gerühmte große Force und Ambition zulassen solle, uns also ohne

[1] Murr 62. [2] Arkiv I, 792. [3] A. a. O. 654. [4] Murr 61.
[5] Aufgefangener Brief in den Acten des 30jährigen Krieges.

eine einzige Kränkung und Verlust, sowohl an Volk als an Bagage, so nahe bei seinem Lager passieren zu lassen. Aber Gott dirigiert es. Dem haben wir es billig zuzuschreiben und von seiner Gnade die Verleihung eines guten Successes zu erwarten."

Im gleichen Sinne schrieb[1] Camerar seinem Vater im Haag: „Die Vereinigung unserer Heere ist glücklich zu Stande gekommen: der Feind that nichts dagegen. Es ist Hoffnung, daß Gott ihn bald ganz mit Verwirrung schlagen werde."

25. Die Kämpfe bei Nürnberg, im Anfange September, bis zum Abzuge beider Heere.

Am 31. August schrieb[2] Wallenstein aus dem Feldlager bei Nürnberg: „Der König hat nun alles sein Volk beisammen. Will er sich nicht ruinieren, so muß er bald zum Werke greifen; denn, wenn er sein Volk beisammen wird behalten, so wird er sich dadurch consumieren, insonderheit das neu geworbene Volk." — Demnach wollte Wallenstein nicht angreifen.

Vom selben Tage meldet[3] der Secretär Joachim Camerar seinem Vater: „Da der König einsah, daß in der Ruhe mehr Soldaten als durch den Feind zu Grunde gehen würden, hat er beschlossen sogleich anzugreifen. Am 21/31. stellte er sein ganzes Heer dem Feinde gegenüber auf. Der Feind wurde aus Fürth hinausgeworfen." — Mit diesen Worten bricht die erste Meldung ab.

Die schweren Kämpfe der nächsten Tage sind oft und eingehend beschrieben. Wichtiger ist es, den Gang der Dinge im Großen zu zeichnen, indem wir die Meinungen der hauptsächlichen Personen selber vernehmen. Zuerst der Zeit nach denjenigen Wallensteins. Aus dem Feldlager bei Nürnberg berichtet er, am 5. September, dem Kaiser wie folgt.[4]

„Nachdem das Weimarische Volk zu dem Könige gestoßen, hat er den 1. September etliche und zwanzig Stücke jenseit der Pegnitz gepflanzt und das Lager damit beschossen. Den 2. ist er bei Fürth über das Wasser gesetzt und (hat) sich bei Farnbach gelegt. Indem ich nun vermeint gehabt, daß er resolviert sei zu schlagen, habe ich die Armee in Bataille gestellt und damit den ganzen Tag und die Nacht im Felde

[1] Söltl III, 310. [2] Acten des 30jährigen Krieges. [3] Söltl III, 310.
[4] Kriegsacten F. 97. Abgedruckt bei Förster II, 237.

gehalten. Den General von der Artillerie, Grafen Aldringen, aber habe ich mit etlichem wenigen Volke im Lager gelassen, um dasselbe, im Falle sich der Feind nach dem Lager wenden wollte, zu defendieren, bis der Succurs komme. Indem nun der Feind gesehen, daß nicht viel Volkes im Lager ist, hat er sich wollen desselben, insonderheit aber einer Anhöhe, bemächtigen, ist mit seiner ganzen Armee darauf zugezogen, und (hat) solche mit ganzer Furia angegriffen. Darauf (habe) ich sechs Regimenter zu Fuß alsbald dahin avancieren und den Rest der Armee auf sie folgen lassen. Der Feind hat auch mit seiner ganzen Armee daselbst in und außer dem Walde gehalten, und seine Corps, so combattiert, stets gestärkt. Das Combat hat gar früh angefangen und den ganzen Tag caldissimamente gewährt. Es sind viele Officiere und Soldaten von Ewr. K. M. Armee todt und beschädigt, darunter auch der Don Marco Caraffa geblieben. Aber (ich) kann Ew. M. bei meiner Ehre versichern, daß sich alle Officiere und Soldaten zu Roß und Fuß so tapfer gehalten haben, als ich es in einiger Occasion mein Leben lang gesehen, und halte für gewis, daß in diesem Falle ein Jeder das Äußerste erzeigt, Ewr. M. zu dienen. Den anderen Tag hat sich der Feind noch bis 10 Uhr auf dem Berge gehalten. Wie man aber so stark auf ihn gedrungen, hat er mit Verlust bei 2000 Mann, oder, wie man mir berichtet, darüber — denn von Todten, die nicht haben können relationiert werden, liegt der ganze Wald voll, und doch sagen die Gefangenen aus, daß sie den ganzen Tag unaussetzlich die Todten und Beschädigten hinweg gebracht haben — den Wald wiederum quittieret, und sich bei Farnbach gelegt, allwo er noch verbleiben thut." — „Dieses ist aber das Beste, so daraus erfolgt ist, daß er seine vornehmsten Capi verloren, unter welchen die besten todt, gefangen oder schwer verwundet sind, wie dann Banier durch den Arm geschossen sei, der General von der Artillerie (Torstenson) gefangen und noch ein schwedischer Oberst, neben vielen Capitäns, und anderen Officieren. So hat ihm der König bei dieser Impresa die Hörner gewaltig abgestoßen, indem er allda zu verstehen gegeben: er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein. Neben dem hat er auch sein Volk über die Maßen discouragiert, daß er sie so unvorsichtig und torsch angeführt, also daß sie in vorfallenden Occasionen hinfüro ihm desto weniger trauen werden. Und ob zwar Ewr. M. Volk valor und coraggio überflüssig hat, so hat doch diese Occasion sie mehr assecuriert, nachdem sie gesehen, wie der König, der alle seine Macht zusammen gebracht, repoussiert worden ist, also daß das Prädicat invictissimi nicht ihm,

sondern Ewr. K. M. gebührt." — „Es hat sich auch bei dieser Occasion Aldringen sehr tapfer und wohl gehalten; denn ihm ist derselbe Posten zuvor untergeben, und also auch ihm gebührt denselben zu defendieren. Ich bitte also Ew. K. M. unterthänigst, Sie wollen ihn durch ein Schreiben, daß Sie es mit kaiserlichen Gnaden erkennen wollen, erfreuen. Was nun hinfüro weiter vorgehen wird, will Ewr. K. M. gehorsamst zu berichten nicht unterlassen."

Der Bericht Wallensteins umfaßt alle drei Tage des Kämpfens. Es handelt sich zunächst um den ersten, also um den Eingang des Berichtes. Die Worte dort: „Indem ich nun vermeint gehabt, daß er resolviert ist zu schlagen, habe ich die Armee in Bataille gestellt und damit den ganzen Tag und die Nacht im Felde gehalten" usw. — machen den Eindruck, als habe Wallenstein die Absicht gehabt, das vom Schwedenkönige dargebotene Treffen anzunehmen. Es fragt sich, wie zu diesem Berichte Wallensteins diejenigen Anderer sich verhalten. Burgus, Officier unter Wallenstein, berichtet, daß der Schwedenkönig durch die Entfaltung seiner Schlachtordnung, durch das Abfeuern seiner Geschütze, durch Trompetenklang Wallenstein zum Treffen gefordert habe, daß es jedoch Wallensteins Entschluß gewesen sei, die Entscheidung nicht auf Ein Treffen zu setzen.[1] In jenem Berichte Wallensteins an den Kaiser findet sich dieser Gedanke nicht, sondern eher das Gegentheil. Burgus aber schrieb aus der Beobachtung dessen was vor seinen Augen vorging. Der Schluß, den er daraus zog, stand ihm so fest, daß er sogar dem Wallenstein eine Rede beilegt, durch welche dieser die Meinung derjenigen bekämpft haben soll, die auf ein offenes Treffen drangen. Es ist die Weise dieses Historikers Burgus, die eigenen Gedanken in derartige Reden zu kleiden.

Zur Feststellung der Thatsache kommt es auf die Berichte auch von schwedischer Seite an.

Der Schwedenkönig selber berichtet dem Kurfürsten Johann Georg am 30. August/9. September den Hergang wie folgt.[2] „Wir haben die Armee etliche Tage nach einander vor dem Feinde in Bataille präsentiert, sein Lager auch ziemlich stark kanoniert, also daß er sich darin nicht hat sehen lassen dürfen, sondern in seinem Retranchement, so gut er gekonnt, behelfen müssen. Weil aber dergestalt ihm wegen des starken

[1] Burgus 288: Decretum Wallenstenio fuit, totius rei summam uni praelio minime committere etc.

[2] G. Droysen, Schriftstücke 70.

Passes der Rednitz nicht wohl beizukommen gewesen, haben wir die Armee unterhalb des Lagers über die Rednitz geführt, in der Meinung uns an des Feindes Lager auf Musketen Schußweite zu logieren und also Gelegenheit zu suchen, ihm besser beizukommen. Da sich dann zugetragen, daß uns zugleich Kundschaften einkommen, als solle der Feind in der Retirade sein und allein etliche Regimenter zur Reserve gelassen haben. Darüber wir dann so viel mehr avanciert und hart unter des Feindes Lager kommen. Es hat sich aber befunden, daß die Kundschafter sich abusiert und der Feind nicht aufgebrochen, sondern allein die Quartiere in etwas geändert, daher sich ein starkes Scharmützel unter Reitern und Knechten erhoben, welches in die zehn Stunden lang mit solchem Ernste getrieben worden, daß beiderseits viel Volkes geblieben und verwundet worden."

In ähnlicher Weise melden schwedische und schwedisch-gesinnte Berichte[1] über den 22. August/1. September, daß auf die schwedische Herausforderung die Kaiserlichen nur mit Geschützfeuer geantwortet. „Es haben sich zwar unterschiedliche bayerische und friedländische Truppen präsentiert und mit den königlichen etwas scharmützieret, aber keinen rechten Stand halten wollen, sondern allezeit, wenn es hart hergehen sollen, bei Zeiten sich retiriert."

In Folge des ein Treffen im offenen Felde ablehnenden Verhaltens von Wallenstein wagte Gustav Adolf dann den Sturm auf die Verschanzungen Wallensteins. Nach einer Meldung,[2] die damals vielfach Glauben gefunden zu haben scheint,[3] haben die vornehmsten Obersten und Officiere den Sturm als gänzlich aussichtslos widerrathen. Es kommt hauptsächlich darauf an, wie Gustav Adolf die Sache selber angesehen wissen wollte. Wir haben seinen Bericht an Johann Georg vernommen. Ein anderer erging nach dem Haag.

Dieser Bericht, welcher die ganze Zeit bis zum Abzuge Gustav Adolfs von Nürnberg umfaßt, ist von Joachim Camerar verfaßt, mit dem Zusatze[4]: „Dieses über die Schlacht bei Nürnberg in meinem

[1] Bühring 365. Bericht des anwesenden Obersten Batilli. Relation oder N. usw. 19. Soldat suédois 741. Theatrum E. II, 659, dem, wie oft, Chemnitz 401 auch hier nachschreibt.

[2] Theatrum E. II, 659, so wie dann alle vom T. E. abhängigen Geschichtsbücher. [3] Pappus 67. [4] Söltl III, 316. Note.

Namen an meinen Vater, aber auf Befehl des Königs und so geschrieben, daß Andere daraus die Plane des Königs entnehmen können" — also auch zur Mittheilung an die Generalstaaten durch Ludwig Camerar.

„Um übelen Gerüchten," heißt es da, „durch die wahre Erzählung der Thatsachen vorzubeugen, will ich unsere Thaten und die Ereignisse der Reihe nach melden. Aus meinen früheren Briefen erhellt, wie in der Nähe dieser Stadt sich die zwei mächtigsten Heere sammelten und alle Welt begierig harrte, wie die Sache zur Entscheidung kommen würde. Der Feind war durch seine ungeheuere Macht ganz übermüthig, und es hatte sich bereits das Gerücht verbreitet: er werde seine Macht zur schnellen Entscheidung benützen, so daß man in der Ferne schon glaubte, es sei wirklich geschehen, was hätte geschehen sollen. Aber gegen alle Kriegsregeln blieb er sieben Wochen lang unthätig, griff uns, die wir an Zahl weit schwächer waren, nicht an, hinderte nicht einmal, daß wir Verstärkungen an uns zogen. Da wurde endlich der König dieser unthätigen Ruhe müde, und führte seine Schaaren, die er glücklich vereinigt hatte, gegen den Feind. Dieser hatte sein Lager in die Länge an der Rednitz ausgebreitet; darum stellte der König am 21/31. August hier seine Truppen in Schlachtordnung dem Feinde gegenüber. Ungeachtet der Feind unaufhörlich seine Geschosse auf unser Heer schleuderte, rückte der König doch vorwärts, so daß er noch am selben Tage die Gegner aus einem Wäldchen vertrieb. Er wollte sich einer Anhöhe bemächtigen, hier Geschütze aufstellen und den Feind in seinem Lager beunruhigen. Weder dem Könige noch den Soldaten fehlte dazu der Muth; aber gegen die Natur zu streiten, war nicht rathsam. Daher suchte der König dem Feinde von einer anderen Seite beizukommen. Am 23. August/2. September führte er das Heer bei Fürth über den Fluß, um sich ganz nahe dem Feinde gegenüber zu lagern und irgend einen Vortheil zu erspähen. Als man am folgenden Tage, wo das Heer bis an das feindliche Lager vorrückte, dies versuchte, geschah es, daß sich bei der Kampfbegierde unserer Soldaten ein überaus heftiger Streit entspann, so daß von acht Uhr Morgens bis zum Abende mit der größten Tapferkeit und unter furchtbarem Krachen der Geschütze gekämpft wurde. Die Unseren trieben den Feind ins Lager zurück, bemächtigten sich eines erhöheten Punctes auf einem Berge, von wo man den Feind über die Anhöhe, die er besetzt hielt und selbst aus dem Lager zu vertreiben hoffen durfte, wenn man auf jenen Punct einige Geschütze hätte bringen können. Da aber die steile Lage, die einbrechende Nacht und der niederstürzende Regen dieses

unmöglich machten, der Feind dagegen sich in seinem wohl verschanzten und von Natur trefflich gesicherten Lager hielt, rief der König seine streitbegierigen Soldaten ab, blieb jedoch die Nacht über in seinem Vortheile und führte die Seinen erst am folgenden Tage zurück. Auch da versuchte der Feind nicht das Geringste gegen uns. Da also der Feind beschlossen hatte, sich nur innerhalb seines Lagers zu halten und die Stadt zu bedrohen, beschloß der König denselben auf eine andere Weise aus dem Lager und von der Stadt wegzulocken."

Dieser Bericht im Namen des Schwedenkönigs, am 16/26. September geschrieben, faßt, wie man sieht, das nach dem 3. September Geschehene sehr summarisch zusammen. Wir haben daher zurückzukehren zu dem was inzwischen nach dem 3. September geschah.

Es kommt auf die Ansicht der dritten anwesenden hauptsächlichen Person an, des Kurfürsten von Bayern. Von ihm her heißt es über den 3. September und die nächsten Tage wie folgt.[1]

„Nachdem man nun dem Feinde, wie gemeldet, ohne einige Hinderung zugelassen, sich gleichsam im Angesichte dieser Armada so stark zu machen, daß er unser Lager selbst angefallen — worüber er zwar durch göttlichen Beistand mit großem Verluste abgetrieben worden und seine Retirade in Confusion und Unordnung nehmen müssen — haben Ihre K. Dt. moviert und alle hohe Officiere für gut befunden, sich dieser schönen Occasion zu bedienen und bei solcher Unordnung des Feindes darauf zu setzen, inmaßen man ihm trefflichen Schaden und Abbruch thun, wo nicht gar aufs Haupt erlegen könnte. Inmaßen alle Gefangene, die wir vom Feinde bekommen, damals ausgesagt, daß man sie geschlagen hätte. Der Herzog von Friedland aber hat nichts Anderes darüber gethan als daß er solchen Ihrer K. D. von allen hohen Officieren gut befundenen und verlangten Vorschlag schimpflich verlacht hat." — Nach der Meinung des Kurfürsten Maximilian lag es also damals in der Hand Wallensteins, das hauptsächliche Schwedenheer zu vernichten und damit den Krieg mit Einem wuchtigen Schlage zu enden.

Nachdem einige Tage beiderseits ohne Kampf vergangen waren, erschien[2] am 10. September im Lager Wallensteins der von den Schweden gefangene General Sparre, von Gustav Adolf auf Ehrenwort entsendet.

[1] Aretin, Bayern usw. Urkunden zum 3. u. 4. A. 342.

[2] Bericht Wallensteins an den Kaiser, vom 11. Septbr., bei Förster II, 240.

Er überbrachte drei Vorschläge des Königs, zuerst den der Auswechselung von Gefangenen. Wallenstein nahm an. Dann hatte er vorzuschlagen, daß zwischen den zwei Armeen ein beständiges Cartell wie in den Niederlanden aufgerichtet würde. „Welches ich aber abgeschlagen," schreibt Wallenstein, „mit dem ausdrücklichen Bescheide, daß, weil in den Niederlanden, wenn eine Partei von fünfzig Pferden eine andere von siebenzig oder achtzig antreffe, sich allezeit die schwächere ergeben müsse, ich solchen Brauch dahier keineswegs aufkommen lassen wolle, sondern die auf einander stoßenden Truppen sollen entweder combattieren oder crepieren."

„Der dritte und vornehmste Punct seines Anbringens ist gewesen, daß der König, weil der Krieg nun so lange continuiert, dadurch viel Christenblut vergossen, viele Unschuldige betrübt und das Reich in Ruin gesetzt würde, ihm nicht übel gefallen ließe, daß Friedenstractaten angestellt werden möchten, zu deren Beförderung dann, da mir entweder beliebte gewisse Commissarien zu deputieren, solches der König von seiner Seite auch thun, oder da es mir gefiele, daß der Kanzler Oxenstierna dazu gebraucht würde, er denselben ins Lager zu mir hereinschicken, oder da ich vermeinte mit ihm, dem Könige, in Person zu tractieren, er ihm auch solches nicht zuwider sein lassen wollte. Worauf ich demselben hinwieder zuentbieten lassen, daß ich solches zuförderst mit des Herrn Kurfürsten in Bayern Ldd., welche sich dahier befänden, communicieret und mit Deroselben beschlossen hätte, daß man es an Ew. K. M. gelangen lassen, und Dero Resolution, was Ihro für die Hand zu nehmen belieben möchte, darüber erwartet werden solle. Und damit habe ich den General Sparre seiner gegebenen Parole gemäß zurückgeschickt."

Zugleich berichtete[1] der Kurfürst Maximilian dem Kaiser, daß sich ein französischer Gesandter (La Grange) bei ihm im Lager angemeldet und vorgebracht: der König von Frankreich sei geneigt und willig, für den Kurfürsten und die Liga einen Stillstand auf etliche Monate zu vermitteln. „Wie ich aber," fährt Maximilian fort, „leichtlich abnehmen konnte, daß hierdurch nichts Anderes gesucht werde als mich und die mit mir verbündeten katholischen Stände von Ewr. K. M. und also die Glieder vom Haupte zu trennen: so habe ich ihm solches alsogleich mit mehreren Umständen zu vernehmen gegeben. Darauf hat sich der Gesandte zu einem von den Meinigen geäußert: es würde dem Schwedenkönige nicht zuwider sein, in diesen Stillstand auch Ew. K. M. auf einen

[1] Kriegsacten F. 97. Vom 12. September.

Monat miteinzuschließen. Auf diese Andeutung habe ich mit Vorwissen und Rath des Herzogs von Friedland keine Antwort gegeben."

Von Wien erfolgte[1] sofort der Dank des Kaisers an den Kurfürsten für seine „rechtschaffene heroische Erklärung". — Welche Aufnahme dagegen jener schwedische Vorschlag eines Friedensversuches in Wien fand, wird sich erst später ergeben, wo er dort zur Berathung gelangte. Und erst dann auch läßt sich übersichtlich zusammen stellen, was weiter in dieser von dem Schwedenkönige angeregten Frage des Friedens geschah und wie der Vorschlag gemeint war. Zunächst handelt es sich um die weitere Entwickelung der Dinge bei Nürnberg.

Nach dem mislungenen Sturme auf das Wallensteinische Lager trat an den Schwedenkönig die Alternative heran, entweder des Verbleibens oder des völligen Abmarsches. Für den ersteren Fall stiegen seine Forderungen an den Rath von Nürnberg. Am 29. August/8. September ließ er dem Rathe eröffnen[2]: er bedürfe täglich 55,000 Pfund gebackenes Brot. Im widrigen Falle müsse er aus äußerster dringender Noth von Nürnberg wegmarschieren und zur Vertheidigung eine hinlängliche Besatzung dort belassen. — Noch spät am Abende trat der Rath zusammen und faßte den Beschluß: weil der Aufbruch des Königs den Untergang der Stadt nach sich ziehe, so müsse man zu dessen Verhütung auf alle Mittel bedacht sein, um das begehrte Brot täglich zu liefern. Aber diese Mittel reichten nicht. Am 3/13. September ließ der Schwedenkönig abermals ankündigen[3]: er sei gezwungen, aus dringender Noth zur Erhaltung seiner Armee an andere Orte zu gehen. Am nächsten Tage schickte der Rath eine Deputation nach Fürth, um von dem Könige selbst das Verbleiben zu erbitten.[4] Darauf legte der König in ausführlicher Rede den Stand der Dinge dar. Viele seiner Soldaten seien vor Hunger erkrankt, viele gar verschmachtet. Viele, besonders Reiter, hätten sich von der Armee entfernt, so daß, statt 16,000 zu Roß, jetzt kaum 4000 noch übrig wären. Vermöge man aber bald wenigstens 180,000 Rthlr. zu beschaffen, so daß, wo nicht ein halber, doch wenigstens ein Viertel Monatsold entrichtet werden könne, und dann jeden Tag gewis und unfehlbar 50,000 Pfund Brot zu liefern: so lasse sich die Armee hier noch etwas erhalten und stärken. Aber man habe ihm auch früher 50,000 Pfund Brot täglich versprochen und doch nie über 30,000 Pfund

[1] A. a. O. Vom 21. September. [2] Soden I, 389.
[3] A. a. O. 397. [4] A. a. O. 398.

geliefert, und zwar auch dann als man nach dem letzten Scharmützel des Brotes für die abgematteten Soldaten am meisten bedurfte. — Er erging sich dann über die deutschen Fürsten, die ihm dienten. Diese und ihr Volk bei der Armee seien so beschaffen, daß sie sich noch mehr irregulär zeigten, wenn sie nicht den Überfluß hätten. Er könne ihrer nicht mächtig sein, wie er gern wolle; ja er dürfe schier kein hartes Wort zu ihnen reden, sondern müsse fast jedes auf die Wagschale legen, wo doch status belli bene monarchicus sein sollte. — Er kam wieder zurück auf den Zustand der Soldaten. Er sei heute noch nicht aus seinem Gemache gekommen, weil er den Jammer der im Lager vor Hunger krank liegenden Soldaten nicht ansehen könne. Er wolle aber doch bei seinem Aufbruche den Marsch so einrichten, daß die Stadt in keine Gefahr kommen solle; denn er wolle in der Nähe bleiben, damit er dem Feinde, wenn dieser gegen Nürnberg etwas versuchen wolle, gleich wieder auf dem Halse sein könne. Er habe auch die Absicht, als Garnison in der Stadt 4400 Mann wohlversuchtes Volk von seinen alten Regimentern zurückzulassen, welche täglich 6000 Pfund Brot und alle zehn Tage 5600 Rthlr. brauchten. Zum Capo derselben ernenne er den Kanzler Oxenstierna, der ein solcher Mann sei, an welchem dem Königreiche Schweden nach seiner, des Königs, Person am meisten gelegen, und der gewis nicht von dem Gelde der Stadt Nürnberg reich werden wolle. Auf solche Weise werde der Feind, wenn er sich auch an die Stadt wagen wolle, insofern diese nicht verzagt sei und keine Verrätherei statt finde, nichts ausrichten. Auch wolle er Nürnberg und seinen Kanzler mit Succurs im Falle der Noth nicht stecken lassen. Die Garnison müsse man aber in die Stadt aufnehmen und wohl logieren: dann werde man sie zum Fechten willig machen und keine Beschwerden haben. — — Er erkannte an, daß die Bürgerschaft die Einquartierung in der Stadt ungern übernehmen würde; aber man habe an dem Kanzler virum cordatum, der auch reden könne. — Er selber, sagte er weiter, suche durch die Besatzung keinen Vortheil bei der Stadt; noch viel weniger wolle er sich ihrer bemächtigen, sondern lediglich zur Vertheidigung gegen den herumliegenden Feind die Truppen belassen, und, nach dessen Abzug, sie zurückrufen.

Auf den Bericht der Deputation beschloß[1] der Rath, am 5/15. September, aus dringender Noth dies lästige Mittel zu ergreifen und die Besatzung einzunehmen. Dennoch machte der Rath am nächsten Tage

[1] A. a. O. 402.

bei dem Könige noch einen Versuch um die Milderung der Bedingungen für dessen Verbleiben. Der König beharrte. Er kündigte an, daß er neben dem Kanzler Oxenstierna auch den Obersten Knyphausen bei den Truppen in der Stadt belassen wolle. Derselbe habe früher, besonders in Braunschweig, gute Probe bestanden, und der Kanzler werde ihm schon den Daumen auf das Auge halten. Das Kriegsvolk von Nürnberg solle ihm, dem Könige, schwören, und dagegen die schwedischen Truppen dem Rathe.

Alsdann erging der König sich über das Verhalten der Deutschen gegen ihn. Er klagte sehr, daß man insgemein bei den deutschen Kanzleien die eigentliche Ursache dieser Verbindung (mit ihm) nicht fein rund und teutsch bekennen, sondern noch immer den Kaiser liebkosen wolle, dessen Tyrannei doch die Schuld trage, und der gegen die von ihm beschworene Capitulation den Religions- und Profanfrieden den Reichsständen nicht gehalten. So habe Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg in seiner Apologie ihn den frommen Kaiser genannt und nur die Jesuiten und die kaiserlichen Räthe beschuldigt, da ihn doch dieser fromme Kaiser wider Gott und Recht von Land und Leuten vertrieben. Eben so wolle auch die Stadt Frankfurt noch immer gut kaiserlich sein, und dürfe Dr. Erasmus (der Syndikus) wohl schwören: der Kaiser sei noch sein Herr. — Die Städte sollten ihren beabsichtigten Convent fortsetzen, welchen er bei der Audienz am 10/20. Juni in Erinnerung gebracht. Obwohl Kursachsen sich nicht dazu verstehen wolle, mit den Ligisten unter Ausschließung des Kaisers Frieden zu machen, so sehe er doch nicht ein, warum man es nicht thun wolle, weil man doch endlich einmal Frieden machen müsse. Besser freilich wäre es, wenn auch der Kaiser sich dazu verstände. Zu diesem Zwecke habe er, der König, dieser Tage den gefangenen Obersten Sparre auf einige Stunden in des Feindes Lager geschickt, um mit dem General Wallenstein zu conferieren, woraus sein friedfertiges Gemüth genugsam zu spüren gewesen. Ja er sei erbötig solche Friedensmittel einzugehen, die hoffentlich nicht unbillig sein würden. Nämlich er wolle kraft der Conföderation das eroberte Land Pommern nach dem Absterben des Herzogs für sich und seine Nachfolger an der Krone Schweden behalten und also ein Stand des Reiches werden. Magdeburg und Halberstadt

[1] A. a. O. 403. Auch bei Irmer I, 265. Die Aufzeichnungen weichen hier und da von einander ab, so daß die eine der anderen zur Ergänzung dienen kann.

wolle er auch begehren, nicht um diese Länder zu behalten, sondern um Kursachsen und Kurbrandenburg damit zu contentieren. Dagegen wolle er dem von Wallenstein das Herzogthum Franken und Würzburg abtreten, und könne man einen Bischof mit einer jährlichen Competenz von 100,000 fl. abfertigen. Desgleichen wolle er dem Kurfürsten von Mainz das Seinige wieder geben; dagegen müsse aber auch der Kurfürst zu Heidelberg wieder eingesetzt werden. Die evangelischen Reichsstände müßten zuförderst ihrer Religion halber versichert, alle widrigen Edicte des Kaisers cassiert, und dasjenige was er, der König, den Evangelischen für Recompens verehrt, gelassen und confirmiert werden. Der Evangelischen Kriegsvolk solle von des Reiches Boden nicht eher abgeführt werden, bis der Feind auch abgedankt, und die evangelischen Stände sich in ein Bündnis eingelassen haben, damit man jedenfalls in Zukunft im Falle neuer Händel dem Feinde kräftig widerstehen könne. — Alles dies sage der König den Deputierten im höchsten Vertrauen, mit dem Beisatze: ob es gleich Manchem seltsam vorkommen möchte, so dürfte es doch demselben ergehen wie einst dem ungläubigen Ritter in Samaria.

Der König bestand endlich auf Einquartierung seiner Leute in der Stadt und nicht in den Vorstädten, besonders weil er bemerke, daß eine Antipathie zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft existiere, indem nur etliche geringere Häuser in der Stadt Einquartierung einnehmen wollten. Deshalb dürfte wohl eine Sedition oder andere Ungelegenheit in der Stadt zu befürchten sein, zumal schon etliche böse Reden gegen den Rath wollten gehört werden. — Die Deputierten erwiederten: es möchte zwar einige ehr- und geldgeizige Leute geben, welche den Senatoren und Patriciern ihre Ehre und ihr Vermögen nicht gönnten: der meiste Theil der Bürgerschaft aber sei gegen den Magistrat wohl affectioniert, und die hiesige Stadt habe bisher noch Gottlob den statum aristocraticum vor anderen Republiken im römischen Reiche erhalten.

Die Deputation kehrte zurück. Dennoch schwankte der König. Er schickte[1] nochmals den Obersten Schlammersdorf an den Rath, mit der Meldung: er erkenne wohl, welche große Gefahr für die Stadt aus seinem Abmarsche erwachsen könne; aber er müsse festhalten an seinen Bedingungen. Diesen zu genügen, war dem Rathe unmöglich, und es blieb bei dem Beschlusse des Abzuges.

[1] Soden I, 406.

„Ist nun also," meldet[1] ein Augenzeuge, „die Landschaft im Grunde verderbt, der Stadt Vorrath verzehrt, das arme Bauernvolk vor Hunger und Kummer verschmachtet auf Gassen und Straßen gefunden worden, große Theuerung erfolgt, das Sterben unter Menschen und Vieh eingerissen."

„Es ist nicht auszusprechen," sagt ein anderer Bericht,[2] „was für ein Elend und Jammer mit Hunger und Sterben in beiden Armeen sei. Man kann nicht Leute genug haben, welche die todten Menschen und Pferde täglich ausführen und begraben. Ich glaube nicht, daß dergleichen jemals erhört sei. Im Friedländischen Lager sind nicht 30,000 gesunde Soldaten; im königlichen sollen 17,000 Pferde gestorben sein. In Nürnberg sterben alle Tage 300 Menschen. Diese werden auf Wagen alle Morgen vor Tag ausgeführt. Und sind die vornehmsten Herren des Rathes schon durchgegangen."

Es war damals kaum ein halbes Jahr verflossen, daß der Rath von Nürnberg in seinem letzten Schreiben an den Kaiser, vom 20. März, sich wegen seiner Haltung gegenüber dem Schwedenkönige ein nicht geringes Lob zugesprochen hatte. Weder habe er eine Besatzung des Königs eingenommen, noch ihm eine Eidespflicht geleistet, noch Kriegesmittel dargeliehen. Und nun hatten die Dinge sich dahin gewendet, daß gerade dasjenige, was der Rath von Nürnberg zu vermeiden gemeint hatte, in schwerem Maße über die Stadt gekommen war, ja daß bis dahin, nach Magdeburg, Nürnberg als die durch den Schwedenkrieg härtest betroffene Stadt des Reiches angesehen werden durfte.

So verschieden indessen auch die Schicksale der zwei deutschen Städte Magdeburg und Nürnberg in den Jahren 1631 und 1632: so bieten sie doch auch, wie mit Nachdruck hier wiederholt werden muß, nicht wenige Puncte zur Vergleichung dar. Sowohl bei dem Rathe von Magdeburg, der aus dem Ochlos hervorgegangen war, als bei demjenigen von Nürnberg, der sich vor dem Schwedenkönig berühmte, die aristokratische Verfassung besser als viele andere Reichsstädte bewahrt zu haben — war vom Beginne an das hauptsächliche Motiv des Verhaltens die Scheu und die Besorgnis, thatsächlich mit in den Krieg verwickelt zu werden. Um sicher davor zu bleiben, lauschte der eine wie der andere hier auf die Schmeichelreden, dort auf die Drohungen des Schwedenkönigs. Nicht minder war der ochlokratische Rath von Magdeburg, wie der patricische von Nürnberg in gleicher Weise gierig nach

[1] Murr 64. [2] Acten des 30jährigen Krieges.

Geschenken aus der Hand des Schweden. Auch diesem Verlangen entsprach er, für Magdeburg wenigstens in Worten, für Nürnberg in anscheinender That. Und damit erreichte er was er erstrebt: die eine Stadt gab sich in die Hände seines Legaten, der genau wußte, was sein König wollte — die andere in seine eigenen, und fortan blieb für den rathlosen Rath der einen Stadt wie der anderen nur noch übrig in Worten die schwedische Phrase und reell die schwedische Dienstbarkeit auf ihre Kosten. Und zwar waren diese Dienste sehr groß. Die Opferung von Magdeburg nahm Tilly alle Vortheile aus den Händen, die durch die Besetzung dieser Stadt, ob in Güte, oder mit Gewalt, ihm in Aussicht standen, nöthigte ihn zum Rückzuge, und eröffnete dadurch dem Schweden die Bahn des Sieges über ihn. Die Stadt Nürnberg erhielt das Schwedenheer auf ihre Kosten bis zur eigenen Verarmung und Entvölkerung.

Am 8/18. September brach der König aus dem Lager von Fürth auf zum Abmarsche nach Neustadt an der Aisch. Dort angekommen schrieb[1] der Secretär Schwalenberg: „Unser Marsch ist in guter Ordnung geschehen, vor des Feindes Augen, und hat er nicht allein nichts tentiert, sondern auch seine Wachen ins Lager gezogen und sich ganz still gehalten, worüber es allerhand Discurse gibt.“ — Entsprechend meldet,[2] am 11/21. September, der in Nürnberg gebliebene Camerar seinem Vater: „Der Feind hält sich noch immer innerhalb seines Lagers wie unter seinem Schilde. Zur Verwunderung Aller hat er bisher jede Gelegenheit etwas auszuführen vermieden, ja nicht einmal Reiterschaaren ausgeschickt, den Abzug des Königs zu beunruhigen.“ — Nach anderen schwedischen Berichten[3] zog das Schwedenheer sogar mit herausforderndem Wirbel der Trommeln und Geschmetter der Trompeten an Wallensteins Lager vorüber. — In dem Schlußberichte, den Gustav Adolf selber durch den Secretär Camerar für dessen Vater und die Generalstaaten abfassen ließ, heißt es kurz[4]: „Auch dann — nach dem mislungenen Sturme vom 3. — versuchte der Feind nicht das Geringste gegen uns. Da also der Feind beschlossen hatte, sich nur innerhalb seines Lagers zu halten und die Stadt zu bedrohen, beschloß der König denselben auf eine andere Weise aus dem Lager und von der Stadt wegzulocken. Nachdem

[1] Aufgefangener Brief in Kriegsacten F. 97. [2] Söltl III, 317.

[3] Soldat suédois 744. Theatrum E. II, 735, dem Chemnitz 422 b nachschreibt. [4] Söltl III, 316.

er eine hinlängliche Besatzung hineingelegt, zog er mit seinem Heere am 8/18. September fort, in der Absicht dem Feinde die Zufuhr zu hemmen. Der Feind wollte dies nicht abwarten, sondern verließ einige Tage später selber sein Lager."

Vernehmen wir über die Tage nach dem 3. September bis zum Abzuge des Königs den Bericht des Kurfürsten von Bayern. „Als nun," heißt[1] es da, „der König sich auf etliche Tage bei Fürth logiert, und man gesehen, daß seine Cavallerie allda großen Mangel litt, auch sich danach solche des Feindes Armada allbereits mit Furcht zu retirieren angefangen, hat der Kurfürst abermals vorgeschlagen, den Feind und solche seine Retirade zu attaquieren. Ungeachtet aber der Herzog von Friedland zuvor sich selber oft vernehmen lassen, welcher Theil vor Nürnberg zuerst mit einem Fuße weiche, der sei verloren, hat er sich doch nicht einer einzigen Occasion prävaliert, also daß es das Ansehen gehabt, daß, was immer der Kurfürst moviert, da es sonst schon gut und aus einem Fundamente gewesen, doch solches alles der Herzog mit Fleiß verworfen, welches dem Kurfürsten bei Officieren, wie der gemeinen Soldatesca, die es gemerkt und erfahren, große Disreputation verursacht."

Wallenstein selber endlich schreibt[2] an den Kaiser noch am Tage des schwedischen Abzuges, am 18. September, wie folgt. „Nachdem der König vierzehn Tage bei Fürth gelegen, und ihm mehr als der dritte Theil seiner Armee aus Hunger und Kummer darauf gegangen, ist er heute abgezogen. Wohin er sich noch gewis wenden wird, kann ich nicht wissen, habe zwar viele Parteien ausgeschickt; aber es ist noch keine zurückgekommen. Die ratio belli weiset sonst, daß er sich an den Mainstrom legen thäte. Ich vermeinte ihm innerhalb drei Tage nachzufolgen und mich wiederum gar nahe an sein Lager zu legen, und hoffe ihn folgends zu consumieren: so höre ich, daß der Graf Pappenheim auch heraufwärts marschieren thut: also werden wir ihn auf beiden Seiten schließen können. Er hat gar eine schöne Retraite gethan, beweist gewis aus dieser und allen Actionen, daß er das Handwerk wohl versteht. Ich bin ihm nicht nachgefolgt, zum ersten, weil meine meiste Cavallerie hin und wieder liegt; denn, da ich sie nicht habe hier consumieren wollen, so habe ich sie in unterschiedlichen Örtern austheilen müssen, wodurch sie conserviert, Proviant und Fourage assecuriert sind. Die andere Ursache ist, daß der

[1] Aretin, Bayern usw. Urkunden zum 3. u. 4. A. 343. [2] Förster III, 245.

Feind einen Paß an dem anderen hat und also von einem Orte zum anderen sicher gehen kann. Der letzte Grund ist, daß ich nicht in Hazard setzen will, was ich gewis habe. Denn ich hoffe mit der Hülfe Gottes, daß der König gewaltig anhebt in Declination zu kommen und den Credit zu verlieren, und sobald der von Pappenheim auf die andere Seite sich legen wird, so ist es mit ihm geschehen."

Ob die zwei ersten Gründe für die Nicht-Verfolgung des abziehenden Schwedenheeres ausreichen, einerseits die Verwunderung der Schweden darüber, andererseits die Anklagen des Kurfürsten Maximilian als unberechtigt darzuthun, dürfte fraglich sein. Noch weniger durchschlagend erscheint der dritte Grund, den Wallenstein in die Worte kleidet, daß er nicht in Hazard stellen wolle, was er gewis habe. Denn nach seiner eigenen weiteren Ausführung fehlte ihm für diese Gewisheit doch noch die Mitwirkung Pappenheims. An dem Tage, an welchem Wallenstein bei Nürnberg jenen Bericht an den Kaiser schrieb, am 18. September, befand Pappenheim sich in Dortmund. Es lagen also weite Länderstrecken zwischen ihnen und standen einem Zusammenwirken noch unberechenbare Zufälle entgegen.

Es fragt sich, ob unter diesen Umständen die Vorauskündigung des künftigen Erfolges dem Kaiser und seinen Räthen als ein genügender Ersatz für die Nicht-Benutzung der reellen Vortheile des Augenblicks erschienen sein mögen. Andere waren über den Verlauf der Dinge anderer Meinung.

Der Bayer Adlzreitter fügt seinem Berichte hinzu[1]: es habe nicht an Leuten gefehlt, welche aus der Vernachlässigung einer so günstigen Gelegenheit ein Zwischenspiel zwischen Wallenstein und dem Schweden vermuthet haben. — Jedenfalls habe der französische Gesandte La Grange den Kurfürsten gewarnt, allzu großes Vertrauen in Wallenstein zu setzen, weil dieser heimliche Beziehungen mit dem Schweden hatte.

Eine Nürnberger Flugschrift jener Tage faßt das Verhalten des Wallensteinischen Heeres zusammen mit den Worten[2]: „Es ist sich nicht genugsam zu verwundern, daß ein Feind mit einer solchen großen Macht, welche die Papisten in die 80,000 (?) stark geschätzt, mit Vermeinen, daß sie das ganze R. Reich überschwemmen und bezwingen werde, den ganzen Sommer über nicht ein einziges Mal mit einem fliegenden Cornet oder

[1] Adlzreitter 274. [2] Relation oder Nürnbergische usw. 23.

Fähnlein, sich im freien Felde gegen die Schwedischen präsentieret, noch viel weniger mit einem Regimente, auch nichts Anderes gethan, denn daß er bisweilen bei der Nacht die schwedischen Wachen überfallen, auch die Bagage-Pferde und Wagen, so nach Fourage ausgezogen, abgezwackt — das sind die Heldenthaten gewesen, so die Wallensteiner und Bayerischen vor Nürnberg begangen."

26. Die Züge der Hauptarmeen bis Mitte October.

Bei dem Aufbruche aus dem Lager bei Nürnberg hegte Gustav Adolf die Erwartung, daß nach seiner Entfernung Wallenstein die Stadt Nürnberg angreifen werde.[1] Er blieb darum bei Neustadt an der Aische stehen, um bereit zu sein, die Vortheile zu benutzen, die aus der Verwickelung der Kaiserlichen mit der Besatzung der Stadt ihm erwachsen würden. Dies geschah jedoch nicht. Bereits vom 12/22. September vernehmen wir aus dem schwedischen Lager die Meldung[2]: „Sowohl aus den brennenden Dörfern umher, als aus anderen Anzeichen kann man abnehmen, daß der Feind nicht lange mehr in seinem Lager bleiben wolle." Die Meinung erwies sich als richtig. Am nächsten Tage brach das kaiserliche Heer nordwärts auf, in der Richtung nach Forchheim, während Gustav Adolf auf die Nachricht jenes Aufbruches, selber von Neustadt aus sich weiter westwärts nach Windsheim wandte.

Bei dem Abzuge der Kaiserlichen verhielt sich die schwedische Besatzung in Nürnberg nicht wie einige Tage zuvor Wallenstein bei dem Abzuge der Schweden: sie fiel aus und brachte Schrecken und Tod über den zahlreichen Troß.[3] In den nächsten Tagen eilten Bürger, Bauern, Soldaten hinaus in das verlassene Lager, um zu plündern. Es fanden sich dort nicht bloß werthlose Gegenstände, sondern viele Wagen, Vorräthe an Korn, an mancherlei Metallen, zugleich aber auch eine solche Menge von Fliegen und Ungeziefer aller Art, daß davor nicht zu bleiben war.

Die Stadt Nürnberg war von der unmittelbaren Kriegesgefahr befreit. Dagegen lasteten auf den Bürgern die Nachwehen der schweren elf Wochen, und noch dazu eine schwedische Besatzung. Frei von Einquartierung derselben sollten nur die Prediger sein.[4] Aber die Bürger waren nicht willig, Soldaten in die Häuser aufzunehmen. Noch am

---

[1] Chemnitz 422 b. [2] Söltl III, 317.
[3] Soden I, 427. [4] A. a. O. 418.

19/29. September lagen 170 Mann schwedisches Volk auf den Straßen. Und wiederum standen dann in den Häusern Bürger und Soldaten oft einander feindlich gegenüber, und dem Einen wie dem Anderen in gleicher Weise der Hunger und die Ruhr.

In Windsheim empfing der Schwedenkönig eine in Europa ungewöhnliche Botschaft, einige vornehme Tartaren, gesendet von ihrem Chan. Die wiederholten Versuche des Schweden, dieses Volk zu Gunsten seiner Sache über Deutschland heranzuziehen, waren, bei aller Willigkeit desselben, gescheitert an dem Einspruche der Pforte, welche der Hülfe dieser Unterthanen gegen Persien nicht entbehren konnte. Aber die Botschafter waren in ihrer Principale Namen gekommen,[1] „weil die ritterlichen und glorwürdigen Thaten des Königs allenthalben in ihren Landen erschollen, um ihn zu sehen und wegen seiner erlangten herrlichen Victorien zu beglückwünschen. Sie wurden von ihm freundlich empfangen und tractiert."

Ein hervorragendes geschichtliches Sammelwerk jener Zeit fügt dem Berichte das Bildnis des Hauptes der Botschaft bei, mit den Worten: das sei die höchste Freude und der höchste Lohn eines tapferen Gemüthes, daß das Gerücht von ihm über das Erdenrund erschalle. Dann fährt es fort:

. . . Du siehst zwar dies Gesichte
Tartarisch von Gestalt, und ob es hätt gespeiset
Eins müden Pferdes Blut: gleichwohl sollt Du auch wissen,
Daß sein Verstand und Thun uns klärlichen erweiset,
Wie Gott der Schöpfer groß sich jederzeit beflissen
All Nation der Welt mit etwas zu begaben
Dadurch sie seine Güt zu preisen Ursach haben.

Es klingt auffallend zu vernehmen, daß Gustav Adolf in Windsheim über einen ferneren Plan seines Feldzuges mit sich nicht einig war,[2] ob nordwärts gegen Wallenstein, ob südwärts gegen Bayern. Er erwägt die Vortheile, die Nachtheile des einen Entschlusses wie des anderen. Südwärts, meint er, könne er „das bewußte Dessein fortsetzen, die österreichischen Vorlande daselbst occupieren, oder wohl gar die Donau abwärts arbeiten, den Ober-Ensferischen Bauern an der Hand sein, und dem Feinde in Österreich ein solches Feuer anzünden, daß er genug daran zu löschen hätte." — Er lud Oxenstierna zur Besprechung nach Windsheim, begab sich aber statt dessen am anderen Tage selber nach

[1] Theatrum E. II, 736. [2] Arkiv I, 657. Vom 16/26. September.

Nürnberg,[1] in der Hoffnung zugleich dem Feinde nach Lauf nachzujagen, und dort einen Streich zu versetzen.

Die gehoffte Gelegenheit fand sich nicht; dagegen besichtigte Gustav Adolf das verlassene Lager Wallensteins, um nach dem Augenscheine der Räumlichkeiten sich einen Überschlag zu machen, wie stark die feindliche Armee gewesen sein könne. Er ließ die Hütten zählen, die als Quartiere gedient, und berechnete danach die Zahl. „Wir können danach," schließt er, „die ganze Armee auf 22,000 Mann zum höchsten bringen." — Diese Zahl bleibt so sehr hinter allen anderen Angaben zurück, daß man zu der Annahme irgend eines Irrthums in der Berechnung gedrängt wird. Für den König selber blieb aber die Folge, daß er die Zahl der Streitkräfte Wallensteins unterschätzte.[2]

Nach Windsheim zurückgekehrt entschied er sich für seinen Marsch südwärts. Zur Beobachtung Wallensteins stellte er um Schweinfurt am Main den Herzog Bernhard von Weimar auf, mit dem Auftrage,[3] wenn Wallenstein auf den Main gehe, ihm entgegen zu treten — wenn er dagegen nach Sachsen und auf die Elbe zu sich wende, ihm dahin zu folgen. — Er selber brach von Windsheim auf nach Dinkelsbühl zu, am 20. September/1. October.

Von der Stadt Windsheim hatte er einen Vorschuß von mehreren tausend Thalern gefordert.[4] Sie konnte nur 1200 aufbringen. „Aus dem Zeughause dort nahm er mit, was ihm beliebte. Die Schweden erklärten alles was sie mitnehmen konnten, für ihr Eigenthum, und hinterließen nichts als Mangel, Gestank, Jammer, ansteckende Seuchen und 450 Kranke, von welchen die Officiere den Bürgern aufgedrungen, die übrigen im Klosterhause und im Klostergarten unter Zelten verpflegt wurden. Die Leichname wurden täglich mit dem Karren aus der Stadt geschafft, und der Tod raffte täglich 40 bis 50, ja so gar einmal 60 Menschen hinweg."

Am 24. September/4. October hielt Gustav Adolf seinen Einzug in Nördlingen,[5] mit ihm die Königin, die von Würzburg her sich zu ihm begeben. Sie war bei ihrem Einzuge in Nördlingen umgeben von zehn schön gekleideten Trabanten, mit vergoldeten Partisanen. Sie hatte ein glänzendes Gefolge von Damen in achtzehn Kutschen und neunundzwanzig Wagen.

[1] A. a. O. 660. [2] A. a. O. 662. [3] A. a. O. 681.
[4] Soden I, 436. [5] A. a. O. 439.

Der Marsch des Schwedenkönigs ging weiter südwärts. Am 29. September/9. October jedoch hielt er in Oberndorf inne. Darüber berichtet[1] er an Oxenstierna: „Obwohl wir im vollen Werk gewesen nach Schwaben zu gehen, zu sehen, ob wir an dem Bodensee Fortune machen und das bewußte Dessein effectuieren könnten, auch gehofft hätten, unterwegs das von 800 Mann ungefähr belagerte Rain zu entsetzen, daher auch so viel mehr geeilt haben: so hat uns doch des Obersten Mitschefals leichtfertige Übergabe der Stadt an diesem verkürzt, Euere und Baudissins Berichte dagegen verursacht, mit jenem etwas einzuhalten."

Wir treffen hier wieder das Wort des bewußten Desseins, welches Gustav Adolf einige Tage zuvor ebenfalls zu Oxenstierna ausgesprochen. Nach einer französischen Nachricht[2] war dies ein Plan auf die Stadt Lindau, deren Besitz dem Schweden ein Thor nach Italien eröffnet hätte. — Die Nachrichten Oxenstiernas, auf die der König hindeutet, betrafen den Marsch Wallensteins auf Bamberg, diejenigen Baudissins das nachdrückliche Auftreten Pappenheims an der Weser.

Es gelang dem Schwedenkönige leicht, die Stadt Rain am Lech wieder zu nehmen. Dann erwartete er in Neuburg an der Donau, wo er den O. Mitschefal wegen vorschneller Übergabe von Rain hinrichten ließ, die weiteren Nachrichten über den Fortgang der Dinge im Norden.

Noch von dem Lager bei Nürnberg aus, im August, hatte Wallenstein den O. Holk mit einigen tausend Mann nach dem kursächsischen Vogtland entsendet.[3] Der eigentliche Zweck war eine Diversion gegen den FM. Arnim, der in Schlesien Fortschritte machte. Davon ließ er sich auch durch Holk nicht abziehen. Die zwei Persönlichkeiten sind ein besonderes Spiegelbild ihrer Zeit. Vier Jahre zuvor vertheidigte Holk als geborener Däne im Interesse Christians IV. die Stadt Stralsund, unter dem Rufe des Religionskrieges. Arnim, der auf Befehl Wallensteins die Stadt angriff, verneinte den Religionskrieg. Dann ging Holk über in Wallensteins Dienst, und verneinte demgemäß den Religionskrieg. Arnim trat in den Dienst des Kurfürsten von Sachsen, der seit Breitenfeld den Religionskrieg proclamierte. — In einer besonderen Beziehung jedoch hatte Holk sich nicht geändert, in der Grausamkeit und Rohheit seiner Kriegführung.

Die Schrecken derselben ergossen sich, vom Ende August und Anfang September an, über das nicht vertheidigte Vogtland.[4] Die Städte wie

[1] Arkiv I, 672. [2] Siri VII, 534. [3] Theatrum E. II, 676. [4] A. a. O.

Plauen, dann Zwickau, waren insofern besser daran als das Land umher, daß sie doch immer Bedingungen des Accordes stellen konnten. Die Dörfer ringsumher schützte Niemand.

Über diesen Stand der Dinge in Kursachsen berichtet der schwedische Gesandte Nicolai aus Dresden, am 30. September/10. October[1]: „Der Feind thut hier im Lande was er will. Chemnitz ist über mit Accord. Die Bürger haben anfangs sich gewehrt, aber endlich nicht fechten wollen, sondern sich ergeben und gleiche Bedingungen mit Zwickau erlangt. Werden dieselben vom Feinde erfüllt und anderen Plätzen bewilligt, so wird er, wohin er kommt, wenig Widerstand finden. Es glaubt anderswo kein Mensch, wie das Volk insgemein in diesem Lande verzagt, irresolut und des Krieges überdrüssig sei. Ist auch nicht sehr zu verwundern, denn die hiesigen Soldaten, so das Land defendieren sollten, leben ohne alle Disciplin, und gehen mit den Unterthanen um — ausgenommen daß sie nicht sengen und brennen — im Übrigen eben so arg, wo nicht ärger als der Feind, daß Keiner schier vor das Thor hinaus sicher reiten oder gehen kann. Freiberg ist belagert und es wird der Stadt hart zugesetzt. Darin liegt zwar etwas Volk; aber es soll mit Proviant so übel versehen sein, daß sie nicht acht Tage zu leben haben, darum sie auch, dafern kein Succurs kommt, wozu zur Zeit keine oder gar geringe Aussicht, sich nicht lang sperren werden. Die Kurfürstin hat an ihren Herrn durch den Hofmeister Cürwitz erinnern und fragen lassen, weil sie ihr bestes Hausgeräth und Mobilien auf dem Leibgedinge Golditz stehen habe, ob solches bei bevorstehender Gefahr nicht zeitig sollte abgeholt werden. Der Kurfürst hat dem Hofmeister eine sehr rauhe und mit einer ziemlichen Anzahl Sacramente gespickte Antwort gegeben: man solle ihn mit den Lumpensachen ungeschoren lassen. Nehme der Teufel Eins, so möge er auch das Andere holen. Eine ähnliche Antwort hat der Schloßhauptmann in Torgau erhalten."

Auf Holk war noch Gallas gefolgt, der mit etwa 10,000 Mann[2] von Wunsiedel aus über Hof, am 24. September/4. October, die sächsische Grenze betrat. Sein Marsch ging weiter links als derjenige des Holk, auf Altenburg zu. Keine der Städte ließ es auf einen nachhaltigen Widerstand ankommen: sie retteten Leben und Habe durch einen Accord mit schwerer Brandschatzung. Unfern Freiberg stießen Gallas und Holk

[1] Irmer I, 274. [2] Theatrum E. II, 740. Vielleicht zu hoch angegeben.

zusammen, um mit vereinten Kräften, wie bereits berichtet, diese Stadt anzugreifen, am 2/12. October. Sie capitulierte, am 5/15. October. Die Truppen streiften bis in die Nähe von Dresden. Der Flammenschein der brennenden Dörfer leuchtete hinein in die Fenster des kurfürstlichen Schlosses[1]: „also daß ein unsäglicher Jammer im ganzen Lande gewesen".

Dazu drohte von Süden her noch eine dritte Macht gegen Kursachsen heran, das Heer unter Wallenstein selber. Nach dem Abzuge von Nürnberg hatte er einige Tage bei Forchheim verweilt. Die Feste Plassenburg wies seinen Angriff zurück, und eben so die Stadt Kulmbach. Baireuth dagegen wurde überfallen und geplündert. Am 24. September/4. October brach das ganze Heer von Forchheim nach Bamberg auf, und weiter am 27. September/7. October gegen das hochragende Coburg. Die Stadt capitulierte sofort gegen eine Brandschatzung von 18,000 Rthlrn.,[2] nicht die dabei gelegene Festung. Die Bürger wurden von Officieren angewiesen, die Kostbarkeiten ihrer Habe zur Sicherheit gegen Plünderung in die fürstliche Residenz, die Ehrenburg, zu schaffen. Dann jedoch, nach dem Einzuge Wallensteins, am 30. September/10. October, erging der Befehl, die in das Schloß geflüchteten Sachen am nächsten Tage wieder heim zu tragen. „Selbige Nacht aber hat der Feind alle vorhandene Kisten, Kasten und Anderes im Schlosse, klein und groß, aufschlagen und alles rein ausplündern lassen, also daß nichts wieder heim zu tragen übrig gewesen." Und weiter erging in den nächsten Tagen die Plünderung über das ganze fürstliche Schloß, das Zeughaus, die Rüst- und die Silberkammer. — Die Besatzung dagegen in der Feste wies Drohungen wie Angriffe zurück.

Auf die Meldung,[3] daß Bernhard von Weimar sich mit starker Reiterei von Schweinfurt nach Haßfurt gewendet und demnach ein Angriff von dort her in Aussicht stehe, brach, am 5/15. October, Wallenstein mit der ganzen Armee in und um Coburg auf und zog auf Lichtenfels zurück. Dorthin gelangte an den Kurfürsten Maximilian, der noch bei diesem Heere weilte, die Nachricht, daß der Schwedenkönig die Stadt Rain am Lech wieder gewonnen und abermals Bayern verheere.[4] Maximilian sprach seine Absicht aus mit seinen Truppen zurückzukehren.

[1] A. a. O. 678. [2] Arkiv I, 796. [3] Förster II, 256.
[4] Aretin, Bayern usw. Urk. zum 3. u. 4. A. 343.

Wallenstein dagegen verlangte den Weiterzug ins Land Meißen hinein. „Endlich ist sich verglichen und accordiert worden, daß Pappenheim, der von Niedersachsen her im Anzuge war, zum Herzoge von Friedland stoßen, hingegen der Graf Aldringen mit dem Kurfürsten nach Bayern gehen solle, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß, wie Pappenheim vom Herzog von Friedland, Aldringen von dem Kurfürsten unmittelbar dependieren solle."

Als nach der Heimkehr des Kurfürsten in Altötting Jemand ihm dazu Glück wünschte, brach er in die Worte aus[1]: „Ich kehre zurück, weil ich der Kränkungen von Wallenstein her genug habe." Es fragte sich noch, ob es damit zu Ende war.

Die Nachrichten von dem Stande der Dinge in Kursachsen gelangten an den Schwedenkönig in Neuburg an der Donau. Oxenstierna gab ihm zugleich den Rath, Regensburg zu belagern und dann weiter auf Passau zu ziehen.[2] Gustav Adolf hielt entgegen, daß in diesem Falle die bayerische Festung Ingolstadt ihn im Rücken bedrohen würde. Unterdessen „möchte Wallenstein sich mit Pappenheim vereinigen, und unsere Sachen im selbigen Kreise, welche ohne dies ziemlich in malheur gehen, gänzlich zu Grunde richten. Daher wir rathsamer und unserem Vaterlande zuträglicher erachten, für dies Mal mehr nach Norden als nach Süden zu sehen und berührtem Unheil zuvorzukommen." — Dazu auch sei seine Gegenwart dort nothwendig, weil, „obwohl die beiden Herzöge zu Weimar, Baudissin, Herzog Georg, der Landgraf zu Hessen-(Cassel), mit ihren Truppen zur Hand sein können, dennoch kein Subjectum zu finden, welches die Ämulationen moderieren und so viele Köpfe unter Einen Hut bringen könnte." Er kündigt also seinen Aufbruch nordwärts an. „Damit aber inmittelst diese Quartiere versichert, daneben der Herzog in Bayern zur Rettung seines Landes von dem Wallenstein abgezogen oder das Land auf den Grund verhergt werde, sind wir gemeint, des Pfalzgrafen (Christian von Birkenfeld) Lbd. neben dem GM. Ruthven an dem Inn zu belassen." — Die eigenen Worte des Schweden hier regen an zum Vergleiche seiner Kriegführung mit derjenigen des Dänen Holk.

Zugleich kündigte[3] Gustav Adolf dem Landgrafen Wilhelm diesen Entschluß zu dem Zuge nordwärts an, und bestimmte bereits Erfurt als

[1] Adlzreitter 275. [2] Oxenstiernas skrifter I², 851.
[3] Arkiv I, 677. Irrig dort Nürnberg als Ort.

Sammelplatz. Er meldete ferner dem Kurfürsten Johann Georg seinen Entschluß, und zwar dies noch zu einem anderen bestimmten Zwecke.

Die Mission des Pfalzgrafen August nach Dresden war mislungen. Dieser selber war auf dem Wege der Heimkehr gestorben, der Bericht jedoch dem Könige durch den geschäftsgewandten Kanzler Löffler in ausreichender Weise erstattet worden.[1] Durch das Mislingen nicht abgeschreckt, beschloß Gustav Adolf einen abermaligen Versuch zu machen. Bereits vom 27. September/7. October datiert eine Instruction[2] für den Grafen Brandenstein in besonderer Mission an den Kurfürsten. Jedoch erst am 7/17. zeichnete Gustav Adolf in Neuburg das beglaubigende Handschreiben.[3] Der Kern dieser Instruction drängt sich zusammen in die Worte: „Wenn der Graf die Sachen dahin richten könnte, daß Kursachsens Durchlaucht um mehrer Wichtigkeit des Hauptwerkes willen ihre Armee der k. Majestät überlassen und übergeben wollte, soll er keine Gelegenheit außer Acht lassen, um zuvörderst die kurfürstlichen Räthe dahin zu disponieren, ihnen alle Scrupel seiner Dexterität nach zu benehmen, hierdurch Ihre Durchlaucht selbst zu gewinnen und sie ihres Interesses halber aufs kräftigste zu versichern." — „Wenn der Graf dies Werk heben könnte, so würde er der K. Majestät den größten Dienst von der Welt thun und die königliche Erkenntlichkeit in der That verspüren." — Ferner soll der Graf dem Kurfürsten versprechen, daß der König sich in keine Friedenstractaten einlassen wolle ohne Vorwissen und Willen des Kurfürsten, und von diesem dasselbe hoffe. Der Graf soll ferner vorgeben, daß wegen der früheren Arnim'schen Friedenshandlung der König den Kurfürsten in keinem Verdachte gehabt. „Schließlich wird der Graf nichts unterlassen, was zur Verstärkung der guten Affection, Freundschaft und brüderlichen Willens gegen die kön. M. dienen könnte." — Eine Nebeninstruction[4] wies dem Gesandten das Verhalten gegenüber dem sächsischen FM. Arnim an, anders als kurz zuvor der Graf Solms und der Pfalzgraf August geredet und gethan. Wenn nur Arnim gelobe, dem Grafen Brandenstein zur Erlangung der Absicht des Königs gute Assistenz zu leisten, so werde er des Königs Liberalität reichlich zu spüren und zu rühmen haben. Wäre dem Arnim mit dem Grafenstande gedient: so habe Brandenstein Vollmacht darauf mit ihm zu schließen.

Wir sehen, es ist abermals die Forderung der absoluten Direction

[1] Chemnitz 399 b. [2] Arkiv I, 668, und vollständiger bei Irmer I, 267.
[3] G. Droysen, Schriftstücke 78. [4] A. a. O.

des Krieges, die Gustav Adolf im November 1629 in Upsala seinen Entwürfen zu Grunde gelegt hatte. Folgerecht hatte er dann auf deutschem Boden einem Fürsten nach dem anderen sie aufgezwungen, nur der Landgraf von Hessen-Cassel und die weimarischen Brüder hatten sie freiwillig ihm entgegen getragen. Allein Johann Georg, der mächtigste, der einzige, wie der Schwedenkönig einmal sagte,[1] der aus sich etwas konnte, war vom Beginne an, in dem Bündnisse vom September 1631, der Forderung ausgewichen. So lange aber der Kursachse seine Selbständigkeit wahrte, war die Möglichkeit seines Umschlagens ein schwer wiegender Factor in den Berechnungen des Schweden, und zwar ein störender. Um so fester hielt er an seinem Principe, und wir haben seine wiederholten Versuche gesehen, auch bei Johann Georg es dennoch durchzusetzen. Die Sendung des Grafen Brandenstein war der bisher nachdrücklichste Schritt, und der Schwede mochte sich bei der Bedrängnis, die theils über den Kurfürsten schon hereingebrochen war, theils ihm bevorstand, davon einen wahrscheinlichen Erfolg versprechen.

Demnach sehen wir im October die Bewegungen der Hauptheere auf Kursachsen gerichtet. Wiederholt ist von der einen wie von der anderen Seite auch des Anzuges von Pappenheim gedacht. Wir haben also diesem General, der bis dahin selbständig operiert, zunächst unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

27. Die Züge Pappenheims vom August bis in October.

Pappenheim war, nicht mit der Zustimmung[2] des Kurfürsten Ferdinand von Köln, noch derjenigen Maximilians von Bayern, der Ladung der Infantin Isabelle in Brüssel gefolgt, um Maastricht zu entsetzen. Seit dem 3. Juni wurde diese Stadt, im Fürstbisthum Lüttich, also einem Reichslande gelegen, von den Holländern unter dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien belagert, von dem spanischen Feldherrn Cordova vertheidigt. Zu Ende Juni war bereits der General Santa Cruce mit einem Entsatzheere angerückt, ohne Erfolg, und lagerte verschanzt an der Maas. Das stark verschanzte holländische Lager dehnte sich in weitem Umkreise um die Stadt.

In der ersten Hälfte des Monates August traf Pappenheim in der Nähe von Maastricht ein. Es handelte sich zunächst um die wichtige Frage, ob Pappenheim der Stadt Hülfe bringen dürfe, ohne die Neutralität mit der Republik der Niederlande zu brechen. Darüber wechselten der

[1] Arkiv I, 630. [2] Sein Schreiben im Theatrum E. II, 722.

Prinz von Oranien und Pappenheim mehrere Briefe.[1] Der letztere machte geltend, daß Maastricht im Fürstbisthum Lüttich gelegen eine Stadt des Reiches sei, und daß daher ihm als kaiserlichem General obliege, sie zu schützen. Am 17. August wagte Pappenheim einen Sturm auf die Verschanzungen der Holländer. Nach langem schwerem Kampfe,[2] an welchem sich der Marquis Santa Cruce von seinem Lager aus nicht mit Nachdruck für Pappenheim betheiligte, ward der Sturm abgeschlagen. Die Folge war, daß am 21. Maastricht capitulierte.

Zu der Enttäuschung Pappenheims über das Mislingen kamen zunächst die Vorwürfe des Kurfürsten Ferdinand von Köln. „Jetzund," schrieb[3] dieser, „siehet der Feldmarschall, wer, ich oder N.,[4] ihm wohl oder übel gerathen, daß er sich so weit eingelassen und solches Spiel angefangen, durch welches er nicht allein mein Erzstift, sondern auch das ganze Reich in neue Erregung bringt, und inzwischen durch seine Hartnäckigkeit die ostwärts gelegenen katholischen Stifte und Länder in die äußerste Gefahr stürzt. Es wird eine schwere Verantwortung geben. Unterdessen bin ich gleich gar ruiniert, und wem habe ich solches alsdann zu danken, als dem Feldmarschall?" — und weiter in gleichem Sinne. Es war die immer rege Besorgnis dieses Kurfürsten, daß die Holländer zum offenen Kriege gegen ihn vorgehen würden, wo doch die Erfahrung langer Jahre lehrte, daß die Generalstaaten darauf ausgingen, ihre nimmer ruhende Feindseligkeit gegen Kaiser und Reich, ihr unablässiges Schüren des Feuers in Deutschland, mit dem Mantel der Neutralität zu verhüllen.

Auf dem Rückmarsche in die Stellung an der Weser traf den FM. Pappenheim eine schärfere Mahnung. In Roermonde[5] an der Maas erhielt er einen Befehl des Kurfürsten Maximilian zum schleunigen Heraufzuge, mit dem Bemerken, daß dieser Befehl an ihn nun zum elften Male ergehe. In seiner Antwort, vom 30. August, sagt Pappenheim, daß ihm keiner dieser Befehle zugekommen, daß er dagegen nicht anders gewußt noch gehört, als daß der Kurfürst und Wallenstein gegen den Schwedenkönig siegreich seien. Darum habe er, auf die Gerüchte

[1] Röckl 60. [2] Ausführlich bei Meteren IV, 166.

[3] Theatrum E. II, 722.

[4] Wahrscheinlich, wie sich nachher ergeben wird, Anselm Casimir.

[5] Röckl 68. Es steht dort Ortmündt an der Moos.

der Gefahr für den Rhein, nachdem er das Land Braunschweig durch Besatzungen gesichert, auf die Ladung der Infantin sich dahin auf den Weg gemacht, „wie ich auch von Sr. Kurf. Gn. zu Mainz und den Herren Bischöfen zu Würzburg und Worms zu solchem Succurs ernstlich ermahnt worden." Er meldet weiter, daß die Infantin ihm für fünf Monate Dienst 500,000 Rthlr. versprochen, und berichtet über seinen Marsch und seinen Angriff. „Wenn die Spanier ihrerseits, wie sie wohl gekonnt, nur das Geringste dabei gethan, wäre der Succurs unfehlbarlich fortgesetzt und die Stadt salviert worden. Sie haben sich aber ganz nicht moviert. Darum ich denn, als es Nacht geworden, die occupierten Schanzen und Gräben mit guter Ordnung wieder verlassen, und für die Hoffnung Maastricht zu retten, mich mit der Ehre begnügen müssen, daß ich, wenn auch Andere ihre Pflicht dabei gethan, es gerettet haben würde."

Die Klage Pappenheims über die geringe Thätigkeit der Spanier bei einem Vorgange, in welchem es sich zunächst um ihr Interesse handelte, erscheint nach allen Berichten berechtigt. Dies Verhalten von Seiten der Spanier steigerte die Abneigung auch der katholischen Deutschen wider die Nation, die man eines ungemessenen Hochmuthes beschuldigte.[1]

In seiner Antwort erklärt weiter Pappenheim sich bereit dem Befehle des Kurfürsten zum Hinaufzuge Folge zu leisten. „Allein Ew. Kfft. D. werden gnädigst Wissen tragen, daß ich noch einen starken Anhang und Feinde um den Weserstrom herum habe, und daß mir weder zuvor möglich gewesen, noch jetzo ist, daß, bevor ich die spanischen Gelder erhebe und damit meine neue Werbung mustere und in Perfection setze, ich mich also frei hinaus begeben kann, und daß ich dann noch zugleich eben so viele Feinde wie ich selber stark bin, mit mir herausziehe." Er meldet weiter, daß er die wiederholt erbetenen 100,000 Rthlr. von dem Kurfürsten erhalten, daß aber auch diese eben so wenig, wie was er „etwa sonst von Freund oder Feind bekommen", nicht gereicht haben. „Daher erscheint, daß mich sowohl die Noth des Geldes als die anderen erheblichen Ursachen zu dieser Reise (dem Zuge nach Maastricht) gezwungen.". Klarer noch als zuvor spricht er dann aus, daß er gehofft hat, mit Hülfe des spanischen Geldes sich eine Armee zu schaffen, die den Ausschlag hätte geben können. Die Schuld des Misgeschickes der Spanier in den Niederlanden legt Pappenheim namentlich dem Oberanführer

[1] Pappus 68.

Don Gonzalez de Cordova zur Last.[1] „Die Spanier haben annoch die schönste Armee, die sein kann; allein es mangelt an einem guten Haupte. Mit einem solchen könnten sie gewinnen, was sie wollten; aber bei so gestalteten Sachen müssen sie verlieren, wenn sie schon noch eine Armee hätten wie diese ist."

Die Räthe des Kurfürsten Maximilian waren „in allweg" der Meinung,[2] daß Pappenheim wegen der Eigenmacht seines Zuges nach Maastricht zu strafen sei, jedoch erst bei Zeit und Gelegenheit. Einstweilen begnügte sich der Kurfürst mit der immer erneuerten Forderung des Heraufzuges. Diejenige vom 9. August beantwortete Pappenheim am 9. September aus Ruhrort.[3] Er hofft 6000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferde mitzubringen. „Was mitkommt, ist gut und gewöhnt mit den Schwedischen zu fechten, wenn diese schon um ein halbes Theil stärker." — Am 18. September ist er in Dortmund.[4] Abermals schüttet er dort seine schwere Klage aus über die spanische Heeresleitung in den Niederlanden, nicht über den Marquis de Santa Cruce, dem man, wie Pappenheim sagt, insgemein die Schuld gebe, und welcher doch selber bekenne, daß er kein Soldat sei — sondern über Cordova, der seine Mittel nicht zu gebrauchen wisse und sie nicht gebrauchen wolle.

Pappenheim hielt fest an seinem Plane, vor dem ihm befohlenen Hinaufzuge den Stand der Dinge in Niedersachsen herzustellen. Dort hatten bald nach seinem Abzuge der Herzog Georg von Lüneburg und Baudissin mit vereinten Kräften Duderstadt auf dem Eichsfelde angegriffen. „Zuvor aber," meldet[5] Baudissin, „habe ich Heiligenstadt als darin keine Besatzung gelegen, weggenommen, ausgeplündert und die Stadtthore niederwerfen lassen." — Die Einnahme von Duderstadt ward erleichtert durch die Meuterei der Besatzung, vor welcher die Officiere bei dem Feinde Schutz suchen mußten.[6] Die 2000 Mann Besatzung wurden nach der üblichen Weise bei den Siegern untergestellt.

Dann kam bei diesen die Nachricht ein, daß Pappenheim weitweg abgezogen sei. Die Heerführer trennten[7] sich wieder, der Herzog Georg, um Wolfenbüttel zu belagern, Baudissin wandte sich weiter links, um Fühlung zu behalten mit den schwedischen Truppen am Main und am Rhein, am 31. Juli/10. August.

[1] Röckl 72, 73, 74. [2] A. a. O. 67. [3] A. a. O. 73.
[4] A. a. O. 74. [5] Arkiv II, 560. [6] A. a. O. [7] A. a. O. 562.

Den Zustand des Heeres und der Länder beschreibt auf den Befehl des Königs der Secretär Lars Grubbe, am 8/18. September, in folgender Weise.[1] „Dem Befehle Ewr. M. an Baudissin gemäß soll kein Fleiß gespart werden, das Heer mit Proviant zu versorgen; aber Ew. M. wissen gnädigst wohl, daß die Officiere, die meistentheils mehr um Geld als aus Affection oder für die Reputation dienen, zu Zeiten einige Befriedigung haben wollen, besonders weil sie in diesen befreundeten und doch völlig ruinierten Ländern nichts mehr zu nehmen haben. Die Länder Magdeburg, Halberstadt, Lüneburg, Braunschweig, Bremen sind so mit Musterplätzen belegt, daß die Einwohner es nicht ertragen, viel weniger denn für die Armeen etwas contribuieren können. Zugleich sind sie an manchen Orten theils dadurch, theils durch verschiedene Durchmärsche und andere Beschwerden, sowohl von Ewr. M. eigenen Truppen als den feindlichen, so sehr verödet und ruiniert, daß man es nicht genugsam beklagen kann, und es ist ein Wunder, daß noch etwas übrig ist. Mit Magdeburg und Halberstadt steht es noch am besten. Aber man verwendet alles auf die neuen Werbungen und Besatzungen, und doch will es dafür kaum ausreichen. Braunschweig erhält nun die Armee des Herzogs Georg mit Proviant, hat auch desgleichen überall Musterplätze, so daß dort für die Armee kein Pfennig mehr herausgepreßt werden kann. Lüneburg dient dem Herzog Franz Carl (von Sachsen-Lauenburg) allein als Musterplatz, und er nutzt es so aus, daß nicht bloß keine Contribution daher zu nehmen, sondern auch das Land ihn schwer zu tragen vermag. Bremen hat auch Musterplätze und Besatzungen zu unterhalten. Und, um es kurz zu sagen nehmen die Musterplätze den alten Knechten und Officieren Ewr. M. alle Mittel und Unterhalt vorweg, ruinieren das Land in den Grund und gereichen doch, wie ich vermelden muß, Ew. M. zu sehr geringem Nutzen." – „Ich weiß sehr wohl, daß Ew. M. zu diesem schweren Kriege des Volkes bedürfen, und daß verschiedene Officiere den Auftrag zur Werbung haben. Aber nachdem nunmehr an manchen Orten kein Kriegsvolk mehr zu bekommen, unter den Soldaten aber die übele Gewöhnung eingerissen ist, von einer Armee zur anderen zu laufen, ja zu Zeiten von einer Compagnie zur anderen: so werden nun nicht viele neue Knechte angeworben, sondern es bleiben dieselben, die von einem Regimente zum anderen laufen, so daß Mancher keinen anderen Dienst thut als daß er die Werbung an

[1] A. a O. 585.

Zahl auffüllt und an den Musterplätzen das Land ausödet. Daher geschieht es, daß die alten Truppen Ewr. M. dadurch keineswegs an Volk verstärkt werden; denn die Neugeworbenen sind der Mehrzahl nach Ausgetretene. Und obwohl in den Kriegsartikeln Ewr. M. dies verboten ist: so meinen doch einige Officiere besser zu thun, daß sie solche Verlaufene annehmen, als sie völlig zu den Feinden übergehen zu lassen. Bei den neuen Werbungen geht es auch von Seiten der Officiere ungleich zu, und meistentheils nehmen sie neue Werbungen vor nicht so sehr, um Ewr. M. Kriegesvolk zu verschaffen als um den eigenen Beutel voll zu werben. Und es ist allezeit offenbar, daß die neuen Werbungen die alten Soldaten zum mindesten dadurch ruinieren, daß sie alle Mittel wegnehmen, durch welche die alten Soldaten unterhalten werden sollen, weil es den Einwohnern fast unmöglich fällt, die Neugeworbenen zu befriedigen, sie also viel weniger noch für den Unterhalt der alten Soldaten etwas hergeben können. — — Dies habe ich wegen der Werbungen unterthänigst und in treuer guter Meinung erinnern wollen, mit der Bitte, daß Ew. M. es in Gnaden aufzunehmen geruhen."

In entsprechender Weise berichtet[1] Salvius aus Hamburg, am 21/31. September. „Unseren Staat allhier im (niedersächsischen) Kreise anlangend, steht es ziemlich schlecht: die Länder sind sehr verdorben und werden es täglich noch mehr von den continuierlichen Werbungen und Einquartierungen; denn bei diesen debauchierten Leuten ist keine Ordnung zu halten." — Er bittet[2] um schwedische Truppen von Gothenburg her als Besatzung für Stade; „denn auf kein ander Volk wir uns zu verlassen."

Der Secretär Lars Grubbe hatte sich nach jenem Berichte, den er von Gröningen unfern Magdeburg aus erstattet, nach Höxter an der Weser begeben, um dort dem General Baudissin berathend zur Seite zu stehen. Inzwischen nahete von Dortmund her auch Pappenheim. Vor der Ankunft Grubbes hatte bereits bei Brakel ein Reitergefecht statt gefunden. „Ich werde," schreibt[3] Grubbe am 17/27. September, „dahin treiben und arbeiten, daß wir in solcher Art auf Pappenheim Acht geben, daß wir, wohin immer er sich wendet, nach dem Rhein, Main, Franken oder Thüringen, rechtzeitig zur Stelle sind, um demjenigen, den er an-

[1] A. a. O. 596. Man vgl. den ausführlichen Bericht des Salvius, vom 26. August/5. September, bei v. d. Decken II, 316.
[2] A. a. O. [3] A. a. O. 595.

greifen will, zu secundieren. Bleibt er aber hier und will er nach seiner Gewohnheit auf uns eindringen, so ist Sorge zu tragen, daß alle Truppen Ewr. M. sich sammeln, um gemeinsam ihm den Kopf zu bieten. Denn ich kann ihn nicht für so schrecklich halten, wie ein Theil der Berichte lautet, und meine für gewis, daß die Truppen Ewr. M. zusammen ihm weit überlegen sind." — Es war dabei nur, wie einige Monate zuvor, abermals die Frage, ob sich alle diese Truppen rechtzeitig sammeln wollten oder konnten.

Vernehmen wir über den ganzen Verlauf den eigenen Bericht Pappenheims,[1] vom 11. October, an den Kurfürsten Maximilian.

„Nachdem der General der Artillerie Graf Gronsfeld einen Theil der Cavallerie des Baudissin und der Hessen bei Brakel geschlagen und fünf Cornette von ihnen bekommen, habe ich den General Baudissin bei Höxter aus seinem verschanzten Lager gejagt, bis in Hessen verfolgt, in die tausend Mann zu Fuß, wie auch den meisten Theil seiner Dragoner niedergehauen, so wie einen Obersten und andere Officiere und zwei Standarten gefangen bekommen. Ich war dann auf dem Wege, die Festung Wolfenbüttel, welche große Noth litt, zu entsetzen und zu verproviantieren, um von da aus dem gnädigsten Befehle Ewr. Kf. D. gemäß hinauf zu eilen. Inzwischen langte auch der Graf Barthold von Waldstein mit dem erneuten Befehle bei mir an, und es folgte bald das Triplicat. Darum habe ich zu Gewinnung mehrer Zeit den Grafen Merode mit einem Theile der Cavallerie auf Wolfenbüttel vorangeschickt, mit der übrigen Armee aber mich vor Hildesheim gelegt als in der Mitte Weges, sowohl dem Grafen Merode als dem von Hameln aus herankommenden Proviantzuge die Hand zu bieten. Damit aber auch die Armada nicht vergebens still liege, habe ich die starke und große Stadt Hildesheim angegriffen. Es hat uns dann der getreue Gott also gesegnet, daß der Graf Merode, mit Zuthun der Garnison von Wolfenbüttel, den Herzog von Lüneburg von der Stadt hinweg geschlagen, 1000 gezählter Mann niedergehauen, 800 sammt einem englischen Obersten gefangen und zwei schwedische Fahnen und zwei Standarten bekommen hat. Ich aber bin der Stadt Hildesheim heute am vierten Tage der Belagerung mit den Approchen bis an die Gräben gekommen, und habe sie dadurch zur Ergebung gezwungen. Ihre Soldaten zu Fuß habe ich

[1] Röckl 75.

unter die Armada gestoßen, die Reiter demontiert, 96 metallene Stücke und einen schönen Vorrath Proviant und Munition darin erobert, daß also der Graf Gronsfeld mit seinem Volke ein stattliches Winterquartier haben kann."

„Die Städte Hannover und Braunschweig vermeinte ich auch wohl mit Gottes Hülfe innerhalb weniger Tage zu gewinnen; allein ich lasse mir meinen Hinaufzug dermaßen angelegen sein, daß ich, sobald der Graf Gronsfeld mit der Verproviantierung von Wolfenbüttel fertig ist, wie ich es auf übermorgen hoffe, mit der Armee alsbald fortmarschieren will. Ich hätte sonst wohl für dies Mal den mächtigen niedersächsischen Kreis diesseit der Elbe so viel wie in Händen, und vermeinte, dieweil der Schwede von Nürnberg weg an den Main gewichen, ich wollte wohl bald durch diese Diversion ihn zwingen, wieder herunter zu gehen und das Oberland frei zu lassen; aber dieweil Ewr. Kf. D. mir so scharf befehlen hinauf zu gehen, muß ich mich billig gehorsamst danach richten und so viel immer möglich eilen."

„Weil aber Ew. Kfst. D. die Verlängerung meiner Reise ungnädigst empfinden, wollte ich zu meiner unterthänigsten Entschuldigung nichts mehr wünschen, als daß Sie den hiesigen Zustand gnädigst anschauen könnten. Dann würden Sie sehen, wie schwer es ist mit einer nackten unbezahlten Armada — welche mit zwei fast gleich starken Feinden behängt gewesen — einen so weiten Weg durch Feindes Land zu gehen. Insonderheit ist es mit den Westfalen, von denen diese Armee voll ist, so bewandt, daß sie in ihrem Lande gut sind, dagegen, so bald man sie heraus führt, alle mit einander wieder heim laufen wollen. Ew. Kfst. Durchlaucht haben es mit dem Regimente ja gleich zu Anfang des Krieges erfahren. Sollte ich aber auch nur mit hundert Mann hinauf kommen, so will ich doch nicht unterlassen, Ewr. Kf. D. gnädigstem Befehle Folge zu leisten, und vermeine mit der Hülfe Gottes den 23. d. M. bei Erfurt oder da herum zu sein, und alldort von Ewr. Kfst. D. ferneren Befehl zu empfangen."

Bevor noch dieses Schreiben abging, traf eine abermalige Mahnung des Kurfürsten ein. Pappenheim fügte daher eine Nachschrift bei. „Gleich jetzt empfange ich Ewr. Kfst. Durchlaucht gnädigstes Schreiben vom 17. September, und vernehme, daß der Schwede von Nürnberg durchgegangen sei. Weiter sehe ich daraus, daß der größte Vortheil der Victoria unsererseits darin bestehe, daß man den Feind von oben hinweg

bringe und den Sitz des Krieges außerhalb der eigenen Landesgrenzen trage. Nun bin ich durch diese drei von Gott verliehenen Siege hierlandes dermaßen stabiliert und in Überlegenheit gesetzt, der Feind aber also zerstreut, daß wenn ich Zeit hätte ihn zu verfolgen und die Früchte der Überlegenheit einzuernten, ich mir getrauete, mit Gottes Hülfe das allgemeine Wesen ganz wieder auf den Fuß zu bringen und den Schwedenkönig mit dem meisten Theile seiner Macht unfehlbar anhero zu ziehen, oder, in Entstehung dessen, mir eine so große Armada aufzurichten, daß ich diese Lande versichert belassen und dennoch dem Könige unter Augen würde ziehen können. Dieweil ich aber hinweg muß, so bleibt alles imperfect und werden sie sich bald wieder sammeln und stärker machen als sie zuvor nie gewesen. Ich aber werde, so Gott will, wohl mit dem wenigen hochteutschen Volke, das ich habe, hinaufkommen; allein was hierlands geworben ist, insonderheit die Cavallerie, davon werde ich wohl wenig mitbringen. Denn mein meistes Volk sind lauter vom Feinde abgebrannte und verderbte, desperierte und verzweifelte Leute, auf die man sich hierlandes wohl zu verlassen: aber, wenn sie von Weibern und Kindern zusammt ihrer verbrannten Hofstatt ganz hinweg sollen, sind sie nicht zu erhalten. Und besorge ich wohl, ich werde mit diesem Hinaufmarsche Ewr. Kf. D. wenig Volk zubringen, den Feind stärken und den gewissen Vortheil und Sieg aus der Hand lassen, ja den Sitz des Krieges anstatt von dort weg, erst recht in unser Land bringen und stabiliieren müssen. Wollte Gott ich könnte nur Eine Stunde bei Ewr. Kf. D. sein, oder daß Ewr. Kf. D. dies von einem Anderen, den man keines eigenes Interesses oder einer Passion beschuldigen könnte, gerathen würde: es sollte dem katholischen Wesen und Deroselben um viele Millionen und zum Siege selber helfen."

„Ew. Kfst. D. geruhen gnädigst meine vielen importunen Discurse aufsuchen zu lassen: Sie werden sehen, daß ihnen weniger geglaubt worden, als sie getreu, gut und wahrhaft gewesen sind. Und wollte Gott, man hätte meine Rathschläge in und nach der Schlacht (bei Breitenfeld) befolgt: es sollte vielleicht besser stehen. Ich trage es aber mit Respect und fürchte mich — Gott sei mein Zeuge — die Wahrheit selbst hierin zu sagen, ob es wohl mehr als wahr ist, und obgleich ich weiß, daß es Ewr. Kfst. Durchlaucht mit Unwahrheit und zu meinem höchsten Präjudiz vorgetragen worden ist. Mit Maastricht bekenne ich gefehlt zu haben in effectu, aber nicht in causa, durch der Spanier, und nicht meine Schuld. In gegenwärtiger Occasion getraue ich mir

mit Gottes Hülfe, und sonderlich, wenn Ew. Kf. D. mir 1500 Kroaten, 1000 Dragoner, 5000 Mann zu Fuß und 200,000 Rthlr. an Geld bis an den Thüringer Wald entgegen schicken und mich gewähren lassen — noch diesen Winter des Schwedenkönigs größte Macht aus dem Reiche zu ziehen, die Restauration der hiesigen feindlichen Armaden zu verhindern, und Deroselben im künftigen Frühling 40,000 Mann ins Feld zu stellen. Muß ich aber diesen Posten allhier verlassen, so wird sich der Feind leicht allhier wieder sammeln, die Hansestädte das Werk mehr als jemals zuvor fovieren, Graf Heinrich von Berg die Jülich'schen Lande zu Musterplätzen machen, die Schweden aber alle diese vornehmen Plätze sammt den Stiftern Münster, Paderborn und Osnabrück occupieren, und den obgemeldeten Nutzen, den ich schaffen könnte, für sich richten. Ich aber werde Ewr. Kf. D. aus oberzählten Ursachen über 7 bis 8000 Mann schwerlich zubringen können. Es gehe aber wie es wolle, so werde ich Ewr. Kf. D. gnädigstem Befehle nach mich bearbeiten, auf die in dem Schreiben gesetzte Zeit mich unterthänigst einzustellen." — Ein wesentlich gleich lautendes Schreiben[1] richtete Pappenheim von Hildesheim aus am 16. October an den Kaiser.

Wie aus allen erhaltenen Schriftstücken Pappenheims erkennbar, war in ihm die Neigung lebendig, die Lage der Dinge in einem für seine Entwürfe günstigen Lichte anzuschauen. Dennoch fehlt es auch nicht an Stützen für die Hoffnungen, die er dem Kurfürsten Maximilian und dem Kaiser entwickelte. Aus den Berichten von Grubbe und von Salvius haben wir vernommen, wie schwer der schwedische Druck auf Niedersachsen lag und daß darum die Bevölkerung dort dem Schweden nicht günstig gesinnt sein konnte. Der Herzog Georg vermuthete,[2] daß sein Bruder, der regierende Herzog Christian in Celle, der sich immer nur dem schwedischem Zwange gebeugt, im geheimen Einvernehmen mit Pappenheim stehe. Jedenfalls blickt aus der Correspondenz des Herzogs Christian mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt der Wunsch hervor, sich bald offen kaiserlich erklären zu können.[3]

Von besonderem Gewichte ist endlich die Meinung des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel. Nachdem er dem Könige die Erfolge Pappenheims gemeldet,[4] am 6/16. October, fährt er fort: „Nun werden E. K. Würde, was solche des Feindes Progresse importieren, und was

[1] Abgedruckt bei Förster II, 263. [2] v. d. Decken II, 89.
[3] A. a. O. 101. [4] Arkiv II, 614.

für große Gefahr sie auch im Hauptwerke nach sich ziehen, selbst hochvernünftig wissen wohl zu erwägen und zu verordnen, wie, nächst Gott, solchem Unheil zu begegnen. Wir können gleichwohl aus treuer Sorgfalt der Schuldigkeit nach dabei nicht umgehen, diese wohlgemeinte Erinnerung zu thun und dienstlich zu bitten, daß Ew. K. W. ja wolle diese Pappenheimischen Successe nicht gering schätzen, sondern gewislich dafür halten, daß sie den Stand des Hauptwerkes stark betreffen, derowegen Ihrer hohen Discretion nach förderlichst dahin bedacht sein, wie solchem des von Pappenheim Beginnen und der daraus erwachsenden, je länger je mehr überhand nehmenden Gefahr nach der Gebühr gesteuert, der niedersächsische Kreis und dessen Stände, wie auch andere benachbarte, bei ihrer guten gehabten Intention und Devotion erhalten, ihnen so viel und so bald als möglich succurriert und dadurch der Schrecken, darin sie begriffen, und die ungleichen Gedanken, als wenn sie keinen Succurs zu hoffen noch zu gewarten, benommen, zumal aber auch der sichere Rücken und Paß an und über die Elbe für Ew. K. W. conserviert und nicht etwa abgeschnitten werden möge. Gleichwie dann dasselbe die äußerste Noth erfordert, auch zur Vollführung des von Ewr. K. W. Gott zu Ehren und seiner lieben Kirche zu Gutem im H. R. Reiche wohl angefangenen, auch allbereits auf so guten Fuß gebrachten christlichen Werkes zu Ihrem unsterblichen Ruhme und Lobe gereichet — also leben wir um so viel mehr der tröstlichen Zuversicht" usw.

Wie immer die Hoffnungen Pappenheims und seiner Freunde in Niedersachsen und Westfalen, die Besorgnisse der Schwedenfreunde begründet sein mochten — sie gingen nicht in Erfüllung. Nicht bloß blieb der Befehl seines eigentlichen Kriegsherrn aufrecht, des Kurfürsten Maximilian, sondern es trat noch ein neuer Factor mit ein. Wir haben die Übereinkunft des Kurfürsten Maximilian mit Wallenstein vor ihrer Trennung in Lichtenfels vernommen, welche Pappenheim an Wallenstein verwies, wie Aldringen an den Kurfürsten. Wallenstein forderte schärfer noch als zuvor der Kurfürst, gegen Ende October, Pappenheim zu sich heran in die Gegend von Leipzig, wo damals die Wolken sich zusammen zogen.

Bevor jedoch wir dahin unsere Blicke richten können, erfordert eine andere Verwickelung unsere Aufmerksamkeit. Wir haben vernommen, daß im Lager bei Nürnberg Gustav Adolf den gefangenen General Sparre

mit einem Erbieten zur Friedenshandlung an Wallenstein entsandte, und daß dieser die Sache nach Wien berichtete. Wir haben also die Antwort von dort zu vernehmen. Indem aber diese Antwort den gesammten Stand der Dinge für den Kaiser betraf, erwächst uns die Aufgabe, zuvor noch diesen Stand ins Auge zu fassen, wie er sich gestaltet hatte in Schlesien, im Elsaß, in Ober-Österreich.

28. Der Stand der Dinge, im September, in Schlesien, im Elsaß, in Ober-Österreich.

Die Erfolge der großen Armee unter Wallenstein, für deren Ausrüstung die kaiserlichen Erbländer, und dies Mal diese allein, nicht das Reich mit, unsägliche Opfer gebracht, konnten den Erwartungen oder gar den Wünschen in Wien nur mäßig entsprochen haben. Weniger günstig noch lauteten die Nachrichten von anderen Schauplätzen des Krieges, aus Schlesien, vom Oberrheine, aus Ober-Österreich.

Nachdem im Juni einige Zeit hindurch zwischen den Kaiserlichen und Kursachsen an der böhmischen Grenze thatsächlicher Stillstand geherrscht, erneuerten sich die Feindseligkeiten in Folge des Einrückens der Kaiserlichen in die Lausitz. Der FM. Arnim drängte sie nach Schlesien zurück, und folgte dahin.[1] Der Widerstand von Seiten der Kaiserlichen war nicht nachhaltig. Arnim drängte sie aus Groß-Glogau. Dort stießen, im August, einige schwedische und brandenburgische Truppen zu ihm. Nach einem späteren Berichte[2] Arnims betrug das kursächsische Heer 7000 Mann, die Schweden und Brandenburger zusammen 4000, die Kaiserlichen 18,000. Dagegen gebraucht Arnim in seinem Feldberichte[3] wiederholt die Ausdrücke der Confusion und der Consternation der Gegner. Nachdem sie in einer Reihe von Gefechten bei Steinau geschlagen waren, ging der Rückzug auf Breslau. Am 26. August/5. September trafen die kaiserlichen Truppen in fast aufgelöstem Zustande vor Breslau an. Es handelte sich also um das Verhalten dieser Stadt.

Die kaiserlichen Heerführer verlangten von der Stadt Antwort auf die Fragen: ob sie dem Kaiser treu bleiben, dem Heere Unterstützung gewähren und den Durchzug verstatten wolle. Die Antwort lautete: die

---

[1] Die handschriftlichen Nachrichten, auf welche K. A. Menzel IV, 95 sich für seine Darstellung beruft, scheinen auch ins Theatrum E. II, 667 u. f. aufgenommen zu sein.

[2] Gaedeke 219. [3] Arkiv II, 600.

Stadt wolle, wie schuldig und pflichtig, bei der kais. Majestät halten, leben und sterben. Alle anderen Forderungen lehnte sie ab. Die Bürgerschaft wolle sich an dem Feinde nicht vergreifen, viel weniger zu Argem Ursache geben, könnte es auch weder bei der K. M., noch der Posterität verantworten.

Wir sehen also abermals das Bestreben der deutschen Städte, nur nicht selber, nach der einen Seite oder der anderen, mit in den Krieg verwickelt zu werden. Es fragte sich dann freilich, wie die Stadt sich gegen die Feinde des Kaisers verhalten würde. Dabei kam noch ein besonderer Punct in Frage: die Religion.

Es ist schon früher, in Anlaß des Einbruches des kaiserlichen Generals Holk in Kursachsen, von der Verschiedenheit oder dem Gegensatze dieser zwei Persönlichkeiten Holk und Arnim die Rede gewesen. Der Erstere, so hart und grausam er auftrat, ließ als kaiserlicher General das Religionswesen in Kursachsen unangetastet. Denn das Reformationsrecht dort gebührte gemäß dem Religionsfrieden von Augsburg nur dem Kurfürsten. Anders Arnim in Schlesien. Nach seinen öfteren Klagen[2] über die Leiden des armen Volkes unter dem schweren Kriegesdrucke darf mit Recht angenommen werden, daß, so weit bei der Kriegesweise jener Zeiten es möglich war, Arnim eher darauf ausgegangen ist, die Leiden dieses Druckes zu lindern. Anders stand es mit der Religion. Denn es geht durch den ganzen Krieg und namentlich auch noch bei der Friedenshandlung in Osnabrück bei den nicht-katholischen Fürsten der Zug und die Meinung, daß das jus reformandi, das sogenannte Reformationsrecht, welches gemäß dem Augsburger Religionsfrieden jeder Fürst und Reichsstand innerhalb der eigenen Landesgrenzen unbehindert ausübte, dem Kaiser in seinen Erbländern beschränkt werden müsse. Es ist der Gedankengang, welchen ein Zeitgenosse kurz und bündig in die schon wiederholt angeführten Worte faßt[3]: In se jus, in aliis licentiam vocant. — Von dieser Anschauung aus wurde von den Schweden und Sachsen „an unterschiedlichen Orten die evangelische Religion, wo sie zuvor abgestellt gewesen, wieder eingeführt.“[4] — „Welches dann an anderen Orten mehr geschehen, und sind die Pfaffen und Jesuiten bei so gestalten Sachen sehr ausgerissen. — Es wollten auch die neulicher

[1] Theatrum E. II, 672 b.

[2] Z. B. vor dem Kurfürsten von Brandenburg bei Gaedeke 253.

[3] Pappus 22. [4] Theatrum E. II, 675.

Zeit eingesetzten Kaiser-Königsrichter und Statthalter, wie sie genannt wurden, welche die Evangelischen mit harten Pressuren zum Papstthume gebracht, nicht mehr trauen, sondern machten sich davon, wurden aber doch viele von den Schwedischen und Sächsischen aufgefangen, in Ketten geschlossen und männiglich zum Spotte herumgeführt."

Indem die Stadt Breslau dem kaiserlichen Heere keinen Rückhalt und keine Anlehnung bot, wurde dieses abermals mit Verlusten zurückgedrängt. Die Zaghaftigkeit nahm überhand. „Wenn ihrer 150 oder 200 von 20 schwedischen oder sächsischen Reitern oder Dragonern angegriffen wurden, haben sie nicht das Herz gehabt sich zu wehren, sondern sich lieber gefangen gegeben." Nachdem Arnim bei Ohlau die Oder überschritten, gelang es ihm, unfern Brieg die Gegner völlig zu zertrennen.[1] Die noch Übrigen flohen auf Oppeln und Kosel zu.

Wie zuvor von den Kaiserlichen, so erging nach deren Abzug auch von den Verbündeten an die Stadt Breslau die Aufforderung offen mit ihnen zu halten.[2] Voran darin trat der schwedische Oberst Duwald. Mit Lob und Preis für das den Evangelischen geneigte Gemüth des Schwedenkönigs forderte er die Stadt auf, sich gut schwedisch zu erklären, bei dem Leipziger Schlusse (vom März 1631) zu halten, und den Kaiserlichen abzusagen. Er gestattete Frist bis zum 12/22. September. Dann erfolgte die Antwort: „Der Rath uud die gemeine Bürgerschaft von Breslau haben zur Zeit noch keine Ursache, ihren Eid und ihre Pflicht von der K. Majestät abzuwenden und ein Anderes anzunehmen: es würde solches auch ihnen nicht thunlich, viel weniger vor der K. M. zu verantworten sein. Bei dem Leipziger Schlusse, so viel er die Augsburgische Confession betrifft, will die Stadt leben und sterben." Die Stadt erklärte weiter, daß sie innerhalb ihres eigenen Gebietes den kaiserlichen Soldaten keinen Paß verstatten, die schwedischen und sächsischen Soldaten in die Stadt zulassen werde, jedoch nur zu zehn, unbewaffnet, und nicht über Nacht.

Die Antwort genügte den sächsischen und schwedischen Befehlshabern nicht. Sie verlangten bald bittend, bald drohend die Aufnahme einer Besatzung. Namentlich der Oberst Schwalbach that sich im Reden hervor, indem er sich selber als Beispiel hinstellte.[3] Wir haben von dem Schweden Lars Grubbe vernommen, aus welchen Motiven durchweg die deutschen

[1] Arnims Bericht in Arkiv II, 602. [2] Theatrum E. II, 673.
[3] A. a. O. 674.

Officiere dem Schwedenkönige dienten. Anderes redete von sich selber der Oberst Schwalbach. Er habe, sagt er, vor dieser Zeit für den römischen Kaiser in billigen Sachen also gefochten, daß er auch von J. M. zum Ritter geschlagen worden sei; aber weil es nunmehr um Gottes reines Wort und seine bedrängte Christenheit zu thun, da stritte er wider den Kaiser, wollte auch nicht davon abstehen, sondern viel lieber Leib und Leben daran setzen, sollte er auch darüber vom Kaiser einen bösen Namen erlangen. Also müsse die Stadt Breslau auch gedenken, und nach dem Kaiser nicht fragen. Wolle sie das nicht, so habe er Granaten und Feuermörser, die er nur vier Stunden spielen lassen dürfe, um der Stadt genug zu löschen zu geben.[1] -- Dessen ungeachtet erschien den Berathern der Stadt das Beispiel des Schwalbach nicht nachahmenswerth, zumal da Arnim ihnen den Wink gegeben, sich an solche Drohungen nicht zu kehren.[2]

Umsichtiger also als der Rath von Magdeburg oder derjenige von Nürnberg steuerte der Rath von Breslau zwischen den scharfen Klippen des Krieges hindurch, und behielt sich für den Fall der Wendung den Weg zur Aussöhnung mit dem Kaiser offen. Einstweilen vermochten sich die Kaiserlichen nirgends mehr zu halten. Auch die festen Plätze Schweidnitz, Neiße, Oppeln fielen in die Hände der Verbündeten, noch im September.

Auch im Südwesten des Reiches standen die Dinge für den Kaiser nicht günstig. Nachdem Oxenstierna den FM. Horn von der Mosel an den Rhein zurück beordert, gelangten dorthin an Horn die Hülferufe der Württemberger Regierung,[3] welche von Montecuculi am rechten, von Ossa vom linken Rheinufer her sich bedroht glaubte. Am 12/22. August brach Horn von Mainz auf nach Mannheim. Die kaiserlichen Besatzungen in den Städten Heidelberg und Philippsburg hatten Verbindung mit Montecuculi am Neckar. Es gelang dem FM. Horn eine starke Abtheilung von Montecuculis Reiterei bei Wiesloch am Neckar zu zertrennen. Die Folge war, daß Montecuculi durch Philippsburg über den Rhein zurückeilte. Horn, ihn verfolgend, faßte in Rastadt den Entschluß, am 19/29. August, wenn die Stadt Straßburg es gestatte, die Brücke dort zu überschreiten und seinem Gegner den Weg nach Breisach abzuschneiden. Die Stadt Straßburg war willig. Am 22. August/1. September überschritt Horn dort den Rhein, traf jedoch Montecuculi nicht

[1] K. A. Menzel IV, 94.

[2] A. a. O. Nicht in dem Berichte des Theatrum E.

[3] Arkiv II, 567, 574.

mehr, der bereits in Eilmärschen nach Breisach gelangt war.[1] Aber der bisherige Erfolg lockte zu Weiterem. Horn überließ dem Württemberger das rechte Rheinufer: er selber, mit Zustimmung der Stadt Straßburg, beschloß sich auf dem linken, im Elsaß, auszudehnen, „weil das Land reicher und mehr Mittel gewährt die Armee zu unterhalten“.

Seine Absicht war zuerst auf Schlettstadt gerichtet, dann jedoch zog er vor, Benfeld anzugreifen.[2] Am 10/20. September rückte er in die Nähe der Stadt. In einer flachen Ebene gelegen, war sie ein reguläres Fünfeck, wohl versehen mit Mauern, Wällen und Wassergräben, mit einer Besatzung von etwa 1000 Mann. „Wenn die, so darin commandieren,“ schreibt[3] Horn im Beginne, „den Ort recht zu manutenieren wüßten, würde die Eroberung viel mehr Zeit und Mühe kosten, als, wie ich verhoffe, man jetzt soll anwenden müssen.“ Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Eine lange Reihe von Wochen hindurch vertheidigte sich die Besatzung mit Geschick und Muth. Aber die Versuche zum Entsatze mislangen. Am 28. October/7. November erlangte die Besatzung eine ungewöhnlich ehrenhafte Capitulation, welche auch der katholischen Religion Schutz zusicherte.[4] – Und dennoch traten von dieser Besatzung, die so nachdrücklich sich vertheidigt, 400 Mann zu den Schweden um.[5]

Schon durch die Anwesenheit schwedischer Truppen im Elsaß war ein Theil des Zweckes erreicht: diejenigen Gegenden, welche die schwedischen Waffen ablangen konnten, wurden unter Contribution gesetzt. Die Einnahme von Benfeld, welche diejenige von Schlettstadt, dann auch diejenige von Colmar, von Hagenau, nach sich zog, vollendete das Werk. Denn es galt hier wie in dem ganzen Kriege das Wort Gustav Adolfs[6]: „Wenn auch die Unterthanen sich zum Feinde schlagen und abfallen, so thut das wenig ad summam rerum, so lange die Festungen in unseren Händen.“ Der Besitz der festen Plätze im Elsaß machte das ganze Land tributär für den schwedischen Krieg.

Zu den Gefahren in der Ferne fügte sich für den Kaiser eine nähere, in Ober-Österreich. Schon während der Ausrüstung des Wallensteinischen Heeres, im Frühling, hatten die Bauern dort vor dem Kaiser Beschwerde geführt über die drückende Belastung, daß ihnen die Zahlung von 52,000 fl. monatlich auferlegt würde.[7] Die Resolution des Kaisers

[1] A. a. O. 579. [2] A. a. O. 589. [3] A. a. O. 589. [4] Chemnitz 441.
[5] A. a. O. [6] Arkiv I, 654. [7] Theatrum E. II, 597.

mahnte zur Geduld, weil ja doch die Last vorübergehend sei. Im August, als schwedische Reiter bis an den Inn streiften, faßten einige Bauern im Hausruck-Viertel kühnere Entschlüsse, die, wie damals in solchen Fällen üblich, das Colorit der Religion annahmen. Sie schickten Abgeordnete ins schwedische Lager mit der Bitte um Hülfe, damit sie bei ihrer Religion verbleiben und ihre Prediger haben könnten.[1] Bevor noch eine solche Hülfe anders als in Worten erschien, standen, um die Mitte August, 6000 Bauern im Hausruck-Viertel in Waffen und bemächtigten sich der Stadt Peuerbach. Durch ein mahnendes Patent[2] vom 22. August suchte der Kaiser die anderen drei Landestheile, das Traun-, Mühl- und Machland-Viertel, in Ruhe zu erhalten.

Inzwischen jedoch erfolgte auch, am 1/11. September, die Antwort[3] des Schwedenkönigs auf das Anbringen einer Deputation der Bauerschaft. „Eine ehrsame Bauerschaft thut nicht unbillig, daß sie zur Wiederbringung ihrer Gewissens- und anderer Freiheiten auf andere vornehme und in allen Rechten zugelassene Mittel bedacht, und derowegen die Waffen zu ergreifen des Vorhabens ist. Ihre Kön. M. aber sind gnädigst erbötig, eine ehrsame Bauerschaft des Erzherzogthums Österreich ob der Ens gesuchter Maßen nicht allein in Dero königlichen Schutz und Schirm auf- und anzunehmen, sondern auch dieselbe wider alle feindthätliche Gewalt nach aller Möglichkeit zu manutenieren und handzuhaben und ihrem christlichen Eifer zu secundieren, gestalt dann Ihre K. M. zu solchem Ende darauf gnädigst bedacht sein wollen, damit eine ehrsame Bauerschaft ehestens mit einer Anzahl Volkes zu Roß und Fuß, wie auch absonderlich mit anderen guten redlichen und vornehmen Officieren versehen und in dieser ihrer guten Intention nicht hülflos gelassen werde."

Der Aufstand der Bauern loderte empor. In Folge jedoch des raschen Einschreitens, einerseits durch den Grafen Werner Tilly, dem der Kaiser das militärische Commando gegeben, und dann namentlich des dort begüterten Grafen Khevenhiller, des Historikers, gelangte der Aufstand weitaus nicht zu der Ausdehnung, wie derjenige im Jahre 1626. Am 24. September meldete[4] Graf Khevenhiller aus Vöcklabruck: „Alle in meinem Landgerichte liegenden neunzehn Pfarren, welche in der vergangenen Rebellion 10,000 Mann dafür gestellt, habe ich in solcher Devotion erhalten, daß die Rebellen alle meine Güter verlassen haben,

[1] Khevenhiller XII, 261. [2] A. a. O. [3] G. Droysen, Schriftstücke 233.
[4] Khevenhiller XII, 269.

und keinen Menschen mehr auftreiben können." Er schließt seinen Bericht mit den Worten: „Es wird unzweifelhaft alles gedämpft werden, wenn man nur diesem heillosen Volke nicht Zeit gibt. Wenn aber dies geschieht, dürften sie sich stärker sammeln als je zuvor."

Während Khevenhiller in Vöcklabruck diese Worte schrieb, erwog der Schwedenkönig im Lager zu Windsheim unter den Entwürfen, die sich ihm darboten, am 16/26. September, auch den[1]: „den oberensischen Bauern an der Hand zu sein und dem Feinde in Österreich ein solches Feuer anzünden zu können, daß er genug daran zu löschen hätte." — Die Neigung dafür ward überwogen durch seinen Entschluß abermals gegen Bayern zu ziehen.

Der Schwede schürte also den Aufstand nur durch Worte und ausgeschickte Prediger. Unter diesen nennt[2] die kaiserliche Commission als den „Principal-Urheber und Anstifter des Aufruhres den Prädicanten Eklehner". Ohne Hülfe von außen her lieferte der Aufstand der Bauern nur ein neues Beispiel zu den anderen zahlreichen, daß diejenigen, die auf die Worte des Schwedenkönigs vertrauten, von ihm benutzt wurden für seine Dienste und zu eigenem Verderben. Die völlige Bewältigung des Aufstandes zog sich hin bis in den November. Die Zeit der Gefahr desselben war in der Mitte des Monates September. In derselben Zeit stand der vom Schwedenkönige durch den Obersten Sparre an Wallenstein gebrachte Antrag auf eine Friedenshandlung am Kaiserhofe zur Berathung.

29. Frage einer Friedenshandlung im September und October.

Im Lager bei Nürnberg hatte Wallenstein den durch Sparre ihm überbrachten schwedischen Vorschlag einer Friedenshandlung dem Kurfürsten Maximilian mitgetheilt. Von Beiden her gelangte er an den Kaiser. Dieser verlangte ein Gutachten über die principielle Frage von dem Reichsvicecanzler von Stralendorf. Dasselbe, datiert vom 24. September, lautet wie folgt.[3]

„Ich habe zwar wohl befunden, daß in früheren Gutachten überall dahin gesehen worden, daß circa politica nichts mit Verletzung der Autorität und Reputation Ewr. K. M. möge bewilligt werden. Es

[1] Arkiv I, 657. [2] Khevenhiller XII, 283.

[3] Kriegsacten F. 97. Da Str. wegen Podagra nicht schreiben konnte, ist die Schrift von einer anderen Hand.

bedünkt mich aber, daß die Sache jetzt nicht mehr in denselben terminis, sondern in viel deterioribus versiere, und es um Ew. K. M. viel gefährlicher stehe als es vormals gestanden."

„Denn erstens ist das Reich nunmehr gleichsam verloren, indem alle Kurfürsten, Fürsten und Stände sich an Schweden allbereits ergeben, etliche aber ganz verlassen und so weit gebracht sind, daß sie sich ihm accommodieren müssen, und, wenn sie gleich bei Ewr. K. M. halten wollen, es dennoch nicht thun dürfen."

„Es hat auch die große Kriegesmacht, welche E. K. M. ins Reich geschickt, bis jetzt den gewünschten Zweck nicht erreicht. Und wenn nicht vor dem Winter eine Schlacht geschieht und wider Schweden etwas Namhaftes erhalten wird: so ist sich auf dieselbe schwerlich etwas mehr zu verlassen."

„Für das zweite, so ist es um Ewr. K. M. Erbkönigreiche und Länder nunmehr auch also beschaffen, daß Ew. K. M. sich aus denselben wenig Hülfe und Vortheils mehr zu getrösten haben. Denn Schlesien ist durch die unglückseligen Waffen nunmehr dahin und gleichsam ganz verloren. Und obwohl Don Balthasar (Maradas) sich der Orten noch mit etwas Volk halten thut: so darf er doch nichts mehr gegen den Feind tentieren, und ist stündlich in Gefahr, den Rest seines Volkes dazu im Stiche zu lassen. Man vernimmt auch von keinem Succurs, der ihn retten möchte, alldieweil der Oberst Holk wieder zum Herrn General zurück berufen worden."

„So ist auch das Königreich Böhmen dermaßen zugerichtet und deterioriert, daß aus demselben keine Contribution, Geld oder Volkhülfe zu erwarten. Mähren ist ganz volklos, die Contributionen daselbst unmöglich, und das Land gar desolat, wie alle diejenigen, so darin gewesen, bezeugen können. Österreich belangend, wird sich der Feind dahin bemühen, Ew. K. M. darin gleichsam einzusperren und von Böhmen und Mähren abzuschneiden, zumal er, wenn ihm bei der Neisse keine Resistenz beschehen kann, auf Mähren gehen und die längst bekannten Anschläge mit Rakoczy zu Werke richten wird."

„Was sich auch auf die Waffen hier in Österreich in solchem Falle zu verlassen, können Ew. K. M. selbst besser präsumieren als die Räthe davon reden. Es ist nämlich zu besorgen, daß Rakoczy hernach auch die (Wiener) Neustadt und Schottwien einnehme, alle Päsſe sperre, und Ewr. K. M. dadurch die Retirade nach der Steiermark dazu benehmen möge."

„Daher leicht abzunehmen, daß die Sache dies Mal in gar bösen

terminis beruhe und keine menschliche Hülfe außer der spanischen vorhanden. Was aber von derselben zu erhalten und wie sich darauf zu verlassen, haben Ew. K. M. noch diesen Sommer über, leider mit Schaden, erfahren. Denn sie (die Spanier) haben dasjenige Volk, so sie versprochen, nicht geschickt, noch unterhalten, sondern selbst von Ewr. K. M. Armada genommen, und doch nichts damit ausgerichtet. Maastricht ist verloren, das Regiment in den Niederlanden übel bestellt, und es steht daselbst alles auf einen allgemeinen Abfall von Spanien."

„Der Papst deseriert Ew. K. M., und ist fast gar der Balam der Gegner, so daß sich auch der außerordentliche Nuntius in einer gestrigen Conversation fast merken lassen, daß er sich innerlich über Ewr. K. M. Unglück delectiere, indem er es noch alles für die wohlverdiente Strafe des welschen Krieges anziehen dürfen. Die Fürsten in Italien sind durch gemeldeten Krieg auch sehr entfremdet, und was sich noch gern zu Ewr. K. M. halten möchte, das ist nicht so stark, daß aus desselben Mitteln ein großer Vortheil für Ew. K. M. effectuiert werden könnte."

„Derhalben ist wohl nochmals auf den Frieden zu begehren, aber von Bedingungen bei diesem Stande der Dinge nicht viel vorzuschreiben, sondern zur Verhütung eines totalen Ruins, so doch sonst aus den Waffen, wie sie bisher geführt, erfolgen dürfte, allein das pro conditione anzunehmen, was gleichsam der Feind tamquam victor et magis potens wird zulassen wollen."

„Und weil er zu dem H. General noch das Vertrauen hat, daß er ihn selbst zum interpositore requiriert: so möchte es in Gottes Namen demselben gänzlich anheim gestellt und übergeben werden."

„De Religione aber wäre tutissimum, ganz still zu schweigen und es der göttlichen Schickung zu remittieren, damit nicht, wenn Ew. K. M. in diesem Puncte etwas selbst concedierten und darböten, ehe noch es Ihro mit Gewalt abgezwungen würde, Sie den allmächtigen Gott, der noch allein Ihr Beistand ist, auch von sich abalienieren möchten."

Dieses bisher völlig unbekannte Gutachten zeigt uns den tiefsten Stand, zu welchem jemals der römische Kaiser Ferdinand II. und die Sache, die er vertrat, hinabgekommen ist. Obwohl es nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, so ergeben doch die Hindeutungen auf die verhältnismäßig geringen Leistungen des Heeres, daß bei dem Verfasser des Gutachtens das Vertrauen auf Wallensteins militärische Leistungen stark geschädigt ist. Dennoch will er diesem die Friedenshandlung anvertrauen, weil der Schwedenkönig selber den ersten Schritt bei Wallenstein gethan.

Wallenstein erhielt darauf eine Vollmacht zum Unterhandeln, die ihm durch den Bischof Anton von Wien am 8. October übermittelt wurde.[1] Auch ward eine Denkschrift[2] ausgearbeitet, unter dem Datum des 31. October, als ein Überblick der bisherigen Versuche zu einem Frieden zu gelangen, so wie der verschiedenen Ansprüche. Weder das eine Schriftstück, noch das andere haben eine weitere Bedeutung; denn eine Unterhandlung im Sinne derselben fand nicht statt.

Vielmehr vernehmen wir aus denselben Tagen von Gustav Adolf Äußerungen anderer Art. Im Lager zu Windsheim trat vor ihn der venetianische Oberst Batilli,[3] der bis dahin den Feldzug mitgemacht, um wegen Krankheit sich zu verabschieden. Gustav Adolf trug ihm auf der Signoria zu melden: er wisse, daß sie Besorgnis habe vor seinen Waffen und ihm mistraue. Er habe jedoch niemals etwas Feindseliges gegen sie im Sinne gehabt, halte sie im Gegentheile für freund, wie er es immer beweisen wolle. Wahr dagegen sei es, daß er die Absicht habe das Haus Österreich nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Italien und überall zu bekriegen. Seine Waffen seien gerecht, und er verlange nichts Anderes als sich an seinen Feinden zu rächen. — Der König erzählte weiter, daß er der Liga und Bayern alles nachgegeben, daß jedoch dann Bayern, ohne sich um das gegebene Wort zu kümmern, eins seiner Heere überrascht und angegriffen habe, um seine Fortschritte zu hindern. Dennoch würde er sich gern accommodieren, und nur gegen das Haus Österreich Krieg führen, von welchem er verschiedene Kränkungen erfahren habe.

Einige Tage später, am 27. September/7. October, entsandte[4] Gustav Adolf vom Lager von Bieberbach aus den Obersten Kochtitzky zur Verstärkung für Duwald nach Schlesien. Die Aufträge betrafen zunächst die Sicherheit der schwedischen Truppen in Schlesien durch den Besitz fester Plätze, ferner ihre Disciplin. „Insonderheit," heißt es dann weiter, „soll der Oberst Kochtitzky seinen möglichsten Fleiß thun, die Fürsten und Stände in Schlesien uns zu gewinnen, und diesfalls sowohl allerhand qualificierte Subjecte anstrengen und ihnen unseretwegen königliche Recompense versprechen, als selbst Fürsten und Stände dahin disponieren, daß sie mit uns in näheres Verständnis treten und sich zu ihrer eigenen Wohlfahrt selbst in Verfassung stellen, mit dem Hinweise darauf,

[1] Hurter, Friedensbestrebungen usw. 25. [2] Förster II, 241.
[3] Bericht desselben aus dem ven. Archive, abgedruckt bei Bühring 374.
[4] Arkiv I, 665.

wie gar schlüpfrig es mit der Neutralität sei, wie es ihnen auch viel reputierlicher und nützlicher, daß sie ihre Freiheit selbst manutenieren, als der Willkür eines Jeden leben, der sie überzieht."

„Findet der Oberst die Fürsten nnd Stände in Schlesien hierzu disponiert und zu uns umzutreten geneigt, kann er weiter mit ihnen de modo handeln, ad referendum, die Sachen aber hauptsächlich dahin richten, daß sie von keinem Anderen als uns dependieren, und sich pure an uns halten, darüber sich in eine Verfassung stellen und unter unserem Directorio sich selber defendieren. Maßen wir ihnen hierzu Mittel genug zeigen, und auf den Fall, daß sie kein zu solchem hohen Werke capabeles Subject unter sich finden könnten, ihnen ein qualificiertes Subject stellen wollen. Was Kursachsen betrifft, könnte man wohl Mittel finden, J. L. ihres Interesses halber mit Geld oder Anderem zu contentieren, und hätten Fürsten und Stände sich darüber nicht aufzuhalten."

„Im Falle aber Fürsten und Stände so weit gehen, daß sie uns für ihren Fürsten erkennen und annehmen wollen, wird der Oberst Kochtitzky die Gelegenheit nicht aus der Acht lassen, sondern zu unserem Vortheile und unserer Reputation, die er denn in alleweg getreulich suchen soll, mit ihnen schließen und ihre Privilegia aufs kräftigste versichern."

Wo der Schwedenkönig seine begehrlichen Blicke richtete zugleich auf die habsburgischen Länder in Italien, also der spanischen Linie, und auf Schlesien, könnte es vielleicht kaum glaublich erscheinen, daß er eben zuvor an Wallenstein den Vorschlag zu einer Friedenshandlung gemacht habe. Und doch steht ja diese Thatsache außer allem Zweifel. Auch war sie mit jener Sendung des Sparre in das Lager Wallensteins noch nicht abgeschlossen.

Es liegt ein Schreiben vor des Heinrich Matthes, Grafen von Thurn, des Urhebers des Fenstersturzes von Prag, an den Schwedenkönig, datiert vom 17/27. September. Es ist dabei zu bemerken, daß dieser Graf Thurn keine Kunde besaß von dem Inhalte des Schreibens, welches der Schwede Nicolai in Dresden zu Ende 1631 im Namen Arnims an Sadler, den Secretär Gustav Adolfs, gerichtet hatte. Dem Eingange dieses Schreibens von Thurn gemäß hatte aber nun, im September, der König ihn aufgefordert, auf Mittel zu sinnen, wie mit Wallenstein zu tractieren. Darauf antwortet Thurn wie folgt.[1] „Weil Ew. M.

[1] Arkiv II, 592. Bei der Ungefügigkeit des Stils sind mir kleine Änderungen der Fassung, ohne Alterierung des Sinnes, als nothwendig erschienen.

es für sich disreputierlich halten möchten, irgend welche Tractaten für sich anzuzetteln, so wie auch Ihren erlangten Victorien schimpflich und schließlich der evangelischen Partei nachtheilig: so halte ich dafür, Ew. M. möchten durch ein bei dem Herzoge von Friedland bekanntes Subject, welches unter einem anderen Vorwande eine Reise dahin unternehmen könnte, die Sache tractieren lassen. Ew. M. könnten zu diesem Zwecke den Herrn Bubna pflichtbar machen und gebrauchen. Über den Modus und die Materie der Verhandlung wollen Ew. M. ebenmäßig meine treuherzigen Gedanken gnädigst vernehmen."

„Weil der Herzog von Friedland von dem Kaiser sich so ansehnlich bevollmächtigen lassen, daß J. F. Gn. mit freier Hand zu tractieren haben, dieselben aber von dem Hause Österreich (so) schimpflich behandelt worden, daß Sie auch solches zu ressentieren sich so hoch verschworen und gelobt haben sollen, und dann dabei J. F. Gn. wissen, daß die Tractaten auf Seiten des Hauses Österreich wegen des spanischen und jesuitischen Rathes auf einen schlüpfrigen Grund und böses Fundament gesetzt zu werden pflegen — auf den Fall aber, wenn Ew. M., welche Macht, Autorität und Vortheil in Händen haben, und J. F. Gn., der Herzog von Friedland, die auf der Gegenseite des Übergewichtes sich rühmen können, unter sich diesfalls Einer Intention wären, einen gottgefälligen, beständigen, reputierlichen Frieden zu tractieren —: Als stünde zu vernehmen, ob J. F. Gn. der Herzog von Friedland dazu und zu einer vorhergehenden vertraulichen Conferenz inclinieren thäten, in welchem Falle von J. F. Gn. der Modus und der Ort der Unterhandlung unvorgreiflich vernommen werden möchte."

„Auf die Materie aber zu kommen, so ist solche vor Allem der edle Friede, der da bestätigt oder begründet werden muß auf Freiheit der Gewissen, Erhaltung der Libertät, Herkommen, Constitutionen und Privilegien. Und weil Ew. M. zu Erzwingung eines solchen Friedens so viele Kosten und Mühe angewendet, J. F. Gn. der Herzog zu Friedland auch auf der Gegenseite das Werk stabiliiert: so hätten Sie dabei sich zu vergleichen, was Sie zur Recompens in Händen behalten wollten, damit Ihnen die Auctorität und Mittel verbleiben, gegen diejenigen, so inskünftige den edlen Frieden brechen wollten, die Waffen zu führen. In Betreff dessen werden Ew. M. ohne Zweifel Ihre Gedanken gefaßt haben." — Thurn, selber krank, dictierte dieses Schreiben einem Grafen Solms.

Kurz gefaßt geht also der Rath des Thurn dahin, daß der Schweden-

könig und Wallenstein, der letztere auf Grund der vom Kaiser ihm ertheilten Vollmacht, einen Frieden vereinbaren sollen nach dem Willen des Schweden und gegen den Kaiser.

Über diese Vorgänge berichtet[1] Raschin. „Damals" — nach den mislungenen Versuchen von 1631 — „ist weiter zwischen dem Könige und dem Fürsten (Wallenstein) nichts tractiert worden. Hernach bin ich mit dem Grafen Thurn gen Nürnberg dem Könige nachgezogen. Und bei Nürnberg hätte der König gern wieder angefangen, mit dem Fürsten zu tractieren. Nachdem der König von Nürnberg abgezogen, hat er den Grafen Solms zu dem von Bubna geschickt und sagen lassen: er, der König, sähe je gern, daß er, Bubna, für sich selber zu dem Fürsten reise, als der ihn vor Anderen lieb habe, und dem Fürsten zu verstehen gebe, daß er die Tractation mit dem Könige wieder aufnehmen solle, mit der Versicherung, der König werde ihm alle Assistenz thun, damit er, Wallenstein, König in Böhmen würde. Er werde ihn auch dabei manutenieren. — Es hat aber der Bubna damals nicht zum Friedländer reisen wollen und gesagt: der Friedländer ist so witzig, daß er es wohl merken würde: der König müsse ihm, Bubna, solches auftragen. Es hat sich aber verzogen, bis die Schlacht bei Lützen vorgegangen." — Nach diesem Berichte des Raschin hat also ein ihm bekannter Gedankenaustausch zwischen Gustav Adolf und Wallenstein damals nicht stattgefunden.

Gustav Adolf machte indessen damals noch einen anderen Versuch mit Wallenstein in Beziehung zu treten. Der Verlauf ist wie folgt. In Nürnberg befanden sich bei Oxenstierna der französische Gesandte La Grange aux Ormes und der bayerische Rath Küttner. Der Franzose berichtete[2] heim, daß Küttner darauf ausgehe, in den Schweden Mistrauen wider Ludwig XIII. und Richelieu zu erregen, welche unter der Hand die Fürsten der Liga zum Widerstande gegen die Schweden aufmunterten. Küttner schlug dem Kanzler einen Stillstand vor. Auf den Bericht Oxenstiernas darüber antwortete[3] Gustav Adolf eigenhändig, aus Oberndorf, am 29. September/9. October. „Eueren Bericht vom 25. über die Reden Küttners habe ich erhalten, lasse mir wohl gefallen, was Ihr ihm geantwortet, und lasse es mir gleich viel gelten, ob der Kaiser oder irgend ein Anderer Tractaten vorschlägt; allein ich kann nicht wohl

[1] Dvorský 28. [2] Siri VII, 533.

[3] Arkiv I, 676. Oxenstiernas skrifter I[2], 850.

verstehen, was der Feind mit solchen Vorschlägen sucht. Wollet Euch also bemühen dies zu erfahren. Einen Stillstand erachte auch ich aus mancherlei Gründen nicht für unrathsam. Aber ob darüber mit Bayern zu verhandeln sei, bezweifle ich, es wäre denn daß es ein Sonderstillstand sei, wie La Grange vorgeschlagen hat. Denn ich besorge, daß durch diese Tractaten Wallenstein offendiert wird und Kursachsen mit dazu, und dann der glatte Aal, der Bayernfürst, uns aus den Händen schlüpft, so daß es uns zum Nachtheile gereichen könnte. Daher meine ich, daß Ihr dem Wallenstein schriftlich mittheilen sollt, was er (nämlich Küttner) Euch über allgemeine Tractaten ausgesprochen hat, um Wallensteins Meinung darüber zu vernehmen, indem Ihr den Brief in solcher Form abfaßt, daß man ihm, Wallenstein, gegenüber mehr Vertrauen beweise, dagegen Zweifel ausdrücke, ob es in des Bayernfürsten Macht stehe in solcher Weise zu tractieren. Die Gründe dafür mögt Ihr selbst wohl erdenken; denn ich mag sie der Feder nicht anvertrauen. Wissen sie nun sowohl um die Sache als auch wollen sie einen allgemeinen Stillstand schließen, so wäre es gut und Ihr könnt dann von ihnen die Bedingungen erfahren, Euch selber eine Instruction aufsetzen und mir zusenden, auf die ich mich entscheiden will."

Die hier angeführten Thatsachen thun dar, daß der Schwedenkönig im September und October Versuche machte, mit Wallenstein wieder anzuknüpfen. Auf die Darlegung, welche Wallenstein dem Arnim, gegen Ende 1631, nur mündlich anvertraute, dieser wiederum dem schwedischen Gesandten in Dresden, Nicolai, und welche dieser dann schriftlich dem Secretär Sadler übermittelt hatte — auf diese Darlegung, daß Wallenstein, ungeachtet der Übernahme des Commandos, in seiner Affection für den König beharre, und „weder selbst etwas thun noch durch Andere etwas thun lassen werde, was dem Könige zum geringsten Nachtheile erreiche" — hatte Gustav Adolf damals nicht geantwortet. Demnach hatten im Jahre 1632 bis dahin, wie das auch Raschin angibt, Beziehungen zwischen Gustav Adolf und Wallenstein nicht statt gefunden.

Aber nun, im September, gingen die Versuche der Wiederanknüpfung von Gustav Adolf aus. Die Frage also ist: wie kam er dazu?

Er selber hatte das Verhalten Wallensteins bei Nürnberg gesehen und erfahren. Gegen die Kritik dieses Verhaltens durch den Kurfürsten Maximilian könnte ein Zweifel erhoben werden, nicht gegen diejenige des Schwedenkönigs. Die Briefe desselben im Juli haben seine Besorgnis

vor der Übermacht Wallensteins dargethan. Die Besorgnis war nicht begründet: Wallenstein machte von seiner Übermacht nicht den Gebrauch der Offensive. Zur Klarstellung der Sache ist hier namentlich zurückzuweisen auf den Bericht, welchen Gustav Adolf durch den Secretär Camerar für dessen Vater und die Generalstaaten abfassen ließ.[1] Darin heißt es: „Der Feind blieb gegen alle Kriegsregeln sieben Wochen lang unthätig, griff uns, die wir an Zahl weit schwächer waren, nicht an, hinderte nicht einmal, daß wir Verstärkungen an uns zogen.“ — Es folgt die Erzählung des Sturmes und des Rückzuges am folgenden Tage, mit den Worten: „Auch da versuchte der Feind nicht das Geringste gegen uns.“

Dieser eigene Bericht Gustav Adolfs ist nahe verwandt mit dem Eingeständnisse, daß, wenn Wallenstein den Kriegsregeln gemäß gehandelt hätte, es um ihn selber schlimm gestanden wäre, daß also Wallenstein wider die Kriegsregeln ihn geschont hatte. Und damit verband sich dann unmittelbar die Erinnerung an jene Versicherungen Wallensteins, die durch die Vermittelung Arnim-Nicolai-Sadler zur Kunde des Schwedenkönigs gelangt waren. Wallenstein hatte durch die That gezeigt, daß er auch bei seiner Übermacht sich auf die Defensive beschränke: es lag also an Gustav Adolf, nun seinerseits entgegen zu kommen.

Den ersten Schritt that der Schwedenkönig durch die Sendung des O. Sparre. Daß es ihm dabei um eine Friedenshandlung nicht zu thun war, daß er von dem Gedanken eines Friedens mit dem Kaiser so weit entfernt war wie je zuvor, ergeben in den nächsten Tagen seine Äußerungen und Aufträge an Batilli und an Kochtitzky. Es ist daher sehr möglich und wahrscheinlich, daß die Sendung des O. Sparre der Absicht des Schwedenkönigs nach lediglich an Wallenstein persönlich gerichtet war, daß aber dieser bei der Misstimmung des Kurfürsten Maximilian über sein ganzes Verhalten nicht wagte, das ganz allgemein gehaltene Angebot des Schweden zu verschweigen.

Auch so berichten italienische Historiker[2] jener Zeit, daß Maximilian über den Verkehr Wallensteins mit dem Schweden tadelnd sich aus-

[1] Söltl III, 314. Am Schlusse die Angabe: „Auf Befehl des Königs“.

[2] Bisaccioni III, 345. Ricci 411 sagt: der Kurfürst M. sei von W. geschieden: querens se nihil aliud sua patientia fecisse quam ut arcana Friedlandi cum Sueco rege consilia occultosque consensus impediverit, prohibueritque secretos conatus, sed hunc tantulum fructum decies centenis aureorum millibus sibi stetisse.

gelassen. Maximilian selber in seinem anklagenden Discurse[1] im December 1633 sagt das nicht.

Die Aufforderung zu einem zweiten Versuche, den nach dem Rathe Thurns der Herr von Bubna bei Wallenstein machen sollte, lehnte Bubna selber ab. Mit dem dritten Versuche, am 29. September/9. October, beauftragte der Schwedenkönig seinen Kanzler. Ein positives Zeugnis, ob und was Oxenstierna an Wallenstein geschrieben, oder auch ob und was Wallenstein geantwortet habe, ist bisher nicht kund geworden.

Und dennoch finden sich Spuren, die auf geschehene Schritte deuten. Bei einem der Versuche Wallensteins im nächsten Jahre, mit Oxenstierna anzuknüpfen, im Juni 1633, gab dieser dem Unterhändler Bubna eine von ihm eigenhändig geschriebene Resolution,[2] des Inhalts: „Wenn es dem Friedländer ein Ernst wäre, sich zum Könige in Böhmen aufzuwerfen, und er solches in effectu thun werde, so wolle Oxenstierna ihm dazu helfen und ihn dabei manutenieren, sonderlich, weil er wohl wisse, daß eben dies seines Königs Wille noch bei Lebzeiten gewesen wäre." Es folgt die Reflexion des Berichterstatters: „Denn Oxenstierna hat besorgt, Friedland möchte ihn eben so wie seinen König betrügen."

Die Verhandlungen damals zergingen. Zu Anfang des Jahres 1634, wo sie wieder angeknüpft waren, schreibt[3] der Graf Thurn an Kinsky: „Ich war bei dem Reichskanzler zu Mainz. Er hat mir im Geheimen vermeldet, daß Arnim in der Sache (mit Wallenstein) gute Hoffnung gibt. Er, Oxenstierna, hätte aber nicht geantwortet, hielte wenig darauf; denn wäre es dem Wallenstein ein Ernst gewesen, so hätte er es bei Lebzeiten des Königs vollzogen."

Im Februar 1634 suchte Bubna mit der Meldung des Standes der Dinge den Kanzler Oxenstierna auf, der sich in Halberstadt befand. Auf die Meldung des Bubna antwortete Oxenstierna[4]: „Ihr wißt, womit Ihr vormals zu mir gekommen und wie ich Euch mit meiner eigenen Hand ein Certificat gegeben, daß ich ihm (Wallenstein) dazu verhelfen wolle, daß er König in Böhmen werden solle. Er hat mir aber aus solchem allem nichts gemacht, hat auch hierbevor den König ebener Gestalt betrogen" usw.

[1] Aretin, Bayern usw. II. zum 3 und 4 A. S. 341.
[2] Dvorský 32. Bericht Raschins. [3] Hildebrand 70.
[4] Dvorský 36. Bericht Raschins.

Demnach hat Oxenstierna zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Personen diese Äußerung wiederholt, daß Wallenstein den König Gustav Adolf betrogen habe. Dies kann sich nicht beziehen auf das Jahr 1631. Damals war, im Juni, das Angebot des Verrathes von Wallenstein ausgegangen, im October wiederholt, und dann von Gustav Adolf thatsächlich abgelehnt. Wallenstein hatte dann nach der Wiederübernahme des Commandos, zu Ende 1631, das Beharren in seiner Gesinnung für den König melden lassen, und darauf keine Antwort erhalten. Demnach kann jene Behauptung Oxenstiernas, daß Wallenstein den König Gustav Adolf betrogen habe, sich nur auf die Zeit nach den Kämpfen bei Nürnberg beziehen, wo der Versuch der Anknüpfung von Gustav Adolf ausgegangen war. Worin dieser Betrug, wie Oxenstierna sagt, Wallensteins bestanden sei, erfahren wir aus diesen Worten nicht.

Dennoch liegt aus dem Anfange November eine andere Äußerung Oxenstiernas vor, die näher auf die Sache hinzudeuten scheint. Gustav Adolf hatte im Lager vor Nürnberg an Wallenstein den O. Sparre mit dem allgemein gehaltenen Vorschlage einer Friedenshandlung gesendet, und wir haben gesehen, in welcher Weise dieser Vorschlag im Rathe des Kaisers erörtert wurde. Die Vollmacht für Wallenstein war dort ausgestellt am 8. October. Es ist nicht erkennbar, daß ein weiterer Schritt in dieser Sache geschehen sei. Am 22. October/1. November stellte[1] Oxenstierna in Königshofen den Gesandten des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, dem es bis dahin gelungen war, die Neutralität zu bewahren, die Forderung, daß der Landgraf sich nunmehr offen mit dem Schwedenkönige verbünden müsse. Der König wolle von keinem Neutralisten mehr wissen. Die Gesandten, Hertinghausen und Happel, suchten der Forderung zu entkommen. Das Land Hessen habe ja auch so alle schweren Lasten der Lieferungen und Durchmärsche willig ertragen. Bei den bevorstehenden Friedenstractaten müsse doch auch Jemand neutral sein, dem beide Theile trauen könnten. Oxenstierna antwortete: daß wegen der Vermittelung der Landgraf bei der Neutralität belassen sein wolle, schicke sich nicht. „Denn er, Oxenstierna, versichere uns, daß die Papisten mit lauter Betrug umgingen und es ihnen um einen Frieden gar kein Ernst wäre. Sie hätten den König so oft betrogen, daß er ganz und zumal nicht weiter trauete. Er könne darüber viel erzählen.“ Dann erging sich Oxenstierna über Dies und Jenes, was bisher vor-

[1] Irmer I, 287.

gegangen war. Er kam auf Sparre. „Dieser hätte sich lange berühmt, etliche Friedensbedingungen und Vorschläge bei Friedland zu wege zu bringen, wäre auch von dem Könige auf Parole hinüber geschickt, und er, der Kanzler, erfordert worden, dem Tractate beizuwohnen. Jetzo, da Sparre wieder komme, bringe er so viel als er vorhin gelassen, und es solle dem Friedland noch an der Vollmacht ermangeln. Er, Oxenstierna, glaube wohl, daß Sparre wegen seiner zu erhoffenden Erledigung die Sache leicht mache; aber es sei nichts dahinter. So sei auch Sparre der Mann nicht, der dieses Werk befördern könne. Wie man denn den abermaligen Betrug seither erfahren, da man vor wenigen Tagen dem Könige aufgefangene Schreiben zugebracht, in welchen Friedland dem Pappenheim melde: der König habe in Bayern eine eigene Armee belassen, darum sei der Bayernfürst dahin gezogen und habe von ihm die stärksten Regimenter mitgenommen: deshalb befehle Wallenstein dem Pappenheim, sich mit ihm in Meißen zu vereinigen, um dem Könige unter Augen zu ziehen." Oxenstierna berichtete weiter, daß Wallenstein den Holk und dann auch den Gallas in Kursachsen geschickt. „Darob," meinte er, „könne ja nun ein Blinder sehen, was für einen Frieden die Papisten suchten. Sie wären lange an der Kf. Durchlaucht zu Sachsen gewesen und sie von dem Könige abreißen wollen; aber es wäre gefehlt. Und darum brauchten sie nun andere Griffe."

Alle diese von Oxenstierna, am 22. October/1. November zu Königshofen, ausgesprochenen Anklagen beziehen sich auf Wallenstein. Ob dieselben, objectiv betrachtet, in der Sache der damaligen Verhandlung der Schweden mit Wallenstein ausreichen gegen den Letzteren den Vorwurf des Betruges zu begründen, mag dahin gestellt sein. Die Worte Oxenstiernas belassen keinen Zweifel, daß er, subjectiv, diesen Vorwurf erhob. Demnach sind auch seine späteren Äußerungen gegen Wallenstein auf diese seine im Anfange November 1632 ausgesprochene Meinung zu beziehen.

Es bleibt also die geschichtliche Thatsache, daß die Versuche der Anknüpfung mit Wallenstein, die im Herbste 1632 von Gustav Adolf ausgingen, dann doch an dem Mistrauen eben desselben und seines Kanzlers Oxenstierna wieder scheiterten, und daß Oxenstierna gegen künftige Versuche ähnlicher Art von Seiten Wallensteins mit Mistrauen erfüllt blieb.

Indem der Kanzler Oxenstierna in dieser Unterredung mit den Gesandten von Hessen-Darmstadt für sich persönlich und im Sinne des

Schwedenkönigs sich gegen jeden weiteren Friedensversuch aussprach, faßte er die Gesinnung ihrer Beider zusammen in die Worte[1]: „In summa: der König werde nicht mehr trauen und so lange mit ihnen fechten, bis er sie zur Erden gelegt, mit seinem Knie auf ihrem Halse säße und den Degen an die Gurgel ihnen stehen hätte, so würde er alsdann sagen: so und so mache nun Frieden."

Wir vernehmen hier also den abermaligen Wiederhall des Gedankens, der nicht erst aus der Hitze des Kampfes, aus der Erregung der Leidenschaften geboren war, sondern den der Schwedenkönig, lange Monate vor seinem Einbruche in Deutschland, in friedlicher Ruhe zu Upsala, in die Worte gekleidet hatte[2]: „Als Hauptgrund könnte man setzen, welcher Gestalt die Intentionen der Katholiken und der Evangelischen so scharf einander entgegen wären, daß Der für thöricht zu halten, der nicht unzweifelhaft erkennen und bekennen würde, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten müßte, keinen Mitteldingen aber oder gütlicher Vergleichung getraut werden könnte."

30. Stellung des Schwedenkönigs in Deutschland, im October 1632.

Wie der Schwedenkönig jenes Princip der Todesfeindschaft seiner Religionsgenossen wider die Katholiken in das Reich herüber trug, wo nach dem Augsburger Religionsfrieden Katholiken und Lutheraner über ein halbes Jahrhundert in Frieden mit einander gelebt hatten — wie er daran fest hielt auch da, wo, wie in Erfurt, der nicht-katholische Rath ihn um Schutz und Frieden für die katholischen Mitbürger bat — und wie er dieses sein Princip mit Güte oder mit Gewalt, namentlich durch Verschenkung katholischen Eigenthumes an Nicht-Katholiken, zum Gemeingute der letzteren zu machen suchte: eben so hielt er fest an dem ganzen Systeme, welches in jenem Principe seinen schärfsten Ausdruck erhielt, der Einigung aller Kräfte der Nicht-Katholiken in seiner Hand, dem Nicht-Verstatten einer Neutralität, der absoluten Direction des Krieges durch ihn allein. Eben damals versagte er dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt die Neutralität, die er bisher um des Schwiegervaters, des Kurfürsten von Sachsen, willen mit Widerstreben ihm belassen, und machte einen abermaligen Versuch, diesem Kurfürsten selber seine absolute

[1] Irmer I, 290.

[2] Söltl III, 277. Aus der Collectio Camerariana.

Direction aufzunöthigen. Zugleich ging er darauf aus, bei denen, die willig oder nicht willig sich ihm gefügt, die Zügel seiner Direction straffer anzuziehen.

Dies traf zunächst den sogenannten Winterkönig Friedrich. Dieser Mann, der zwölf Jahre zuvor noch nach der Schlacht am Weißen-Berge durch das Eingeständnis seiner Schuld sich sein Erbland hätte retten können, der jedoch es vorgezogen hatte, für sein Trachten nach dem Unerreichbaren, seinen Namen als Fahne eines Krieges herzugeben, aus welchem Andere ihren Vortheil zogen — dieser thörichte Mann meinte endlich in Gustav Adolf seinen Erretter gefunden zu haben. Denn Gustav Adolf nannte ihn König und behandelte ihn als seines Gleichen. Englische Gesandte führten mit den Schweden Verhandlungen über die Herstellung Friedrichs in der Pfalz. Er selber vertraute dem Schwedenkönige und zog mit diesem umher durch die deutschen Länder, nicht zur Hülfe, sondern zur Last. In Neustadt an der Aisch, nach dem Abzuge von Nürnberg, trennte er sich endlich von dem Schweden, und erhielt zum Abschiede die Bedingungen zugestellt, unter denen Gustav Adolf ihm den Besitz der Pfalz wieder verstatten wollte.[1] Friedrich begab sich nach Frankfurt. Von dort aus beschwerte er sich über die Härte der Bedingungen. „Nachdem ich nun allhier zu Frankfurt alles in reife Berathschlagung gezogen, habe ich gesehen, daß wider Verhoffen, anstatt daß ich mich gänzlich versehen hätte, Ew. Lbd. würden mir nicht weniger als Anderen, die da vielleicht nicht so viel bei dem gemeinen Wesen aufgesetzt als ich, eher eine Ergötzlichkeit widerfahren lassen als etwas von meinen Landen entziehen, nachdem ich auf Ihr freundliches Gesinnen zu Ewr. Lbd. gekommen und Ihnen mit Unkosten bei acht Monate aufgewartet — dennoch die Artikel viel beschwerlicher gefallen als diejenigen so Ew. Lbd. mir erstlich im vergangenen Februar zustellen lassen."

Die Bedingungen machten die Pfalz tributpflichtig für den schwedischen Krieg. Sie forderten die Festungen Mannheim, Bacharach, Caub und die Pfalz im Rheine. Sie schärften nachdrücklich die absolute Kriegsdirection des Schweden ein. Sie forderten die Gestattung des Lutherthumes in der Pfalz. Namentlich diese letzte Forderung scheint dem Pfalzgrafen Friedrich sehr schwer geworden zu sein. Er ließ seine Einwände ausführlicher darlegen. Die Stimmung des Schweden über diese

[1] Die Actenstücke bei Moser VI, 176 uf.

Antwort gibt sich kund in der Bezeichnung derselben durch den Secretär Camerar: „Unverschämt und schlecht abgefaßt.“ [1] Demgemäß fiel die von Camerar [2] niedergeschriebene Erwiederung [3] des Schweden aus. Sie wirft dem Pfalzgrafen Unklarheit und Begehrlichkeit vor, als habe er verlangt, daß zu seinen Gunsten der König die Rechte Dritter vergeben solle. Es folgt die Angelegenheit der Religion. „Allermaßen wir auch den anderen Punct vor Gott und der ehrbaren Welt nicht entschuldigen könnten, wenn wir uns und unseren Glaubensgenossen bei solcher Gelegenheit nicht vorstünden und sie ihrer Religionsfreiheit und Übung versicherten. Und es sind Ew. Lbd. so gar nicht mit einigen vorgreiflichen und unbilligen Dingen beschwert, daß Sie vielmehr unser freundvetterlich Gemüth dabei abnehmen und vergewissert sein können. Ungeachtet nach aller Völker Recht [4] und üblichem Gebrauch, wir gar wohl ein Stück von Ewr. Lbd. Erblanden, weil wir solche nicht Deroselben, sondern dem Feinde abgenommen, ohne einiges Ihr oder der Ihrigen Zuthun, behalten oder zum wenigsten bis zur Wiedererstattung unserer aufgewandten Unkosten für uns reservieren möchten, gleich wie Kursachsen und Bayern ihrem eigenen Kaiser und Herrn und zwar aus viel geringerer Erheblichkeit gethan, und jener die Lausitz, dieser das Land ob der Ens einbehalten hat — begehren wir aus sonderbarer Freundschaft für alle unsere Mühe und Arbeit, die wir nicht nur während der acht Monate der Anwesenheit Ewr. Lbd., sondern in die drei Jahre mit unsäglichen Kosten und der Unserigen Schweiß und Blut angewendet — von Ewr. Lbd. nicht einen Fußbreit Landes, sondern zur Wiedervergeltung allein dies: daß, neben der Zulassung unserer Religion und der freien Übung derselben in Ewr. Lbd. Landen, Ew. Lbd. uns für ihren Benefactorem erkennen, die zugestellte Lande von Niemandem als von uns recognoscieren, darüber uns Ihrer beständigen Treue und Holdschaft, auch einer solchen Freundschaft versichern, welche durch keinerlei Respect und Absehen auf Fremde oder Bündnis mit Jemandem Anderem wandelbar gemacht werden könne.“

Dies Schreiben durchfuhr wie ein Blitzstrahl endlich das Dunkel, welches durch eigenen Unverstand und Leidenschaft und fremde Schmeichel-

---

[1] Söltl III, 318. [2] A. a. O. [3] Moser VI, 185.

[4] G. A. stützt sich für diese Behauptung auf Hugo Grotius, de jure belli et pacis III cp. VI § 7: Illud vero extra controversiam est si jus gentium respicimus, quae hostibus per nos erepta sunt, ea non posse vindicari ab his qui ante hostes nostros ea possederunt et bello amiserunt.

rede bisher das geistige Auge Friedrichs umnachtet hatte. In Folge seiner Felonie gegen die milde Oberherrschaft seines Kaisers, die ihm innerhalb seines Landes die volle Freiheit eines Reichsfürsten beließ, hatte er sich einen Herrn zugezogen, der ihm in seinem eigenen Lande kaum etwas Anderes belassen wollte als den Namen. Wenige Tage nach dem Empfange dieses Schreibens legte Friedrich, zwei und dreißig Jahre alt, sich nieder, um zu sterben.

Bei der Übersendung jenes Schreibens an den Pfalzgrafen Friedrich nach dem Haag fügt der jüngere Camerar für seinen Vater die Bemerkungen[1] hinzu: „Auch ich höre und vernehme theilweise, wie man anderswo und selbst in Deutschland über die Entwürfe und Handlungen des Königs urtheilt. Aber man muß wohl bedenken, daß er seiner Sicherheit, dann auch der Freunde und des Vaterlandes wegen, Vieles thue, was bei Anderen leicht eine andere Deutung finden könnte. Dahin gehört der ihm in Augsburg geleistete Eid, dann die Rücksicht auf die Religion. Es ist aber unbillig, daß man dieses so hoch nimmt, und es mögen die Nebenbuhler der Macht des Königs sehen, daß sie nicht, indem sie dieselbe einzuschränken trachten, die zu ihrem eigenen Besten vom Könige gefaßten Entwürfe mit ihrem Schaden vereiteln, während er selbst bei dem glücklichen Zustande seines eigenen Königreiches mit Gottes Hülfe immer sich retten kann. Sie würden einst gewis beklagen, daß sie die unter einem so großen Fürsten ihnen gebotene Gelegenheit, das gemeine Wesen wieder aufzurichten, vernachlässigt haben — und diese Gelegenheit würde niemals wieder kehren."

Diese dem Sinne des Königs entsprechenden Worte Camerars bezogen sich zunächst auf die Republik der Generalstaaten. Wir finden sie im Laufe des Jahres 1632 in auffallendem Schwanken. Dem Gesandten Vosbergen bei Ludwig XIII. ward der Auftrag gegeben, auch nach Deutschland zu dem Schwedenkönige zu reisen, und dort eben so wie bei Ludwig XIII. geltend zu machen, daß die günstige Zeit gekommen, dem Hause Österreich den Todesstreich zu versetzen.[2] „Obwohl," setzt der Berichterstatter hinzu, „Holland oder die Vorsichtigsten dort wohl erkannten, daß dies nicht das Beste sein würde, weil die Übermacht bei

[1] Söltl III, 325.

[2] Aitzema III b, 194: om namelyk by deze gelegentheit aen 't Huys Oostenryk den dootsteek te geven.

Schweden oder bei Frankreich eben so gefährlich wäre wie bei Österreich." Aber es kam nicht so weit. Frankreich, durch den inneren Krieg in Anspruch genommen, konnte sich zum Bruche mit dem Hause Österreich nicht entschließen.

Dagegen wandten sich in dem Kampfe der Republik mit Spanien, im Sommer 1632, die Dinge günstig für die erstere Macht, namentlich durch den Abfall des Grafen Heinrich von Berge von der Infantin und durch die Einnahme von Maastricht. Die Infantin sah sich genöthigt zu gestatten, daß die Stände der ihr getreu gebliebenen zehn Provinzen der Ladung der Generalstaaten der abgefallenen sieben Provinzen zu einer Besprechung folgten. Gustav Adolf fürchtete, daß aus diesen Beredungen der Friede der Republik mit Spanien hervorgehen könne. Darum beauftragte er seinen Gesandten Camerar im Haag, so öffentlich wie geheim entgegen zu arbeiten.[1] „Wollen die Generalstaaten," sagt er, „für sich mit dem gemeinsamen Feinde verhandeln, so werden auch wir einen Frieden, den wir unschwer haben können, mit unserem Vortheile schließen und die gemeinsame Sache sofort verlassen." Aber Camerar soll die Generalstaaten zum Ausharren bewegen: dann werde auch der König überall ihr Interesse vertreten.

Es ist gegenüber den Reden, die Oxenstierna in derselben Zeit zu den Gesandten von Hessen-Darmstadt hielt, von Wichtigkeit, die Worte Gustav Adolfs zu constatieren, daß er einen Frieden mit seinem Vortheile unschwer haben könne.

Der Secretär Camerar fügt jener Meldung an seinen Vater im Haag noch die Worte hinzu[2]: „Die Sache ist wichtig. Man ist eben auf die Fortschritte des Königs eifersüchtig. Wenn je, so muß man jetzt alle Handlungen Aller beobachten, der Generalstaaten, des Königs von Frankreich, der Engländer, der Dänen, der Hanseaten." — Demnach ist anzunehmen, daß von allen diesen Seiten her Besorgnisse vor der überwachsenden Macht des Schweden sich kund gaben.

Der Schwedenkönig selber, damals in Neuburg an der Donau, spricht dem Kanzler Oxenstierna seine Befürchtungen noch etwas bestimmter aus. Zunächst besorgt[3] er, daß die misvergnügten Reformierten: der Winterkönig, der Landgraf von Hessen-Cassel, einige wetter-

[1] Die Instruction dafür bei Moser VI, 190. Vom 24. October.
[2] Söltl III, 324.
[3] Arkiv I, 677. Oxenstiernas skrifter I [2], 853.

auische Grafen, mit Hülfe der Generalstaaten, „leichtlich etwas, was das auch wäre, ausbrüten dürfen." — „Insonderheit weil auch Dänemark zur Werbung greifen, mit Kursachsen, dem Landgrafen zu Hessen(=Darmstadt) und Anderen in Verständnisse stehen möchte, und seine Motus, wie sie auch fallen, uns in alleweg gefährlich sein könnten. So erinnern wir uns, daß vor diesem von den Gesandten Meldung geschehen von einer Zusammensetzung Englands, Dänemarks und der Generalstaaten, um die Bilance zwischen uns und dem Hause Österreich zu halten. Und daß auch die Generalstaaten auf dem Wege sein sollen, uns anzusprechen wegen des Zolles vor Danzig, an welchem, wie Ihr wißt, uns hoch gelegen. Diese würden, wenn der Stillstand, von dem das Gerücht meldet, zwischen ihnen und dem Könige von Spanien fortgehen sollte, leichtlich desto freier reden. Daher können wir nicht anders thun als in Person hinunter zu gehen, um auf alle Fälle Acht zu haben, dem Vaterlande so viel desto näher zu sein." — Die Sendung des Grafen Brandenstein hat dargethan, daß ein hauptsächlicher Zweck dabei war, bei dem Kurfürsten Johann Georg endlich die Einwilligung in die absolute Kriegesdirection des Schweden durchzusetzen.

Auch unter den Reichsfürsten, die dem Schwedenkönige Heeresfolge leisteten, wuchs Eifersucht gegen ihn oder vielleicht mehr die Neigung zur Unabhängigkeit von ihm empor. Der Herzog Bernhard von Weimar war mit seinen Truppen von Coburg nach Königshofen gerückt, um von da aus dem anmarschierenden Pappenheim entgegen zu gehen. Er meldete es dem Könige, am 8/18. October.[1] Von Nördlingen aus, am 11/21. October, untersagte ihm der König, mit dem Hinweise auf seine zu geringe Macht, den Vormarsch und gebot zu warten, bis er selber herankomme, auf daß „wir bastant sein können, (für) Kursachsen einen royalen Succurs zu bringen." Bernhard meldete die Sache sofort, am 14/24. October, seinem Bruder Wilhelm, mit seiner Kritik: „Es hat fast das Ansehen, als ob sich etwa eine Eifersucht ereignen und der König die Verrichtung dieses Werkes mir nicht anvertrauen oder mich nicht fähig genug dazu halten wolle." — Als sie einige Tage später in Arnstadt einander trafen, gab Bernhard seinen schwedischen Commandostab dem Könige zurück, und erklärte fortan sich als verbündeten Reichsfürsten verhalten zu wollen.[2]

[1] Die Schriftstücke bei Förster II, 257. [2] Röse I, 367.

Die Eifersucht in diesem Falle dürfte weniger auf Seiten des Schwedenkönigs als auf Seiten des Herzogs Bernhard zu finden sein, und ihre Erklärung erhalten durch seine Worte, daß er fortan als verbündeter Reichsfürst den Krieg führen wolle. Bernhard war es müde ein Diener fremder Eroberung zu sein: er wollte für sich selber erobern. Daß er als ein Reichsfürst, dessen eigener Besitz kaum nennenswerth, als Verbündeter des Schwedenskönigs auftreten wollte, erklärt sich aus seiner Schulung. Er war Jahre lang umhergezogen unter Mansfeld und Christian von Braunschweig, die zum Kriegführen auch weiter nichts besaßen als entweder was sie nahmen, oder was fremde Mächte, denen das eigene Interesse die Zerrüttung des Reiches wünschenswerth erscheinen ließ, wie die Generalstaaten und Richelieu, ihnen gaben. In den Worten Bernhards zu Gustav Adolf liegt daher der Keim dessen, was er später zur Wirklichkeit brachte, das Söldnerthum im Dienste Richelieus.

Hauptsächlich aber bezogen sich jene Worte des jüngeren Camerar im Sinne des Schwedenkönigs auf die Stimmung in Deutschland. „Wir können auf kein anderes (Kriegs-)Volk uns verlassen," schreibt[1] damals Salvius aus Hamburg, „als auf schwedisches." — Gustav Adolf hatte zwei Monate früher vor den Nürnbergern seinen Tadel ausgesprochen, daß die Deutschen noch immer ihre Gedanken auf den Kaiser richteten. Dies war so sehr richtig, daß z. B. die Stadt Frankfurt a./M. in einer Beschwerde über den Obersten Ossa, vom 31. August, den Kaiser bat[2]: „dem O. Ossa ernstlich anzubefehlen, daß er uns als einen gehorsamen Stand des Reiches, welcher jederzeit in schuldigstem Gehorsame, in Treue und Devotion für Ew. K. M. geblieben, angeregter und angedroheter Gestalt nicht bedränge und beschwere." — Demgemäß sah die Stadt Frankfurt ihre Dienstbarkeit unter dem Schwedenkönige nur als durch sein Machtgebot, durch die Furcht vor ihm erzwungen an, unbeschadet ihrer Gesinnung. Ähnlich mußte es dann aber auch an vielen anderen Orten sein. Daher hätten, nach aller Wahrscheinlichkeit, die Dinge im Sommer sich wenden können und wenden müssen, wenn nicht der Führer des mit dem Aufgebote aller Kräfte der kaiserlichen Erbländer errichteten übermächtigen kaiserlichen Heeres bei Nürnberg, dem Schweden gegenüber, „gegen alle Kriegsregeln", wie Gustav Adolf sich ausdrückt, „sieben Wochen lang unthätig" verblieben wäre.

[1] Arkiv II, 596. [2] Kriegsacten F. 97.

Bereits aus den Reden Gustav Adolfs in Nürnberg ist sein Plan ersichtlich, diejenigen Deutschen, die innerhalb des Bannes seiner Macht standen, willig oder nicht willig zu Leistungen schärfer heranzuziehen. Von Arnstadt in Thüringen aus erließ er am 24. October/3. November Circularschreiben[1] an die Reichsstände des fränkischen und des schwäbischen Kreises, so wie der zwei rheinischen. Der Beginn lautet: „Mit welchem Eifer und getreuer Sorgfalt wir uns eine Zeit her bemüht, nicht allein unsere Freunde und Glaubensverwandte von den feindlichen Drangsalen mit durchdringender Gewalt zu retten, sondern auch dabei unsere Waffen so zu moderieren, daß auch die übrigen Beschwerden, welche sonst die Natur des Krieges mit sich bringt, durch gute Ordnung und strenge Justiz unter unserer Soldatesca von ihnen möglichst abgewendet werden möchten — Solches ist Euch genugsam wissend und wird durch unsere geführten Actionen und hin und wieder vorgestellten Exempel bezeugt. Obwohl wir nun billig beklagen, daß unsere angewandte Mühe und Arbeit den vorgesetzten Zweck so wie wir gehofft, nicht erreicht, und höchlich bedauern, daß diese Lande annoch in nicht geringen Difficultäten verfangen, — nachdem aber die Fundamental-Ursache dieses Unheils, wie Ihr hochvernünftig zu ermessen, vornehmlich darin beruht, daß unserer wohlgemeinten Intention nicht so, wie es billig hätte sein sollen, von den Interessenten secundiert worden, und wir aus Mangel gebührender Handreichung und Anstehung der Geldmittel als des nervi rerum gerendarum, weder die Armeen noch des Feindes Forza proportionieren, noch die Soldatesca geziemend im Zaume halten können:

So haben wir nicht nachlassen wollen, fürder unsere getreue Sorgfalt, Eifer und Fleiß dahin anzuwenden, wie diese beschwerlichen Hindernisse aus dem Wege geräumt und dem Unheile unverlängt begegnet werden möchte."

Als das Mittel zu diesem Zwecke kündigt Gustav Adolf an, daß jeder der vier Kreise für sich eine besondere Armee errichten solle. Zur Berathung darüber schreibt er eine Versammlung aus nach Ulm. Er selber würde gern die Berathungen dort leiten; aber die Bedrängnis Kursachsens rufe ihn dahin. Deshalb ernenne er Oxenstierna zu seinem Legaten und Stellvertreter.

Die Instruction[2] für diesen, von ihm selber verfaßt, ging bestimmter ein. Jede dieser vier Armeen soll aus fünf Regimentern zu Fuß und

[1] Das an die fränkische Ritterschaft in Arkiv I, 681. Eine Reihe anderer in K. und K. Archiv, alle gleichlautend. [2] Oxenstiernas skrifter I² 857.

fünf Compagnien Reiter bestehen. Die bereits ernannten Befehlshaber stehen unter dem Obercommando des Kanzlers. Eine lange Reihe von Städten wird aufgeführt, die er mit Besatzungen zu versehen und stärker zu befestigen habe, darunter auch Frankfurt a./M. Über die Religion soll der Kanzler so machen, daß in allen eroberten Ländern, ob katholisch, ob calvinisch, lutherische Prädicanten ordiniert, und in katholischen Orten allezeit eine Kirche oder zwei nach Bedarf zu lutherischen Versammlungen genommen werden, die Anderen ungestört in Gewissen und Gottesdienst verbleiben. „Er soll auch Acht geben, daß die entlaufenen und ausgewichenen Katholiken nicht ohne desto stärkeren Grund wieder in das Land zugelassen werden, noch minder ihre Güter wieder besitzen dürfen, ohne specielle Einwilligung des Königs."

Zu dieser Instruction kam für Oxenstierna noch eine besondere Anweisung[1] für sein Verhalten. Darin heißt es: „Im Verhandeln soll der Kanzler, so viel er kann, sich der Landessitte anbequemen, allein in der Sache selbst soll er sich um die folgenden drei Puncte bemühen. Erstlich soll er seinen Fleiß aufwenden, sie (die in Ulm versammelten Reichsstände) dahin zu bringen, daß sie sich losmachen von dem Kaiser, ihn gar nicht mehr anerkennen, ohne doch weder direct, noch indirect ihm abzusagen, und daß sie anstatt dessen sich stärker dem Könige und dessen Direction und Protection verpflichten. Zweitens soll er dahin trachten, daß sie sich zusammen thun, diesen Krieg gegen den Kaiser und dessen ganzen Anhang auszuführen, indem sie sich in dieser Beziehung mit dem Könige und unter einander so stark verknüpfen, wie es möglich ist und sich thun läßt. Drittens und hauptsächlich, daß sie diejenigen Mittel finden, durch welche die vom Könige vorgeschlagenen und anbefohlenen Armeen unterhalten und die Disciplin bewahrt werden kann."

„Darüber mag der Kanzler sie frei berathen lassen und anhören was sie vorbringen, endlich aber, oder auch von Beginne an, wie es sich am besten schickt, ihnen das Beispiel der Generalstaaten der Niederlande vorschlagen und mit einigen Gründen beleuchten, daß es kein besseres und vernünftigeres Mittel gibt als eine Accise auf die hauptsächlichsten Lebensmittel zu legen, wie Wein und Öl, Brot und Fleisch, und darüber eine Ordnung zu machen."

Einige Monate zuvor hatte Gustav Adolf namentlich der Stadt Nürnberg als Kriegesmittel die Ausprägung von Kupfergeld vorgeschlagen.

[1] A. a. O. 866. Auch Arkiv I, 683.

Davon war nun nicht mehr die Rede. Unter den Gründen, die dagegen sprachen, mag namentlich ein Bericht des Salvius aus Hamburg ins Gewicht gefallen sein. Am 21. September meldet[1] er: „Das Kupfer steht allhier nicht viel unter 70 Rthlrn., und man hält dafür, es werde noch weiter steigen. Deshalb meine ich, daß, wenn der Preis so bliebe, man besser thäte das Kupfer zu verkaufen als in Münze zu schlagen."

Oxenstierna empfand keine hohe Freude über den ihm gewordenen Auftrag. „Vor dem Abmarsche über den Thüringer Wald," schreibt[2] er seinem Bruder Gabriel, „hat der König mich zum Legaten in Ober-Deutschland ernannt, für die vier Kreise Franken, Schwaben und die zwei rheinischen, und mir eine mehr ausgedehnte Vollmacht gegeben als mir lieb ist, wie aus der Abschrift zu ersehen. Zunächst ist eine Versammlung der Kreisstände nach Ulm berufen, deren Leitung der König mir anvertraut hat, mit dem Auftrage hauptsächlich um dauernde Mittel für die Ausführung des Krieges zu erhandeln. Was diese Angelegenheit mir zu schaffen macht, bei der Nähe der Feinde, zwischen diesem undisciplinierten Kriegsvolke, bei diesen großen Herren, mächtigen Ständen und Städten, die aus der Opinion ihrer Freiheit, ja ihrer Licenz, ihrem Kaiser wenig haben nachgeben wollen — das kann derjenige ermessen, der mit niederem Volke zu thun hat."

Zur Sicherung seiner und der Krone Schweden Einkünfte nahm Gustav Adolf einige Tage später, am 3/13. November, in Naumburg noch eine Ernennung vor, diejenige des Grafen Brandenstein zum Groß-Schatzmeister in Deutschland.[3] Der Eingang des Decretes lautet wie folgt. „Wir Gustav Adolf usw. thun kund hiermit öffentlich bekennend, daß wir den wohlgeborenen unseren geheimen Rath usw. Christoph Carl Grafen von Brandenstein usw. zu unserem Groß-Schatzmeister in Teutschland bestellt und angenommen, und uns der nachfolgenden Bestallung mit ihm verglichen haben: daß nämlich uns, unseren Erben und Nachkommen und unserer Krone Schweden er, der Graf, getreu, hold und dienstgewärtig sein, unseren und unserer Krone Schweden Nutzen, Ehre und Wohlfahrt seines höchsten und besten Vermögens suchen und befördern, Schaden, Nachtheil und Schimpf wehren, wenden und vorkommen, sich an dem Ort, wo wir die Hofkammer anordnen werden, so viel möglich und er nothwendig erachten wird, aufhalten soll. Alle die

[1] Arkiv II, 596. [2] A. a. O. 641.
[3] Abschrift in den Acten des 30j. Krieges.

Kammer- und Geldsachen, wie auch Begnadungen, Contributionen, Zölle, Renten und Einkommen, wie die Namen haben oder woher sie rühren mögen, von den Landen in Teutschland, die wir durch Gottes gnädige Verleihung an uns gebracht, oder welche wir noch an uns bringen und erlangen werden oder mögen, wie auch dieselben und alle die darin befindlichen Grafschaften, item Herrschaften, Städte und Güter, deren wir uns anmaßen, einziehen oder an uns bringen werden — soll unser Groß-Schatzmeister in seiner Bestellung, völliger Direction und Expedition haben, solche seinem besten Vermögen und Gutachten nach fassen und bestellen, und darauf ein fleißiges Aufsehen haben, damit deren Einkünfte recht bestellt und uns zum Besten eingebracht werden."

In gleichem Sinne setzt sich das Actenstück noch lange fort. „Der Groß-Schatzmeister soll von uns allein dependieren und keines Anderen Anordnung gewärtig sein." — „Er soll bei freier Zehrung monatlich 1500 Rthlr. Gehalt haben" usw.

Das Actenstück ward drei Tage später durch das Blut von Lützen hinweggeschwemmt, so sehr, daß auch die Erinnerung daran unterging, und daß es erst jetzt nach reichlich 260 Jahren wieder aus dem Dunkel der Archive emportaucht, als ein Zeugnis, vielleicht und wahrscheinlich der Zeit nach das letzte dieser Art, zur Charakteristik des Schwedenkönigs.

31. Die Schlacht bei Lützen, 6/16. November 1632.

Am 24. October traf Wallenstein in Zwickau ein, mit der Absicht weiter auf Altenburg zu marschieren. Von Zwickau aus schreibt[1] er an Aldringen, den mit einigen Regimentern er dem Kurfürsten Maximilian überlassen hatte, um dafür Pappenheim mit dessen Truppen an sich zu ziehen: „Auf den von Pappenheim ist kein Datum zu machen; denn, nachdem er so vielfältige Befehle vom Kurfürsten bekommen, so hat er sich mit Hildesheim verwickelt, um nur Ursache zu haben nicht herzukommen. Es hat sich zwar Hildesheim ergeben; aber in solchem Falle Plätze anzugreifen, ist nicht zu entschuldigen." In diesem Tadel geht das Schreiben fort, und sagt weiter: „Dieweil nun auf den Gr. v. Pappenheim gar kein Datum zu machen, so wird der Herr meinen vorigen Befehl fleißig in Acht nehmen, und wenn der König sich mit der meisten Masse seines Volkes aus Bayern movieren sollte, sich in solchem Falle sofort auf den Weg machen, sich mit mir zu vereinigen. Denn,

[1] Das Schreiben bei Helbig, Gustav Adolf 87.

wenn wir den König gedämpft haben, so sind die Anderen alle gefallen. Darum bitte ich, der Herr nehme dies alles fleißig in Acht."

Wallenstein rückte weiter vor. Am 29. stand er in Grimma,[1] wo er auch Gallas an sich zog. Da von Seiten Pappenheims keine Nachricht an ihn gelangte, wurden seine Befehle dahin dringender. Am 29. erging ein solcher zugleich an den Nächsten im Commando, den Grafen Merode.[2] Darin berichtet Wallenstein zunächst seine Übereinkunft von Coburg mit Maximilian. Dann heißt es weiter: „Allermaßen wir nun demzufolge gedachtem Grafen von Pappenheim unterschiedliche Ordinanzen zugeschickt, sich sofort nach Leipzig auf den Weg zu machen, aber bis Dato nichts von ihm, ob er lebendig oder todt, gesund oder krank, auch wo er sich befinde, erfahren können: Als wird der Herr, es sei dem wie ihm immer wolle, neben den anderen sich dabei befindenden General-Wachtmeistern auf alle Weise sehen, daß der Zug heraufwärts eilfertigst und ohne einigen Verzug fortgesetzt und das Volk gegen Leipzig incaminiert werde, damit Ihrer K. M. Dienst und des gemeinen Wesens Wohlstand nicht stecken bleiben möge. Dem der Herr unfehlbar nachzukommen wissen wird."

Wiederum spricht Wallenstein diesen Zweifel an Pappenheim aus einige Tage später, am 2. November, auf dem Marsche nach Leipzig, und zwar zu Aldringen. „Ich ziehe nach Leipzig," schreibt[3] er: „es sind nur 300 Mann Ausschuß dort: von dem von Pappenheim hören wir nichts: er wird schwerlich kommen."

In der Wirklichkeit war jedoch Pappenheim in raschen Märschen auf dem Wege. Nachdem Wallenstein noch am 2. November die Stadt Leipzig mit der Pleißenburg genommen,[3] rückte er nordostwärts auf Torgau zu, um sich der Brücke dort zu bemächtigen, deren Besitz die Unterwerfung von Kursachsen wesentlich erleichtern würde. Dahin jedoch hatte Johann Georg zu seiner Hülfe den Herzog Georg von Lüneburg berufen, der mit etwa 6000 Mann dort stand.[4] Dazu gelangte auf

[1] Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre 164.

[2] Abgedruckt bei Hallwich, Merode 67.

[3] Von hier an ist eine Hauptquelle der Bericht Diodatis, unter dem Titel: Relation alles dessen, so von Eroberung der Stadt Leipzig an bis nach der Schlacht bei Lützen sich zugetragen, in Kriegsacten F. 98. Förster II, 295 uf. hat den Bericht abgedruckt, jedoch modernisiert, nicht immer mit Geschick.

[4] V. d. Decken II, 103.

halbem Wege zwischen Leipzig und Torgau, in Eilenburg, an Wallenstein die bestimmte Nachricht, daß Pappenheim herannahe. „Ich hoffe," schreibt[1] dieser am 3. November, „morgen bei Merseburg, am Samstag aber dem 6. bei Leipzig zu sein." Daher kehrte Wallenstein zum Zwecke der Vereinigung nach Leipzig um. Unterwegs, in Wurzen, am 4. November, erließ er an Gallas, der in Grimma geblieben war, ein auffallendes Schreiben.[2] „Aus der Beilage," heißt es dort, „wird der Herr ersehen, welche Ordinanz ich dem Grafen Aldringen geben thue. Wenn der Herr sie wird überlesen haben, bitte ich sie zu verpitschieren und ihm zu schicken, auch ihm ganz beweglich zu schreiben, daß er entweder hermarschieren oder das Volk herschicken solle. Im Vertrauen aber berichte ich dem Herrn, daß der von Pappenheim übermorgen bei Leipzig anlangen und sich mit mir vereinigen wird. Dieweil mir aber des Kurfürsten (von Bayern) Natur bekannt, so schreibe ich ihm und dem Aldringen das Contrarium. Denn sollten sie wissen, daß der von Pappenheim kommt, so ließe der Kurfürst den Aldringen oder sein Volk nicht fortziehen: also hätte der von Arnim es leicht, seinem Gefallen nach in Böhmen zu hausen."

Der Befehl Wallensteins, welcher zugleich der Wahrheit und dem Vertrage zuwider lief, gelangte also an Aldringen. Hören wir darüber den Kurfürsten Maximilian. „Ungeachtet," heißt[3] es da, „daß Pappenheim schon nahe bei dem Herzoge von Friedland gewesen und sich auf dessen Begehren und Befehl bald mit ihm vereinigen können, ist doch der (in Coburg vereinbarte) Accord nicht länger gehalten worden, als bis der Kurfürst — nämlich Maximilian selber — im Heraufzuge nach Amberg gekommen. Dort hat Aldringen von dem Herzoge von Friedland Befehl erhalten, mit dem kaiserlichen Volke nicht über die Donau zu gehen. — Diese Ordonnanz hat zwar der Graf Aldringen dissimuliert und dem Kurfürsten erst davon gesagt, als man an die Donau auf Regensburg gekommen, allwo Aldringen sich auf besagte, seine vom Herzoge habende Ordonnanz bezogen und sich nicht bewegen lassen, das kaiserliche Volk über die Donau zu führen, sondern ist mit demselben nordwärts der Donau verblieben. Solchergestalt hat der Kurfürst des Grafen von Pappenheim, den er dem Herzog gegen den Aldringen bona fide überlassen, entrathen müssen, (dagegen) sich des Grafen von Aldringen

[1] Hallwich, Merode 69. [2] Förster II, 269.
[3] Aretin, Bayern usw. Urk. zum 3. u. 4. A. 344.

nicht bedienen, auch mit seinem übrig gehabten wenigen eigenen Volke gegen den Feind, den Pfalzgrafen von Birkenfeld, den mit einem Corps der König in Bayern belassen, nichts vornehmen können. Also haben, ohne Hoffnung auf eine Besserung, Freund und Feind das Land noch mehr und äußerst verhergen und verderben müssen."

Wallenstein änderte jedoch seine Ansicht. Als Maximilian bereits südwärts der Donau in Pfaffenhoven stand, erhielt er von Aldringen die Meldung, daß Wallenstein, nachdem er Pappenheims versichert, dem Kurfürsten verstatte, Aldringen mit dessen Corps auch südwärts der Donau zu verwenden.

Unterdessen vereinigten sich Wallenstein und Pappenheim bei Leipzig. Der Letztere schlug nach seiner Kunde der Dinge vor, mit gesammter Macht auf Erfurt zu gehen, wo sich der Herzog Wilhelm von Weimar mit nur 5000 Mann befinde. Der Vorschlag fiel, weil inzwischen die Nachricht anlangte, daß die schwedische Hauptmacht unter dem Könige selber und Bernhard von Weimar bei Erfurt eingetroffen war. Von Neuburg an der Donau her hatte ja Gustav Adolf die Stadt Erfurt als Sammelplatz bestimmt.

Nachdem er den Thüringer Wald überstiegen und von Arnstadt aus eine Reihe von Anordnungen, namentlich für den Kanzler Oxenstierna erlassen, wie wir sie kennen gelernt, hatte er von da aus, am 26. October/5. November, dem Kurfürsten Johann Georg seinen Weiterzug angekündigt,[2] mit dem Bemerken, daß er auf die verschiedenen Meldungen seines Anzuges zur Hülfe für den Kurfürsten keine Antwort erhalten. Er berichtete weiter, daß er an Infanterie sich dem Feinde genugsam gewachsen glaube, dagegen an Cavallerie, obwohl er 7000 Pferde habe, ihm schwerlich gleich sein werde. Gustav Adolf verlangte, daß ihm nach Naumburg so viele Infanterie wie möglich, an Reitern aber wenigstens 3000 entgegen geschickt würden. Von Arnstadt aus ging dann der Marsch Gustav Adolfs über Erfurt nach Naumburg.

Die Zusendung von kursächsischen Truppen an Gustav Adolf hätte diese unter seinen Befehl gestellt, also thatsächlich seine absolute Kriegsdirection angebahnt. Aber die kursächsischen Truppen standen in Schlesien. Von dort hatte Johann Georg den FM. Arnim nach dem Einfalle Holks in Kursachsen wiederholt zurückgerufen.[3] Arnim kam endlich,

---

[1] A. a. O. 344. [2] G. Droysen, Schriftstücke 82.

[3] Helbig, Gustav Adolf 89.

zuerst allein, und begab sich bis nach Torgau, wohin mit Zustimmung des Kurfürsten der Herzog Georg von Lüneburg mit 4000 Reitern vorgerückt war, und bereit stand auf den Befehl Gustav Adolfs weiter nach Thüringen hinein zu marschieren. Arnim bewog ihn, nur noch einige Zeit an dem wichtigen Elbpasse bei Torgau stehen zu bleiben. Es war dabei nicht die Absicht Arnims, einer Vereinigung mit dem Schwedenkönige entgegen zu arbeiten. Es liegt aus jenen Tagen ein Schreiben[1] von ihm an den Kurfürsten vor, in welchem er die Nothwendigkeit entwickelt, die schwankende Haltung aufzugeben. „Eins muß bei Seite gesetzt werden, entweder der Respect (vor dem Kaiser) oder die Waffen: sonst ist es unmöglich, Ew. Kf. D. vor Ihrem totalen Ruin zu erretten.“ Arnims Ansicht war, daß mit einem entscheidenden Schlage gegen Wallenstein gewartet werden müsse, bis die Vereinigung der sächsischen Truppen, die er aus Schlesien herbeirief, mit den schwedischen stattgefunden haben würde. — Die Neigung Gustav Adolfs dagegen war nach seinem ganzen Verhalten unverkennbar für ein baldiges Treffen.

In Naumburg angelangt, mahnte[2] er, am 31. October/10. November, den Kurfürsten Johann Georg um Nachrichten, „und sonderlich uns zu avisieren, wie und wo Sie Ihre Truppen zum füglichsten den unserigen zu conjungieren gemeint sein, damit wir uns danach zu richten und das Werk mit gesammter Hand und desto kräftigerem Nachdruck vornehmen mögen. Unterdessen sind wir gemeint, allhier bis zu einkommender Resolution zu subsistieren und uns an der Saale zu firmieren, erwarten auch selbige mit Verlangen.“

Bevor noch von Johann Georg selber eine Antwort darauf eingelangt, schreibt Gustav Adolf abermals, am 2/12. November.[3] „Wir zweifeln nicht, Ew. Lbd. werden nunmehr vergewissert sein, daß wir mit unserer Armee allhier in Naumburg angelangt. Obwohl nun solche dergestalt beschaffen, daß wir fast Willens gewesen, unerwartet der Truppen Ewr. Lbd. und des Herzogs Georg, auf den Feind, welcher sich bei Weißenfels concentriert hat, zuzugehen und das Glück mit ihm zu wagen, in Betracht daß wir ihm, obgleich er an Cavallerie etwas stärker, an Infanterie jedoch mit göttlicher Hülfe genugsam gewachsen sind — nachdem wir jedoch verstehen, daß Ew. Lbd. mit obgedachten unseren Truppen (d. h. des Herzogs Georg), welche in die 8000 Mann zu Roß und Fuß

[1] A. a. O. 70. Ohne Angabe des Datums.

[2] G. Droysen, Schriftstücke 83. [3] A. a. O. 84.

ausmachen, conjungiert und mit denselben zu uns zu stoßen gemeint sind, haben wir nicht rathsam befunden, solche Gelegenheit in den Wind zu schlagen, sondern allhier zu Naumburg so lange subsistieren wollen, bis gedachte Truppen zu uns kommen, des festen Vertrauens zu Gott, alsdann dem Feinde nicht allein genugsam gewachsen, sondern überlegen zu sein, und so viel desto mehr Mittel zu haben, Ewr. Lbd. Lande von den obliegenden Drangsalen zu retten."

„Demnach ersuchen wir Ew. Lbd. freund-schwägerlich und brüderlich, Sie wollen unbeschwert sein, solche Zusage zu beschleunigen, und wo möglich uns alles Ihr Volk zu Roß und Fuß, außer was Sie in den nothwendigen Besatzungen bedürfen, neben den Truppen des Herzogs Georg Lbd. zu schicken, und dieselben je eher je lieber Leipzig vorbei auf Altenburg, oder wie Ew. Lbd. am sichersten und füglichsten finden werden, auf die Saale gehen zu lassen."

Wenn aber die Infanterie noch nicht eingetroffen, sagt weiter das Schreiben, so möge der Kurfürst nur die Cavallerie eilfertigst schicken. Das Fußvolk könne dann einen anderen Weg nehmen, etwa über Mansfeld durch den Harz. Einige hundert Centner Pulver würden angenehm sein.

„Wir hoffen zu Gott dergestalt dem Feinde so viel zu schaffen zu geben, daß er Ewr. Lbd. Lande in kurzem verlassen soll, maßen dann Ew. Lbd. sich unserer getreuen Cooperation und Assistenz versichern und in dem Namen Gottes nur unbemühet sein wollen, weiteren Succurs aus Schlesien zu erfordern, alldieweil solcher doch zu spät kommen, und dadurch Arnim an der gemeinnützigen Intention gehindert werden möchte, welche doch fortzusetzen viel rathsamer, und welche diesem Werke die geringste Hinderung nicht geben kann."

Die Antwort[1] Johann Georgs, vom 6/16. November, enthält zunächst eine Entschuldigung, daß er, „weil es bei jetziger Beschaffenheit noch ein Weniges verweilen möchte" — sich nicht persönlich ins königliche Hauptquartier verfüge. Die Mehrzahl seiner Truppen stehe noch in Schlesien, ein anderer Theil müsse die Elbpässe und die Festungen sichern. „Damit aber Ew. K. Würde so viel jetzo möglich der Gebühr und Schuldigkeit nach an die Hand gegangen werde, so haben wir Ordinanz ertheilt, daß zwei unserer Regimenter zu Roß mit den Truppen

[1] Nach einem Auszuge bei G. Droysen, Gustav Adolf II, 661.

des Herzogs Georg von Lüneburg fortmarschieren und zu Ewr. K. Würde Armee stoßen sollen."

Der Sinn des Ganzen faßt sich in die kurzen Worte: auch die letzten Versuche des Schwedenkönigs die absolute Kriegsdirection von Johann Georg zu erlangen, waren fehlgeschlagen. Johann Georg wollte den Schwedenkönig nicht zum Herrn.

Nur die Bedeutung dieser Kundgebung hat das Schreiben Johann Georgs vom 6/16. November. Es gelangte nicht mehr an den Schwedenkönig. Die Dinge rollten so rasch, daß auch diejenigen sächsischen und lüneburger Truppen, die der König verlangte, oder die der Kurfürst ihm in Aussicht stellte, nicht mehr zu ihm stoßen konnten.

Die Nachricht, die Wallenstein nach der Vereinigung mit Pappenheim bei Leipzig erhielt, daß der König bei Erfurt stehe, machte es ihm zur Gewisheit, daß der König dem Kurfürsten Johann Georg zur Hülfe heranziehe.[1] Wallenstein beschloß ihm entgegen zu gehen, zunächst nach Weißenfels an der Saale, und schickte den Obersten Suys mit je einem Regimente Infanterie und Cavallerie weiter voraus, um Naumburg zu besetzen. Dort war jedoch die schwedische Vorhut von 5—6000 Mann bereits eingetroffen, so daß Suys von den Vorstädten zurückweichen mußte, nach Weißenfels zu, wo unterdessen die kaiserliche Armee angelangt war. Der Schwedenkönig dagegen überschritt mit seinem ganzen Heere die Brücke bei Naumburg, legte sich vor die Stadt und ließ Befestigungen aufwerfen. Auf die Nachricht war es zuerst die Absicht Wallensteins gegen ihn zu ziehen. Aber es wurde geltend gemacht, daß der directe Weg von Weißenfels nach Naumburg wegen der stets währenden Berge und der gar engen Päsſe zu schwierig und bös. Darum befahl Wallenstein dem GQuM. Diodati mit einer Anzahl Kroaten sich nach Zeiz zu begeben, um einen bequemeren Weg auszukundschaften. Die Lage der Dinge erschien jedoch so wichtig und bedenklich, daß Wallenstein beschloß das Gutachten aller Obersten zu vernehmen. Er beauftragte damit Pappenheim und Holk. In diesem Kriegsrathe ward geltend gemacht, daß der König an einem für ihn vortheilhaften Orte Stellung genommen und dort sich verschanze. Der Winter stehe vor der Thüre und darum sei es bei der Kälte schädlich sich länger im Felde zu halten. Dazu kam in Betracht, daß nach den eingelangten Nachrichten die Stadt Köln von dem aus dem Dienste der Infantin zu den Generalstaaten

[1] Ich folge hier dem Berichte Diodatis.

übergetretenen Grafen Heinrich von Berg bedroht werde. Der Verlust der Stadt Köln würde gefährliche Consequenzen nach sich ziehen. Darum ward einhellig geschlossen: es sei nicht rathsam auf den Schwedenkönig zu gehen.

Auf Grund dieser Erwägungen faßte Wallenstein den Entschluß, den FM. Pappenheim an die Weser zurückzusenden, damit er mit den Truppen, die unter dem Commando von Gronsfeld dort verblieben, der Stadt Köln zu Hülfe ziehe und durch neue Werbungen im Stifte Paderborn und überhaupt in Westfalen sich verstärke. Unterdessen wolle Wallenstein seine Armee an die Saale, nach Leipzig und an andere Orte um Dresden legen, und die Quartiere so austheilen, daß, wenn der Schwede einen von diesen Orten angriffe, die Besatzungen der anderen zum Succurse herbeieilen könnten.

Um diese Resolution ins Werk zu setzen, entließ Wallenstein von Weißenfels aus den Grafen Pappenheim mit sechs Regimentern zu Fuß und etlichen zu Roß nach Merseburg, damit er das von den Schweden besetzte ziemlich feste Schloß zu Halle, die Moritzburg, einnehme, nach Befund der Sachen die Truppen dort quartiere, und alsdann seinen Weg auf die Weser fortsetze. Die Obersten Suys und Contreras wurden mit je einem Regimente entsendet, damit jener die Stadt Zwickau, dieser Altenburg besetze und versichere. Wallenstein selber wollte sich bei Merseburg legen, „um dadurch dem Pappenheim den Rücken zu decken, wie auch vielleicht mit vorsichtiger Versehung, indem Sie (Wallenstein) den Paß nach Leipzig und Dresden frei gelassen, dem Könige den Weg zu eröffnen, sich dahin zu wenden, ihm sodann mit der ganzen Macht nachzusetzen, und mit seinem augenscheinlichen Ruin zu bekämpfen, oder mit unserer merklichen Sicherheit aus dem Reiche zu jagen, verhütend in einem oder anderem Wege die zu besorgende Gefahr größerer Unruhe. Wie aber des Königs Vorhaben anderswohin denn unsere Vermuthungen gezielt, so hat er, nachdem er des Pappenheim Abzug erfahren, sich resolviert, mit seinem großen Vortheile auf uns zu gehen."

Wie Pappenheim von Weißenfels aus am 4/14. November nach Halle aufbrach, so Wallenstein nach Leipzig. Der Marsch ward verzögert durch die Schwierigkeit der Wege und die Last der Bagage, so daß das Heer am ersten Tage nur bis Lützen gelangte und dort auch den folgenden Tag verblieb.[1]

[1] Burgus 313.

Unterdessen faßte, auf die Kunde des Abmarsches von Pappenheim nach Halle, der Schwedenkönig in Naumburg jenen anderen Plan. Er beschloß, mit Zurücklassung des Gepäckes, Wallenstein zu verfolgen und anzugreifen.

Im Laufe des 5/15. November ward die Absicht des anmarschierenden Schwedenkönigs offenkundig. Von dem Obersten Colloredo, dem es noch gelang, die kleine Besatzung des Schlosses Weißenfels an sich zu ziehen, erging ein Eilbote nach dem anderen an Wallenstein in Lützen. Das gewöhnliche Zeichen von drei Kanonenschüssen zum Sammeln des Heeres ward gegeben. Zugleich entsandte Wallenstein an Pappenheim einen Courier mit den Worten[1]: „Der Feind marschiert hereinwärts. Der Herr lasse alles stehen und liegen und incaminiere sich herzu mit allem Volk und Stücken, auf daß er morgen früh sich bei uns befinde." „PS. Er ist schon an dem Passe, wo gestern der Losy weg ist," d. h. den gestern der Kroaten-Oberst Losy hat verlassen müssen.

Es war Nacht geworden, bevor alle kaiserlichen Truppen auf den Ruf der Schüsse sich gesammelt. Ungeachtet der Dunkelheit theilte im Beisein Wallensteins der FML. Holk die Befehle für die Schlachtordnung aus. Diese war, der Natur der Dinge gemäß, auf die Defensive berechnet, der Platz aber so günstig gewählt, wie nur das Geschick eines Feldherrn es vermochte.[2] Es galt für Wallenstein, bei seiner Minderzahl sich bis zum Eintreffen Pappenheims zu behaupten. Der Bericht von Wallensteinischer Seite gibt das eigene Heer zum Beginne an auf 12,000 Mann,[3] das schwedische auf 25,000.

Beim ersten Grauen des Morgens nahmen die Truppen ihre Stellung ein. Die Wallensteiner hatten auf dem rechten Flügel zur rechten Hand drei Windmühlen, in der Front die Stadt Lützen, der linke Flügel ragte ins freie Feld hinaus, jedoch gedeckt durch den Floßgraben, der von der Saale in die Elster führte. Die Geschütze beherrschten die Fläche vor ihnen. Die Reiterei wurde auf dem rechten und dem linken Flügel staffelweise dergestalt ausgetheilt, daß sie das Fußvolk nach der einen oder der anderen Seite wohl bedecken und zugleich mit demselben vorrücken konnte.

Der Schwedenkönig hätte gern beim ersten Grauen des Tages

[1] Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre 167.
[2] Burgus 318.
[3] Eben so auch der mitkämpfende Burgus 314.

angegriffen.[1] „Es ist aber wider Verhoffen ein dicker Nebel gewesen, daß nichts Fruchtbarliches auszurichten, mußte also der König des hellen Tages, bis der Nebel von der Sonne unterdrückt, erwarten.“ — „Nachdem nun der König das Morgengebet durch den Hofprediger Fabricius thun lassen, der Nebel allgemach durch die Sonne vertrieben, und es sich zu einem schönen Tage ansehen lassen, hat er alles Volk zu Roß und Fuß mit beweglichen Worten redlich zu fechten ermahnt. Einerseits an die Schweden und Finnen, andererseits an die Deutschen richtete er im Sinne seines Religionskrieges besondere Ansprachen.“[2]

„Nach solchem sagte der König[3]: ‚Nun wollen wir daran: das walt der liebe Gott! Und rief darauf mit heller Stimme und sprach: Jesu, Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu deines heiligen Namens Ehre!‘ — So zog er, nüchtern und ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, mit der ganzen Battaglia auf den Feind, und führte selber die Avantgarde. Zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags ging die Battaglia an, und ließ der Feind um diese Zeit die Stadt Lützen an zwei Orten in Brand stecken, damit wir ihm am selbigen Orte nicht einfielen. Mit dem schwedischen blauen und dem gelben Regimente wurde avanciert und fünf Schüsse aus groben Stücken in den Feind gethan. Er dagegen hatte, weil vor uns nichts als das flache Feld, einen fünffachen Vortheil voraus: den Floßgraben, die Brustwehr, die Musketiere, die Cürassiere, und dann das grobe Geschütz, aus welchem er nach unseren fünf Schüssen eine achtzig[4] wiederum auf uns gethan. Gleichwohl haben sich die Unserigen so tapfer gehalten, daß sie ihm den Graben und die Brustwehr abgenommen, und zwischen 12 und 1 Uhr sieben Stücke Geschütz, auch etliche Fahnen und Cornet erobert, und ist hierzwischen beiderseits das Treffen so gar ernstlich gewesen, daß viel Volkes geblieben.“

Um diese Tageszeit trat ein besonderes Ereignis ein.

In dem angeführten schwedischen Berichte heißt es am Schlusse[5]: „Bei dieser Relation kann ich nicht vorbei, nachfolgende Worte zu erwähnen, welche des hochseligen Königs M. oftmals und noch drei Tage vor der Schlacht zu H. Dr. Fabricio in Naumburg geredet: ‚Mein H. Doctor, die Sachen stehen alle wohl und geht alles nach Wunsch; aber

[1] Der Bericht bei Söltl III, 329. Er liegt unverkennbar dem bei Chemnitz 462 zu Grunde.

[2] Söltl III, 329. Bei Chemnitz 462 viel ausführlicher.

[3] Der Bericht bei Söltl III, 330. [4] A. a. O. 330. [5] A. a. O. 335.

ich sorg, ich sorg, weil mich Jedermann so sehr veneriert und gleichsam für einen Gott hält: es werde mich Gott einmal strafen. Aber Gott weiß, daß es mir nicht gefällt. Nun es gehe, wie es der liebe Gott will, so weiß ich, daß er die Sache, weil es zu seines Namens Ehre gereicht, vollends hinaus führen wird.'"

Nach der Sachlage gründete sich diese Verehrung des Volkes vor dem Schwedenkönig wesentlich auf die Hoffnung des Schutzes von ihm gegen den furchtbaren General Holk, vor welchem viele Landbewohner in die Städte geflüchtet waren. Die Härte dieses Dänen Holk gegen das wehrlose Volk in Kursachsen entsprach nicht dem Willen Wallensteins. Dessen Befehl an Gallas, einige Wochen zuvor, lautete[1]: „Bitte der Herr halte scharfe Justiz und sehe, daß den Bauern und Landleuten das Geringste nicht mehr genommen wird; denn wir müssen unser Winterquartier daselbst haben und davon leben." — Dagegen hatte zur selben Zeit für das ebenso wehrlose Bayern Gustav Adolf dem Pfalzgrafen von Birkenfeld den Befehl gegeben, daß „das Land auf den Grund verhergt werde".[2]

In welcher Weise dieser Befehl ausgeführt wurde, meldet in denselben Tagen, am 19. October, der Kurfürst Maximilian dem Cardinal Barberini in Rom.[3] „Mit welcher Härte und Grausamkeit der König von Schweden in den vergangenen Monaten Bayern und dessen Einwohner hat behandeln lassen, werden Ew. Em. bereits erfahren haben. Es genügte ihm nicht mit Feuer und Schwert über alles herzufahren, die armen unschuldigen Einwohner, ohne Rücksicht auf Alter noch Geschlecht, in Stücke zu zerhauen: seine Wuth gegen die katholische Religion stieg dahin, daß er begann die Kirchen und die heiligen Gegenstände zu verstören, indem seine Soldaten an vielen Orten fluchwürdige Dinge begingen, und alles das im Beisein des französischen Gesandten St. Etienne, des Verwandten von Pater Joseph, während er sich in München befand, so daß er von dem Geschehenen Zeugnis ablegen kann."

Jene Ahnung des Schwedenkönigs erfüllte sich durch seinen Tod bei Lützen. Die Berichte darüber aus den ersten Tagen weichen von einander ab. Vorzuziehen scheint daher derjenige, welchen die Königin Maria Eleonora reichlich vierzehn Tage später, am 22. November/2. December, wo die verschiedenen Aussagen sich geklärt haben konnten,

[1] Förster II, 267. [2] Oxenstiernas skrifter II[1], 852.
[3] Abgedruckt bei Gregorovius 142.

von Erfurt aus durch Adam Heinrich Pentz an den FM. Horn schreiben ließ.[1] „Demselben," heißt es da, „wird sonder Zweifel sattsam wissend sein, welcher Gestalt J. Kön. M., als dieselben am 4/14. November zu Naumburg vernommen, daß der Feind von Weißenfels aufbrechen und sich separieren wollte, Wallenstein auf Leipzig, Pappenheim auf Halle gehend — am 5/15. November bei Weißenfels, eine große halbe Meile diesseits, Rendezvous gehalten und allda beschlossen, dem Wallenstein nachzugehen. Noch am 5/15. November wurde ein Theil von dessen Quartier eine halbe Meile diesseit Lützen erreicht. Am folgenden Tage gar früh, bevor Pappenheim zurückgerufen werden konnte, wurde gegen Lützen geeilt. Um 9 Uhr daselbst angekommen, fand der König den Feind bei der Stadt in einer Stellung, deren Vortheile er alle, namentlich für die Pflanzung seiner Artillerie, sich zunutze gemacht. Dessen ungeachtet ist der König mit dem rechten Flügel, in welchen alle schwedische und finnische Reiter gestellt gewesen, fortgegangen, hat selber angeführt, wobei er vor des Obersten Steinbock acht Compagnien gehalten, die etwa 250 Pferde betragen. Und weil gleich dort, wo der König den Angriff thun wollen, sich vor ihm zwei lang ausgehende Gräben befunden, über welche der König mit der Cavallerie nicht wohl kommen können, so hat er zwischen den Gräben einen Grasweg ersehen, über den man nur in Zugsordnung marschieren können. Dies hat der König mit bemeldetem Regimente Steinbock verrichtet. Sobald er hinüber gewesen und die Truppen sich wieder gereiht, hat der König, unerwartet der übrigen Reiterei, welche langsam über den Weg filieren müssen, den Anfang mit Scharmützieren gemacht. Er ist gleich an 20 Compagnien Cürassiere gerathen und auf sie getroffen, welche aber wegen des dicken Nebels, wie stark sie gewesen, nicht erkannt werden können. In dieser Charge ist dem Könige der linke Arm über dem Gelenke entzwei geschossen worden, und als er die Reiter zu ralliieren gesucht, ist er in eigener Person von den Feinden, unter welchen Einer gewesen, der ihn gekannt haben soll, verfolgt. Wegen des dicken Nebels ist der König dann von den Truppen abgekommen, und hat Niemanden als den Leibknecht Andres, den Herzog Franz Albrecht von Sachsen, Kammerjunker Truchseß und einen Pagen bei sich gehabt. Von diesen haben sich, weil der Feind so stark gewesen, die Letztgenannten retiriert, der Leibknecht Andres aber bei dem Könige sich erschlagen lassen. In solcher Verfolgung hat der König noch einen Schuß von hinten durch den Rücken

[1] Kriegsacten F. 98.

und einen durch den Kopf bekommen, ist alsbald vom Pferde gefallen, aber von unseren Reitern, daß er nicht in der Feinde Hände gerathen, entsetzt worden. So hat er sein königlich heroisches Leben und zwar bald bei Anfang der Bataille, zwischen zwölf und ein Uhr einbüßen müssen."

Andere Berichte geben an, daß allerdings die Leiche des Königs eine Zeitlang in den Händen der Feinde gewesen, dabei völlig ausgeplündert, dann aber von den Schweden wieder erlangt sei.

Kurz darauf erfolgte auf kaiserlicher Seite ein anderer wichtiger Todesfall.[1] „Die schwedische Infanterie hatte es bereits dahin gebracht, daß die Kaiserlichen, ungeachtet aller tapferen Gegenwehr, nachdem ihnen ihre Pulverwagen angegangen und großen Schaden verursacht, schon anfingen zu wanken und daran waren zu fliehen. Aber eben zu solcher Stunde ist der Graf Pappenheim mit acht Regimentern zu Roß von Halle her eingetroffen. Sobald er etliche Schweden gefangen bekommen, hat er sie am ersten gefragt: an welchem Orte der König commandiere — und als er vernommen, daß der König den rechten Flügel führe, ist er ohne weiteres Bedenken gerade auf denselben losgegangen und mit solchem Nachdruck eingesetzt, daß die Schweden sich wenden und ihm die Oberhand lassen müssen. Da ist allererst der Ernst angegangen, indem auch die flüchtigen Kaiserlichen sich wieder recolligiert, und mit Hülfe der Pappenheimer auf das Geschütz, welches die Schweden ihnen zuvor abgenommen, zugeeilet, um dasselbe zu recuperieren, und mit solchem Succeß gefochten, daß die Schweden es und allen vorigen Vortheil zum zweiten Male fahren lassen müssen. Und es war wunderlich zu sehen, wie allzuhitzig in einer halben Stunde das gelbröckichte schwedische Regiment also niedergemacht worden, daß man sie hernach eben in der Ordnung todt bei ihren Waffen liegen sah, wie sie ein wenig zuvor mit großer Bravada und Tapferkeit lebendig gestanden."

„Gleichwohl aber ist der Graf von Pappenheim mit zwei Musketenkugeln — wie man es in seinem Wams, so er damals angehabt, noch sehen kann — geschossen worden. Darauf ist sein Trompeter dem Roß in die Zügel gefallen, um ihn aufzuhalten: darüber er sich unwillig erzeigt und also verwundet noch abermals hat ansetzen wollen. Letzlich hat der Trompeter ihn in eine Kutsche gebracht, sich zu ihm hineingesetzt

[1] Khevenhiller XII, 193. K. hat sichtlich außer dem Berichte des Diodati, noch andere vor sich gehabt.

und im Arme gehalten. Als der Verwundete aber angefangen gar schwach zu werden, hat er stetigs laut gerufen: ‚Jesus Maria!‘ — mit Vermelden: ‚Ist denn gar kein Mensch vorhanden, der mir das Blut stillen kann?‘ Dann hat er Gott und dem Kaiser seine Gemahlin, sein Kind und alle die Seinigen empfohlen, und mit abermaligem Anrufen des süßen Namens Jesu seinen Geist dem Schöpfer seliglich aufgegeben, vorher aber alleweil gefragt, ob die Kaiserlichen obsiegen. — Die Nacht zuvor hat er mit Beten zugebracht, und des Morgens früh gebeichtet und communiciert, mit gänzlichem Vorhaben, sein Äußerstes zu thun, den König aus Schweden in der Schlacht anzutreffen und sein Heil an ihm zu versuchen. — Hergegen hat auch der König den von Pappenheim seines Valors, seiner Unmüßig- und Geschwindigkeit halber zu sehen verlangt, und hat Gott gewollt, daß diese beiden, so große Helden geheißen, in Einer Stunde, mit großem Lobe bei Feinden und Freunden, ritterlich streitend umkommen.“

Das Erscheinen Pappenheims hatte die Schlacht wieder zum Stehen gebracht. Sein Tod wirkte entmuthigend auf die Reiterei, von welcher ein großer Theil floh und nicht zu fliehen aufhörte, bis er Leipzig erreichte und dort die Bagage des eigenen Heeres plünderte.[1] Die Flucht ward den Schweden verdeckt durch den Nebel. Es ist merkwürdig, von der einen Seite,[2] wie von der anderen[3] das Lob des Nebels zu vernehmen, der die jeweilige Unordnung verhüllt habe. Eben darum auch war eine Übersicht, eine einheitliche Leitung nicht möglich, weder auf der einen Seite, noch der anderen. Auf beiden Seiten finden wir Namen mit Ruhm und Ehren genannt, auf schwedischer Bernhard von Weimar und Knyphausen, auf kaiserlicher Seite Wallenstein selber und namentlich Piccolomini, der an Pappenheims Stelle tretend den Feuereifer desselben ererbt zu haben schien. Es ward gestritten beiderseits mit höchster Erbitterung und schweren Verlusten, bis die einbrechende Dunkelheit zum Aufhören zwang. „Dann ward beiderseitig zum Rückzuge geblasen.“[4]

Inzwischen war auch die Infanterie Pappenheims unter Merode und Reinach von Halle her eingetroffen. Sie waren kampfbegierig. Der

---

[1] Burgus 315. [2] A. a. O. Khevenhiller XII, 194. [3] Söltl III, 331.
[4] Burgus 326: tunc uterque exercitus receptui cecinit.

General Holk jedoch gebot ihnen Halt.[1] Er eröffnete den widerstrebenden Obersten: weil das Kriegsvolk gar matt und aus Mangel an Proviant kein Mittel dasselbe zu erquicken, halte Wallenstein es nicht für rathsam, die Soldaten einer Erneuerung des Kampfes am nächsten Morgen auszusetzen. Demnach mußten die Pappenheimischen Obersten widerwillig sich fügen. Es wurden Wachtfeuer angezündet, und dann der Abmarsch mit stiller Trommel nach Leipzig angetreten.

„Beide Theile," sagt der Bericht Diodatis, „weil die Pferde theils ausgerissen, theils niedergeschossen waren, verließen die Stücke im Felde." Demgemäß fielen diese demjenigen zu, der auf dem Schlachtfelde ausharrte. Die Schweden, denen der Abzug der Kaiserlichen nicht verborgen blieb, lagerten noch in der Nacht bei den Windmühlen. Die Zahl der auf diese Weise genommenen Kanonen wird von schwedischer Seite auf 22 angegeben.

In Leipzig angelangt faßte auch Wallenstein, am 17. November, den Hergang zusammen in einen Bericht an Aldringen, dem er einige Tage zuvor gestattet, der Übereinkunft gemäß mit Maximilian zu handeln. Der Bericht lautet wie folgt.[2] „Nachdem vorgestern der König sich resolviert auf mich zu gehen, und denselben Tag nur eine kleine halbe Meile von mir im Felde Halt gemacht, auch die ganze Nacht in Battaglia daselbst gehalten, habe ich mein Volk auch zu Feld geführt, und den Grafen Pappenheim nach Halle geschickt und dieselbe ganze Nacht in Battaglia gehalten. Mit Tagesanbruch hat sich alsbald der König präsentiert, der Graf von Pappenheim ist auch mit der Cavallerie angelangt: alsdann um zehn Uhr ist die Schlacht angegangen mit einer solchen Furia, daß Niemand je Solches gesehen noch gehört hat. Denn von zehn Uhr an bis in die finstere Nacht ist ein Treffen nach dem anderen geschehen, mit der größten Resolution von der Welt. Denn dem Feinde sind ganze Regimenter, wie sie in Battaglia gehalten, niedergemacht worden. Auf unserer Seite sind auch etliche tausend Mann geblieben, die meisten Officiere todt oder verwundet, der Graf von Pappenheim auch todt in dem ersten Treffen. Man sagt, der König solle auch todt sein. Gegen die Nacht aber ist unser Volk so desperiert gewesen, daß die Officiere die Reiter und Knechte bei ihren Truppen

[1] Aretin, Wallenstein. U. 42. Für die anderen Angaben der Bericht Diodatis, und Burgus 327. Schärfer bei Dvorský 29.

[2] A. a. O. 41.

nicht haben halten können. Daher habe ich mit Gutachten der Häupter resolviert, bei der Nacht mit dem Volke hierher nach Leipzig zu retirieren. Hier werde ich heute Halt machen. Man berichtet mir auch, daß des Königs Volk sich ebenmäßig wieder nach Naumburg retiriert habe. Morgen marschiere ich nach Chemnitz, mich mit dem Grafen Gallas zu vereinigen und dem Feinde den Kopf zu bieten. Es wird derowegen der Herr alle und jede Impresen, sie seien auch von was für Importanz sie immer wollen, stehen lassen und sich in continenti mit allem kaiserlichen Volke nach Eger incaminieren, und allda fernere Ordinanz von mir erwarten, welchem allem der Herr unfehlbarlich, und ohne einige Dilation und Exception nachkommen wolle, dieweil ich keine Excusa, sie sei auch wie immer sie sein kann, admittieren werde." „PS. Ich habe vom Feinde über die 30 Standarten und Fähnlein bekommen, er von mir nicht 5 oder 6 zum allermeisten."

Es fragt sich also um die Ausführung dieses Befehles. Nach dem Berichte[1] des Kurfürsten Maximilian hatte Wallenstein bis dahin nicht bloß einmal, sondern wiederholt durch Befehl und Gegenbefehl der Übereinkunft von Coburg Lichtenfels zuwider gehandelt. Nun traf dieser Befehl Wallensteins an Aldringen ein. Darüber sagt[2] der Kurfürst Maximilian: „Wie man vor Rain gelegen, mit den Approchen nahe hinan kommen, Batterien gemacht, Schiffbrücken geschlagen und alle Vorbereitungen verfertigt, wodurch man diesen Ort hernächst hätte bekommen, den Feind der Enden entweder schlagen oder vertreiben, auch dem damals hoch bedrängten Elsaß und darin liegenden vornehmen Plätzen als Benfeld und anderen Luft machen können: da kommt nach vorüber gegangener Schlacht bei Lützen von dem Herzoge von Friedland abermals durch Schreiben vom Gallas an Aldringen Ordonnanz, daß er, Aldringen, alsobald ohne einigen geringsten Aufenthalt mit allem kaiserlichen Volke nach Böhmen marschieren solle. Also hat man die bereits auf ein Kleines gebrachte Belagerung von Rain mit Spott und Schande aufheben und abziehen müssen. Da doch der Herzog von Friedland vor dem Feinde keine Noth gehabt, und ermeldeter Feind in obbesagter Schlacht bei Lützen nicht allein schon das Feld quittiert (?) gehabt, sondern noch selbigen Abend der GW. Reinach mit 5000 Mann frischen Volkes, nicht weniger bald darauf der Gallas, so damals mit einem Corpo zu Chemnitz

[1] Aretin, Bayern. Urk. zum 3 und 4 A. 345. [2] A. a. O.

gelegen, zu dem Herzoge gestoßen. Zudem weil der Herzog allein den Winterquartieren in Böhmen zugezogen und nicht bedacht gewesen, dem Feinde dies Mal weiter den Kopf zu bieten, so hat er bei solcher Sachlage des Volkes unter Aldringen um so viel weniger und zwar gar nicht vonnöthen gehabt." — „Dies war aber nicht genug, daß der Herzog von Friedland das kaiserliche Volk aus Bayern abgefordert, sondern er behielt auch alles Volk, mit welchem Pappenheim und Reinach zu ihm gestoßen, dort bei sich, zusammt der Pappenheimischen Artillerie mit allem Zubehör, als Munition, Leuten, Pferden und Stücken, von denen er einen Theil ohne einige Begrüßung (des Kurfürsten) hernach gar zerschlagen und umgießen lassen. Und hat der Herzog damals, als er zuvor seine Artillerie bei Lützen im Felde stehen lassen, eine andere Artillerie gar nicht mehr gehabt außer dieser Pappenheimischen, die noch vom Grafen Tilly hergerührt."

Thatsächlich also erlangte Wallenstein auf kaiserlicher Seite für sich persönlich durch und in Folge der Schlacht von Lützen dasjenige, was Gustav Adolf auf seiner Seite bei dem Widerstreben des Kurfürsten Johann Georg nicht hatte erreichen können: das Directorium über alle Streitkräfte, bis auf die wenigen noch übrigen bayerischen.

Indem dann aber Wallenstein mit den ihm verbliebenen Truppen, die wie aus jener Schrift des Kurfürsten Maximilian sich ergibt, den feindlichen überlegen waren, die Verwirrung der Gegner, wie sie die unvermeidliche Folge des Todes von Gustav Adolf sein mußte, nicht ausnutzte, sondern statt dessen den Rückzug nach Böhmen antrat, gab er in so weit den Gegnern das Recht, den Tag von Lützen als ihren Sieg in Anspruch zu nehmen.

Dagegen blieb die eine Thatsache, in sich selber wichtiger als eine gewonnene oder verlorene Schlacht: der Tod des Schwedenkönigs.

32. Überblick des Standes der Dinge nach dem Tode Gustav Adolfs.

Die Kugel, welche bei Lützen dem Leben des Einen Mannes Gustav Adolf ein Ziel setzte, durchschnitt damit zugleich eine Reihe von Entwürfen und Begehrlichkeiten so umfassender Art, wie wenige Sterbliche sie gehegt haben. Diese Plane waren nicht erst aus den Erfolgen des Schwedenkönigs in Deutschland geboren. Wie sein Vater Carl IX. sich des Namens der Religion als der Fahne bedient hatte, um die Krone

zu nehmen, die nicht sein war: so hatte der kriegesdurstige Sohn von früher Jugend an sich gesehnt, unter dem Namen derselben Fahne in die aufgelockerten Zustände des römischen Reiches deutscher Nation einzugreifen, und mit seiner energischen Hand die Velleitäten der Aggressive dort gegen den rechtlichen Besitzstand seinem Interesse dienstbar zu machen. Diese Entwürfe beschränkten sich jedoch nicht auf Deutschland. Bereits im Jahre 1626 während seines Kampfes mit Polen hatte Gustav Adolf seinem Schwager Bethlen Gabor gegenüber sich selber als die Sonne eines neu aufsteigenden Imperiums hingestellt.[1] Damals waren die Entwürfe des Schweden über seine Einmischung in den deutschen Krieg noch unbestimmt, unklar, abhängig von der Zustimmung anderer Mächte. Sie erhielten den festen Punct des Ansetzens erst durch Wallensteins eben so thörichte wie ungerechte Belagerung von Stralsund. Erst nach dem Gelingen der Einmischung dort gestaltete Gustav Adolf mit einem Scharfblicke ohne Gleichen in der Ruhe zu Upsala den Plan aus, der nicht einen Theil von Deutschland ins Auge faßte, sondern die Gesammtheit.

Wie der Einbruch selber ihm erleichtert war durch die Bramarbas-Eigenschaften des Generals, auf den der Kaiser ein niemals gerechtfertigtes Vertrauen gesetzt: so hatte auch der schwere Druck, den das übermäßige Heer der Wallensteiner fünf Jahre lang auf die deutschen Länder ausgeübt, die Gemüther zum Widerstande gegen den fremden Eroberer weniger willig gemacht, nicht jedoch so sehr daß irgend ein deutsches Land, irgend eine deutsche Stadt seinen Einbruch willkommen geheißen hätte. Eine Ausnahme davon machte nur das ochlokratisch zerwühlte Magdeburg. Der Mangel an Mitteln zwang den Schwedenkönig, zur Fortsetzung seines Werkes französisches Geld anzunehmen, und darum seinen Plan des Religionskrieges nicht aufzugeben, aber doch in etwas zu beschränken. Die Hinopferung Magdeburgs, die Ausnutzung der Vortheile, welche mittelbar ihm zuwuchsen durch die Unklarheit und Unentschlossenheit der Kriegsherren Tillys und ihrer den General lähmenden Befehle, bereiteten den Erfolg des Schweden bei Breitenfeld vor, der mit Einem Schlage die Dinge völlig wandte, und, wie er dem Schweden freien Spielraum gab, wenigstens vor den Deutschen seinen Religionskrieg zu predigen, so zunächst die erreichbaren Länder von Kirchenfürsten

[1] Aufgefangenes Schreiben von G. A. an B. G. vom Juli 1626, in Kriegsacten F. 69. Darin sagt G. A. von den Polen: Qui omnes Regem senio invalidum detestantur novum exorientis Imperii solem ad primos motus adoraturi.

als seine Kriegesbeute ihm zu Füßen legte. Wir haben gesehen, wie er in Halle, in Erfurt, in Würzburg, in Mainz, später auch in der freien Reichsstadt Augsburg den Huldigungseid für ihn und für seine Erben an der Krone Schweden forderte und erhielt. Aber er wollte mehr. Er schauete zugleich aus nach der Krone von Polen. Er ließ durch seinen Gesandten dem Reichstage in Warschau verkünden, daß er gedenke die Kronen von Böhmen und Ungarn mit der polnischen zu vereinigen. Er ließ für diese seine Zwecke in Constantinopel werben um die Hülfe von Türken und Tartaren, und fand Geneigtheit, wenn nur nicht der Perser drohend im Osten stände. Er eröffnete dem Venetianer Batilli, daß er nach Italien gehen werde, um auch dort das Haus Österreich zu bekriegen, also dort die Länder zu nehmen, welche dem König Philipp IV. von Spanien gehörten. Er entsandte zugleich einen Agenten nach Schlesien, um die Stände dieses Landes durch Versprechungen für seine Herrschaft willig zu stimmen. Es wird berichtet, daß auf die Frage eines französischen Gesandten, wo er seinen Eroberungen eine Grenze setzen werde, er geantwortet habe[1]: „Da wo es mein Interesse fordert".

Nur auf die eigenen Worte des Schwedenkönigs ist in dem Vorstehenden Rücksicht genommen. Es erwächst daraus die Frage nach seinem letzten Ziele. Man hat gesagt, daß er nach der römischen Kaiserkrone trachtete. In der Wirklichkeit gibt es politisch kaum einen schärferen Gegensatz als zwischen der Idee des einstigen römischen Kaiserthumes, vertreten durch die niedersächsischen Heinriche und Ottone, die Schirmvögte der Kirche, und andererseits der Persönlichkeit des Schwedenkönigs, dem auf deutschem Boden der Ruf des Religionskrieges gegen die Eine und allgemeine Kirche als eins seiner gewichtigsten Kampfesmittel diente. Niemand kann sagen, ob oder wo der Schwedenkönig sich für seine zu erobernde Herrschaft eine Grenze gesetzt. Entsprechend den eigenen Worten, mit welchen er ausgezogen[2]: „Für mich ist keine Ruhe mehr zu erwarten, es sei denn die ewige Ruhe" — war die alleinige Grenze für ihn die Todeskugel, die ihn bei Lützen traf.

Von nicht-katholischer Seite ist zu Gunsten des erobernden Schwedenkönigs oft gesagt, daß er den Protestantismus in Deutschland gerettet habe. Diese Behauptung schließt eine petitio principii in sich. Denn es wäre zuvor zu beweisen, daß der Kaiser Ferdinand II. den Prote-

[1] Arkenholz II, 395. [2] Geijer III, 160.

stantismus, oder, wie wir für die Zeit, die jenes Wort nicht kannte, richtiger sagen, die Territorial-Kirchenthümer Augsburgischer Confession, bedroht habe. Dies war nicht der Fall. Ferdinand II. hielt fest an dem Augsburger Religionsfrieden, den er in seiner Wahlcapitulation beschworen hatte. Dieser Vertrag von Augsburg sicherte die Territorial-Kirchenthümer der Reichsstände. Die Instructionen der kaiserlichen Feldherren, erst Tillys, dann Wallensteins, legten ihnen ausdrücklich auf[1]: „vornehmlich daß er den Prätext der Religion, dessen unsere Feinde bisher am allermeisten zu Bedeckung ihrer rebellischen Anschläge und Interessen sich meisterlich gebraucht, so viel möglich benehmen, und, unseren kaiserlichen Patenten gemäß, denjenigen, die zu unserem Gehorsame treten, von unseretwegen zusage und verspreche, in ihrer Religion und Ceremonien der Augsburgischen Confession keinen Eintrag zu thun.“ — Dieser Instruction gemäß hatten die kaiserlichen Feldherren gehandelt. In keinem Lande und keiner Stadt, deren Territorial-Kirchenthum sich auf den Religionsfrieden von Augsburg gründete, nicht in Pommern noch in Mecklenburg, nicht in Holstein noch in Lüneburg, nicht in Kurbrandenburg noch in Kursachsen, noch wo immer sonst, hatten sie das zu Rechte bestehende Territorial-Kirchenthum beschränkt oder gestört, noch überhaupt in irgend einer Weise sich eingemischt. Es bedurfte also nicht einer Rettung dessen, was nicht gefährdet war.

Dagegen pflegt man Nachdruck zu legen auf das Restitutions-Edict, dessen Ausführung der Schwedenkönig verhindert habe. Aber dies Edict war die Consequenz der Rechtsanschauung des Kaisers Ferdinand II. und mit ihm aller Katholiken und vieler Nicht-Katholiken. Auch darin, wie desgleichen in Betreff der Reichsstadt Augsburg, war die Rechtsbasis des Kaisers der von ihm beschworene Vertrag des Religionsfriedens von Augsburg. Wie er nicht zurückforderte, was sein Großvater Ferdinand I. durch diesen Vertrag hingegeben: so verlangte er dagegen auch die Erfüllung dieses Vertrages voll und ganz, also die Zurückstellung dessen, was über diesen Vertrag hinaus und darum wider denselben abhanden gekommen war. Er verlangte dies nicht als Partei, sondern auf die Beschwerde der katholischen Reichsstände kraft seines kaiserlichen Amtes als der Oberrichter der Gesammtheit des Reiches. Das Restitutions-Edict war eine interne Angelegenheit desselben, also nur nach den Rechtssatzungen desselben zu beurtheilen.

---

[1] Vgl. Bd. II, 473.

Auch hat nicht deshalb der Schwedenkönig sich in Deutschland eingemischt. Sein Wunsch dies zu thun, ist erkennbar von 1613 an, wird stärker von 1618 an, wird zum festen Plane 1624 und 25, erlangt den längst ersehnten Eingangspunct im Jahre 1628, also vor dem Erlasse des Restitutions-Edictes. Nicht also, um die Ausführung dieses Edictes zu hindern, brach der Schwedenkönig in Deutschland ein, sondern um zu nehmen, was nicht sein war, darunter auch das Erzbisthum Magdeburg, welches in dem Restitutions-Edicte mit befaßt wurde. Insofern allerdings wurde das Restitutions-Edict durch den Einbruch des Schweden praktisch erledigt.

Einer der Bewunderer Gustav Adolfs hat eine Rede desselben überliefert, die er einleitet mit den Worten[1]: „Das Urtheil Gustav Adolfs über die Eroberer verdient hier eine vorzügliche Stelle.“ Dann heißt es weiter: „Es lobte Jemand das Glück seiner Waffen in Deutschland, und behauptete in seiner Gegenwart, daß seine Unternehmungen und Heldenthaten Wunder der Vorsehung wären. Ohne ihn hätte sich das Haus Österreich einer allgemeinen Oberherrschaft angemaßt und die protestantische Religion ausgerottet. Die Wunderwerke seines Lebens wären sichere Beweise, daß Gott ihn zum Heile der Menschen hätte geboren werden lassen, und daß sein großer Heldenmuth ein Geschenk der göttlichen Allmacht und ein sichtbarer Beweis der göttlichen Gnade wäre. — Darauf antwortete der König: ‚Sagt vielmehr, daß es ein Merkmal des göttlichen Zornes sei. Ist der Krieg, den ich führe, ein Hülfsmittel, so ist er doch viel unerträglicher als Euer Übel. Gott schreitet niemals von der Mittelstraße zum Äußersten, als wenn er Jemanden strafen will. Es ist ein Beweis seiner Liebe gegen ein Volk, wenn er dessen Königen gewöhnliche Seelen gibt. Derjenige, der keinen gar zu hohen Geist hat, macht nicht leicht übertriebene Anschläge. Die Ehr- und Ruhmbegierde lassen ihn in Ruhe. Wenn er seinen Geschäften obliegt, so sind seine Länder desto glücklicher. Und überläßt er einem seiner Unterthanen einen Theil seiner Sorgen und seiner Gewalt, so kann doch daraus nichts Schlimmeres entstehen, als daß dieser auf Unkosten des Volkes sein Glück macht, durch einige Auflagen selbst Geld sammelt, seine Freunde empor hebt, und von seines Gleichen gehaßt und beneidet wird. Alles dies ist ein sehr kleines Unheil, und kann nicht

[1] Arkenholz II, 460.

mit demjenigen in Vergleich gestellt werden, welches die Ehrsucht eines großen Königs anrichtet. Diese ausschweifende Leidenschaft raubt ihm alle Ruhe und zwingt ihn sie auch seinen Unterthanen zu rauben. Er hält alle diejenigen, die sich ihm nicht unterwerfen wollen, für seine Feinde. Er ist ein Strom, der die Gegenden verwüstet, durch welche er fließt. Und da sich seine Waffen eben so weit als seine Hoffnungen ausbreiten, so erfüllt er die Welt mit Schrecken, Elend und Verwirrung.' — Diese Gedanken, setzt der Bewunderer des Schwedenkönigs hinzu, sind ohne Zweifel des großen Gustav Adolf würdig." — Auch ein Nicht-Bewunderer des Schwedenkönigs wird, wenn die Worte wirklich ihm angehören, ihnen als einem Beweise der Selbsterkenntnis seine Zustimmung nicht versagen.

Der ganze Krieg war bis zum Tode Gustav Adolfs das Werk dieses Einen Mannes, der ihn wider den Wunsch und die Neigung des schwedischen Volkes angefangen, ihn wider den Wunsch und die Neigung des deutschen Volkes diesem aufgezwungen hatte. Gustav Adolf hatte keinen Nachfolger, der sein Werk hätte aufnehmen können, keinen Erben seiner weit aussehenden Entwürfe. Seine einzige Tochter Christine war ein unmündiges Kind.

Und doch hinterließ er Erben seiner Gesinnung, welche, obwohl sie das königliche Verfahren des Nehmens im Großen für sich nicht anwenden konnten, dennoch, bei dem Zustande der Verwirrung und der Auflösung, in den der König das Reich gebracht, das Princip in kleinerem Maßstabe ein Jeder für sich zu bethätigen hofften. So die Häupter der Schweden, die dabei ihre Stütze fanden an Deutschen von ähnlicher Gesinnung.

Am Tage nach dem Treffen traten die Häupter des Heeres zur Berathung zusammen. Sie ließen durch einen der Secretäre des Königs dem Kanzler Oxenstierna ihre Meinung kund thun wie folgt.[1] „Die Consilia belangend, so ist es an dem, daß J. K. M. glorwürdigster Memorie vor Ihrem seligsten Ableben die Conjunction mit Kursachsen gesucht, den Kurfürsten unterschiedlich zum Vorrücken nach Altenburg ermahnt, und weil Derselbe sich mit der Gefahr wegen Gallas entschuldigt, der Feind auch von Weißenfels verrückt und sich getheilt, Pappenheim nach Halle, und Wallenstein, wie man sagte, nach Leipzig

[1] Arkiv II, 648. Wahrscheinlich ist Sadler der Verfasser.

gegangen — dannenhero J. K. M. rathsam erachtet sich Kursachsen in etwas zu nähern und also zur Conjunction zu vermögen, in der Hoffnung dabei etwas Vortheil über Wallenstein zu gewinnen — sind J. K. M. darauf aufgezogen, und als der Feind selbigen Tages über Verhoffen still gelegen, und Sie Gelegenheit gesehen, zwischen seine Quartiere einzukommen, sich resolviert das Hauptquartier zu Lützen, einem offenen Städtlein, aufzuschlagen, den Paß auch per forza erobert, von der Nacht aber überfallen und also des anderen Tages zur unglückseligen Battaglia geleitet worden."

„Diese Ihrer K. M. Intention haben die Herren Generale fortzusetzen für nöthig befunden, und dies um so viel mehr, weil Gallas mit seinen Regimentern zurückgefordert, Aldringen ebenmäßig avociert, und die Wallensteinische Armee zwar in Confusion, jedoch nicht so geschlagen, daß sie sich nicht redressieren und nebst den anderen Truppen wiederum eine schöne Armee machen könnte, unsere Armee aber trefflich verschwächt und nicht mit einer Corporalschaft Knechte vom Feinde her gebessert: dahero sie beschlossen, (um) sich mit dem bisher nicht dazu geneigten Kurfürsten zu conjungieren, selber nach Torgau zu gehen, und ihn zum devoir zu vermögen, oder, dafern er nicht wollte, nachgehends allein auf eine oder andere Partei des Feindes zu gehen, die Zusammenziehung zu verhindern, und ihm einen Respect vor der neuformierten Armee einzujagen. Brechen derhalben morgen auf. Gott gebe Glück dazu!" —

Aus diesem wie aus den anderen Schriftstücken[1] der Häupter jener Tage ist nicht ersichtlich, daß unter ihnen der Gedanke eines Friedens für das zermarterte deutsche Volk auch nur zur Erwähnung gekommen ist.

Voran unter diesen Häuptern standen damals Bernhard von Weimar und der GM. Knyphausen, welche beide nach dem Tode des Königs bei Lützen die Schlacht gehalten hatten, also zwei Deutsche im schwedischen Dienste. Sie waren unter sich über die Führung nicht einig. Der wirkliche Generallieutenant des Königs war Wilhelm von Weimar, der in Erfurt krank darnieder lag. Er beeilte sich, schon am 8/18. November seinen Bruder Bernhard zu seinem Stellvertreter zu ernennen.[2]

---

[1] A. a. O. 643 uf.
[2] A. a. O. 643, 644.

Wie bei dem Bruder Wilhelm, so hatte Bernhard auch sofort bei dem Kurfürsten Johann Georg gewirkt. Indem dieser am 11/21. seinen FM. Arnim aus Schlesien zu sich berief, nannte er nur Bernhard als das Haupt der schwedischen Armee. Der Tod des Königs hatte die dem Kurfürsten drohende Gefahr seiner Unterordnung unter die absolute Kriegsdirection hinweg genommen. Von Bernhard her hatte er eine Forderung solcher Art nicht zu besorgen. Er erklärte sich bereit,[1] am 11/21. November, sich in Person zu der Armee zu begeben. Er sprach dem Herzoge Bernhard „die vetter- und väterliche Zuversicht, auch das freundliche Ersuchen aus: Sie werden und wollen von diesem hochlöblichen gemeinnützigen Werke, und dem bisher gegen das evangelische Wesen erwiesenen rühmlichen Eifer nicht aussetzen, sondern fürder dabei in guter Vorsichtigkeit Dero tapferes Gemüth, mit Zuziehung unserer und des Herzogs Georg von Lüneburg Regimenter, blicken und scheinen lassen."

Die Richtung der Entschlüsse des Kurfürsten Johann Georg, die in diesen Worten sich kund gibt, ist ein schweres Moment für die Geschicke der deutschen Nation. Es lag damals in seiner Hand und die Umstände schienen ihn wie aufzufordern, die Führung der nicht-katholischen Deutschen, die der Schwedenkönig ihm entwunden, durch die That wieder aufzunehmen, und als das Haupt derselben mit dem, wie Johann Georg wissen konnte und wissen mußte, allezeit dazu willigen Kaiser einen Frieden anzubahnen, den die unendliche Mehrheit des deutschen Volkes wie eine Erlösung begrüßt haben würde. Dagegen findet sich in dieser ersten Kundgebung Johann Georgs nach dem Tage bei Lützen von einer Friedenswilligkeit kein Wort. In seiner Umgebung herrschte eine andere Stimmung vor, als deren hauptsächlicher Vertreter der Oberhofprediger Hoe von Hoenegg erscheint, der, wie immer, die Segel seiner Beredtsamkeit zu stellen wußte nach dem Erfordernisse des Windes. Hoe hatte bereits im November des Jahres zuvor dem schwedischen Gesandten Nicolai seine Dienstleistungen angetragen[2] und dann wiederholt bethätigt.[3] In einer, wie Chemnitz sagt,[4] „über alle Maßen beweglichen Klagepredigt" — pries er „die Verdienste des Schwedenkönigs um Gott, um seine Ehre, um die wahre evangelische Lehre und die deutsche Libertät und Freiheit".

[1] A. a. O. 652. [2] Irmer I, 60.
[3] A. a. O. 106, 251, 259, 263.
[4] Chemnitz 468.

Es mochte dem Kurfürsten Johann Georg damals nicht klar werden, daß er, wenn auch dem absoluten Directorium des Königs entkommen, dennoch, indem er der Lockung solcher Stimmen folgte und die schwedischen Schlagworte, die er in besseren Tagen der Wahrheit gemäß verneint hatte, sich aneignete, thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, dem schwedischen Interesse des Nehmens vom deutschen Eigenthume dienstbar werden mußte.

Denn die erste Willensäußerung,[1] die wir von dem Kanzler Oxenstierna vernehmen, damals in Frankfurt a/M., am 14/24. November, ist diejenige der Fortsetzung des Krieges im Namen der Krone Schweden. In ihrem Namen will er die Armeen beisammen halten, die festen Plätze nach Vermögen behaupten, die Reichsstände zur Fortsetzung der bisherigen Allianzen bewegen, bis die Entscheidung darüber aus Schweden erfolgen kann: „ob man dort begehrt, daß wir entweder mit Sicherheit und ohne Schaden dies Kriegswesen aufgeben oder auch damit weiter fortfahren sollen.“ Weiter schon ging in seinen Vorschlägen für „die Erhaltung und Beförderung der Wohlfahrt sowohl des Vaterlandes als des evangelischen Wesens“ der General Johann Banier.[2] Er trug dem Kanzler Oxenstierna das Directorium an mit dem FM. Horn und ihm selber zur Seite, für den Fall, daß sich irgend ein Reichsfürst „unterstehen wollte, sich einen Anhang zu machen und durch widerwärtigen Humor das gemeine Wesen zu perturbieren, wie auch Kursachsen bei dieser Gelegenheit vielleicht durch Arnim sein Spiel ausspielen würde.“

In ähnlicher Weise redete der schwedische Minister Salvius in Hamburg. Er schrieb[3] an den Pfalzgrafen Johann Casimir in Stockholm: „In welche Ungelegenheit durch den Tod des Königs die Krone Schweden und das ganze evangelische Wesen gerathen ist, brauche Ewr. F. Gn., die darüber viel besser als ein Anderer urtheilen können, ich nicht zu melden. Im Königreiche haben wir ein misgestimmtes Volk, von welchem man Zusammenrotten und Aufruhr befürchten muß. Draußen Abfall und Feindseligkeit.“ Dagegen schlägt Salvius seine Hülfsmittel vor. Eins derselben ist: „daß man hier in Deutschland bei den aufgerichteten Allianzen bleibe, bis man einen redlichen und sicheren Frieden sowohl mit dem Kaiser als mit Polen erlange.“ Salvius zeichnet die

[1] Arkiv II, 653. An Salvius.

[2] A. a. O. 665. Aus Augsburg, vom 20/30. November.

[3] A. a. O. 671.

Stimmung im Kreise Niedersachsen[1]: „Die Wohlgesinnten wünschen uns Muth und Fortsetzung des Krieges, bis man einen allgemeinen, sicheren, untadelhaften Frieden haben kann. Die Anderen rathen zur Absonderung von uns Schweden, wollen unterhandeln über die Art, wie sie uns völlig vom deutschen Boden abschieben, oder auch uns für unsere Mühe ein Butterbrot geben und uns damit abspeisen können. Die Meisten achten auf Kursachsen, in der Meinung nach dem Kurfürsten und nach Dänemark sich zu richten." — Wir haben bereits gesehen, daß das Verhalten des Kurfürsten Johann Georg die Fortsetzung des Krieges in sich schloß.

Es handelt sich um das Verhalten des Kaisers auf die Nachricht von Lützen.

Die Meldung ward in Wien mit großer Freude vernommen.[2] Bei Vielen ging die Rede: der Tod des Schweden habe den Krieg entschieden: für eine Besorgnis sei nicht mehr Raum. Unbewegt erwiederte der Kaiser: „Lasset uns in Demuth voranschreiten und in Ergebung Gott die Sache befehlen."

In den ersten Tagen des Monates December traten die geheimen Räthe zusammen, mit dem Könige Ferdinand III. ihrer elf.[3] Das Gutachten derselben faßt den Tag von Lützen als Sieg auf, jedoch beschränkt. „Die Victorie beruht vornehmlich auf dem Tode des Schwedenkönigs. Sie ist nicht eine so absolute, daß darauf Submission zu hoffen. Der Feind hat große Vortheile. Alle Akatholiken stehen auf seiner Seite. England, Frankreich, Dänemark, die Generalstaaten sind für ihn. Dagegen kann der Kaiser den Krieg lediglich aus den Mitteln seiner Erbländer führen. Daher ist zwar der Sieg so viel möglich zu verfolgen, zugleich jedoch, wie der Kaiser immer gethan, der Friede zu erstreben. Dafür gibt es zwei Mittel: Tractaten und der Nachdruck der Waffen."

Diese Mittel werden dann erwogen. „Bei den Vortheilen der Gegner und der eigenen Schwäche ist von Tractaten wenig zu hoffen. Sie würden hinaus laufen auf die Worte, die Arnim zu Walmerode gesprochen: nicht eher würden die Gegner Frieden machen, als bis sie es dahin gebracht, daß der Kaiser alle ihre Bedingungen bewilligen müsse.

[1] A. a. O. 675.

[2] Lamormaini 100. Andere Nachrichten über das Verhalten Ferdinands II. sind nicht verbürgt.

[3] Protokoll in Kriegsakten F. 98, vom 5. bis 10. December. Ich ziehe dasselbe stark zusammen.

— Eben so wenig ist bei der Übermacht der Feinde durch den Nachdruck der Waffen aus dem Werke zu kommen."

„Es fragt sich daher, was einstweilen zu thun. Man kann nur dahin trachten, die Zahl der Feinde zu verringern. Dabei kommen in Betracht die Könige von England, Frankreich, Dänemark."

Von hier ab ist das Gutachten ausgestattet mit der Kritik eines oder mehrerer der geheimen Räthe. Jenes schlägt Anknüpfung mit den Königen vor, ob schriftlich, ob durch Gesandte. Die Kritik verneint die Zweckmäßigkeit, namentlich in Bezug auf Frankreich. „Denn der Kaiser hat für den König alles gethan, was er thun kann und thun soll, und dennoch sieht man, wie er mit dem Kaiser umgeht."

Es fragte sich dann um die Reichsfürsten, hauptsächlich um Kursachsen. Das Gutachten über diesen Kurfürsten lautet: „Es ist wohl zu fürchten, daß er auch durch den Tod des Schweden sich nicht bewegen lasse einzulenken, sondern vielmehr sich bemühen werde, das Leipziger Bündnis vollends zum Effecte zu bringen. Es mangeln auch fast alle Mittel mit ihm zu tractieren, dieweil er sich so sehr vertieft, daß es sich nicht schicken würde, wenn Ew. K. M. selber ihm etwa schreiben oder durch Andere schreiben lassen wollte. Und er selber wird aus Hartnäckigkeit auch nicht den Anfang machen wollen. Und obwohl man davon geredet, daß etwa der Landgraf Georg als Vermittler zu gebrauchen: so sind doch dabei allerhand Bedenken. Deswegen sind die gehorsamsten Räthe der Meinung, es möge Ew. K. M. gnädigst erwarten, ob etwa der Kurfürst selber durch ermeldeten Landgrafen oder vielleicht einen Anderen einen Vorschlag zu gütlicher Handlung thun lassen würde, auf welchen Fall dann erst zu berathschlagen wäre."

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß bereits das Anerbieten des Landgrafen Georg vorlag. Obwohl von den Feinden umringt, schrieb[1] der patriotische Fürst dem Kaiser, sei er täglich bereit, auf Erfordern sich zu seinem Schwiegervater Johann Georg zu begeben.

Die Kritik zu jenem Vorschlage des Gutachtens lautet: „An Kursachsen in Ihrer K. M. Namen nichts gelangen zu lassen, weder schriftlich, noch durch dritte Personen, weder indirect, noch direct, bis er selber dazu Anlaß gibt."

Eben so ward der Vorschlag an Kurbrandenburg oder an Kurtrier etwas gelangen zu lassen, zurückgewiesen, an Kurtrier namentlich,

[1] Friedensacten F. 9 c.

„weil er seiner selber nicht mehr mächtig, nachdem er französische Truppen in Ehrenbreitstein und Coblenz, so wie in Trier eingenommen hat."

Weiter kommt dann die Rede auf die übrigen Reichsfürsten. „Es ist wenig mehr mit denselben zu tractieren," sagt das Gutachten, „weil sie fast alle ruiniert sind." In besonders scharfer Weise wendet sich sowohl das Gutachten als die Kritik desselben gegen Württemberg, wo der herzogliche Vormund, Julius Friedrich, nachdem er im August 1631 dem Leipziger Schlusse abgesagt, beim Herannahen des Schwedenkönigs im Kreise Schwaben gewaltet, als sei dieser sein Eigenthum. „Württemberg ist in einer ärgeren Classe," heißt es, „als Kursachsen und Brandenburg, wegen seines Rückfalles." Dazu hatte der Herzog sich an österreichischem Eigenthume vergriffen, indem er Zell am Bodensee genommen. Im Falle eines Sieges der kaiserlichen Waffen stand daher besonders ihm eine schwere Vergeltung in Aussicht.

Weiter kam die Frage auf die Reichsstädte, namentlich Nürnberg, Ulm, Straßburg. Auf die zwei ersteren fiel der Vorwurf, daß sie ein Jahr zuvor dem Leipziger Schlusse abgesagt und dann doch ohne Noth sich dem Schweden verbündet hatten — auf Straßburg die noch schärfere Anklage, daß es die eigene Mannschaft gestellt, um dem Schweden Horn zur Einnahme von Benfeld im Elsaß zu helfen. Man einigte sich daher, an diese oberländischen Städte keinerlei Aufforderung gelangen zu lassen.

Anders stand es um die Seestädte der Hansa. „Man weiß nicht eigentlich, daß sie sich in den Leipziger Bund eingelassen, sondern nur, daß ihre Abgeordneten (in Leipzig) es mehrentheils zum Berichte genommen. Als darauf der Kaiser die Mandate gegen die auf Grund des Leipziger Schlusses angestellten Werbungen erlassen, haben die Hansestädte in ihrem Schreiben vom 10. Juni 1631 zwar, mit Berufung auf ihre Commercien, die Publication abgelehnt, jedoch dabei erklärt, daß sie in kaiserlicher Devotion beständiglich verharren wollten. Dabei ist es bisher verblieben."

„Derowegen," fährt das Gutachten fort, „weil bei den Hansestädten noch eine große Macht, sie die Seehäfen im Besitze haben, und die Generalstaaten von Holland sich sehr bemühen, sie zu sich hinüber zu ziehen — weil es daher nicht klug wäre, sie durch scharfe Mittel zu erbittern, sonderlich da unter ihnen auch viele gute Patrioten, welche bis anher für Ew. K. M. gestanden, halten die geheimen Räthe dafür, daß ihnen wo nicht durch einen eigenen Commissar, etwa durch Walmerode, jedoch

wenigstens durch ein kaiserliches Schreiben allergnädigst zu erkennen gegeben werden möge: Ew. K. M. zweifelten nicht, es würden Dero Feinde und Widerwärtige bei ihnen mehrmals angehalten haben, sich mit denselben wider Ew. K. M. und Dero hochlöbliches Haus, auch die katholischen Kurfürsten und Stände des Reiches in Kriegsverfassung und Allianz zu begeben, (und zwar dies) sub specie religionis et libertatis, welche bisher in allen Kriegen wider Ew. K. M. einzig der Deckmantel gewesen wäre — daß sie (die Hansestädte), wie Ew. K. M. gnädigst verhoffen, solches nicht gethan, das gereiche Ewr. K. M. zu sonderlichem gnädigstem Gefallen, und werde ihnen bei der Posterität einen guten Nachruhm bringen. Und weil der Allerhöchste Gott in jüngster Schlacht Dero Hauptfeind, den Schweden, durch die Gewalt des Krieges hinweggenommen, und dadurch augenscheinlich zu verstehen gegeben, daß dieser abermalige feindselige Conatus wider das ordentliche Haupt des römischen Reiches seiner göttlichen Allmacht nicht gefalle —: So versehen sich Ew. K. M., sie (die Hansestädte) würden ihnen solches zu einer guten Warnung und Erinnerung sein lassen, daß sie auch künftig, wenn gleich man wieder sie zu neuen Kriegshandlungen wider Ew. K. M. ziehen wollte, sich nicht einließen, sondern bei Ewr. K. M. als dem ordentlich erwählten und gesalbten römischen Kaiser und Könige hielten. Und demnach sie (die Hansestädte) durch diesen Sieg der kaiserlichen Waffen Anlaß und Gelegenheit bekommen, für ihre Beschwerden in Handel und Schifffahrt dermaleins eine wirkliche Erledigung zu erlangen: so offerierten ihnen hierunter Ew. K. M. ihre gnädigste Handbietung mit dem gnädigstem Begehren, daß mit Ewr. K. M. als dem Oberhaupte sie ihre Kräfte vereinigen und ihre Feinde von des H. R. Reiches Boden seewärts kräftiglich abtreiben und abhalten wollten, damit Ew. K. M. den werthen Frieden desto eher recuperieren, und ihnen (den Hansestädten) auch zu ihrem besseren Aufnehmen gnädigst helfen könnten. Wie denn Ew. K. M. gnädigst erbötig, wenn sie (die Hansestädte) deswegen eine besondere Schickung an Dero Hof thun werden, sich gegen dieselbe also zu erzeigen, daß sie Dero gnädigste Affection zu ihrer und gemeiner Wohlfahrt im Werke selbst genossen zu haben, würden spüren können."

Die Kritik dieses Gutachtens hebt hervor, daß nicht alle Hansestädte sich in gleicher Weise verhalten, daß vielmehr einige, wie namentlich Bremen, sich offen zum Feinde geschlagen haben. Der Beweggrund des Verhaltens der Anderen liege weniger in der Devotion für den Kaiser als in dem eigenen Interesse, daß die benachbarten Könige nicht zu

mächtig werden. Jedoch stimmt denn auch diese Kritik dem Gutachten darin bei, das Verhalten der Hansestädte in möglichst günstiger Weise auffassen zu wollen.

Es handelte sich endlich um die Reichsritterschaft. Darüber sagt das Gutachten: „Obwohl deren viele, insonderheit im fränkischen Kreise, sich wider Ew. K. M. höchlich vergriffen — nachdem aber Ewr. K. M. und dem H. R. Reiche sehr viel daran gelegen, daß ein solches edeles Corpus, darauf sonst vor diesem fast nervus militiae Imperii Romani bestanden, und daraus Kurfürsten und höhere Stände creiert worden, um des uralten Adels willen, erhalten bleibe — da es ferner auch wohl bekannt, wie deren etliche fast mehr aus Desperation, indem sie alles Ihrige verloren, sich zum Feinde geschlagen: so würden, wenn sie deswegen alle leiden sollten, die edelsten und ältesten Geschlechter untergehen und ruiniert werden. Hingegen ist zu hoffen, daß, wenn sie sich zu Ewr. K. M. gewisser Gnade zu getrösten, sie sich wieder herbeifinden und zu Ewr. K. M. Gehorsam lenken würden. Daher sind die gehorsamsten Räthe der Meinung, daß ihnen noch Zeit belassen werde, zur Erkenntnis zu kommen, und sie insgesammt durch neue Mandate ermahnt werden wiederzukehren, auch die Qualificierten in der Pfalz und anderen Orten im Reich, wo Ew. K. M. neue Regierungen aufrichten, verwendet werden mögen, damit sie sehen, daß bei Ewr. K. M. mildreichem Regimente ihnen der Zugang zu Ämtern und Würden nicht benommen sein solle."

Über alle diese Vorschläge behielt sich der Kaiser die Entscheidung bevor, nachdem er darüber das Gutachten von Wallenstein und Eggenberg vernommen haben würde. Jedenfalls zeichnet das Gutachten die Stimmung am kaiserlichen Hofe nach dem Tode des Schwedenkönigs als friedenswillig.

Stärker noch prägt sich dies aus in einer anderen dem Kaiser eingereichten Schrift.[1]

„Anstatt des gefallenen Schwedenkönigs wird ein anderes Haupt sich wiederfinden, wie es vordem einen Mansfeld, Christian, Durlach gegeben hat. Die Stifter dienen den Gegnern. Obwohl man in diesem Jahre eine ansehnliche Armee gehabt und alles was möglich aufgewendet, hat es doch nicht angehen wollen, sondern der Krieg ist völlig Ewr.

[1] Friedensacten F. 9 c. Nicht ein ausgearbeitetes Gutachten, sondern eine Aufzählung von Gründen.

K. M. auf den Hals gewiesen. Eben so wenig hat man sich auf die Eventualitäten des nächsten Jahres zu verlassen. Denn es mangeln die Mittel, namentlich im Falle einer Türkengefahr. Bei der Fortsetzung des Krieges würde der Favor der Reichsstände nur noch weiter verloren, und was an demselben hangt, die spes successionis am Reiche, an welcher allein die Conservation des Hauses Österreich haftet, nicht allein für dies Mal, sondern auch, weil diese Wunde so leicht nicht verschmerzt werden kann, ad hominum memoriam retardiert. — Frankreich facht den Krieg an. Ihm stehen Thür und Thor eben so offen wie dem Schweden. Dagegen ist keine Hülfe in Aussicht als diejenige von Spanien, welches doch selber von allen Seiten abgezogen wird."

„Gegen die Fortsetzung des Krieges spricht ferner der Zustand der jetzigen Militia. Sie wird außerhalb des ersten Anzuges ohne Geld und also per consequentiam ohne rechte Disciplin geführt, ist daher nicht anders gewohnt als ein Land nach dem anderen zu verzehren. Aus Mangel an Unterhalt ist Sedition zu befürchten, vornehmlich, weil man des nicht-katholischen Volkes, wie auch wohl etlicher Häupter von der anderen Religion nicht entbehren kann."

„Alle Potentaten haben nicht bloß auf die eigene Zeit zu sehen, sondern auch auf die Zukunft. Wenn der Kaiser sterben sollte, so hat der Successor in den Erbländern als solcher mit dem Reiche nichts zu schaffen. Wollte er es dennoch vermittelst der Waffen, so würde er die Katholiken wie die Nicht-Katholiken wider sich haben. So lange der Krieg währt, bleibt auch die Confusion."

„Darum ist der Frieden nicht bloß nützlich, sondern höchst nothwendig."

Es fragt sich also, wie anderswo die Nachricht vom Tode Gustav Adolfs aufgenommen wurde, zunächst in Rom.[1] Am 11. December erließ der Papst Urban VIII. an den Kaiser das folgende Breve.[2]

„Geliebtester Sohn in Christo, unseren Gruß und apostolischen Segen."

„Daß das Eine, welches wir vor Anderem seit langem erwünscht, und mit eifrigsten Gebeten von Gott erfleht haben, Ew. Majestät von

[1] Über die Meinungen des H. Gregorovius 81 uf. vergleiche man die Kritik des H. A. Pieper in den hist.-pol. Blättern Bd. 94, 471 uf. — Dies Breve ist kürzlich im Original abgedruckt von H. Ehses im h. Jahrbuche der Görres-G. XVI², 339.

[2] Kriegesacten F. 98.

ihm nunmehr verliehen worden, dafür bringen wir unseren warmen Glückwunsch dar, und sprechen zugleich unserem Herrn unendlichen Dank aus, daß er an den Übermüthigen Vergeltung geübt, und von den Nacken der Katholiken den bittersten Feind hinweg genommen hat. Welche Wohlthat von seiner Gnade darin verliehen ist, hat wahrlich Deutschland erfahren, in welchem mehrere Provinzen, die durch die feindlichen Waffen fast bis zu Einöden hinabgebracht sind, die Gräber ihrer Bewohner, die Plünderungen ihrer Städte, die Verwüstung ihrer Felder, auf lange Jahre hinaus beklagen werden. Auch wir wissen es, weil unserem Gemüthe die Klagen und der Jammer unserer Söhne zu unglaublicher Trauer beständig vorschwebten — es weiß der ganze christliche Erdkreis, der mit großem Schrecken vernommen, daß ein König als Feind des katholischen Namens, trotzend auf seine Waffenmacht und seine Siege, von den Ufern des baltischen Meeres bis zum Fuße der Alpen, alles mit Feuer und Schwert verwüstend, sich rühmen durfte, daß dieser ganze Landstrich in höchster Schnelligkeit von ihm unterworfen sei. Darum haben wir, sobald die erste erwünschte Nachricht dieses Sieges zu uns gelangte, in der Kirche der allerseligsten Jungfrau Maria dell'Anima der deutschen Nation mit hoher Freude das heilige Meßopfer dargebracht, und zugleich mit unseren geliebten Söhnen, den Cardinälen der h. Kirche, und dem stark zugeströmten römischen Volke, für die große Wohlthat Gott unseren Dank dargebracht und ferner von ihm erfleht, daß er Deine für die Vertheidigung der Kirche übernommenen Mühen segnen wolle. Du aber, geliebter Sohn, fasse den Muth, der Deiner Sache entspricht, und führe mit Deinen gerechten Waffen aus, was von dem gottlos gegen Dich erregten Kriege noch übrig ist. Denn der Herr der Heerscharen wird mit seiner Macht kämpfen gegen die Verstörer der Kirche, und vor ihm her wird schreiten der Tod. Wir werden sicherlich ihn beständig anflehen, daß er mit häufigen Siegen für Dich auch die Sache der Christenheit erhöhe, und verleihen liebevoll Deiner Majestät unseren apostolischen Segen. Gegeben zu Rom bei St. Peter, unter dem Fischerringe, am 11. December 1632, unseres Pontificates im 10. Franciscus Herrera."

Ein entsprechendes Breve entsandte Urban VIII. auch an Wallenstein.[1]

---

[1] Man vgl. das Schreiben Wallensteins bei Hallwich, Wallensteins Ende I, 147 nr. 174.

Es handelt sich weiter um den König von Frankreich. Der Kurfürst Maximilian hielt[1] den Todesfall des Schweden für einen günstigen Anlaß, den König Ludwig XIII. zur Friedensstiftung für das Reich anzumahnen. Er legte ausführlich dar, daß die Vorschläge der Neutralität mit dem Schweden dem Defensivbündnisse vom 8. Mai 1631 nicht entsprochen hätten, daß ein Eingehen auf dieselben dem Schweden freie Hand belassen haben würde, zuerst den Kaiser, dann auch ihn, den Kurfürsten, zu verderben. Nur in gemeinsamer Abwehr haben sie bestehen können. Maximilian spricht mit Nachdruck seine Verwunderung aus, daß der Gesandte La Grange sich geäußert: der König wolle zur Zeit nicht einen allgemeinen Frieden in Deutschland, und habe ihn gesendet, um einen solchen zu verhindern. „Die hohe Meinung," schreibt Maximilian, „die ich von den Tugenden und dem Gerechtigkeitssinne Ewr. M. habe, zwingt mich anzunehmen, daß La Grange ohne Auftrag aus eigener Meinung so geredet. Aber Alle besorgen, daß er dem entsprechend handelt." Dagegen spricht Maximilian die Hoffnung aus, daß der König den Schutz der in Deutschland wankenden Kirche auf sich nehme, „besonders aber mir beistehe gemäß dem Bündnisse, auf welches die Augen von ganz Europa gerichtet sind."[2] In der Hand des Königs als eines gerechten Fürsten, den der Titel Christianissimus ziere, stehe es den schweren Kriegesleiden in Deutschland ein Ziel zu setzen und einen allgemeinen Frieden zu vermitteln, einen ehrenvollen Frieden, entsprechend dem alten Glauben und der Religion, dem Könige selber zum ewig währenden Ruhme, einen Frieden ferner, den die ganze Kirche für jetzt und für immer preisen, den der Himmel selber bestätigen werde. Wie ein solcher Friede den König zum Gipfel des Ruhmes erheben, dem ganzen Europa die ersehnte Ruhe wieder geben werde: so werde er vor Allem auch den Thron des Königs daheim für immer befestigen.

Gegenüber der Meinung, daß mit dem Tode des Schwedenkönigs die Feindseligkeit gegen die Katholiken nachlassen werde, fügt Maximilian noch eine Nachschrift hinzu.[3] „Über die Gesinnung und das Verhalten der Protestanten vernehme ich aus sicheren Nachrichten und sehe es auch an Thatsachen, daß die katholische Religion nach dem Tode des Schweden in viel größerer und schwererer Gefahr schwebt als bei seinem Leben.

---

[1] Bavarica 1632. Vom 22. December.

[2] Praesertim mihi ex foedere in quod totius Europae oculi conjecti sunt, assistat.

[3] A. a. O.

Freilich hat er Kirchen und Priester mit Auflagen, mit Raub, mit Verjagung, mit Hunger, mit Kerker, mit Todschlag in harter Weise gequält; dennoch hat er aus Furcht und Respect vor Ewr. M. und wegen des Vertrages von Bärwalde dem Verfolgungseifer häufig Zügel angelegt, bisweilen milder und gütiger gehandelt. Aber jetzt behaupten die Protestanten, welche als Nachfolger des Königs auftreten, von allen solchen Verpflichtungen der Verträge frei und durch seine Versprechungen nicht gebunden zu sein. Sie geben vor, daß alle Kirchengüter ihnen zufallen, daß sie nach ihrem Rechte alle Geistlichen verjagen können. Und da es nichts gibt, was ihre Begehrlichkeit, welche bei Einigen durch die Dürftigkeit noch geschärft wird, zügeln könnte: so ist durchaus zu besorgen, daß in Folge der Wegnahme der Bisthümer, der Collegiatstifter, der Klöster, der Pfarren, der Austreibung der Priester der Kirche, in kurzer Zeit die Häresie mächtig eindringe, und dann auch nicht ohne Gefahr für die Krone Ewr. M. Wenn Ew. M. sich bemühen wollen, dies mit allen Kräften zu verhindern, so werden Sie der ganzen Kirche und dem christlichen Erdkreise eine Wohlthat erweisen."

Die Schrift Maximilians war vom 22. December. Bevor sie an Ludwig XIII. gelangte, lagen schon andere Kundgebungen dieses Königs vor.

Der französische Gesandte La Grange, der sich noch in Nürnberg befand, mahnte auf die Nachricht von Lützen den dortigen Rath, standhaft zu bleiben.[1] Der Rath dagegen ersuchte den Gesandten bei dem Könige „gute Officia zu leisten und dahin zu wirken, daß ihm die Stadt zu königlichen Gnaden empfohlen bleiben möge." Richtiger also als der Kurfürst Maximilian errieth La Grange im voraus, wohin der Sinn Ludwigs XIII. sich lenken würde.

Denn bereits am 6. December erließ Ludwig XIII. aus Versailles ein Schreiben an La Grange, lautend wie folgt.[2] „Nachdem ich aus Ihren Berichten an meinen Secretär Bouthillier ersehen, was sich seit einigen Tagen in Deutschland zugetragen, habe ich es für zweckmäßig gehalten, Ihnen durch einen eigenen Courier diesen Brief zu senden, um Ihnen zu sagen, daß Sie Allen denen, welche die von meinem verstorbenen Bruder, dem Könige von Schweden, hinterlassenen Truppen commandieren, so wie überhaupt meinen Freunden dort, in meinem

[1] Soden I, 485. [2] Acten des 30j. Krieges.

Namen versichern sollen, daß ich zum Besten ihrer Angelegenheiten und des Gemeinwohles alles beitragen werde, was bei jetziger Gelegenheit von mir erwartet werden kann. In vier oder fünf Tagen werde ich einen anderen Courier abschicken, der Ihnen genauere Kunde meiner Entschlüsse und Entwürfe überbringen soll. Diese werden derartig sein, wie meine Freunde dort sie wünschen können, da ja ihre Interessen mir nicht weniger am Herzen liegen als meine eigenen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß sie die Unterstützung, welche sie von mir empfangen können, wohl in Betracht ziehen, weil ich zur Zeit in besserem Stande bin sie nachdrücklich zu leisten als früher, und weil Nichts mich ablenkt an sie zu denken."

Dies Schreiben ist nicht von Richelieu abgefaßt. Er befand sich in der kleinen Stadt Mauzé, südlich von Niort, im jetzigen Departement Deux-Sèvres. Von dort aus antwortete er, am 15. December, auf die Anfrage Ludwigs XIII., was unter diesen Umständen zu thun sei, wie folgt.[1] „Obwohl es schwer ist, aus der Ferne einen Rath zu geben, weil vor der Ankunft desselben die Dinge sich ändern, so habe ich doch, um Ihrem Befehle zu gehorchen, dem Herrn Bouthillier meine Ansicht über die deutschen Angelegenheiten eingeschickt. Wenn der König von Schweden mit seinem Sterben noch ein halbes Jahr gewartet hätte, so würden, wie es scheint, die Angelegenheiten Ewr. M. dadurch um desto mehr gesichert worden sein. Wenn man jedoch schleunig alles thut was erforderlich, um der Uneinigkeit der Fürsten, welche dieser Zufall von einander lösen könnte, zuvorzukommen, so haben Ew. M., nach meiner Ansicht, den bösen Willen Ihrer Feinde in Deutschland nicht zu fürchten. Für den Beginn der Veränderung, welche der Tod des Schwedenkönigs nach sich ziehen wird, halte ich es für nothwendig, dem Herrn von Charnacé einen Wechsel zu 30,000 Rthlrn. zu schicken, auf Frankfurt oder eine andere deutsche Stadt, zur Vertheilung an hervorragende Persönlichkeiten, die über einfache Versprechungen lachen, dagegen durch das Annehmen des Geldes sich Ihnen verpflichten. Wenn Ew. M. den Vorschlag zweckmäßig finden, so kommt es darauf an, das Geld sofort zu schicken. Ich nehme mir die Freiheit darüber zu schreiben, weil ich weiß, daß wie Ew. M. im Urtheile alle Mitglieder Ihres Rathes überragen, Sie auch in der Ausführung der eifrigste sind. Hoffentlich werden die Besendungen, die Ew. M. an verschiedene deutsche Fürsten richten,

[1] Avenel IV, 415.

gute Wirkungen hervorbringen, und, wenn nur auch der Stillstand in Holland mislingt, wie es allen Anschein hat, so sehe ich nicht ab, daß Ew. M. etwas zu fürchten haben, wie es sich der große Haufe zuerst einbilden wird."

„Es thut mir außerordentlich leid nicht die Ehre zu haben, bei Ewr. M. zu sein, um nach meinem Vermögen desto leichter beitragen zu können, daß der Dienst des größten Fürsten und des besten Herrn auf der Welt wohl von statten gehe."

Eine Vertheilung der Summe ist hier nicht angegeben. Drei Monate später heißt[1] es in der Instruction des Marquis de Feuquieres, daß der Herzog Bernhard von Weimar erhalten soll eine Pension in Allem zu 6000 Rthlrn., eben so viel sein Bruder Wilhelm, der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel 2000 Rthlr. zu der ihm zuvor beigelegten usw. Es sind dieselben Persönlichkeiten, die voran unter den deutschen Reichsfürsten zwei Jahre zuvor dem Schwedenkönige ihre Dienste entgegen getragen hatten.

Nach jenem seinem Rathe eilte der Cardinal Richelieu weiter nach Paris. Über sein Zusammentreffen mit Ludwig XIII. erzählt er selber wie folgt[2]: Le roi le vint voir deux jours devant à Rochefort, où le regret de sa maladie passée, mêlé avec le contentement de le revoir en santé, le fit tenir long-temps embrassé sans lui parler que de soupirs et de larmes de douleur et de joie, reconnaissant la grâce évidente de Dieu en ce qu 'il n' était tombé malade qu' après la fin du mouvement de Languedoc, et que la bonté divine lui avait rendu la santé au temps qu' il était nécessaire de consulter le remède qu 'il fallait apporter aux affaires d' Allemagne, desquelles dépendait la paix générale de la chrétienté.

Diese Worte, und namentlich diejenigen zum Schlusse, würden unglaublich klingen, wenn man nicht sie hier im Urtexte vor sich sähe. Dagegen würde eine Übersetzung derselben auch für die Sprache selber des deutschen Volkes beleidigend sein.

Der Cardinal Richelieu hatte richtig vorausgesehen, daß die Bemühungen in den Niederlanden um einen Stillstand mislingen würden. Die Dinge dort liefen für seine Wünsche noch günstiger. Wir haben

[1] Förster III, 8. [2] Mémoires VII, 268.

die Klagen des Schwedenkönigs über die Abwendung der Generalstaaten von ihm vernommen, namentlich über ihre Unzufriedenheit mit seinen Zöllen in der Ostsee, deren er doch, wie er sagte, für seinen Krieg bedürfe. Der Bericht des holländischen Gesandten Pauw über die Stimmung des Königs bewog die Generalstaaten, zum Beweise ihrer Affection ihm abermals für zwei Monate Subsidien, zu je 50,000 fl., zu bewilligen.[1] — Inzwischen jedoch traf die Nachricht von Lützen ein, zur Consternation der Hochmögenden, vor deren Augen die Gefahr aufstieg, daß es in Deutschland zum Frieden kommen könne. Sie schickten ihren Gesandten Pauw sofort nach Frankfurt zurück, mit dem Auftrage bei Oxenstierna, bei dem Herzoge von Weimar und Anderen, welche bei der Direction der Sache dort betheiligt, „zu versichern,[2] daß fortan die Generalstaaten ihre Subsidien desto liberaler und bereitwilliger beibringen würden, um in jeder Weise die schwedische oder protestantische Partei anzufeuern und zu stärken."

Kurz zuvor hatten die Generalstaaten, um dem Schwedenkönige gefällig zu sein, bei dem Könige von Frankreich seinen Krieg als Religionskrieg verneint. Nicht auf den Namen kam es ihnen an, sondern, wie bisher, auf die Schürung des Brandes, welcher, das Reich in sich verzehrend, es nach außen lahm legte.

Der Politik der Generalstaaten entsprechend handelte ihr Vertreter Haga in Constantinopel. Georg Rakoczy von Siebenbürgen hatte in den letzten Monaten lebhafte Correspondenz mit den Schweden in Deutschland gepflogen; dennoch schritt er nicht zu einer That wider den Kaiser. Daß dies nicht geschah, lag nicht an Haga. „Ich habe ihn," meldet[3] er, „verschiedene Male an das Beispiel Bethlen Gabors erinnert, der, wenn er auch von den Türken her weder ein ausdrückliches Verbot, noch eine Erlaubnis besaß, doch von ihnen niemals verlassen wurde." Haga erzählt, daß er dies sein Verfahren auch dem Großwesir berichtet und dessen Zustimmung erhalten habe. Aber zugleich war ihm auch eine andere reelle Ähnlichkeit des Georg Rakoczy mit Bethlen Gabor nicht unbekannt[4]: Rakoczy verlangte erst Geld. Weder Gustav Adolf noch Andere gaben es her, und bei dem Warten darauf ging für Rakoczy die Gelegenheit vorüber.

[1] Aitzema III c, 195. [2] A. a. O. 196.
[3] Haga 429. [4] A. a. O.

Im November ließ er dem Kaiser melden[1]: Gustav Adolf so wie die Türken hätten ihn aufgefordert, auch reiche Belohnungen in Aussicht gestellt, wenn er gegen den Kaiser die Waffen ergreifen wolle. Auf keine Weise jedoch habe er dazu sich bewegen lassen, wohl wissend, welcher Nachtheil dadurch der Christenheit erwachsen könne. — Es ist kaum anzunehmen, daß man in Wien der Versicherung des Georg Rakoczy mehr Glauben beigemessen als einst den vielen gleichartigen des Bethlen Gabor; aber die Thatsache war, daß Rakoczy für Monate lang sich ruhig verhielt, bis er erst wieder mit Oxenstierna sich ins Einvernehmen gesetzt hatte.

Nach Constantinopel gelangte die Nachricht vom Tode Gustav Adolfs erst am 27. December,[2] dem einundvierzigsten Tage nach der Schlacht,[3] „zur unglaublichen Betrübnis," wie Haga meldet, „nicht minder der Türken als aller anderen Nationen". Doch zweifelte man noch, bis ein Courier von Georg Rakoczy die Nachricht bestätigte. Rakoczy ließ zugleich damit die abermalige Bitte überbringen, daß er mit der Zustimmung und der Hülfe des Sultans Murad den Kaiser angreifen dürfe. Für die Türken bestanden dieselben Hindernisse wie zuvor. „Die Minister hier", sagt[4] Haga, „fürchten, daß die deutschen Fürsten und Reichsstände doch zuletzt mit dem Kaiser sich vertragen. Daher wollen sie, so lange der Krieg mit Persien nicht beendet ist, in solchem Falle mit dem Kaiser und seinem Anhange nicht gern zum Bruche kommen." Es war also immer wieder der Blick auf Persien, der die Türken hinderte, das Werk des Schweden Gustav Adolf, des Franzosen Richelieu, der Generalstaaten und, nicht zum wenigsten derjenigen Reichsfürsten, die direct oder indirect jenen Mächten dienstbar waren, an dem deutschen Volke zu vollenden.

Es fragt sich, welche Mittel der Kaiser zur Abwehr verwenden konnte. Die Kundgebungen, die wir namentlich nach den Tagen von Nürnberg aus dem kaiserlichen Rathe vernommen, deuten an, daß man von dem stattlichen Heere Wallensteins, für welches die Erbländer alle Kräfte aufgeboten, mehr gehofft hatte als es wirklich geleistet. Ein Mistrauen gegen Wallenstein persönlich jedoch ist nicht erkennbar. Er selber verfuhr mit einer ungewöhnlichen Schärfe gegen höhere und niedere Officiere, die überwiesen wurden, bei Lützen nicht ihre Pflicht gethan

[1] Firnhaber 50. [2] Haga 427.
[3] A. a. O. 431. [4] A. a. O. 442.

zu haben. Andererseits haben die Erörterungen der schwedischen Häupter nach dem Tage von Lützen dargethan, daß das Wallensteinische Heer ihnen noch furchtbar genug erschien.

Bereits jedoch sann das Haupt desselben über andere Zwecke nach. Wallenstein war nach den Tagen des Lagers bei Nürnberg auf die Andeutungen des Schwedenkönigs und Oxenstiernas, so weit erkennbar, nicht nach deren Wunsche eingegangen. Im April des Jahres 1633 beschied er wieder den früher verwendeten böhmischen Edelmann Sesyma Raschin zu sich nach Prag.[1] „Es hätte sich, sagte Wallenstein, in einem Jahre viel verändert, und das sei für sie besser: jetzo habe er erst den rechten Vortheil zu dem, was er im Sinne gehabt. — Er hat dann angefangen den König in Schweden zu rühmen, was für ein gewaltiger Soldat er gewesen sei. Es sei aber gar wohl geschehen, daß er also umgekommen sei; denn es könnten doch zwei Hähne auf Einem Miste sich nicht vertragen."

Es ist derselbe Gedanke, den in Bezug auf ihn selber und den Schweden einige Jahre zuvor Wallenstein zu seinem damaligen Vertrauten Arnim in die Worte gekleidet: Amor et dominium non patitur socium. Wallenstein faßte den Gedanken dann bestimmter durch die Meldung an Oxenstierna in Frankfurt: „er wolle anjetzo das, was er hierbevor im Sinne gehabt, zum Effecte bringen und König in Böhmen werden."

Die Begehrlichkeit des aufgebläheten Emporkömmlings war nicht das geringste Übel, welches zu den vielen anderen über das deutsche Volk kam. Mochte auch Wallenstein immer wieder aufs neue schwanken und zaudern, und dadurch selber seinen Credit bei den Schweden verscherzen: die unabwendbare Folge war, daß von dem Tage an, wo er jenen Entschluß faßte oder aussprach, von ihm nichts Durchgreifendes mehr für die Abwehr der Feinde des Kaisers und des Reiches geschah. Fast noch ein Jahr verging, bis endlich in Wien der Zweifel an ihm bis zur vollen Erkenntnis seiner Gefährlichkeit reifte, und diese Erkenntnis den Zwang auferlegte, um der Selbsterhaltung willen, auf welche Weise immer, der Begehrlichkeit und dem Verrathe ein Ziel zu setzen.

Wallenstein fiel. Ihn überlebte aber sein System der Beschaffung der Kriegesmittel, welches doch auch nicht er erfunden, sondern dem

[1] Dvorský 30.

Mansfeld nachgeahmt hatte, und welches dann allen Heerführern gemeinsam verblieb. Darüber sagt der Zeitgenosse Pappus, der die Zustände vor dem Kriege gekannt hatte, und der die Durchführung des Wallensteinischen Systems erst von 1628 an datiert, mitten in dem Kriege, im Jahre 1643[1]: „Wer hätte nicht einst es für ein Wunder gehalten, wenn solche Zustände auf deutschem Boden geltend werden sollten! Nunmehr, wo wir sie seit fünfzehn Jahren erdulden, ist es uns kein Wunder, und eher erscheint wie ein Wunder die Hoffnung, daß diese Zustände jemals wieder aufhören werden."

Den häßlichsten Charakter aber erhielt dieser Krankheitszustand der deutschen Nation erst von 1630 an durch die Einmischung des Schwedenkönigs, weil es durch seine Erfolge ihm gelang, dem grausigen Gewirre den Stempel seiner Lüge des Religionskrieges aufzudrücken.

Fassen wir den Eindruck des Ganzen zusammen in die Worte eines deutschen Fürsten, der selber den Jammer und die Noth mit durchlebte, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher zehn Jahre nach der Herstellung des Friedens, 1658, eine Schrift[2] an die deutsche Nation ausgehen ließ, beginnend mit den Worten: „Ehrlicher Teutscher, Dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen, unter dem Vorwande der Religion und der Freiheit, gar zu jämmerlich zugerichtet, und an Mark und Bein dermaßen ausgesogen, daß von einem so herrlichen corpore schier nichts übrig verblieben als das bloße Skelett. Wem noch einiges teutsches Blut um sein Herz warm ist, muß darüber weinen und seufzen. Wem sein Vaterland lieb ist, muß die unglücklichen Zeiten beklagen. Wir haben unser Gut und unser Blut, wir haben unsere Ehre und Namen dahingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns schier zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens verlustig, und diejenigen, die wir vorhin kaum kannten, damit herrlich gemacht haben. Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr anders als fremder Nationen Gefangene?" — Die Schrift schließt mit den Worten: „Gedenke, daß Du ein Teutscher bist."

[1] Pappus 86. [2] Theatrum Europaeum VIII, 758.

Personen-, Sach- und Orts-Register
zur ersten Abtheilung des dritten Bandes.

T.

U.

V.

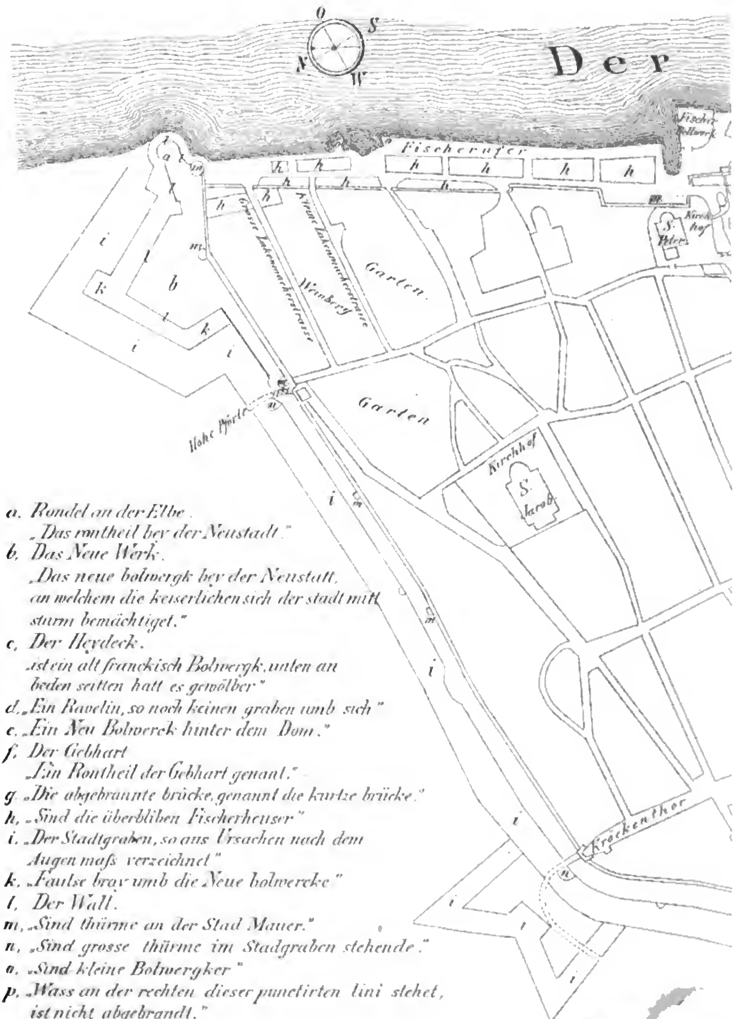
W.

Personen-, Sach- und Orts-Register
zur zweiten Abtheilung des dritten Bandes.

H.

T.

„Geometrische grund-verzeichniss der



a. Rondel an der Elbe.
„Das rontheil bey der Neustadt."
b. Das Neue Werk.
„Das neue bolwergk bey der Neustatt,
an welchem die keiserlichen sich der stadt mitt
sturm bemächtiget."
c. Der Heydeck.
„ist ein alt frankisch Bolwergk, unten an
beden seitten hatt es gewölber"
d. „Ein Ravelin, so noch keinen graben umb sich"
e. „Ein Neu Bolwerck hinter dem Dom."
f. Der Gebhart
„Ein Rontheil der Gebhart genant."
g. „Die abgebrannte brücke, genannt die kurtze brücke."
h. „Sind die überbliben Fischerheuser"
i. „Der Stadtgraben, so aus Ursachen nach dem
Augen maſs verzeichnet"
k. „Faulse bray umb die Neue bolwercke"
l. Der Wall.
m. „Sind thürme an der Stad Mauer."
n. „Sind grosse thürme im Stadgraben stehende."
o. „Sind kleine Bolwergker"
p. „Wass an der rechten dieser punctirten lini stehet,
ist nicht abgebrandt."